Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
VE
v.291

Digitized by Google

CENTRAL CIRCULATION AND BOOKSTACKS

The person borrowing this material is responsible for its renewal or return before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each non-returned or lost item.**

Theft, mutilation, or defacement of library materials can be causes for student disciplinary action. All materials owned by the University of Illinois Library are the property of the State of Illinois and are protected by Article 16B of *Illinois Criminal Law and Procedure*.

TO RENEW, CALL (217) 333-8400.

University of Illinois Library at Urbana-Champaign

AUG 0 5 2002

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXIX. Jahrgang 1914/1915

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

053
VE
V.29

Inhaltsverzeichnis

XXIX. Jahrgang 1914/1915. Erster Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Decsey, Ernst: Die Theaterfritzl. Roman aus Innerösterreich 81, 269, 385
Döring, Fritz: Die Bremse. Eine Kriegsepisode 374
Federer, Heinrich: Brigittli. Erzählung 120
Kohlenegg, Viktor von: Die Treppe. Roman 1, 185, 319, 467
Ploetz, Ludwig von: Das Paradies. Eine Kadettengeschichte 563
Presber, Rudolf: Der Don Juan der Bella Riva 230
Queri, Georg: Le p'tit Piou-Piou. Ein Lebensbild vom Schlachtfeld aufgelesen 552
Supper, Auguste: Bis Weihnachten. Erzählung 514
— — Eine Stunde beim Siebenschuh. Erzählung 49
Weber, Hans: Der Stoßvogel 251

Gedichte, Sprüche

Benzmann, Hans: Gefecht eines bayerischen Reserve-Infanterie-Bataillons im Saarburg-Saarbrückener Kohlenkanal 575
*Bruch, Margarete: Das Japsenlied. Mit einer Zeichnung von Dorothea Hauer 586
Busse, Carl: Entsühnung 297
Friedrich, Johann: Die Zeitung . . . 55
Fulda, Ludwig: Zeitwende 513
Funke, Berthold: Falkenjagd 574
Geiger, Albert: Letzte Fahrt 368
Ginzkey, Franz Karl: Ballade von den Masurischen Seen 561
Hadina, Emil: Deutschösterreich . . . 441
Hayek, Max: Zeichen 560
Holst, Adolf: Der heilige Garten . . . 417
Klein, Tim: Odin 231
Kunzendorf, Franz: Spuk in Stratford (5. August 1914) 407
*Lauff, Joseph von: Deutsche Weihnacht 1914. Mit Zeichnungen von Franz Stassen 449
Lewald, Emmi: „Ihr!“ 250
Lissauer, Ernst: Szene von 1812 . . . 119
Manz, Gustav: Die Wandlung 412
Michel, Albert: Finale 436
Möller, Marx: Blüchers Lachen . . . 384
Münchhausen, Börries Freiherr von: Antwort 377
Netto, Walter: Hinter deines Hauses — 32

Seite

Ompteda, Georg Frhr. von: Bismarcklied IV
Oestéren, Fr. W. van: Die Kriegerherzen 551
Roderich, Albert: Der Ängstliche . . . 406
Salus, Hugo: Der Liebesblick 132
*Schanz, Frida: Kriegsweihnacht. Mit Zeichnung von Berthold Clauß . . 544
— — Sprüche 378
Schaukal, Richard: U 9. An Kapitänleutnant Otto Weddigen 536
Schnitzer, Robert: Die Belagerung . . 519
Sternberg, Leo: An den Kriegsmond . 356
Zobeltitz, Hans Caspar von: Sei wach! 1

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

*Willinger, Hermine: Aus Kindheit und Jugend. Mit zwei Bildnissen . . . 57
*Voß, Richard: Erinnerungen an Herzog Georg von Meiningen. Mit vier Abbildungen 232
Zobeltitz, Hanns von: Im Knödelländchen. Jugenderinnerungen . . 378, 520

Kunst und Literatur

*Bode, Dr. Wilhelm von: Von der Kunst des Sammelns und von den Berliner Privatsammlern. Mit fünf Kunstbeilagen in Faksimile- und Tondruck und siebzehn zum Teil mehrfarbigen Textabbildungen 169
Busse, Carl: Deutsche Kriegsdichtung . 288
*Illustrierte Rundschau 150
*Osborn, Dr. Max: Antwerpen. Mit sechzehn Abbildungen nach Gemälden, Stichen und Naturaufnahmen . . . 418
*Ostini, Fritz von: Eugen Kirchner. Mit dem Bildnis des Künstlers, einem Einschaltbild in Faksimiledruck und zwölf zumeist mehrfarbigen Textabbildungen 133
*Rosenhagen, Hans: Die Wiege der Gotik. Mit zwei Einschaltbildern in Tondruck und einundzwanzig Textabbildungen 451
*Servaes, Dr. Franz: Ferdinand Hodler. Mit dem Bildnis des Künstlers, sechs Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck, sowie siebzehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen . . . 33
*Sternaux, Ludwig: Der Alte aus dem Schwarzwald (Hans Thoma). Mit einer Kunstbeilage und zwei Textbildern im Faksimiledruck 556
Zu unsern Bildern 150

332190
Digitized by Google

Sonstige Aufsätze

Seite

Bley, Fritz: Deutsche Engländerei . . 369
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Der abenteuerliche Simplizissimus. Mit einer Abbildung 113
*— — Prinz Eugen. Mit siebzehn Abbildungen nach Gemälden und Stichen 256
*— — Was einst dem Deutschen Reich gehörte. Mit zwei Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck, sowie achtzehn Textabbildungen nach alten Gemälden und Stichen. 305
*Höcker, Paul Oskar: Feldpostbriefe eines Landwehrmannes. Mit einem Bilde 430
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Die öffentliche Meinung. Bemerkungen zur auswärtigen Politik 27
*— — Zeitgeschichtlicher Rückblick. Mit Zeichnungen von Arthur Kampf, Paul Paeschke und Walter Püttner 298, 442, 587
Lenz, Prof. Dr. Max: Die Macht in der Geschichte 161
— — Napoleons Kampf gegen England im Lichte der Gegenwart 528
Rohrbach, Lic. Dr. Paul: Der Weltkrieg und der Islam. 577
*Rutari, A.: Bridge, das Modespiel. Mit fünf zumeist mehrfarbigen Bildern 142
Schiemann, Geheimrat Prof. Dr. Theodor: Wie sieht es in Rußland aus? 545
*Sternaux, Ludwig: Helgoland. Mit achtzehn Abbildungen in Faksimiledruck nach mehrfarbigen Naturaufnahmen von Wedepohl & Albrecht in Hamburg 100
*Vollbehr, Ernst: Aus Deutsch-Südwest. Bilder von einer Künstlerfahrt. Mit vierzehn Abbildungen in Faksimiledruck 357
*Weiglin, Dr. Paul: Der standhafte Zinnsoldat. Mit achtundzwanzig zumeist mehrfarbigen Abbildungen . . 501
Wygodzinski, Prof. Dr.: Die wirtschaftliche Kriegsrüstung Deutschlands . . 413
Zobeltitz, Hanns von: Der Geist der Stunde II
*— — Vom Wiener Kongreß. Mit dreiundzwanzig teilweise mehrfarbigen Abbildungen 65
*** Das Eiserne Kreuz. Mit fünfzehn Abbildungen 537
*** Der Feldherr. Mit einer Zeichnung von Prof. Anton von Werner . . . 247
*** Friedrich der Große als Feldherr. Eine Parallele mit der Gegenwart . 408

Neues vom Büchertisch

Albedyll-Alten, Julie von: Aus Hannover und Preußen 441
Bulcke, Carl: Die arme Betty. 152
Busse, Carl: Flugbeute 585
Cardano, Girolamo, von Mailand, eigene Lebensbeschreibung 296
Ertl, Emil: Walpurga 149
Federer, Heinrich: Das letzte Stündlein des Papstes 150
Fleischer, Victor: Der Wirt vom Berg 152
Frey, A. M.: Solneman der Unsichtbare 295
Goethe, J. W.: Benvenuto Cellini . . 297
Herzog, Rudolf: Das große Heimweh . 583
Heubner, Rudolf: Das Wunder des alten Fritz 584
Heyse, Paul: Italienische Volksmärchen 153
Jegerlehner, Johannes: Hohlicht . . . 296
Keyserling, E. von: Abendliche Häuser 151
Kraze, Friede H.: Der Kriegspfarrer . 439
Loewenberg, Jakob: Aus zwei Quellen 438
Malade, Theo: Die Geschichte vom lütten Schnieder 293
Märchen der Weltliteratur 153
Marwitz, Fr. Aug. Ludwig von der, Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege 440
Möller, Marx: Wem Gott will rechte Gunst erweisen 584
Mühlau, Helene von: Die zweite Generation 294
Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen 296
Rohrer-Rottauscher: Als Venedig noch österreichisch war 441
Scharfenort, von: Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreußischen Heeres 585
Viebig, Clara: Heimat 582
Wolff, Ludwig: Der Sohn des Hannibal 438

Kunstbeilagen

Bergmann, Prof. Julius: Im Weidengrund. Gemälde. Faksimiledruck zw. 16 u. 17
Clauß, Berthold: Bildnis meiner Frau. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 320 u. 321
Cranach, Lucas: Bildnis des Kardinal-Erzbischofs von Mainz Albrecht von Brandenburg. Gemälde. Faksimiledruck zw. 192 u. 193
Dürer, Albrecht: Kaiser Karl der Große. Ausschnitt aus einem Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 304 u. 305
Eichler, Reinhold Max: Die letzten Rosen. Gemälde. Faksimiledruck zw. 584 u. 585
Erler, Erich: Kurze Rast. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 484 u. 485
Fehr, Prof. Friedrich: Trompeter. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 288 u. 289
Gartmann, Albert: Pirschgang. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 336 u. 337
Göhler, Prof. Hermann: Aufziehendes Gewitter im Tuileriengarten. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 352 u. 353
Grützner, Prof. Ed.: Riesenmohn. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 24 u. 25
Hagemann, Oskar H.: Der Dorfpolitiker. Gemälde. Faksimiledruck zw. 376 u. 377
Haug, Prof. Robert von: Beim Aufbruch. Gemälde. Faksimiledruck zw. 528 u. 529

Digitized by Google

Seite

Hodler, Ferdinand: Das Lied aus der Ferne. Gemälde. Faksimiledruck zw. 44 u. 45
— — Schwingerumzug. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 32 u. 33
— — Studie eines Freiheitskämpfers. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 52 u. 53
— — Weibliches Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 56 u. 57
Hölzel, Adolf: Anbetung. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 516 u. 517
Hübner, Heinrich: Blaues Zimmer. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 492 u. 493
Kallmorgen, Prof. Friedr.: Kirchweihe in einem badischen Dorfe. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 8 u. 9
Kardorff, Konrad von: Heckenrosen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 476 u. 477
Kirchner, Eugen: Strafpredigt. Zeichnung. Faksimiledruck . . zw. 136 u. 137
Klamroth, Anton: Klaus. Pastellgemälde. Faksimiledruck . . zw. 568 u. 569
Körner, Edmund: Alte Sternwarte in Danzig. Gemälde. Faksimiledruck zw. 248 u. 249
Lichtenberger, Hans R.: Hotelrestaurant. Gemälde. Faksimiledruck zw. 88 u. 89
Püttner, Walter: Sehnsucht. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 392 u. 393
Steen, Jan: Hochzeit. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 200 u. 201
Stuck, Prof. Franz von: In der Säulenhalle. Gemälde. Faksimiledruck gegenüber 1
Thoma, Prof. Hans: Mars. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 448 u. 449
Vermeer van Delft, Jan: Dame mit Dienstmagd. Gemälde. Faksimiledruck zw. 168 u. 169
Winternitz, Prof. Rich.: Der Brief. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 160 u. 161

Einschalt- und Text-Bilder

Björck, Oskar: Bildnis der Kronprinzessin von Schweden. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 500 u. 501
Conti, Bernardino de: Männliches Bildnis. Gemälde. Tondruck zw. 172 u. 173
Dammann, Hans: Der Kämpfer. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 574 u. 575
Eichler R. Max: Seerosen im Einbaum. Gemälde. Tondruck . . zw. 128 u. 129
Gebhardt, F.: Erntezeit. Photogr. Aufnahme. Tondruck . . . zw. 152 u. 153
Gentz, Ismael: Bildnis des Generaloberſten von Beneckendorff und von Hindenburg. Zeichnung . zw. 444 u. 445
Graf, Hermann: Interieur. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 440 u. 441
Herrmann, Hans: Herbstsonne. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 120 u. 121
Heyde, Jan van der: Stadtbild aus dem alten Brüssel. Tondruck . zw. 312 u. 313
Hodler, Ferdinand: Abend. Gemälde . 42
— — Aufbruch der Jenenser Studenten als Freiwillige 1813. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 48 u. 49
Hodler, Ferdinand: Bildnis. Gemälde 43
— — Bildnisstudie. Gemälde. . . . 39
— — Blühende Kastanienbäume. Studie 37
— — Der Auserwählte. Gemälde . . 46
— — Der Holzfäller. Gemälde . . . 41
— — Der Müller, sein Sohn und der Esel. Gemälde 36
— — Der Rückzug von Marignano. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 40 u. 41
— — Der Treuschwur (die Reformation). Gemälde 48
— — Die Enttäuschten. Gemälde . . 36
— — Die Nacht. Gemälde 34
— — Empfindung. Gemälde 47
— — Frühling. Gemälde 41
— — Heilige Stunde. Gemälde . . . 44
— — Landschaft am Thunersee. Gemälde 45
— — Schlacht bei Näfels. Gemälde . 35
— — Zwiesprache mit der Natur. Gemälde 38
Hooch, Pieter de: Gesellschaft auf einer Terrasse. Gemälde. Faksimiledruck . . 183
Jettmar, Prof. Rudolf: Die Türme des Trotzes. Gemälde. Tondruck zw. 552 u. 553
Kaiser, Prof. Richard: Blick auf Seeon. Gemälde. Tondruck . . zw. 344 u. 345
Kampf, Prof. Arthur: Auf Posten. Federzeichnung 443
— — Rede Friedrichs des Großen an seine Generäle bei Köben. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 408 u. 409
Kaulbach, Prof. F. A. von: Damenbildnis. Gemälde. Tondruck zw. 400 u. 401
Kirchner, Eugen: Am Strande. Farbige Zeichnung 135
— — An Bergeshang. Farbige Zeichnung 140
— — Anno 1911. Farbige Zeichnung 139
— — Heimkehr. Farbige Zeichnung . 137
Klinger, Prof. Max: Gewandfigur. Marmorbildwerk. Tondruck zw. 132 u. 133
Mackowsky, Siegfried: Kirche in Brügge. Gemälde. Tondruck . . . zw. 536 u. 537
Olde, Prof. Hans: Bildnis des Philosophen Rudolf Eucken. Radierung . 21
Paeschke, Paul: Der deutsche Kaiser spricht zu seinem Volke 31. Juli 1914. Zeichnung 301
— — Ein „Zeppelin“ über Antwerpen. Zeichnung 447
— — Fliegerkampf über der Place de la Concorde in Paris. Zeichnung . 589
Püttner, Walter: Eroberte französische Fahne. Zeichnung 591
Reims, Die Kathedrale zu. Tondruck zw. 452 u. 453
Rembrandt: Christus und die Samariterin. Gemälde 180
Rubens, P. P.: Der Zinsgroschen. Gemälde. Faksimiledruck 181
Samberger, Prof. Leo: Der Sieger von Metz: Bildnis des Kronprinzen Rupp-

Digitized by Google

Seite

recht von Bayern. Zeichnung. Tondruck . . . . . zw. 280 u. 281
Sluter, Claus: Zwei Propheten vom Moſesbrunnen im Kartäuſerkloſter zu Dijon. Tondruck . . . . zw. 464 u. 465
Stadler, Prof. Toni: Gewitter. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 272 u. 273
Thoma, Hans: Chriſti Verſuchung. Gemälde. Faksimiledruck 559
— — Weihnacht. Gemälde. Faksimiledruck 557
Triebſch, Franz: Der Sieger von Longwy: Bildnis des deutſchen Kronprinzen. Gemälde. Tondruck . . . zw. 224 u. 225
Trooſt, Cornelis: Szene aus Molières „Eingebildetem Kranken“. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 184 u. 185
Tuaillon, Prof. Louis: Deutſchlands oberſter Kriegsherr. Bildwerk. Tondruck . . . . . Titelbild
Vogel, Prof. Hugo: Dr. Johannes Kaempf, Präſident des deutſchen Reichstags in der Sitzung vom 4. Auguſt. Gemälde. Tondruck zw. 296 u. 297
Welti, Albert: Träumerei am Abend. Gemälde. Tondruck . . . zw. 328 u. 329
Windels, Carl: Deutſche Mutter. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 208 u. 209

Kunſt, Kunſtgewerbe und anderes

* Anatoliſche Stickereien 156
* Bildnisminiaturen 155
* Leipzig: Die „Gelbe Ecke“ auf der „Bugra“ 158
* Sammlung Baron Oppenheim, Cöln 159
* Zeitler, Joſeph: Neue Holzſkulpturen . 154

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Deutschlands oberster Kriegsherr
Von Tuaillons Reiterdenkmal auf der Kölner Rheinbrücke

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

Im ersten Monat des Deutschen Krieges

Sei wach!

Deutschland sei wach! Die ernste Stunde naht,
Die stolze Stunde siegesreifer Tat,
Deutschland sei wach und prüfe deine Klingen.
Reif steht das Korn, sie rufen uns zur Mahd.
Eins sei nun Volk und Kaiser, Heer und Staat,
Und unser alter Gott geb das Gelingen.

Die heilige, hehre Fackel sei entfacht
Und lohe auf in glühendroter Pracht,
Und durch das Land schall landestreues Singen.
Mann stelle sich zu Mann, bereit zur Wacht,
Bereit zu freiem Sterben in der Schlacht,
Und unser alter Gott geb das Gelingen.

Deutschland sei wach! Hab Augen auf und Ohr,
Die Feinde stehen lauernd vor dem Tor,
Die Stunde naht, und blutig wird das Ringen,
Manch Haus wird hüllen sich in schwarzen Flor,
Doch, Vaterland, die Fahnen hoch empor!
Und unser alter Gott geb das Gelingen!

Hans Caspar von Zobeltitz
Oberleutnant im Garde-Füsilier-Regiment

Digitized by Google

Der Geist der Stunde. Von Hanns von Zobeltitz

Gefallen sind die Würfel: der halbe Erdteil steht gegen uns in Waffen. Ungewiß ist's, ob den Feinden, die uns schnöde überfielen, sich nicht noch andere, die auf der Lauer liegen, zugesellen werden. Es scheint, daß ein Weltbrand sich entfachen will, beispiellos in der Geschichte. Demütigen, vernichten möchte man, was deutschen Stammes ist. Vernichten unseres Reiches Herrlichkeit, vernichten unsere Kultur, vernichten unseren in heißer Arbeit errungenen Wohlstand. — Aber aus der Scheide flog das deutsche Schwert —

Uns Alten, die wir die unvergeßlichen Julitage des Jahres 1870 miterlebten, brannte wohl oft die quälende Sorge im Herzen: wie wird unser geliebtes Volk die große Schicksalsfrage bestehen, wenn der Kaiser wiederum zu den Fahnen ruft, rufen muß? Es war eine bange Zeit in diesen letzten Jahrzehnten. Wir meinten das Ansehen des Reichs nach außen sinken zu sehen, wir erlebten im Innern kummervoll einen sich stetig vertiefenden, verschärfenden Zwiespalt der Parteien, so manche von uns glaubten schon den dröhnenden Schritt roter Arbeiterbataillone zu hören. Wir vermißten schmerzlich unerschütterlichen Willen, fest in sich ruhende Kraft, rücksichtsloses Zufassen. Wir sehnten uns, gestehen wir es ehrlich, nach Bismarcks Eisenhand zurück!

Und nun ist, als der große Weckruf erklang, alles, alles anders gekommen, anders, köstlich und herrlich. Wenn sich jemals ein Volk in der Stunde der Gefahr bewährte, seine Größe, seine sittlichen Kräfte wiederfand: so war es das deutsche Volk. Als erstes glückliches Zeichen galt mir die opferwillige Hingabe der Wehrbeitrags-Milliarde. Ich begann zu hoffen. Aber das waren die Besitzenden, die Geld und Gut auf dem Altar des Vaterlandes niederlegten. Es war noch nicht Herzenssache, es war kühle, verstandesmäßige Überlegung, des Reiches eiserne Rüstung bis aufs äußerste zu stärken und zu festigen. Das Herz der Nation ist erst jetzt erwacht! Wer könnte es je wieder vergessen: dies Rauschen der Begeisterung, das wie von Adlersflügeln getragen, durch Deutschland ging, von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt! Das neues Leben in unsere Adern goß, die Greise jung werden ließ und Jünglinge zu Männern machte! Wie schwand plötzlich, über die kühnste Erwartung hinaus, jeder politische Zwist: wohl mochte so mancher Parteihäuptling mit den Zähnen knirschen, als er fühlte, wie ihm die Herrschaft über die Massen entschwand, als er sich dem Willen und Wunsch des Volkes fügen mußte. Auf daß wir endlich wieder wurden ein einzig Volk von Brüdern!

Furchtbar ist der Krieg. Vielleicht war nie ein Krieg furchtbarer, als der, in den wir ziehen, um zu sterben, um zu siegen. Aber furchtbarer war auf die Dauer die lähmende Ungewißheit, in der wir leben mußten. Eine Befreiung war, wie immer, Entschluß und Tat. Und es mag eine gnädige Fügung sein, die uns zum Entschluß und zur Tat zwang. Hand aufs Herz: uns war es allzu gut ergangen in vier langen Friedensjahrzehnten! Uns fehlten die großen, führenden Männer, die nur große Zeiten hervorbringen. Wir waren in Gefahr, in unserem wachsenden Wohlstand lahm zu werden. Die Lebenskultur der einen überfeinerte sich; der ungezügelte Lebensgenuß der andern zehrte am Mark; breite Massen, gerade auch der Gebildeten, wandten sich, innerlich mehr noch als äußerlich, von unseren Kirchen ab; die Sittlichkeit, den Begriff im höchsten Sinne genommen, drohte zu schwanken. Ja, schreckensvoll ist der Krieg. Aber es gilt noch immer und gilt uns heute hundertfach, allen Friedensschwärmern zum Trotz: kein Volk der Erde kann auf die Dauer der Kur von Blut und Eisen entbehren! Es gilt noch immer, was unser Schiller sagt: Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen. Doch er ist gut, ist ein Geschenk wie sie!

In einer seiner großen Reden, im Norddeutschen Reichstag, am 22. August 1869, hat es Otto von Bismarck ausgesprochen: Man kann heut nur noch aus nationalen Gründen Krieg führen. Das Wort trifft den Geist der Stunde, in der wir leben. In diesen heiligen Krieg drängt sich keine Künstelei der Politik. Nicht Ehrgeiz, nicht Ruhmessucht, nicht der Durst nach Erweiterung unserer Macht hat ihn heraufbeschworen. Aufgezwungen hat man ihn uns: das fühlte der feine Instinkt, der im Volke lebt, von erster Stunde an. Ein einender, ein wahrhaft nationaler Kreuzzug ist's, zu dem unsere Fahnen uns voranschweben: ein Kreuzzug gegen Neid, Überhebung und Barbarei! Und wir wissen es: der Herr der Heerscharen ist nicht nur mit den großen Bataillonen, er ist mit der gerechten Sache! Mit uns wird er sein!

Während ich diese Zeilen schreibe — in der begreiflichen Erregung des Vaters, der zwei geliebte Söhne ins Feldlager schickt, und doch so frohen, so stolzen, so sicheren Herzens —, rollt sich draußen die Mobilmachung unserer Heere ab. Erstaunlich, bewundernswert ist der gewaltige Organismus, der sie trägt: die Ruhe und Gelassenheit, die unübertreffliche Ordnung, die umsichtige Vorbereitung all der tausend und tausend Faktoren, die das Werk bedingt. Doch darauf vertrauten wir, daß es nicht anders sein könnte. Aber der Geist, der dieses Werk erst recht belebt, der Geist der Stunde: das ist das Wundervolle, Herzerhebende. Die

Digitized by Google

Massen jauchzen und jubeln. Wir können uns dessen freuen und dürfen diese elementaren Ausbrüche doch nicht überschätzen. Höher, weit höher steht der frohe, zuversichtliche Ernst, die mustergültige Disziplin, mit der wir die Reservisten und Landwehren ihres Weges ziehen sehen: sie, die der Kaiser rief, fort von den Ihren, von Weib und Kindern, hinweg von der ungeborgenen Ernte, vom heimatlichen Herd. Höher, weit höher steht der Zustrom der Kriegsfreiwilligen zu den Waffen, der jungen, die von der Schulbank kamen und aus den Hörsälen der Universitäten, der Alten, die des Königs Ehrenkleid noch einmal anlegen wollen im heiligen Kampf. Wahrlich: der Kaiser rief, und alle, alle kamen! Kamen, den eisernen Willen im Herzen: zu siegen oder zu sterben. Es gibt, getrost können wir es sagen, kein Volk auf Erden, das uns das nachmacht.

Und schon dröhnen in West und Ost, in Nord und Süd die Kanonen, und noch während die Mobilmachung im Gange, kommen die ersten frohen stolzen Siegesnachrichten: von dem in der Kriegsgeschichte aller Zeiten beispiellosen Sturm auf die Feste Lüttich, von dem Zurückweisen starker französischer Angriffe auf Elsaß und Lothringen, von der Zerschmetterung russischer Reiterdivisionen, von kühnen Heldentaten einzelner unserer Schiffe in der Ostsee, in der Nordsee, im Mittelmeer. Stolz dürfen wir sein, stolz und getrost. —

Ja, getrost wollen, getrost können wir sein. ‚Und wenn die Welt voll Teufel wär', hat Dr. Martinus gesungen. Und wenn die Welt voll Feinde ist, jubeln wir, es soll ihnen nicht gelingen. Wir fürchten nicht den Erbfeind jenseits der Vogesen, wir fürchten nicht die russischen Scharen, wir fürchten nicht den britischen Leu, der wieder einmal das Wort vom perfiden Albion zur Wahrheit werden ließ. Nicht voll Übermut wollen wir sein, nicht mit Vorschuß-Lorbeeren uns schmücken: aber getrost wollen wir sein und vertrauen auf Gott über uns, auf unsere gerechte Sache, auf unser tapferes Heer, auf unsere junge tatenfreudige Flotte — auf unser ganzes opferwilliges, begeistertes Volk. Schwer wird der Kampf sein. Aber er muß uns den endlichen Sieg bringen. — Und auch das ruht in dem wunderbaren, belebenden Geist der Stunde: daß wir Arm in Arm, Brust an Brust mit Österreich in den großen Kampf ziehen. Man muß Österreich-Ungarn kennen, wie ich es kenne, dies unglückliche, von hundert Gegensätzen zerwühlte Reich, um recht zu verstehen, was ihm und uns dieser Krieg bedeutet. Daß nur Kampf und Sieg es wieder fest zusammenschmieden konnte. Wie es aufatmet, jetzt, nach bangen Jahren des Zweifels und Zagens. Wie unsere Treue es hält und kräftigt — die Treue, die wir ihm freudigen Herzens bringen und die es uns gewißlich wahren wird bis zum letzten Hauch von Roß und Mann! Gleich einem fernen glückseligen Zukunftsbild tauchen frohe Hoffnungen vor uns auf, daß noch einmal ein engeres Band uns umschlingen könnte, dereinst, wenn das gewaltige Ringen vorüber.

Getrost wollen wir auch sein und uns unsern Kampf nicht stören lassen durch die Faseleien von den gewaltigen Kulturgütern, die jeder Krieg zerstöre. Gewiß: er tut das. Aber eine alte Lehre der Geschichte ist es, daß jedem starken Volk nach hartem Ringen neues Blut durch die Adern strömt, daß in ihm neue ungeahnte Kräfte erwachen. Frankreich, wir wissen es, erlebte nie eine stärkere Zeit des wirtschaftlichen Aufblühens als nach dem Morden unter Napoleon I., als nach seiner Niederlage von 1870/71! Getrost sein, glauben, hoffen: das ist alles!

Unser Siegespreis, wenn Gott uns den Sieg gibt? Wir Deutschen begehren nicht Land und Leute. Aber was wir begehren, was wir uns, unsern Kindern und Kindeskindern erkämpfen wollen und müssen, das ist eine lange, lange Zeit der Ruhe und des Friedens. Neu gestählt und gesittet, wollen wir aus dem Krieg hervorgehen und uns endlich, endlich jenes rechten Friedens erfreuen, den uns unsere Nachbarn nicht gönnten, Jahrzehnt um Jahrzehnt. Mag jetzt der alte furor teutonicus erwachen und uns begeistern und tragen: im letzten Grunde bleibt es doch ewige Wahrheit, daß das deutsche Volk das wehrhafteste, aber auch das friedliebendste der Welt ist.

Digitized by Google

Bismarcklied

Von Georg Freiherrn von Ompteda

Bismarck! Bis in's Mark hinein,
Deutscher, sollst du Deutscher sein!
Bismarck schlug den welschen Tand
Aus den Hirnen, aus dem Land.
Bismarck schuf das deutsche Reich,
Heimat uns und Stolz zugleich:
Bismarck!

Unser Schlachtruf, unser Sporn,
Wecker für den deutschen Zorn,
Sei er, der uns deutsch gemacht,
Der am Rheine hielt die Wacht,
Dem von Eisen war der Hut,
Und von Eisen Hand und Mut:
Bismarck!

Wenn in dunkler Feindesnot
Deutschland zu erliegen droht:
Bist du über Wolken gleich:
Sei mit deinem deutschen Reich,
Recke deine Riesenhand
Schirmend über unser Land:
Bismarck!

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

In der Säulenhalle

Gemälde von Prof. Franz von Stuck

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 — Heft 1. September 1914

Die Treppe. Roman von Viktor v. Kohlenegg

„— er dachte an den Erben im Horaz — und daß die menschliche Natur so ziemlich dieselbe ist in der Regentstreet wie in der Via Sacra." Thackeray, Pendennis

Das große, vornehme Haus stand wirklich noch unverändert in der Breiten Straße! Es war ein modernes Geschäftshaus aus gelbem Sandstein, dickem Glas und blankem Messing.

Käthe Münchhoff hatte bis zum Köllnischen Fischmarkt die Straßenbahn benutzt und war dann rasch auf der rechten Seite die Breite Straße herauf gegangen. Ihre Augen glänzten unter dem dunkeln Haar. Die schmalen Wangen waren gerötet, und der feste und doch in seinem Schwung sinnliche Mund war durstig ein wenig geöffnet. Sie konnte gut ausschreiten. Sie war groß, schlank und erschien es in dem engen, dunkeln Rock, durch den die Linien ihrer Glieder sprangen, noch mehr.

Das Haus stand noch, aber es trug sichtbare Zeichen der Schande an der Stirn. An dem prachtvollen Haustor hing ein großes, quadratisches Pappschild, auf dem die ganze zweite Etage zu vornehmen Geschäfts- und Bureauzwecken sofort zu vermieten war. Und im zweiten Stock kreischten an allen Fenstern rote Plakate: „Sofort zu vermieten!" Das paßte sich nicht für ein so großartiges Haus. Dieses marktschreierische ‚Sofort' deutete auf eine peinliche Katastrophe hin.

Käthe Münchhoff trat an die Pförtnerloge und klingelte. Ein älterer Herr erschien; er sah wie ein Kammerdiener oder Kassenbote a. D. aus, zuverlässig und abgeklärt. „Ich möchte hinauffahren, bitte," sagte Fräulein Münchhoff mit ihrem Lächeln. Der Gentleman öffnete die Lifttür mit dem Drücker, ebenfalls lächelnd, und ließ die junge Dame eintreten. „Es langt jrade noch für die Miete und die Jehälter," sagte er mit einer Mischung von Respekt und Vertrauen zu der blühenden Schönheit, die nicht mehr zum Haus gehörte. „Danke," sagte Fräulein Münchhoff. Oben stieg sie aus und betrat die Geschäftsräume des bekannten Seidenhauses François Niquet & Co., das vor einigen Monaten in Konkurs gegangen war. Ein wütend aussehender Herr in Pfeffer- und Salzanzug und mit einem goldenen Kneifer behaftet, der über der Nasenwurzel das Fleisch herauszwickte und hin und her zitterte, hob den borstigen Kopf. „Sie wünschen?"

„Ich wurde aufgefordert, das mir noch zukommende Gehalt von zwei Monaten hier abzuholen." Sie wies ihm den Brief.

„Tja!" knurrte der Konkursverwalter. „Sie waren Buchhalterin oder so?"

„Korrespondentin und Sekretärin."

„Wieso? Hier steht Kontoristin."

„Ich nahm Herrn Niquets Diktate stenographisch auf und korrespondierte auch selbständig."

„Naja."

„Auch englisch und französisch."

Der goldene, beißend blanke Kneifer zitterte stärker, und Fräulein Münchhoff errötete.

„Weiß man, wo Herr Niquet ist —?" fragte sie in der Pause.

 Nachdruck verboten. Copyright 1914 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

„Nein. Es ist auch besser für ihn. — Bitte."

Selbst das gute, schöne Gold, das jetzt auf den Tisch tropfte, klang hart unter diesen Händen. „Das reißt ein Loch — zweihundertundfünfzig —!" sagte der Herr in Pfeffer und Salz und reichte Käthe eine Feder. Es geschah aber doch mit einer angedeuteten knackenden, gleichsam spöttischen Verbeugung, als könnte keiner in ihrer Nähe allzu grimmig bleiben, selbst ein Sach- und Konkursverwalter nicht, dem der Kneifer das Nasenbeinfleisch abzwickte.

⁂ ⁂ ⁂

Käthe Münchhoff ging vergnügt davon. In ihren Ohren war noch der Klang des Goldes. Sie hatte es zärtlich aufgenommen. Nun trug sie es in ihrem Handtäschchen, das schwer davon war, so schwer, als könnte es niemals alle werden!

Käthens Eltern waren tot. Der Vater war ein kleiner Bankbote und Hausverwalter gewesen. Einfache Menschen aus der Unterschicht. Aber sie hatten brav und manierlich gestrebt und alle Hoffnung auf die Tochter vereint. Sie selbst konnten das Ziel nicht erreichen, so lebten sie für das Kind. Das sollte es besser haben! Beide Eltern hatten sich durch ihre Stellungen mit dem reichen Leben berührt; sie hatten andächtig und als Dienende an der Schwelle zu ihm gestanden und einen Abglanz davon in ihren Herzen bewahrt. Käthe wurde gut gekleidet und ängstlich, fast hochmütig in ihrem Umgang gehütet. Sie kam auf eine noble Schule. Sie verkehrte mit den Mädchen ihrer Klasse, ward die Freundin Hanna von Wiedeborns, der Tochter des Regierungsrats und Hauswirts, dem die Häuser der halben Kommandantenstraße gehörten. Die Eltern sahen es mit Entzücken.

Das war gut; aber das war auch nicht gut. Denn die feingliedrige, kluge Käthe sog mit allen Sinnen diese fremde und reinere Atmosphäre ein. Die wurde allmählich zu ihrer eigenen Lebensluft, und sie war doch nicht ganz heimisch darin als Kind ihrer Eltern.

Sie jubelte jedesmal auf, wenn sie so ein wohlhabendes Haus betreten durfte, sah mit großen, heißen Augen und klopfendem Herzen um sich und war traurig und bedrückt, wenn sie heim mußte in die schmalen, dürftig-ärmlichen Hofstuben, ja undankbar und still vor den Eltern.

Aber ihr Wesen wurde auch wach für alle Kränkungen und Zurücksetzungen. Die kleine Käthe wurde kühn und mißtrauisch zugleich, sicher und empfindlich, und der feine Zwiespalt machte sie merkwürdig frühreif und verschlossen. Sie schien kühl und war doch leidenschaftlich. Alle ihre Nerven konnten beben, all ihre Sinne schreien, und sie blieb doch äußerlich still und blaß. Sie wandte sich nur langsam ab und ließ ihr Lebensschifflein wie eine kleine Fatalistin scheinbar gleichmütig treiben.

O, wie hatte sie mitunter gelitten, wenn die andern sie in kindlicher Grausamkeit zurücksetzten! Sie biß die weißen Zähne fest zusammen, daß sie knirschten. Sie grollte, schwur Haß, unversöhnliche Rache und fühlte auch dort, wo es nicht so gemeint war, Herabsetzung und Kränkung.

Das waren Kindereien. Aber sie gingen ihr ins Leben nach. Sie hinterließen Eindrücke und Narben. Und sie wirkten an der Bildung ihres Charakters mit, festigten ihn und spornten seine Aufsässigkeit.

Käthens Eltern starben, als sie knapp fünfzehn Jahre alt war, erst der Vater, bald darauf die Mutter. Da war es vorbei mit der Herrlichkeit. Wiedeborns wohnten längst im Westen. Und Hanna, die schon vorher die Mutter verloren hatte, war im Ausland. Da erfuhr sie es nicht. Die Alten hatten für Käthe an Seminar und Lyzeum gedacht. Herrliche Pläne! Sie hätte ihnen auch gefolgt. Nun war es vorbei damit. Es war nur ein sehr kleiner Sparpfennig da. Alles — es war nicht viel — wurde verkauft, und Käthe zog zu einer Tante, die ein kümmerliches Lädchen in der Alten Jakobstraße hielt. Auch ein Onkel war da, Tante Roedebecks Mann, aber der war ein Haselant und Projektenmacher und lief so mit. Das bißchen Geld, das Käthe verblieben war, sollte als Kostgeld und für ihre Ausbildung verwandt werden.

Und nun begann für Käthe ein neues Lernen. Sie biß die Zähne zusammen, entschlossen und zäh. Sie konnte alles, was sie wollte, so jung sie war. Sie konnte und durfte nicht tatlos dahindämmern und auf

Digitized by Google

irgendein Wunder warten. Die Stuben waren zu eng, zu erbärmlich, sie hatten kaum Licht und Luft, sahen mit winzigen Scheiben auf ein dämmriges, schmutziges, lärmvolles Höfchen. Und überall in den Winkeln hockte die alltagsgraue Sorge. Heraus — heraus aus Enge und Lebenshaft! Sie wollte das ihrige dazu tun. Sie wollte allmählich steigen, wenn es auch langsam ginge, die Treppe emporsteigen in eine Welt, die besser zu ihr paßte und in der sie wieder heimisch sein würde. Es war die gesunde Liebe zu sich selbst, ein tüchtiger Selbsterhaltungstrieb, der sich zum erstenmal keimhaft in ihr regte, und über allem der Wille, das alte, geliebte Ziel auch auf diesem neuen, steilen Wege nicht aus dem Auge zu verlieren!

Käthe faßte mit elfenbeinkühlen Händen zu. Zwischen ihren dunkelsamtigen Brauen stand mitunter eine Falte, zuweilen seufzte ihr Mund. Aber das war auch die einzige Unordentlichkeit, die sie sich gestattete. Ihre Feder war spitz und sauber. Nicht das kleinste Fusselchen hing daran. Sie schrieb mit einer gesammelten Lust auf das saubere Papier, an dem nicht ein Eckchen umgeknüllt war. Sie schlug ihre Lehrbücher mit beiden, bedächtig greifenden Händen auf, strich glättend über die Seiten und duldete darin keinen Klecks und kein Fältchen. So lernte sie. Erst mühsam und bedrängt von dem Neuen, das die Glätte ihres Willens und ihrer Seele bedrohte; dann langsam und stetig fortschreitend, mit der sauberen Freude, die jedes Gelingen und jede Abkehrung vom Sichgehenlassen und seiner Liederlichkeit bereitet.

Und dann trat sie zum erstenmal ins Leben. Blutjung, knapp siebzehn, mit neuem Wissen bepackt, bang und tatendurstig, kühl und phantastisch erregt, als könnte alles im Sprunge gehen, vorwärts und aufwärts, als wären die Menschen und ihre Sitten so prächtig und rein wie das schöne Kontenpapier, das sie täglich handhaben sollte.

Ach, das lag nun schon lange zurück. Fast schon sieben, acht Jahre! War es die Möglichkeit? Sieben, acht Jahre!

Und manches war gar sehr anders gekommen, als sie gedacht hatte!

Sie hatte sich ernst und bitter gequält. Immer war sie unermüdlich frisch und tüchtig ihren Weg gegangen. Oft hatte man sie schroff und kalt, kleinlich und böse und ach nur allzuhäufig frech und gemein behandelt.

Sie hatte vieles heruntergeschluckt, ihre Empörung, ihren Groll und Haß niedergedrückt, denn sie mußte verdienen und sich ein Leben zimmern, und wer wußte denn, wie es wo anders war?

Immer, wenn sie eine Stelle verließ, weil man sie nicht besser bezahlen wollte oder weil man sie nicht mehr brauchte oder weil man sie schmählich vor anderen, die ‚gefälliger' waren, zurückgesetzt und gekränkt hatte — immer war es ihr, als sprängen Fesseln von ihr ab und klirrten zur Erde; und immer, wenn sich dann eine neue Tür auftat, trat auch die Hoffnung mit ihr ein, der Glaube, die alte Sehnsucht: nun geht es endlich weiter, nun geht es endlich wahr und wahrhaftig aufwärts! Aber das war niemals der Fall gewesen.

Im letzten Winter war sie bei der Firma C. M. Heberlein Nachf. in der nahen Oranienstraße eingetreten, die sie schon von Kind an kannte. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht gewesen. Sie hatte nicht im Laden — Porzellan, Steingut, Fayencen, Engros und Einzelverkauf — sich betätigt, sondern im stillen Kontor. Aber Fritz Heberlein, der Sohn der Firma, hatte sich ihr genähert. Auch hier wieder . . .! Erst mit Blicken und eifrigen Konferenzen, so daß es die andern jungen Damen, die nur allzuscharfe Blicke dafür hatten, merkten. Er wollte anfangs wohl auch nur ‚poussieren' wie mit andern. Sie blieb eiskalt. Sie kannte derlei zur Genüge, bis zum Ekel! Dann wurde er ernster, sogar verlegen, hastig, auch in seiner Empfindung. Er verriet sich so deutlich! Er war ein kleiner, etwas stämmiger, appetitlicher Mensch, tüchtig und gescheit, auch über sein Fach hinaus; er hatte studieren wollen, doch des Geschäfts wegen nicht gedurft und wollte nun selbst Keramiken brennen und neues Berliner Porzellan machen. Und schließlich war er ihr wie verhext nachgelaufen, hatte in Tante Roedebecks Lädchen stockend und mit rotem Kopf alles mögliche zusammengekauft: Briefbogen, Visitenkarten, Reclamhefte, Bleistifte und Löschpapier.

Digitized by Google

Nun, es war besser, daß sie sich nach einigen Monaten von dieser Firma wieder getrennt hatte. Es war auch eine Mutter da, eine starke, nüchterne, reich gewordene Frau, vorläufig noch die Inhaberin des Geschäfts und seine Seele; eine Madam, die trotz des gehäuften Reichtums und des blaulackierten Landauers auf die Groschen sah. Eine, die ebenfalls von unten gekommen war, aber eine von der gröberen, derberen Rasse, die innerlich selbst nicht mitstieg und nur gleichsam ein brauchbarer, fetter Boden für spätere Generationen war, ein soziales Mittel. Sie hatte gleichfalls scharfe Augen. Und die andern tuschelten und klatschten schon höhnisch und neidisch.

Hatte man so unrecht damit? Ja und nein. — — Still davon — —!

Sie war gegangen. Auch Fritz Heberlein war bald danach ins Ausland gereist, nach England und Dänemark, seiner Studien für den eigenen Brennofen wegen. Sie hatten viel und oft voneinander gehört. Aber sie sagte es keinem! Aus Klugheit und Mißtrauen nicht. Sie selbst schrieb eine beherrschte Feder, Fritz Heberlein dagegen schrieb dick, lakonisch, witzig und dann plötzlich toll verliebt. Er war noch ein Junge, trotz seiner 27 Jahre und seiner stämmigen Wichtigkeit, ein Junge auch durch das Übergewicht der Mutter; jedenfalls noch kein rechter, beherrschter oder beherrschender Mann.

Aber Käthe hatte ihn gut am Band. Sie hatte ihm durch ein paar Blicke und eine zaghaft rührende Geste, als sie neben ihm das Hauptbuch einmal zuschlug, zuletzt Mut und ihn für einen Augenblick wirbelig gemacht. Doch sie war von Anfang an auf ihrer Hut geblieben; er weniger. Sie wußte immer, was sie wollte. Auch hier — —! Sie hielt den feinen Faden unlöslich in der Hand und wickelte ihn langsam auf.

Still! Seit etwa fünf Wochen war Fritz Heberlein zurück. Seine Ankunft erfolgte gerade damals, als Käthe ihre prächtige Stelle in der Breiten Straße und vielleicht auch ihr Gehalt für die letzten Monate verloren hatte und nun wieder sorgenvoll und mit niemals so stark empfundener Unlust auf der Suche nach einer neuen war. Ach, immer wieder dasselbe! Immer das gleiche Lotteriespiel, bei dem man so oft mit Nieten oder gerade mit dem Einsatz und einem bißchen was darüber herauskam! Gräßlich. Es brachte nicht und niemals den Aufstieg, an den sie mit allen ihren Wünschen gebunden war.

Sie mußte leben.

Sie lief und suchte. Aber die Zeit war schlecht. Die Geschäfte lagen darnieder. Man entließ lieber, als daß man neue, wenn auch noch so gute Kräfte einstellte; und das Angebot war über die Maßen groß! Da kam sie oft matt, müde und blaß heim. Und träumte trotzig ihren Traum. Und baute nun gerade darauf! Möglich auch, daß Käthe gerade diesmal ohne ihren springenden Eifer und allzu wählerisch suchte.

An einem dieser Tage traf sie auf der Straße mit Hanna Wiedeborn zusammen. Man hatte sich wieder einmal durch Jahr und Tag nicht gesehen. Das war nun mal der Rhythmus ihrer Bekanntschaft oder Freundschaft. Sie waren beide noch verschlossener geworden, durch Erlebnis und Schicksal. Da war auch beider Mißtrauen voreinander, das schon unmerklich ihre Kindheit durchzog, gewachsen; und doch mochten sie sich auch heute noch gern. Die eine war stolz und hochmütig, die andere ein wenig abenteuerlich und reizbar — glaubten sie das? Sie hielten beide Distanz, scheu, wie oft Leidenschaftliche sind.

„Tag, Käthe." Es klang spöttisch und doch freudig in einem schönen Altton.

„Tag, Hanna! Wie geht es? Du siehst famos aus."

„Du weniger, Kleine." Und Hanna musterte die andere, langsam und ein wenig zärtlich. Dabei hielten sich ihre Hände fest. „Wohin willst du?"

Käthe schwieg und wandte sich zur Seite. Es war noch nicht ausgemacht, wer von ihnen mit der andern umkehren sollte. ‚Ich natürlich!' dachte Käthe. ‚Aber ich werde es nicht tun! Ich habe auch schließlich weniger Zeit.'

„Wollen wir uns eine halbe Stunde in die Teestube da drüben setzen? Wir haben uns eigentlich eine Ewigkeit nicht gesehen."

„Ich habe etwas Zeit . . ."

„Komm."

Dann saßen sie dicht an der verhangenen Spiegelscheibe. Draußen fluteten Menschen

Digitized by Google

und Wagen vorüber, glommen Lichter auf und dröhnten die Autobusse. Käthe war rechtschaffen hungrig gewesen. Es hatte heute daheim nicht viel gegeben, und für Extraausgaben war jetzt nicht die Zeit! Sie war natürlich Hannas Gast. Hanna Wiedeborn freute sich, daß sie in Käthe eine Kumpanin gefunden hatte. Da konnte man sich mal gütlich tun. Hanna hatte am Büfett eingekauft, Käthe hatte bloß ihre Wünsche geäußert. Und jetzt waren sie mit dem reichlichen Teller fertig. Aber sie hatten noch Tee in den beiden kleinen Kannen. „Sage, Käthe, möchtest du noch etwas von da vorn?"

Käthe sah sie eine Weile frei an und wurde dann rot an den Schläfen. „Na ja!" Ihre Zungenspitze schlüpfte heraus. „Wenn du mich nicht für einen Nimmersatt hältst: ich habe noch etwas — Hunger!" Sie lächelte.

Doch Hanna merkte es und nahm ihre Hand. „Was ist das, Käthe? Hunger sagst du?" Und sie senkte ebenfalls den dunkeln Blick. „Sprich mal'n bißchen. Ich werde es dem Kellner sagen. Oder willst du lieber was Reelles, ein Brötchen mit Schinken, ein paar Sandwiches? Ich nähme das auch ganz gern als Magenschluß."

„Hm. Darüber ließe sich reden."

Hanna sagte es dem Kellner und berührte wieder Käthens Hand. „Sprich mal, du. Man sieht sich so wenig . . ." Und es klang plötzlich eine Wärme in ihrer Stimme.

„Wir sind wunderliche Menschen," meinte Käthe leise. „Vertraut und fremd. Herzlich und kühl. Ist das zwischen den meisten so, die durch eine Kluft voneinander geschieden sind?" Und dann erzählte sie der andern, was sie bedrückte, und wie es wieder um sie stände.

Hanna Wiedeborn hörte ernst und still zu.

„Das tut mir leid," sagte sie, als Käthe geendet hatte. „Da hast du Pech gehabt."

„Ja. — Aber es kommt sicherlich noch. Das Glück und ich warten beide aufeinander."

„Wenn man doch etwas für dich tun könnte. Aber so in Familien . . . hm." Sie brach wieder ab und sah, Kinn und linke Wange in die Finger gestützt, zum Fenster hinaus.

Käthe war gemächlich mit einem Schinkenschnittchen beschäftigt. Sie hörte natürlich, was Hanna leise und herzlich sagte, aber sie hörte auch darüber hin. Sie hatte ähnliches schon öfter von ihr vernommen. Man vergaß es, oder die andern vergaßen es. Käthe fand ja auch immer von selbst etwas. Sie tranchierte geschickt ein Brötchen mit Ei und gesäuerten Tomatenschnitten; das war jedenfalls was Reelles! Im übrigen war sie nun wirklich beinahe satt. Sie hätte nur noch lebensgern einen Schluck kräftiges Bier getrunken. Aber daran würde Hanna kaum denken.

„Ja, Hanna. Es ist nicht so leicht."

Hanna legte mit aufgestützten Armen die Fingerspitzen aneinander. Sie schien recht in Gedanken zu sein. Sollte am Ende auch *sie* ein Schlückchen Bier trinken wollen und nur noch nicht recht wissen, auf was sie eigentlich Appetit habe? Käthe hegte eine vage, starke Hoffnung.

„Du, Käthe — —" Hanna war heute ernster und empfindsamer als sonst. Sie hatte solche Tage. Vielleicht kam es auch tiefer herauf aus den Schmerzen und Wunden ihres eignen Lebens. „Höre, Käthe — — komme morgen zu uns. Oder hast du heute Zeit? Ich weiß allerdings nicht, ob Papa da ist. Es handelt sich darum, ja —" Sie stockte wieder und fuhr dann fort: „Es handelt sich darum, daß Papa eine Sekretärin sucht. Er hat seinen Sekretär entlassen müssen und hat auch mit dem vorletzten Verdruß gehabt. Nun hat er's satt, wie er sagt, und will es einmal mit einer Dame versuchen. Ich dachte, als er es mir sagte, gleich an dich. Aber ich schwankte dann wieder, da es schließlich etwas ganz andres wäre, außer Zusammenhang mit deiner jetzigen Berufsbahn. Es sind gewissermaßen Zufallsstellen, es könnte dich herausbringen, siehst du. Und ich wußte auch nicht, ob du nicht gerade in einer guten und vielleicht prächtigen Assiette säßest. Es hätte dich stören und zur Unzeit verlocken können. Das waren meine Bedenken —"

‚Sonst nichts, liebe Hanna?' dachte Käthe. ‚War nicht auch zu befürchten, daß man sich am Ende zu stark engagierte, oder daß Befreundung irgendwelcher Art mit strammem Dienst nicht gut zusammenstimmen könnte?'

Digitized by Google

„— Willst du einmal mit Papa reden. Vielleicht morgen. Das ist sichrer. Komme morgen zum Frühstück zu uns. Um ein Uhr."

Käthe sah auf. Es war ein helleres sanftes Licht um sie her. Alle Gesichter sahen freundlicher und geradezu liebenswürdig aus. Die Luft war angenehm warm, kein Fettgeruch und Kaffeenebel, kein Zigarettendampf aus dem Rauchzimmer nebenan störte mehr. Alles war gut, rein und wohltuend!

Sie war sanft erfrischt wie bei einem plötzlich beginnenden wohligen Ausruhen. Ihre hellgrauen Augen blickten ernst und ein wenig verdunkelt. Sie sah bildhübsch aus, und Hanna Wiedeborn, die sie betrachtete, dachte mit jähem, leisem Schrecken: ‚Du hättest es lieber doch nicht sagen sollen!'

Aber nun war es heraus und zu spät, und sie wandte sich von dem jähen Gedanken ebenso schnell wieder ab.

„Ja, ich komme, Hanna. Ich danke dir. Mußten wir uns deshalb heute treffen? Es ist nett von dir, daß du an mich gedacht hast. Vielleicht gefalle ich deinem Papa zu dem, was er braucht. An mir soll's nicht fehlen. Und vielleicht — wird was Gutes daraus. Sela!"

Und nun nahm auch Käthe Hannas Hand und streichelte sie. Aber nicht lange, so gab sie das impulsive Spiel auf, und beider Augen blickten scheu zum Fenster. —

Käthe trat an und gefiel dem Regierungsrat ausnehmend für die Stelle. Er kannte Käthe längst. Er war sichtlich erfreut, und seither in bester, frischester Stimmung. Er war bezaubernd freundlich und väterlich. Vielleicht hatte er auch für zwei Momente ein blitzhaft zündendes Bedenken gehegt. Aber er besaß ein großes impulsives Vertrauen zu sich und dem Leben, neigte gern zum Positiven und hatte die Gabe, nichts zu sehen, wenn er nicht wollte, oder nur das, was er wünschte.

. . . Und nun hatte Käthe Münchhoff obendrein den Sack voll Geld. Heute war ein zweiter Glückstag! Sie schüttelte den Pompadour übermütig am Riemen, daß sie es lustig darin klingen hörte. 250 Mark! War es zu glauben? Sie hatte längst darauf verzichtet. Ein Heidengeld, es war gefunden, gewonnen, mit Schrift und Bild geschenkt! Kling — kling —! Sie schüttelte die Handtasche noch heftiger. Sollte sie den größten Teil davon auf die hohe Kante legen? Mjah — — etwas davon! Aber sie brauchte auch dies und jenes. Es war ein wenig ihre Aufgabe, in dem Wiedebornschen Haus, an des Regierungsrats Seite eine gute Figur zu machen! Einen Hut, ein Füchslein um den Hals, einen flotten, flauschigen Mantel . . . Und dann wollte sie der kleinen Tante Roedebeck was Gutes tun und auch Onkel Ferdi — dem am besten in bar, als ‚Geschäftseinlage', o, er würde mit Vergnügen und Wichtigkeit das Ganze einstecken!

Morgen ging es wieder in die Meinekestraße. Sie freute sich jedesmal, nun schon seit Wochen, auf ihre Dienststunden dort. O, es gefiel ihr da! Noch nie nach langen Jahren war sie so als Dame behandelt worden und durfte sie sich so geben. Mitunter war es ihr, als hätte sie endlich einen großen Sprung getan, und zwar hinauf, als wäre die ganze Vergangenheit plötzlich unter ihr weggesunken. Es war wie ein neuer Anfang, der Ausgang und Beginn einer neuen und gewissermaßen letzten Daseinsphase, eines ihrem Willen nun endlich geneigten und ihrem heißen Streben angemessenen Lebens! Und von dort gedachte sie weiterzuspringen — — wohin? In die Oranienstraße zurück, mitten in das Haus mit den feinen, altgediegenen Buckelglasscheiben hinein, mit einem tiefen Knicks und strahlendem Gesicht: Da bin ich, ihr Leute!

Proste Mahlzeit, es konnte auch anders kommen!

⁂ ⁂ ⁂

„Guten Abend, Fräulein Münchhoff!"

Käthe war eben mit ihrer schätzeschweren Handtasche sehr behaglich hinter der Kirche in die Gertraudtenstraße eingebogen. Sie wollte zur Untergrundbahn Spittelmarkt vorgehen und von da nach dem Bellealliance-platz fahren, in dessen Nähe in einem neuen pompösen Versammlungshaus Herr von Wiedeborn heute abend einen Vortrag hielt. Den hatte sie als Sekretärin aufzunehmen.

Eben schlug es dröhnend und hallend acht oben auf dem Turm. Um halb neun begann der Vortrag. Es war nötig, daß sie sich früher einfand, für den Fall, daß ihr Herr und Meister noch eine Weisung für sie hatte.

Digitized by Google

Doch da stand in dem Laternenlicht plötzlich Herr Theo Haberland, hager, blaß, mit schmalem, festem Mund und hohen Gesichtsknochen, unter denen die sauber rasierten Wangen sehnig einsanken. Seine scharfen, kleinen Augen sahen sie prüfend und spöttisch an. Er war ein stachliger Herr. Er gab ihr selten die Hand, zog bloß kurz den schwarzen, vergriffenen Hut. Sie hatten schon als Kinder jahrelang in dem gleichen Haus gewohnt. Sein Vater war ein kleiner Flickschuster gewesen, wilder Sozialist. Der Sohn war Buchhändler geworden und hatte sich in heißen Mühsalsnächten fortgebildet, so daß er nachträglich die Matura erreichte und nun auch auf den Doktor losging. Er hatte noch jetzt irgendeine Gehilfenstelle inne.

Käte blieb stehen und sah ihn munter aus ihrer vortrefflichen Laune heraus an. „Na also," sagte sie. „So etwa alle halbe Jahre trifft man sich, wie? — Wollen Sie etwa auch nach den Berliner Sälen in die Bellealliancestraße?"

„Ja, ich will hin. Herr Regierungsrat Wiedeborn spricht im Großberliner Verband über Kleinwohnungen und Wohnungsschutz. Von Wiedeborn . . ."

Diese Namenswiederholung klang ironisch und bissig.

„Ich bin Herrn von Wiedeborns Sekretärin, Herr Haberland."

„Sie —?" Die blassen Lippen wurden ganz schmal. „Seit wann?"

„Seit — einigen Wochen."

„Ah so. Gratuliere. Sie waren ja immer ein wenig in dem Haus daheim. Soweit derlei möglich ist —. Was haben Sie da eigentlich zu tun?"

„O genug. Schon allein die Erledigung der Bitt- und Bettelbriefe erfordert viel Arbeit, Recherchen, Besprechungen, und sie sind bloß das Nebensächliche."

„Gibt er was?"

„Das dürfen Sie glauben."

„Schrecklich, daß so etwas überhaupt nötig ist. Die private Hilfe! —"

„Solange wir nichts Besseres haben —"

„Sieh, sieh! Fräulein Sekretärin."

„Warum können Sie eigentlich nichts ernst nehmen, Herr Haberland?"

„Ich kann sehr vieles recht ernst nehmen, Fräulein Münchhoff. Vielleicht ist es mein Fehler, daß ich es zu sehr tue. Und über Sie spotte ich nicht. Ich hab's nie getan."

„Nie? Na, hören Sie, Sie hatten an mir stets sehr viel auszusetzen! Was haben Sie gegen Herrn von Wiedeborn?"

„Er erscheint mir wie viele dieser Herren als Amateur."

„Warum?"

„Er ist reich. Er will sich betätigen. Will eine Beschäftigung, die ihn an irgendeine Spitze setzt. Die meisten ‚geistigen Führer' suchen in erster Linie so eine ‚Betätigung'. Staatsminister a. D., Regierungsräte. Oft freilich werden sie bloß Aufsichtsräte."

„Seien Sie nicht so überheblich. Auch Sie wollen zuerst wirken, etwas leisten und — erreichen."

„Aber vielleicht nicht gerade auf dem Eitelkeitsmarkt."

„Das weiß niemand ganz genau. Und wenn das Menschliche in diesen Dingen eine Rolle spielt — wo tut es das nicht? Herr von Wiedeborn ist ein gütiger, tatkräftiger Mann, der wirklich helfen will. Er spricht gern — es ist möglich. Jeder, der gut redet, spricht gern. Jeder, der Talente hat, zeigt sie!"

Käthe schritt rascher aus. Er erschien ihr plötzlich lächerlich und närrisch, wie er in seinem flatternden Lodenmantel, mit dem weichen, verbeulten Hut und mit großen, hagern Schritten neben ihr ging. Das knochengewordne Prinzip! Das Blut schoß ihr in die Stirn. Sie aber war das blühende, warme, freudige Leben. Und das quoll ihr auch wohlig und stark entgegen mit dem Menschenstrom, der aus dem Schacht der Untergrundbahn heraufkam, daß sie sich eifrig hineinwarf wie in ein warmes Bad.

„Sie fahren zweiter?" fragte er kurz.

„Ich bekomme die Karten. Und ich fahre gern so. Aber ich kann auch dritter fahren."

Sie mußten stehen. Er stand dicht neben ihr, sich an der Stange zu seinen Häupten festhaltend. Sie schwankten mitunter, und dann war ihm ihr warmer Duft noch näher. Er fühlte ihren Arm und ihre Schulter, und er war still und blaß.

„Sie sind eine vollendete Dame geworden, Fräulein Münchhoff!" sagte er mit einemmal.

„Das möchte ich auch sein!" erwiderte sie.

„Kind!" sagte er leise.

Da blitzte es in Käthens Auge auf. Was

Digitized by Google

fiel ihm ein? Er war ein arroganter Schulmeister.

„Sie sind immer noch Sozialist?"

„Nein."

„Kennen auch Sie Wandlungen?"

„Jene Welt ist zu eng und nur ein Teil der Welt. Man kann nicht alles von unten sehen."

„Und das Menschliche entscheidet zuletzt überall," sagte sie lächelnd.

Sie sah einen Moment lang forschend auf das ihr nahe, von Arbeit und Kämpfen gezeichnete Gesicht. Er tat ihr plötzlich leid. „Sie wollen auch zu uns — zu denen hinauf, die ich liebe!"

Er schloß flüchtig die Augen, schüttelte den Kopf. Er sah in dieser Sekunde müde aus. „Nein. Anders. — Ich möche Positives leisten — ja, — **wirken** im Geistigen, — jenseits jener primären Kämpfe um des Lebens und der menschlichen und politischen Unterschicht Notdurft!"

„Und auch steigen?"

Er antwortete nicht.

Da frohlockte sie plötzlich — ganz unpersönlich. ‚Du bist wie ich. Alle sind wie ich. Die meisten und nicht gerade die Schlechtesten. Alle Tüchtigen und Leidenschaftlich-Warmen!'

Sie fühlte plötzlich einen Hauch von Freundschaft und Teilnahme für ihn. Aber sie mochte ihn doch nicht! Er war ein ewiger Sucher, aus dem vielleicht niemals etwas wurde. Ein blasser Besserwisser und Selbstgerechter! Sie — Käthe — war Frau Welt. Und er — er war der knochige Theoriemann mit einem gespitzten Holzspieß im Arm! —

Nun mußten sie doch ein wenig traben, über die Brücke hin, auf der Autobusse gleich Ungetümen rasselten und dröhnten. Spaßige Freiluftpassagiere guckten mit flotten Hüten über die grellen Reklameschilder des Oberdecks. Da vorn leuchteten und gleißten die Berliner Säle. Droschken und Privatautos knatterten heran, und Menschen strömten.

„Lockt das Thema oder Herr von Wiedeborn als Heldentenor?" fragte Haberland, lang ausschreitend.

„Es sprechen noch andere!"

Herren und Damen jedes Alters strömten heran, einfache Leutchen, Arbeiter und Studenten, junge Herren, elegant und glattrasiert, mit Sportgesichtern und gemessenen Bewegungen . . . Theo Haberland kniff den Mund zusammen; denen galt der Sport ebensoviel wie die ‚höheren Interessen'. Schauspieler vor sich selbst!

Käthe aber freute sich erregt der flutenden Menschenmenge, sie schwamm mitten darin, gehörte recht und fest dazu! Und gleich darauf wurden sie getrennt.

⁂ ⁂ ⁂

Nun war es nach zehn.

Fritz Heberlein wartete schon draußen.

Man hatte Grausiges und Erschütterndes über die Berliner Wohnungsmisere der kleinen Leute gehört. Käthe hatte sich ein paarmal tiefer über ihre Oktavblätter geneigt, über die ihr spitzer Bleistift flog, allzu wissend und erfahren in diesen schrecklichen Dingen — als deute man ein wenig mit Fingern auch auf sie! Daheim bei Roedebecks lebte man in einem dumpfen Stübchen hinter dem Laden und in einem fensterlosen Verschlag für den Onkel und in einer winzigen Kammer — viel Luft, viel Licht kam da nicht hin, und in den Hinterhäusern, dicht neben ihnen, über ihnen, überall, da hauste man noch viel enger, dichter, licht- und luftloser . . .! Man fühlte sich von Kindheit an verbunden mit diesen Ärmsten, gehörte selbst dazu; man lebte Wand an Wand mit ihnen, und durch die Poren der Steine zog etwas von dem gräßlichen Elendshauch in die eignen kümmerlichen Stuben und machte das graue Licht ihrer Dürftigkeit noch trüber! Nicht dran denken — genug, wenn man es schweigend erlebte. Keiner, der sie mit fliegender Hand über ihren Blättern sah, hätte ihr die hastigen Gedanken angemerkt — sie war eine straffe, moderne junge Dame. So eilte sie auch jetzt mit frischem Schritt dahin, der den knappen Rock jünglingshaft stieß. Und da ganz vorn schimmerte der weite, lehmfarbene Mantel Fritz Heberleins, den er sich mitsamt den großen Knöpfen aus Old-England mitgebracht hatte.

„Na endlich!" sagte Fritz Heberlein. Sie gab ihm die Hand. Ihr Blick flog mit halber Scheu umher. Nein, es kannte sie keiner, Haberlands Havelock flatterte irgendwo stürmisch über die Straße, und im übrigen war es egal. Es ging niemand etwas an.

Fritz Heberlein strahlte, als er sie sah,

Digitized by Google

Kirchweihe in einem badischen Dorfe. Gemälde von Prof. Friedr. Kallmorgen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

und war mit seinem ganzen Wesen eigentümlich still und behutsam.

Nein, er war nicht drin gewesen. Keine Zeit, Geschäft! Und überhaupt wieso, wozu? Man kannte das ja, wußte das. Man zahlte seinen Beitrag. Das war genug — man konnte doch nicht allen helfen.

Er hatte eine feste, fleischige Hand. „Guten Abend, Käthe. Ich warte schon seit einer Viertelstunde."

„Ja, es dauerte länger."

Sie gingen rasch aus der Menge heraus, überquerten den Damm, denn da drüben war es nicht so hell und belebt. Käthe gab Ziel und Tempo, ein wenig kapriziös, als spiele sie mit ihm, und war doch innerlich recht entschlossen. Sie hatte den kleinen Mann gern. Wenn er ihre Hand einmal streichelte oder ihren Mund berührte, dann fühlte sie die gesunde Wärme ihres Blutes — all das würde sich einmal noch stärker regen und geben und eine lachende Freude werden, wenn die Zeit da wäre. Aber noch war sie es nicht! Er durfte sie in diesen letzten Wochen, seit er zurück war, so oft es sich machen ließ, treffen. Sie ging auch mal des Abends noch auf ein Stündchen von Hause weg, ‚an die Luft' oder in ein Kino; und dann sah man sich.

Er hatte einige Male stürmisch werden wollen. Aber darauf war sie nicht eingegangen. Nicht, daß sie kühl war und keine Sinne besaß; sie hatte ihre dunkeln und bangen Stunden, vor denen sie sich selbst ängstigte, als könnte die lauernde und reife Kraft auch sie einmal fortreißen. Aber etwas in ihr war härter, umgürtete sie: ein Unterschichtsinstinkt aus Furcht und Klugheit gemischt. Und sie hatte immer tüchtig zu tun oder machte sich zu tun. Sie hatte das gelernt und lernen müssen.

Fritz Heberlein war heute, ganz gegen seine Art, in wechselnder Laune. Sein Gesicht war rosig und gesund wie immer, und sein geschornes Bärtchen glänzte. Aber um seine hellen Brauen lagerten sich von Zeit zu Zeit ein paar dicke Falten.

Das Gespräch hatte sehr lebhaft begonnen. Auch von Haberland war die Rede gewesen, den Fritz von der Schule her kannte. Sie kannten sich alle in der Gegend. Er hielt nicht viel von Haberland: ein Querulant und Streber. Er würde sicher nicht aus seinen ausgefransten Hosen herauskommen! Das ärgerte nun wieder Käthe, und sie widersprach plötzlich scharf. Er lachte sie aus, er war ja gar nicht so. Leben und leben lassen. Er wünschte und gönnte Haberland die schönste Bügelfalte und eine — eine reiche Frau. Darauf kam es ja schließlich doch immer hinaus auch bei diesen himmelblauen Prinzipienhusaren!

Darauf erzählte er, daß er gestern Felix Wieland mal wieder getroffen habe. Auch ein Schulgenosse und sogar Konabiturient vom Askanischen.

„Wieland? . . . Ich habe ihn lange nicht gesehen," sagte Käthe gleichmütig. „Nur mal auf der Straße von weitem. Er kennt mich nicht mehr. Er verkehrt auch, glaube ich, kaum mehr bei Wiedeborns."

„Glaub' ich auch nicht."

„Warum?"

„Na, er wird das Arbeiten nun ganz aufgesteckt haben. Von Examen keine Rede. Nicht tipp an. Er schliddert so sachteken die Rutschbahn 'runter. Natürlich sprach er große Töne. Er war direkt wohlwollend und sah mir lächelnd auf'n Hut. Na, ich winkte ab. ‚Biste immer noch nich Baumeister?' Nee, es hätte noch Zeit. Die ganze Architektur wäre noch zu mangelhaft. Hochmütiger Bengel übrigens . . ."

„Pst, pst. Ja, hochmütig war er immer. Und auch ein sehr hübscher Junge."

„Findest du? Geschmackssache. Frauen sind da manchmal komisch. Wir Männer (ach Fritzchen! dachte Käthe) sind weniger bestechlich. Hübsche Fassade und hinten Pleite. Er ist jetzt ein bißchen aufgeschwemmt, natürlich noch tipp topp, aber auch wieder nich, als wär' alles nicht mehr so funkelneu, wie sonst immer. Ob er noch mit seinem Intimus Nonnemann zusammenhängt? Heinrich Nonnemann, der Kavalier? Der ist ja lieb' Kind und beinah' Cousin bei Wiedeborns."

„Freilich. Aber ich bekomme auch ihn nicht oft zu Gesicht."

„Ich gönne ihn dir. Ja — ich verstehe so einen Menschen nicht. Die Millionen seines Onkels, die er einmal erben sollte, müssen ihn verdreht haben, dann war mit einemmal der Draht weg, und das gab ihm einen Knacks. 'rauf geht es schwer, aber 'runter geht's leichter. Es fehlt der Stachel. Mit ihrem Holzhof in der Stallschreiber-

Digitized by Google

straße steht es doch auch man so so. Au contraire!“

„Fritzchen,“ sagte Käthe spöttisch und mahnend und schob die Hand leicht und ein wenig zärtlich in seinen Arm. Es ging ihm durch und durch, so daß er kaum atmete und alles andre vergaß. „Wie bist du schlimm. Fast wie Haberland. Keiner traut dem andern, und jeder ist sich selber der Wichtigste.“

„Is er auch. Nein — nicht ich — nicht ich bin das Wichtigste — Käthe!“ Er drückte und preßte den weichen, schlanken Arm. Und er drückte und preßte die bloße Hand und küßte sie.

„Nicht.“

Und sie traten wieder artig aus einer Schattenstrecke ins Helle.

Nun verstummte Fritz.

Als hätte die Berührung etwas aufgewühlt, neu gemacht in ihm — und an eine verborgne Sorge gerührt.

Käthe schwenkte zur Lindenstraße hinüber. Fritz zauderte eine Sekunde lang. Denn hier mußten sie vorsichtiger sein. Hier konnten sie gesehen werden. Indes Käthe ärgerte sich plötzlich und fühlte ein Aufbegehren, eine zitternde Ungeduld in ihrem Herzen. Fritz aber wünschte vielleicht auch bloß einen Umweg zu machen. Was hatte man denn von dieser halben Stunde —! Wenn sie nicht so wäre, dann könnte man mal wieder wohin bummeln gehen — und dann'n Wagen nehmen — ach was, etwas, etwas mußte man doch davon haben! Es klang in ihm fast brüsk und frech und kam aus einem ihm selbst nicht ganz klaren Untergrund herauf. Er sprach es auch aus: „Wollen wir nicht . . .“

„Ich muß das Stenogramm noch übertragen auf meiner kleinen Schreibmaschine daheim. Das dauert Stunden. — Heute nicht.“ Und sie schwieg plötzlich.

„Ach dieses — dieses Gerede und Geschreibe! Was soll es denn bloß helfen? Wiedeborn soll ein paar von seinen Millionen abgeben.“

„Er bezahlt mich. Man muß seine Pflicht tun.“

„Bezahlt dich ... Pflicht ...!“ Es klang patzig.

„Sei gefälligst nicht so ungemütlich. Was ist dir heute?“

„Gar nichts. Was soll mir sein?“

Schweigen. Er war einen Schritt weit zurück und hielt sie damit auf. Die helle Lindenstraße, die in ihre Gegend führte, war ihm sichtlich unzuträglich und wurde es immer mehr, nicht nur der Helligkeit, vielleicht auch nicht des kürzeren Weges wegen. Dort liefen nicht bloß Menschen, sondern auch Gedanken und Vorstellungen herum.

Da sah Käthe zurück und dann über den Platz.

„Ja — gehen wir durch die Wilhelmstraße drüben!“ sagte Fritz bestimmt.

Käthe senkte den Kopf, dann nickte sie kurz, mit schmalen Lippen, und machte kehrt.

Das war hübsch von ihr! Aber nun wurde Fritz unversehens noch schweigsamer, nach ein paar raschen Worten der Freude, wobei er ihre Hand nahm und küßte.

Auch Käthe war plötzlich zerstreut und ging sehr schnell.

„Warum gehen wir eigentlich so rasch?“ fragte Fritz nach einer Weile, denn ihm wurde warm.

„Ich muß heim.“

„Käthe, du bist auch nicht nett.“

„Bin ich nicht? — Höre mal. Ja, ich muß dich etwas fragen, Fritz —“ sie blieb im nächsten Augenblick stehen und sah ihn dabei fest an: „Ehrlich — kurz und klar — hast du vielleicht etwas gesagt?“

Er wurde rot bis an den Hutrand. „Ich — ich — wieso?“

„Nun ich frage. Du bist anders. Nicht bloß heute. Aber heute besonders. — Heute bist du gereizt und bedrückt, als quäle dich etwas.“

„Naja. Hast du das gemerkt? . . .“ Er lüftete den Hut nervös. „Also wir sind vor ein paar Tagen gesehen worden.“

„Nun und? Von wem?“

„Weiß ich nicht. Von einem unsrer Mädchen wahrscheinlich — Bande!“

„Wir können uns doch zufällig getroffen und zwei Worte gewechselt haben — guten Tag, wie geht's, adieu!“

„Good bye. Das glauben sie aber wohl nicht.“

„Nun, wenn schon!“

„Das sage ich auch. Aber —“

„Also?“

„Sie haben es Mutter gesteckt. Mutter läßt sich viel zu sehr mit der ersten Verkäuferin ein. Die weiß sie zu nehmen.“

Digitized by Google

„Hat deine Mutter etwas gesagt?"

„Nein. Aber sie weiß es sicher. Das seh' ich. Das merkt man doch. Sie guckt mich in der Stunde zweimal an und sagt nichts."

„Dann — sag' du doch etwas, Fritz!"

„Ich? — — Ich will ja auch. Und die Bombe platzt auch nächstens. Aber wir nehmen jetzt neue Lager auf und machen Inventur. Alle Hände voll zu tun, siehst du. Und Ende der Woche soll der zweite Ofen fertig werden . . ."

„Ja, das ist viel wichtiger!"

„Das ist es nicht! Das weiß ich. Aber ich weiß auch, daß es schwer sein wird. Und deshalb müssen wir beide, Mutter und ich, Zeit dazu haben und vor allem glatte Nerven und Stirnen. Aber — in vierzehn Tagen — kaum länger — ich verspreche es dir — —"

„Du hast ja Angst, Fritz."

„Hab' ich nicht! Aber es ist keine Kleinigkeit. Auch für Mutter nicht, wie sie nun einmal ist. Kannst du das nicht verstehen?"

Käthe biß sich auf die Lippen. Sie ließ seine Hand jäh und schroff los. Doch er ergriff sie wieder und küßte sie und ihr Gesicht im Dunkel eines Hauses. Stürmisch und trotzig, wieder und immer von neuem, daß auch ihre Seele wieder weich wurde und ihre Sinne sich regten; daß sie über seine Wange und über seinen Mund strich. Aber ihr Blick schweifte dabei ins Weite. —

Er meinte es gewiß ernst mit ihr. Er hatte sie lieb. Wäre er sonst so erregt und außer Rand, er, der kaum Nerven besaß? Es würde einen harten Kampf geben. Aber war er auch der Mann dazu? Er war am Ende zu abhängig, zu lenksam, voll von andern Plänen, die ihm ebenfalls recht dicht am Herzen lagen. War er zudem nicht der Sohn seiner Mutter, für den Gefühlsdinge doch eigentlich ein Luxus sein müßten?

Aber nun hatte er sie ganz in eine Haustür gezogen und küßte ihr Mund und Hals und Brust.

Nicht so! Sie rang mit ihm und machte sich frei. Dabei sah sie, daß ein heftiger Schmerz und ein roter Zorn in seinem Gesicht stand. — Ja, er war gereizt und aufgewühlt — gegen sie? Gegen eine unsichtbare Macht? Sie trat rasch, still und beschämt auf die Straße.

An der Anhaltstraße nahmen sie den Kurs wieder östlich. Sie bogen in die Kochstraße ein und gingen auf der linken Seite hinab. Es wurde immer belebter und ungemütlicher. An der Friedrichstraße mußten sie warten. Sie wurden getrennt, und der Lärm übertönte ihre Stimmen. Käthe war zuerst drüben. Fritz kam eilig und erfrischt nach. Er hatte eben eine kurze, energische Aussprache mit einem Radfahrer gehabt, der ihn beinahe angefahren hätte. Das hatte ihm gut getan, ihn entladen. Er trug den Kopf höher und freier bis an die Markgrafenstraße.

Sollte sie hier doch lieber für die kurze Strecke die Bahn nehmen — dachte Käthe plötzlich und beobachtete Fritz. Doch was war das? Hatte Fritzchens empfindlicher sechster Sinn diesmal nicht getrogen? In der Kochstraße, vor der Markgrafenstraße, rollte plötzlich ein glänzend und blau lackierter Landauer mit geschliffnen Kristallaternen und flinken Füchsen heran. Man sah Pakete und Kartons darin und eine stattliche Dame im Profil vor dem Halbverdeck.

Fritz Heberlein stand plötzlich krampfhaft angewurzelt vor einem Laden und besah sich Frisuren, Zöpfe, Brennscheren, Unterlagen und eine strahlend lächelnde Dame aus Wachs, die sich drehte, daß man einmal die beachtenswerte Büste, das andremal den nicht minder gelungenen Nacken erblickte. Käthe war ruhig mit ihrer blanken Mappe weiter geschritten. Mit raschem, stolzem, freiem Schritt. Sie sah sich gar nicht um. Erst nach einer ganzen Weile, als die blanken Hinterräder des behäbigen und flotten Gefährts längst um eine Ecke geflogen waren, kam er rot und wütend hinter ihr her. Käthe sprach nicht.

„Verzeih. — — Es ist dumm und eklig!"

Da mußte sie doch lachen, böse und spöttisch. „Sie hat uns ja nicht gesehen, Fritzchen!"

„Ich weiß. Ich blieb auch deinetwegen stehen!"

Sie glaubte ihm nicht. In ihr wühlte es jetzt stärker und stärker, ein Groll und eine dumpfe, lastende Schwermut. Sie blieb stehen und blickte starr über ihn weg.

Digitized by Google

„Es ist besser, wir trennen uns jetzt Fritz. Ich nehme hier die Bahn. Vielleicht hat sie uns doch gesehen!“ sagte sie nach einer Weile schroff.

Und dann gab sie ihm jählings die Hand und sah den Betretnen und Bestürzten heiß und ernst an, als wollte sie sagen: Du mußt wissen, was du zu tun hast! Sie war immer die Stärkere. Auch jetzt. Und die rote Flamme schlug wieder hoch, höher als je über dem kleinen Mann zusammen.

⁂ ⁂ ⁂

In den Straßen knisterte der frühe Novemberfrost. Die Menschen hatten es eilig. Es war gegen sechs. Die Laternen brannten. Aus den Läden brach Tageshelle hervor. Die Schaufenster glitzerten halb vereist, und hinter den beschlagnen Glasfronten der fleißigen Bureaus in den oberen Stockwerken schwitzte die Luft und standen weiße Kugelmonde hinter Nebeln.

Um diese Stunde, in der in den Geschäften eine fieberhafte Tätigkeit herrschte, verließ eine ältere, energische Dame in einem kostbaren Nerzpelz ein schönes, altbehäbiges Haus in der Oranienstraße, nahe dem Moritzplatz. Es war Frau Lina Heberlein, in Firma Martin C. Heberlein Nachfolger. Diese Firma prangte in matten, dicken Messingbuchstaben über dem Haustor. Rechts und links flammten herrliche Läden; dahinter glänzte und blitzte Porzellan, glasierter Ton und geschliffnes Glas. Links vom Haustor wurde der Alltag feilgeboten, standen Töpfe, Kannen, Tassen, Teller, Schüsseln und sonstiges irdenes Gut, wie man es zum täglichen Zerbrechen nötig hatte. Stroh und Papier lag auf dem Linoleumboden, und junge Verkäuferinnen in grauen Latzschürzen wandten sich eifrig hin und her. Im Laden rechter Hand herrschte Stille und Feierlichkeit. Kein Stroh lag herum, kein Papier. Ein paar junge Damen in farbigen Blusen und feinen, schwarzen Schürzen gingen mit Zetteln hin und her; Herren in dunkeln Röcken, die Federn hinterm Ohr, hielten ernste Ansprachen, und auf langen Tafeln, in Regalen, auf Drahtgestellen und in Vitrinen stand das Porzellan der Lebensschlemmer, das Kristall der Genießer und die Waschgefäße aus geschmackvoller Künstlerhand. Über den Läden aber zog sich die Front der breiten Fenster mit prächtigen, altväterischen Buckelglasscheiben hin. Ein Luxus, den man sich pietätvoll gönnte. Er war der Stolz der Straße!

Ein Rollwagen polterte vom Hof her durch die Torfahrt, und daneben spazierte Fritz Heberlein junior, blond, drall in Joppe und Mütze, mit einem Agenten bis vors Haus.

Madam Heberlein aber eilte zielsicher davon. Sie sah sich nicht um, obwohl sie annehmen mußte, daß der Sohn ihr, plötzlich zerstreut sprechend, mit schiefem Kopf und zwinkernden, blonden Wimpern nachsähe. Das könnte ihr passen, jetzt noch eine Aussprache! Sie hatte genug von gestern, vorgestern und der ganzen Woche. Der heutige Tag war geradezu mit Schneckentempo in den Abend hinübergekrochen, unerträglich für die schweigsame Tatkraft! Sie hatte wie auf Kohlen gestanden. Aber bei Tageslicht wäre der Gang, den sie jetzt vorhatte, ergebnislos verlaufen. „Du bist verrückt,“ hatte sie gestern abend ihrem Einzigen zum Abschluß ruhig, sachlich und entschieden gesagt. Sie hatte natürlich auch mütterliche Seiten aufgezogen, an die Vernunft appelliert und ihm erklärt, daß er doch trotz seiner siebenundzwanzig noch ein Kindskopf sei, der sehr leicht mit Raffinement und schlauer Energie zu umstricken wäre. Und dazu sei er — und ihr Geld ihr zu schade! Basta. Sie habe selbst Augen im Kopf und traue einem — einem gewissen Jemand eine hundeschnäuzige, kalte Spekulationsgabe vollkommen zu!

„Ausgeschlossen, Mama!“

„Gar nicht ausgeschlossen! Es gibt hundert andere, die zu mir und dir tausendmal besser passen! Basta! Du bist von mir abhängig. Ich habe das Geschäft mit unserm Papa hochgebracht, und die Courage kam meist von mir; Papa war'n bisken für leben und leben lassen. Du bist auch so und noch'n bißken anders. Aber in dem Punkt dulde ich keine Menkenke, hörst du mich? Morgen reden wir weiter!“ —

Ja, Fritz Heberlein hatte nun endlich vor einer Woche kurz und rasch unter dem scharfen Blick Mutterns gesprochen, rot und selbstbewußt, aber es hatte eher ein bißchen frech geklungen. Und dann hatte ihm die Mutter ohne alle Umschweife ihre

Digitized by Google

verschiedenen Standpunkte, die sich bei jeder Wiederholung gleich blieben, klargemacht.

So war es immer gewesen. Schon bei seiner Berufswahl. Immer die Hand der Mutter und das Geschäft! Mutter dominierte, Mutter herrschte. Dagegen gab es nichts. Wenn man sich auch krümmte und sperrte und buchstäblich mit den Füßen stampfte und die Türen schmiß. Es überlief ihn jetzt heiß und kalt bei gewissen Erinnerungen und Gedanken oder Wünschen. Während der Wagen auf die Straße hinausdonnerte, hörte er kein Wort mehr von dem Wortschwall des Kommissionärs in Sealpelz und Zylinder. Er starrte der statiösen Mama und ihrer wehenden Pleureuse nach, und in ihm erstarb das Leben.

Sollte sie —? Es war ihr entschieden zuzutrauen. Selbst ist der Mann — die Frau! Das war ihre Lebensregel: ‚Ich werde mir ihn oder sie mal langen!' Sollte er ihr nachrennen, wie er hier ging und stand? Sein Stolz verlangte es, die Qual in seiner Brust. Aber was würde es groß nützen?! Nicht die Bohne! Sie würde ihn kurz und grob wieder nach Hause schicken.

„Ja — ja — Wiedersehen!" sagte er zu dem Agenten und gab ihm schlaff die Hand. Es würde verdammt wenig Zweck haben! ... Er stöhnte und sah hilflos nach den Lichtern des Hofs zurück, wo sein eigenstes Tatenreich ihm tröstlich hell schimmerte und sachlich nüchtern mit kühlen Alltagsaugen seiner wartete ...

Madame Heberleins Haut in dem festen fleischigen Gesicht spannte sich rot in der Kälte. Sie musterte mit glitzerndem Blick die Häuser und Straßen, die ihr in ihrer Geschäftigkeit immer wieder gefielen. Hier ausziehen aus der Gegend, nach dem noblen Westen? Nee! Sie dachte nicht dran! Hier war sie alt und reich geworden, hier kannten sie jedes Kind und jede Katze: „die reiche Heberlein, die olle Heberlein! Die Seele vons Porzellanjeschäft!" Man hielt sich eine Equipage. Auch Autos brauchte man neuerdings fürs Geschäft, aber ein Privatauto leistete man sich nicht. Der Junge würde schon selber mal später solche Sprünge machen, besonders wenn ihm eine anspruchsvolle Katze gut zuredete — verdammter Bengel! Woher hatte er bloß seinen Gefühlsdusel und seinen Dickkopp?

Handkarren mit hochgetürmten Kartons und Kisten sprangen aus den Haustüren: Platz da! Hausdiener und kleine Bengels sausten pfeifend mit vollgepfropften, grünen Tragtüchern hinterdrein, aus allen Türen schlossen sie sich an — die wilde Jagd zur Paketpost. Recht so ...! Immer feste! Frau Heberlein gefiel das.

Da war die Alte Jakobstraße. Frau Heberlein bog ein. Der kleine Schlächterladen an der Ecke war zum Bersten voll. Eine Fahne, rotbestickt, hing draußen: heute frische Wurst. Früher tat es ein Stuhl mit Schürze. Aber sie würde nachher doch mal mit herangehen, die frische Blut- und Leberwurst da drüben war delikat, und Fritz konnte sie sich als Pflaster in den Magen legen. Zwanzig Schritte weiter war das kleine, schmale Haus: niedrig, schief, alt und schmierig, schlecht beleuchtet und an der Tür mit zwanzig bunten Zetteln beklebt.

Frau Heberlein betrachtete mit verächtlich gekrauster Nase die Dürftigkeit. Gören sprangen heraus und prallten vor der feinen Dame zurück. Links war ein Grünkramladen und Milchbureau, zugleich feine Damenschneiderei; rechts, sehr viel propprer und auch netter beleuchtet, ein Buch- und Papierlädchen. ‚Alwine Roedebeck' stand darüber. Man konnte allerlei sehen: Zeitschriften in antiquarischem Zustand, grellfarbige Broschüren über Liebe, Ehe und Kindersegen, dazwischen brave Traumbücher, pikante Scherzartikel, Ansichtskarten, amtliche Formulare, Zauberstäbe und Pappnasen, aber auch Briefpapier und billige gute Lektüre.

Frau Heberlein war nie in dem Lädchen gewesen. Sie kannte es natürlich wie jeden Winkel des Viertels. ‚Gegründet 1878' stand am Fenster. Sie kannte auch Frau Alwine Roedebeck vom flüchtigen Sehen, eine nette manierliche Frau, immer sauber. Ihr Mann, Gott ja ... sie hatte auch von ihm mal gehört durch eins ihrer Hausmädchen. Er war'n Erfinder; besorgte wahrscheinlich nebenher den Einkauf des Geschäfts, feilschte um den Abfall, die bessere Makulatur der großen Sortimentsbuchhandlungen und ließ sich von den Hausdienern und Gehilfen allerlei zustecken. Er machte sich nützlich. Aber da war vor allem noch die Nichte der Frau, Käthe Münchhoff, Waise ...

Digitized by Google

Frau Heberlein trat ein.

Es roch in dem Lädchen nach warmer Gasluft, nach gilbendem Papier, Bleistiften, altem Buchleder. Es erinnerte Frau Heberlein an längst verschollene Zeiten, wo sie sich zerlesene und schmierige Leihbibliotheksbücher, fünf Pfennig für den Band, in einer ähnlichen Quetsche geholt hatte. Zudem tat ihr die Wärme nach der steifen Kälte draußen wohl. Hinter dem Ladentisch glänzte Frau Roedebecks Stahlbrille.

Die Frau schien erst erfreut, dann betreten über den dunkeln Bernsteinglanz des prächtigen Nerzpelzes, denn sie erkannte Frau Heberlein aus der Oranienstraße. Noch gestern mittag hatte sie eine Waschschüssel dort gekauft, da war gerade die reiche Frau, einen Hornzwicker auf der Nasenspitze, mit einem Bündel Papiere aus dem Kontor gekommen — alles war geflogen und ihr zu Diensten. Ob sie ihr jetzt auch was abkaufen wollte?

Frau Roedebeck legte den Strickstrumpf weg und nahm die Brille ab; doch dabei zitterte ihre Hand. Sie war Käthens sicher gewesen. Aber sie hatte nicht viel Gutes darin gesehen, daß ihr der junge Heberlein nachlief. ‚Nimm dich in acht.‘ ‚Nicht nötig.‘ Und Käthe hatte gelacht und war mit den Händen über das schwarze, wellige Haar geglitten.

„Womit kann ich dienen, gnädige Frau?“ fragte die kleine Frau Roedebeck.

„Frau Roedebeck?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Ist Ihre Nichte — ist Fräulein Münchhoff schon zu Hause?“

„Ja, sie ist gerade gekommen. Soll ich sie rufen?“

„Nein, Frau Roedebeck. Ich möchte einen Augenblick allein mit ihr sprechen. Was ich sagen wollte ... würden Sie mir inzwischen den Karton da mit Briefpapier einpacken? Ja, den mit den zwei Tauben auf'n Zweig oder mit dem Jelängerjelieber, es ist gleich ...“

Frau Roedebeck nickte und zog nur die Mundwinkel ein. „Wollen gnädige Frau näher treten?“ Sie hatte die Tür vom Lädchen aufgemacht und war lautlos über den schmalen Korridorstreifen gegangen. Das Hinterzimmer war klein und niedrig. Eine Hängelampe brannte, zu der eine Tasse und ein Kännchen empordampften. Alles stand sauber und nett auf einer weißen Serviette. Neben dem Tisch erhob sich eine schlanke, hohe Gestalt.

„Die Dame möchte dich sprechen, Käthe.“

„Ja? Bitte ...“

„Guten Abend, Fräulein Münchhoff.“

Die kleine Frau Roedebeck sah vor sich hin. Sie hatte nun nichts mehr hier zu suchen. Sie drückte die Tür lautlos hinter sich zu, um drüben im Lädchen den Karton mit dem Jelängerjelieberbogen für alle Fälle einzupacken. Denn es war ja möglich, daß Frau Heberlein darauf zurückkam.

Frau Heberlein hatte Platz genommen und den scharfduftenden Pelz geöffnet, es war warm in dem kleinen Zimmer.

Auch Fräulein Münchhoff hatte sich wieder gesetzt. Sie hatte erst mit einem raschen Wort ihre kleine Tee-Ecke abräumen wollen. Aber die stattliche Dame war ihr zuvorgekommen, indem sie die Hand in dem lichtgelben Schwedenleder hob: das sei nicht nötig!

Frau Heberlein sah das junge Mädchen durch das Gekräusel des Wasserdampfes schweigend an, denn Käthe Münchhoff hielt unbeweglich und stolz die Lider gesenkt. Die schwarzseidenen Wimpern lagen auf ihrer Wange, die gerötet war.

Das Mädchen war in der Tat bildschön! Frau Heberlein erinnerte sich, Bilder gesehen zu haben ... ja — englische oder dänische Bilder, die sich der eifrige Fritz hielt und in denen gewisse Gestalten eine fabelhafte Ähnlichkeit mit dieser Dame in der Alten Jakobstraße hatten! Woran lag das? An der Haltung, an der Art, sich zu kleiden? Besaßen alle jungen Mädchen etwas davon durch die Manier, sich freier und bestimmter zu geben?

Alle Achtung vor Fritzens Geschmack. Frau Heberlein lüftete mit einer raschen Handbewegung den Pelz noch weiter. War sie hierhergekommen, um sich ebenfalls dumm machen zu lassen? Die feine Kröte saß da wie ein Bild der Unschuld und Demut. Kein Glied regte sich an ihr, als erwarte sie in stolzer Ruhe, was da kommen sollte. Der Dame Heberlein wäre es wirklich lieber gewesen, wenn sie Angst und Aufregung verraten hätte. Woher hatte sie bloß die verblüffende Sicherheit und ihre Manieren?

Digitized by Google

„Es ist eine Weile her, daß wir uns sahen."

„Zuletzt in Ihrem Laden, gnädige Frau."

Frau Heberlein räusperte sich trocken.

„Liebes Fräulein, könnten wir ein bißchen — ich möchte nicht erst ablegen — das Fenster aufmachen? Ich wäre Ihnen dankbar."

„Sehr gern, gnädige Frau. Sie müssen freilich die nicht ganz reine Luft und das Gehämmer da draußen in Kauf nehmen," sagte Käthe und kehrte in derselben anmutigen Art zurück. Nur in ihren lichtgrauen Augen waren die dunkeln Pupillen noch weiter und glänzender geworden. Was das Mädchen für Augenbrauen hatte — wie seidigster Sammet!

Hm — es gab fast kein Untätchen an ihr. Die Bluse saß hinten straff im Gürtel, der Gürtel fest im Haken, der Rock zeigte klare Falten, und das Stiefelzeug, das man bis zum Knöchel sah, war elegant, schmal, mit hohem, knappem Spann und Lackkappe; sicher trug sie auch feine Strümpfe! Frau Heberlein hätte sie förmlich ausziehen mögen. Aber sie hätte nichts Liederliches gefunden.

Auch das kleine Zimmer war blitzsauber; naja, den Teppich sah man nicht, und die Rohrstühle waren Rohrstühle, 'n Taler das Stück, als sie mal neu waren; das Sofa war hart und auf neu gepolstert mit einem recht hübschen Stoff und goldnen Nägeln drum 'rum; und an den Wänden hingen schmal gerahmte Bilder, wahrscheinlich aus den Zeitschriften vorn im Laden; um die gußeiserne Lampe zog sich ein hellgrüner Schleier mit Fransen. Aber da standen auch Blumen, lose, in Vasen — hm, Vasen —! Woher stammten die? Und die Nelken, weiß und rot, jetzt im Winter? Die gelben Chrysanthemen, —? Und vor allem die Vasen...! Irisierendes Glas... Dazwischen ein Kopenhagener Graublau... schlank geschwungen, und auch was Spitzes, Dünnes aus Baccaratkristall ... Frau Heberleins Gesicht wurde dunkelrot.

Vom Hof her kam das wilde Pink-pink und Gedröhn der Hämmer. Ein Glück, daß der Schlosser, der Schuster und Stellmacher ihre Türen und Fenster der Kälte wegen fest geschlossen hatten.

„Danke, Fräulein! Ja, so ist es besser! Das Gehämmer soll uns nicht stören. Und die Luft ... ich kenne die Gegend und bin sie gewöhnt. — Sie werden wissen, warum ich mich hierher bemüht habe, Fräulein Münchhoff?"

„Ich kann es mir denken, gnädige Frau."

„Sie sagen es so ruhig, daß Sie ein sehr gutes Gewissen haben müssen."

„Das habe ich auch."

Käthe Münchhoff sah unter gesenkten Lidern her auf ihre Tasse, in der der goldgelbe Tee kalt wurde. Ihre Hände ruhten gefaltet in ihrem Schoß.

„Und sind Sie auch Ihrer Sache ebenso sicher?"

Käthe schwieg.

„Ich würde gern Ihre Antwort hören!"

„Ich wurde einfach vor Tatsachen gestellt. Und meine Zweifel und auch mein — Spott wurden beschwichtigt oder abgewiesen."

„Ihr Spott? Das ist eine gefährliche Waffe, Fräulein Münchhoff!"

„Die einzige, die man schließlich hat, gnädige Frau. Auch gegen sich selbst." Es klang ernster, und die klare Stimme schien ein wenig zu zittern. Sie war eine Komödiantin! Frau Heberlein erregte sich im stillen, denn es schien unmöglich, an das Mädchen heranzukommen oder gar in sie hineinzudringen.

Käthe hob den ruhigen Blick. Dahinter stand der stählerne Wille. Was wollte die Frau? Sie hatte diese halb erniedrigende, halb lächerliche Szene fast kommen sehen! Nun war es also so weit. War sie dem Sohn dieser entrüsteten Dame nachgelaufen? Hatte sie ihn angelockt? Vielleicht! Hatte sie ihn festgehalten? O ja! Das war ihr gutes Recht! Das Haus Heberlein war eine brillante Sache. Und sie war ein armes Mädchen, ohne Zukunft und mit einem unbezwinglichen Drang nach oben. Sie war nicht faul, sie war nicht liederlich — sie besaß alle guten Gaben und Instinkte. Sie hatte an die beiden glänzenden Läden, an das stattliche Bürgerhaus mit den Buckelglasscheiben, an die strohgepolsterten Leiterwagen gedacht... hatte sich selbst wie die jetzige Frau in den Bureaus, Lägern und Läden gesehen, treppauf- und absteigend, und dann im weich gefütterten Landauer oder Coupé sitzend, später mal im Auto, in den Geschäften be-

Digitized by Google

grüßt, von den Menschen verwöhnt — hinauf! hinauf! auf eine tüchtige Höhe, auf der man die eigne Seele schätzte und liebte, auf der auch der Geist geruhig, froh und satt vor der Fülle des Lebens stand! Ja, da hatte sie Fritz Heberlein mit den gesunden Backen seiner Mutter und dem Berliner Mundwerk, wenn er sich gehen lassen durfte, ganz lieb gewonnen. Denn hinter ihrem Willen stand ein starkes und auch sinnliches Temperament, das Wissen des Großstadtkindes, der Hunger der Frau. Sie nahm diese Dinge noch nicht übermäßig sentimental. Man mußte jung, gesund und nicht abschreckend sein. Die Verhältnisse mußten passen. Dann fand sich alles von selbst.

Frau Heberlein ahnte bald etwas von dem Wesen dieses verschlossenen Mädchens.

Eine Abenteurerin! stellte sie bei sich mit ihrer allzu handfesten Lebensanschauung fest; wie sie hinter hundert Schreibmaschinen sitzen, hinter tausend Verkaufstischen hantieren.

Aber hatte nicht in ihr selbst die gleiche Flamme gezüngelt? Sie hatte ihren Mann genommen, weil er schlau und gerissen war und weil kein andrer kam, und dann hatten sie klein angefangen und waren gestiegen. Und nun war sie die reiche Heberlein. Das vergaß man — und vergaß man nicht. Man wollte nicht zurück. Auch in den Kindern nicht — es war der gleiche Trieb. Sie wollte eine Schwiegertochter, die auch *ihr* paßte, auf die sie stolz war, mochte sie sich ein Auto und sogar einen Diener halten — schön! wenn das nur zu ihr paßte und dem Mann nichts schadete. Und im Geschäft brauchte sie nicht zu helfen, wenn sie nicht wollte; und dann Enkel, die die Heberleinsche Stumpfnase hochgemuter und vielleicht feiner im Gesicht trügen... Aber in dem Punkt konnten sie so bleiben. Die Nase war ganz gut so!

Käthe war gewissermaßen Fleisch von ihrem Fleisch. Aber gerade das schied sie beide. Diese Käthe Münchhoff war ihr unheimlich!

„Ich frage und spreche geradeheraus, Fräulein Münchhoff. Deshalb bin ich hier. Vielleicht kommen Sie später einmal in die gleiche Lage. Ich will's Ihnen wünschen — und nicht wünschen! Es handelt sich um meinen Erben. Er ist noch viel zu jung! Ich denke mir, daß ein sehr viel selbständigerer und auch reiferer Mann viel eher zu Ihnen paßte. Sie sind hübsch genug, daß es Ihnen nicht fehlen wird. Sie haben etwas gelernt."

„Ja."

„Und sind auch in anderen Stellungen gewesen. Hat es Ihnen nirgends gefallen?"

„O ja. Es hängt nicht immer von uns ab. Oft gefiel mir auch manches nicht —"

„Verstehe. Die Herren. Aber man kann — man kann auch *das* nützen."

Käthe sah klar und scharf auf. „Das kommt sehr darauf an, gnädige Frau. Ich glaube, Sie verkennen mich —!"

„Nein —! Es kommt immer auf das Wie an. Es gibt Protektionen und Freundlichkeiten."

„Zuviel Freundlichkeiten."

Frau Heberlein bewegte sich laut. Nein — nach der Seite hin war sie wohl hieb- und stichfest. War sie zu schlau? War es ihr nicht sicher und aussichtsreich genug? Ein merkwürdiges Wesen. Eigentlich schade um sie. Alles klar und bestimmt, und je länger man vor ihr saß, desto mehr kam auch eine Wärme und fast spielerische Mädchenhaftigkeit zu einem her.

Die Hämmer der Schlosserei und Schusterei pinkten stürmischer. Rauhe Stimmen schallten draußen. Türen wurden im Hof geworfen. Dann klang das Hämmern wieder gedämpfter. Frau Heberlein räusperte sich. Sie zog jetzt den Pelz vorn langsam wieder zusammen.

„Liebes Fräulein Münchhoff. Ich wollte Sie auch noch besser kennen lernen. Sie haben mich in gewisser Hinsicht nicht enttäuscht. Im Gegenteil. Sie haben einen besonnenen Verstand. Vor allen Dingen glaube ich nicht — daß Sie nicht von meinem Jungen los können, daß Sie in ihn bis über die Ohren verliebt sind. Antworten Sie mir, Fräulein Münchhoff, ehrlich!"

„Ich habe ihn *sehr* gern."

„— — Ich will ganz aufrichtig sein. Ich darf es, denn ich kann Ihnen manches nachfühlen, ich war selber mal arm: Unsre Verhältnisse locken Sie, zum mindesten ebensosehr oder noch hundertmal mehr. Sie müßten töricht und strafbar sein, wenn Sie sich davor verschlössen. Glauben Sie, daß er daran zugrunde geht? Ich nicht.

Digitized by Google

Im Weidengrund

Gemälde von Prof. Julius Bergmann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Er wollte damals auch nicht ins Geschäft; jetzt ist er quick und lustig dabei. Es gibt immer zweite und dritte Lieben. Die erste ist meist Unsinn! Auch für Sie, liebes Fräulein. War es überhaupt die erste — ? Ich weiß, daß mein Junge nicht zum Herzbrechen aussieht. Dazu ist er zu kurz und zu stämmig. Warum ich so schroff nnd bestimmt dagegen bin? Daß die Verhältnisse nicht zueinander passen, sagte ich Ihnen schon. Es paßt überhaupt nicht. Nichts! Ich möchte nicht noch deutlicher werden."

„Es genügt wohl, gnädige Frau," sagte Käthe kühl und sah unter gesenkten Lidern vor sich hin.

„Es genügt. Wenn Fritz anders wäre, wie er ist, und ihr beide lieber in die Spree ginget, als aufeinander zu verzichten, dann würde ich mich vielleicht bedenken — nicht gleich, aber vielleicht in Jahren! Ihr müßtet es mir abtrotzen. Ihr müßtet mich mürbe machen! Aber sagen Sie selbst: ist Fritz der Mensch dazu? Und sind Sie selbst rasend vor Schmerz? Unsinn! Der Junge ist verliebt — bis über die roten Ohren, meinetwegen. Das ist man in diesem Alter immer. Und Sie selbst — ? Für Sie war es eine Chance. Ich habe nichts Greifbares gegen Ihre Person. Ich kenne Sie ja gar nicht näher. Lassen Sie mich ganz klar und verständlich sein, Fräulein Münchhoff: ich werde niemals meine Einwilligung geben. Das ist keine Redensart! Mein Sohn kennt mich. Wenn ich niemals sage, so meine ich es so. Fritz ist gänzlich von mir abhängig. Das Geschäft gehört mir. Er hat bis zu meinem Tod keinen Pfennig. Folgt er mir nicht, so mag er sich selbst durchbringen. Ob er das kann und will und ob das Ihnen genügen wird — das mögen Sie selbst entscheiden. Haben Sie Mut? Haben Sie Zutrauen zu dem Jungen, der alles, auch seine Brennöfen opfern müßte — ? Ich glaube nicht. Sie werden über ihn nichts vermögen. Nicht morgen, nicht später, denn ich habe ihn fester in der Hand — nicht nur materiell! Und nun genug — — Kann ich etwas für Sie tun? — —"

Käthe wurde rot. Sie preßte die Finger zusammen. In ihrem Herzen rief plötzlich eine leise, helle, höhnische Stimme: ‚Nimm es! Sei nicht dumm! Hab' dich nicht! Nimm soviel du kriegen kannst!' Aber sollte sie sich von Fritzchen ‚abfinden' lassen — und von dieser Frau, die gewiß, trotz ihres Reichtums, jeden Taler dreimal umwandte? Sollte sie später einmal rot werden vor diesen Leuten? ‚Nimm es!' flüsterte die helle Stimme. ‚Jede Summe ist eine Stufe! Wer weiß, wozu du's brauchen kannst!'

Doch die Heberlein-Mama faßte ihr Schweigen und aufbrennendes Rotwerden rasch und entschlossen zu ihrem eigenen Gunsten auf. — „Nun schön, ich will mich nicht aufdrängen. Ich will Sie auch nicht kränken. Behüte, das liegt mir fern. Ich dachte es mir. Sie sind ein ordentliches Mädchen und haben sich nichts vorzuwerfen. Sie werden mir auch so versprechen, meinen Sohn freizugeben, wie?"

„Verzeihung, Frau Heberlein! Sie verlangen sehr viel — zuviel von mir. Ihr Sohn muß da wohl selbst entscheiden. Er hat sich doch wohl mir genähert — — Ich von mir aus kann und darf nichts versprechen!"

Nein — so einfach und selbstverständlich ließ sie sich denn doch nicht beiseiteschieben!

Frau Heberlein schwieg und sah starr unter der Lampe hin zum Fenster. Redensarten! Sie hatte auch damit rechnen müssen und hatte es getan, wie sie alles kühl erwog. Sie bewegte die Lider, wie es Fritz tat, wenn er nachdachte. „Gut. Sie übertragen uns die Entscheidung? Ist mir auch recht! Ist mir sogar noch lieber, Fräulein Münchhoff. Ich habe entschieden. Und Fritz wird sich entscheiden. Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja, gnädige Frau!"

Madame Heberlein erhob sich. Ihr schimmernder Pelz glitt zurück und duftete bei der Bewegung noch stärker als vorher. Sie nestelte ihn hoch, knöpfte ihn zu und steckte die Hände in die Seitentaschen. Sie stand gedrungen und breit da: die reiche Madam Heberlein.

„Das Leben ist nüchtern, und wir müssen es auch sein —!"

„Und glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß ich Ihrem Sohn etwas sein könnte?" sprang es Käthen noch rasch über die Lippen, nun da der Schmerz und Groll doch stärkere Macht über sie gewannen, weil man sie so auslöschte und wegschob

Digitized by Google

wie eine unbeträchtliche, verächtliche Sache, und daß man ihr etwas, das ihr am Ende doch lieb geworden war, einfach zerbrach. „Ich weiß, was ich will! Ich hätte auch Ihre Stelle ausgefüllt und wie Sie mich in Haus und Geschäft geregt!“

Wieder das trockne, rauh-nüchterne Räuspern. „Das glaube ich Ihnen, liebes Fräulein. Aber es ist dennoch besser so. Es geht nun auch ohne mich — und erst recht ohne Sie! Und nun leben Sie wohl und tragen Sie mir nicht allzuviel Groll nach. Wollen wir uns die Hand geben?“

Doch Käthe warf jetzt den schmalen stolzen Kopf zurück. Ihre Haut war weiß, ihr geschwungener Mund leuchtete, und die Brauen waren fein und schwarz unter dem schwarzen Haar. Ihre ringellosen Hände, die sie wie alles an sich sorglich pflegte, schlossen sich langsam und fest zu.

„Nun — dann sage ich Ihnen so adieu!“ Und Frau Heberlein nickte kurz. Das Pelzhaar knisterte, die Seide darunter rauschte. Sie schritt zur Tür.

Käthe stand am Tisch, wie vorhin, als die Frau eingetreten war, ihr Blick war gesenkt und ihr Mund fest geschlossen. Aber dann folgte doch ein letzter böser Blick der nüchternen, reichen Frau, die durch den erreichten Besitz noch besser und härter wußte, was sie wollte als Käthe. Sie war ihr über, ihr, die selbst noch vor den goldnen Toren des Lebens stand.

Im Lädchen vorn war es still. Ein paar kleine Mädchen, die nach Straßenkälte und Unsauberkeit rochen, suchten sich flüsternd Ansichtskarten aus. Die kleine Frau Roedebeck saß wieder auf ihrem Stuhl hinter dem Ladentisch und strickte.

Sie erhob sich abermals und legte das Strickzeug weg. Da, am Ende des Tisches, lag der Karton mit den Jelängerjelieberbogen, sauber eingewickelt und umschnürt. Auch Frau Heberlein, die jederzeit für alles Blick hatte, sah ihn sofort. Aber sie war jetzt voll Grimm über ihrem Abgang und erbost, daß ihr das Mädchen dabei so selbstbewußt begegnet und ausgewichen war. Sie rauschte stolz durch den Laden. Die beiden kleinen Mädchen stießen sich an. „Det is die reiche Heberlein! Oranienstraße — weeste nich? Die villen Töppe!“ Sie hörte's nicht.

„Lassen Sie nur, gute Frau. Ich finde die Tür allein. Lassen Sie die Kinder da nicht warten. Guten Abend!“ Die kleine Frau Roedebeck dienerte stumm. Aber der Jelängerjelieberkarton blieb stehen. Frau Roedebeck nahm ihn langsam und nachdenklich und ein wenig traurig wieder an sich.

⁂ ⁂ ⁂

Es war acht Uhr morgens.

Käthe war bereits blank und frisch. Sie erhob sich punkt halb acht und stürzte sich auf die runde Wasserwanne. Schon ihre Mutter, die als Zofe ihre Herrinnen gepflegt hatte, war für das Kind eine Reinlichkeitsfanatikerin gewesen. Käthe hatte sich in den ersten Zeiten dieser Niederung mit wilder Energie frottiert, als könnte sie damit alle Dürftigkeit von sich abwaschen.

Die Wohnung war klein. Neben der Wohnstube lag die Roedebecksche Schlafkammer mit einem Hängeboden darüber, in dem Onkel Ferdi am Tag bastelte und tausend Dinge zusammenhamsterte: ‚Werkstatt und Bureau‘ in einem. Wo aber schlief Käthe? In der Wohnstube. Das Sofa mit dem grünen Bezug war zum Umkippen. An jedem Abend machte sich Käthe ihr Lager zierlich zurecht. Das alles gefiel ihr ganz und gar nicht! Sie hatte sich nicht im geringsten daran gewöhnt. Sie rümpfte noch immer die Nase, sagte ein böses Wort und lag dann doch beglückt unter der weißen Decke, schlief wundervoll — und liebte wie jede gesunde Jugend ihr Bett.

Käthe summte. Im Ofen prasselte das Feuer. Das besorgte die kleine Frau Roedebeck. Sie wußte, daß Käthe gern ihre Hände schonte und begriff es auch. Sie brauchte sie zu andern Dingen und bezahlte ja dafür. Käthe hatte den Tisch gedeckt und die Fenster geschlossen. Der Kaffee duftete. Alles stand aufs appetitlichste da, die drei Stühle darum.

Der erste, der erschien, war Onkel Ferdi, den ein eifriger Morgenhunger und Durst trieb. Onkel Ferdi war klein, behende und besaß einen spitzen, kahlen Schädel. Er war immer der erste bei Tisch, hungrig und ein bißchen happig. Auch sonst war er eifrig, besonders im Gängemachen. Im übrigen hatte er ‚Ideen‘. Lag das Geld, der Erfolg nicht auf der Straße? Bück' dich, mein Junge! Heb's auf! War es

Digitized by Google

nicht die einfachste Sache von der Welt gewesen, die Bierflaschen mit diesem Patentverschluß aus Draht zu versehen? Es brachte Hunderttausende! Die gewellten Haarnadeln für die Damen — zwick, zwack, ein paar Krümmungen, und das Millionengeschäft war gemacht. Groschenartikel, darin lag der Segen! Er selbst hatte eine Nickeltülle für zerbrochene Tabakspfeifen erfunden — niemand wollte sie haben. Kein Geschäftsgeist in Berlin — Krämer! Er hatte's auch mit Größerem versucht; mit einer Mostrichspritze aus Porzellan, für Restaurants und Haushalt. Er war mit ihr bis zu einem Geheimrat des Patentamts vorgedrungen, der Menschenkenntnis und Humor genug besaß und den kleinen Roedebeck ein wenig schätzte. Der Geheimrat fand die Mostrichspritze sehr originell, aber sie spritzte bloß nicht, um das Hauptsächlichste zu erwähnen. Schön! man mußte den Luftzutritt zu verhindern suchen — wie immer eine Kleinigkeit. O, Ferdinand Roedebeck war ein listenreicher Herr. Er hatte noch hundert Eisen im Feuer: Roedebecks milde Senfsauce. Ferdilos milde Meerrettichsauce, Ferdilos milde Essigsauce. Der kleine Herr Roedebeck hatte eine wahre Hexenküche in einem Winkel seines Hängebodens etabliert, wo er auf Spiritus eine elende Bouillon mit Senf, Meerrettichbrühe oder Essig mischte. Die Flasche war die Hauptsache, der Name, die Etikette! Er schrieb des Abends an Prospekten und zeichnete flammende Plakate im Wohnzimmer, denn in seinem Käfig durfte er kein Licht brennen. Ja, in der Reklame war er am allerstärksten.

Er kam jetzt emsig herein, denn er wollte für das Lädchen einige Einkäufe machen. Er war immer für Betrieb — Geschäftsgänge, Kommissionen, wobei er sich den Schweiß wischte. Er hatte sich kolossal gebrüstet. „Ich will auch dann nochmal zu meinem Geheimrat, Käthe . . ."

„Ach ja. Was ist es denn?"

„Das Netz, weißt du. Das Fliegennetz. Ich habe den Schriftsatz fertig gemacht. Bloß 'ne Handvoll Geld! Ideen habe ich wie Heu. — Pst!"

Die kleine Frau Roedebeck kam vom Lädchen her. Da schwieg Onkel Ferdi sofort. Denn sie hielt ganz und gar nichts von seinen Erfindungen. Sie sähe es lieber, wenn er als reputierlicher Kassenbote zwischen den Banken hin und her trabte oder als kleiner Buchhalter auf hohem Kontorbock ritt. Aber er war nun mal nicht für untergeordnete Stellen, mochte nicht für andrer Leute Taschen ‚scharwerken' und litt seit Jahren an nervösem Seitenstechen. Die Frau ertrug nach jahrzehntelangem Kampf seine Geschäftigkeit und abenteuernde Glücksluft wie ein unabwendbares Übel.

Und dann ging Käthe davon.

Sie benutzte an jedem Morgen die Untergrundbahn drüben am Spittelmarkt. Sie fuhr bis zum Zoo und marschierte über den Kurfürstendamm bis zur Meinekestraße. Sie hatte von neun bis zwei und am Nachmittag von vier bis sechs Dienst; manchmal auch länger. Es war stets eine Lust für sie, die Tür des Lädchens in der Alten Jakobstraße hinter sich zu schließen. Sie hob den Kopf, als wittre sie Freiheit in der Luft. Dann schritt sie voll Spannung und Freude am Leben davon, als warte es mit allerbesten Geheimnissen auf sie.

Hier unten am Spittelmarkt waren die roten Lederbänke der Untergrundbahn noch leer. Erst hinterm Leipziger Platz begann das Leben. Pelze und Zylinder glänzten, Zeitungen knisterten, die Mienen waren morgenfrisch. Man sah meist dieselben Gesichter, und alle Herren und Damen schienen sich zu freuen, wenn dieses Fräulein Münchhoff, den Kopf ein wenig vorgeneigt, bereits dasaß und mitunter langsam und ernst den hellen, eigentümlich durchdringenden Blick hob. Dann fuhr man mit den prächtigen gelben und roten Wagen in den Sonnenschein hinauf. Man hätte wie eine Katze schnurren mögen.

Es war schon eine gute Weile wieder Januar. Schnee lag auf den Straßen, und die harte Kälte funkelte. Es war ganz prachtvolles Wetter.

Fritz Heberlein aus der Oranienstraße war nun schon lange wieder verreist, fort — über alle Berge. Wohin? Vermutlich südwärts.

Was war geschehen? Gutes — Schlimmes? Es wußten nur ganz wenige davon. Eigentlich bloß drei. Aber das genügte völlig. Ja, es war in der Tat aus mit ihm.

Digitized by Google

Frau Lina Heberlein hatte es damals kurz und bündig vorausgesagt, und Käthe hatte sich, wenn sie alles nüchtern erwog und ihren Trotz einmal entschlossen abtat, nur wenig Hoffnung machen können. Trotzdem hatte sie daran festgehalten. Sie wollte's schon um ihrer selbst willen! Und nun aus — aus — vorbei. — — Es hatte sich in der Tat nur noch um ein paar kärgliche Wochen gehandelt. Kaum länger. Ein Hin- und Herziehen, das beide zuletzt erschöpfte und erbitterte.

Geweint hatte sie nicht oder nur wenig und mehr zornig. Aber es hatte ihr doch sehr leid getan. Es war so eine hübsche Gewohnheit gewesen. Die Blumen hatten sie gefreut, die Gläser und Vasen hatten ihr wohlgetan. Man hatte ein Gefühl des Geborgenseins verspürt. Man war auch mal im Theater gewesen, alles gewissermaßen mit geduckten Köpfen. Nie hatte er ein keckes Wort gewagt, nie hatte ein frecher Blick sie gestreift. Ihre Macht war vom ersten Tage an gewachsen.

O, sie hätte die weißen Finger schon rühren mögen, auch in harter, währender Arbeit und Geduld — wie es die Dame Heberlein ihr damals an die Wand gemalt hatte: „Ihr müßtet es mir abtrotzen oder lieber in die Spree gehen!" Der Weg war nichts, das Ziel alles.

War jenes Streben schlecht und falsch gewesen? Sie fragte kaum mehr danach. Es war ihr angeboren. Es war ja auch hier nicht bloß das Geld. Es barg alle geistigen Möglichkeiten auf fruchtbarer Höhe. Und die Hälfte war immer besser als gar nichts! Das regte sich stumpf schon in der Sehnsucht der Masse da unten, die greifbar nur das gleißende Gold und den bunten Genuß sieht.

Ja, Fritz Heberlein war längst fort — vielleicht war er schon wieder zurück. Denn allzulange konnte er es ohne seine Brennöfen und seine Kaolinerde nicht aushalten.

Er war damals noch ein paarmal zu ihr geschlichen. Er hatte ein Kind in das Lädchen geschickt. Und er war höchst betreten und verzweifelt gewesen. Er hatte eine ganze Weile eifrig und wild von ‚Warten' gesprochen und ‚nun gerade!' Aber keines von ihnen hatte unbeirrbar daran geglaubt.

Er war nicht einfach schlaff und feige, er war im Grunde auch nüchtern und berechnend, der Sohn seiner Mutter.

Wozu das alles? Es war zwecklos! Lächerlich und herabziehend. Da hatte es ihm Käthe kurz und leicht gemacht, als er selbst die Courage nicht fand und die Abende immerzu müde und fruchtlos hinquälte. Und einmal war er endlich wunden und zerspaltnen Herzens, aber im Innern aufatmend davongestapft. Hatte sich eine Ecke weiter verstört und weil er einer Aufmunterung bedurfte, eine Zigarette angesteckt und war betäubt in die Weinstube am Dönhoffsplatz gegangen, wo seine Freunde saßen. Käthe aber war verbittert und verarmt in das vertraute und verhaßte Lädchen zurückgekehrt, hatte die Nadeln der kleinen Frau Roedebeck wispern hören und hatte dann doch geweint. Es war immer das beste: man weinte! Es kam alles heraus, man wusch alles damit weg.

Vor einigen Wochen hatte Käthe noch eine Karte aus Marseille bekommen. Es war furchtbar. Fritz Heberlein hatte doch immerhin Geschmack, jedenfalls für seine Töpfe und Teller, wenn auch sein Blick für Publikum und Absatz dabei nicht zu kurz kam. Gefühl macht dumm und geschmacklos! Auf der Karte ritt ein Trompeter. Darunter aber stand in gotischer Schrift: Behüt' dich Gott, es wär' zu schön —

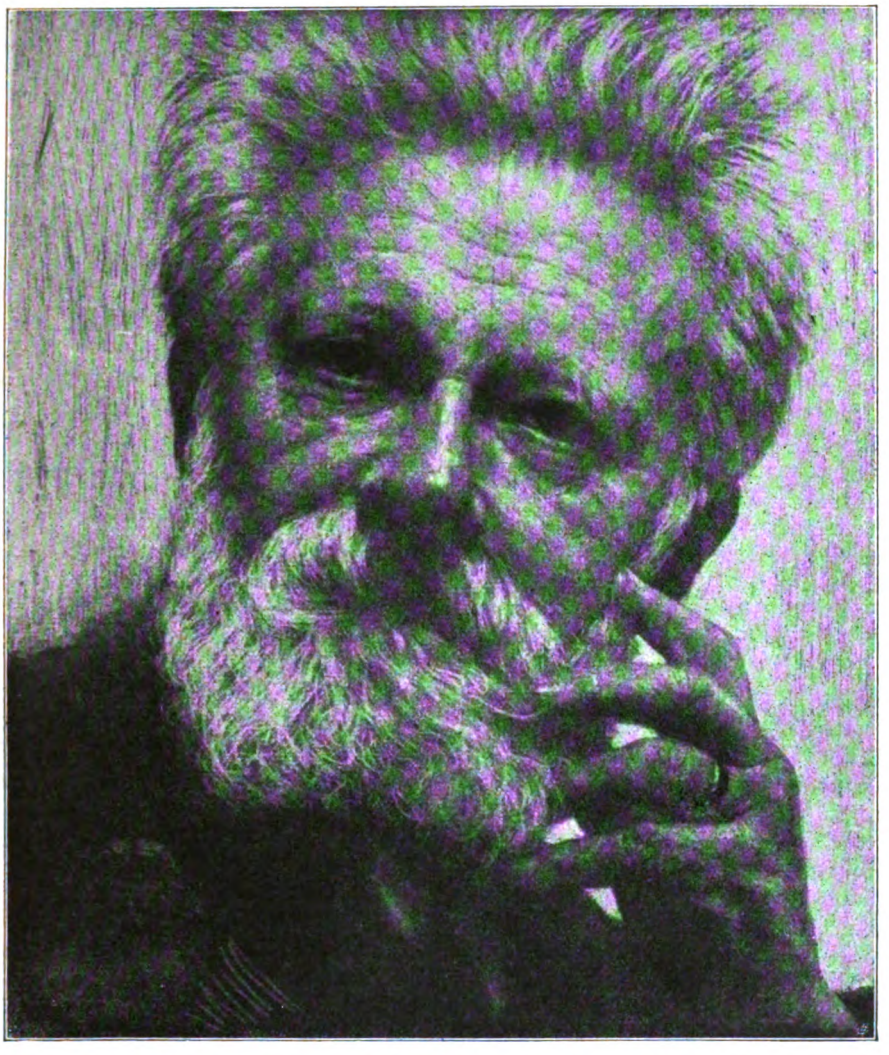
Er hatte diese Worte wohl in der Fremde beim Wein tief erlebt, erfüllt von Heimweh und Sehnsucht, das auch einen Leierkasten herrlich klingen läßt. Die kleine Tante Roedebeck hatte die Karte sehr ernst in Empfang genommen und schweigend weitergegeben.

Nun aber, nach sieben, acht Wochen, war sie es so gut wie los. Fertig. Ins Mark war es nicht gegangen. Das Leben würde noch mehr Enttäuschungen bringen. Man mußte immer bereit sein, sprungfertig, die Seele nicht schwerfällig werden lassen — vielleicht kam morgen, schon heute ein andres oder war schon da! O ja! es mußte immer wieder Neues kommen — mußte — mußte — sie spürte es förmlich in den empfindlichen Fingerspitzen und lächelte darüber, ihrer Sache gewiß und beinah gleichmütig, weil sie der Welle vertraute und sie nahm, wie sie kam.

Am Zoo stieg sie aus und tauchte zum Straßenlicht empor.

Digitized by Google

Moderne Graphik:



Bildnis des Philoſophen Rudolf Eucken. Radierung von Prof. Hans Olde
(Im Verlage von Commeters Kunſthandlung, Hamburg)

Digitized by Google

Autos flitzten. Hallo, da war ja auch das kleine grüne Wiedebornsche Stadtcoupé! Wer saß darin? Natürlich Hanna, mit steifem schwarzem Flachhut. Sie ritt dreimal in der Woche drüben im Tiergartentattersaal. Sie hatte Käthe nicht gesehen, sonst hätte sie gehalten. Man stand sich jetzt sehr gut. Und Hannas Vater verwöhnte Käthe soviel er konnte. Oft nahm er sie im Auto mit, auch am Abend für ein Stück ihres Heimwegs. Er machte ihr Gratifikationen bei festlichen Gelegenheiten, bei besonderer Inanspruchnahme ihrer Arbeitskraft. Er bezahlte sie gut, überanstrengte sie nicht und freute sich an jedem Morgen, wenn sie im Türrahmen auftauchte.

Er war ein eifriger Mann am Anfang der Fünfzig. Ein Mann des sozialen Gewissens, voll Neigung zu wirken und zu helfen. Er hatte sein Amt in einem Ministerium schon vor Jahren aufgegeben. Es hatte ihn behindert. Man hatte seine entschiedenen Meinungen, die er laut in Wort und Schrift vertrat, auch nicht gern gesehen. Es konnte ihm einfallen, auch, 'mal einer sozialistischen Ansicht mit seinem raschen Temperament zuzustimmen. Sein Steckenpferd aber war das schwierige Problem der Arbeitslosigkeit. Darüber sprach er in Vereinen und verfaßte er ein dickes Buch, das in allernächster Zeit fertig wurde. Er hatte jahrelang vorgearbeitet und diktierte es nun Käthen in emsigen Stunden. Es stand Vortreffliches darin. Käthe sah beim Schreiben die Welt in einem klareren, helleren Licht.

Sein Bart war spitz geschnitten und noch dunkel, trotz der weißen Stellen, die Stirn zog sich hoch hinauf und war wundervoll blank. Er war schlank, kaum mittelgroß, sehr elegant und beweglich. Er hatte seine Schwächen. Wer hatte die nicht? Er sah auch hübsche Frauen gern. Aber er wußte sich in dem Punkt gewiß ebensosehr zu beherrschen.

Käthe hegte Respekt und eine mädchenhafte Sympathie für ihn, wenn sie auch seine kleinen Menschlichkeiten in jedem Augenblick sah, manchmal darüber lächelte und auch ein wenig darüber triumphierte. Er war väterlich und von einer zarten Ritterlichkeit. Taute er nicht immer auf, wenn er in ihrer Nähe weilte, sogar wenn er vor ihrem Eintritt abgespannt und zu keiner straffen Arbeit recht geneigt war? Es belebte ihn, wenn sie vor ihm mit geneigtem Kopf an dem Diktiertischchen saß. Er rauchte rascher, spazierte beweglicher, flotter, und seine Stimme gewann Modulation und Farbe.

Ja, mitunter hatte sie eine spaßhafte Angst, daß er ihr Blumen hinlegen oder in einer Großmogulslaune einen Tausendmarkschein auf den Tisch, eine Perlenkette in ihre Handtasche praktizieren würde! Was wäre groß dabei gewesen? Na ja, eine Perlenkette brauchte es ja nicht gerade zu sein, wenn er auch zehnmal reicher als die Heberleins war, nicht zu vergleichen. Hatte er ihr nicht schon tatsächlich Blumen geschenkt mit einer lächelnden Verbeugung, wenn sie von einer Versammlung kamen, wo er selber welche bekommen hatte? Auch mußte man zuweilen, wenn es sehr spät wurde, nach einer Versammlung mit andern Leuten oder allein einen Bissen essen. Sie lernte viel dabei und spitzte die Ohren wie eine Maus.

In der Kleiderablage neben der Diele stand Hanna Wiedeborn noch in Reithut und Paletot und las Briefe, die für sie gekommen waren. Sie war schlank, groß und sehr brünett. Ein schönes Mädchen.

„Tag, Käthe," sagte sie, kaum aufblickend und hielt der andern an ihrem Brief vorbei die Hand hin. Der Reitstock lag quer auf dem Bürstentisch.

„So interessante Nachricht?" fragte Käthe, die Hand flüchtig berührend.

„Sehr! Entschuldige, manches muß man mit einem Zug aufnehmen."

Der Diener half Käthen aus dem Mantel. „Der gnädige Herr warten schon." Käthe hatte sich in der Tat etwas verspätet. Sie war eine Weile vor einigen Schaufenstern stehen geblieben. Hanna klappte den Bogen zu. Sie ging einige Schritte. Doch dabei glitt viel des Glanzes von ihr ab. Denn sie hinkte. Sie hatte einmal einen furchtbaren Unfall auf der Straße gehabt, sie war überfahren worden. Das Sichere in Linie und Haltung wurde plötzlich, als sie sich bewegte, zerrissen, so daß man fast erschrak, sogar eine feine Scham und ein Mitleid empfand.

„Wiedersehen," sagte Käthe leichthin und geschäftig heiter. „Dein Papa wartet!"

„Wiedersehen, kleine Käthe," sagte

Digitized by Google

Hanna und ging mit zerrissener Schönheit weiter, wobei sie sich noch einmal nach der andern umsah. Traute Hanna diesen schweigenden, kühnen Augen nicht ganz, diesen schlanken Händen, in denen eine verhaltene Kraft vibrierte? Es kam fürwahr nicht selten vor, daß der Papa früher in dem Arbeitszimmer zur Stelle war, rauchend, kramend, angeregt wartend, ihren Tisch eigenhändig ordnend und mit Papieren belegend, auch wenn sie dann auf die Minute auftauchte ...

„Verzeihen Sie, Herr Regierungsrat ..."

„Guten Morgen, Fräulein Münchhoff! Gut, daß Sie da sind. Mir fiel bereits beim Frühstück allerlei Gutes ein. Ich wollte mich schon selber niedersetzen. Aber ich habe mich so an Sie gewöhnt!"

Er gab ihr lächelnd die Hand. Ihr Stuhl war schon abgerückt, die Bleistifte lagen bereit, glattes Quartpapier schimmerte auf der roten Unterlage ... Hatte es der Diener getan?

Herr von Wiedeborn legte die Hand auf den Rücken und ging über die matt leuchtenden Teppiche. Sein Gesicht war streng und bewegt. Es war ein verborgener Stolz in ihm, daß er so hoch über der Materie stand und das emsig schreibende Fräulein, das den schlanken Hals entzückend bog, mit sich hochhob. Er räusperte sich fest. Der Luftzug, den er verursachte, berührte sie mitunter sanft. Er rauchte in langen Zügen. Das Thema war an einer Stelle etwas heikel. ‚Du sprichst wie ein Mönch, mein Lieber!' dachte Käthe. Es klang gut. Aber sie würde nachher beim Übertragen hier und da ein Sätzchen mildern oder ganz weglassen. Das merkte er nicht oder war erstaunt über die fremde, hübsche Wendung ...

Um die Mittagsstunde klopfte es. Käthens Gesicht war wieder zum Fenster erhoben. Aber ihre Wimpern lagen schwarz auf ihrer Haut, und dann wurde sie langsam rot. „Verzeih, Papa." Es war Hanna. Käthe schichtete die Blätter auf ihrem Tisch und erhob sich schweigend, um in das Bibliothekszimmer zu gehen. Ihre Miene war kühl, glatt und geschäftig. „... Felix Wieland ist da. Er kam eben mit Heinrich Nonnemann. Er möchte dich sprechen, Papa."

„Ah richtig! Ich habe ihn ganz vergessen. Ich schrieb ihm gestern, seine Mama bat mich darum."

„Soll ich ihn dir schicken? Oder habt ihr noch zu tun?"

„Es geht jetzt gerade."

Eine Weile darauf hörte Käthe hinter der geschlossenen Tür Herrn von Wiedeborns Stimme. Sie klang gedämpft, war aber doch hier und da mit warmem, kräftigem Ton vernehmbar. Mitunter kam ein Wort herüber: — Pflicht — Ziel — Zusammenreißen — junger Freund — — Es schien eine regelrechte Moralpauke zu sein, die sich der junge Herr da nebenan holte. Nun, vermutlich hatte er sie verdient und war sie ihm heilsam. Aber das konnte man nie wissen. Es war übrigens lange her, daß Käthe auch diesem Felix Wieland ein paarmal im Wiedebornschen Haus begegnet war. Später hatte man sich zuweilen noch auf der Straße gesehen. Zuletzt aber blickte man dabei weg oder wich sich aus.

Er hatte ihr, als sie vorhin das Zimmer verließ, eine knappe, kalte Verbeugung gemacht. Er war groß, dunkel, glattrasiert, mit weichem, geschweiftem Mund. Das Gesicht war blaß und nicht gerade frisch und gesund. ‚Schade um den hübschen Jungen!' dachte Käthe. Sie selbst strebte hinauf. Er sank herab. Waren in ihnen zwei extreme Wirkungen ein und desselben Urtriebs lebendig: der Hunger, die Erwartung bei ihr und die Sattheit und Enttäuschung bei ihm?

Sie schrieb eifrig an einem Brief. Herr von Wiedeborn sprach mit Kraft und Herzlichkeit.

⁂ ⁂ ⁂

Eine halbe Stunde später traf Käthe wieder mit Hanna in der Garderobe zusammen. Die beiden jungen Herren standen bei ihr. Käthe hatte einen Gang für den Regierungsrat zu machen und trug einen Stoß von Briefen und Korrekturen in der Hand ... Felix Wieland wollte sich gerade empfehlen. Vetter Henri Nonnemann indes gedachte zum Frühstück zu bleiben. Er war übrigens kein leiblicher Vetter Hannas, beider Eltern waren nur befreundet gewesen. Er war Regierungsbaumeister, Sohn und Sozius der alten Firma Nonnemann & Peschke. Eltern tot. Käthen war er immer ein wenig unheimlich. Sie hatte

Digitized by Google

das Gefühl, als sähe er einen durch und durch. Trotzdem mochte sie ihn, wie man stets den Überlegenen schätzt, und freute sich, wenn sein graues, spöttisches Auge eigentümlich ernst, fast väterlich auf ihrem Gesicht ruhte. So sah er alle Menschen und Dinge an, obwohl er nicht älter als sein Freund Wieland war. Sieben-, achtundzwanzig.

Felix Wieland fuhr jetzt mit Käthe, die sich noch vor ihm verabschiedete, im Fahrstuhl hinab. So hatte man also Gelegenheit und auch einige Zeit, die alte Bekanntschaft, wenn es einen danach gelüstete, zu erneuern. Er knöpfte schweigend und hochmütig seinen Mantel zu und zog helle Handschuhe an. Er verwandte scheinbar viel Geld auf seine Garderobe. War es Heinrich Nonnemanns Schule? Er hatte wohl seinen eigenen Geschmack.

Käthe konnte ihm nicht verdenken, daß er schlechter Laune war. Wiedeborn hatte sein Selbstgefühl gezaust. Sie begriff bloß nicht, daß er überhaupt gekommen war. Hatte er was ausgefressen, das energische Hilfe von anderer Seite erforderte?

Felix öffnete die Türen, und Käthe ging dicht an ihm vorüber. Der Hut streifte ihn und die bunte Schleife darauf kitzelte ihm Nase und Kinn.

„Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen," sagte Felix Wieland.

‚O, gesehen schon!' dachte Käthe und sagte: „Ja."

„Wo wollen Sie hin, Fräulein Münchhoff?" fragte er gemütlich.

„Geschäfte. Ich muß einige Erkundigungen einziehen."

„Schrecklich."

„Wieso?"

„Immer so Wohltätigkeit. Da muß einem doch ein Heiligenschein wachsen. Ich würde mich ängstigen und vor einer Selbstanbetung fürchten."

Käthe lachte. „So sind wir nicht. Wir wissen, daß wir Menschen sind. Gerade weil man soviel Mangelhaftigkeit bei den andern sieht."

Er betrachtete sie aufmerksam von der Seite.

„Ja, Mangelhaftigkeit," sagte Felix Wieland und stieß den Stock auf. „Es gibt zuviel Kehrseiten, Fräulein Münchhoff. Überall Happigkeit."

Man sah ihnen nach. Ein famoses Paar, rank, schlank, groß und elegant. Jedes von ihnen verwandte viel Mühe auf seinen äußeren Menschen, um ihm den Ausdruck der Sphäre zu geben, die sie beide liebten. Er von oben, sie von unten. Es sah aus, als kämen sie beide aus Reichtum und Fülle, vom üppig gedeckten Tisch des Lebens, dem alle Sorge und Kleinlichkeit abseits stand. Aber das war leider nicht der Fall.

„Sie wollen also —?"

„Nach der Neuen Roßstraße."

„Darf ich Sie eine Strecke begleiten, gnädiges Fräulein? Ich habe gerade Zeit."

„Danke. Wie Sie wollen. Aber ich möchte noch ein Stück gehen, sagen wir bis zum Wittenbergplatz. Man muß sich etwas Wintersonne gönnen."

„Famos!" sagte Felix fast vergnügt. Er wünschte, in einer ritterlichen Anwandlung, ihre Mappe zu tragen. Aber sie lehnte das ab. Schon am nächsten Postkasten machte sie halt und lud ihre Briefe ab. Und dabei durfte er die Klappe halten.

Sie hatten sich beide nicht viel zu sagen. Indes die Sonne schien prächtig. Die Luft war frisch wie Stahl. Da bekam man schon Lust, die Augen und Sinne nach außen zu wenden und sich einigermaßen menschenfreundlich zu regen!

Felix Wieland räusperte sich und ließ den Stock klingen. Er hieb sogar ein paarmal mit ihm durch die Luft. Und dann sprach man gemächlich und etwas behutsam von früher. Er war damals Gymnasiast gewesen. Und dann dies und jenes. Und das letztemal, vor einigen Jahren, schon Student — — Plötzlich fragte er, als wäre er des trockenen Tones etwas satt und einer jung drängenden und wärmeren Vertraulichkeit nicht ganz abgeneigt: „Sagen Sie, wohnen Sie noch immer da —?" Und er wies mit einer großen spöttischen Geste irgendwohin nach SO.

„Ja. Immer noch."

„Ich dachte, Sie wären da längst heraus!"

„Nein."

„Dann irrte ich mich eben. Man hatte mir mal davon erzählt. Was ich sagen wollte — Ja, ich sah Sie übrigens noch vor einigen Wochen einmal eine Straße kreuzen. Es war in unserer Gegend oder da in der Nähe... Ihre Verwandten leben

Digitized by Google

Riesenmohn

Gemälde von Prof. Eduard Grützner

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

da noch, wie? ... so von weitem — — Und da dacht' ich — da dacht' ich —" er lächelte — „eine Gestalt von Sargent oder Whistler. Ich dachte es wirklich, Fräulein Münchhoff. Nur ohne den üblen englischen Cant. Wundervoll. Lassen Sie mal sehen — — Entzückend ...!"

Käthe Münchhoff hörte es zuerst mit einem Erstaunen, als wäre sie niemals aus der wenig empfindlichen Alten Jakobstraße herausgekommen. So unwahrscheinlich klang es. Sie traute ihren Ohren nicht. Gleich darauf aber fand sie es ziemlich stark! Spielte er den Jüngling und Gentleman, der sich herabließ? Na warte, mein Jungchen! Ihr altes, jähes Mißtrauen und ihr scharfer Stolz rebellierten. Und plötzlich fragte sie: „Was haben Sie eigentlich angerichtet? Ich hörte einiges durch die Tür."

Felix Wieland wurde rot und sofort gänzlich kühl und abgeklärt.

„Angerichtet? — Herr von Wiedeborn wünschte mir etwas mitzuteilen. Ich glaubte, er wollte mir den Thron von Albanien anbieten. Man sollte wenigstens nicht junge Damen dazu ins Nebenzimmer setzen."

„Ich habe nicht sehr viel gehört. Ich saß an der Schreibmaschine. Aber schließlich — man weiß doch auch so."

„Was wissen Sie denn?"

„Unser Viertel ist eine kleine Stadt. Vor allem für die, die lange darin wohnen. Sollte Ihnen das unbekannt sein? Die Roedebecks und Familie zählen ja bloß als Masse. Aber auch meine Schicksale kennt man beim Schlächter, bei der Gemüsekramfrau, in fünfzig Werkstätten, Wohnungen, Läden. Aber nun erst unsere Patrizier! Die Heberleins ..." Wie mochte es Fritzchen gehen? Ob er an seinen Ofen hantierte? — dachte sie rasch nebenher.

„Gott, die Töpper!"

„Und die Wielands!"

„Patrizier ist gut, Fräulein Münchhoff. Danke Ihnen bestens. Heberleins Vater war früher mal gar nichts. Na und wir — Holz und Kohlen. Vielleicht bring' ich Ihnen bald 'ne Kiepe."

„Soll mich freuen!"

„Ich bin zwar nicht neugierig — aber was weiß man denn?"

„Wollen Sie es hören? — Man sagt, Sie seien ein ‚Graf'. Ein Iraf, mit I."

„Verrückt!"

„Man sagt es nicht gerade liebevoll oder bewundernd. Eher im Gegenteil."

„Ein ‚Iraf'?"

„Ja. Ganz was Feines. So warten Sie doch ... Sie wären früher ein leidlich tüchtiger, netter Junge gewesen, frech und gutmütig, eben verwöhnt. So sagt man. Dann aber wäre Ihnen plötzlich bewußt geworden, daß einmal Millionen ihrer harrten. Und von Stund' an wären Sie anders geworden — ‚Iraf.' Herrisch, launisch, ohne rechtes Streben, umschmeichelt und verführt von Kameraden, die sich immer wie die Fliegen ansetzen. Schon in der Prima hätte es Skandal gegeben, noch kurz vor dem Examen."

„Stimmt. Bitte weiter, wenn Sie die Güte haben wollen."

„Wenn Sie es wünschen. Dann wären Sie als Avantageur eingetreten. Aber man hätte Ihnen da bald einen Wink gegeben. Dann hätten Sie's mit der Landwirtschaft versucht. Aber auch da — jedenfalls wäre es Ihnen zu langweilig gewesen und Berlin zu weit!"

„Nicht zu sagen!" Seine Stirne war gerötet und gänzlich hochmütig. „Na und —"

„Dann legte sich Ihr Onkel, der reiche — er ist nun tot — ins Mittel. Von ihm sollten ja einmal die Millionen kommen. Er war alt und ledig."

„Richtig. Und dann ging der Iraf zur Hochschule, um ‚Baumeister' zu studieren. Und wenn er nicht gestorben ist —"

„Dann ist er noch immer auf der Hochschule," sagte Käthe Münchhoff ...

Felix schwieg und schritt stolz und fest aus. Der letzte Stich war vom Übel. Es war ein Stich. Was fiel dem Mädchen ein, dieser hübschen Katze? Hatte er ihren empfindlichen Stolz gekitzelt? Sie tat ja bloß so! Hatte sie vorhin gelauscht und alles mit angehört? Ach, sie wußte natürlich ebensoviel durch Wiedeborns!

„Ärgert es Sie?" fragte die schlanke Käthe demütig. „Ihre Schuld. Wir hätten uns auch anders unterhalten können."

„Aber gar nicht. Es ist sehr spaßig. Also?"

„Weiter kommt vorläufig nichts! Dazwischen verlor bloß der reiche Herr Onkel seine Millionen und auch noch viel von

Digitized by Google

dem Holzhof mit. Und, so sagt man," fuhr sie lieblos fort, „das konnte der Graf nun gar nicht verwinden! Das Bewußtsein des künftigen Reichtums hatte ihn lässig gemacht; der Verlust aber gänzlich unlustig. So geht die Mär vom Grafen aus der Stallschreiberstraße."

„Können Sie sich denken, daß mir das noch niemand gesagt hat?"

„Viele wissen es," sagte Käthe leise und hob die schönen starken Brauen.

„Pfui Teufel!!" Es brach nun doch ein jungenhafter Zorn und Haß durch.

„Ändern Sie es doch!"

„Kind!" Er hätte am liebsten ein derberes Wort gebraucht. „Erlauben Sie mal — "

Ach was, man hatte einander gereizt. Junge Leute. „Sich selbst zuliebe, meine ich . . .! Man tut alles für sich selbst. In mir würde es glühen!"

„Ja, Sie stehen auch ganz wo anders, Fräulein Münchhoff!" sagte er brüsk und blickte sichtlich auf sie herab.

„Das weiß ich! Wir sind verschiedene Rassen! Aber man kann und muß sich überall in die Hand nehmen! Reichtum kann ebensosehr verpflichten und stacheln wie Armut. Ich — ich möchte alle schütteln und rütteln — rühr' dich, als ging' es mich selbst an! Ich mag nichts verloren gehen sehen, am wenigsten was herabsinken . . ."

„Herabsinken ist gut. Fräulein Münchhoff!"

Sie sahen beide merkwürdig erhitzt aus, und er spürte ihren großen, leidenschaftlichen Willen. „Ja!" sagte sie hart und trotzig. Und dann mußten sie beide lachen.

Sie waren Kinder — junge Leute, die sich um ein Butterbrot stritten und erhitzten. Empfindlich, rechthaberisch und selbstgefällig. — Verrückt —

„. . . wie hübsch Sie sind! Entzückend, Fräulein Käthe Münchhoff! Wirklich entzückend. Wie sagte ich vorhin? Whistler, Sargent . . . Die sind kühl und tot dagegen, verlogen. Sie sollten meine Führerin sein. Vielleicht brächten Sie mich heraus aus diesem — diesem taedium vitae!" Es war wieder der hochmütige Spott.

„Ich traute es mir schon zu," sagte sie ein wenig blaß und hart. Sie blitzte ihn an, unmutig und kühn. Aber er stand lächelnd und plötzlich seltsam drohend vor ihr.

„Was bekomme ich dafür, Fräulein Käthe Münchhoff?"

„Sie bekommen sich selbst!" sagte sie schroff und lachte dann.

Er war ein frecher Mensch. Sein Blick eben hatte sie angepackt, bis ins Blut hinein. Auch er? Auch dieser Irrgänger und Lebensversäumer, auch dieser hübsche und halbentgleiste Junge? Was wollten sie alle von ihr! Es war überall und immer dasselbe! Aber sie spürte jetzt manchmal ein Zittern kaum bewußten Erschreckens davon in den Fingerspitzen.

Gleich darauf standen sie am Wittenbergplatz.

„Ich muß nun hier hinab," sagte Käthe und wollte ihm mit einigem Widerstreben die Hand reichen.

„Darf ich nicht weiter mitkommen? Mein Weg führt auch dahin."

„Natürlich dürfen Sie. Aber es muß nun etwas rascher gehen, Herr Wieland; wir haben uns versäumt. Danke — ich habe meine Karte." Und sie stieg eilig mit dem flotten Samthut und dem Riesenmuff — ein Geschenk Hannas und ihres Papas — licht und dunkel die Stufen hinab.

‚Verrückt — verrückt —!' dachte Käthe wieder im Takt des Hinuntersteigens, und sie mußte ein neues Lächeln verbeißen und zugleich einen Ärger. Und vielleicht grüßte er sie morgen abermals nicht mehr . . . Eine gänzlich überflüssige, kindische Auseinandersetzung! Aber seine edle Dreistigkeit, etwas in seiner ganzen Person hatte sie angegriffen und empört. Bloß empört? — Verrückt! Sie würde auch einem andern die scharfen Krallen gezeigt haben.

Felix Wieland lief ihr nach, denn der Zug donnerte gerade in die Halle ein. Es war sehr voll, so daß sie nur getrennte Plätze fanden. Wieland stand und schwankte, und Käthe saß irgendwo weit ab, so daß er bloß hin und wieder die wie ein Hasenohr hochstehende Schluppe ihrer Hutschleife sehen konnte. Er freute sich jedesmal mit seltsamer Spannung darüber. Das Samtohr war so spaßig und niedlich. Und am Ende der Reise nickte sie ihm flüchtig und lächelnd beim Aufstehen zu, gab ihm die Hand, da er trotzdem wartete, und stieg noch vor ihm her mit leichtem, raschem Schritt davon.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die öffentliche Meinung

Bemerkungen zur auswärtigen Politik

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Ueber die Unzuverlässigkeit und Wertlosigkeit der öffentlichen Meinung, vornehmlich im Urteil über die auswärtige Politik, haben die Wissenden seit jeher gespottet oder gescholten. Und doch gehören in Thucydides' Geschichte des Peloponnesischen Krieges jene Reden zu den herrlichsten Stellen, in denen Perikles um die öffentliche Meinung der athenischen Republik wirbt, und doch hat Bismarck, so souverän er diese öffentliche Meinung verachtete, mit einer Virtuosität wie kaum ein zweiter Staatsmann sie bestimmt und benutzt. So müssen doch Zusammenhänge zwischen beiden bestehen, die nicht ohne weiteres vernachlässigt werden dürfen. Freilich hört man gar oft sagen, es habe keinen rechten Zweck für diese öffentliche Meinung, sich um die Fragen der auswärtigen Politik zu bekümmern, denn diese sei ein Geheimnis der diplomatischen Zunft, und über sie zu urteilen sei schon deshalb ausgeschlossen, weil man die wirklichen Zusammenhänge und Einflüsse gar nicht kenne. Dabei ist aber doch zweifellos, daß das Volk letzten Endes Erfolg oder Mißerfolg seiner Diplomaten recht erheblich am eigenen Leibe spürt, daß es mit seinem Gut, gegebenenfalls auch Blut die Verpflichtungen einlösen muß, die jene seine Vertreter in der großen Politik eingegangen sind. Es ist nun sehr interessant, den allgemeinen Fragen, die damit berührt werden, nachzugehen, aber das soll hier nicht geschehen. Wenn sie heute bei uns erörtert werden, so geschieht es vornehmlich aus dem Gefühl heraus, daß auf diesem Gebiete nicht alles so zueinander klappt, wie es wünschenswert wäre. In mancherlei Klagen über unsere Diplomatie kommt das im Parlament, in den Zeitungen und sonst oft genug zum Ausdruck. Die naheliegende Erklärung, daß die übermenschliche staatsmännische Kunst Bismarcks uns verwöhnt habe, indem sie auch den politischen Gegner zu einem blinden und berechtigten Vertrauen in die Sicherheit der Leitung führte, ist dabei kein Trost, da uns eben heute ein Bismarck fehlt und wir uns wohl oder übel auf andere Weise in diesen Schwierigkeiten helfen müssen.

Über zwei Schwierigkeiten wird freilich keine Reform unseres diplomatischen Dienstes — heute eine populäre, in den Einzelfragen keineswegs klare Forderung — in der Gegenwart hinwegkommen können. Zunächst sieht wohl der Wunsch recht bestechend aus, man müsse den Auslandsvertreter so lange wie möglich auf seinem Posten lassen, man solle nicht einen Diplomaten, der sich in Rußland bewährt hat, mit einem Male nach Südafrika setzen usw. Die Erfüllung dieser Forderung setzt etwas voraus, was wir noch nicht haben und auch nicht so bald haben können: ein sehr viel größeres diplomatisches Korps. Wir können gar nicht gewissermaßen die ganze Erde, wie das England, Frankreich, Rußland, die Vereinigten Staaten tun, in große Kultur- und Einflußsphären einteilen, für die sich jeweils eine besondere Sektion von Diplomaten ausbilden kann, ohne an der Beförderung Nachteil zu erleben. Wir haben einfach diese großen Einflußsphären nicht und müßten, wenn wir jenen Vorbildern folgen wollten, unser diplomatisches Korps in einem ganz irrationellen Verhältnis vermehren. Anderseits aber sind unsere deutschen Weltinteressen dermaßen zersplittert, daß wir uns auch nicht auf bestimmte Gebiete beschränken können, und wir müssen deshalb mit unseren Auslandsvertretungen heute schon den ganzen Erdball umspannen. Das ist ein Zwangsverhältnis, das sich aus unserer Geschichte ergeben hat und an dem die heutigen leitenden Männer schlechterdings unschuldig sind. Es ist ein Übergangszustand, der allerdings an unsere Auslandsvertretung besonders hohe Ansprüche stellt und den man bei der Beurteilung dieser ganzen Frage nicht außer acht lassen soll. Sie hängt bereits mit der anderen Schwierigkeit zusammen.

Man wirft oft unseren Diplomaten vor, sie ließen es an Energie und Initiative in der Vertretung unserer Interessen fehlen. Ich glaube nicht, daß sich das, wenn einmal die Akten der letzten zwei Jahrzehnte bekannt werden, im allgemeinen aufrechterhalten läßt. Der Diplomat ist doch kein Beamter, der für sich, nach seiner größeren oder geringeren Energie, rücksichtslos vorgehen kann, sondern der im höchsten abhängig ist von der allgemeinen Machtstellung seines Staates und den Konsequenzen, die sich daraus ergeben. Man muß auch dafür die Ansicht des deutschen Imperialismus vor Augen haben, die ich in diesen Heften schon einmal vertreten habe. Für den englischen Diplomaten z. B., für den der positive Inhalt seiner großen Politik in wenigen Sätzen feststeht und der hinter sich die gewaltige Seegeltung seines Reiches hat, ist es freilich nicht sehr schwierig, Initiative und Energie zu entwickeln. Die ungemein komplizierte Lage aber unseres Reiches, seine Abhängigkeit von der kontinental-europäischen Politik und wieder sein Anteil an der Weltpolitik, seine Schwierigkeit, bestimmt umgrenzte Ziele in

Digitized by Google

dieser Weltpolitik auszusprechen und zu verfolgen, alles das wirkt selbstverständlich auf den Diplomaten zurück, zwingt ihn oft zu einer größeren Reserve, als es die öffentliche Meinung wünscht und als er es selbst oft wünschen möchte. Auch hier sind wir in einer Übergangszeit, und es ist begreiflich, daß sich die Unbehaglichkeit, die sich daraus für uns ergibt, ausdrückt in einer unberechtigten Kritik an den Männern, die diese Übergangspolitik eben treiben müssen.

Aus einem ganzen verwickelten System entsteht eine Aktion der auswärtigen Politik: Instruktion des Souveräns oder des Ministers, Verhandlungen (Pourparlers) des Auslandvertreters, Bericht in die Heimat, neue Instruktionen usw., das ist nur der einfachste Gang. All das vollzieht sich im tiefsten Geheimnis, auch im Telegrammverkehr wird ja nicht die gewöhnliche Schrift, sondern das Chiffrewesen benutzt. Daß dies Geheimnis bewahrt werden müsse, ist eine allgemein zugestandene, auch heute nicht angegriffene Forderung. Staaten, die in den letzten zwei Jahrzehnten versucht haben, in voller Öffentlichkeit ihre weltpolitischen Geschäfte zu machen, haben damit kein besonderes Glück gehabt. So dauert es oft Jahre, ehe das Ergebnis einer solchen Aktion in bestimmten Ententen oder gar Bündnissen, Wendungen, Schwenkungen, Akten und Protokollen zutage tritt. Während dieser Zeit wird das Geheimnis gewahrt oder nur soviel davon hinausgegeben, als man braucht, um den Geschäftsgegner zu beeinflussen. So kommt es, daß die inneren Zusammenhänge auch ganz großer, weltpolitischer Aktionen oft erst nach Jahrzehnten klar werden. Mühen wir uns doch heute noch in der Geschichtswissenschaft darum, diese Zusammenhänge exakt herauszuarbeiten für die Gründung unseres Reiches und die Vorgänge, die darauf hinführten. Deshalb vor allem scheint die Ansicht richtig zu sein, daß die öffentliche Meinung mit der großen Politik eigentlich nichts zu tun habe. Sie vermag höchstens täppisch hereinfahrend in ihre fein gesponnenen Netze Verlegenheiten zu bereiten oder, wie Bismarck sagte, Fenster einzuschlagen, die letzten Endes die Regierung bezahlen muß. Trotzdem aber läßt sich keine öffentliche Meinung in Parlament und Presse das Recht nehmen, auf die große Politik einzuwirken, und wir sehen, daß auch die Staatsmänner sie in ihre Aktionen als sehr wesentlich einstellen.

Wie entsteht die öffentliche Meinung über die Fragen der auswärtigen Politik? Ganz theoretisch gesprochen, wird auch sie wie der Souverän und seine Organe von, wenn auch ganz allgemeinen, so doch bestimmten Vorstellungen über die Grundtatsachen der Existenz ihres Staates und seiner Machtansprüche ausgehen. Ein Blick auf die öffentliche Meinung bei uns und in andern Ländern aber zeigt, daß die Geschlossenheit und Gemeinsamkeit dieser allgemeinen Grundüberzeugung in verschiedenen Ländern ungemein verschieden sein kann. Bleiben wir nur bei Deutschland, so ist klar, daß noch nicht einmal über die allgemeine Grundstimmung eine einheitliche und geschlossene Überzeugung vorhanden ist, nämlich darüber, daß das Volk den Wunsch hat, den eigenen Staat so mächtig und einflußreich wie möglich im Weltgetriebe zu sehen. Denn die Sozialdemokratie, wenigstens die offizielle, geht von einer so völlig anderen Orientierung aus, daß sie schon an dieser Grundstimmung keinen Anteil hat, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht sehr zahlreiche Anhänger und Mitläufer dieser Partei doch auch in diesem Sinne gute Patrioten sein können. Also schon in dem Patriotismus als Grundstimmung einer öffentlichen Meinung in Dingen der auswärtigen Politik herrscht keine Übereinstimmung. Noch weniger ist das der Fall, wenn man nun auf dieser Grundstimmung ein konkretes Programm aufbauen will und fragt, ob darüber, über die Stellung Deutschlands in der Welt, seine Beziehungen zu den andern Großstaaten, seine Ziele in der großen Politik, seine Ansprüche in der Kolonialpolitik eine wenigstens allgemeine Übereinstimmung herrscht. Die Erörterung darüber in unseren Zeitungen und Vereinen zeigt, daß das nur sehr zum Teil der Fall ist. Das Verhältnis zu England oder zu Rußland z. B. wird auf verschiedenen Seiten ganz verschieden betrachtet. Ob unser Expansionsgebiet da oder dort liegt, ist Gegenstand lebhafter Auseinandersetzung, soweit man sich überhaupt darum kümmert. Auf diese Weise kommt bei uns außerordentlich selten ein einheitlicher und geschlossener Gesamtwille der Öffentlichkeit in einer Frage der großen Politik zum Ausdruck. Die Zerrissenheit früherer Jahrhunderte, die den Kontinentalstaat Deutschland seiner Weltaufgaben völlig entwöhnt hatte, der unerwartet rasche Übergang dann vom Kontinentalstaat zur Weltpolitik und manche andere Gründe erklären diese deutsche Eigenart. Dabei wird die öffentliche Meinung in allen diesen Fragen zunehmend irre gemacht durch die geräuschvolle Agitation einer allgemeinen Friedensbewegung, die Bemühungen um internationale Verständigung, die, ohne daß sie damit hier in Bausch und Bogen beurteilt werden sollen, bei uns sicherlich nicht Blick und Urteil für Stellung und Existenzbedingungen unseres heutigen Staates schärfen. So sehen wir, daß nur in seltenen Fällen unsere öffentliche Meinung in den Fragen der großen Politik einheitlich und geschlossen ist, wobei sie manchmal, wie z. B. in der Burenbewegung, gerade das reale Interesse des eigenen Staates verkennt. In der Hauptsache läßt sie die Dinge der großen Politik auf sich zukommen und ist infolgedessen mit ihren Äußerungen dazu von

Digitized by Google

dem Auf und Ab der Weltpolitik, d. h. also vom Zufall, abhängig. Man erinnere sich nur, für welche Fälle und Gegenden sie sich seit Mitte der neunziger Jahre nach und nach hat interessieren müssen: Japan und China, die Südsee und die Philippinen, Südafrika, Marokko, Bagdadbahn und Kleinasien, Nordamerika, die afrikanischen Kolonien, die ganze orientalische Frage, die Beziehungen zu Frankreich und zu Rußland, jetzt Mexiko, Albanien und Großserbien usw. So ist sie vielfach in auswärtigen Dingen steuer- und ziellos und wird sie deshalb in der Gegenwart ganz besonders gering eingeschätzt.

Aus welchen Quellen wird sie gespeist, wenn sie sich über eine solche Frage bildet oder bilden soll? Die offizielle Führung der Geschäfte wendet sich an sie auf mannigfache Art. Jedem Zeitungsleser sind wenigstens vom Hörensagen jene Sammelbände diplomatischer Dokumente bekannt, die von den Ministerien ab und zu ihrem Parlament vorgelegt werden und nach der herkömmlichen Farbe ihrer Umschläge als Blaubücher (für England), Gelbbücher (Frankreich), Orangebücher (Rußland), Rotbücher (Österreich), Grünbücher (Italien) bezeichnet werden; Deutschland legt diese Bände in Weißbüchern vor. Ich glaube nicht, daß von 1000 Zeitungslesern einer jemals ein solches Weißbuch in die Hand nimmt, geschweige denn genau studiert. Für die Bildung der öffentlichen Meinung sind diese diplomatischen Veröffentlichungen mit geringen Ausnahmen nahezu wertlos, denn auch die Zeitung hat gar nicht die Möglichkeit, sie regelmäßig genau zu studieren. Das zweite Mittel ist die Rede im Parlament, in der sich, gewöhnlich bei der Etatsberatung, der Ministerpräsident oder der Minister des Auswärtigen an die Volksvertretung wendet. Aus diesen Reden erfährt der, der Belehrung und Richtung sucht, auch nur selten, was er wünscht. Sie sind vielmehr in allen Parlamenten darauf gestimmt, zum Fenster hinaus, d. h. in den Ministerien und Redaktionen des Auslandes gehört zu werden. Der Staatsmann hält sie, um sich das Gewicht der öffentlichen Meinung, soweit diese im Parlament verkörpert wird, zu sichern und dieses dann für seine Aktionen in die Wagschale legen zu können.

Schließlich spricht die offizielle Führung der Geschäfte auch durch ihre Zeitungen zu der öffentlichen Meinung, sei es in offiziellen Kundgebungen, sei es offiziös oder halboffiziös, sei es endlich durch vielfache, oft nur dem Kundigen erkennbare Kanäle, durch die diese Berührung hergestellt wird. Und wie die Dinge liegen, ist dieses heute das wichtigste Mittel unmittelbarer amtlicher Einwirkung auf die öffentliche Meinung. Es ist darum bedauerlich, daß diese Fühlung bei uns nicht so stark ist, wie sie gerade in unserm Volk notwendig wäre. Hier vor allem spricht die Geringschätzung mit, die leicht gerade der bedeutende Staatsmann der öffentlichen Meinung entgegenbringt. Der verstorbene Staatssekretär von Kiderlen z. B. war in dieser Beziehung typisch, hat es aber selbst zur Genüge erfahren, welchen Schaden die ungenügende Fühlungnahme mit der öffentlichen Meinung bringen kann; der größte Teil der Verstimmung, die seine Marokkopolitik im Volk hervorbrachte, beruhte darauf. Freilich ist es eine Kunst für den Staatsmann, zu unterscheiden, wieviel er mitteilen darf, wieviel er zurückhalten muß, um dem diplomatischen Gegner keine Blöße zu bieten. Diese Kunst muß aber heute von unsern Staatsmännern in sehr hohem Maße verlangt werden. Denn ist unsere öffentliche Meinung so, wie wir sie eben schilderten, so bedarf sie in diesen Dingen der Führung und ist dann auch, wie wohl jeder Beobachter zugeben wird, durchaus willig, solche Führung anzunehmen. In dieser Beziehung ist seit Bismarcks Rücktritt viel versäumt worden und kann noch viel nachgeholt werden. Wie das Fürst Bülow in seinen Aufzeichnungen jetzt eben ausgeführt hat, unser Volk bedarf der Führung durch die Regierung und will diese auch — dieser Satz gilt ganz besonders für die Stellung zur auswärtigen Politik. Darum wäre eine Erweiterung und Verstärkung unseres offiziellen und offiziösen Preßdienstes lebhaft zu wünschen.

Den Reden seitens der Regierung antworten regelmäßig die Führer der einzelnen Parteien. Daraus folgt indes für die öffentliche Meinung sehr wenig. Die Gewöhnung, der Führung zu vertrauen, hat sich aus der Bismarckschen Zeit her in unserm Reichstag heute noch sehr stark erhalten. Nur in seltenen Fällen wird das Parlament führend und richtunggebend auftreten. Es nimmt die Reden der Staatsmänner entgegen und antwortet darauf, je nach dem Parteistandpunkt verschieden, wobei häufig die innerpolitischen Parteigegensätze verwirrend mit hereinspielen. Es ist dabei meist schon das Sprachrohr der öffentlichen Meinung, die sich bereits gebildet hat, nicht ihr bestimmender Führer. Und für das Wechselspiel zwischen Parlament und Regierung, das nicht nur im englischen Parlament, sondern auch anderswo so sehr wichtig für die auswärtigen Dinge ist, fehlt in unserm Reichstag zum größten Teile die sachliche Kenntnis. Während die Parteien für alle Einzelfragen des inneren Lebens ausgezeichnete Spezialisten haben, gibt es im Reichstag für die auswärtige Politik noch zu wenig Spezialisten, die der Regierung als selbständiger Faktor gegenübertreten könnten. Daß dazu nicht ein vollkommen reifer Parlamentarismus gehört, beweist die russische Duma, die in Fragen der auswärtigen Politik einen Spezialisten allerersten Ranges in dem Kadettenführer Miljukov hat; ich wüßte nicht, wen wir in unserm Reichstag diesem an die Seite stellen könnten. Deshalb ist auch der Einfluß des Parlaments auf die Richtung der auswär-

Digitized by Google

tigen Politik trotz der sonst gestiegenen Stellung des Reichstags heute noch sehr gering.

Nun bleibt aber die öffentliche Meinung nicht abhängig in ihrem Urteil über die auswärtige Politik von dem, was sie aus den amtlichen Quellen oder im Parlament hört. Im Gegenteil, sie bildet sich zum größeren Teile bei uns, was nicht gerade unserer Weltstellung zum Segen gereicht, unabhängig davon. Natürlich sind ihre Quellen dafür die Zeitungen. Sie machen und bestimmen die öffentliche Meinung in auswärtigen Dingen. Fragen wir uns also, wie ihrerseits die Zeitungen zu ihrem Standpunkt und vor allem zu dem Tatsachenmaterial, dessen Kenntnis sie vermitteln und in bestimmter Richtung benutzen, kommen. Der Leser findet in seiner Zeitung zur auswärtigen Politik Telegramme und Artikel der Auslandsvertreter (die Artikel der Redaktion oder der inländischen Mitarbeiter dazu lassen wir hier beiseite). Nach beiden Richtungen ist eine Schwäche in unserer Organisation vorhanden, auf die immer wieder hingewiesen werden muß.

Wenn auch heute nicht mehr absolut von einem englischen Kabelmonopol geredet werden kann, so ist doch auch heute noch die Übermacht Englands in den submarinen Kabelverbindungen ganz außerordentlich. Was diese Stellung Englands bedeutet, wird uns erst in einem künftigen Kriege ganz klar werden, für den sich England auch in dieser Beziehung, auch seinen Privatgesellschaften gegenüber, durchaus gesichert hat. Denn in der Hauptsache sind diese Kabel heute in englischer Hand. Schließt das zunächst nur eine Beengung und Abhängigkeit in sich, so wird diese noch unangenehmer verschärft dadurch, daß diese Kabeltelegramme aus allen Gegenden der Welt durch die bekannten Telegraphenagenturen vermittelt werden. Nur in Ausnahmefällen ist eine deutsche Zeitung imstande, sich auf eigene Kosten regelmäßig große Kabeltelegramme schicken zu lassen. In weitaus den meisten Fällen entnimmt sie das Telegrammaterial über die überseeischen Länder aus dem, was die Telegraphenagenturen ihr bieten. Und in dem Kreise dieser Agenturen ist auch heute noch nach wie vor das bekannte Reutersche Bureau das weitaus mächtigste, die Gründung eines Deutschen, die 1851 nach England verlegt wurde und heute als Aktiengesellschaft überall ihre Vertretungen hat, dazu in festem Kartellverhältnis steht mit der französischen Agentur (der Agence Havas), der deutschen (dem Wolffschen Bureau — sein offizieller Name ist Continental-Telegraphen-Kompanie) und der amerikanischen (der Associated press of America). Diese Verbindungen beeinträchtigen weiter die Unabhängigkeit unserer Zeitungen, natürlich nicht die Unabhängigkeit des Urteils oder des Charakters, sondern die des Materials. Was das bedeutet, sieht man am besten an dem amerikanischen Beispiel. Nur sehr wenige von den amerikanischen Zeitungen unterhalten Korrespondenten in andern Ländern, also vor allem in Europa. Die weitaus meisten begnügen sich, da überhaupt das Interesse des Nordamerikaners für Dinge außerhalb seines Landes sehr gering ist, mit den Telegrammen, die die Associated Preß liefert. Man stelle sich vor, was es ausmacht, daß täglich hunderte amerikanischer Zeitungen von diesen Telegrammen abhängig sind, die ihrerseits durch die Verbindung mit dem Reuterschen Bureau vor allem die englischen Interessen vertreten, wie das ja für letzteres ganz selbstverständlich ist. In Zeiten gespannter deutsch-englischer Beziehungen hat das sehr dazu beigetragen, die Stimmung Nordamerikas gegen Deutschland in feindlichem Sinne zu beeinflussen, und Deutschland war dagegen einfach machtlos.

Neben dem Material, das so aus den Agenturtelegrammen geliefert wird, stehen die Telegramme und Berichte der eigenen Auslandsvertretungen der Zeitungen. Damit rühren wir an eines der schwächsten Gebiete in unserm Zeitungswesen. Hier gilt noch mehr, was schon für den vorigen Punkt galt: daß die gewaltige Entwicklung unseres Preßwesens in mancher Beziehung noch nicht erreicht hat, was für uns notwendig ist. In Organisation und Technik haben heute unsere großen Zeitungen die lange bewunderten Vorbilder des Auslandes mindestens erreicht, wenn nicht schon übertroffen. Der Prozeß der Herstellung einer großen deutschen Zeitung, der leider den meisten Lesern, so interessant er ist, ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, ist von einer bewundernswerten Technik, Berechnung und Organisation, und schonungslos werden die Nerven der Geistes- und Handarbeiter in einem solchen Betrieb mißhandelt, damit der Leser jeden Tag, womöglich dreimal, pünktlich, nicht zur gewohnten Stunde, nein, zur gewohnten Minute, seine Zeitung erhält. Daß in Verbindung damit das geistige Niveau unserer Zeitungen trotz allem, was man über Verwässerung und Seichtheit klagt, gleichfalls erheblich gestiegen ist, ist für den Kenner keine Frage. Wir mögen früher einzelne bessere Stilisten gehabt haben, das Durchschnittsniveau ist heute zweifellos höher, das Schlagwort vom Journalisten als dem Mann, der seinen Beruf verfehlt hat, ist jetzt für diesen Beruf nicht berechtigter als für irgendeinen anderen. Und es ist kein gutes Zeichen für die Reife unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, daß trotzdem die soziale Stellung der Journalistik noch nicht dementsprechend, wie es berechtigt wäre, gestiegen ist. Wir treten unserer Presse aber nicht zu nahe, wenn wir sagen, daß auf dem Gebiete der großen Politik, namentlich der Berichterstattung aus dem Auslande, mit wenigen Ausnahmen von ihr noch nicht das geleistet wird, was das deutsche Volk braucht. Ich weiß, daß es eine große Reihe ausgezeichneter Auslandskorrespondenten gibt, und ich kenne

Digitized by Google

viele von ihnen, die sich mit den großen Korrespondenten der französischen und englischen Presse durchaus messen können. Aber sie sind vielfach beengt, vor allem durch die geringen Mittel, mit denen sie arbeiten können. In erster Linie ist der Telegrammetat, mit dem sie für ihre Zeitung arbeiten, meist viel zu beschränkt. Man mißt auch da zu sehr mit dem Maßstabe des Inlandes, stellt sich oft nicht vor, daß in Petersburg oder New York das Leben anders ist, daß der Vertreter eines großen Blattes, der Informationen erhalten und dadurch Einfluß gewinnen will, entsprechend aufzutreten in der Lage sein muß. Wir sind daher hierin noch durchaus im Hintertreffen. Der einfache Beweis dafür ist, daß unsere Presse trotz ihrer gewaltigen Entwicklung es noch nicht vermocht hat, eine wirklich internationale Stellung zu gewinnen, wie sie die englische, französische, ja zu einem Teile auch die österreichische Presse heute hat. Ist der Wert einer solchen Auslandsberichterstattung aber in der Zeitung oft nicht genügend erkannt, so erkennt ihn die öffentliche Meinung erst recht nicht; das wirkt gegenseitig aufeinander. Damit begeben sich die Zeitungen einer Mission, die sie zu erfüllen geradezu verpflichtet sind und die für uns immer dringlicher wird. Unsere Weltinteressen nehmen immer mehr zu, infolgedessen steigt auch das Interesse unserer öffentlichen Meinung an den Dingen draußen und steigt die Notwendigkeit für sie, sich mit ihnen zu beschäftigen und sich über sie zu unterrichten. Das kann zwar auch durch andere Maßnahmen mitgeschehen, von denen nachher noch ein Wort zu sagen ist, die erste und Hauptarbeit aber haben hier die Zeitungen zu leisten. Auch Deutschland muß einmal zu Männern seines Preßdienstes kommen, wie z. B. D. M. Wallace einer ist, der langjährige Korrespondent der „Times“ in Petersburg, der einen wesentlichen, unmittelbaren Anteil an der Fertigstellung des englisch-russischen Abkommens vom 31. August 1907 und damit an der englisch-russischen Entente hatte. Daß Deutschland solche Persönlichkeiten auch hervorbringt, ist gar kein Zweifel, sie müssen nur die Möglichkeit zu ihrer Betätigung haben. Hier liegt darum noch ein großes Feld der Tätigkeit unserer Presse, auf der sie in ganz anderem Sinne als bisher die Führerin der öffentlichen Meinung werden könnte.

Im Zusammenhang mit dem heutigen Zustand steht es dann — auch auf diesen wunden Punkt muß der Finger gelegt werden —, daß bei einem Teile der deutschen Presse, der in diesen Dingen bloß auf das Inland sieht, das Verantwortlichkeitsgefühl nicht genügend ausgebildet ist. Die richtige Form der Behandlung des Auslandes ist keineswegs schon an allen Stellen gefunden. Sehr häufig überlegt man sich z. B. nicht, wie billige Witze, die den Inlandsleser amüsieren, im Auslande wirken. Und es ist unter allen Umständen schädlich, wenn gelegentlich völlige Unkenntnis mit souverän absprechendem, oft höhnischem Urteil zusammengeht. Zu einem Teile läßt sich auch dieses Gebiet der Preßtätigkeit von der alleinigen Rücksicht auf die Sensation tragen, und damit gibt dieser Teil der Presse gerade die höchste Mission aus der Hand, läßt sich von der Volksstimmung treiben, die sie wiederum dann weiter aufstachelt und treibt, und macht es den ihrer Verantwortung bewußten Zeitungen ungemein schwer, gegen den Strom zu schwimmen. Das sind natürlich nicht Erscheinungen, die lediglich in Deutschland vorhanden sind, aber wir haben einen besonders großen Schaden davon.

Denn die Stellung Deutschlands ist in jeder Beziehung prekär, seine Feinde sind zahlreich und immer bereit, jede Blöße, auch in diesen Dingen, auszunutzen. Das Ausland mißt darin gern mit zweierlei Maß. Man nimmt es als selbstverständlich hin, daß überall gegen den Deutschen und seine Machtansprüche gehetzt wird, aber man wundert sich, wenn es dann aus dem Wald ebenso herausschallt, wie in ihn hineingerufen worden ist. Die Verantwortung der Presse ist darum gerade in dieser Beziehung doppelt groß, die Pflicht, die Entschiedenheit der Stellungnahme und des Tones zu verbinden mit der Sicherheit darüber, was um der eigenen Interessen willen gesagt werden darf.

Ist somit die Stellung der Presse in der Bestimmung der öffentlichen Meinung noch nicht so, wie es nötig wäre, so ergibt sich daraus auch, warum ihre Wirkung auf das Ausland heute so sehr gering, eigentlich noch gleich Null ist. Nur an ganz wenigen Stellen unserer Weltinteressen sind Preßvertretungen da, um diese Interessen wahrzunehmen. An anderen, sehr wichtigen Punkten fehlen sie ganz, und fast überall ist die tendenziöse Feindschaft bestimmter Auslandsorgane ohne jede deutsche Gegenwirkung tätig und schädlich. Das gilt wohl in erster Linie für den ganzen amerikanischen Kontinent, demnächst für Ostasien, aber auch für Kleinasien und die Türkei.

So sind wir schon unbemerkt bei dem angekommen, was heute bei uns wünschenswert wäre im Verhältnis von auswärtiger Politik und öffentlicher Meinung. Vorschläge im einzelnen zu machen, ist hier nicht der Ort; mancherlei davon ist schon diskutiert, mancherlei auch im Werke. Natürlich wirken auch hier die zahlreichen Bestrebungen, die jetzt im Gang sind, mit, das Verständnis für Auslandsinteressen in Deutschland zu erweitern. Man hat heute immer mehr das Gefühl, daß unsere Bildungsmöglichkeiten ebenso wie unsere Presse, die auch Bildungsquelle ist, nicht Schritt gehalten haben mit unserer allerdings auch gewaltigen, raschen und vielfältigen Expansion. Je mehr wir diese Auslandsinteressen studieren, um so mehr muß, wenigstens wenn das Studium richtig angelegt wird, dann auch die Klärung darüber eintreten, wo

Digitized by Google

unsere hauptsächlichsten Expansionsgebiete liegen. Daß wir in der Weise wie bisher überall auf der Erde, aber nirgends mit einem absolut wesentlichen Teile unserer Interessen uns betätigen, wird nicht mehr lange angehen können. Wird die Zersplitterung unserer Auslandsinteressen aber mehr zur Konzentrierung geführt, so klärt sich auch immer mehr die Anschauung über die Ziele, die wir verfolgen können. Diese Anschauung mitzuschaffen, das Tatsachenmaterial zu studieren und vorzutragen, dazu will man eben jetzt die Einrichtungen schaffen, sei es in Form einer Auslandshochschule oder sonstwie, durch die dann im Bunde mit der Presse immer mehr derartige Staatsbürgerkunde in das Volk hereinsickert und die öffentliche Meinung bestimmt. Nur einen Irrtum möge man dabei beiseite schieben. Immer und immer ist dabei die Rede von ausschließlich wirtschaftlichen Interessen, höchstens noch, daß man das Studium der Rechtsfragen dabei fordert. Unsere Weltinteressen sind aber gar nicht ausschließlich wirtschaftlicher, sondern zugleich sehr wesentlich rein politischer Natur. Die Probleme des Staates, seiner Stellung zu den anderen Staaten, der großen Politik zwischen diesen Staaten usw. müssen ebenso fest ins Auge gefaßt werden, und die Politisierung der Massen, die heute als notwendig bezeichnet wird, bleibt ohne diesen Gesichtspunkt, der freilich dem unpolitischen Deutschen nicht leicht eingeht, einfach ein leeres Schlagwort.

Je mehr das Volk an der Bestimmung der Geschicke seines Staates beteiligt worden ist, um so weniger kann heute die alte Vorstellung mehr aufrechterhalten bleiben, als sei die große Politik nur die geheimnisvolle Kunst einiger weniger und habe die öffentliche Meinung einfach hinzunehmen, was diese wenigen beschließen. Diesen Standpunkt teilt heute wohl im Prinzip überhaupt kein Staatsmann mehr, denn er weiß zu genau, daß der eigentliche Rückhalt seines Auftretens letzten Endes die ultima ratio regis ist, d. h. die Möglichkeit, die kriegerische Kraft eines Volkes für eine Frage einzusetzen. Er weiß aber heute ebenso genau, daß die Zeit der sogenannten Kabinettskriege vorbei ist, daß ein Krieg in den heutigen ungeheuren Dimensionen nur mit Aussicht auf Erfolg geführt werden kann, wenn das Volk von der Notwendigkeit dieses Krieges überzeugt ist. Das mag für verschiedene Nationen in verschiedenem Maße gelten. Zum Beispiel wird auch heute noch der russische Zar ohne weiteres imstande sein, sein Heer in einen Krieg zu schicken, dessen Notwendigkeit es gar nicht begreift. Für uns aber gilt jedenfalls dieser Satz, vor allem gegenüber den Gegnern, mit denen wir wahrscheinlich oder sicher zu rechnen haben. Dann eine Situation herbeizuführen, in der dem Volk eine solche Auseinandersetzung notwendig erscheint und in der es mit Begeisterung in den Krieg zieht, ist die Aufgabe der Diplomatie. Die großen Linien aber, die auf diese Situation hinführen, die sind heute, obwohl alle Verhältnisse verwickelter geworden sind, doch immer einfacher geworden und immer klarer zu erkennen. Sie müssen nur der Erkenntnis der öffentlichen Meinung auch klar gemacht werden. Nehmen wir das Beispiel, das uns in den letzten Jahren recht nahe getreten ist, die Möglichkeit, es wäre an den Differenzen zwischen Österreich und Serbien um die Stellung an der Adria zum großen europäischen Kriege gekommen. Dessen Notwendigkeit der öffentlichen Meinung deutlich zu machen, war nicht so leicht, wie jener einfache Fall von 1870, wo man für die Einigung des eigenen Reiches gegen den Erbfeind in das Feld zog. Aber diese verschlungenen Wege, auf denen sich jene großen Linien der Weltgegensätze und Weltinteressen bewegen, müssen der öffentlichen Meinung schon vorher klar sein, und darum ist es notwendig, daß beide, die Führung der auswärtigen Geschäfte und die öffentliche Meinung, in immer engere Fühlung miteinander kommen. Sie brauchen einander gegenseitig, und nur aus ihrem gedeihlichen Zusammenwirken ergibt sich die Wucht, die für eine große Situation mit Aussicht auf Erfolg eingesetzt werden kann. Und nur dies macht uns frei von einer Kannegießerei, die ihre Stärke vor allem in der absprechenden Kritik an der Diplomatie sieht und darum oft gerade den Interessierten von der Beschäftigung mit auswärtigen Dingen abstößt. Die Wege nicht schwieriger als die, die uns auf anderen Gebieten unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten zu überwinden geholfen haben.

Hinter deines Hauses weißen Fenstern

Hinter deines Hauses weißen Fenstern
Zittern leise die Erinnerungen.
Nun ist Spiel und Lachen ganz verklungen.

Was wird morgen uns das Leben bringen?
Leichte Dinge, die vorüberklingen
An der Glocke der Erinnerungen.

Jener Töne finden sie doch keinen,
Die in tausend Nächten uns gesungen. —
— Und wir weinen, weinen, — lächeln, — weinen.

Walter Netto

Digitized by Google

Schwingerumzug

Gemälde von Ferdinand Hodler

(Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft, aufbewahrt im Kunsthaus zu Zürich)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

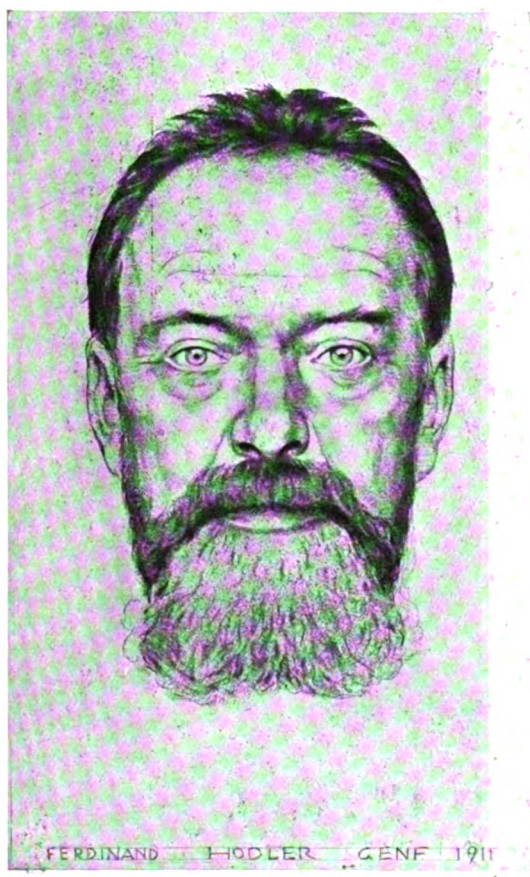
Digitized by Google

Ferdinand Hodler. Von Dr. Franz Servaes

Die Veröffentlichung der hier abgebildeten dreiundzwanzig Werke des Künstlers erfolgt mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages R. Piper & Co. in München

Im März vorigen Jahres ist Hodler sechzig Jahre alt geworden. Doch bis zum heutigen Tage ist er einer der umstrittensten Meister unserer Zeit geblieben. Weder beim Publikum noch bei der Kritik und vielleicht höchstens bei den Künstlern hat er eine starke Majorität auf seiner Seite. Angriffe von einer Wut, wie man sie selten wahrnimmt, hat erst vor unlanger Zeit der zu verwandten Zielen ringende, sonst so schätzenswerte Egger-Lienz wider ihn gerichtet. Nimmt man alles das zusammen, was jahraus, jahrein wider Hodler verlautbart wird, so möchte gewiß mancher Verbrecher sich bedanken, wenn man ihm eine derartige Blütenlese von Liebesworten um den Hals hängen wollte.

Und doch ist Hodler bei fast allen Maßgebenden mit Sicherheit durchgedrungen. Man möchte sagen: die Spitzen haben sich vor ihm geneigt. Und da wird die Anerkennung aller übrigen, ob auch in langsamerer Entwicklung, nachfolgen müssen. — Dieser Künstler ist ja kein Schmeichler und Lieblichtuer. Er schafft nicht für die Schwärmerei junger Mädchen noch für die üppigen Luxussäle verweichlichter Lebeleute. Er ist herb, keusch, männlich und persönlich. Ist ein Mann der strengen und unbeugsamen Überzeugungen. Und wird mit den reiferen Jahren eher noch härter und verschlossener als weicher und entgegenkommender. Er hat den Hochmut, den hohen Mut des Künstlers, der da verlangt, daß die Welt zu ihm kommen soll, weil er es nicht über sich gewinnt, zur Welt (monde) sich herabzulassen. Er ist starr und eisig wie Ibsen, hochleuchtend wie Nietzsche und unzugänglich wie ein Firnengletscher.



Radierung von Emil Orlik

Wollen wir es wagen, die Gletscherfahrt zu ihm zu unternehmen? Es läge gewiß nicht im Geiste unserer Zeit, vor solcherlei Abenteuern zurückzuschrecken.

⊠ ⊠ ⊠

Wie bereits angedeutet, war Hodler nicht immer so streng und exklusiv wie heute. Obwohl seit jeher ein strammer, auf sich selbst schauender Schweizerbua, hat doch auch er mildere Anfänge gehabt. Mit anderen Worten: er hat als jüngerer Mensch es keineswegs verschmäht, dasjenige zu lernen, was die besten

Digitized by Google

Die Nacht. Gemälde im Museum zu Bern

seiner Zeit gekonnt haben. (Es war damals nämlich noch nicht das Zeitalter angebrochen, wo in der Kunst ein Nichtkönnen als Trumpf betrachtet wird.) Als er anfing, hielt Manet auf seiner Höhe, schuf Leibl rüstig Bild um Bild, stand Böcklin furchtlos im Gewittersturm seiner Entwicklung. Man kann nicht sagen, daß der junge Hodler an einen von diesen dreien sich unmittelbar angeschlossen habe; doch er ist ihnen auch nicht aus dem Wege gegangen, sowenig wie einem Puvis de Chavannes, Feuerbach oder Cézanne. Aus gebührender Entfernung wirkte alles dieses auf ihn. Hingegen verband ihn eine Enkelschülerschaft direkt mit Ingres (durch Barthélemy Menn, den Genfer Akademiedirektor), und von Ingres stammt wohl, kunstgeschichtlich betrachtet, Hodlers nie verleugnete Neigung für strenges Zeichnen und rhythmische Komposition. In allem übrigen freilich ist er so unfranzösisch wie möglich, mag er auch das Französische als Umgangssprache beibehalten haben. Seiner ganzen Rasse und Art nach offenbart Hodler durchaus den germanischen Künstlertypus, wie er in Dürer und Holbein und in den Plastikern des Mittelalters Gestalt gewonnen hat. Er hat deshalb, außer in seiner Schweizer Heimat, in Deutschland und Deutsch-Österreich weitaus am meisten Verständnis und Anklang gefunden, während die Pariser ihn nach wie vor als Fremdling „un peu barbare“ empfinden.

Digitized by Google

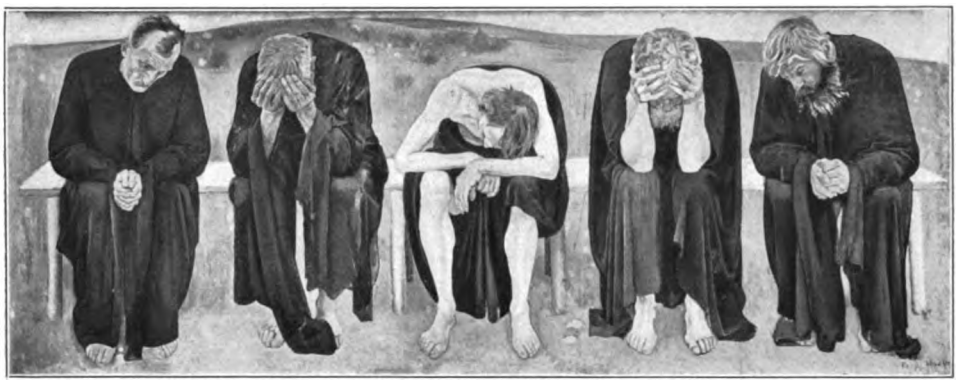
Schlacht bei Näfels. Gemälde im Museum zu Basel

Es möge den Schweizer Kunstforschern vorbehalten bleiben, Hodlers besondere Eigenart restlos aus der Schweizer Natur, im menschlichen und landschaftlichen Sinne, zu erklären. Wir können hier nur zustimmend darauf hinweisen, daß diesem im allgemeinen so ist. Für uns bedeutet das Schweizertum das Südlichste vom Deutschtum mit einem Einschlag von Romanentum. Dieser romanische Einschlag, nicht zu verwechseln mit französischem Einschlag, ist auch bei Hodler unverkennbar, und zwar in des Künstlers gesteigertem Formgefühl. Suchen wir hierfür den charakteristischen Anschluß zu gewinnen, so sehen wir uns vor allem auf das italienische Quattrocento verwiesen und werden etwa Namen wie Verrocchio, Signorelli, Mantegna zu nennen haben. Also auch in dieser Beziehung bewährt er sich als Meister einer kühlen und herben Malkunst, die ihren ursprünglichen Zusammenhang weder mit der Plastik noch mit der Architektur verloren hat. Und dies ist auch für Hodlers gesamte Malerei das Bezeichnende: sie hat starke, innere Beziehungen sowohl zur Bildhauerei wie zur Baukunst. Dies wollen wir hier des näheren darlegen.

Daß in Hodler etwas vom Bildhauer lebendig ist, lehrt jeder Blick auf seine Gemälde. Schwerlich gibt es einen zweiten Maler, der so wenig Überschneidungen hat, der einen so ausgesprochenen Kultus der Einzelfigur treibt. Dies deutet aber mit Entschiedenheit auf eine plastische Veranlagung. Schon auf verhältnismäßig

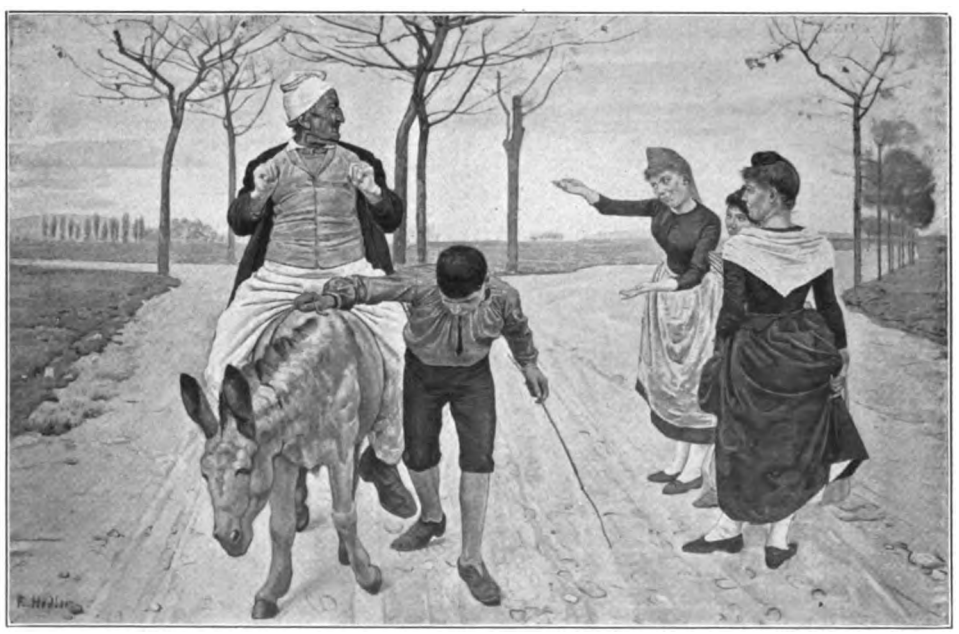
Ein Lebensmüder

Digitized by Google



Die Enttäuschten. Gemälde im Museum zu Bern

frühen Bildern, wie den hier abgebildeten „Der Müller, sein Sohn und der Esel“ von 1881, sowie „Schwingerumzug“ und „Dialogue intime“ („Zwiesprache mit der Natur“) von 1884, ist ein gewisser plastischer Grundzug zu beobachten. Am charakteristischsten wohl auf dem prachtvollen „Schwingerumzug“, gerade weil hier die Versuchung nahelag, ein schwer übersehbares Menschengewühl darzustellen. Doch nur im Hintergrunde war dies dem Künstler — damals noch — unvermeidlich. Der Vordergrund aber zeigt drei in voller Rundung herausgearbeitete Einzelgestalten, die gewiß sofort das Auge eines jeden Bildhauers auf sich ziehen. Auch der auf die Schultern gehobene Mann im Mittelgrunde ist nach ähnlichen Grundsätzen dargestellt. Im Jahre 1890 folgte dann das für Hodlers Gesamtentwicklung hochbedeutsame Bild „Die Nacht“. Schlummernde Menschen, die auf der nackten Erde liegen. Ein nichts-als-malerischer Maler würde hieraus ein in schwanker Beleuchtung vibrierendes Stimmungsbild gemacht haben, mit verschwimmenden Konturen, halbverschwindenden Leibern, verschlingender Dunkelheit. Bei Hodler aber eine fast tagesgrelle Beleuchtung, die nichts unterschlägt und die einzelausgebildeten Leiber primär her-



Der Müller, sein Sohn und der Esel. Gemälde im Museum zu Genf

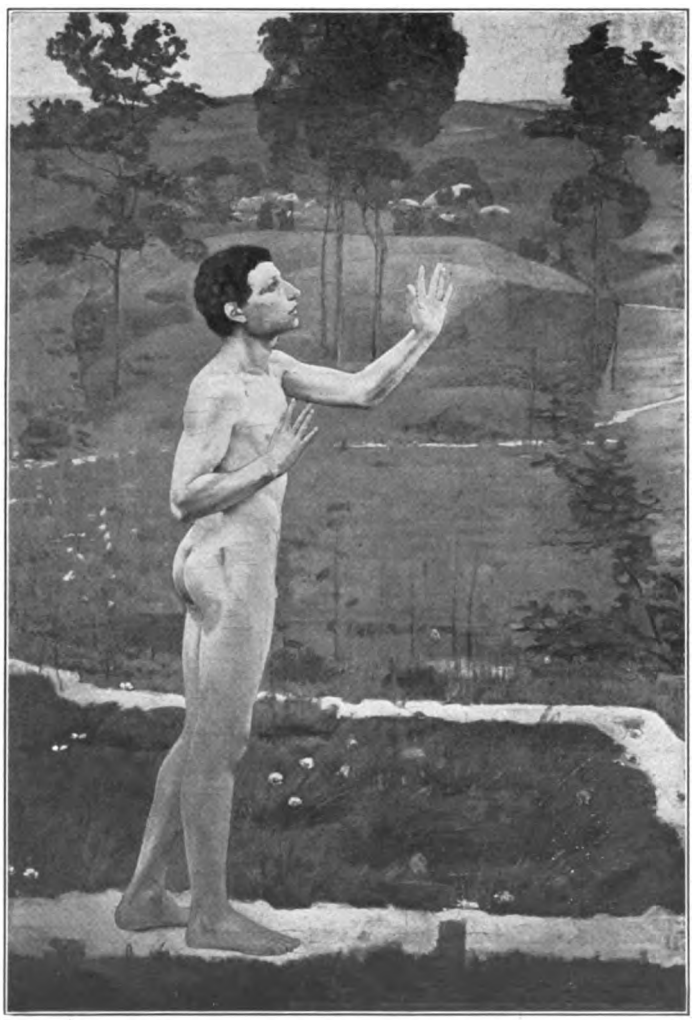
Digitized by Google

Blühende Kastanienbäume. Studie

Digitized by Google

vortreten läßt. Bloß die dunklen Tücher und namentlich die schwarzverschleierte Albdruckfigur in der Mitte suggerieren und symbolisieren das Grausen der Nacht. Gewiß ist dies die höchst persönliche Schöpfung eines von plastischen Instinkten gebieterisch bewegten Malers. Wozu dann noch die eigentümlich parallelistische Anordnung kommt, die indes bereits in ein anderes Feld der Betrachtung gehört.

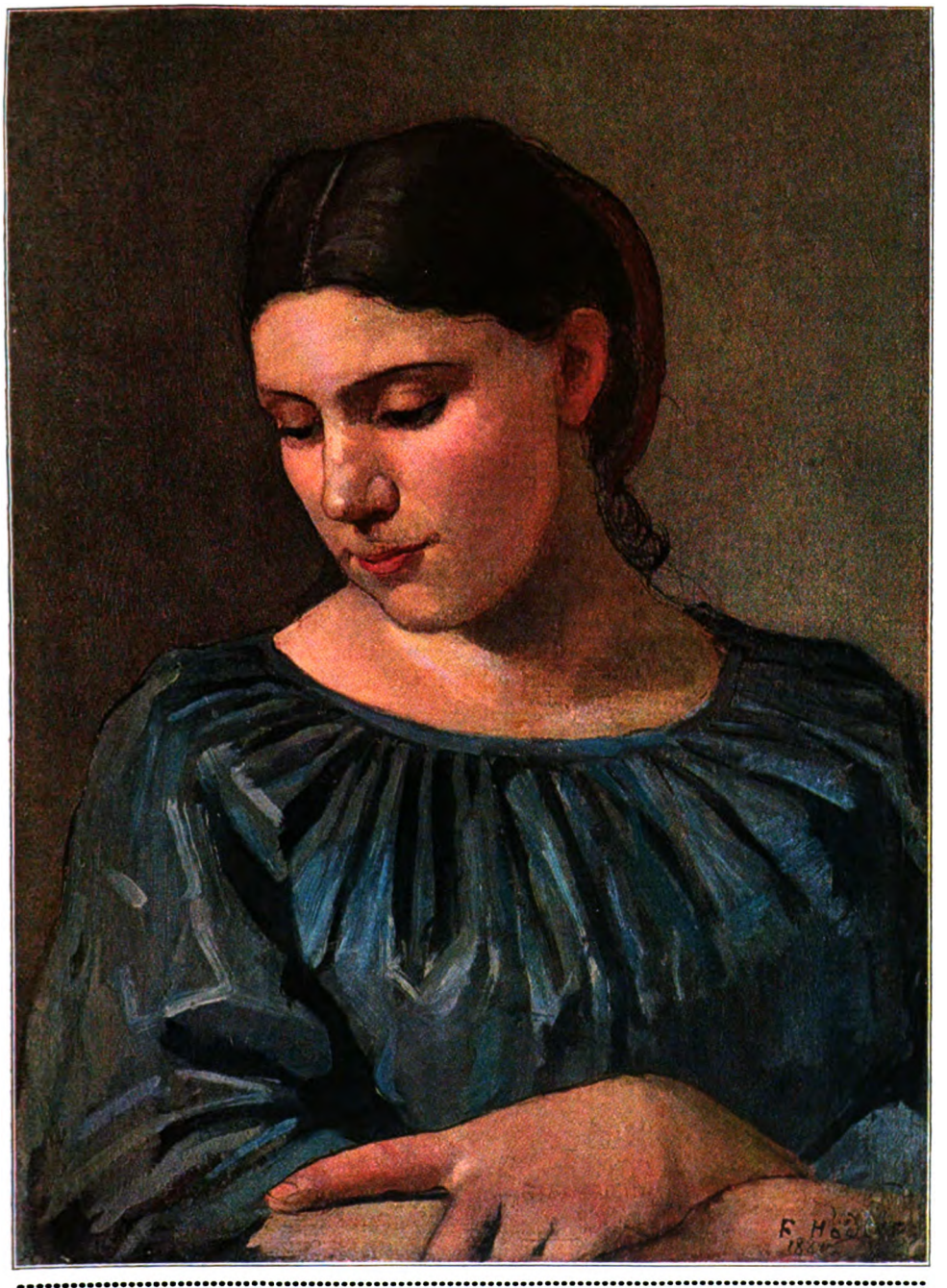
Dringen wir zeitlich weiter vor und werfen einen Blick auf die „Schlacht bei Näfels" von 1897: ein der Antike durchaus wahlverwandtes Bild, das dennoch in der Figurencharakteristik ganz schweizerisch geblieben ist. In der Kompositionsweise ist es dem „Schwingerumzug" verwandt, insofern auch hier wieder, vor einem bewegteren Mittel- und Hintergrund, der Vordergrund eine Anzahl völlig plastisch gestalteter Einzelfiguren in starker, rhythmischer Bewegung bringt. Aus demselben Jahr stammt übrigens auch Hodlers berühmter „Tell", eine Figur wie von Metzner oder Lederer, ganz aus dem Geiste der Plastik empfangen und dennoch mit malerischen Mitteln, breitbeinig und spreizarmig, hingestellt. Ein letztes Beispiel noch aus neuerer Zeit: die weibliche Figur auf dem hier (S. 42) wiedergegebenen „Abend"-Bilde. Das Plastische und das Malerische sind hier aufs innigste vereint. Die rund und mächtig geschaute Einzelfigur empfängt durch die eigentümliche Anordnung des Landschaftlichen eine bildhafte Umrahmung. Die breite, nach hinten sich verjüngende Wegkurve zwischen den wie Tierrücken gewölbten Rasenrabatten und mit dem schmalen Streifen Horizonthimmel darüber stellt die Frauengestalt mit einem prächtigen Gelingen in einen weiten, schier unendlichen Raum hinein, der dennoch wie mit Meisterschere vierseitig abgeschnitten ist.



Zwiesprache mit der Natur. Gemälde

So geht durch Hodlers gesamte malerische Entwicklung ein bemerkenswerter Zug von plastischer Gestaltungsfreude. Das Runde, Klare, Festumrissene, ausdrucksvoll Bewegte zieht ihn unwiderstehlich an, und er verschmäht darüber alle mehr weichlichen, femininen und wollüstigen Stimmungswerte.

Digitized by Google



Bildnisstudie. Gemälde

Digitized by Google

Ein Maler von herber, männlicher Kraft sucht er ganz unkompromißlich seinen Weg und nähert sich hierdurch der stärkeren Schwesterkunst, ohne sich von ihr vergewaltigen zu lassen.

⊠ ⊠ ⊠

Und zum Plastischen tritt das Architektonische. Dieses vor allem als Kompositionselement. Als Mittel zu stilvollem Zusammenschluß einer Gesamtheit.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf den „Schwingerumzug". Über den Figuren baut sich daselbst ein zinnengeschmücktes, hölzernes Triumphtor in die Luft. Dieses Tor dürfte auf dem Bilde nicht fehlen; es ist gleichsam ein Rahmen vor dem Rahmen; es hält die Komposition erst zusammen. Aber es war eine Notauskunft. Der Weg des Malers ging dahin, solcher Beihilfen entraten zu können. (Immerhin hat er, wenn auch in sehr verkürzter Fassung, auf dem „Rückzug von Marignano" noch im Jahre 1900 ähnliche Architekturelemente rahmenbildend wieder verwendet.)

⊠ Seitenbild rechts zum „Rückzug von Marignano" ⊠

Er fand, was er selbst den Parallelismus genannt hat; mit programmatischer Sicherheit zuerst verwandt auf den beiden Bildern „Die Enttäuschten" und „Die Lebensmüden" von 1891/92. Das bisher geltende Grundgesetz der modernen Malerei war, möglichst viel Abwechslung zu bringen, die Bewegungsmotive bunt zu verschlingen, das Räumliche bis in seine verschwindendsten Feinheiten ausklingen zu lassen. Es ist auch gar nichts hiergegen zu sagen. Vorzügliche Staffeleibilder sind auf diesem Wege entstanden, reich an Abtönungen und voll weicher Bezauberungen. Jedoch für einen Maler, der seinen Sinn auf die Wiedererweckung des Monumentalstiles gerichtet hatte, war mit diesen Mitteln nicht viel zu erreichen. Alles zerflatterte zu sehr, verzitterte im Unfaßbaren. Um dekorativ-starke Flächenwirkungen im großen Raume zu erzielen, bedurfte es einer unbarmherzigen Faust, die manche Reize des Kleinen zu unterdrücken gewillt war, und eines stark auf sich selbst gestellten künstlerischen Sinnes, der nicht gleich den Vorwurf der Erfindungsarmut fürchtete, wenn er es einmal wagte, mit künstlerischem Bedacht sich selber zu wiederholen. Hodler hatte erkannt, daß große Monumentalwirkungen in der Malerei nur durch Einordnung in den Charakter des Architektonischen, d. i. durch bewußte Betonung des

⊠ Seitenbild links zum „Rückzug von Marignano" ⊠

Digitized by Google

Der Rückzug von Marignano. Wandgemälde von Ferd. Hodler im Waffensaal des Schweizerischen Landesmuseums zu Zürich

Digitized by Google

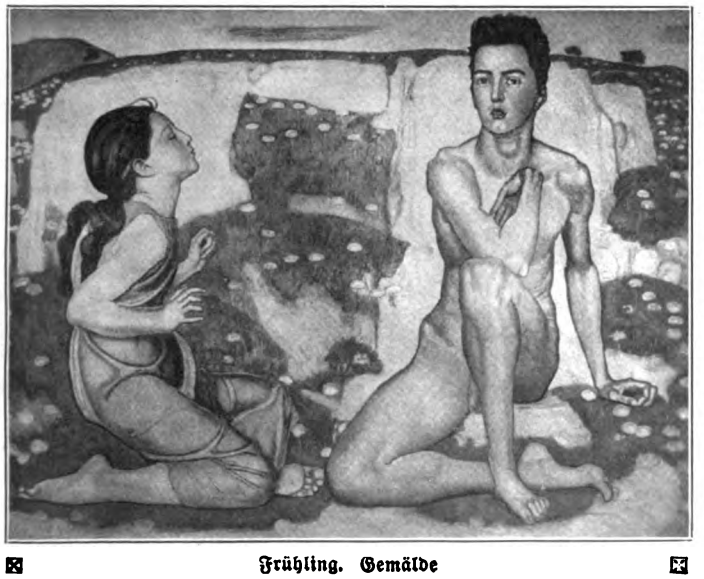
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Rhythmiſchen, erreichbar ſeien. Rhythmus iſt aber ohne eine gewiſſe Wiederholung des Gleichen — Parallelismus — nicht wohl zu denken. Wie Fenſter und Pfeiler im Bauwerk ſich wiederholen, ohne damit etwas anderes hervorzurufen als den Eindruck geſetzmäßiger Gebundenheit, ſo ſollte auch, nach der Überzeugung Hodlers, in der Monumentalmalerei eine beſtimmte Regel der Selbſtwiederholung Platz greifen, gleichſam als Ausdruck einer ſtarken, künſtleriſchen Diſziplin. Und innerhalb der ſo gezogenen Grenzen würde dann für die beſondere künſtleriſche Formerfindung noch genügend Spielraum zur Betätigung des Variationstriebes bleiben.

Der Holzfäller. Gemälde

Betrachten wir uns daraufhin „Die Enttäuſchten“! Fünf gebeugte männliche Figuren ſitzen im Freien auf einer Bank. Dicht über den Köpfen und dicht unter den Füßen und dicht an beiden Seiten wird das Bild abgeſchnitten. Alſo höchſte ſachliche Konzentration; keinerlei Ablenkung iſt möglich. Die fünf Figuren ſind ſo geordnet, daß je zwei und zwei einander entſprechen — entweder die Hände verſchlungen im Schoß oder auseinandergeſpreizt am Schädel — und daß die mittlere, ohne den Rhythmus zu unterbrechen, einen betonten Punkt für ſich bedeutet — gefühlsmäßig als Steigerung und formal als Senkung behandelt. Hierdurch kommt etwas ungemein Zuſammengefaßtes in das Bild, der äußere Aufbau hat etwas Zwingendes, Unentrinnbares, es iſt als Kompoſition architektoniſch gedacht. Aber es hat darum nichts Schematiſches, ſich ſelber geiſtlos Kopierendes. Vielmehr iſt ſehr viel Geiſt gerade in den Wiederholungen und ihren ebenſo unſcheinbaren wie tief charakteriſtiſchen Abwandlungen. Jedenfalls iſt jede der fünf ſitzenden Figuren



Frühling. Gemälde

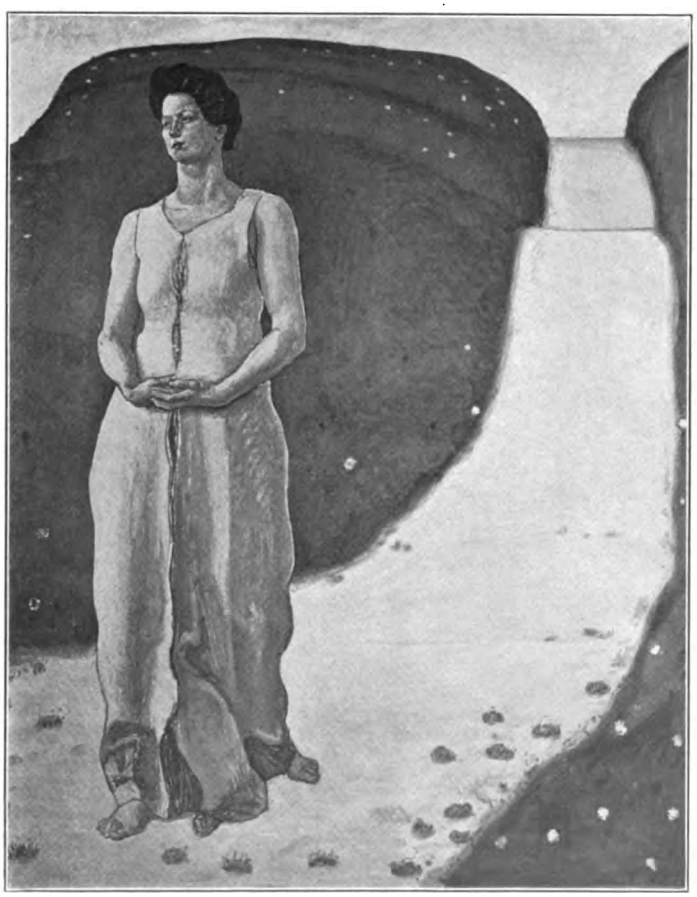
ein Menſch mit einem

Digitized by Google

persönlichen Schicksal, nicht bloß eine tote hingesetzte Puppe. Das Individuelle ist im Stilvollen zwar aufgegangen, aber nicht untergegangen.

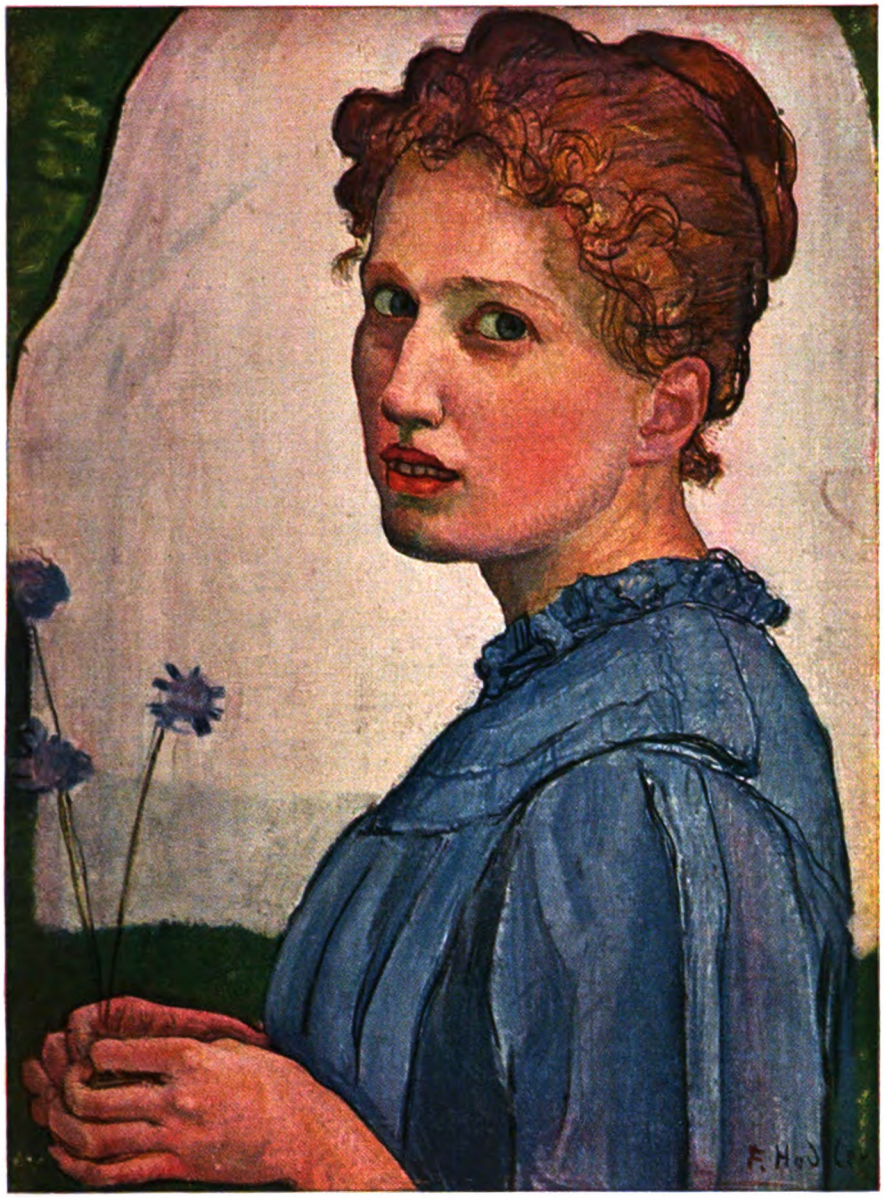
Durch Bestrebungen dieser Art wurde Hodler zu einer gewissermaßen reliefmäßigen Anordnung seiner Bilder geführt. Auf Tiefenwirkung verzichtet er, er reiht seine Figuren auf der gleichen Fläche nebeneinander hin. Gleichgewicht und Rhythmus der Bewegung sind die Hauptsache. Alles streng wie in der Architektur; oder wie in den Apsismosaiken byzantinischer Kirchen. Zwei der vollendetsten Schöpfungen dieser Art sind „Der Auserwählte" und „Die heilige Stunde". Die sechs Engel auf ersterem Bilde wirken in ihrer gebundenen Bewegung und in der gleichmäßigen Knappheit ihrer Umrisse beinahe wie die schmalen, nebeneinander gereihten Fenster einer gotischen Chorkapelle. Mehr Freiheit in der Komposition sowie Wohllaut in der Linienführung gönnte sich der Maler bei den vier (ursprünglich sechs) Frauen des anderen Bildes; doch sind auch hier die beiden Hälften, rechts und links, fast gleich im Aufbau. Die Pracht der Erscheinungen, zumal der beiden mittleren Figuren, gibt dem Bilde etwas Freudig-Imposantes — ein Eindruck, der durch umrahmende Rosengewinde kräftig gesteigert wird.

Immerhin, eine gewisse Gefahr des Starrwerdens ist bei derart gerichteten Kompositionsgesetzen nicht zu leugnen. Es ist dies die ewige Gefahr aller radikal gearteten Stilisierungsbestrebungen. Nur zwei Mittel gibt es hier, um den Möglichkeiten der Erstarrung künstlerisch vorzubeugen. Das eine ist, das Architektonische durch das Musikalische zu balancieren, d. h. sich derjenigen Freiheiten zu bedienen, die der Bewegungsrhythmus gestattet. Nach dieser Richtung arbeitet Hodler mit höchster Energie, wie vor allem sein Gemälde „Eurhythmie" beweist. Fünf nach links schreitende Männer, zwei Paare und eine Mittelfigur, sind so geordnet, daß der weiche Fluß der Umrißlinien jegliche Härte der Grundkomposition erfolgreich beseitigt: nicht die Strenge, sondern die Schönheit des Rhythmus wird hier das Entscheidende. — Das zweite aber ist, daß, unbeschadet der stilistisch abgewogenen Gesamthaltung, im einzelnen der Natur in ihrer ewigen Mannigfaltigkeit das Recht immerhin gewahrt bleibe. Doch dies erheischt eine weitergreifende Betrachtung.



Abend. Gemälde

Digitized by Google



Bildnis. Gemälde

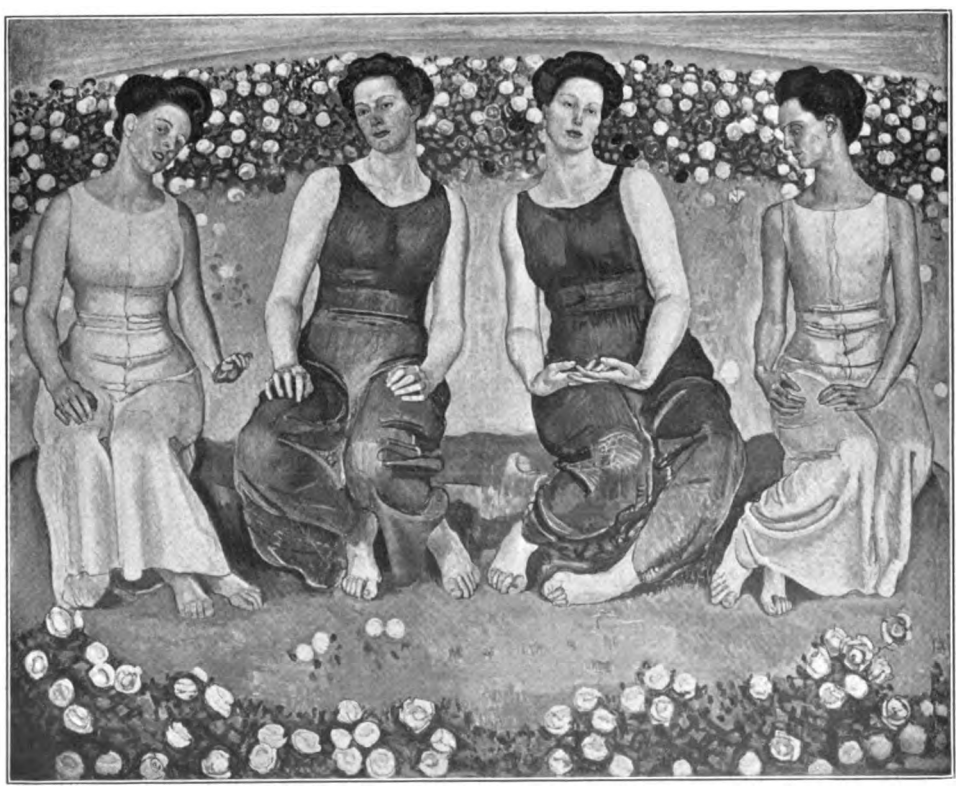
In der Sammlung der Züricher Kunstgesellschaft im Kunsthaus zu Zürich

Digitized by Google

Man hat es Hodler öfters zum Vorwurf gemacht, daß er sich von der Natur entferne. Dieser Vorwurf erscheint mir gänzlich hinfällig. Er kann nur von solchen erhoben werden, die für die stilistisch gebotenen Grenzen der Monumentalmalerei keine Empfindung und kein Verständnis haben. Innerhalb dessen, was seine reformatorische Aufgabe von ihm forderte, ist Hodler der Natur immer treu geblieben. Und in den Arbeiten der letzten Zeit mehr noch als früher.

Da wären vor allem die beiden großen Fresken zu betrachten, die der Meister für Jena und Hannover angefertigt hat. Das hannoversche Bild „Die Reformation", mit den wohl hundert wie Streitäxte hochgehobenen Armen und Händen hat ja durch die kühne Wiederholung des gleichen Bewegungsmotives auf den ersten Blick etwas Frappierendes, dann wohl für manche etwas durch Leidenschaftlichkeit Überwältigendes. Jedenfalls gibt es im Gleichmäßigen hier keineswegs etwas Schematisches. Jeder Einzelne ist charakterisiert, nach Art und Bewegung, sowie nach der Inbrunst oder Biederkeit seiner Hingabe. Im Immer-Gleichen welche Verschiedenheit, im Stilvoll-Strengen welche Naturnähe! Nur ein Meister vermochte solches zu schaffen.

Dann das Jenenser Bild, in seiner grandiosen Abbreviatur eines Geschichtsvorganges. Etwas Streng-Zeitliches in idealem Raume festgehalten, ohne die leiseste Beihilfe eines Genremotivs. Oben die marschierenden Soldaten, in gleichem Schritt und Tritt eine unwiderstehlich sich vorbewegende (übrigens auf ein Minimum reduzierte) Masse; unten die jäh zum Aufbruch sich rüstenden Studenten mit ihren schon von der Kriegsunruhe erfaßten Pferden. In diesen vier Studenten hat Hodler einmal gezeigt, daß er keineswegs wie ein orthodoxer Priester an seinem Parallelismus klebt; sondern daß er, wenn die Natur der Aufgabe es erfordert, auch bis zu einem gewissen Grade davon abzugehen vermag. Jeder dieser Studenten ist in einer ganz anderen Situation erfaßt, und diese



Heilige Stunde. Gemälde

Digitized by Google

Das Lied aus der Ferne

Gemälde von Ferdinand Hodler

(In der Kunsthalle zu Mannheim)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Landschaft am Thunersee. Gemälde im Museum zu Basel

ist jedesmal so prägnant gewählt, daß in vier Figuren eine seltene Vielfalt von Bewegung ausgedrückt erscheint. Daher waltet, trotz der strengen Auffassung des Zeitlichen, doch in Komposition und Linienführung ein bewußter, auf Gleichmaß zielender Rhythmus.

Also der Natur wird in diesem Bilde sicherlich Genüge getan, obwohl von den stilistischen Überzeugungen des Malers nichts geopfert wurde. Verfolgt man die Bewegungen im einzelnen, so ist unverkennbar, daß diese von großer Kühnheit und Eigenart sind, aufgefaßt von einem Auge, das die Dinge dieser Welt stets gleichsam zum ersten Male sieht. Dies darf man Hodler auch sonst nachrühmen. Wer hat je einen Holzfäller von solcher Kraft und Wucht der Bewegung gemalt wie er? Man fühlt ja förmlich, wie in den nächsten Sekunden die Axt zischend in den bereits angehauenen Baum hineinfährt und wie dann die Splitter krachend stieben werden. Oder man sehe einmal den Ernst und Reichtum an Bewegungsmotiven an dem Fresko „Marignano" nebst dessen beiden Seitenzwickeln. Mancher Naturalist könnte sich an der Fülle auf Jahre hinaus bereichern. Oder die Unmittelbarkeit in der Bewegung des vom Geßlerschuß noch erschrockenen, doch schon wie ein bäurischer Prophet die Freiheit ausrufenden Tell. Und dann die ebenso reizvolle wie psychologisch tief erfaßte Wiedergabe der erwachenden jungen Liebe auf dem Bilde „Frühling". Wie überaus eigenartig ist hier alles gesehen, sowohl bei dem wie in Ekstase blindverzückten Mädchen wie in dem dumpfstolzen, seiner Regungen sich kaum bewußten Jüngling oder vielmehr Knaben! Auch die Porträtdarstellungen Hodlers sind fast alle durch besondere und doch überzeugende, jedenfalls ausdrucksvolle Stellungen ausgezeichnet, die sich von jeder Konvention entfernen und der Eigenart der Natur nachspüren.

Und nicht vergessen wollen wir auch den Landschafter Hodler. Die Landschafts-

Digitized by Google

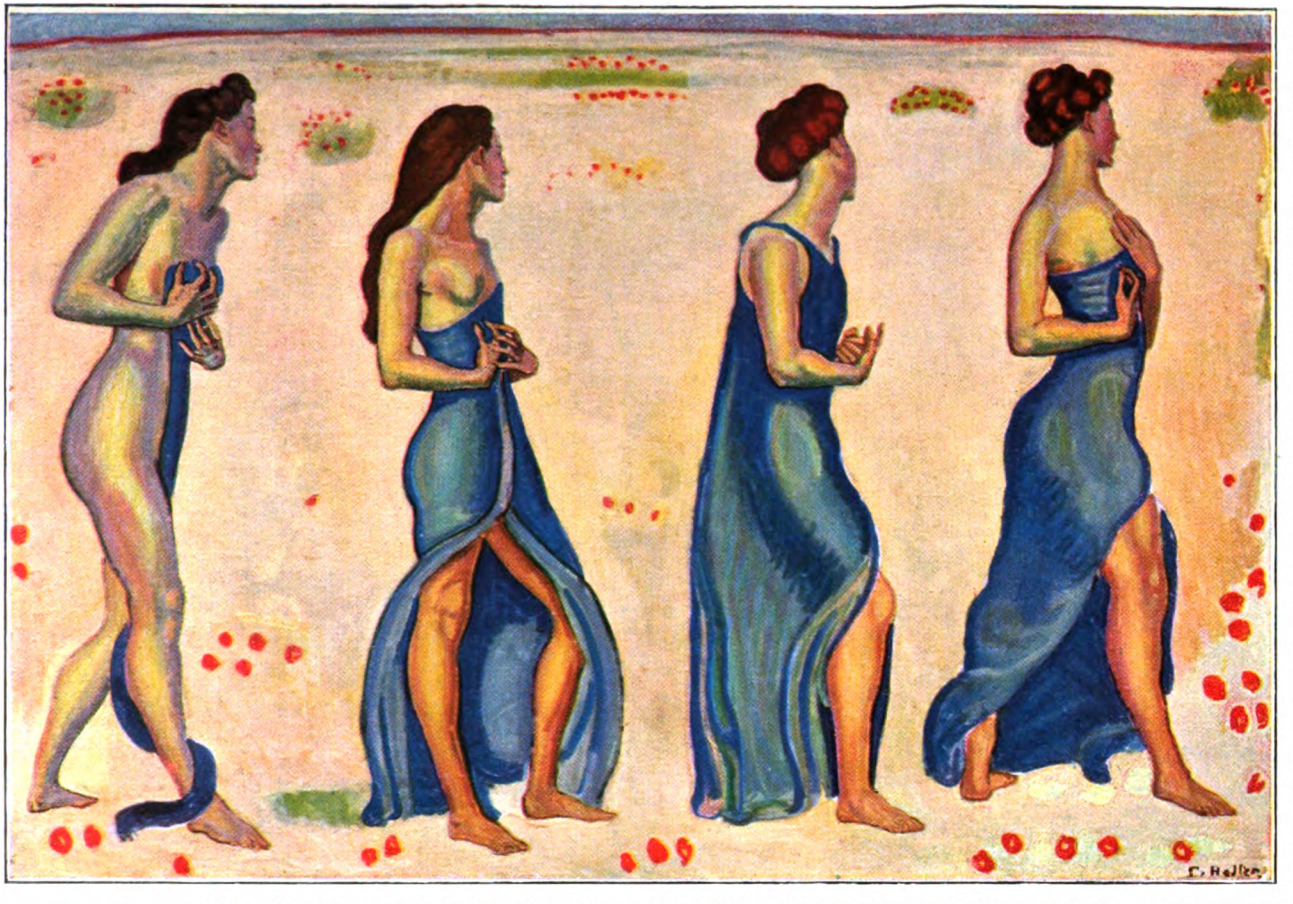
bilder gehören organisch zum Gesamtwerk des Künstlers und zeigen ihn wohl von seiner schweizerischsten Seite. Derselbe Mann, der im Stil des großen Fresko auf alles Landschaftliche, man möchte sagen: pflichtschuldigst verzichtet, vermag doch den Reiz seiner heimatlichen Landschaft ebenso fein zu fühlen wie eigenartig wiederzugeben. Da ist freilich von den landläufigen „Schweizer Landschaften" kaum je etwas zu finden. Jedenfalls nichts von dem, was den zugereisten Touristen, wenn er abends an der Hoteltafel mit seinen Hochtouren prahlt, zu begeistern pflegt. Diese Natur ist streng, herb und keusch — wie das ganze Werk Ferdinand Hodlers. Und sie ist von einer wundervoll-klaren Luft durchweht, die die Konturen und Farben scharf und ungebrochen hervortreten läßt. Auch wird die Natur nicht stümpernd abgeschrieben, sondern stilvoll übersetzt, ohne darum von ihrer jungfräulichen Frische etwas einzubüßen. Berge und Seen, Wolken und Bäume sind nicht bloß Naturstücke, sondern auch dekorative Bestandteile eines Bildes — eben eines Bildes von Ferdinand Hodler. Man muß sich vielleicht erst daran gewöhnen. Doch man kann und wird sich daran gewöhnen.

Und so geht es uns ja mit dem ganzen Mann. Stolz und zurückhaltend, wortkarg steht er uns gegenüber. Leicht befällt uns vor ihm und seinem Werk eine zaudernde Verlegenheit. Wir wissen nicht gleich, was wir sagen, kaum, was wir empfinden dürfen. Aber je länger wir verweilen, desto mehr fühlen wir etwas von einer tiefen Andacht. Und bei dem scheinbar so Kalten und Zugeschnürten spüren wir je länger desto mehr die Züge einer tiefen, unendlich feinfühligen, mit allem Trauern des Geschicks tief verwobenen Menschlichkeit. Und wir gedenken, daß auf manchen seiner Bilder die Tragik der Menschheit einen so starken, zwingenden und innerlich durchdrungenen Ausdruck gefunden hat wie nur selten bei Malern — wie nur bei solchen Schöpfern, die das Leid der ganzen Welt in ihrem Innern erfahren haben und mit sich tragen. Und wir werden von Begierde ergriffen, solch seltenem Menschen und gewaltigem Künstler näher und näher zu kommen.

Da gibt's freilich keinen anderen Weg

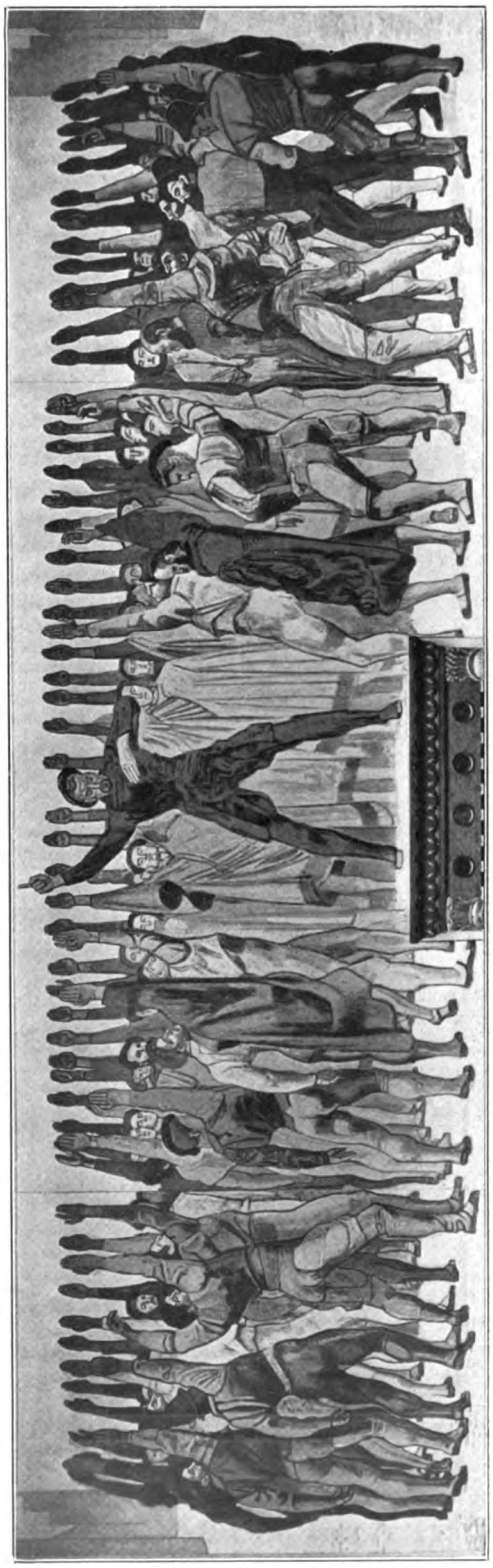
Der Auserwählte. Gemälde

Digitized by Google



Empfindung. Gemälde im Besitz der Modernen Galerie Thannhauser in München

Digitized by Google



Der Treueschwur (Die Reformation). Gemälde im Sitzungssaal der beiden Kollegien im Rathaus zu Hannover

als den des eindringlichsten Studiums seiner Werke. Dazu wollen diese Worte, soweit es ihnen gegeben ist, gern anregen. Sucht man nach weiterer Förderung, so findet man sie am besten in der schönen Mappenveröffentlichung, die der Verlag R. Piper & Co. in München dem Schweizer Maler hat angedeihen lassen. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes verdankt diesem vorzüglichen Werke reiche Belehrung, um so mehr, als ja die Originale, weit zerstreut, sich der Vergleichung schwer darbieten und hier in reichlicher Auswahl und guter Anordnung beisammen sind. Freilich, wenn dann das Glück uns hold ist und uns, wie etwa in der Wiener Privatsammlung von Carl Reininghaus, eine größere Reihe von Originalen wieder einmal vor Augen führt, dann gibt's erst für Sinn und Augen die kräftigste Stärkung. Dann sieht man, wie auch in der Farbe dieses unkokettesten aller Meister ein eigentümlich reiches und kühnes Leben und fast eine Verführung heranblüht, eine Verführung freilich zu künstlerischer Andacht. Alles Weichliche, Buhlerische ist vermieden. Hart und gleichsam selbstbewußt stehen die Farben nebeneinander. Aber wie dann im Einzelnen etwa ein weiblicher Akt wie die Figur der „Wahrheit" koloristisch durchmodelliert ist, das verrät eine reiche und eigenartige Skala von Farbentönen. Doch in dieser kühlen Zusammenstimmung von Lila- und Silbertönen verliert das Nackte allen Ausdruck von niederer Sinnlichkeit und wird zum Symbol der Unberührbarkeit und Göttlichkeit. Und man versteht, wenn Schweizer Künstler, Schriftsteller und Gelehrte, die jüngst wieder einmal in die Lage kamen, Hodler gegen banausische, aus dem Bundesparlament geschleuderte Angriffe in Schutz zu nehmen, ihn geradezu als „Kulturgut" und „sittliche Macht", als einen „Damm wider die Verweichlichung und Entnervung der Großstadt" priesen. Dieses Sittliche ist zwar nicht „Zweck" der Hodlerschen Kunst, aber als eine ihr unwillkürlich entströmende geistige Macht ein überzeugender Ausdruck ihrer Hoheit und Größe.

Digitized by Google

Aufbruch der Jenenser Studenten als Freiwillige 1813. Wandgemälde von Ferd. Hodler im Treppenhause der Universität zu Jena

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Eine Stunde beim Siebenschuh

Von Auguste Supper

Nach reiflicher Überlegung steckte Friedrich Zumborn, der Schuhmachermeister, seinen Sohn Gustav in die Lehre zu Johann Wildfrid & Söhne, Papier- und Schreibwarenhandlung

Die Zumborn hatten sich in alten Zeiten einmal „zum Born" geschrieben. Das klang nach etwas Besonderem. Und der junge Gustav, des Schuhmachermeisters Einziger, hatte auch den Drang nach Besonderem. Auf alle Fälle zog es ihn nicht zu des Vaters Handwerk.

Als seine Mutter starb, sagte sie zum Vater: „Sorge, daß der Gustav ein rechter Mann wird!" Der Schuhmacher versprach es. Aber nun, da der Bub heranwuchs, wußte er nicht recht, wie das gegebene Wort einzulösen sei. „Ein rechter Mann" — das war ein weiter und vieldeutiger Begriff. Die Tote konnte da ebensogut gemeint haben, ihr Gustav solle in Amt und Würden kommen, als er solle auf dem Schustersschemel oder an der Hobelbank etwas Tüchtiges leisten. „Ein rechter Mann", das konnte ein Minister sein und ein Schneider, ein General und ein Stiefelputzer. Ärgerlich und vorwurfsvoll dachte der Vater Zumborn, die Sterbende hätte sich bestimmter ausdrücken sollen und nicht alles an ihm hängen lassen.

Es war ihm wie ein freundliches Entgegenkommen des Schicksals, daß der jetzige Inhaber der Firma Wildfrid & Söhne in einer nachbarlichen Aufwallung sich anbot, Gustav in die Lehre zu nehmen, und daß dieser sich ohne viel Sträuben bereit erklärte, einzutreten.

Herr Wildfrid war ein leidendes, unscheinbares Männlein, wunderlich, etwas geizig und grob. Aber das Geschäft stand unter seiner Herrschaft in Blüte wie nie zuvor, und die Zucht unter seinen Leuten war stadtbekannt.

Eigentlich wunderte sich Vater Zumborn, daß sein Gustav keine Einwände machte. Er war sonst nicht der Fügsamste und hatte leicht ein Nein auf den Lippen, wenn die Mitwelt mit Ja stimmte.

Der Schuhmachermeister ahnte nicht, daß die mächtigen Stöße weißen Papiers, die zahllosen Tintenkolben von allen Größen, die Laden- und Schubfächer voll Stahlfedern auf seinen Sohn schon einen tiefen Reiz ausgeübt hatten, als er sich von der nahegelegenen Schule aus seine Schreibhefte und anderen einschlägigen Bedarf bei Wildfrid & Söhne holte und noch an keine Berufswahl dachte.

Vielleicht hätte es Gustav auch gar nicht eingestanden oder eingestehen können, daß dieser Reiz das entscheidende Wörtlein sprach, als es sich um die Lehrstelle handelte. War das doch eine ungreifbare Sache, die einem scharfen Hinsehen nicht standhielt.

Aber eingestanden oder uneingestanden — der unversiegliche Reiz des weißen Papiers führte den „jungen Mann" im Hause Wildfrid & Söhne durch die dürren Strecken der Lehrjahre.

Gustav rückte zum Handlungsgehilfen auf.

Der gestrenge Herr war soweit mit ihm zufrieden. Nur ein zerstreutes und oft auch hochfahrendes Wesen hatte er an ihm auszusetzen. Wenn er davon mit dem alten Zumborn sprach, lächelte er sein kümmerliches, gelbsüchtiges Lächeln und meinte, es sei das Schustersblut, das in dem jungen Menschen rumore.

Der Meister nickte dann und lachte. Ihn kitzelten die Reden, er wußte selbst nicht warum.

Aber wenn auch der scharfäugige Prinzipal merkte, daß sein Gehilfe nicht immer mit ungeteilter Seele beim Schreibwarenhandel war, so ahnte er doch nicht, wo er ihn eigentlich suchen müßte.

Kein Mensch wußte, daß Gustav Zumborn einen Stoß weißen Konzeptpapieres besaß, dessen schimmernde Blätter sich beim stillen Lampenschein in der kleinen Schlafkammer mit schwarzen Zeichen bedeckten.

Niemand war dabei, als Gustav auf das Deckblatt in seiner anerkannt schönen Handschrift die Worte setzte: „Auf den Höhen des Lebens. Roman von Gustav zum Born."

Eine verschwiegene, geheimnisumwobene Sache war das.

Nur nach Beendigung einzelner Kapitel konnte es geschehen, daß der Schreibende laut las, was er geschaffen.

Er dachte in solchen Stunden nicht daran, daß in der Kammer nebenan das vielgeplagte, junge, rothaarige Hausknechtlein von Wildfrid & Söhne sein müdes Haupt zur Ruhe gebettet hatte und daß dieses Bürschlein durch des Herrn scharfen Drill daran gewöhnt war, eigentlich nur mit einer Körperhälfte zu schlafen, mit der anderen aber, wie Herr Wildfrid zu sagen pflegte, auf dem Quivive zu sein.

So war der Roman im Schutze der Verborgenheit zur Reife gekommen. Nun aber sollte er hinausgehen und zeigen, daß das alte Geschlecht derer zum Born nicht in der Nüchternheit von Pechdraht und Sohlleder erstickt sei.

Es traf sich, daß der Prinzipal viel krank war in der nächsten Zeit. So konnte er nicht verfolgen, wie für den Gehilfen aufregende Wochen kamen.

Digitized by Google

Immer wieder kehrten die papierenen Höhen des Lebens zurück zu ihrem Urheber.

Der war wie vor den Kopf geschlagen. Alle diese Leute, die von seinem Werk nichts wissen wollten, mußten offenbar nicht begreifen, um was es sich handelte. Stumpfsinnig, mit Blindheit geschlagen mußten sie sein. Oder unausdenkbar böswillig.

Zorn, Bitterkeit, Weltverachtung fühlte der Verfasser.

Aber kam dieser Wind auch aus einer unguten Richtung, er füllte doch noch einigermaßen Gustavs Segel.

Viel schlimmer war's, wenn die Ahnung auftauchte, der Roman könne unverkäufliche Ware sein, ein Artikel, der rettungslos magaziniert und beim Verlust gebucht werden müßte. In solchen Stunden hingen Segel und Wimpel an des Verfassers Schifflein schwer und schlaff herab.

Vater Zumborn spürte wohl seines Sohnes wechselnde Stimmungen. Er schrieb sie dem Kaufmannsgeist zur Last, von dem er mit der nötigen Veränderung dachte wie Herr Wildfrid vom Schustersblut.

Manchmal meinte er, für den Gustav wäre ein Handwerk, bei dem es Schweiß auf der Stirn und Schwielen an den Händen gab, doch wohl das Richtigere gewesen. Aber nun mußte man der Sache ihren Lauf lassen.

Der Winter wich dem Frühling.

Herr Wildfrid stand wieder an seinem Pult, schaute über die Brille hinweg seinem Gehilfen auf die Finger, hielt scheltend und hetzend das Hausknechtlein in Atem und lächelte, wenn die Ladentüre ging.

Gustav gab in diesen Tagen den hartnäckigen Kampf mit der Gleichgültigkeit und Verblendung der Verleger auf. Nicht allein, weil er das scharfe Auge des Herrn zu fürchten hatte, sondern mehr noch, weil die Frühjahrssendungen gewaltige Stöße Papiers und Mengen blanker Stahlfedern ins Haus brachten, die mit lenzlicher Eindringlichkeit von neuem Werden, neuen Hoffnungen redeten. Aber zuvor — das stand fest — sollte der Boden gründlich vom Alten gereinigt werden.

Einesteils hatte Gustav keine Gelegenheit, sein Manuskript auf dem Weg des Verbrennens aus der Welt zu schaffen. Anderenteils — und das gab den Ausschlag — war ihm dieser Weg allzu ausgetreten.

Im Wald, unter den Wurzeln eines Baumes, wollte er die Blätter vergraben. Wenn sie dann vermoderten im Lauf der Jahre, wenn die saugenden Wurzeln ihre Arbeit taten, dann würden einst die Äste und Zweige, die hoch oben im Winde rauschten, von den Dingen und Menschen erzählen, die Gustav zum Born geschaut hatte und von denen Toren nichts wissen wollten.

Es ward ihm nicht leicht, seine Absicht auszuführen. Zwar gab es nahe Wälder genug; aber es war nicht erhört, daß Gustav allein hinauswanderte. Entweder war sein Vater dabei oder Freunde und Freundinnen, mit denen schon am Samstagabend oder am Sonntag nach der Kirche der Gang beredet ward.

So blieb nichts übrig, als hinter Herrn Wildfrids Rücken den Gottesdienst zu schwänzen und die so gewonnenen Stunden zu dem beabsichtigten Werk zu benutzen.

Es war ein Morgen voll Sonnenglanz, an dem er seinen Plan auszuführen beschloß.

Der Buchensaum hinter den Ackerbreiten mit ihrer üppig sprossenden Saat stand feierlich und still in all der Frühlingshelle, die die weiten Lande füllte.

Auf ihn hielt der Schreitende zu, und er warf dabei manchmal einen etwas scheuen Blick hinter sich auf das entschwindende Städtlein, in dem sich jetzt männiglich zum Kirchgang rüstete. Zum erstenmal in seinem jungen Leben fühlte er sich da außerhalb der ruhigen Bürgerlichkeit und Gebräuchlichkeit. Ein prickelndes Gefühl überkam ihn; fast als ob er auf unrechten Wegen ginge, auf Schmuggler- oder anderen Lasterpfaden.

Die grünen Halme der Acker, die blühenden Hecken, die weißen, ziehenden Wölkchen im Himmelsblau grüßten ihn seltsam wie Spießgesellen.

Am Wald oben führte eine schmale Fährte, die vielleicht Indianer spielende Buben auf dem Kriegspfad getreten hatten, ins lichtgrüne Unterholz.

Da zwängte er sich hinein ohne Rücksicht auf den sonst ängstlich gehüteten Sonntagsrock, dessen Stoff und Schnitt der geheime Stolz von Vater und Sohn war.

Eine große Feierlichkeit war da innen im Wald. Aber eine fröhliche Feierlichkeit. Die Vögel jubelten offenbar Sonntagslieder. Aus unbekannter Ferne kam das Geläute fremder Glocken. Das tönte heller, freudiger als die wohlbekannten Stimmen vom heimatlichen Kirchturm, in denen immer etwas mitschwang von Mahnung zur Ordnung und Bürgerpflicht.

Auf den mächtigen, glatten Buchenstämmen spielten ausgelassen die huschenden, goldenen Sonnenflecken. Die jungen Blätter der Haselwurz glänzten wie frischgeölt zwischen den lachenden, nickenden Sternen der Windröschen. Ernst war eigentlich nur das Brombeergeranke, das sich da und dort über den Boden schob. Aus dem Grün des stachligen Blattwerks trat ein dunkler, bräunlicher Schimmer wie von längst vertrocknetem Blut oder von uraltem Rost.

Lautlos kreuzte ein gelber Falter gaukelnden Flugs wieder und wieder den Pfad des Vorwärtsdringenden, als wolle er sich dringlich zum Führer anbieten in die Waldestiefe hinein.

Und Gustav Zumborn folgte, wie gelockt von einem mächtigen Zauber. Verwandelt kam ihm heute der Wald vor. Er schaute die grünen, überwölbten Schneisen entlang mit scheuen, erwartenden Augen, als müsse

Digitized by Google

etwas Ungeheuerliches, Nieerblicktes heraustreten oder zwischen den Stämmen huschen. Sonst war er mit dem Vater oder den Freunden schallenden Tritts auf den breiten Straßen gewandelt und hatte mit den andern in die Wipfel hinaufgesungen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Heute schlich er mehr, als er ging, scheu, wie ein Jäger oder wie ein Wild, und es wäre ihm als Ungeheuerlichkeit erschienen, diesen seltsam verwandelten Wald schmetternd anzusingen. An einen Felsblock kam er, der lag glatt und blank, wie zum Sitz bereitet, am Fuße einer Buche. Einen Augenblick zögerte er, sich niederzulassen. Wenn der Stein einem andern gehörte! Irgendeinem unbekannten Herrn dieser großen Einsamkeit!

Er blickte sich um nach allen Seiten. Erst als er sich allein in der grünen Wildnis sah, nahm er den Felsenthron ein.

In des hohen Baumes Krone war ein starkes, gleichförmiges Schwirren von hellem Klang wie von tausend frohmütigen Mücklein. Dazwischen schmetterte in der Nähe ein Fink seinen übermütigen Ruf der Finkin zu, und die gab ihn schlagfertig und unermüdlich zurück.

Der Sitzende lauschte der Zwiesprache und lächelte der Spur nach. Verstand er den Ruf nicht, so verstand er doch den neckischen Frohmut, und der tat es ihm an.

Behaglich lehnte sich Gustav an den Buchenstamm und streckte die Beine. Den Sonntagsrock vergaß er und die Bügelfalte an der Hose und des Vaters Mahnung, das Sacktüchlein auszubreiten, ehe man sich im Wald setzte.

Wie ein großer Herr kam er sich plötzlich vor, für den die Finken pfiffen, die Mücken schwirrten, die Blätter säuselten und die Sonnenflecken durch den Wald spielten. Er saß da und ließ sich vorspielen und vorsingen, war froh und zufrieden und lobte in seinem Herzen dankbar alle Mitwirkenden.

Lächelnd löste er sich mehr und mehr von allem Gewesenen und war gerade dabei, hinüberzugaukeln in ein köstlich flimmerndes Traumland, da sagte es hinter ihm leise: „Guten Morgen, Herr Gustav.“

Er schreckte zusammen, als sei das fast geflüsterte Wort ein Donnerrollen gewesen, und wendete den Kopf.

Da stand neben dem Buchenstamm Wilhelm, der leibarme Hausknecht von Wildfrid & Söhne.

Es war, als treffe ein Strahl kalten Wassers alles Warme und Sonntägliche in dem Sitzenden. Er wußte plötzlich nur noch, daß er die Kirche geschwänzt und Blätter in der Tasche hatte, die er ungesehen begraben wollte.

„Was schnüffelst du mir nach?“ fuhr er erbost den andern an.

Der machte verwunderte Augen. „Ich schnüffle Ihnen nicht nach, das hier ist schon lange mein Platz. Den Stein habe ich von dort drüben dahergewälzt.“ Er deutete seitwärts ins Buschwerk.

Gustav Zumborn stand langsam auf. Vielleicht fiel ihm ein, daß er von Anfang an unklar gespürt hatte, daß es der Sitz eines andern war. Aber er gestand sich das jetzt nicht zu. „Du,“ sagte er, „schwindle nicht, den Stein bewegst du nicht.“

Des Knechtleins blasses Gesicht rötete sich. „Wer wär's denn sonst gewesen? Da herein kommt niemand.“

„Bin ich vielleicht nicht da?“ unterbrach ihn der andere.

Da schaute der Blasse ganz verwundert auf, so, als sei ihm diese Tatsache eben erst klar zum Bewußtsein gekommen.

„Ja,“ sagte er, „eigentlich — mich wundert's —“ Er stockte und schwieg.

Da mußte Gustav lachen. „Was ist da zu wundern? Der Wald gehört allen, du wirst ihn nicht gepachtet haben.“

Das Hausknechtlein gab keine Antwort. Es hängte seine Mütze an einen Ast im Buschwerk und den Sonntagsrock dazu. Langsam und mit Behagen tat es das. So, wie es einer sich zu Hause leicht und bequem macht. Dann setzte es sich auf des Steines rechte Seite und deutete auf den Platz daneben. „Da, Herr Gustav — Platz genug.“

In dem war ein leises Sträuben, daß er sich als geduldeter Gast sollte behandeln lassen. Aber er fand nicht so schnell die Worte, um die mißliebige Rolle von sich abzuwehren, und setzte sich fast verblüfft.

Still und feierlich war es um die beiden. Der Fink und die Finkin waren verstummt. Vielleicht weil der Herr des Reviers nun da war, vielleicht auch, weil sie sich endgültig verständigt hatten. Nur das Schwirren zu Häupten der Sitzenden klang fort und fort wie ferne strömendes Wasser.

Der Hausknecht wandte den Kopf, dessen dünnes, rötliches Haar, dem Sonntag zu Ehren, mit Wasser und Salbe glatt und dunkel gemacht war. „Schön, Herr Gustav, nicht —?“ flüsterte er.

Der gab keine Antwort. Es war ein unbestimmter Ärger, eine Gereiztheit in ihm, daß der neben ihm sich so aufspielte.

An langen, schwingenden, für Gustav Zumborns Augen nicht sichtbaren Fäden pendelten kleine, grüne Raupen aus der Höhe.

„So,“ sagte der Knecht zu ihnen, „ihr seid auch schon wieder da! Habt mich wohl kommen sehen?“

Es raschelte im Laub vor den Füßen der beiden. Eine große, graubraune Haselmaus schaute mit blanken Augen empor. „Du,“ flüsterte der Blasse, „sag' auch der Blindschleiche, daß ich da sei.“

Und wie auf ein Zauberwort wand sich der schöne, stählerne Leib der Gerufenen langsam durch welke Blätter und junges Grün, und das zuckende Zünglein am kleinen, hochgetragenen Kopf spielte.

Die beiden auf dem Stein rührten sich

Digitized by Google

nicht. Dem Knechtlein hatte sich das Gesicht belebt und gerötet, die braunen, großen, fast wimperlosen Augen leuchteten.

Gustav Zumborn fühlte sich wie eingesponnen in einen Bann, den er brechen wollte, ehe es zu spät würde.

„Du," stieß er plötzlich gewaltsam hervor, „warum hast du die Kirche geschwänzt?"

In des Angerufenen Zügen erlosch etwas. Feindselig fast sah er auf. „Ich schlafe doch nur dort," sagte er kurz.

„Du bist ein Schöner," warf ihm der andere hin, „wenn da Herr Wildfrid dahinterkommt."

„Der schläft auch, so oft er drin ist," murmelte geringschätzig der Knecht.

Mit unbewußter Bewunderung betrachtete Gustav den Rothaarigen. Der sah offenbar viele Dinge, die anderen Leuten verborgen blieben.

„Und ich," fragte er, „schlafe ich vielleicht auch?"

Der Knecht schaute rasch auf. „Schlafen nicht. Aber Sie denken immer an andere Sachen."

Es ward wieder eine große Stille. Ein paar dicke, blauschwarz glänzende Mistkäfer schoben sich träge durchs Laub, als seien sie auf einem müßigen Sonntagsgang ohne Ziel und Zweck.

„Die da kommen wohl auch dir zu Ehren?" fragte leise und höhnend Gustav Zumborn.

Der andere nickte. „Glaub's auch." Und er stützte den Kopf in die Hand, den Ellbogen aufs Knie und schaute versunken und unbeweglich den Käfern zu.

Auf einmal sagte er von unten herauf: „Herr Gustav, wie ist's dann weitergegangen mit der Fürstin, die so einen merkwürdigen Namen hat und die damals dem Prinzen mit der Reitpeitsche ins Gesicht schlug?"

Dem Angeredeten weiteten sich die Augen. Eine ferne, papierne Welt, an die er gar nicht mehr gedacht hatte, stieg vor ihm empor. Sein erstes Verlangen war, sie zu verleugnen, von sich wegzuschieben.

Eine Flamme schlug über sein Gesicht. „Woher weißt denn du —"

Der Knecht richtete sich langsam auf. Sein salbegezähmtes Haar war ihm in Strähnen ins Gesicht gefallen. Er schob es mit einer Verlegenheitsgebärde zurück. „Wenn Sie lesen in Ihrer Stube; die Wand ist, scheint's, dünn. Man hört's gut."

„So, und da horchst du dann," stieß der andere unwillig hervor.

„Wenn doch mein Bett an der Wand steht," verteidigte sich der Hausknecht.

Eine Zeitlang war ein feindseliges Schweigen zwischen den beiden, dann fing der Rotkopf wieder an: „Wenn ich den kennen würde, der die Geschichte geschrieben hat, den täte ich fragen, ob sie noch lebt, die Fürstin, — die da — wie heißt sie doch gleich —?"

„Ellinor," fiel Gustav Zumborn ein.

„Ja, ob die Fürstin Ellinor noch lebt, und dann — und dann — —"

Er stockte. Ganz eifrig hatte er seine Rede angefangen, aber jetzt hing er fest, wie ein Schifflein, das in den Tang geraten ist.

Der andere atmete tief. Nun er das Geheimnis seiner Verfasserschaft gewahrt sah, kehrte ihm die Überlegenheit, die Unbefangenheit zurück.

„Dann würdest du hinreisen zu der Fürstin Ellinor," spottete er, „und möchtest ihr beistehen und den Prinzen fordern und sie nachher heiraten — he — das täte dir passen".

Das Knechtlein sah dem Sprecher ins Gesicht wie in maßlosem Erstaunen. Es war, als hätte es ihm die Sprache verschlagen. Dann fragte er vorwurfsvoll und langgedehnt: „Herr Gustav, wie schwatzen Sie doch!"

Der lachte und streckte die Beine von sich. „Na also — was würdest du denn sagen zu der Fürstin?"

Da lief eine warme Welle über des Rothaarigen Gesicht. „Ich würde sagen: Fräulein Ellinor —"

„Frau," fiel der andere ein.

„Also: Frau Ellinor, wenn der Kerl, der Prinz, sie immer so plagt und sekkiert, dann gehen Sie doch in den Wald, wo keiner hinkommt. Mir macht's der Wildfrid auch so. Aber im Wald hat man seine Ruh'. Da plagt einen keiner. Wie im Himmel ist's da."

Gustav Zumborn wollte lachen; aber er konnte nicht. So ernst und aus dem Herzen heraus hatte der blasse Knecht sein Sprüchlein gesagt, daß er unvermerkt im Herzen des Hörers einen Widerhall weckte. Still saßen die zwei beieinander, und wie ein schwingender Nachklang zum Gehörten war in den Lüften das tönende Schwirren.

Ein Prickeln, dem er nicht widerstehen konnte, ließ zuletzt Gustav fragen: „Hat sie dir gefallen, die Geschichte?"

Der Knecht schaute wie sich besinnend ins Grüne hinein. „Ja — schon," sagte er dann unsicher und zögernd.

„Also nicht —" meinte gereizt der andere.

Da atmete der Blasse ganz tief: „Ich weiß doch nicht, ob es so ist und so sein muß bei Fürstlichkeiten. Wenn vom Herrn Wildfrid drin stehen würde oder von Ihnen oder vom Laden und solche Sachen, dann wüßte ich, ob's recht ist."

„Es hat dich keiner gefragt, ob die Geschichte recht sei," entgegnete geärgert der Verfasser, „nur, ob sie dir gefallen hat, hätte ich wissen mögen."

Da schluckte der Rothaarige ein paarmal, als wisse er nicht, wie und was auf solche Spitzfindigkeiten zu antworten sei.

„Schon —", sagte er dann, „aber es gibt schönere."

Gustav Zumborn lachte grell auf. „Was du nicht sagst!"

„Ja," verteidigte sich der Blasse. „Schönere, in denen die Leute keine solche Lumpen sind."

„Wär's möglich?" höhnte mit zitterndem Mund der andere.

Digitized by Google

Studie eines Freiheitskämpfers für das Jenenser Universitätsbild
Gemälde von Ferdinand Hodler im Besitz der Kgl. Neuen Pinakothek zu München

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
NIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Wo sie nicht Schulden machen.
„Was du nicht weißt."
„Wo sie nicht immer lügen."
„Tatsächlich?"

Der Hausknecht sprang auf. Der überlegene Hohn seines Gefährten brachte etwas in ihm zum Sieden und Überwallen.

„Ja, eine Lumpengeschichte ist das, eine elende. Und weil er Geld hat, der Prinz, da meint er, er könne machen, was er wolle. Das ist Dreckzeug, so eine Geschichte. Die hätte gar keiner zu schreiben brauchen. Meine Lenebas, die weiß andere. Und wenn sie nicht blind wäre, könnte sie sie einmal aufschreiben, wenn Sie's nicht glauben. Aber sie ist blind. Und schreiben kann sie auch nicht — —"

In sprudelndem, zornigem Eifer hatte das Knechtlein geredet, und er sah gar nicht, wie Gustav Zumborn bald rot und bald blaß wurde.

Der Fink aber und die Finkin, als sie die erhobene, klingende Stimme hörten, meinten, sie müßten da auch dabei sein, und fingen an, hell dareinzuschmettern, wie es ihr Brauch ist.

Gleich Wolken, die sich wälzen und ballen, ehe ein Wetter losbricht, so arbeiteten in Gustav Zumborn die Gedanken. Bald war sein Stolz, seine Überlegenheit über das armselige Knechtlein obenauf, bald war beides tief unten und völlig zugedeckt von stumpfer Mutlosigkeit.

Eine Lumpengeschichte, ein Dreckzeug war in des Rotkopfs Augen sein stolzer Roman „Auf den Höhen des Lebens".

Aber sagte nicht Herr Wildfrid täglich zu seinem Hausknecht, daß er ein Schafskopf sei —?

Schreibt ein Zumborn etwa für Schafsköpfe? Der Rothaarige kam aus den ärmlichsten Niederungen des Lebens und konnte unmöglich ein Urteil haben über dessen Höhen.

Aber wie verzweifelt sich Gustav auch wehrte, des Knechtleins zornige Worte „Lumpengeschichte, Dreckzeug" standen breitspurig und unerbittlich da wie plumpe, stahlgeschiente Recken, denen nicht beizukommen war und die sich nicht mehr von der Stelle rührten.

Und auf einmal kam es wie aus der Waldestiefe heraus oder von der Wipfelhöhe herunter, ungreifbar, messerscharf, ätzend: ‚Lumpengeschichte, Dreckzeug! Du kennst auch nicht viel höhere Höhen als der Wilhelm! Lerne etwas, ehe du etwas können willst. Ein Windbeutel bist du.'

Bleich und erschreckt, von einem unsichtbaren Gegner niedergedonnert, saß Gustav und starrte in die Bäume. Neben ihm stand der Rothaarige und lauschte in den Wald hinein, als höre auch er raunende Stimmen.

Vorsichtig, um nicht das leiseste Geräusch zu machen, ließ er sich wieder neben dem andern nieder. Der Frühlingswind spielte in seinen dünnen, verwaschenen Hemdärmeln, in seinem sonntäglich gestrählten Haar.

Nach einer langen Zeit des tiefsten Schweigens flüsterte er: „Herr Gustav, als meine Lenebas noch jung war und noch ihr Augenlicht hatte, ist ihr im hinteren Geißwald etwas passiert."

Und nach einer Weile, wie um die Sache eindringlicher und lebensvoller zu machen, setzte er hinzu: „Vielleicht gerade auf dem Platz da."

Gustav gab nicht sogleich Antwort. Er hatte Mühe, sein Gleichgewicht soweit zu finden, daß er überhaupt hören und verstehen konnte, was der neben ihm sagte.

„Deiner Lenebas?" fragte er dann abwesend und leise.

Das Knechtlein nickte. „Sie ist im Holz gewesen damals. Die alte Reiterin war auch dabei und des Schuhmachers Wägner Salome, die, die in Amerika gewesen ist."

Gustav Zumborn nickte. Er kannte diese alten Weiber, die wie Trümmer aus versunkenen Zeiten übriggeblieben waren und irgendwo in den Winkeln des Städtleins ein Leben fristeten, das keiner beachtete, von dem keiner wußte, wo seine Wurzeln eingesenkt waren. Er kannte sie, und doch schien ihm plötzlich, als seien sie soeben erst, als der Hausknecht sie beim Namen nannte, lebendig geworden. Als hätten sich ein paar ungreifbare Schatten, die durch seine Kinderjahre gaukelten, auf merkwürdige Weise zu menschlichen Gestalten verdichtet, die mühselig und beladen in ihrer Armut dahingingen auf den rauhen, schmutzigen Gassen der äußeren Vorstadt.

„Meine Lenebas hat wollen die andern ausstechen," fuhr das Knechtlein leise fort, „und sie hat einen Plunder gemacht, so hoch und schwer, daß ein starker Mann ihn nicht hätte tragen können. Dann hat sie zur alten Reiterin und zu Schuhmacher Wägners Salome gesagt, sie sollten ihr aufhelfen. Da haben die gelacht und gesagt, der Plunder drücke ihr das Genick ab, sie solle die Hälfte liegen lassen. Aber meine Lenebas wollte nicht. Sie haben Streit gekriegt, und die zwei sind fort."

Der Erzähler schwieg eine Zeitlang, als müsse er nach diesen Präliminarien sich sammeln zur Hauptsache.

Mit einem tiefen Atemzug begann er wieder: „Und da — und da ist er gekommen, der Siebenschuh."

Gustav Zumborn schaute auf. „Der Siebenschuh" — das war wieder etwas aus der Kindheit. Ein Name, der oft mit dem Kaminkehrer in einem Atem genannt wurde und etwas Ähnliches bedeutete. Nur war der Siebenschuh nicht solch schwarze, greifbare Wirklichkeit wie der andere. Ein Schemen ohne Form und Seele schweifte er durch die Bubenwelt. Man wußte nur von ihm, daß er jeden Frevel sah und rächte, jeden Gedanken kannte und abwog, daß er Herzen und Nieren durchforschte mit unbestechlichen Augen. Siebenschuh war er hoch. Ein schwankendes, ungenaues Maß.

Digitized by Google

Gustav ahnte auf einmal, daß der Siebenschuh hier in der einsamen Waldestiefe, in seiner gründämmerigen Urheimat erheblich größer war als jemals früher und anderswo. In die raunenden Wipfel hinauf ragte sein Riesenhaupt, zwischen den junghellen Buchenblättern blitzten seine kristallenen Augen.

Das Knechtlein erzählte im Flüsterton: „Meiner Lenebas ist angst geworden. Sie hat die Augen zugemacht. Aber gehört hat sie, wie das Holz knackte, wo der Siebenschuh hintrat. Ihrem Reisigbündel hat er einen Tritt gegeben, daß der Strick brach und es auseinanderfiel. Und sie hat ihn sagen hören: ‚Will einer zuviel, kommt er nicht ans Ziel,' und: ‚Der ist ein weiser Mann, der aufpackt, was er tragen kann'."

Gustav horchte und rührte sich nicht. Er wollte sagen, die beiden Sprüche ständen in verschnörkelter Schrift am uralten Rathaus im Städtchen, und alle Schulbuben und Schulmädchen buchstabierten daran herum seit Menschengedenken.

Aber er wagte nicht, damit jetzt zu kommen. Der Siebenschuh, der Zeitlose, Raumlose, mochte die Sprüche wohl längst gekannt haben, ehe eine Menschenhand sie ans Rathaus malte. Die gleiche Stimme, die vorhin hoch oben aus den Wipfeln „Lumpengeschichte, Dreckzeug, Windbeutel" geraunt hatte, die mochte auch Wilhelms Lenebas gescholten haben.

Das Knechtlein achtete nicht auf seinen Hörer. Es war, als erzähle er nur für sich selbst. Unruhig gingen seine Augen nach allen Seiten, und manchmal riß ihm jäh der Faden der Rede ab.

Gustav Zumborn war's zumute, als sitze er neben einer Quelle, die stoßweise Wasser gab.

„Wilhelm," sagte er leise, als der andere eben verstummt war, „ein Geschichtenbuch solltest du schreiben."

Der Hausknecht drehte den Kopf und blickte verwundert. „Geschichten weiß ich keine."

„Hast doch eben erzählt —"

Wie Unwille blitzte es aus den Augen des Rothaarigen. „Das sind keine Geschichten."

Man hörte jetzt wieder das ferne, fremde, windvertragene Glockengeläute, das nicht aus dem Städtchen stammte.

„Im Hovener Steinbruch läutet's, da stirbt ein braver Mensch," sagte leise der Knecht.

Der Hovener Steinbruch war ein weites, felsblocküberstätes Gelände, von dem es hieß, vor uralten Zeiten sei dort eine Kirche mitten in der Wildnis gestanden.

Gustav Zumborn wagte nichts zu entgegnen. Er fühlte keinen altvertrauten Boden mehr unter den Füßen. Im Wald schien eine andere Wahrheit zu gelten als draußen.

Ein lauter, kreischender Vogelschrei erklang jetzt ganz nahe.

Der Rothaarige sprang auf. „Herr Gustav, es ist Zeit. Wir müssen fort. Die Kirche ist aus."

„Woher weißt du's denn?" fragte verwundert der Sitzende.

„Weil der Häher schreit," entgegnete kurz der Knecht.

Er nahm sein Kittelein aus dem Buschwerk und die herabgefallene Mütze vom Boden und schickte sich an, zu gehen.

Auf einmal zögerte er und wandte sich zum andern zurück. „Herr Gustav, sagen Sie's dem Wildfrid nicht, daß da mein Platz ist. Und niemand sonst. Wenn Sie mir das versprechen, muß Ihnen meine Lenebas die Geschichte erzählen von dem Spinnwirtel, den der Adam für die Eva machte, als er zum erstenmal mit ihr in der Fremde hinter dem Ofen saß. Es ist eine feine Geschichte."

Gustav gab das Versprechen. Halbgebückt schlichen sie hintereinander durchs Dickicht bis hinaus auf den breiten, ausgetretenen Weg, auf dem am Nachmittag des Handlungsgehilfen Freunde und Freundinnen singen würden: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?"

Aufatmend standen dort die zwei voreinander. Eine Wand, die drinnen in der Wildnis nicht dagewesen war, wuchs unmerklich empor zwischen dem Gehilfen und dem Knechtlein. Mit kurzem Gruß gingen sie auseinander. Der eine zur Rechten, der andere zur Linken.

⁂ ⁂ ⁂

Des Schuhmachers Einziger hat noch manchen weißen Bogen mit jenen wundersamen Zeichen bedeckt, die eine Welt aus geheimnisvoller Tiefe führen oder kraftlos und tot sein und bleiben können, je nachdem man sie anordnet. Er hat die richtige Ordnung nie gefunden. Vielleicht genügt's dazu nicht, daß man nur einmal in Siebenschuhs Reich geht.

Vielleicht war es auch ein Unglück, daß die Lenebas das Versprechen des Rotkopfs nie einlösen und dem Gustav Zumborn die Geschichte von dem Spinnwirtel erzählen konnte. Aber das ging beim besten Willen nicht. Denn sie war ganz unvermerkt und unerwartet in jener Sonntagmorgenstunde gestorben, als es im Hovener Steinbruch läutete.

Wie eine ferne, schöne Ahnung steigt die richtige Ordnung der Zeichen oft vor Gustav Zumborn auf. Besonders wenn der Frühlingswind durch Buchenwipfel geht. Dann singt er schallender als die Genossen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" Festhalten kann er die ferne Klarheit nicht.

Herr Wildfrid aber und der alte Schuhmachermeister brüsten sich, daß sie aus dem Buben einen rechten Mann gemacht haben. Und das ist auch etwas.

Digitized by Google

Die Zeitung

Von Johann Friedrich

Komm, Zeitung, pack mich, wie es dir gefällt,
Stürme gegen mich an!
Du bist die Welt,
Ich bin ein einsamer Mann.
Hier
Am offnen Fenster über der kleinen Stadt,
Über Sommergärten und Wiesen,
Sprich zu mir,
Mach meine dürstende Seele satt,
Laß alle deine Kraftströme in meine Nerven fließen.
Ich halte dich;
Meine Augen bohren sich in die Zeilen hinein;
Ich fühl's: ich — schalte mich —
Ein,
Ich schalte mich ein in die Welt. Die Schiffe fahren
Von allen Meeren schon auf mein Fenster los,
All ihre Neuigkeiten und Waren
Fallen mir in den Schoß;
Ich bin überschüttet mit Wunderdingen, Blumen und Früchten.
In meiner Hand
Läuft aller Draht zusammen, der die Erde überspannt,
Und zittert von Lebens- und Todesgerüchten:
In Spitäler seh' ich; alle Kranken
Der Erde blicken mir jammernd ins Gesicht.
Arme Verkannte predigen mir ihre einsamen Gedanken,
Weltverächter näseln ihr Spottgedicht.
Ich höre den Geldstrom klingeln durch Börsen und Banken,
Ich sehe die rollenden Münzen, gold- und silberlicht;
Gerichtete und Richter tauchen wie Gespenster
Aus unheimlichen Horizonten vor mir empor,
Mörder starren zu mir herein ins Fenster;
Theater und Konzerte spielen sich mir vor;
Eisenbahnzüge stoßen vor meinen Augen zusammen,
Mir zulieb stehn große Städte in Flammen;
An den eisigen Enden der Erde friert und flucht
Ein schwarzes Menschenschöcklein, das die Pole sucht,

Digitized by Google

Und ſchickt mir, ſchon die Schlingen des Todes um die Füße,
Seine unverzagten Entdeckergrüße;
Der Irrſinn brüllt und murrt in tauſend Geſtalten
Und fragt mich, ob ich ihn deuten kann,
Ein ſtreitendes Chaos von Stimmen faucht mich an,
Und jede ſucht mich feſtzuhalten
In ihrem Bann;
Man lehrt mich neue Wege zur Gottheit finden,
Beweiſt mir, daß es keine gibt;
Man erzählt mir von Golfſtrömen und Paſſatwinden,
Tuſchelt vom König, der eine Tänzerin liebt;
Felder wachſen auf mich zu mit funkelnden Grashalmſpitzen,
Bajonette, die in der Sonne blitzen;
Und plötzlich — ſteht Herr Krupp aus Eſſen da,
Lädt mich zu ſich — es werde ſich lohnen —
Und ſagt, er zeige mir heute von ganz nah
Seine neueſten Rieſenkanonen.
Ich bin natürlich ſofort mit Freuden bereit
Und laſſe mir alles genau erklären,
Wie ſtark ſie wirken und wie weit
Und ferner wie ſchwer die Ungetüme wären,
Ich ſtreichle ſchaudernd und entſetzt
Mit prickelnder Hand dieſe eiſerne Sünde
Und ſtecke meinen Kopf zuletzt
In jeden der ſchwarzen Todesſchlünde — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Aber auf einmal weicht Herr Krupp zurück
Und entſchuldigt ſich, daß er mich aufgehalten habe,
Die ganze Welt verblaut, alles Leid wird Glück,
Und aus dem ſchwindenden Tumult wächſt eine ſüße Gabe
Wie ein Sträußlein Roſen mir ins Geſicht:
Zwiſchen Handelsannoncen eingeſchoben
Als Lückenbüßer
Und dennoch friſch wie aus dem Tau gehoben,
Ja nur noch um ſo ſüßer
— Ein Liebesgedicht. —
Und nun ſitz' ich wie die Biene am Blütenrand
Und ſauge Vers und Reim in ſeligem Verweilen
Und vergeſſe die Gegenwart wie fernes Mythenland
..... Über dieſen acht Zeilen ....

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Ferdinand Hodler

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Aus Kindheit und Jugend. Von Hermine Villinger

Erzählen soll ich, wie ich geworden bin, soll zurückblicken in die Tage meiner Kindheit, meiner Jugend — die Alte jetzt, auf dem Haupte lichter Schnee. Ist es da nicht besser, ich lasse meine Kindheit selbst sprechen durch einen Schulaufsatz, den ich mit dreizehn Jahren schrieb, als mir mein Erleben noch so nah war und Gutes und Böses mir gleich selbstverständlich erschien?

„Ich bin am 6. Februar 1849 in Freiburg im Breisgau geboren. Kaum war ich auf der Welt, sind wir nach Karlsruhe versetzt worden. Da war mein Papa Auditeur und ging aufs Bureau. Als ich in die Kleinkinderschul' kam, lief ich davon. Endlich mußte ich doch hinein. Man setzte mich auf einen Tisch neben das Klavier, an dem die Lehrerin Stunde gab. Da sollte ich stillsitzen und stricken. Ich warf mein Strickzeug hinter den Kasten. Mein Bruder war ein Jahr jünger als ich und viel braver. Er hat mir auf dem Heimweg gesagt: ‚Du kommst gewiß noch in die Höll'.'

Einmal erlitten wir einen tiefen Seelenschmerz über zwei Zieglein, die eine Frau ins Haus brachte und mit denen wir uns unters Bett versteckten und bitter weinten, weil wir gehört, daß man sie schlachten wolle. Dieselben Tränen vergoß ich, als mir Tantele das Leiden Christi erzählte. Ich hätte ihn gerettet, wenn ich damals gelebt hätte. Tantele fragte: ‚Wie denn?' Ich sagte, ich hätte eine Droschke genommen.

Eines Tages kam ich in die höhere Töchterschule. Tantele lernte mit mir. Ich weiß überhaupt nicht, wie es uns ohne Tantele gegangen wär'. Wer hätte uns denn sonst Geschichten erzählt?

Im Sommer ging Mama mit mir nach Kenzingen zum Apotheker-Onkel. Dort kannten mich alle Leute und nannten mich 's Karlsruher Maidele. Am Garten war eine große Wiese mit einem herrlichen Birnbaum. Da lagen sie gelb im Gras, wenn ich morgens herunterkam, und die Hortensienbeete an der Mauer gefielen mir so gut mit den glänzenden Tautropfen. Überall war ich und immer den Mund und die Taschen voll, vier Wochen lang. Und niemand verlangte von mir, ich solle stillsitzen.

Hermine Villinger als Kind

Am liebsten ging ich zur Schwarze-Mutter, die im Gäßle hinter der Apotheke wohnte. Es gefiel mir so gut, daß der Bauer, wenn er in die Stube kam, aus dem Weinkrug trank, der auf der Kommode stand. Und die Schwarze-Mutter trank auch daraus und ich gleich hinterher. Halbe Tage bin ich mit ihr auf dem Feld gewesen, und einmal, wie ich gegen Abend hinüberkam, stand der Wagen voll Hanf vor dem Haus, und die Schwarze-Mutter sagte, daß sie nach Freiburg zum Markt fahren. Da bin ich gleich aufgesessen und hab' gesagt: ‚Ich fahre mit.' ‚Am End' ist's aber der Mama nicht recht,' meinte die Schwarze-Mutter. ‚Freilich,' hab' ich gesagt, ‚allen ist's recht in der Apotheke, wenn sie mich los sind.'

Drauf sind wir davongefahren. Der Bauer ist nebenher gegangen, die Schwarze-Mutter und ich saßen hoch droben, und so ging's langsam zwischen den Rebbergen hin durch die Felder. Am Himmel kamen die Sterne und die Schwarze-Mutter wickelte mich in ein warmes Tuch und sagte: ‚So fahren wir die ganze Nacht.' Das machte mich unaussprechlich glücklich, nur merkte ich leider nichts davon, denn ich schlief gleich ein und erwachte erst, als ich allerlei Stimmen um mich herum hörte. Da saß ich an einem langen Tisch in der Wirtschaft mit vielen Bauern zusammen, und die Schwarze-Mutter schenkte in eine mächtige Schüssel Kaffee ein und legte mir rechts und links ein Weißbrot hin. Alsdann haben wir uns gar nicht gewaschen, sondern sind gleich auf den Markt gefahren mit vielen andern Hanfwagen, und ich blieb droben sitzen, und die Schwarze-Mutter handelte mit allerlei Männern. Endlich kaufte einer den Hanf und sagte: ‚Aber das Jüngferle droben nehm' ich mit in Kauf.' Da bin ich sehr erschrocken und hab' heruntergeschrien: ‚Nein, nein, ich bin ganz extra teuer, ich kost' hunderttausend Gulden.'

Da haben sie alle gelacht, und wie mich die Schwarze-Mutter gerade herunterholt, wer steht da und droht mit dem Finger? Der Apotheker-Onkel.

Zu Haus fing nun wieder das Elend mit dem Lernen an. Wenn Tantele fragte: ‚Hast du deine Aufgabe gemacht?' gab ich die

Digitized by Google

Antwort: ‚Ich überlass' mich dem Schicksal.' Darauf entstanden höchst traurige Auftritte, aber so oft ich mir auch vornahm, mich zu bessern, es wurde nie etwas daraus, weil ich's immer wieder vergaß und am liebsten auf der Gass' war und mit andern Kindern spielte.

Im Religionsunterricht, als ich einmal wieder nichts wußte, habe ich gesagt: ‚Gerad' das Sätzle ist mir nicht in den Kopf gegangen.' ‚Ja, ja, das habe ich schon gemerkt,' hat der Herr Oberstiftungsrat gesagt, ‚der ganze Katechismus ist voll von Sätzen, die dir nicht in den Kopf gehen. Bleibe heute einmal von zwölf bis eins da und schau' dir die Sätze genauer an.'

So mußte ich zum erstenmal in meinem Leben sitzen bleiben und wurde eingeschlossen. Als alles still war in der Schule, machte ich das Fenster auf, warf meinen Ranzen auf die Gasse, und wie ich mich hinunterschwingen will, wer kommt um die Ecke? Der Herr Oberstiftungsrat. Fast traf mich der Schlag.

Er sagte aber: ‚Potztausend, so, so — na komm, ich will dir helfen, närr'scher Kauz —'

Da machte ich, daß ich heim kam.

Indem ich nun größer wurde, machte ich ein Gedicht, namens: ‚Vater, der du die Mutter erschlugst' — worüber ich so ausgelacht wurde, daß ich es nicht zu Ende lesen konnte. Das Ärgste aber — ich hatte den ‚Verschwender' gesehen und wollte durchaus zum Theater. Dies war Mama ein unbeschreiblicher Kummer. Sie sagte, ich dürfe nie in meinem Leben an so etwas denken.

Darauf schrieb ich ein Trauerspiel mit vier Akten. Der Herr Direktor hat es erwischt, wie es die Kinder unter dem Tisch lasen. Da sagte er: ‚Du bist ja eine Staatsdichterin, aber gehe hin, meine Tochter, und lerne erst orthographisch schreiben.' Hierauf wurde es dringend nötig gefunden, mich ins Kloster zu tun." —

O, diese drei Jahre hinter den hohen Mauern des Offenburger Klosters, waren sie nicht wie ein einziger schöner Sommersonntag mit himmelblau gekleideten Gestalten, jubelnden Stimmen, durcheinander tönenden Klavierklängen! — Alles lachend, hell, klar, in Sonnenschein und Fröhlichkeit getaucht.

Wenn mir das Stillsitzen in der Klasse zuviel wurde, wenn ich über irgendeine Sache den Kopf verlor —

„Am besten ist's," heißt's in meinem Tagebuch, „ich laufe, was ich kann. Das hilft mir immer. Jetzt im Kloster geht das prächtig. Da habe ich den Garten und den Korridor und den wundervollen Kreuzgang. Ich kann mich sogar an ein Reck hängen, wenn ich Lust habe. Immer mehr sehe ich ein, welch ein Glück es ist, daß mich meine Eltern ins Kloster getan."

Aber wie oft wurde ich aus diesem hellen, freundlichen Korridor in die Klasse geholt, und wie wenig sagte mir auch hier das Lernen zu. Den Uniformkragen, den man selbst häkeln mußte, und der mir nicht gelang, warf ich in das fließende Wasser im Hof. Aber wenn ich auch über jeden Satz im Katechismus und in der Grammatik stolperte, und die Bruchrechnungen sich für mich in ewiges Dunkel hüllten, — eins hatte ich um so schneller heraus: wie's um unsere mères stand. Ich entdeckte in den schwarzen, abgrundtiefen Augen unserer Klassenlehrerin, die alle fürchteten, das leise glimmende Fünklein, so schnell bereit, in hellem Glanz aufzuleuchten. Und wenn die révérende mère unter uns erschien und der Kinder Augen voll Ehrfurcht und Respekt zur hohen Frau aufschauten, da fühlte ich's unbewußt: Liebe forderte dieser gütige, mütterliche Blick, Vertrauen sollten wir zu ihr haben, sie nicht fürchten. Da steht im Tagebuch: „Welch ein himmlischer Tag war das! Wir feierten unseres Großherzogs Geburtstag. Bei Tisch erhob ich mich und sagte meinen Trinkspruch:

Es lebe unser Großherzog!
Er lebe, lebe, lebe hoch!
Denn sein Geburtstag freuet sehr
Die Pensionär' und 's Militär.

Dann durften wir uns Kostüme auswählen, und ich war der Großherzog, trug einen Mantel mit Sternen besetzt, Krone und Zepter. Maria war meine Gemahlin und trug eine wirkliche Krinoline. Wir hatten einen Karren, da setzten wir uns drauf. Fahnen wehten. Wir fuhren sechsspännig. Plötzlich erschien im Garten die ganze communauté. Ich erhob mich und hielt eine Rede an die révérende mère, so, als sei ich der Großherzog, und verlangte zum Schluß einen freien Tag für das Pensionat. Da lachte die révérende mère und sagte: ‚Gut, was der Großherzog verlangt, das muß geschehen.' Und die Kinder schrien: ‚Es lebe der Großherzog, hoch! hoch!' Und ich dankte mit meinem Zepter, und meine Gemahlin neben mir winkte mit dem Taschentuch. So fuhren wir dahin."

... Wie es kam — durch meine Reden, weil ich bei festlichen Gelegenheiten kleine Gedichte vortrug, ein Stückchen von mir aufgeführt wurde — kurz: eines Tages nannte mich das ganze Kloster ‚'s Schreiberle'. Ich hatte meinen Festrock, ich hatte meine Perücke, erschien mit der Feder hinter dem Ohr nach den Konzerten und sonstigen Aufführungen und hielt meine Reden. Sie bestanden aus allerlei Wünschen und Anliegen, die die Kinder mir ans Herz gelegt hatten. Einmal plädierte ich zum Schluß einer Rede für mich selber:

„Jetzt hab' ich noch einen großmächtigen Stein auf dem Herzen:
Es sind meine Noten nicht gut, aber schlecht.
Wenn die ausgestrichen wären, es wär' mir halt gar so recht!
Zum Dank dafür verspräch' ich zum Schluß vom Verselein,
Zu werden von der Welt das vernünftigste Schreiberlein."

Digitized by Google

„Gut, gut, mein Schreiberle," nickte mir die révérende mère zu, „die vier bösen Noten sollen ausgestrichen werden."

Da drückte ich an meine Weste, und ein großmächtiger Stein rollte über den Boden.

In der Klasse hieß es dann: „So wenig Ausdauer — so wenig Ernst — so leicht beeinflußbar — was soll aus Ihnen werden?"

Ich grämte mich nicht. Unbewußt heimste ich ein, was einzuheimsen war an Kinderlust und Liebe.

Ging's nicht in Erfüllung, was wir damals von ewiger Freundschaft sprachen? Du — Lisbeth im Engelsgewand, ich im Hirtenkleid vor der Aufführung am Weihnachtsabend — haben wir uns da nicht gesagt: wir wollen uns nie, nie vergessen. — Vergißt man überhaupt? Sind sie nicht noch alle da im Untergrund unseres Wesens, unsere frommen Gefühle von damals, unsere jugendwarmen Empfindungen? Sie rühren sich nur nicht vom Fleck, aber sobald wir in ihren Bannkreis treten, haben sie uns.

In der großen Klasse gab's ein Fenster, von dem man in die blauen Berge jenseits der Klostermauern sehen konnte. Sie taten mir's an, diese Berge, daß ich im Innern ernstlich mit mir zu Rate ging, sollte ich in der Zeichenstunde die Landschaft wählen oder den Kopf. Ich entschloß mich für den Kopf, weil ich mir sagte, wieviel schöner es sei, vielleicht einmal imstande zu sein, meine lieben mères und Mitschülerinnen abzeichnen zu können und so fürs ganze Leben zu haben. Indes ich hatte kein Talent zum Zeichnen, außerdem weder Fleiß noch Ausdauer. So schwand der schöne Traum dahin. Damals dachte ich nicht, daß dieser Traum dennoch, wenn auch in anderer Art in Erfüllung gehen sollte, indem ich im „Klostertagebuch" und in der „Simplicitas" die mir so lieb gewordenen Gestalten festzuhalten versuchte.

Wenn nun auch das hoch aufgeschossene Mädchen noch immer täglich zu hören bekam: ‚Werden Sie denn nie vernünftig, großes Kind?', so ging doch so manches innerliche Erleben mit nebenher.

„Wenn wir deutsch lesen," sagt das Tagebuch, „mache ich das so! Hinten im Buch ist eine Geschichte, die heißt: Das Heidedorf, von Adalbert Stifter. Darin ist ein Eselsohr, denn immer schlage ich das auf, es mag in der Stunde gelesen werden, was da will; ich bin schon oft gezankt worden, denn wenn ich aufgerufen werde, weiß ich nie, wo man hält, weil ich eben immer im Heidedorf bin. Ich kann mich nicht davon trennen, es ist so wunderbar. Ich male mir dann alles so prachtvoll aus, wie das wäre, wenn ich plötzlich auf die Heide käme, und wie kurios mich der Heideknabe im Anfang ansehen würde, bis ich ihm sagte: Ich will dich nicht stören, aber ich möchte alles mit dir bewundern, deine großen Reden möchte ich hören, wenn deine Wangen so glühen. Dahin möchte ich mit dir gehen, wo du am liebsten bist, auf den Hügel, wo du dein Reich gegründet hast. O, dann zeige mir alle deine Heideschätze, die Blöcke, die Gesichter haben, und die kleinen Steine, die du lieb hast, und die Heideblümchen, die so glühen, und die Einbeeren, die so glänzend schwarz sind wie deine Augen. — Besonders eine Stelle ist es, die ich immer wieder lesen muß: ‚Inmitten all dieser Herrlichkeit stand er, oder ging oder sprang, oder saß er — ein herrlicher Sohn der Heide: aus dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blitzendem, unbewußtem Glanze die pechschwarzen Augen voll Liebe und Kühnheit, und reichlich zeigend jenes gefahrvolle Element, was ihm geworden und in der Heideeinsamkeit zu sprossen begann, eine dunkle glutensprühige Phantasie.'"

Hier muß ich immer tief atmen und kann kaum weiter lesen; wie wundervoll muß es sein, eine glutensprühige Phantasie zu haben. —

Es gab keine Ferien damals, keine Trennung für Kinder und Lehrerinnen. So versank mir die Welt, und immer tiefer faßte meine Seele Wurzel im lieben Klosterhaus. Ich saß jetzt am ersten Tisch und erwarb die Zufriedenheit meiner mères durch meine schriftlichen Arbeiten. Was noch nie dagewesen — ich erhielt für einen Aufsatz zwei gute Noten und ein „Sehr gut". Mit Mathematik, Geographie und Zeichnen stand's immer gleich schlimm.

Auch fand ich es nötig, eine neuntägige Andacht zu halten, um Charakter zu bekommen. Denn über allen Ernst ging mir eben immer die Freude. Heiter sein — Feste feiern wollte ich. Und Feste ausfindig und plausibel zu machen, galt mir mehr als alle Wissenschaft der Welt.

Jungmädchenherrlichkeit, bist du je mit so vollen Zügen genossen worden? — So viel leichtes Leben trug mich durch diese Jahre hin, so viel Liebe war in mir und um mich her.

Und immer freier gestaltete sich mein Leben. Obwohl jede halbe Stunde des Tages eingeteilt war, ich hatte Zeit zu allem, was ich gerne tat; schrieb, während uns diktiert wurde, mein Tagebuch, notierte mir die schönen Reden unserer révérende mère des Sonntagnachmittags und schrieb langmächtige Briefe an die lieben Freundinnen, die das Kloster verlassen hatten.

Alsdann kam der Ernst ganz von selbst. Er kam bei dem Gedanken: auch deine Abschiedszeit kommt. —

„Klara und ich," erzählt das Tagebuch, „wir haben die Charge, die Gesanghefte in der Kirche zu verteilen. Das geschieht Samstag abend für den Sonntag. Wenn wir dann mit den Heften durch den Kreuzgang gehen, ist oft das Kreuzgärtchen ganz voll Mondschein, und die Bäume sehen aus wie unendlich lange Mönche. Denn es war einmal ein Franziskanerkloster vor undenklicher Zeit. Im Keller unter der Kirche liegen sie begraben. Wenn wir die Hefte in den Bänken verteilt haben, knien wir an den Stufen

Digitized by Google

des Altars nieder und beten. Manchmal ist's ganz still und fast dunkel, nur das ewige Licht brennt. Oft fällt aus dem farbigen Fenster nahe am Altar ein schräger Sonnenstrahl, in dem sich kleine Staubwölkchen tummeln. Zuweilen auch übt jemand am Harmonium. — Nicht zu sagen, wie mir da zumute ist. So voll Angst vor der Zukunft — ob ich brav bleibe — ob mir die böse Welt wirklich was antun kann, ob ich überhaupt imstande bin, von meinen mères zu scheiden — den Korridor zu verlassen, die Klasse, die Kinder, das ganze ganze liebe Leben. — Ob ich nicht besser täte, im Kloster zu bleiben? — Ich sah mich im schwarzen Schleier und erschrak, denn groß und heiß stieg plötzlich die Liebe zu den Eltern in mir auf, zu Tantele und Hermann! —"

Auf der letzten Seite im Tagebuch steht: „Alle Hefte und Bücher sind eingepackt. Man ist wie fremd an seinem Platz. Man geht herum und meint, man sei schon fort. Ich sehe die an, die noch bleiben dürfen, und wundere mich, daß sie nicht glücklicher, nicht freudiger sind. Wenn ich mir auch sage, meine Eltern freuen sich auf mich — so weiß ich doch, ich sage der glücklichsten Zeit meines Lebens Lebewohl. Die révérende mère rief mich aus der Klasse. Sie ging mit mir auf dem Korridor auf und ab. Ihre Güte war unbeschreiblich."

Ich sagte ihr: „Ich gehe nicht für immer, es ist mir plötzlich klar geworden — ich kehre ins Kloster zurück."

Da lächelte sie: „Einstweilen seien wir zufrieden mit dem, was wir erreicht — daß aus unserm Wildfang ein junges Mädchen geworden ist, voll des guten Willens, das endlich gelernt hat, sich selbst zu überwinden. Was aber Ihre Zukunft anbelangt, beten wir zum lieben Gott, damit er Sie erleuchte, was sein heiliger Wille ist."

In diesem Augenblick gingen wir an meiner Schublade vorbei, die weit offen stand und vollkommen leer war. Da verließ mich alle Fassung, und ich brach in entsetzliches Weinen aus.

„Was ist denn mit einemmal, mein Kind," sprach die révérende mère und zog mich zu sich heran, „noch eben so gefaßt und jetzt!" —

„Ich war so glücklich," preßte ich hervor, „so unbeschreiblich glücklich —"

„Danken Sie Gott," sprach die révérende mère, und ihre Augen waren feucht, „das ist Sonne, mein Kind, fürs ganze Leben."

„Nun daheim, Lisbeth," heißt es in meinem ersten Brief an die Freundin, „gelt, ich sollt' doch eigentlich glücklich sein, aber das dumme Heimweh, wenn das nicht wär'! Ich bin's ja auch gar nicht gewöhnt, eine Trauerweide zu sein; ich sag' mir immer: sei doch froh, wieder bei deinen Eltern am Tisch zu sitzen und so ein liebes Stüble für dich zu haben. Und droben beim Tantele wieder alles zu sehen, was mich in der Kindheit so erfreut, die alten schönen Möbel der Großeltern und Tante Annas Bild, die so lieb und klug aus ihren blauen Augen schaut und leider Gottes lang bevor ich auf der Welt war, hat sterben müssen. Plötzlich taucht dann irgend etwas vom Kloster vor mir auf — meine Schublade, der liebe sonnenhelle Korridor, der Schrank in der großen Klasse — Ach Gott, und ich bin wieder mitten drin ...

Neulich bei Tisch fragte Papa, wie lang ich denn noch meine Klosterfrisur trage, und er wolle mich einmal in einem hübschen hellen Kleid sehen. ‚Das kommt schon,' sagte Mama. Jetzt, dachte ich, muß es heraus, und ich nahm all meinen Mut zusammen und erklärte: ‚Es ist nicht nötig, mir ein helles Kleid anzuschaffen, ich werde im Frühjahr ins Kloster gehen.' ‚Aber doch nicht für immer?' rief Tantele aus. ‚Ja, für immer.' Nun weinten wir alle, mit Ausnahme von Papa. Er sagte: ‚Wenn du ins Kloster gehen willst, habe ich nichts dagegen. Vor einem Jahr aber ist nicht die Rede davon, und in diesem Jahr machst du alles mit, was deinem Alter zukommt.'

Hiermit verbat er sich für die Zukunft jede Heulerei bei Tisch."

Ich ging ins Theater, ich ging auch in eine Gesellschaft. Von dieser erzählt ein Brief: „Nun war mein gutes liebes Mamale so eifrig, mir ein hübsches Kleid auszusuchen. Sie und Tantele sprachen von nichts anderm. Dann kam der Samstag, und Mama lag zu Bett an Kopfweh. Da wollte Papa auch nicht ausgehen, und ich ging allein mit Tantele. Ein mille-fleurs-Kleidchen hatte ich an, hellgrün. Vorher las ich in meinen résolutions immerfort die Stelle: ‚Ich werde keine Menschenfurcht haben und mich niemals meiner Religion schämen, sondern offenkundig meine Tischgebete verrichten. Sollte es mich etwas kosten, denke ich an die ersten Christen.'

Ach Lisbeth, auf dem ganzen Weg zur Geheimerätin Vogel sagte ich mir das vor, alle Heiligen rief ich zu Hilfe — meine Menschenfurcht wollte nicht weichen.

Ein schwarzer Herr, ein Referendar, führte mich zu Tisch. Alles saß, nur ich stand noch, schlug mein Kreuz und betete. Mit entsetzlicher Krampfhaftigkeit suchte ich an die ersten Christen zu denken, dabei sah ich Tantele in fürchterlicher Verlegenheit dasitzen, und unten am Tisch wurde gekichert. Als ich fertig war mit meinem Gebet, lachte alles, denn natürlich hatt' ich einen dunkelroten Kopf. Da ergriff mich ein heiliger Zorn und ich sagte: ‚Lachen Sie nur, in der Ewigkeit werden Sie weinen.' — ‚Simplicitas,' sagte der Herr, der mich zu Tisch geführt hatte, ‚sancta simplicitas.'" —

Es war nun anders wie im Kloster, wo sie mich so schnell erkannt und so liebevoll geduldet hatten. Ich wußte damals nicht, daß man sich's erst verdienen muß, sein zu dürfen, wie man ist. Meine Klostergewohnheiten wirkten störend auf den Haushalt. Daheim und von Freunden immerfort mußte ich hören: Dies sagt man nicht, jenes sagt

Digitized by Google

man nicht — man sagt überhaupt nicht alles. Bis auf meinen raschen zielsichern Pensionärinnen-Schritt, nichts war recht.

Ach wieder so durch den Korridor eilen dürfen — Sicherheit in jedem Pulsschlag. — Ein zaghaftes Geschöpf war ich geworden, weltfremd, voll Heimweh, mir selbst, nicht nur den Meinen so unbequem wie möglich.

Die guten Eltern erfüllten meinen Weihnachtswunsch, ich durfte kurz nach dem Feste mein liebes Kloster besuchen. — Wie klug war das!

Der Lisbeth schrieb ich: „Also von vorn anfangen und nicht 's Kleinste vergessen. Mit dem Zug 7,40 fuhr ich ab. Ich war schon um 6 Uhr fix und fertig und brachte wieder die ganze Familie durch meine Aufregung in Verzweiflung. Dann, gottlob, war ich allein im Coupé und konnte mich ganz meiner Ungeduld überlassen. Endlich kam ich in Ottenburg an und lief wie wahnsinnig durch die enge Gasse, in die das Kloster schaut. Ich heulte beim ersten grünen Fensterladen, den ich sah; ich läutete an der Pforte und dann — Gott, Gott, ich war ganz fassungslos. Alle mères um mich herum, alle Kinder: Hermine est là — Hermine est là!

Wie der Mensch nur so viel Glück aushalten kann! Der ganze Korridor war voll Sonnenschein. Eine wundervolle Wintersonne hat mir der liebe Gott angesteckt. Das erste war, daß ich meine Schublade herauszog und sie mit beiden Armen ans Herz drückte. Dann hing ich mich ans Reck und zog meine Krinoline aus, um wieder ganz Pensionärin zu sein. Alsdann kam die große Beichte. Zu den Füßen der révérende mère saß ich. Ich weinte fürchterlich. Ich sagte ihr, es sei zu schwer, es den Eltern und dem Kloster zugleich recht zu machen. Ins Theater solle ich gehen, in die Tanzstunde. Alles erzählte ich, und daß sie mich Simplicitas nennen seit jenem Gebet vor dem Abendessen. Kurz, ich erklärte, ich möchte lieber gleich ins Kloster gehen, da es mir zu schwer sei, weiter zu leben wie bisher, wenn niemand mit mir zufrieden sei. Ich gestand offen, ich könne nicht vor andern mehr beten, es gehe über meine Kraft. Und denke Dir, Gott sei Dank, es ist mir erlaubt, in Zukunft das Beten vor andern zu unterlassen. Auch soll ich das Theater besuchen, weil die Eltern es wünschten. Denn meine Hauptaufgabe sei, eine gute Tochter zu sein, an anderes dürfe ich vorderhand nicht denken. Jetzt hätte ich noch Heimweh nach der glücklichen Zeit meiner Kindheit. Erst später, wenn dieses Heimweh vorbei sei, sei ich imstande, zu wählen zwischen der Welt und dem Kloster. — Ach Gott, so leicht wurde mir, so froh.

Aber diesmal kam ich doch anders nach Haus als das erstemal. Weißt Du, damals konnte ich mich vor Heimweh nicht einmal über meine Eltern freuen, und jetzt freute ich mich unendlich, wie Mama und Tantele an der Bahn standen."

So ging's allgemach ins Weltleben hinein. Die braven Klosterzöpfle, wie mein Bruder, der nun Kadett war, meine Klosterfrisur nannte, fielen der damaligen Mode zum Opfer. Ich trug wie alle jungen Mädchen in der Tanzstunde kurze Locken. Und indem ich nun ganz anders aussah, wurde mir auch ganz anders zumute. Ich tanzte mit Lust, betete aber trotzdem insgeheim zum lieben Gott, daß ich mein Herz nicht verliere.

Im Winter darauf schrieb das Klosterkind an die Freundin: „Was sagst Du, ich Dich ad acta legen, indem ich im Vergnügen untergehe und mein Pfund vertanze? — Ich höre die selige mère assistante — Was für ein Pfund? Ach, geh mir doch weg! Ich will jetzt gar nicht mehr denken. Von Ball zu Ball, immer grenzenloser wird meine Lebenslust — Bewegung — Fliegen — Lachen — nur keine Handarbeit, kein Stillsitzen!

Der zweite Ball, einfach himmlisch; der dritte noch himmlischer; der vierte war der König aller Bälle. Gott bewahre, nichts, keine Spur, ich bin so unverliebt, als man es auf dieser Welt nur sein kann. Ich tanzte! Alle meine Gedanken, mein ganzes Herz, meine Seele, und was sonst in mir ist, befand sich in meinen Beinen. Ist das Sünde? Ich weiß es nicht. Wo ich ging und stand, immer hatt' ich den Walzertakt in mir. Sei ruhig, sei still, ich bin noch nicht verloren; so schön war's, und trotz allem, ich bin noch immer der Meinung, die Klosterzeit war die schönste meines Lebens —"

Und es kam der Tag, da wußte ich plötzlich, warum sie im Kloster so dagegen waren, daß ich ins Theater gehe. Ahnten sie etwas? — Nun hatte ich einen Theaterplatz, und es dauerte nicht lang, da wußte ich, da überkam es mich wie eine Offenbarung.

„Ich bin nur glücklich im Theater," schrieb ich an die Freundin, „in dieser andern Welt, in dieser Welt vollkommener Schönheit. Es zuckt, es zündet in mir, es ist unerträglich. Ich meine, es müßten mir Flügel wachsen, und ich müßt' plötzlich mitten auf die Bühne fliegen — Aber — die Eltern, das Kloster, das Seelenheil. — Drei Berge — Ich kämpfe, daß die Fetzen fliegen —"

Eines Tages schrieb ich einen Brief an den Herrn Direktor Devrient und sagte ihm, daß der Drang zur Kunst in mir so groß sei, daß ich's nicht mehr aushalte.

Ich bekam eine Antwort: „Ich werde Ihr Talent prüfen und Ihnen meinen unmaßgeblichen Rat nicht vorenthalten, sobald Ihre Eltern mit Ihrem Schritte einverstanden sind. Eduard Devrient."

„Nun saß ich da mit meinem Geheimnis," heißt's im Brief, „es war eine große Verlegenheit. Kurz, ich begleitete Papa aufs Bureau und sagte ihm alles. Weißt Du, Papa ist in all diesen Dingen prachtvoll. Er verzweifelt nie. Zum erstenmal geschah etwas hinter dem Rücken der Mama."

Ich wurde geprüft, spielte die Marianne

Digitized by Google

in den „Geschwistern“ auf der halbdunkeln Bühne. Eduard Devrient sprach bald den Bruder, bald den Freund. Er sprach so wundervoll, daß ich mich völlig darüber vergaß. Dann folgte ich ihm ins Direktionszimmer. Auf meine Frage, ob ich ein Goßmännle werden könne, sagte er mir: „Das kann ich Ihnen nicht versprechen, und deshalb, liebes junges Fräulein, wenn es möglich ist, geben Sie den Gedanken auf, zur Bühne zu gehen. Es ist da nicht nur Schönes, glauben Sie mir. Überlegen Sie es sich wohl, bevor Sie diesen so ernsten Schritt tun.“

Ich holte meine Schlittschuh daheim und ging auf die Eisbahn. Ich konnte meiner innern Verwirrung nicht anders Herr werden, als indem ich sinnlos über die weite Eisfläche sauste und alles Denken vermied.

So war's auch damit nichts. So wenig Ausdauer — so wenig Ernst — so leicht beeinflußbar — Wie im Kloster, so war's auch ferner. Und Mama und Tantele sprachen sich traurig über meine Zukunft aus, die ihnen unendlich schwarz erschien, da ich weder zur Hausfrau noch zu sonst etwas tauge.

Draußen in Maxau war's — nach einem lustigen Schwimmen im Rhein — ich hatte junge Entlein verfolgt unter großem Gelächter der andern Schwimmerinnen, dann saßen wir unter den dichten Baumkronen am Ufer — hier also war's, wo uns die Nachricht traf: der Krieg ist erklärt. Ein Herr sagte: „Nichts hindert die Franzosen, jeden Augenblick über den Rhein zu kommen —“

So zogen unsere Truppen ab. Mein einziger Bruder als blutjunger Leutnant mit dabei. Und wir erlebten Sieg auf Sieg.

„Jetzt auch Sedan,“ heißt es in einem Brief, „gestern abend im Theater, plötzlich ging der Vorhang auf und Otto Devrient erschien und verkündete: ‚Soeben trifft die Nachricht ein von der Kapitulation von Sedan — 50 Generäle, 5000 Offiziere, über 80000 Mann sind Kriegsgefangene.‘

Erst war's ganz still — eine Stille wie im Grab. Dann aber erhob sich das ganze Publikum und, — nein, man kann's nicht beschreiben — ich sah nichts vor Tränen — alles zittert noch in mir, wenn ich nur daran denke. Es war etwas Ewiges.

Im ersten Eifer wollte ich absolut Krankenwärterin werden. Aber als mich Papa in ein Lazarett mitnahm, habe ich gleich am Bett des ersten Verwundeten bemerkt, daß ich auch in dieser Hinsicht die unnütze Person bleibe, die ich bin. So arbeite ich wenigstens im Frauenverein und wickele Binden.“

In dem tiefen Ernst dieser Zeit schrieb ich sechs Petersgeschichtle — in voller Gläubigkeit. Die Geheimrätin Vogel, die gerade starb, gab wohl die Anregung dazu. Das erste Geschichtchen hieß:

Die Frau Geheimrätin.

Die Frau Geheimrätin war gestorben, und Petrus saß in seinem alten Lehnstuhl und sah ihr entgegen, wie sie mühselig den steilen Pfad zur Glückseligkeit heraufklomm.

„Eine gute alte Seele,“ sagte er zu sich selbst, „hat mir immer gefallen, weil sie ihr Lebtag gerad' und offen war. Wird auch im Himmel eine Freude sein, wenn sie kommt.“

Indem öffnete Petrus die Türe, und die gute Geheimrätin keuchte herein. „Sie sind gewiß der heilige Petrus,“ sagte sie, „freue mich sehr, Sie kennen zu lernen.“

„Herzlich willkommen, Frau Geheimrätin,“ sagte der heilige Petrus, indem er sie zu einem Sitz führte, „bitte, ein wenig Platz zu nehmen.“

„Ach ja,“ atmete die Frau Geheimrätin auf, „ich muß ein bißchen sitzen. Es wär' eine Schand', wenn ich so chiffoniert vor unserm Herrn und Heiland erscheinen tät. Der Weg war beschwerlich, ich könnt' nicht einmal ordentlich Red' und Antwort stehen bei meinem Eintritt ins Himmelreich. Ach, und mein seliger Alter, wie freue ich mich, ihn wieder zu sehen! Machen Sie geschwind die Tür auf, heiliger Petrus! Sie sind mir zwar lieb und wert, aber mein seliger Alter ist mir halt doch noch lieber.“

Die Frau Geheimrätin hatte schon einen Fuß ins Himmelreich gesetzt, als sie sich plötzlich umwandte: „Hören Sie, heiliger Petrus,“ sprach sie mit gedämpfter Stimme, „ich war nämlich zweimal verheiratet. Wenn ich meinem ersten Mann, dem Ökonomierat Schmidt, begegnen sollte, da möcht' ich doch lieber gleich in eine andere Gass' —“ „Liebe Frau Geheimrätin, keine Furcht,“ sagte der heilige Petrus, „Männer, die so brave Frauen, wie Sie eine sind, unglücklich gemacht haben, die laufen bei uns nicht frei herum.“ „So, da tut er mir aber leid,“ sagte die Geheimrätin. Und mit einem freundlichen Kopfnicken nach dem heiligen Petrus trippelte sie wohlgemut in die ewige Glückseligkeit hinein. —

Ich las die Geschichte an unserem Tisch im Frauenverein vor. Unter denen, die zuhörten, befand sich die spätere Literaturhistorikerin Anna Ettlinger. Sie imponierte mir gewaltig durch alles, was sie sagte. Auch wurde die Arbeit, die sie ablieferte, stets gelobt, während ich nur Tadel erntete. Wie groß war daher mein Erstaunen, als Fräulein Ettlinger beim Vorlesen meiner Geschichtchen plötzlich aufmerkte und oft laut lachte. Und wie glücklich war ich, als sie mir sagte, ich solle noch mehr solche Sachen schreiben.

Es verging mir fürs erste. Papa kam nach Haus mit der Verlustliste des dritten Regiments, das an der Lisaine einen schweren Kampf gekämpft hatte. 130 Mann und 40 Offiziere tot oder verwundet — und Hermann — unser Hermann — vermißt. Nach drei qualvollen Tagen traf die Nachricht ein: Leutnant Villinger schwer verwundet und gut verpflegt in der Präfektur zur Lure vorgefunden. Aber erst nach vielen Wochen

Digitized by Google

durfte er die Reise in die Heimat wagen, und über ein Jahr dauerte es, bis er mit seiner schweren Kopfwunde wieder so weit war, daß er seinen Dienst aufnehmen konnte; und auch das nur unter der größten Schonung.

Ich nahm Literaturstunden bei Fräulein Anna Ettlinger, lernte in ihrem Hause einen Kreis von Menschen kennen, deren Gespräche mir eine neue Welt eröffneten. Ich schrieb allerlei. Die Meinen lächelten und ließen mich gewähren.

Eines Tages geschah's, daß ich mein Herz verlor. Ein kurzer Traum. Es hat nicht sollen sein. — Wie gut gemeint vom Schicksal. Immer hat es mich geleitet, an allem vorbeigeführt, was nicht für mich getaugt hätte.

Da heißt's in einem Brief kurz nach diesem Erlebnis: „Ich holte mir Trost im Kloster. Um sechs Uhr in der Früh abgefahren, um acht saß ich draußen im Schiff unserer alten Klosterkirche, unter fremden Menschen, und oben im Chor hinter dem Gitter, da war die erste heilige Kommunion. Die Kinder kamen in ihren weißen Schleiern und Rosenkränzen, verneigten sich vor dem Altar und nahmen die vorderen Bänke ein. Wie immer, ach, wie immer! Dann kamen die Blaugekleideten, und rechts und links in den Chorstühlen knieten unsere mères. Auch wie immer. Ich erkannte jede an der Art, wie sie die Hände faltete. Und da sah ich mir nun alles an, hörte die Gebete, die ich selbst einst gesprochen. Ich kann meinen Zustand nicht beschreiben — Meine Seele ging zurück in meine Kindheit. Alles da drinnen erlebte ich mit, was diese jungen weißgekleideten Kinder an inniger Andacht empfanden, was sie dem lieben Gott versprachen mit Tränen in den Augen.

Daß man so einmal empfunden hat, unter Weihrauch, Blumen, Sonnenschein, lieblichen Gesängen aus frischen jungen Kehlen — wie schön, wie schön.

Als sie drin im Chor die Kirche verlassen und die Leute rings um mich her auch gegangen waren, ging ich die Treppe hinauf, durch die schwarze Gittertüre ins liebe Reich der Kindheit. Ich traf die révérende mère im Kreuzgang. ‚Sind Sie vom Himmel gefallen?‘ rief sie aus. ‚Nein, in den Himmel,‘ sagte ich. Da fuhr sie mir mit der Hand über die Stirne und murmelte etwas. Ich ging durch den Hof, ich suchte mère Marie Louise. Ich suchte sie alle. Aber ich sagte nichts, sprach nicht von meinem Erleben. Wollt' nur wieder für ein Weilchen fünfzehn Jahre alt sein. O, wie hat mir das wohl getan —“

„Ich kann nur in Absätzen schreiben,“ heißt's in einem andern Brief aus Freiburg, „so viel erlebe ich in dem lieben alten Freiburg, meiner Geburtsstadt! Überall geht Mama mit mir hin. Auf dem kleinen Kirchhof mit dem wunderbaren Kapellchen liegen ihre und Papas Eltern. Ich habe sie nie gekannt. Und das Leben in der großen Gass'! Gestern am Sonntag kamen sie vom Land in ihren Trachten. Wir besuchen fortwährend Freundinnen der Eltern, Tanten, Vettern, Basen. Eine Jugendfreundin der Mama sagte: ‚Was eine echte Freiburgerin ist, die kann ihr Freiburgle nie vergessen.‘ So heiter habe ich Mama nie gesehen. Sie fliegt nur so. Auch ins schwarze Kloster hat sie mich geführt, zu ihren ehemaligen Lehrerinnen. Sie haben mir viel erzählt. Mit meinen Tanten sind sie auf der Schulbank gesessen, Mama haben sie unterrichtet. Alles ist so nahe beisammen, alles kennt sich, und es ist gar nicht wie in Karlsruhe, wo alles daheim sitzt. Hier fliegt auch an den Werktagen alles aus. Bald trinken wir auf dem Jägerhäusle Kaffee, bald auf dem Lorettobergle, bald in Günterstal oder in der Wiehre. Himmlisch! Ich freue mich alle Tage, daß ich in dieser herzigen Stadt geboren bin. Gegenüber der protestantischen Kirche habe ich das Licht der Welt erblickt. Mama hat sich mit siebzehn Jahren verheiratet und beinahe fünf Jahre kein Kind gehabt. Da sagte ihr jemand, sie solle zu ihrer Kräftigung jeden Tag auf den Schloßberg hinaufgehen, denn sie war sehr zart. Und richtig, eines Tages spazierte ich an. Mama sagte mir auf dem Schloßberg: ‚Da oben habe ich dich geholt.‘ Du kannst dir denken, mit welcher Verehrung ich diese schönen, waldigen Berge betrachtete. Ich bin also von rechts wegen eine Geborene vom Schloßberg.

Gestern fuhren wir nach Kenzingen. Du weißt, ich habe alle meine Kinderferien in Kenzingen zugebracht. Denk, alles ganz unverändert. Nur der Onkel ist nicht mehr da, und die seelengute Apotheker-Tante ist alt geworden und hat die Gicht in den Beinen. Aber der Garten, der Bestenbirnenbaum, die Hortensienbeete — und am Türle noch immer 's Schloß kaput und in der hintern Gass' noch immer der große Misthaufen mit der Lache, über die man springen muß. Tat's natürlich gleich hinüber zur Schwarze-Mutter und hab' mich so gefreut über die abgeteilt' Haustür, wo noch immer die Hühner 'raus- und 'reinhüpfen. Die Schwarze-Mutter ist furchtbar dick geworden, und der Bauer ganz dürr. Die Schwarze-Mutter sagte immerfort: ‚O Herr Jesseli, Herr Jesseli, mei harzig's Harmineli!‘

Mama bleibt in Freiburg. Papa reist mit mir nach Säkkingen, wo ich die Stiftsmühle kennen lernen soll. Denke Dir, die Stiftsmühle, aus der Papas Familie stammt. Gelt, wie schön, wie glückselig ist eben mein Leben —“

Säkkingen! In diesem herzigen Landstädtchen am großen, grünen Rhein denkt man gar nichts als: Gottlob, daß ich auf der Welt bin!

Gleich nach dem Frühstück ging's hinüber zur Mühle. Sie liegt ein wenig tief, ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude mit grünen Fensterläden. Aus diesem Haus mit dem ewigen Rädergetrieb der Mühle und

Digitized by Google

dem feinen weißen Staub sind alle die lieben prachtvollen Menschen meiner Familie hervorgegangen.

„'s Goddele — in ganz Säkkingen nennt man die Base meines Vaters 's Goddele — hat mich an der Hand genommen und mir in der großen, tiefen Stube die Bilder meiner Urgroßeltern gezeigt. Der Müller rund, rosig mit einem Zipfelkäpple. Die Müllerin mager. Und 's Goddele erzählte mir von den früheren Zeiten, wie die Franzosen in die vorderösterreichischen Lande gekommen sind und geplündert haben und schrecklich gehaust. Plötzlich hieß es: Der Erzherzog Karl kommt, die Kaiserlichen haben das Breisgau befreit. — Da haben die Franzosen aufgepackt und mitgenommen, was sie nur konnten. In ihrem Gefolge befand sich mit noch andern Säkkingern der Stiftsmüller. Sie mußten den Transport der Kontribution nach Frankreich übernehmen. Viele Jahre vergingen, der Müller kehrte nicht zurück. Die Kinder wuchsen heran, die Müllerin sorgte für Haus und Geschäft. Auf dem Tisch am Fenster lag das Armenbrot. Das hatte der Müller so angeordnet in den teuern Zeiten, als er noch bei den Seinen war. Und die Müllerin sagte, so oft sie das Brot einem Armen reichte: ‚Bete au für mi Ma' —'

Und einmal saß sie wieder am Fenster, da kam ein zerlumpter bärtiger Mann, der Sandalen trug statt Schuhe, in den Hof der Stiftsmühle. Die Müllerin schnitt gleich ein großes Stück Brot vom Laib und reichte es dem Bettler hin: ‚Gelle, Ihr könntet au ein Paar alti Schuh' brauche?' fragte sie. Da gab er zur Antwort: ‚Kennsch mi denn nitte?' Und die Müllerin schrie laut auf und fiel über das Fenstergesims ihrem Mann um den Hals. Ist das nicht schön? O ich mein', meine Seele sei lang vor meiner Geburt immer in der Stiftsmühle gewesen, so vertraut ist mir das ganze Haus.

Vieles noch erzählte mir das Goddele. Mein Großvater war der erste aus der Mühle, der studiert hat. Da sagten seine Brüder: ‚Unser Herr Bruder, der Herr Kreisrat.'

Und dann wieder erzählte mir Papa, wie er mit seinen Schwestern die Ferien beim Onkel Stiftsmüller zugebracht. Da sind sie von Freiburg zu Fuß aufgebrochen, jedes mit seinem Bündel auf dem Rücken. In jeder Ortschaft waren Vettern und Basen oder Befreundete, wo sie übernachteten und herrlich bewirtet wurden. In der Stiftsmühle nannten sie Tante Caton, die so übermütig war, ‚e wildi Suh'. Tante Anna aber war der Liebling der noch übriggebliebenen Stiftsdamen, die noch im Städtchen lebten. Die Mühle hatte einst zum Stift gehört. So könnte ich Dir hundert Seiten voll erzählen. Ich sitze nämlich am Tisch an jenem Fenster der Stiftsmühle. Neben mir liegt der historische Laib, und 's Goddele kommt und geht. Ein Frühstück hatt's mir gebracht wie für ein Regiment. Sie ist ganz entsetzt, daß ich immer wieder einen Bogen voll schreibe. ‚'s Anna hat's grad so gemacht,' sagte sie von meiner Tante Anna, ‚aus jedem Stecknadelknöpfle hat's en Elefant gemacht.'" —

Die Freude an den Literaturstunden wurde intensiver. Das Lernen, das mir früher eine Qual war, wurde mir eine Lust. Ich versuchte mich in kleinen Geschichtchen, die von meiner Freundin und Lehrerin gut geheißen oder getadelt wurden. Ich lernte arbeiten. Und ohne Kampf wie etwas Selbstverständliches habe ich durch die Bekanntschaft mit Lessing den Weg zur geistigen Freiheit gefunden. Ich schickte meine kleinen Arbeiten an diese oder jene Zeitschrift. Sie kamen immer wieder zurück. „Die Meinen und die Freunde sahen meinem Treiben lächelnd zu, niemand glaubte an mein Talent," heißt es in einem Brief. Die vorigen Passionen fürs Kloster und Theater hatten meinen Ruf in aller Augen vollständig untergraben. Mama und Tantele tuschelten nach wie vor miteinander in banger Sorge um meine Zukunft. Ich allein glaubte an mich.

Und so hielt wieder einmal der gelbe Postwagen vor dem Haus, und ich knirschte schon in mich hinein und dachte: ‚Da kommt er wieder, der verfluchte Kerl, und bringt mir mein Manuskript zurück.' „Onkel Sigmund" war's, eine größere Novelle. Ich hatte sie an eine der hervorragendsten Zeitschriften geschickt. Wer aber nicht kam, war „Onkel Sigmund", sondern es war ein Geldbrief mit der Aufschrift: „Dreihundert Mark." — Ich bin zu Papa gelaufen und hab' gesagt: „Da schau —" Er nahm das Kuvert in die Hand, las: „Dreihundert Mark" auf dem Umschlag, schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist unmöglich." Mama kam herbei und Tantele. Der Umschlag wurde aufgerissen — alles richtig, dreihundert Mark enthielt er. — Was aber die Hauptsache war — ein Brief von der Redaktion lag dabei, in dem geschrieben stand: „Ihr Talent ist unverkennbar. Wir sehen mit Vergnügen weiteren Sendungen entgegen."

Und nun wußte ich — nicht die Klosterzeit war die glücklichste meines Lebens, sondern vor mir lag das Schönste und Wertvollste, was auf dieser Erde einem Menschenkind werden kann: Künstlerisches Schaffen.

Hermine Villinger als junges Mädchen

Digitized by Google

Einzug Kaiser Franz' I. in Wien am 16. Juni 1814. Gemälde von Joh. Peter Krafft

Vom Wiener Kongreß. Von Hanns von Zobeltitz

Le congrès danse, mais il ne marche pas — Das Spottwort des witzigen Fürsten von Ligne hat europäische Berühmtheit erlangt. Mit Recht, denn es traf den Nagel auf den Kopf. Der Wiener Kongreß, der das von Napoleon aus allen Fugen gerenkte Europa wieder fein säuberlich in Ordnung bringen sollte, tanzte, schwamm Monate hindurch in einem Meer von Lustbarkeiten, aber er kam nicht von der Stelle. Nicht als ob die Herren Minister, Gesandten und Staatsräte nicht fleißig gearbeitet hätten: sie waren sogar unermüdlich tätig in ihren Ausschüssen und Kommissionen, wälzten ununterbrochen Akten und Gutachten, schrieben unzählige Promemorias. Aber der Stoff, den sie bewältigen sollten, war zu gewaltig, und die Interessengegensätze, um die sie kämpfen mußten, waren gar zu einschneidend. Wenn heut über irgendeinen der strittigen Punkte, etwa über das Schicksal Sachsens oder über die Zukunft Polens, eine leidliche Einigung angebahnt erschien, so gab es morgen neue Eifersucht und eine neue Mächtegruppierung. Es fehlte wiederholt nicht viel, daß der Streit der Kabinette zu einem neuen Streit auf dem Schlachtfelde geführt hätte, und Napoleon, der auf seiner winzigen Felseninsel Elba von allen Vorgängen in Wien unheimlich gut unterrichtet wurde, hatte gar nicht so unrecht, wenn er allmählich die Meinung gewann, der große Friedenskongreß würde seine Feinde, die Alliierten, auseinandersprengen, ihm aber damit willkommene Gelegenheit geben, seine geheimen Pläne erfolgreich auszuführen.

Von der hohen Politik, dem Kampf aller gegen alle, soll jedoch hier nur nebenbei die Rede sein. Ich möchte vielmehr versuchen, ein Bild des Lebens und Treibens auf dieser merkwürdigsten aller politischen Vereinigungen zu zeichnen, die wirklich ihresgleichen nie vorher und nicht nachher hatte. Denn alle anderen historischen Kongresse waren in erster Linie Diplomatenkongresse; in Wien aber gaben sich damals, vom Herbst

Bildnis des Fürsten von Ligne
Stich von D. Weiß nach einem Gemälde von J. B. Isabey

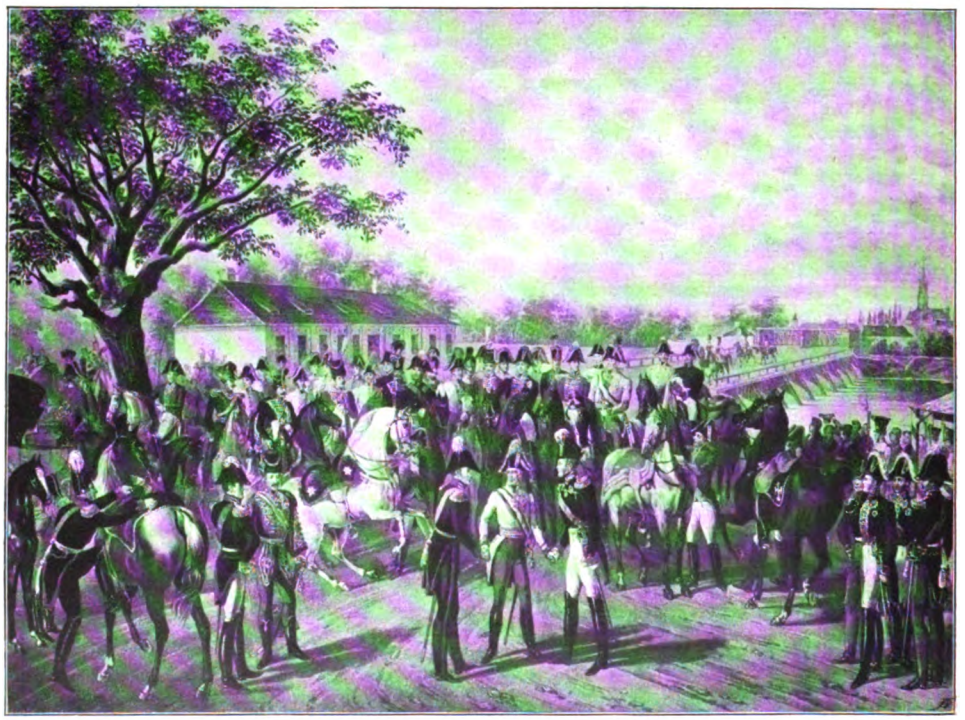
Digitized by Google

1814 bis zum Frühjahr 1815, fast alle europäischen Kronenträger ihr Rendezvous. In der Hofburg allein, der weitläufigen stolzen Residenz der Habsburger, waren nicht weniger als neun Souveräne logiert mit ihrem riesigen Gefolge und dem prunkvollen Ehrendienst, der ihnen zugeteilt war. Mehr als hunderttausend Gäste beherbergte Wien durch lange Monate, eine in Anbetracht der damaligen Verkehrsverhältnisse ungeheure Anzahl.

Unbestreitbar hatte man einen guten Griff getan, als man gerade Wien zur Kongreßstadt erkor. Es war damals schon, ja vielleicht damals noch mehr als heute, die Stadt behaglichen Lebensgenusses. Der geschwätzige Varnhagen von Ense, der selbst als preußischer Beamter im Kabinett des Kanzlers Fürsten Hardenberg am Kongreß teilnahm, kann sich nicht genug tun in seiner Begeisterung „für die Atmosphäre des Wiener Lebens, in welchem die Tage hinschwimmen: die heitere Sinnlichkeit, die starkansprechende Scherzlust, die vergnügte Gutmütigkeit, der schon halb italienische Müßiggang, die naive Mundart, welche so rundlich bequem hinfließt und sich doch so leicht in scharfem Witz zuspitzt". Auch Wien hatte unter dem Druck der Kriegslasten gelitten, aber doch nicht annähernd so wie etwa Berlin. Selbst der kaum verhüllte Staatsbankrott, die Überschwemmung mit bald entwertetem Papiergeld, konnte mindestens das äußere Bild des Wohlstandes nicht wesentlich verändern. Es wurde jedenfalls weiter gebackhändelt. Und wenn zumal in den mittleren Schichten so manche Familie schwer zu kämpfen hatte, so waren dafür einzelne Bankierfamilien, von denen noch zu erzählen sein wird, gerade durch die geschickte Ausnutzung der Finanznöte des Staates zu enormen Reichtum emporgestiegen und — gesellschaftsfähig geworden. Sie wetteiferten während des Kongresses an Prunk und Aufwand mit den zahlreichen Magnaten, die fast ausnahmslos von ihren Herrschaften in die schönen Paläste der Hauptstadt übergesiedelt waren, und an breiter Gastlichkeit dem kaiserlichen Hofe kaum nachstanden. Da waren die Liechtensteiner, dann vor allem der Fürst Esterhazy, der eine eigene ungarische Leibgarde hielt und gelegentlich einem britischen Großgrundbesitzer, der mit seiner Herde von 2000 Schafen renommierte, lächelnd sagte: „Gerade soviel Schäfer hab' ich im Dienst," Da waren die Waldsteins, die Kollowrats, die Zichys, die Lobkowitz, die Kinskys, die Windischgrätz, die Palfys, die fürstlichen Glanz entfalten konnten und die meist außerdem wunderschöne Frauen und Töchter ins Treffen zu führen hatten. Der Weltruf der Frauenschönheit in Österreich und Ungarn verbreitete sich gerade seit den Kongreßtagen. —

Le congrès danse, mais il ne marche pas . . .

Er begann gleich mit erklecklicher Ver-



Empfang der alliierten Monarchen am 25. September 1814

Digitized by Google

zögerung. Ende Juli sollte er zusammentreten, aber erst Ende September, im strahlenden Herbstwetter, trafen die Monarchen ein, die politisch an erster Stelle standen: der Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen; letzterer hatte von Berlin nach Wien, beiläufig bemerkt, trotz größter Beschleunigung der Reise, sieben Tage gebraucht. Von der letzten Station, Wolkersdorf, wurden sie mit höchstem Glanz und Pomp eingeholt; über die Jägerzeile, die jetzige Praterstraße, wo die ganze Garnison — man kannte das also damals schon — Spalier bildete, ritten sie unter dem Donner der Kanonen und dem Jauchzen der Volksmenge nach dem Stephansplatz und dann zur Hofburg. In den nächsten Tagen folgten die Könige von Bayern, von Württemberg, von Dänemark, der Großherzog von Baden, die Herzöge von Weimar und Koburg, die Kronprinzen von Bayern und Württemberg, Prinz Wilhelm von Preußen, Großfürst Konstantin; die Kaiserin von Rußland, die Königin von Bayern, die Herzoginnen von Oldenburg und von Weimar — und ihnen schloß sich allmählich eine schier endlose Reihe von Fürstlichkeiten an bis zu den mediatisierten deutschen Kleinfürsten, die in Wien eifrig nach der Wiederherstellung ihrer Souveränität strebten. Etwas zu gewinnen, dachte ja jeder und — jede bei dem Kongreß.

Napoleon I.
Miniatur von J. B. Isabey

Sogleich begannen auch die Festlichkeiten, und zwar mit einem ungeheuerlichen Lustfeuerwerk im Prater, bei dem mehr Pulver verbraucht wurde, als in manch großer Schlacht der letzten Feldzüge. Fast täglich folgten dann Paraden und an den Sonntagen gab es feierliche Feldgottesdienste, denen auch der griechisch-katholische Zar und der evangelische König von Preußen beizuwohnen liebten und die daher nach einem besonderen Ritus abgehalten wurden; ja man sang sogar im bigotten Österreich einen Choral aus einem protestantischen Gesangbuch in deutscher Sprache! Dann tauschten die Monarchen ihre höchsten Orden aus und verliehen sich gegenseitig Regimenter. An sonnigen Vormittagen erging sich die ganze vornehme Welt auf der Bastei; um zwei Uhr war meist Galatafel in der Hofburg, nachmittags fuhr man in den Prater, am Abend fanden fast regelmäßig große Bälle, vielfach auch maskierte Redouten statt. Dazwischen gab es Parforcejagden, Falkenjagden, Karussellreiten und Ringstechen, auch eine Fahrt nach der ungarischen Hauptstadt brachte Abwechslung. Der Oberhofmeister Graf Trautmannsdorff war ein Zauberkünstler in seinem Fach. Er schöpfte freilich aus dem vollen, und wenn den kaiserlichen Kassen die Verödung drohte, halfen die großen Bankiers zu hohen Zinsen aus. Die Kosten, die die umfassende Gastfreundschaft dem Hofe verursachte, werden auf mehr als 14 Millionen Gulden geschätzt.

Der sonst so trockene, verstandesmäßig kühle Kaiser Franz, dessen liebste Beschäftigung, wie man sich erzählte, in der Bereitung und Verwendung köstlichen Siegellacks bestand, gab sich während des Kongresses jedenfalls als unermüdlicher, immer liebenswürdiger Wirt. In gesellschaftlicher Beziehung — wie auch in politischer —

Kaiserin Maria Ludovika von Österreich
Miniatur von Bernard von Guérard

Digitized by Google

trat aber bald Zar Alexander in die erste Reihe. Er galt trotz seines Stumpfnäschens als ein auffallend schöner Mann, konnte, wenn er wollte, bezaubernd sein, spielte mit Volksfreundlichkeit und Humanität und Biederkeit. Stets war er zu kleinen Scherzen aufgelegt, welche die erlauchte Gesellschaft pflichtgemäß belachte und die die Chronisten des Kongresses — es erschien eine besondere Kongreßzeitung — sorgsam verzeichneten. Hatte da eines Tages ein

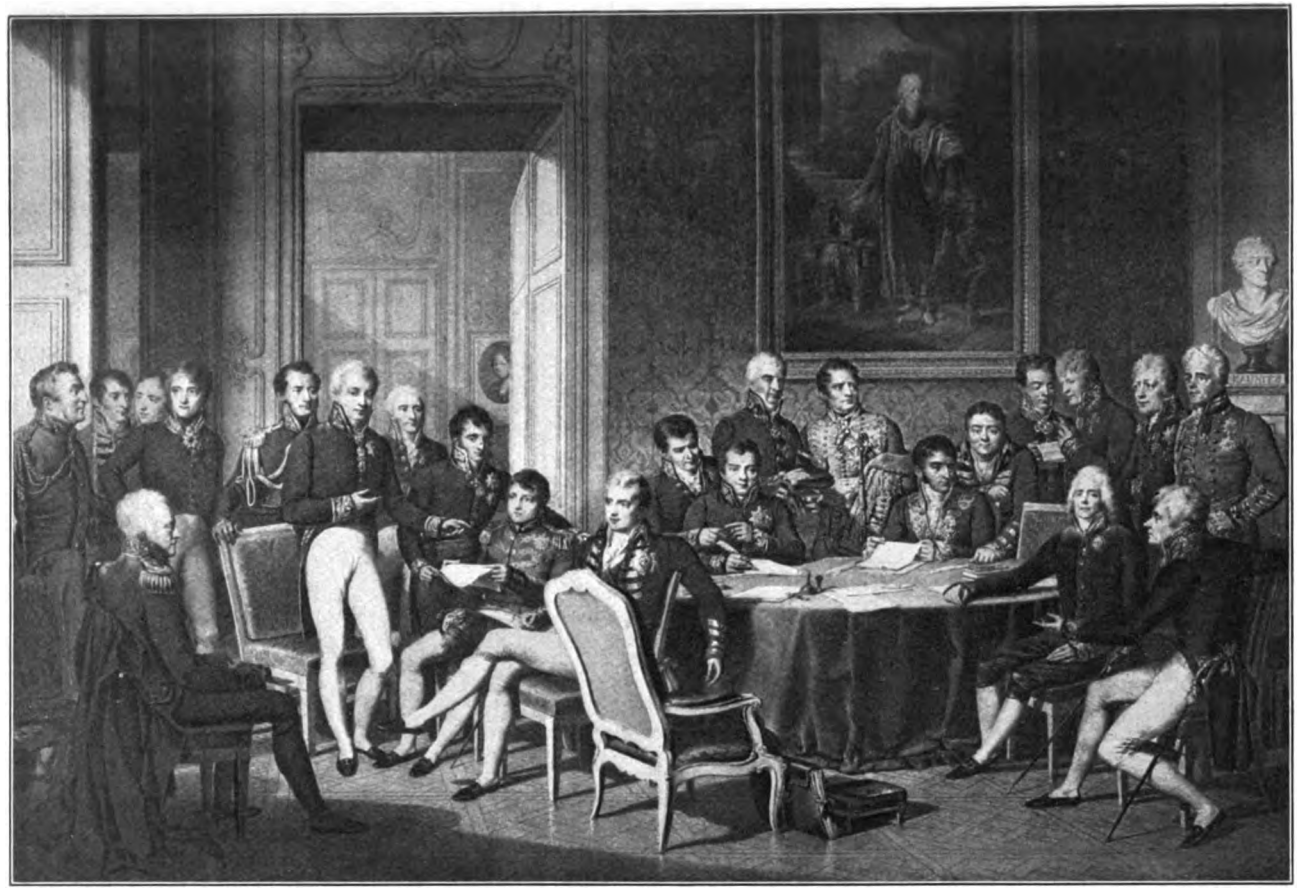
Fürstin Bagration. Aquarell von J. B. Isabey

köstlicher Fasan auf der kaiserlichen Tafel (für die, nebenbei bemerkt, täglich über 20000 Gulden verausgabt wurden) geprangt, gerade vor den Zaren, und war spurlos verschwunden, ohne herumgereicht zu werden. Der Zufall wollte, daß ihn Alexander unmittelbar darauf hinter einem Fenstervorhang entdeckte, in einem Körbchen auf einem Nest von Burgunder- und Ungarweinflaschen. Er bringt den kostbaren Fund in Sicherheit und ladet sich Kaiser Franz auf den nächsten Vormittag zum Frühstück in seine Gemächer, wobei es sehr lustig zugeht und er am Schluß sein erfolgreiches Jagdabenteuer auf den Vogel mit dem wundervollen Federschweif und dem vergoldeten Schnabel zum Besten gibt. Der Kaiser aber lacht. „Schauen's," meint er, „so geht's halt bei uns im kleinen zu. Nun können Sich's vorstellen, wie bei Ihnen im großen gestohlen wird."

Die beiden Kaiserinnen von Österreich und Rußland lebten ziemlich zurückgezogen. Die Österreicherin war äußerst zart und kränkelte, auch die Russin war leidend und tief unglücklich. So bemerkte man die hohen Frauen selten bei den großen Festen. Dafür sah man den Zaren — der seine langjährige Geliebte, die Prinzessin Narischkin, in Petersburg gelassen hatte — desto häufiger mit der Witwe des Fürsten Auersperg zusammen, der wunderschönen Gabriele. Er rühmte sich gern, für die schönsten Frauenerscheinungen auf dem Kongreß ganz bestimmte Bezeichnungen gefunden zu haben. Die Gräfin Julie Zichy nannte er la beauté céleste, Karoline Szecheny la beauté coquette, die Gräfin Saurma la beauté du diable, die Gräfin Sophie Zichy la beauté triviale, die Fürstin Esterhazy la beauté étonnante; am höchsten aber stand Frau Gabriele: la beauté qui inspire seule du sentiment! Ihn selbst aber taufte der Kongreßwitz, in Anspielung auf die Geliebte Heinrichs IV.: ‚Henry IV, sans Henry IV (ohne Kinnbart), mais pas sans la belle Gabrielle.'

Der König von Preußen hielt sich reservierter als der Zar und wußte nicht wie dieser im Augenblick zu gewinnen; sein Ernst, der bisweilen etwas Schwermütiges hatte, als könne er die Erinnerung an seine Luise nicht überwinden, als könne er auch all die Unglücksjahre nicht vergessen, die auf ihm und seinem Lande stärker gelastet hatten, denn auf irgendeinem anderen deutschen Fürsten, auf irgendeinem anderen deutschen Gebiet, entsprachen wenig dem leichten Sinn der Wiener. Auch seine eigentümlich trockene, abgehackte Redeweise — Scherr nannte ihn den König Infinitiv — schmeichelte sich so gar nicht ein. Man sah

Digitized by Google



Der Wiener Kongreß. Sepiazeichnung von J. B. Isabey für den Kupferstich von Jean Godefroy

Digitized by Google

Kaiser Alexander I. von Rußland
Ausschnitt aus einem Gemälde von G. Dawe

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Ausschnitt aus einem Gemälde von C. Begas

ihm bisweilen an, daß er sich in dem ununterbrochenen Festtrubel nicht wohl fühlte. Und doch wußte man, daß auch seine zurückhaltende, spröde Natur sich dem Frauenzauber nicht hatte entziehen können, daß es ihm la beauté céleste, die Gräfin Julie Zichy, geborene Gräfin Festetics, angetan hatte. Ihr huldigte er in seiner stillen Art, war ein häufiger Gast in ihrem gastfreien Palais, ohne daß die Medisance es je gewagt hätte, häßliche Schlüsse zu ziehen. Er hat der Gräfin auch über die Kongreßzeit hinaus eine aufrichtige Freundschaft bewahrt, bis sie in der Blüte der Jahre und ihrer seltenen Schönheit von einem frühen Tod hingerafft wurde; auch sie aller Wahrscheinlichkeit nach ein Opfer des tollen Winters, dessen Anstrengungen ihre zarte Gesundheit nicht gewachsen war.

dick, daß man an der kaiserlichen Tafel einen besonderen Platz mit einem runden Ausschnitt für ihn reservieren mußte — erfreute sich nirgendwo der Anerkennung; finster ging er seines Weges, erwiderte keinen Gruß, war immer unfreundlich. „Wissen's, wer die gewichtigste Person am Kongreß ist?" lautete eine gewisse Scherzfrage. — „Unser Kaiser Franzl natürlich." — „Aber nein doch. Der wiegt nit ein Lot über 137 Apothekergewicht; der König von Württemberg aber hat 537 Pfund Fleischergewicht." Ganz besonderes Mißfallen aber traf den Bruder des Zaren, den Großfürsten Constantin. Auch ihm hatte Kaiser Franz ein Regiment verliehen. Während die übrigen hohen Herren die Inhaberschaft, wie sich das gehörte, lediglich als eine äußere Ehre auffaßten, betrachtete er die Kürassiere als sein Eigentum, exerzierte sie täglich, „schurigelte" sie nach russischem Maßstab, bis es dem Kommandeur, dem Fürsten Windischgrätz, eines Tages zu viel wurde. Er steckte, auch persönlich gekränkt, auf dem Exerzierplatz den Säbel ein, ritt nach Hause — und übersandte dem Großfürsten eine Forderung auf Pistolen. Darauf großes Entsetzen, der hohe Herr mußte zornbebend Abbitte leisten, und der Zar schickte ihn bei nächster Gelegenheit nach Hause. Auf der Heimreise aber passierte ihm noch ein seltsames Mißgeschick. Als er bei schönstem Herbstwetter in offener Kalesche durch das gesegnete böhmische Land rollte, fuhr ihm der Postillon nicht schnell genug,

Über die Könige von Bayern und Dänemark amüsierten sich die Wiener und ihre spottlustigen Gäste. Über den Bayern, weil er mit Vorliebe den Wurstelprater aufsuchte oder irgendeine obskure Wirtschaft, in der er ein besonders gutes Glas Bier entdeckt hatte, und weil er gern auf dem Naschmarkte mit den zungenfertigen Händlerinnen sich unterhielt; über den Dänen, den sie den guten König vom Dantelmarkt nannten, weil er gar so bescheiden auftrat. So arg bescheiden, daß man beim Abschied von ihm sagte: er hätte zwar alle Herzen gewonnen, aber für sein Land nicht eine einzige Seele. Der dicke König von Württemberg — er war so

Kaiser Franz I. von Österreich
Ausschnitt aus einem Gemälde von Friedr. von Amerling

Digitized by Google

und um ihn zur Eile anzutreiben, bearbeitete er ab und zu dessen Hinterkopf mit Faustschlägen. Eine Weile ließ der Schwager sich das gefallen; schließlich aber empörte sich der böhmische Dickschädel; er hielt an, stieg aus, behauptete, die Stränge wären nicht in Ordnung; er strängte seinen Viererzug also los, schwang sich auf den einen Gaul und — eröffnete ein wohlgezieltes Peletonfeuer von Peitschenhieben auf den Insassen des Wagens, hielt damit auch dessen Adjutanten in Schach, bis sie sich beide unter Mänteln und Decken verkrochen. Der Postillon soll ein Meister gewesen sein, einer von denen, die die Fliege auf dem Ohr eines Pferdes zu treffen wissen. Nachdem er ein Weilchen rege tätig gewesen, ritt er mit seinen vier Gäulen davon, blies noch vom nächsten Hügel herab das russische Liedchen „Schöne Minka, ich muß scheiden . . .“ und meldete auf der nächsten Station den Vorfall. Man war vernünftig genug, ihn in Schutz zu nehmen — als Seine Kaiserliche Hoheit zu Fuß nachkamen, um neue Pferde zu requirieren, hieß es, der Missetäter wäre spurlos verschwunden. In Wien aber lachte man sich „scheckig“.

In der hohen Politik spielte selbstverständlich, solange es ging, Fürst Metternich die erste Geige, akkompagniert von dem aus preußischen in österreichische Dienste übergetretenen k. k. Hofrat Friedrich Gentz, dem berühmten und berüchtigten Publizisten, dem zwar nicht sein Gehalt, aber „außerordentliche Zuwendungen“, die er von fast allen Höfen empfing, gestatteten, seine Freunde mit lukullischen Gastereien zu verblüffen. Preußen war glänzend, wenn auch nicht glanzvoll durch den Fürsten Hardenberg und den geistreichen Wilhelm v. Humboldt vertreten. Die russische Politik leitete der Zar persönlich, freilich umgeben von einem märchenhaften Schwarm von Ministern und Politikern, unter denen Fürst Rasumowski — sein Vater war noch ein leibeigener Schafknecht gewesen — einen wahrhaft orientalischen Luxus entfaltete, bis sein neuerbautes Zauberschloß in der Vorstadt Landstraße jäh in Flammen aufging. Allen Diplomaten aber erwies sich der französische Gesandte überlegen, der alte Schlaufuchs Fürst Talleyrand, der die Zeit, da er die Jakobinermütze getragen, ebenso vergessen zu haben schien, wie die anderen, in denen er im Bischofsornat stolzierte oder der gehorsamste Diener Napoleons war. Jetzt gab er sich ganz als Legitimist vom reinsten Wasser. Zuerst am Kongreßtisch kaum geduldet, wußte er sich und seinem soeben besiegten Frankreich überraschend schnell eine gewichtige Stimme zu verschaffen. Schon wenn er früh sein Lever hielt, während zwei Friseure ihn kunstvoll

Fürst Talleyrand. Gemälde von François P. Gérard

Digitized by Google

bearbeiteten, empfing er eine Schar von kleinen und größeren Politikern, von Bittstellern allerart, nicht zuletzt elegante Frauen, die sich um die Gunst des unendlich Gewandten bewarben. Und am grünen Tisch erwies der Hinkefuß sich stets als überlegener Mephisto, dem Gründe wohlfeil wie Brombeeren waren, der — wie Varnhagen schrieb — weder Liebe noch Haß kennt, vielmehr nur den Zweck, den er verfolgt.

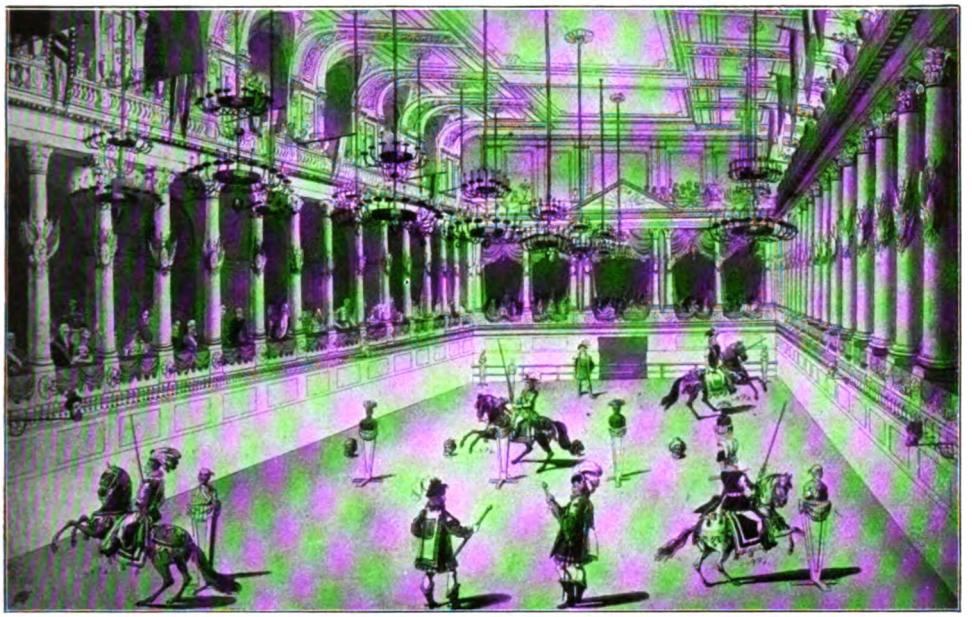
In dem Wiener Salon Talleyrands schaltete

Fürst Metternich. Gemälde von Thomas Lawrence

seine blendend schöne und äußerst kluge Nichte Dorothea, die junge Gräfin Perigord, Herzogin von Dino, an der er eine überaus anmutige Helferin besaß, die zumal das immer wieder erwachende Mißtrauen gegen Frankreich bei hohen und höchsten Herrschaften einzuschläfern verstand. Übrigens verfügte jede Macht über einen oder mehrere Salons, in denen die Politik von Frauenlippen, von schönen Augen und nicht zuletzt von scharfem Frauenverstand unterstützt wurde. Für Rußland war die Fürstin Bagration tätig, die auch zu den gefeiertsten Schönheiten des Kongresses gehörte. „Ihr liebliches Gesicht," schildert sie ein Zeitgenosse, „war weiß wie Alabaster mit leicht angehauchtem Rosenrot. Schlug sie die Augen nieder, so erschien sie demütig; öffnete sie die Augen, beherrschend. Ihr Wuchs von mittlerer Größe vereinigte orientalische Weichheit mit orientalischer Fülle;" sehr gefeiert war im russischen Kreise auch die Gräfin Golovine. Österreich warb in den Salons der Gräfin Zichy und Fuchs, der Prinzessinnen Esterhazy und Colloredo; England durch Lady Castlereagh; die besonderen polnischen Interessen wurden eifrig, wenn auch ohne Erfolg, im Hause der Fürstin Lubomirska vertreten, die sich von einigen blendenden, jungen Landsmänninnen,. den Gräfinnen Potocka und Riczewuska, assistieren ließ. Eine besondere Stellung, die bisweilen der preußischen Politik zugute gekommen sein mag, nahm der Fürst Anton Radziwill ein, der Gemahl der Prinzessin Luise von Preußen. Schön, bezaubernd liebenswürdig, in allen Künsten mehr als Dilettant, als Musiker hervorragend (er schrieb später die berühmt gewordene Musik zu Goethes Faust), war er einer der Lieblinge der Gesellschaft. Überall, wo es galt, Theateraufführungen zu veranstalten oder lebende Bilder darzustellen, besonders auch in den intimen Gesellschaften der Kaiserin Ludovika, war er der gesuchte Arrangeur, unterstützt von dem von ihm in Wien gegründeten „Bund der Troubadours", dessen Mitglieder gern in phantastischen, mittelalterlichen Kostümen Lieder zur Laute sangen.

Neben den Salons der hohen Aristokratie aber glänzten die Palais einiger großen Geldleute, die sich bei der ewigen Not des Staates und des Kaiserhauses damals eine gesellschaftliche Stellung erobert hatten, die ganz einzig in ihrer Art war. Wobei es sich allerdings seltsam fügte, daß sie durch auffallend schöne, junge und kluge Frauen unterstützt wurden. Die Häuser der Arnstein, der Baronin Eskeles, der Frau von Gaymüller, der Baronin Pereira wetteiferten an

Digitized by Google



Kongreßfestlichkeiten: Karussell in der K. K. Winterreitschule in Wien

Prunk der Einrichtung mit denen der Fürstlichkeiten, übertrafen sie aber vielfach durch erlesenen Geschmack, und die Hausfrauen bezauberten durch Anmut und Geist. Auch der Graf Fries und seine schöne Gattin, eine Prinzessin Hohenlohe, standen den Kreisen der Hochfinanz nahe. Viele der hohen Herren fanden es hier ungleich amüsanter als in der Hofburg oder bei den ewigen Bällen in den Gesandtschaften.

Man war überhaupt nicht arg exklusiv im damaligen Wien.

Viertausend Eintrittskarten waren zu einer „Redoute parée" in der Hofburg unentgeltlich ausgegeben, aber die Karte wurde öffentlich an der Börse mit hundert Gulden bezahlt, so daß das Fest jeder besuchen konnte, der zu zahlen vermochte, und der Hofjuwelier Monsieur Sieber war, als Nabob von Mysore, schließlich die glänzendste Maske. Nein, man war gar nicht so arg exklusiv; wer prunkende Reunions, üppige Diners zu geben wußte, durfte darauf rechnen, für gesellschaftsfähig erachtet zu werden. Ein Engländer Raily hatte sich im alten Rosenbergschen Palais eingemietet, entfaltete einen orientalischen Aufwand und sah an seiner Tafel u. a. die Kronprinzen von Bayern und Württemberg häufiger als Gäste; dabei war er ein Spieler von Profession, der denn auch einige Jahre später in Paris im Elend endete.

Auffälligerweise scheint das Theater wenig Anziehungskraft auf die illustre Kongreßgesellschaft geübt zu haben, trotzdem in der Oper die gefeierte Anna Milder, im Burgtheater Deutschlands größte Schauspielerin, Sophie Schröder, wirkte. Nur der König von Preußen besuchte oft, zur Freude der Wiener, das Volkstheater in der Leopoldstadt, und im übrigen war das Ballett beliebt. Die schönen Koryphäen, vor allem die freilich schon etwas ältliche Bigottini und als Psyche die jugendfrische Französin Aimé,

Barbara Gräfin Golovine
Gemälde der Madame Vigée-Lebrun

Digitized by Google

erfreuten sich stürmischen Beifalls — auf und außerhalb der Bühne — und nahmen schließlich große Vermögen aus Wien mit.

Le congrès danse —

Allmählich aber wurde man der abendlichen Bälle doch etwas über, und Graf Trautmannsdorff mußte auf neue Unterhaltungen sinnen. Das nach dem langen, schönen Herbst endlich eintretende Winterwetter gab willkommene Gelegenheit zu glänzenden parties de traîneaux, zu Schlittenfahrten, in den Prater oder nach Schloß Schönbrunn. Wieder entfaltete der Hof einen fabelhaften Luxus, paradierte mit seinen edelgezogenen Pferden, mit goldstrotzenden Schlitten, kostbaren Wagendecken und Pelzen. Am frühen Nachmittag fuhr man ab — der Zar in einem Schlitten mit seiner schönen Gabriele, König Friedrich Wilhelm mit Julie Zichy —, sah auf dem See im Park von Schönbrunn dem Schlittschuhlaufen zu, soupierte im Schloß und fuhr in der Nacht, eskortiert von reitenden Fackelträgern, nach Wien zurück.

Karl Philipp, Fürst von Schwarzenberg. Ausschnitt aus einem Gemälde von F. P. Gérard

Jetzt residierte in Schönbrunn — von hier aus hatte Napoleon vor wenig Jahren, nach der Schlacht bei Wagram, den Frieden diktiert — die Kaiserin Marie Luise, seine Gemahlin, mit ihrem Sohne, dem späteren Herzog von Reichstadt. Der rauschenden Festlichkeit entzog sie sich taktvoll durch einen Ausflug nach Baden. Aber sie gab den Wienern sonst Gelegenheit zu mancherlei Nachrede. Daß ihre Dienerschaft noch die Livree des französischen Kaiserhofes, daß ihre Wagen noch die Abzeichen Napoleons trugen, wurde ihr so arg verdacht, bis sie Änderung eintreten ließ. Der unglückliche kleine Prinz erfreute sich dagegen der allgemeinen Sympathie. Graf de La Garde, der ihn aufsuchte, gibt ein anmutiges Bild von ihm: Sein Gesicht, schreibt er, glich einem Engelsköpfchen, die Weiße seines Teints war erstaunlich, seine Augen leuchteten, die blonden Haare fielen in großen Locken in seinen Nacken. Er trug Husarenuniform und auf dem Dolman das Kreuz der Ehrenlegion. Isabey malte ihn gerade, dasselbe Bild, das der berühmte Maler Napoleon überreichte, als dieser ein halbes Jahr später von Elba noch einmal in das Schloß der Tuilerien zurückgekehrt war. Seinen Sohn selbst hat er ja niemals wiedergesehen. —

Dorothea, Herzogin von Talleyrand und Sagan
Gemälde von Pierre Prudhon

Während es zwischen den Mächten, schon im Dezember, bedenklich kriselte und alle, vielfach gelobte Einigkeit in die Brüche zu gehen drohte, gingen die Festlichkeiten ununterbrochen weiter.

Der Prinz von Ligny, der achtzigjährige Spötter, hatte scherzend vorausgesagt: er werde dafür sorgen, daß eine Abwechslung im Laufe der Unterhandlungen einträte, er werde dem Kongreß das seltene Schauspiel des Leichenbegängnisses eines k. k. Feldmarschalls bereiten. Anfangs war er noch bei Hofe erschienen, und sein Salon war von allen denen eifrig besucht worden, die Gefallen an den geistreichen Aperçus des vielgereisten, vielerfahrenen Greises fanden, der zugleich als Veteran europäischer Eleganz alten Stils galt. Dann schloß er wirklich, nach kurzer Krankheit, die klugen Augen, und es kam, wie er prophezeit: sein Leichenbegängnis wurde zu einem Schaustück größten Stils benutzt. Alle Monarchen

Digitized by Google

Moritz Graf von Fries und Familie
Gemälde von François P. Gérard

gaben ihm das letzte Geleit. Achttausend Mann Infanterie, einige Regimenter Kavallerie, vier Batterien eröffneten den Zug. Die eigenen Leibtrabanten des Verstorbenen umgaben den Leichenwagen, hinter dem — ein Brauch, der heute noch in Österreich üblich ist — ein eisengepanzerter Ritter folgte, mit einer riesigen schwarzen Schärpe und gesenktem Degen. Darauf das Schlachtpferd — und dann die ungeheure Menge der Leidtragenden: die Fürstlichkeiten, Marschälle, Generäle, Admiräle, Offiziere aller Nationen. In der Schottenkirche fand die feierliche Einsegnung der Leiche statt, und von dort ging der ganze Riesenzug bis zu der kleinen Kirche am Kahlenberge,

Digitized by Google

wo der Prinz gewünscht hatte, bestattet zu werden.

Noch größerer Pomp wurde am 21. Januar in der Stephanskirche entfaltet, wo auf Anregung Talleyrands eine Gedächtnisfeier der Hinrichtung Ludwigs XVI. veranstaltet wurde, des ‚Roy-martyr'. Auf Anregung Talleyrands — aber auf Kosten des österreichischen Hofes, der für die prunkvolle Dekoration des Domes die Kleinigkeit von 100000 Gulden zu zahlen hatte. In der Mitte des Riesenraums war unter einem sechzig Fuß hohen schwarzsamtnen Baldachin der schwarz behangene, mit Silberlilien übersäte Katafalk aufgebaut; von vier Riesenstatuen flankiert: dem trauernden Frankreich, der Europa mit dem Zypressenkranz, der Hoffnung und der Religion. Tausende von Kerzen leuchteten von den Pfeilern, dem Hochaltar. Die Seelenmesse las der greise Erzbischof von Wien, Fürst Hohenwarth; die Predigt aber hielt ein Franzose, der auf den echt französischen Namen Zaignelius hörte, über den Text: „Fürchtet, ihr Mächtigen, den Zorn des Herrn!" Wobei er den anwesenden Souveränen stark ins Gewissen geredet hat, daß sie dem armen Ludwig seinerzeit nicht energisch zu Hilfe gekommen seien; das Scherzhafte an der ernsten Sache war freilich, daß eigentlich der ehemalige Jakobiner Talleyrand der Verfasser dieser Strafpredigt gewesen sein soll.

Maria Thereſe Fürſtin Eſterhazy
Stahlſtich von Zaſtiera nach Mor. Daffinger

Die vornehme Kongreßgesellschaft zeigte allerdings, zur Abwechslung, eine große Vorliebe für Buß- und Strafpredigten von der Kanzel herab. Überkam sie dies Bedürfnis, so pilgerte sie zur Franziskanerkirche, um Zacharias Werner zu hören, der seinen Vorgänger, Abraham a Sta. Clara, noch zu übertrumpfen suchte. Der Verfasser der „Weihe der Kraft" und des „24. Februar", der einst Luther und die Reformation verherrlicht und sich um Goethes Gönnerschaft beworben hatte, war durch mannigfache, wenig erfreuliche Wandlungen gegangen, bis er in Rom zur katholischen Kirche übertrat. Jetzt gehörte er mit seinem „ledernen Antlitz, mit den tiefliegenden Augen, dem langen ungekämmten Haar, die niedergetretenen Schuhe mit Bindfaden um die Knöchel gebunden", zu den bekanntesten Erscheinungen Wiens und erregte mit seinem derben Eifer und seinen komödienhaften Kniffen von der Kanzel herunter die Gemüter. Varnhagen erzählt von einer Predigt, die seine Hörer höchlichst erbaute. „Kennt ihr," rief er aus, „das sündhafteste, allezeit große Ärgernis gebende Glied des menschlichen Körpers, jenes Glied, das nicht Fisch noch Fleisch ist?!" Er malte dann mit rüder Zweideutigkeit alle Sünden aus und schloß: „Soll ich

Fürſtin Gabriele von Auersperg
Lithographie von Joſef Kriehuber

Digitized by Google

euch das Glied nennen? Soll ich es euch zeigen?“ Worauf er die Zunge weit herausstreckte. Oder er sprach von einem großen König, der einen sehr schönen Schimmel mit starkem Schweif besessen und das Pferd selbst als Preis ausgesetzt hätte für den, so dem Gaul den Schweif ausreißen könnte. Das wollte keinem glücken, ob sie auch an dem Schweif mit aller Kraft zerrten; bis endlich ein schmächtiges Schneiderlein kam und dem Schimmel die Schweifhaare einzeln ausriß. „Also müßt ihr es mit euren Sünden machen. Dann gewinnt ihr, wie jener Schneider den Schimmel, den Himmel!“ Wonach er das Gesicht in beide Hände vergrub, sich auf die Knie warf und so lange in stummer Andacht liegen blieb, bis ihm eine neue Schnurre eingefallen war. —

Le congrès ne marche pas . . .

Seit drei Monaten tagte jetzt die hohe Versammlung — „l'auguste aréopage“ — und sie war wirklich nur wenige Schritte, und diese sehr mühsam vorwärts gekommen; nur die polnische Frage war durch das entschiedene Vorgehen des Zaren einigermaßen gelöst worden. Solcher „Fragen“ aber gab es unzählige. Da war noch immer nicht klar entschieden, ob Preußen das ganze oder nur das halbe Sachsen erhalten würde. Was sollte mit Genua, was mit Venedig geschehen, würden die Bourbons wieder in Neapel regieren? Die deutschen Mediatisierten hatten gerade neue Gesandte nach Wien geschickt, mit reicher gespickten Börsen als zuerst. Die Republik Ragusa reklamierte so gut wie der letzte Wasa; das Schicksal der Schweiz war noch nicht entschieden, man hatte sich über die Zukunft Spaniens und Portugals noch nicht einigen können. Das Verbot des Negerhandels beschäftigte die Herren am grünen Tisch ebensogut wie das linke Rheinufer oder die Wünsche des Königs von Dänemark. Und im Hintergrund lauerte das Schwierigste: die große deutsche Frage —

Der arme Kongreß! Allein diese deutsche Frage zerfiel wieder in mehrere Dutzend dorniger Unterfragen. Würde man ein Reich oder einen Bund küren? Würde man wieder einen Kaiser haben? Wie stand es um ein gemeinsames Kriegsheer? Sollten Vorschriften über die Verfassungen der Einzelstaaten gegeben werden? Ins Uferlose gingen die Denkschriften und Erörterungen —

Es war doch gut, daß jetzt zur Karnevalszeit der Kongreß weitertagte. Daß erfinderische Köpfe neue Zerstreuungen ersannen.

Das Originellste leistete sich der alte britische Seeheld Sir Sidney Smith, der am Kongreß übrigens nicht England, sondern den entthronten König Gustav Adolf von

Emilia Bigottini, Tänzerin am Wiener Hoftheater
Aquarell von J. B. Isabey

Digitized by Google

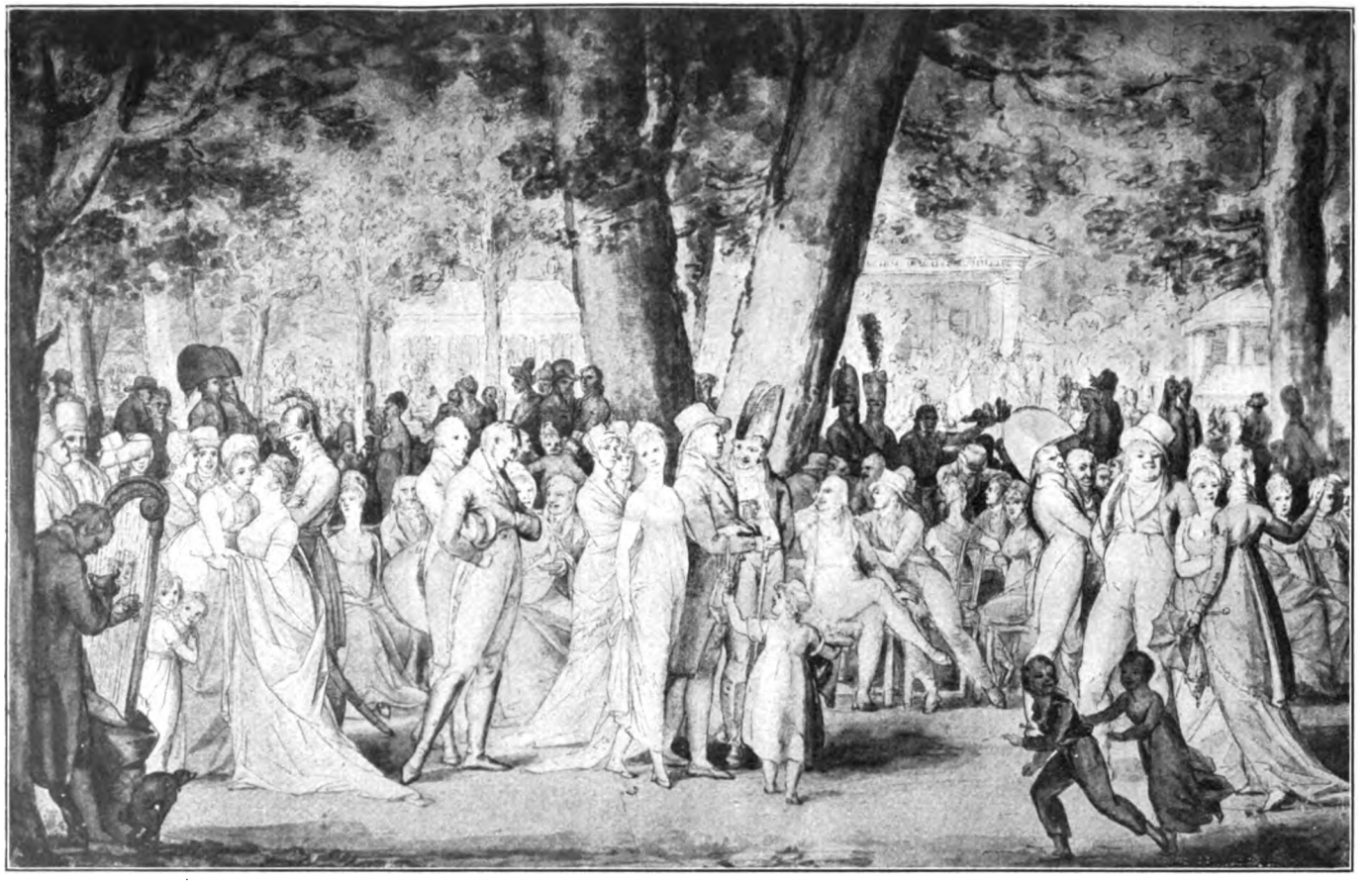
Schweden vertrat. Er schwärmte für die Niederwerfung der Barbaresken, der See- und Menschenräuber in Algier und Tunis, und gab ein Riesendiner als Propaganda zur Befreiung der weißen Sklaven — er lud ein, das Bezahlen aber überließ er den Gästen; Kopf um Kopf drei Dukaten. Es muß ein wunderlicher Anblick gewesen sein, als nach einigen begeisterten Reden am Schluß des Festes die Kellner mit den Tellern herumgingen, um „einzusammeln"; die Monarchen, die ausnahmslos dem Diner in der Restauration des Herrn Jahn im Augarten beiwohnten, hatten jedenfalls noch niemals einen derartigen Tribut entrichtet. Da in Wien wirkliche Dukaten rare Vögel waren, man allerorten nur mit Papier zu zahlen gewohnt war, so gab es wegen der Agioberechnung mit den Kellnern manchen heiteren Streit. Am schlimmsten aber erging es dem König von Bayern. Der hatte sich nämlich gar nicht auf das „Gefällig zahlen's" eingerichtet, hatte überhaupt kein Geld bei sich. Erst nickte er schweigsam mit dem Kopf, wie man in der Kirche wohl den Klingelbeutel weitergehen heißt; als das aber nicht fruchtete, kramte er verzweifelt in allen Taschen, bis unter dem Gelächter der Umgebung der Zar, der mit Goldfüchsen natürlich immer reich versehen war, dem gekrönten Kollegen beisprang.

Henriette Freiin von Pereira-Arnstein. Gemälde von Josef Grassi

Dann gab es eine Woche, in der man in allen Salons geheimnisvoll erregt tuschelte und die allerhöchsten und hohen Herren sehr ernste Mienen zeigten. Als der Zar von seiner schönen Gabriele interpelliert wurde, wie die „Affäre" sich abwickeln würde, zuckte er die Achseln: „Man kann es noch gar nicht wissen. Die Entscheidung liegt ganz im dunkeln." Und der König von Preußen hatte auf die flehende Bitte und den schwärmerischen Augenaufschlag von Julie Zichy nur seinen Infinitiv: „Abwarten müssen!" Uneingeweihte glaubten an eine politische Aktion von höchster Bedeutung.

In Wirklichkeit handelte es sich um einen Schusterjungen, der freilich wie sein Kaiser Franzl hieß. Besagter Franzl hatte von seinem Lehrherrn einen Gulden erhalten, um dafür Band einzukaufen. Als er aber über den Graben schlenderte und an der Tombola vorüberkam, die ein findiger Italiener dort mit k. k. Privileg aufgeschlagen hatte, und hörte, daß die letzte Ziehung sogleich beginne und man für einen Gulden Einsatz die kostbarsten Dinge gewinnen könnte, war's um ihn und den Gulden geschehen. Er gewann eine goldene Uhr mit Kette im Wert von 400 Gulden. Ein gerissenes Luderchen, wie Schusterjungen ja vielfach sein sollen, lief er zu seiner Mutter, um sein Glück zu verkünden, und ruhte nicht bis Mutter sich von einem Nachbarn den Gulden borgte, mit dem er dann das Band für den Meister kaufte. Wie der aber die Historie erfuhr, bearbeitete er den Franzl zunächst tüchtig mit dem Knieriemen und verlangte dann den Gewinn, der ja mit seinem Gul-

Digitized by Google



Promenade im Prater. Sepiazeichnung eines unbekannten Künstlers

Digitized by Google

den erstritten war, als sein Eigentum. Darob Heulen und Zähneklappern und Anrufen des Kadi. Eine ganze Woche verzögerte sich das Urteil, und ganz Wien brannte vor Neugier, wie die Richter entscheiden würden, nahm auch selbstverständlich Partei für den Jungen gegen den Meister. Bis endlich die Würfel fielen: die Uhr wurde dem Franzl zugesprochen; wegen seiner Missetat aber, der falschen Kapitalanlage, sollte er fünfundzwanzig aufgezählt erhalten, und zwar sollte die Exekution öffentlich an der Stelle der Tat, auf dem Graben, stattfinden. Selbstverständlich wollte die ganze erlauchte Gesellschaft dem Schauspiel zuschauen; zumal die Damen kämpften um Fensterplätze und zahlten fabelhafte Summen dafür. Die hohe Polizei aber, die in Wien auch galant sein kann, traf die weise Anordnung, daß das Franzl, nachdem es zwölf wohlgezählte Hiebe empfangen hätte, hübsch umgedreht werden sollte, damit auch die schönen Zuschauerinnen auf der anderen Grabenseite für ihr Geld einen rechten Genuß hätten. Und also geschah es.

Die Wiener Polizei während des Kongresses verdiente eigentlich ein Kapitel für sich. Wer sich dafür interessiert, muß das umfangreiche Werk nachlesen, das jüngst der Historiker Professor Fournier auf Grund eines gewaltigen Aktenmaterials herausgab. Es ist ebenso erstaunlich wie pläsierlich zu lesen, mit welch einem Netz von Agenten aus allen Gesellschaftssphären die Geheimpolizei Fürsten und Diplomaten, aber auch sonst jeden Fremden von „Distinktion“ umspannte, wie jede Äußerung, oft auch die harmloseste, behorcht, registriert wurde; wie aus den täglich einlaufenden Berichten für den Kaiser Auszüge hergestellt wurden — und welche Rolle der liebe Klatsch dabei spielte.

Während die hohe Wiener Polizei sich so streblich-vergeblich abmühte, versagte ein anderer Überwachungsdienst vollständig. Die englischen Korvetten, die Napoleon auf Elba beobachten sollten, ließen sich täuschen.

Am 7. März traf in Wien die erste Nachricht ein, daß der Kaiser Elba mit 1200 Mann seiner Garden verlassen habe. Als sich dann die Mitteilungen von seinen ersten überraschenden Erfolgen jagten, war es mit der Kongreßherrlichkeit zu Ende. Der hohe Areopag zerstob in alle Winde, und notdürftig nur wurde in den nächsten Wochen das äußere Gerüst des zukünftigen Europas von den in Wien zurückgebliebenen Diplomaten zurechtgezimmert, so gut oder so schlecht es eben ging.

Napoleon aber setzte seinen Siegesmarsch auf Paris fort. Am 20. März traf er, wie der dienstbeflissene Moniteur meldete, „in Seinem Palast der Tuilerien“ ein, gerade zur rechten Stunde, um das Diner, das für den geflüchteten Ludwig XVIII. bereitet worden war, sich als Souper servieren zu lassen. Die Herrschaft der „Hundert Tage“ begann. Und der alte Blücher hatte recht, als er zornwütend in Berlin ausrief: „Nu müssen wir wieder von vorne anfangen!“

Volksbelustigungen: Eislaufen an der Stubenthorbrücke. Aquarell von Georg Emanuel Opitz

Digitized by Google

Die Theaterfritzl

Roman aus Innerösterreich

Von Ernst Decsey

Auf naßglänzenden Schienen, mit angesprühten Fenstern toste der Wiener Nachmittagsschnellzug schwer und geschäftig zur offnen Bahnhofshalle herein. Er brachte eine brünette Dame von ungefähr siebenundzwanzig Jahren mit, die aber nicht sogleich ausstieg, sondern in einem Halbcoupé erster Klasse hinter herabgelassenen Vorhängen wartete, bis sich alle Reisenden hinausgedrängt und alle Damen die Träger ihrer Koffer und ihrer Erwartungen gefunden hatten. Dann kam sie mit einer kaum verborgenen Scheu hervor, winkte einem Koffersklaven und bewegte sich, den Muff vors Gesicht gedrückt, eilig dem Ausgang zu. Der Muff war schuld daran, daß man nicht feststellen konnte, ob sie hübsch war oder nicht; aber da sie allgemein die hübsche Fritzl Murbach hieß, sogar bei Damen, darf man wohl annehmen, der Muff verbarg ein Damengesicht, das viele gern gesehen hätten.

Der Kofferträger schrie draußen nach einem Wagen, es war kein Auto mehr vorhanden. Ungeduldig wartete sie, Unruhen gingen in ihr auf. Die Stadt, der sie hatte entfliehen wollen, bereitete ihr keinen netten Wiederempfang. Strömender Winterregen... Influenzawetter. Auch in ihrem Innern Stürmen und Frösteln... Unbehaglich, wie wenn man ein zugiges Haus betritt...

Endlich schwankte ein Wagen heran. Sie sagte dem Kutscher leise und rasch: „Elisabethstraße!“ befahl ihm aber, nicht durch die Herrengasse zu fahren; der Kutscher sollte vielmehr durch die Keplerstraße eilen. Also hinten herum... denn sie wünschte im Rücken der Stadt und ihres Bekanntenkreises ihre Wohnung zu erreichen. Sie zwängte sich in den Wagen und war froh, als sie endlich, vermutlich ungesehen, in dem muffig riechenden Komfortabel saß.

Sie lehnte sich zurück, sie drückte sich an die Seitenwand, sie sah wieder zum Fenster hinaus und bedachte nicht, daß sie dadurch hervorrufen könnte, was sie zu vermeiden wünschte, nämlich aufzufallen und beobachtet zu werden. Kleine Städte sehen nach uns mit hundert neugierigen, müßigen Augen. Allein es stürmte so heftig in den Nerven der Frau Fritzl, daß sie alles wie bewußtlos tat... Ja die ganze gehetzte Rückreise hatte sie wie in einem Dämmerzustand gemacht. Diese ganze Reise ... ein Sinnbild ihres Lebens... auf ein und derselben Linie hin- und herjagend, zwischen Heimat und Welt ... mit Angst und Verlust aus der Welt zurück, der Ungewißheit zu.

In allen Häusern, bei allen Bridgepartien, im Theaterfoyer hatte sie mit leichter Lässigkeit erzählt, sie fahre auf acht Tage oder mehr „hinaus“, um sich geistig zu erfrischen ... Wien? Und als sie die große Expedition nach Wien antrat, war sie von ihren Freundinnen beneidet worden wie um eine Weltreise. „Hinaus“ bedeutete in diesem Kreis soviel wie in Hamburg „hinüber“, und es schwang in diesem Wörtchen die kecke Sinnlichkeit, das blinzelnde Abenteuer Wiens...

Nun fuhr sie über den Lendplatz, nicht über den menschenwimmelnden Opernring. Sie konnte das Warum wohl niemandem erklären, durfte keinem mitteilen, welche Entdeckungen sie von Wien zurückgejagt hatten. Ausgeflüstert zu werden, hinter dem Rücken das Zwinkern zu wissen ... besser, es sah sie niemand.

Sie kam über die Keplerbrücke und sah mit leerem Blick zum alten Schloßberg hinauf. Fremde, die aus dem Norden, aus dem Reich hereinkommen, bewundern immer die eigenwillige, charaktervolle Umrißlinie des Bergs. Ein Block, den die Natur mitten in eine Stadt geschleudert hatte, als sie in ihrer Werkstatt die Alpen schuf. Wer hier wohnte, der sollte sich daran erinnern, daß draußen die Alpen ragten, deren Gewalt der Berg zur Lieblichkeit

Digitized by Google

milderte. Aber die dunkle, zackige Linie, der viereckige Turmkopf waren heute nur schwach in dem Regengrau zu erkennen. Nebel kroch zwischen den Felsen. Zwischen den leeren, schwarzen Baumstämmen riß sich Nebel los... Nebel wickelte die Gastwirtschaft ein, die oben als friedliche Nachfolgerin einer Festung ihre Fensterreihe sonst in der Nachmittagssonne blitzen läßt und jeden Ankömmling mit den verheißungsvollen Worten tröstet: Café und Restaurant.

Frau Fritzl sah keinen Vertreter der Alpen, der Heimat. Alles schien frierend, naß und menschenleer. Die alte provinzielle Öde...

Endlich die Elisabethstraße, endlich sah sie ihre Villa. Und niemand hatte sie bemerkt. Der Kirchturm von St. Leonhard, der sich an das Ende der schön zusammenlaufenden Allee dieser Straße stellt, als wollte er jeden Wagen auffangen, kam ihr wie ein unangenehm warnender Finger vor. Sie schloß die Augen. Sie hatte feuchte, kalte Hände. Dort vorn lag auch der Leonhardfriedhof, und seine Erde barg das einzige Kind ihrer Ehe, den fünfjährigen Herbert. Das Kind lag dort so nahe, daß sie immer fürchtete, es werde eines Nachts zurückkommen. Und obwohl sie peinlich darauf sah, daß das Gartengitter abends gut geschlossen wurde — Herbert kam zurück. Wie oft stand er in der Tür mit seinen bloßen Beinen, sah sie an und öffnete wohl auch langsam die Arme nach ihr. Wie gern hätte sie das Kind in seinem weißen Hemdchen jetzt an sich gerissen... wie gern Mutterdienst an ihm getan ... es gewaschen am Hals, am Bein, an der Wange — jetzt! Denn früher war dazu nie Zeit gewesen, sie mußte ja abends ins Theater ... Sie wollte nichts sehen, nicht erinnert werden. Sie drückte den Muff vor die Augen. Vielleicht weinte sie ein Stückchen. Alle Frauen, ob sie oberflächlich oder tief sind, haben Augenblicke des großen Schmerzes, der sie adelt: wenn sie Leben geben, und es kommt wimmernd zur Welt ... und wenn sie Leben beweinen, das sie gaben.

Ganz ohne Haltung, mit schiefem Hut flüchtete Frau Fritzl in die Toreinfahrt. Das alte Fräulein Copia stand da zum Empfang, mit ihrem ewig lächelnden, welken Gesicht ... auch ein Stück Provinz. Copia öffnete fragend die Arme; doch Frau Fritzl schnitt alle Anrufungen von Jesus, Maria und Joseph kurz ab. Es sei ihr nicht wohl ... Wünschen? Nein ... gar nichts ... in Ruh lassen, allein lassen. Nur Tee, heißen Tee. Sie werde dann gleich zu Bett gehen. Sie werde...

Frau Fritzl brach ab. Sie warf ihren grünen Napoleonhut aufs Bett. Ja, was würde sie nun beginnen...?

⁂ ⁂ ⁂

Frau Fritzl legte sich nicht zu Bett. Sie ging zwischen ihren beiden Koffern auf und ab, ziellos wie ihre Gedanken.

Sie warf sich in ihrem Lodenkleid, wie sie von der Bahn gekommen war, mit zerwehtem Haar auf den Schlafdiwan und drückte die Finger in die Augen. Noch nie war sie in eine so peinliche Lage gekommen. Das war eine Überrumpelung durch die Dinge. Sie lag in dumpfer Hilflosigkeit... wie im Traum, wenn man mit bleiernen Beinen laufen soll.

Sollte sie ihrem Mann telephonieren? Sollte sie nicht?

Frau Fritzl gehörte eigentlich zu den Frauen, die ballerinenhaft leicht über der Oberfläche des Lebens schweben. Vielleicht war sie um hundert Jahre zu spät geboren...

Was andre Frauen erfüllte, war nicht ihre Sehnsucht. Es griff ins Weite, Helle, Unbekannte. Sie verkehrte nicht mit ihrer Schwester, einer Hauptmannsfrau, deren Kleider immer nach Zwiebeln rochen. Sie hatte einen Salon, der gern besucht wurde, weil man dort vorzüglich soupierte und immer Theaterleute fand. Auf ihrer Suche nach irgendeinem inneren Reich lief sie dem fernen Regenbogen der „Kunst" zu, worunter sie das Theater verstand, und wollte die Farben fangen.

Seit drei Jahren hatte sie sich im Winter eine Wiener Theaterwoche eingerichtet, die in der Hofoper begann und nach den kleineren Erregungen der Volksoper bei den Josephstädter Lustspielen endigte; dazwischen Kabaretts, Modeausstellung, diesmal auch eine Soiree bei einem berühmten Hofopernsänger, der einst in Graz begonnen hatte. Sie diente damit einer heiligen Nervensache, sie war nicht geschaffen, in der Provinz zu „verbauern",

Digitized by Google

und lächelte glücklich, wenn einer sie um ihrer Figur willen für eine Wienerin hielt, obwohl eine ihrer Freundinnen, die Witwe Trummer, immer behauptete, die Durchschnittsprovinzialin sei daran am sichersten zu erkennen, daß sie keine sein wolle.

Die Wiener Theaterwoche hatte noch eine willkommene Nebenwirkung: sie entführte Frau Fritzl auf acht Tage ihrem Gatten, Herrn Doktor Sepp Murbach, der bei ihr unbeliebt war, wie es alle Chefs sind. Gerade sie war an einen Mann gebunden, der die niederste Marke rauchte... Sportzigaretten! Der einen grünen Hut trug, wie ein Almbauer. Gott, wenn er nur nicht zärtlich kam. Das hatte sie ihm freilich abgewöhnt. Sie trug eine „Eisrinde" ums Herz, und dieses Romanwort schien ihr so schlagend, daß sie es zum Lieblingswort erhoben hatte. „Eisrinde . . ."

Diesmal aber war sie ihrem Chef nicht entronnen. Sie saß nicht in der Privatsoiree, sie saß in der Elisabethstraße, in der Villa Fritzl mit der Trauerweide vor dem Fenster . . . Sollte sie ihrem Mann ins Bureau melden, daß sie angekommen sei, zurückgekommen. Und was weiter? Wie das Ganze erklären? Bemänteln? Vorgestern um halb zwei elegant abgereist — ihr Coupégenosse, ein Kavallerieoberst, hatte sie zweifellos für eine Schauspielerin gehalten — und heute wieder hier. Zerbrochen, zerwühlt! Welcher Tag dazwischen, welche grauenhafte Nacht!

Die hübsche Fritzl sah ganz grün aus. Sie erhob sich wieder, kniete nieder und sperrte — zum wievielten Mal seit gestern! — den kleinen, gelben Lederkoffer auf. Sie wühlte darin herum. Nichts. Wieder nichts.

Wer hatte den Schmuck aus dem Handkoffer genommen? Sie starrte in den bunten Wirrwarr der Handschuhe, Strümpfe, Taschentücher, Manicuregeräte und glitzernden Fläschchen. Der Schmuck war nicht vorhanden. Wie hatte ihn überhaupt jemand nehmen können? Und wann? Wo? Wer wußte denn, daß gerade in dem kleinen, gelben Koffer dieser Schmuck lag?

Und das Allerschrecklichste: der Schmuck war gar nicht ihr Eigentum . . .!

Eben deshalb war er ja in den Handkoffer gekommen. Frau Fritzl hatte ihn ursprünglich in ihre Mufftasche getan, in ein zierliches Damentäschchen von schwarzem Autolack. Aber darin schien er ihr nicht sicher genug zu sein — ach, hätte sie ihn doch ruhig dort gelassen! Sie erinnerte sich genau, wie sie ihn wieder herausgenommen, wie sie ihn in Seidenpapier gewickelt, in eine grüne Schachtel gelegt hatte, die sie in den Handkoffer tat und zwar ganz unten auf den Boden, alle andern Sachen darüber. Sie sah sich noch jeden Handgriff tun.

In die grüne Schachtel, auf den Schmuck hatte sie noch ein weißes Kuvert gelegt, das aus der kleinen Handtasche herüber gewandert war. In diesem Kuvert hatte sie ihr Reisegeld, achthundert Kronen, verwahrt. Auch das Kuvert war verschwunden... Während der ganzen Reise hatte sie den gelben Koffer, der oben im Netz lag, nicht aus den Augen gelassen. Sie hatte ihr Coupé nicht verlassen, hatte sich nur mit dem Oberst unterhalten, der ihr gegenüber saß, war nicht wie sonst zum Diner in den Speisewagen hinübergegangen, denn sie hatte ja zu Hause gespeist. Aber und als sie am Abend der Ankunft in ihrem Wiener Hotel den Koffer öffnete, war daraus die grüne Schachtel verschwunden.

Jemand mußte herumgekramt haben, das sah man deutlich, denn die schwarzen Seidenstrümpfe, die sorgfältig gefaltet waren, lagen verklumpt in der Ecke. Auch sonst gab es Spuren einer fremden Hand im Koffer. Aber welcher Hand? Auf der Fahrt vom Bahnhof ins Hotel konnte unmöglich jemand den Koffer erbrochen haben: sie hatte ihn ja neben sich auf den Sitz gestellt, nur die große Arche lag oben auf dem Gepäckdach des Autos. Auch war der gelbe Koffer nicht erbrochen, das Schloß ordnungsgemäß versperrt. Es blieb nichts anderes übrig: der Koffer mußte vorher — mußte vor der Fahrt geöffnet worden sein: der Schmuck war schon vor ihrer Abreise verschwunden.

Sie hatte die Nacht mit brennenden, offenen Augen zugebracht. Das Blut jagte den Schlaf davon . . . An dem Geld war ja schließlich nicht so viel gelegen. Achthundert Kronen hätte ein Mann wie Sepp sicher telegraphisch angewiesen. Große Hutschachteln und kleine Verluste gehören einmal zu einer echten Damenreise. Aber der Schmuck — der Schmuck war un-

Digitized by Google

ersetzbar. Immer sah sie ihn vor sich. Es war eine altvenezianische Arbeit, aus dem Familienbesitz des alten Herrn de Laria, der vor einigen Jahren als Patrizier von Ragusa verstorben war. An dem dünnen, kunstvoll gedrehten Goldkettchen hing ein flacher, schwer goldener Schild, echte Goldschmiedearbeit mit Edelsteinen und Brillanten besetzt. Man bekommt noch heute in Dalmatien ähnliche Stücke, die eine flotte Fremdenindustrie, aus falschem Material gestanzt, für Wienerinnen auf Lloydschiffen hergestellt hat; dieses Stück aber war ein altes Original, und Frau de Laria, der es gehörte, hatte oft erzählt, ein Juwelier habe ihr dafür einmal neuntausend Kronen geboten, als sie in einer kleinen Geldverlegenheit war. Er mußte also mindestens das Doppelte wert sein, nicht des Goldes, sondern der echten Arbeit wegen und der ganz einzigen Diamanten, die blitzten wie die Quelle des Feuers selbst.

Diesen Schmuck hatte Frau Fritzl bei der de Laria gesehen und erst mit halben Andeutungen, dann unter deutlichem Erröten allerlei Sehnsucht danach ausgedrückt — ja, die „Herrschaften vom Theater" wissen sich eben zu schmücken! Und die de Laria hatte weiter keine Umstände gemacht, sondern ihr den Schmuck großzügig für die Wiener Kunstreise geliehen. „Nimm ihn hin und reise glücklich! Nich' wahr?"

⁂ ⁂ ⁂

Liane de Laria, die Eigentümerin des Schmuckes, galt allgemein als Freundin der Frau Fritzl. Aber sie war mehr: sie war ihre Göttin.

Wie der Bund entstanden, war nicht recht klar. Wahrscheinlich hatte die Sängerin in der Villa Fritzl einen Besuch gemacht, oder es war eine Caféhausfreundschaft. Aber die Tatsache wäre zu simpel gewesen, als daß Fritzl sie zugegeben hätte. Kurz, als sie mit der de Laria zum erstenmal zur Spazierzeit auf dem Karl Ludwigring erschien, folgten ihr neidende, fragende Blicke, und sie empfand die Genugtuung, mit dem Stern des Stadttheaters zu promenieren ... tiefe Intimität ... es kam einer Ordensauszeichnung gleich.

Jüngere Herren der Gesellschaft trugen damals de Laria-Krawatten, ein zartes Orangeblond, von dem ein Modenmensch wie Doktor von Welscher, der frühere Kompagnon Murbachs, behauptete, es mache einen blauen Rock erst schön. Das Haar der Sängerin war die Glorie ihres kleinen Kopfes. Sie trug es bald heroisch gewulstet, bald wallartig ums Haupt geführt. Sie sang die Elisabeth, und es rieselte in zwei leuchtenden Madonnenwellen herab. Sie sang die Walküre, und es wirrte als Germaninnengelock um Stirne und Hals. Kurz: das de Laria-Haar war von vielen Damen ebenso begehrt wie gemieden, da man mit „Theaterhaar" seinen guten Ruf aufs Spiel setzte. Die Damen rächten sich auf ihre Weise. Sie erfanden Spitznamen ... man sagte: „Die pneumatische Gräfin", denn das Gerücht erhob den verstorbenen Gatten zum Grafen. Die Witwe ließ sich diese Rangerhöhung gefallen ... ihrer Laufbahn wenigstens schadete sie nicht. Frau de Laria aber hielt auf ihren Ruf. Obwohl sie seidene Begierdestrümpfe trug, konnte man ihr nicht Beziehungen nachsagen wie ihren Kolleginnen. Sie unterschied sich ... Sie war eine tadellose Dame.

Mit dieser Freundin erschien Frau Fritzl immer öfter, endlich täglich um die Mittagszeit auf dem Ring. Sie waren bald stehende Figuren geworden, und wenn die Tante Tuba aus ihrem Wohnungsausguck die eine sah, wußte sie, die andre ist nicht weit. Frau Fritzl frisierte sich wie die Sängerin, Frau Fritzl trug den gleichen Hut wie die de Laria, hatte bald den zierlichen Gang der de Laria gelernt und — lernte schließlich auch bei ihr singen, obwohl sie hier bald an einer Grenze ihrer Begabung stand, die von Veranstaltern wohltätiger Feste gefürchtet war und nur unter der Höflichkeit abgewehrt werden konnte, die die Stellung ihres Mannes notwendig machte.

Frau Scheerbeck und Frau Zwickein konnten nicht begreifen, was die Sängerin an der dummen Murbach gefunden habe. Und sie wären keine echten Freundinnen gewesen, wenn sie nicht bei dieser Gelegenheit die Geistes- und Charakteranlagen der Frau Fritzl gründlich verwüstet hätten, denn echte Freunde haben, seit die Welt steht, die akrobatische Fähigkeit besessen: dem Freund von vorn den Rücken hinauf-

Digitized by Google

zurutschen und ihm von hinten die Nase zu schwärzen.

Wer sich aber an dem Ausdruck „dumme Murbach" gestoßen haben sollte, der hätte bedenken sollen, daß Fritzl seinerzeit eine gewisse Bestaubung mit Französisch und Kunstgeschichte erfahren hatte, die allerdings so dünn ausgefallen war, daß ihr Urwesen längst wieder nackt lag ... Überhaupt war es nicht leicht, das seelische Grundgesetz der Fritzl festzustellen, denn sie hatte deren mehrere, die einander anmutig ablösten und sich zu einem hübschen Charakterknäuel verwickelten. Sie hatte von der Welt im Grund geradsinnige, solide, aus der Postkutschenzeit ererbte Vorstellungen ... und fuhr gern im Automobil, das zwar ein schwerer Gegenstand war, aber rasch ging, und „von selbst". So erschien ihr auch das Leben. „Von selbst ..." Sie war stolz darauf, keine ledige Dame zu sein, schämte sich aber dann und wann der Ehe. Man stritt oft über Fritzls Anlagen: sie selbst kam sich rätselhaft kompliziert vor, hatte damit recht und unrecht ... wie immer. Ihrerseits war sie gewiß befugt, Frau Scheerbeck und Frau Zwickein für dumm zu halten, denn in der Tat: von diesen Seelen war die französische und kunstgeschichtliche Bestaubung durch die Stürme der Ehe viel gründlicher weggeblasen worden.

Die de Laria und Frau Murbach ...? Herr Cornexl, der Theaterdirektor, sah seinen Oberregisseur mit einem eingekniffenen Auge an, als darauf die Rede kam. Aber was kümmerte Frau Fritzl das Reden! Man sollte reden! Sie hatte eine Sängerin im Haus, sie hatte einen Erdentraum verwirklicht ...

Und welche treue Freundin war Liane! Sie hatte Fritzl an den Augen abgesehen, daß sie den Schmuck gern haben wolle, und, ein wahrhaft guter Kerl, hatte sie gesagt: „Nich' wahr? Er steht dir wundervoll. Ich bitte dich. Erst in vierzehn Tagen, wenn Aida 'rauskommt, oder was weiß ich, Salome? — brauch' ich mein Morgenland am Hals. Bis dahin, ach heil'ger Oskar, bist du zehnmal zurück. Nich' wahr? Nur 'n bissel achtgeben. Nich' wahr? Ich hab' ihn rasend gern! Mein armer Mann ... Du weißt ...! Rasend gern. Nich' wahr?"

Frau Fritzl hörte noch im Geist die wunderbar feudale Aussprache: „rasend" — Ton auf der letzten Silbe — und war hochrot geworden. In ihrer Freude hätte sie sich beinahe verleiten lassen, ihrem Mann davon zu erzählen. Sie hatte es schon auf den Lippen; aber sie hielt sich zurück. Sie hörte ihn schon im voraus knurren. Er verdarb ihr jede Freude.

Ratlos betrachtete sie ihren Unglückskoffer. Sie bemitleidete sich. Sie ertappte sich schließlich auf Haßgefühlen gegen die unschuldige Ursache all' dieser Verwicklungen, gegen Liane de Laria.

Es wäre alles so einfach gewesen, wenn sie sich ihrem Mann hätte anvertrauen können. Doktor Sepp Murbach war Rechtsanwalt und hatte Verbindungen in der Stadt, mit deren Hilfe das Wie und Wo herausgekommen wäre und vielleicht auch der Unglücksschmuck. Er stand mit dem Polizeidirektor auf bestem Fuß, kannte die Herrschaften der Elisabethstraße und was in Spelunken der Vorstadtviertel kreucht und fleucht, Bauschwindler, Milchpantscher. Aber wenn sie gebeichtet hätte, so würde seine erste Frage gelautet haben: „Wie kann man sich denn Sachen ausborgen! Wen hast du im Verdacht?" Sie hörte ihn schon reden: „Wer war an diesem Tag bei dir?"

Darauf hätte sie — keine Antwort geben können.

Am Morgen der Abreise war nur die lästige Copia bei ihr gewesen. Sie hatte ihr beim Anziehen geholfen und war dann — mit Müh' und Not — weggeschickt worden ...

Frau Fritzl blieb in der Zwischenzeit allein und wartete. Aus Langerweile telephonierte sie ihrem Mann, sie werde um halb zwei reisen, habe noch eine Menge vorher zu tun. Sie bedauere, ihn nicht mehr zu sehen. So war es auch geschehen, nur mit einer kleinen Änderung ...

Jedenfalls wußte von der Geschichte mit dem Schmuck außer ihr und der de Laria niemand als Herr Poldl Flitsch, und er war die Person, die sie um keinen Preis der Welt genannt hätte.

Nach elf Uhr, eben als Copia verschwunden war, erschien er. Er hatte erst im kleinen Rauchzimmer auf die Beendigung der Toilette der Gnädigsten gewartet, hatte

Digitized by Google

sich mit ihr durch die Tür unterhalten, bis er in reizender Kühnheit hinkniete und zu singen begann: „Zu dir, Frau Venus, kehr' ich wieder ..."

Das hatte sie gerührt und bezwungen. Sie öffnete dem Künstler die Tür. Gott, der arme Mensch! Er begnügte sich, ihre Arme zu küssen, von den Händen angefangen in einer Flötenskala bis zu den Ellenbogen. Das war alles... Nie hatte man ja eine stille Minute. Wenn er einmal zu einer Abendgesellschaft ins Haus kam, mußte man doppelt vorsichtig sein. Flitsch durfte den alten Exzellenzen bei der Bridgepartie zusehen, er durfte sich langweilen; kein Wort aber, kein Blick mehr als offiziell ... Ja, sie hatten ausgemacht, daß sie ihn kühl, sogar spitz behandeln dürfe.

Poldl Flitsch war die Hauptnummer des Stadttheaters: außer der de Laria, der einzige, der eine „Kraft" bedeutete. Er war die siegreiche Operette in Person, machte volle Häuser, besaß die „Herzigkeit", die faszinierte, den Zauber, der mit Blumen und Zigarettendosen belohnt wurde. Als er voriges Jahr auf Ferien ging, hatte sich ein Chor von Mädchen in Weiß eingefunden, ein ganzer Birkenwald, und des Sängers Waggon fuhr über Rosen, die man auf die Schienen gestreut hatte. Wenn er in einem neuen Lehar auftrat und mit seiner treuherzigen Stimme, seiner knabenhaften Unschuld, seiner Eleganz ein noch so perfides Couplet sang — es ging wie Poesie durchs Herz...

So oft er auftrat, saß Frau Fritzl im Theater, und so oft er gerufen wurde, dankte er unmerklich ihr allein. Und endlich war der Abend gekommen, wo sie ihn persönlich kennen lernte... auf der Theaterredoute — und der andre Abend, wo er sie zum erstenmal geküßt hatte ... im Stadtpark. Ja, ein erster Künstler hatte sie geküßt! Ein zweiter Traum ihres Lebens war Wirklichkeit geworden: die Liebe eines Künstlers. Sie konnte dieses Glück zwar nicht spazieren führen, auf der Promenade wie das andere; aber innerlich erhob es sie über den Chor der Freundinnen, die von Juristen, Medizinern oder Studenten zivile Huldigungen empfingen.

Daß nun Poldl Flitsch in ihr Schlafzimmer gedrungen war — der erste Sänger... nach siebenjähriger Ehe! — konnte sie einem unlyrischen Mann wie Sepp niemals begreiflich machen. Flitsch hatte ihr beim letzten Packen zugesehen, ihr sogar geholfen. Welche Schlüsse hätte Sepp daraus gezogen!

Und es war ja eigentlich nur eine zitternde halbe Stunde gewesen: Poldl zitterte, daß er Fritzl auf acht Tage entbehren solle, und Frau Fritzl zitterte: Besuche und Gewitter kamen immer zur Unzeit. Bei jedem Geräusch war sie zusammengefahren, und so sehr sie den Künstler liebte, sie atmete auf, als sie ihn hinausgebracht hatte. Und richtig: kaum war er gegangen, war auch schon Frau de Laria erschienen, um noch einmal Abschied zu nehmen. Welches Glück, daß die beiden einander nicht getroffen hatten! Flitsch war voriges Jahr in eine Geschichte verwickelt gewesen, die viel Aufsehen gemacht hatte. Einer Kollegin waren Schmuckstücke in der Garderobe abhanden gekommen. Aber Murbach hatte für Flitsch, der Gast seines Hauses war, interveniert, Flitsch war glänzend rehabilitiert worden, obwohl der Fall selbst unaufgeklärt blieb. Die de Laria hatte damals unbedachte Äußerungen getan — kurz, sie mußte sich entschuldigen, und es blieb eine Spannung zurück.

Fritzl und die de Laria hatten sich zwar schon am Abend vorher im Theaterrestaurant verabschiedet. Aber die feinfühlige Sängerin ließ es sich nicht nehmen: sie kam noch einmal, brachte eine letzte Stunde bei Fritzl zu, lachte über die närrische, übertriebene Vorsicht wegen des Schmucks und fuhr dann gemeinsam mit ihr weg. Frau Fritzl setzte sie beim Stadttheater ab und fuhr allein zum Bahnhof weiter.

Nur drei Personen waren also bei ihr gewesen, und keine davon kam in Betracht. Fräulein Copia ebensowenig wie Frau de Laria und Poldl Flitsch. Allerdings — Poldl Flitsch ... er hatte ihr beim Packen geholfen, er war mit dem Koffer allein gewesen, als sie ein paarmal aus dem Zimmer huschte. Doch, es war ganz undenkbar... Welche Gründe hätte Flitsch haben können? Wußte er überhaupt von dem versteckten Schmuck? Sollte der Lohn für seine Huldigungen — ein Verdacht sein?

Davon auch nur ein Wort ihrem Mann zu erzählen, die Linie dieser Möglichkeit auch nur anzudeuten — davor schauderte

Digitized by Google

sie zurück. Es hieß Skandal heraufbeschwören, das Stadtgespräch entzünden!

In solche Verwicklungen hatte sie der Schmuck gebracht.

⁂ ⁂ ⁂

Jetzt war sie auf dem Gipfel der Erregung. Sie erhob sich mit glühenden Wangen vom Diwan, das Liegen war unerträglich. Sie tastete ihre Frisur ab, stellte sich vor den Spiegel des Kleiderschrankes. Sie sah sich an... Schrecklich, schrecklich! Ihr Hausarzt pflegte zu sagen, es gehe von ihr immer eine amouröse Stimmung aus, ein stimulierender Reiz wie von einer Ballmusik. Sie mußte lachen. Ballmusik...! Schrecklich...! Sie nahm ihr Lockengesteck ab, suchte ein Peignoir hervor, und mit dieser gewohnten Tätigkeit kam nach zweitägigem Stürmen ein angenehmes Phlegma über sie, wie wenn ein eben im Fortissimo schäumendes Orchester ins Pianissimo zusammenbricht. Ihre glückliche Urnatur kam zum Durchbruch. Wozu alle Sorgen! Ach, man brauchte ihm gar nichts zu sagen...!

Während sie noch unentschlossen bald zur Tür ging, bald wieder umkehrte, klopfte Fräulein Copia. Ach, die Copia! Das alte Fräulein mit ihrer unausstehlichen Fürsorge brachte den Tee und nahm ihr den Entschluß ab. Copia kam gerade recht.

Frau Fritzl ließ sich das Bett richten und zupfte sich vor dem Spiegel das Haar.

„Geh, Copia," sagte sie, ohne sich umzukehren, „läut' einmal den Herrn an: Ich bin zurückgekommen. Ja. Nur das sagst du. Und daß ich indisponiert bin. Sonst nichts!" Sie ärgerte sich über das ewige Duldergesicht der Copia, von der sie ganz gut wußte, daß sie ihre heimliche Gegnerin war.

Copia wollte eben gehorchen und hinausgehen. In diesem Augenblick schrillte im Vorzimmer das Telephon. „Ach, es wird die Mama sein. Natürlich! Das ist ihr Geläute...!" Diese Dame hatte allerdings den Telephonwahnsinn. Sie läutete hundertmal im Tag an: Welches Kleid? Und um wieviel Uhr? Hast du schon gelesen?

Fritzl ging dem Fräulein Copia mit unbestimmter Neugier nach. Aber sie sah, daß Copia ehrerbietig am Apparat stand.

„Wer ist es denn?"

Copia, die offenbar zwischen zwei Pflichten schwebte, nickte in die Muschel, drehte den Kopf und flüsterte ängstlich zurück: „Der Herr Doktor!" Sie horchte weiter.

Frau Fritzl griff nach dem Herzen. Sie hörte die rauhe Stimme aus der Muschel rasseln. Copia drehte den Kopf wieder: „Der Herr Doktor! Ob die gnädige Frau schon zu Hause ist."

Fritzl und Copia sahen einander einen Augenblick mit starren Augen an.

Doktor Murbach wußte also schon... Woher? War er heute nicht in die Berge gegangen? Es war doch sein Tag.

Nach einer Sekunde der Sprachlosigkeit fegte Frau Fritzl aufgebracht in ihr Schlafzimmer zurück.

„Ja natürlich, ich bin zu Haus!" rief sie an der offenen Tür. „Sag', was du willst! Ja — ja — ich bin zu Hause und bitte, gib mir Ruh'! Er soll mich nicht stören, wenn er am Abend kommt. Niemand soll mich stören!"

Sie warf das Peignoir ab. Ihre Erregung richtete sich gegen Copia. Dieses lästige Ansehen! „Du, Copia, häng' überhaupt das Telephon ab! Ich bin nicht zu Hause. Für niemanden!" Sie schlug die Tür zu.

Endlich lag sie zu Bett.

Woher wußte er schon...?

Aber mit einer wilden Gleichgültigkeit warf sie sich in die Polster. „... mir ganz einerlei!" Die Krankheit war ihre Zuflucht für die nächste Zeit. Man wurde besser behandelt, man konnte nachdenken und schließlich: wozu gab es Hausärzte?

⁂ ⁂ ⁂

Frau Fritzl breitete sich im Bett aus, wie die Henne in der Sonne.

Draußen stürmte der Schirokko weiter, warf das Wasser an die Fenster. Sie sah, wie der Wind die Trauerweide packte, schüttelte und wieder zurückschnellen ließ. Sie aber genoß die Wärme des Ofens, die Behaglichkeit der Decke, rauchte Zigaretten, schmähte im Geist die österreichische Tabakregie, fürchtete sich vor dem Zungenkrebs, rauchte weiter, blätterte in Zeitungen, warf sie wieder hin, dehnte sich mit geschlossenen Augen in der behaglichen Einsamkeit. Niemand hatte sie gesehen. Niemand kam. ‚Und wenn er's weiß!' Sie huschelte sich ein und träumte.

Mit einem Male schlug sie die Augen

Digitized by Google

auf: Stimmen! Sie hörte draußen ein Hin und Her von Fragen. Es war Copia, die jemandem den Eintritt verwehren wollte, aber wie es schien, vergebens. Die andere Stimme durchstieß die Luft, sie bohrte sich durch die Tür, sie schien ihr so bekannt; das mußte — —

Richtig! Schon näherte sich die schneidende Stimme, die Tür ging auf, und im Rahmen erschien eine merkwürdige Gestalt. Es war eine ältere Dame, deren Geometrie sich annähernd dadurch bestimmen ließ, daß man von einer, der Länge nach halbierten Bockbeutelflasche sprach, auf deren Spitze ein Köpfchen saß, dessen Nase dem Schwung nach gleich mit der Bockbeutelflasche lief. Diese ganze Geometrie war ein Erbteil des berühmten Divisionärs von Haudeck-Heldenschwert, ihres Vaters, der unter Benedek gefochten und nach Sechsundsechzig in Pension gegangen war.

Die Mama schob sich durch die Tür und erfüllte das Zimmer der Zurückgezogenheit sogleich mit ihrer Oboenstimme. Nach diesem scharfen Rohrblasinstrument und nach ihrer Erscheinung hatte sie von ihrem Gatten den Namen „Tante Tuba mit der Oboenstimme" erhalten, während die Freunde des Hauses sich nach der früheren Stellung des Gemahls auf „die Tante Oberbuchhalterin" geeinigt hatten. Von ihr ging immer ein Lärm aus. Entweder stieß sie klirrend einen Ofenvorsetzer zurecht, oder sie stieß wie jetzt eine Tür laut auf. Sie sprach auf der Straße so laut wie in ihrer Wohnung, und ihre Kasernenstimme kündigte sie schon von weitem an.

In Sturm und Regen war sie gekommen. Nun stand sie da, um zu hören, zu erfahren: „Was ist geschehen? Bist du nicht in Wien? Wie kommst du her?"

Sie wiederholte diese Fragesätze unter Schnauben und sah drohend ihre Tochter an, die alle Fragen durch ihr Vorhandensein reichlich widerlegte.

„Guten Tag, liebe Mama," sagte endlich Frau Fritzl und legte einen besondern Akzent auf den Guten Tag, den die Mama vergessen hatte. „Guten Tag. Wie geht's? Setz' dich vielleicht nieder. Leg' vielleicht den Hut ab . . . wenn du schon da bist," fügte sie nach einer Weile hinzu. „Copia, Copia!" rief sie jetzt gereizt hinaus, „ich hab' doch gesagt, niemand darf . . .!"

„Eltern dürfen wohl immer," schrie Tante Tuba dazwischen, während sie ihren Plüschmantel öffnete. Ihre Stimme kletterte um einige Töne höher die Skala hinauf. „Also was ist denn los? Man darf wohl seine Tochter noch fragen, die man unter soviel Kosten aufgezogen und verheiratet hat? Wie?"

Sie setzte sich nicht, sie demonstrierte. Streng schaute sie die Tochter an, mißbilligend ruhte ihr Blick auf der Zurückgekehrten. „Was ist geschehen? Zurückgerufen? Warum wird uns das nicht mitgeteilt? Wie? Deine Eltern, glaub' ich, sind in erster Linie berufen, wenn die Familie... Wie?"

Die Tante Tuba sah, daß hier etwas nicht in Ordnung war, und Ordnung machen, das war vor allem ihre Sache. Sie war die Straßenpolizei in der Familie. Den Begriff Ehe füllte sie ganz allein aus, denn ihr Mann Cäsar Quirin Himmelfreudpointner zählte nicht mit. Cäsar war ein Mann der geregelten Lebensweise, machte tagtäglich seinen Spaziergang auf den Schloßberg, wie ihn seine Vorfahren gemacht hatten. Er trug seine Leidenschaften aus dem Haus. Wenn er etwas zu sagen hatte, so sagte er es auf der Orgel. Englische Madrigale aus den Zeiten des Purcell, das Magnifikat von J. S. Bach waren seine Minnelieder; in dieser alten Welt der Töne lebte er, und wenn er in der Ehe schwieg, so war es nicht, weil er etwa nichts zu sagen gehabt hätte.

Deshalb mußte Fritzl lächeln. ‚Deine Eltern!' Der gute Cäsar Quirin, ihr Vater! „Ja, um Gottes willen," fragte sie. „Woher weißt du, daß ich überhaupt gekommen bin? Es ist doch keine Stunde her — ?„

Die Tante Tuba, die am Karl Ludwig-Ring wohnte, hatte dort einen Erker, und in diesem Lugaus saß sie und beobachtete die Stadt. Sie wußte eben von der Rückkunft, wie sie alles wußte, und ging mit beleidigten Schritten auf und ab.

„Aber, Mama, in Gottes Namen, ich bin nicht disponiert. Erkältet bin ich ... verstimmte Nerven... mir ist so eigentümlich — — Bettruhe ist das beste. Gleich wird Professor Hupfer kommen —" Sie wurde ärgerlich und schlug auf die Bettdecke. „Nicht zehn Minuten hat man für sich ... Alle wissen, alle kommen ..."

Digitized by Google

Hotelrestaurant. Gemälde von Hans R. Lichtenberger
(Neuerwerbung der Kgl. Gemäldegalerie in Stuttgart)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Sie brachte mit diesen Andeutungen eine überraschende Wirkung hervor. Tante Tuba legte ihren schwarzen Bindbänderhut und die Plüschjacke ab. Sie schob sich mit süßer Miene an das Bett. Sie setzte sich darauf nieder, verschlang die Hände und drehte träumerisch die Daumen: „... das wäre ein Segen! Kann man gratulieren?"

Sie ließ einen zärtlichen Blick auf die Tochter fallen und wiegte sich in Möglichkeiten, die auf eine Verlängerung der Dynastie Murbach hinausliefen. „Wenn's nur ein Bub wird ..."

Aber Frau Fritzl drehte sich um und lachte, daß ihr der Rücken flog. Eigentlich war es beleidigend, ein gänzliches Mißverstehen ihrer Persönlichkeit. Eine Frau, die sich nur für die Kunst interessierte, sollte ...! So war es ja leider immer gewesen. Nie war sie in der Familie auf Verständnis gestoßen. Man hatte, was zum Lichte drängte, mit Banalitäten erschlagen. Sie hatte Schauspielerin werden wollen, und man hatte sie mit einem Juristen verheiratet.

Wortlos steckte sie eine neue Zigarette an und wehrte mit der Hand ab: „Wie kamst du auf die komische Idee?!"

Die Tante Tuba ging kopfschüttelnd zum Fenster und sah ins Wetter hinaus. Sie verstand die jungen Frauen von heute nicht mehr. Es war überhaupt nichts mehr verständlich in dieser Welt. Es gab keinen Sommer, es gab keinen Winter mehr. Im Winter war Sommer: es war warm und regnete. Und im Sommer war Winter: Schneeregen und Katarrh. Es herrschte keine Ordnung mehr da oben. Man sah, auch der liebe Gott wurde alt!

Frau Fritzl zerbrach sich unterdessen den Kopf. Wer hatte es Sepp mitgeteilt? Wer hatte sie denn überhaupt gesehen?

Plötzlich klingelte es. Die Tante verbarg sich für alle Fälle hinter dem Fenstervorhang. Die Tür ging auf, und die verlegene Copia wurde sichtbar, die abermals zwischen zwei Pflichten zu schweben schien und mit entschuldigenden Schultern andeutete, daß der bürgerliche Mensch machtlos sei gegen höhere Gewalt: Zwei Damen erschienen, die in lebhafter Weise rechts und links hinter Copia hervorschauten. Sie drängten sich herein.

Es waren Frau Scheerbeck und Frau Zwickein. Mit erregten Blicken überflogen sie den Schauplatz.

Beide waren Schwestern, die einander so unähnlich wie möglich sahen. Einst Schulkolleginnen der Fritzl, blieben sie ihr in unabschüttelbarer Freundschaft verbunden, obwohl die Ehe ihre Wege getrennt hatte. Während Fritzl einem Juristen verfiel, waren die Schwestern von zwei Drogen — Brüdern und Erzeugern kohlensaurer Getränke — aufgeheiratet worden.

Frau Scheerbeck, die ältere, gehörte dem Schlag an, den man in den Alpenländern mit „Schmale Zange" bezeichnet. Ihr Gesicht war schmal, ihr Mund zangig und ihre Silhouette kahl wie eine Steppenlandschaft. Während ihre Schwester bestrebt war, eine vorquellende natürliche Fülle auf diejenige Silhouette herabzuarbeiten, die dem Umriß eines Regenschirmfutterals entsprach, arbeitete Frau Scheerbeck, wie man ihr nachsagte, am Gegenteil. Sie ließ sich geheimnisvolle Damenbalsame aus Paris kommen. So bemühten sich beide Damen in entgegengesetzter Richtung, aber beide gleich erfolglos.

Frau Mary Zwickein, die rundlichere, kleinere, überhaupt gelungenere Ausgabe ihrer Schwester, war gemütlicher und nur in einem Punkt etwas empfindlich: in ihrer Gesellschaft durfte das Gespräch nicht auf Füße kommen, mochten es Füße welcher Art immer sein, ob Ameisen-, Sessel- oder Lebensfuß. Sie gehörte eben zu den „nobleren Leuten", was sie dadurch ausdrückte, daß sie „Märi" hieß und immer blinzelte. Noble Leute haben nicht Augen wie Mürztalbauern. Noble Damen haben ein schwaches Gesicht, und deshalb gingen Märis Augen nie ganz auf ... sie blinzelte nur durch einen schmalen Spalt der Lider, wodurch sie auch die großen Füße auszugleichen suchte, die sie angeblich den steirischen Schuhmachern zu verdanken hatte.

Frau Fritzl sah die beiden Damen mit einem Lächeln an, das aus Erstaunen und Ärger gemischt war. Da standen sie in voller Blüte, Zwirnhandschuhe an den Händen, Galoschen an den Füßen, Regenschirme in der Hand, als ob es keine Vorzimmerwand gäbe. Aber sie kannte diese Seelen: bei Aufregungszuständen hörte die Erziehung zur Vorzimmerwand sofort auf.

Digitized by Google

Dazu also war sie im Rücken der Stadt nach Haus gefahren, dazu durch die uneleganten Gegenden, dazu mit dem Muff vor dem Gesicht, um nun eine Stunde später die Krähen des Promenadeklatsches versammelt zu sehen!

Frau Fritzl setzte sich auf. Sie legte die Hände auf die Bettdecke. Noch nie waren ihr diese Freundinnen so unangenehm erschienen.

„Mei' Monn ..." begann Frau Scheerbeck mit tiefer Stimme, „mei' Monn hat dich g'sehen. Du bist im Wagen g'fahren..."

Frau Fritzl unterbrach die vom Geist ihres Mannes erfüllte Drogistin. „Jaja ... es ist kein Geheimnis! Es müßte euch doch angenehm sein, daß ich wieder zu Hause bin. Wie? Ist es euch denn unangenehm?"

Das war einer der Stiche, die nur die Damenfreundschaft austeilen kann. Aber Fritzl war gereizt. Dieses ewige „mei' Monn"! Diese Kaufmannsgattinnen-Manieren! Wie hoch stand die de Laria über diesen Weibern! Mit ihrer Lebensart, ihrem Schmiß, ihrem gewählten Dialekt! Wenn sie Geistreiches sagte, wurde sie von solchen Frauen erst lang hinterher verstanden! Nein ...! Frau Fritzl sah sich selbst wie im Spiegel: so war die Welt, aus der sie das Theater befreite.

Die beiden amusischen Freundinnen hatten unterdessen ein schnatterndes Geschrei erhoben. Sie beteuerten, sie schwuren: nur die aufrichtigste Teilnahme, nur Erkundigungen ... „Was fehlt dir denn?"

„Ach, eigentlich nichts," beruhigte Fritzl die Besorgten, „Gliederschmerzen. Gott, bei diesem Wetter. Ich kann doch nicht auf Krücken Soireen besuchen."

Diese Darlegung schien wenig Überzeugungswerte zu haben. Frau Scheerbeck und Frau Zwickein schauten einander einen Augenblick ungläubig in die Augen ... sanken aber dann nach rückwärts zusammen, denn Tante Tuba war unter Geräusper hervorgetreten.

Eine süße Begrüßung der Matrone. Dann entstand ein Schweigen. Frau Zwickein schielte nach dem Tee und den Zigaretten, die nicht angeboten wurden. Frau Scheerbeck bemerkte mit unangenehmer Ironie: „Du siehst aber geradezu glänzend aus. Aber vielleicht sind wir Euer Hochwohlgeboren unangenehm ... bitte nur zu sagen ... aber hab' ich nicht gleich gesagt, es ist jetzt kein Reisewetter? Und mei' Monn —"

Frau Fritzl unterbrach gähnend: „Was gibt es denn Neues?"

Das war unvorsichtig. Darauf schienen die Damen nur gelauert zu haben. Auf dieses Stichwort wurden sie lebendig.

„Neuigkeiten? O ...!"

Die de Laria war gepfändet worden. Frau Scheerbeck weidete sich, als sie es erzählen konnte. Ja, gepfändet! Der Zuckerbäcker, die Modistin, die Schneiderin hatten die Geduld verloren. Auch „der Hotelier, wo die Künstlerin ein großes Souper für zwanzig Leute bestellt haben soll", war zu Gericht gegangen. Ähnliche Wege schlug Frau Flögl, die Quartierdame, ein, die die Wohnung für den ersten gekündigt hatte. Es war ein Feldzug aller Gläubiger; aber ein aussichtsloser, denn die Gage war längst von anderen mit Beschlag belegt, und als die de Laria bei Cornexl, dem Direktor, mit Vorschußwünschen erschien, habe er Krach gemacht. Kurz, alle, die sich mit dieser Überraschung beschäftigen, kamen zu dem Schluß, es könne mit der Künstlerin und ihren Reichtümern doch nicht weit her sein ...

So erzählte die Scheerbeck hinter der vorgehaltenen Hand, als ob es die de Laria sonst hören könnte.

Frau Zwickein half der Schwester. Die Tante beteiligte sich nickend mit Überlegenheitslächeln, und alle drei waren einig in der Verurteilung des Theaters. „Mit den Theaterleuten soll man sich nicht einlassen," bemerkte Frau Scheerbeck und gab damit ihrer Freundin sämtliche Stiche zurück.

Frau Fritzl hatte einen Körperschauer. Nun würde die de Laria den Schmuck nur um so dringender brauchen. Was beginnen? Aber wer wußte, ob alles wahr war ...

Frau Fritzl wurde entgegenkommender. „Das ist ja sehr interessant!" sagte sie mit gemachter Lässigkeit. „Man wird ja hören ... Jedenfalls dank' ich für euern lieben Besuch. Hoffentlich sitzen wir in acht Tagen wieder beisammen — in meiner Loge. Ich werde mich mit meiner Krankheit schon beeilen. Ich läute euch schon auf; ich dank' euch. War sehr lieb von Euch ..."

Digitized by Google

Die in Aussicht gestellte Loge schien eine besänftigende Wirkung auf die Schwestern auszuüben, sie wurden friedlich wie eine reine Terz.

Sie gehörten einem alten Kaufmannsadel an, nicht neuen Wackelfirmen. Sie hatten Geld, es mußte nicht erst erworben werden. Ihre Männer besaßen ein sogenanntes Perpetuum mobile-Geschäft, das von selbst ging, nachdem es der Urgroßvater in Gang gesetzt hatte, wie der liebe Gott die Welt. Obwohl die beiden Damen also mit einer „Goldgrube" verheiratet waren, übte doch der Freikartenzauber seine Wirkung. Man mußte sich nicht an der Kasse drängen, man brauchte nur zu erscheinen, man zählte mit, man prangte mit. Und Frau Scheerbeck erzählte sogleich geläufig, wie sehr ihr Mann für „Putschinis Aida" schwärme, die in acht Tagen aufgeführt werden sollte.

⁂ ⁂ ⁂

Die vier Damen wandten die Köpfe und schauten nach der Tür. Die duldende Copia erschien, verlegener als je.

Es hatte draußen wieder geklingelt, und als Copia die Wohnungstür öffnete, war ein junger Mann zur Tür herein gestolpert, der vor ihr der Länge nach auf den Teppich flog. Sein grüner Hut rollte auf dem Rand davon, während ins Vorzimmer ein Haufen von Büchern polterte, die er unter dem senfbraunen Havelock gehalten hatte. Selbst über das runzelige Apfelgesicht Fräulein Copias ging ein Lächeln, als der junge Mann vor ihr auf dem Bauch lag und sein „Küß die Hand" in den Boden rief. Er erhob sich verwirrt. Er suchte auf dem Teppich nach der Ursache seines Falles, betrachtete seine unglücklichen Beine, die kniezerbeulten, randnassen, bodenscheuen Hosen, fragte dann mit hopsender Zunge und unter fortwährendem Dienern nach Fritzls Befinden, deren Rückkehr ihm wie ein Glücksfall vorzukommen schien. Er hatte davon irgendwie erfahren, kein Regen vermochte ihn abzuhalten: nun war er da, hatte freudeglänzende Augen und schnappte nach Luft. „Entschuldigen ...!" Er entschuldigte sich immer, denn er war einer der Menschen, die über jede Schwelle stolpern, alle Weingläser umwerfen und stets irgendwie ausrutschen. Heute war er etwas stürmisch ins Haus getreten.

„Entschuldigen ...!" Er bückte sich und hob mit Copias Hilfe die Bücher auf, versammelte sie wieder unter dem schützenden Senfbraunen, zog den Kärtnerhut unter dem Kasten hervor und huldigte der Copia, indem er verehrungsvoll dienerte.

Von seinem Kopf strahlten borstige schwarze Haare nach allen Seiten durcheinander wie die Stacheln des Seeigels. Er hielt den dürren Oberleib fast immer wagrecht und sagte, zu Fräulein Copia aufschauend, er habe für Frau Fritzl eine Überraschung mitgebracht, den „Goldnen Topf" ... „Ja, den goldnen Topf ... Topf ..."

Behutsam zog er eines der Bücher hervor. „Fräulein Copia, der Topf! Das reizendste Märchen der Romantik ... Romant — — wenn Etea Hoffmann nichts als das geschrieben hätte. Ach, Fräulein Copia — Etea Hoffmann! Was macht denn die G-gg-g-gnädige, Gnädige? Die Romantik nämlich ... mein Spezialfach ... bitte, geben Sie ihr den goldnen T-t-t-topf! Es ist das reizendste ... ja ... hier!" Seine Gedanken strömten in einem hemmungslosen Erguß dahin. Die Worte purzelten übereinander, und E. T. A. Hoffmann war dem Philologen so geläufig, daß der Dichtername zu einem Wort verschmolzen wurde: Eteahoffmann ... Eteahoffmann ...

Copia wußte wirklich nicht, was sie mit dem Seeigelmenschen machen sollte. Seine Huldigungen riefen aber ihr Mitgefühl hervor, der goldene Topf erschien ihr zugleich so rätselhaft, daß sie sich, wenn auch zögernd, entschloß, die Sache zu übernehmen. Sie öffnete ängstlich die Schlafzimmertür. „Entschuldigen Sie ... der Herr Spittaler! Er läßt die Hand küssen und schickt das Buch da!"

Sie hielt den goldenen Topf unschlüssig hin. Von den Damen wurde sie feindlich gemustert, denn hinter ihrem Rücken erschien spähend das Brillengesicht Lois Spittalers, der zur halboffenen Tür herein huldigte. Die Tante suchte ihn durch Schreckblicke von der Schwelle zu scheuchen, die Scheerbeck kämpfte vergebens ein Lächeln nieder, die Zwickein musterte ihn vornehm blinzelnd durch das Lorgnon ...

Frau Fritzl war sprachlos. Jetzt kam dieser Kärntner-Lois auch daher! Unausstehlich ...! Ein Student?! Ein verliebter

Digitized by Google

Almbruder. Spittaler hatte ein Talent, zur ungelegenen Zeit zu kommen, ein Talent, Dinge zu erzählen, die sie nicht interessierten. Er ging ihr, wie sie sagte, „auf den Nerven" spazieren ...

Sie riß die Decke bis zum Halse hinauf, schlug der Copia das Buch aus der Hand: „Zum Teufel hinein! Hinaus!"

Der goldne Topf war zur Tür geflogen. Spittaler, der unterdessen noch ein Manuskript vorgezogen hatte, das er vorzulesen gedachte oder wenigstens zu überreichen, erblaßte. „Gnädige Frau," rief er bebend. „Ich habe über Etea Hoffmann ... Etea Hoffmann ein Föllgeton geschrieben, Föllgeton ... wirklich gelungen ... aber ich glaube, Sie haben keine Zeit?"

Ehe er sich's versah, war Spittaler wieder draußen und steckte das „Föllgeton" über Hoffmann seufzend zu sich.

Unter seinen triefenden Havelock preßte er die Bücher an sich. Sie hatte ihn hinausgeschmissen ... O, sie war so hart mit ihm, so hart! Ach, wenn er hätte *singen* können. Singen wie Herr Flitsch. Aber er hatte nur Literatur, Literatur, keine Stimme!

O, wie er Herrn Flitsch haßte! Ja, der Herr Flitsch! Alle Mädel beteten ihn an, alle Türen sprangen vor ihm auf. Herr Flitsch war Feldwebel gewesen, Herr Flitsch hatte nichts gelernt, aber alle Frauen wiegten zärtlich nach ihm den Kopf, wenn er durch den Park bummelte. Und Spittaler, der studiert und studiert hatte und nichts ersehnte, als daß eine einzige Frau ein einziges Mal sein Gesicht streichle, lösend und lächelnd — er war ein ewiger Bettler der Liebe ...

Das Weib war für Spittaler das Kunstwerk des Lebens. Mehr noch. Er betete zur Frau. Um ihretwillen lebte er, durch sie griff sein Gefühl über in das All, und sich mit einer Frau zu vereinigen, war hier nicht Vereinigung für diese Erde, sondern für die ewig kreisende, unendliche, geheimnisvolle Welt, aus der das Sein in Strahlen und Strömen schoß.

Er zitterte. Er hielt sich beim Hinabsteigen an der roten Samtschnur des Treppengeländers. Er hatte dieser Frau eine Freude machen wollen. Er stellte sich Frau Fritzl noch einmal vor ... wie er sie gesehen hatte ... und sein Mund lächelte bitter.

Im Flur am Stiegenaufgang stand in einer Nische eine weiße Venus. Für alle war sie die huldreiche Göttin, nur nicht für ihn. Im großen Theater der Liebe waren stets alle Plätze besetzt, und Spittaler mußte abziehen, ohne das Stück gesehen zu haben. Er legte den Kopf einen Augenblick an den kühlen Stein und verhüllte sein Gesicht mit dem nassen Havelock.

Dann ging er still davon, mit seiner ziellosen, ins Ferne greifenden Sehnsucht, um weiter zu studieren und zur Frau zu beten ...

⁂ ⁂ ⁂

Frau Scheerbeck setzte die Erzählung von „Putschinis Aida" nicht fort. Die Damen machten vielmehr Miene zu gehen. Sie hatten heute Theaterabend.

Frau Fritzl atmete auf. Sie steckte eine neue Zigarette an. Die lieben Freundinnen! Was hatten sie anderes gewollt, als ihr das Geheimnis entreißen ...! Oder, wie es in ihrer Sprache hieß: sie „ausfratscheln" ...!

Als Frau Scheerbeck mit ihrer Schwester unten in den Wagen stieg, bemerkte sie: „Hinter dieser Gicht steckt etwas ganz anderes. Das lass' ich mir nicht nehmen ..." Und sie summte anzüglich die Melodie einer alten Operette: „An dieses Wimmerl glaub' ich nicht."

Einige Minuten später fuhr die Tante Oberbuchhalterin in ihrem Wagen nach. Sie strebte durch Sturm und Regen der Kanzlei ihres Schwiegersohnes zu. Sie hatte Familienberatungsgefühle. Ordnung mußte gemacht werden!

Telephonisch hatte sie mit Herrn Doktor Murbach verschiedene Male kein Glück gehabt. Denn wenn sie eben im besten Strom war und in die Muschel wusch, dann war dort auf einmal nichts. Hallo! Hallo! Man stand vor einer Mauer. Doktor Murbach, der Gespräche mit der Tante nicht zu bevorzugen schien, hatte das Hörrohr abgelegt und redete sich später auf Störung im Apparat aus. Sie war sozusagen telephonisch hinausgeschmissen.

So mußte sie denn selbst heran. Sie jagte in gleichem Rhythmus den Weg zurück, den eine Stunde früher Frau Fritzl gekommen war.

Endlich die Sackstraße. Sie zog die Bänder ihres Hutes energisch um den Kopf und stieg die breite Treppe hinauf.

Digitized by Google

Murbachs Kanzlei lag in einem der alten Häuser der Sackstraße, die in den Schloßbergfelsen eingemauert sind und mit ihren tiefen Höfen und Barockgittern einst ein romantischeres als das Jahrhundert der Zivilprozeßordnung beherbergten. Man hätte erwartet, daß aus einer der portalummauerten Türen des ersten Stockes, wo noch die Tafel „Doktor von Murbach und Doktor von Welscher, Rechtsanwälte" hing — obwohl Murbach jetzt allein arbeitete — ein Klosterbruder träte und durch die Loggien beschaulich in den Hof blicke.

Doktor von Murbach amtierte in einem weiß gestuckten alten Hofzimmer, während der verflossene Doktor von Welscher ein Gassenzimmer mit Interieur gehabt hatte. Dazwischen lag das Schreib- und Wartezimmer. Zwei Mädel saßen da und klapperten einander täglich Rekurse und Streitverkündigungen ins Gesicht, während an einem Fenstertischchen Herr Flögl, der Sollizitator, über Ordnung wachte. Herr Flögl war ein gekrümmtes Männchen, das auf einem hohen Stuhl saß. Er hatte ein kleines, gelbes, wütendes Gesicht mit einem mächtigen Nietzscheschnurrbart, er haßte Schauspieler und Fliegen. Aber immer neue Geschlechter fettgefressener Fliegen schwärmten, dem Broterwerb nachgehend, an seinen Tisch und schauten unter Füßereiben zu, was er auf dem Papier wohl mache. Da hob er denn den Pracker, und jeder Schlag saß. Alle Augenblicke hörte man den dumpfen Krach und hinterher ein dunkles Murmeln: „Luder...!"

Eben war die Frau Oberbuchhalterin mit ihrer ganzen Würde keuchend in den ersten Stock geklettert und hatte vorsichtig die Tür unter dem Portal geöffnet. Im Schein des Fensters wurde Herr Flögl sichtbar, der aber auf ihren „guten Tag" nicht antwortete, weil er die Klappe zu einem vernichtenden Hieb erhoben hatte. Da er jedoch sein Gesicht gleichzeitig der Tür zuwandte, blieb es unentschieden, wem das wütende Knurren galt, womit er seinen gewohnten Erfolg begleitete.

Die Tante Tuba fühlte sich etwas eingeschüchtert und wollte nach dem Chef fragen, als dessen Tür aufflog und zugleich ein Mann in Bauerntracht herauswirbelte. Hinter ihm ein Herr, geradschultrig, kräftig gewachsen, in mittleren Jahren, mit rotbraun flammendem Bart. Murbach selbst!

„Mein früherer Kompagnon soll machen, was er für gut hält! Solche Geschäfte mache ich nicht! Hinaus, hinaus...!"

Ein hochroter Wulst zog sich über seine Stirn, die Spur eines alten Säbelhiebs.

Doktor Murbach, der schon einige Übung in dieser Art advokatorischer Tätigkeit zu haben schien, riß schnell die zweite Tür auf und hatte den Agenten alsbald vollends durchs Portal gebracht.

„Sie werden schon noch hören von mir! Ihr Kompagnon macht es aber! Sie —" hörte man die Stimme des Agenten, aber der Rest ging verloren, denn Doktor Murbach schlug die Tür zu, wie man einen festen Punkt hinter eine Unterschrift setzt. Er riß seine grüne Weste mit den Silberknöpfen zurecht, die er unter dem grauen Rock trug, und begab sich in sein Zimmer.

Auf dem Weg dahin bemerkte er die Tante. Ohne persönliche Note in der Stimme sagte er stark: „Habe die Ehre!" Und schon war der Grollende verschwunden. Die Tante stand verlegen — —

Niemand kümmerte sich um sie. Die beiden Mädel klapperten mit steilen Gesichtern mechanisch weiter, und die Versuche der Tante Tuba, sich irgendwie auszusprechen, wurden von Herrn Flögl unterbrochen, der eben wieder zu einem Schlag ausholte. Klapp...!

Da ermannte sie sich. Sie beschloß in den nächsten Tagen einen ausführlichen Familienbrief zu verfassen und ihn Murbach zu überreichen. „Habe die Ehre," sagte sie plötzlich in gleich starkem Ton wie Murbach, auch ohne persönliche Note, und schlug auch die Tür zu. „Habe die Ehre!"

Doktor von Murbach versuchte weiter zu arbeiten. Er nahm einen Akt aus dem Regal. Nach einer Weile hörte er wieder auf. Es ging heute nicht. Von Wien zurück! Von ihrem Wien! So rasch? Streiche seiner Gattin waren ihm nichts Neues, ihre ganze Ehe setzte sich aus Streichen zusammen. An Fritzls Nerven glaubte er so wenig wie die Drogenschwestern an ihre Gicht. Was also war geschehen?

Eigentlich eine sonderbare Frau! Nicht ein Wort teilte sie ihm mit. Wenn er ihre Rückkehr nicht zufällig erfahren hätte, wenn nicht Fred gekommen wäre, er wär' heut

Digitized by Google

abend in die Berge gegangen, er wäre Montag zurückgekommen, er hätte nicht gewußt, wo seine Frau sich aufhält... Er schob den Sessel weg. Er ging auf und ab, die Hände unter dem grauen Steirerrock. ‚Die Sorge,' antwortete er sich selbst, ‚die Sorge!' Er blieb am Schreibtisch stehen. Er sah zum Bild des Erzherzogs Johann auf, das oben hing. Der Führer der Steiermark! Den Alpenstock eingestemmt, den Fuß auf der höchsten Spitze, das Land zu seinen Füßen betrachtend, so stand der hohe Herr. Murbach sah den Prinzen an, als müsse der ihm helfen.

Doktor von Murbach stammte aus einer der ältesten und einflußreichsten Familien des Landes. Der Grabstein seines Urahns war in die Außenwand der Leonhardkirche eingemauert. Noch heute konnte man die Inschrift lesen. „Der edle und gestrenge Herr Johann Georg von Murpach vierwahr ruhet allda. Sein aufrichtiger Wandel hat ihn verdienet fünfzig Jahr. Kaiserl. Khriegspauschreiber war er, sein Leib ist mit Wenger Erde zufrieden. Aber die Seel hat sich in Himmels Wohnung begeben. Allwo er ruhet in Fride ohne Khrieg in Ewigkeit Amen." Darüber stand des Kriegsbauschreibers Wappen, das Murbachsche Familienwappen: ein Wisent, der die Hörner zum Stoß gesenkt hat und auf einen kläffenden Köter losgeht.

Murbachs Großvater, Johann Andreas, war ein Liebling des Erzherzogs Johann gewesen. Mit diesem seinem Vertrauten hatte der Prinz die Trasse der ersten Eisenbahn nach Steiermark entworfen, und Erzherzog Johann war der Hausgott der Familie. Offenbar einem hohen Vorbild folgend hatte der Großvater auch ein Mädel aus der Aussee Gegend zum Weib genommen. Ritterblut und Bauernblut floß daher in den Adern des Enkels zusammen. Und so sah er auch aus. Manchmal trat aus dem Gesicht des Advokaten der stolze, gerade Zug der gräflichen Herren heraus, die zur Kaiser Karlzeit auf der Kühtratte die Degen kreuzten, wenn sie beim Kegelspiel im Ballhaus aneinander geraten waren. Manchmal aber sah Murbach aus wie der obersteirische Besitzerssohn, wenn er auf die Kirchweih raufen geht. Wenn er saß, lagen seine Fäuste immer geballt auf dem Knie, wie gewohnt, die Waffe zu halten.

Man kam in allen möglichen Angelegenheiten zu Murbach. In Wahlsachen ging man zum Landtagsabgeordneten Murbach, in Fremdensachen zu Murbach, in Eisenbahnsachen und — neuestens auch in Theatersachen, seit Doktor von Welscher sich von ihm getrennt hatte. Murbach lebte in Prozessen und Sitzungen, er stritt für andrer Torheit oder Eigennutz. Er ging nicht in die Gesellschaft. Schon lange wich er den Teewasserabenden aus, die Frau Fritzl eingerichtet hatte. Er fühlte sich unbehaglich in der wohlgeordneten Komödie, die sich diese Gesellschaft alle Wochen vorspielte. Er stritt nie mit Frau Fritzl: sie saß in ihrer Villa oder im Theater, er in seiner Kanzlei. Es war eine schweigsame Ehe.

Warum von Wien zurück...? Er kannte die Gründe nicht; Geldsachen aber, vermutete er, waren es nicht — sonst hätte Fritzl sich schon gemeldet. Also was...?

In solchen Stunden wie heute klagte er sich leise an: man schließt Ehen mit jungen Mädchen, die jeden nehmen, der nicht auffallend schadhaft ist. Sie sagen ja, weil es eine Förmlichkeit ist. Sie erfüllen alle Förmlichkeiten. Kinder werden geboren, Kinder sterben... und nichts verbindet die beiden Menschen. Vereinsamt in der Gemeinschaft, jeder allein auf der gleichen Straße... Du hier — ich drüben. Wie Fremde...

In der Ecke des Zimmers unter den gekreuzten Degen und Rapieren lehnten schon die Skier für die Almfahrt. Heute abend hatte er aufsteigen wollen in die Bergeinsamkeit, in sein kleines Bergheim auf der Alpe. Früher war er nicht allein gegangen, sie hatte ihn begleitet... das war in den ersten Zeiten gewesen. Wie lange schon nicht mehr? Er sah die Skier an. Wie ein Sinnbild war das... Allein! Frau Fritzl haßte den Berg: nicht vornehm... kein Betrieb... nicht gesellschaftsfähig. Sie liebte Schlittschuhlaufen mit Konzert und Lampions. Er aber stieg hinauf, frühmorgens am blauen Wintersonntag, den Oberkörper bloß, atmend und heiß... von der Höhe herab donnerte, wühlte der Gipfelwind! Auf der freien Alpe war er sicher vor der „Gesellschaft", floh aus der Not der Stadt, der Dürre des Daseins, hielt einen Gottesdienst der

Digitized by Google

Morgenröte als heimlicher Beter. Dann ging's auf Flügelfüßen über glitzernde Flächen ... über die Weiten und Breiten der Alpe in stäubenden Schnee ... da kam Flug in die Seele. Da löste sich alles herunter wie die Haut beim Sonnenbrand!

Was war das für ein aufgeregter Tag gewesen! Zuerst sein Neffe Fred, ein lauter, ewig nörgelnder Herr mit einem nasenziehenden, musternden Lächeln, als röche es in ganz Österreich schlecht. Ärger mit dem Agenten, Ärger wegen Welscher, Ärger wegen Fritzl, und Herr Cornexl, der Theaterdirektor, stand noch bevor!

Da lehnten die Skier müßig in der Ecke, der Rucksack darunter, der Wetterkragen. Und draußen warteten die glänzenden Gipfel.

Es klopfte. „Herein!"

Herr Flögl ließ ein behendes Männchen hereinschlüpfen, das eine schwarze Binde über dem einen Auge trug und mit dem andern verschmitzt ins Zimmer zwinkerte. Mit großer Gebärde schwang er einen grauen Zylinder und rief im jovialen Ton: „Küss' die Hand, Herr Doktor! Servitör! Ganz ergebenster Diener! Meine Reverenz! Ich lege mich zu Füßen!"

„Guten Abend, bitte!" Murbach bot Herrn Cornexl Platz an. „Was steht zu Diensten?"

„Werden Sie gleich hören," erwiderte der Theatergewaltige, stellte seinen Zylinder unter den Fauteuil, zog seine gelben Rehledernen aus und legte sie in den Hut. „Was macht die Frau Gemahlin?" Und ohne sich beim Grad dieser Frische länger aufzuhalten, ging er mitten in die Dinge. Er sah farbenkräftig aus. Sein dünnes, korngelbes Haar war zu einer gespalteten Gorillafrisur ausgebürstet, den Kragen umschlang eine nelkenrote Krawatte, und ein schwarzer Kaiserrock sprach deutlich von direktorialer Würde.

„Sehen Sie, der Herr Doktor Welscher ist nicht mehr da, er ist überhaupt nicht da... Café Kaiserhof umsonst gesucht, wo er immer in der Auslag' sitzt — — da muß ich halt mit Ihnen sprechen. Schauen Sie, es is a Kreuz ... das Repertoire ... da is es schon!" Er zog aus seiner Westentasche, nachdem er in verschiedenen andern Fächern des Kaiserrocks gesucht hatte, einen Zettel, faltete ihn auseinander und sagte, während er die Schrift zu entziffern trachtete: „Also das Repertoire! Es geht jetzt gegen den Letzten. Gagentag vor der Tür. Meine Herren Kapellmeister (Künstler, Gott behüte!) haben mir da etwas aufgesetzt. Zauberflöte! Ich bitt' Sie, Zauberflöte für den Siebenundzwanzigsten! Was sagen Sie? Für den Siebenundzwanzigsten! Allen Respekt! Klassisch is klassisch. Aber gegen den Letzten kann i ka' Zauberflöte brauchen. Gegen den Letzten kann i kan Bethoffen geben! Renässance, bitt' Sie, Renässance, schreibt er mir auf — Ha!"

„Renaissance?" fragte Doktor von Murbach, dem die Aussprache Cornexls nicht klar war. „Wenn ich mich schon damit befassen soll, so möchte ich sagen, soviel ich weiß, ist Renaissance doch eher ein modernes Stück. Was steht denn eigentlich zu Diensten?"

„Aber bitt' Sie, klassisch is es. Verse! Sind doch Verse drin. Alles Verse. I kann den Leuten am Achtundzwanzigsten do' net mit Verse kommen? Also net wahr? Sie werden mir recht geben: Kapellmeister können kein Repertoire machen. Deswegen lass' ich sie auch jedesmal ruhig schreiben. Dann geh' i aber damit zum Kassier." Er zwinkerte Murbach aus seinem freien Auge schlau an. „Was der Kassier sagt, das ist schon eher was. Der Kassier is mein Kapellmeister. Der dirigiert! Besonders vor 'n Gaaschtag... Und nach 'm Kassier bin i halt alleweil zum Herrn Doktor Welscher 'gangen. Großartig. Was der g'sagt hat, hat immer g'stimmt. Bitt' Sie. Theater is heut a Geschäft wie Hosenträger und Odol. Und ka gutes. Mei' Frau sagt alleweil zu mir: geh, mach' a Kino auf...!"

Doktor von Welscher, dessen Lob jetzt Murbach vorgesungen wurde, war bis jetzt wirklich Rechtsfreund des Theaters gewesen und hatte diese Erbschaft mit vielen andern seinem Kompagnon hinterlassen. Er hatte dem Direktor seinen Beistand nicht nur in Repertoirenöten geliehen, sondern auch in finanziellen Angelegenheiten. Er hatte einen genialen Modus ausgedacht und legte die Einnahmen eines Monats so geschickt an, spekulierte mit den Papieren so raffiniert, daß Cornexl am Gagentag mit stillem Zwinkern einen Gewinn einsteckte, den er mit Welscher teilte. Murbach hatte das erst lange nachher erfahren.

Digitized by Google

Direktor Cornexl übergab Doktor Murbach den Zettel: „Also was meinen Sie? Soll ich net lieber am Siebenundzwanzigsten einen Lehar geben? Da fliegen's drauf! Und am Achtundzwanzigsten: Das vertauschte Bett. Fliegen's auch drauf. Dann könnten wir, net wahr, am Neunundzwanzigsten den Lehar wiederholen (vielseitiges Verlangen!) und am Dreißigsten meinetwegen sollen's den Lohengrin haben... nein, nein! Maria Stuart! Da haben die Schulen frei. Das ist ein Repertoire! Was glauben S' also?"

„Mein lieber Herr Direktor, er ist sehr ehrenvoll, daß Sie auch zu mir Vertrauen haben..."

„Nicht wahr? Man muß immer die Stimme des Publikums hören sozusagen!" unterbrach ihn Cornexl. „Deshalb hab' ich mir gedacht, Sie übernehmen die G'schicht jetzt für den Welscher. Wo ist er denn eigentlich? Was treibt er denn?"

„Weiß ich nicht," entgegnete Murbach kühl. „Ich..."

„Aber nein!" unterbrach ihn der Direktor, der selten jemanden ausreden ließ. „Sie werden das ebenso treffen. Bitt' Sie — die Advokaten! Sie treffen's noch viel besser! Die Frau Gemahlin... weiß ja, eifrigste Besucherin! Aber bitt' Sie! Eine solche Frau! Und wegen der de Laria hätt' ich auch zu reden. Was mir die jetzt für Geschichten macht! Soll ich sie behalten für nächstes Jahr? Vertrag läuft ab! Dann wegen den Poldl Flitsch hätt' ich auch noch mancherlei zu reden. Der Flitsch! Wissen Sie! Bitt' Sie, da wollens mir immer einen hochtalentierten Kommis aus einem Kaufhaus einreden, der soll viel besser sein, und a so a anständiger Mensch. Protektionsgeschichten! Was brauch' i an anständigen Menschen in mein' Theater, frag' ich! A Komödiant braucht net anständig sein. Anständig muß ein Pfarrer sein. A Komödiant muß nur gut Komedi spielen. Na, und der Flitsch! Großartig. Die Weiber! Spazierstöck', ganze Juweliergeschäfte — und Blumen, Blumen, solche!" Er malte mit den Händen Gebüsche in die Luft und erging sich in fanatischer Schilderung der Beliebtheit seines Sängers. „Also, i glaub' — —, nun, die Frau Gemahlin kennt ihn ja! Wann er singt, alleweil is sie drin. Na, und er! Hinaufblinzeln und g'schwind anlachen. Aber bitte, i will gar nix g'sagt haben..."

Er schlug sich auf den Mund. Doktor Murbach war aufgestanden. Er machte einen Ruck, so daß Cornexl fürchtete, es könnte etwas eintreten, was dieser Unterredung ein rasches Ende bereitete. Cornexl wurde plötzlich hochdeutsch: „Aber gar keine Spur nicht! Nicht die Idee, was Sie denken, Herr Doktor! Ausgeschlossen! Eine so hochanständige Frau! Bleiben's nur sitzen!" Er legte Murbach die Hand auf die Schulter und drückte ihn in seinen Sessel zurück. „Ja, der Flitsch! Den werde ich behalten für nächstes Jahr! Also und jetzt, net wahr: einen Lehar, das vertauschte Bett, Maria Stuart fürs Untergymnasium!"

Doktor Murbach wand sich in innerem Unbehagen. Die Komödie! Für Fritzls Theaterkoller hatte er nur ein Lächeln gehabt. Er kannte mindestens ein Dutzend theaterbesessener Frauen wie sie. Theaterfritzeln! Das ging mit Schauspielern spazieren, mit Schauspielern soupieren, das fühlte sich nur wohl, wenn ein rasiertes Gesicht dabei war. Das schätzte den Menschen nur, wenn er singen konnte. Gott, man verstand es: Frauen verlangen nach einer süßen Erhöhung des Lebens, nach Verklärungen des Alltags, nach dem romantischen Balkon, von dem man Serenaden hört. Aber, was der Kerl jetzt ausgeplaudert hatte — und war auch nur ein Viertel davon wahr! — das zeigte, wie man in Theaterkreisen dachte, wie man diese Sehnsucht der Theaterfritzl mißverstand. Es war in seiner Naivität beleidigend.

„Mein Herr Direktor," sagte jetzt Murbach zu dem Leiter des Kunstinstituts, und seine Stimme klang nach Endemachen. „Sie haben sich an den Unrichtigen gewendet. Ich habe gar kein Interesse für das Stadttheater. Ein für allemal!" Er schlug zur Bekräftigung mit beiden Fäusten auf die Armlehnen des Stuhls und stand auf, um das Ende der Unterredung zart anzudeuten. Cornexl starrte ihn an. Kein Interesse für das Stadttheater?

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Herr Flögl kam mit schleifenden Schritten herein. „Die letzte Post!"

Er überreichte seinem Chef ein Paket mit Briefen und entfernte sich, wie er gekommen war. Cornexl sah ihm interessiert nach.

Digitized by Google

„Der kommt mir bekannt vor. Freilich! Früher war er Schauspieler; jetzt ist er ein anständiger Mensch." Cornexl wollte weiter reden: „Nun, da will ich länger nicht stören, ich hab' gedacht —" Aber diesmal unterbrach er sich selbst. Er sah wie Doktor Murbach auf einmal verstört wurde.

Murbach hatte den zu oberst liegenden Brief mechanisch aufgemacht und ihn mechanisch zu lesen begonnen, als er schon nach den ersten Zeilen tiefer ins Papier schaute. Er mußte sich an der Sessellehne halten. Er zwang sogar sein Gesicht zu einem Lächeln, aber das Lächeln war offenbar keine gute Komödie, denn Cornexl sagte mit pfiffigem Unterton: „Aber nur keine Aufregung nicht! Ich bitt' Sie — Was i ch täglich für Brieferln krieg'! I les' überhaupt nur die anonymen Brief'! Auf die braucht ma net antworten. Und da gift' sich der, der ihn g'schrieben hat. Is der da vielleicht a u ch anonym?"

Er deutete mit dem Zylinder, den er aufgehoben hatte, nach dem Brief. Murbach hielt das Blatt noch immer.

„Küss' die Hand! Empfehl' mich! Meine Reverenz! Meinen Respekt der Frau Gemahlin." Er schwenkte wie im Triumph den grauen Hut und, sich tief verbeugend, wischte er hinaus. „Meinen Respekt der Frau Gemahlin!"

* * *

„Meinen Respekt der Frau Gemahlin . . ." Noch hörte Murbach es und glaubte einen gewissen Hohn mit herauszuhören. Diese Ehrerbietung war zu dick gestrichen. Wenn die Leute süß mit uns werden, dann ist etwas faul. Sollte denn um Gottes willen auch Fritzl? — Auch sie im Netz dieses Flitsch verwoben sein? Undenkbar! Dazu fehlte ihr wohl alles. Vor allem der Mut . . . Aber da war dieser widrige Brief. Ganz kurz, natürlich ohne Unterschrift. „Eine gute Freundin" stand darunter. Eine ganz unbekannte Schrift. Die Absenderin hatte ihn von ihrem Dienstboten abschreiben lassen. Oder von einem Kind. War auch schon vorgekommen. Flitsch sollte ein Auge auf — Fritzl? . . . Dieser Brief fuhr einem nach dem Hals, und wenn man sich wehren wollte, griff man ins Leere. Man sah an einem Tag hundert lächelnde Bekannte, liebe Freunde, wurde von hunderten höflich gegrüßt und wußte: einer von den hundert Lächelnden, von den lieben Freunden w a r es. Aber man lächelte höflich zurück . . .

Murbach las den Brief noch einmal, drehte ihn, hielt ihn gegen das Licht. Nichts. Und doch schnitt das Ding die Ehre ab! Aber zum Teufel, so s o l l t e er sein Aug' auf sie werfen! Fritzl selbst . . . ihre Erziehung — das hielt doch alle Flitsche ab.

Aber warum hatte sich dieser Brief gerade die Zeit ausgesucht, wo Fritzl vermutlich abwesend war? Hing das irgendwie mit ihrer Rückkehr zusammen? Und stand da nicht, man habe Flitsch Mittwoch aus der Villa treten gesehen? Am hellen Tag? Das war doch der Tag, wo Fritzl abreiste? Murbach sah nach dem Wandkalender. Er sah noch einmal den Brief an. Was ging da vor? Man tappte im Dunkel.

Das Klappern der Schreibmaschinen im Vorzimmer hatte aufgehört. Flögl war gegangen und hatte die Lichter draußen abgelöscht. Murbach war allein in der Kanzlei. Wie gewöhnlich der letzte. Er blieb vor dem vergitterten Fenster stehen, das auf den Schloßberg ging. Das Lampenlicht beleuchtete die Baumäste, die sich herandrängten und aussahen wie fahle magische Tiere. An Sommertagen fiel von dort herab ein grüner Schein in diese verstaubte Kanzlei mit ihren alten aktenbestaubten Wänden, ihren aktenbedeckten Tischen und Stühlen. Wenn man den Kopf durchs Gitter schob, stieß man fast an den grünen Rücken des Berges: ein Stück vom heiligen Alpfrieden lag da mitten in der Stadt.

Murbach machte sich zum Weggehen fertig. Er hielt es nicht aus. Er nahm seinen Lodenmantel, setzte den Steirerhut auf, kehrte aber nochmals zum Schreibtisch zurück. Dort blieb er sitzen, das Kinn auf den Griff des Stockes gestützt.

Was hatte Welscher doch für Geschäfte gemacht, ohne es seinem Kompagnon zu sagen! Im Nebenzimmer hatte er gesessen und doch um eine Welt entfernt. Sieben Jahre hatte man mit ihm zusammen gearbeitet, unter Beleidigungen gekündigt. Jetzt machte er Geschäfte, die ebenso einträg-

Digitized by Google

lich wie zweifelhaft waren. Ein Schwarm verwilderter Agenten war um ihn herum, Kerle, denen Flögl die Tür gewiesen hätte, wenn sie früher die Kanzlei betreten hätten. Das hetzte im Auto durch die Stadt. Das wurde aus einem sozialen Mittler ein sozialer Schädiger. Und Fritzl? Auch so verschlossen, genau wie Doktor Welscher. Immer auf eigenen Wegen. Auch durch eine Welt von ihm getrennt. Konnte er sie halten, wenn sie sich ihm entzog?

Darauf hatten ihn die Vorfälle des Nachmittags gebracht, so unscheinbar sie aussahen. Es lauerte. Irgend etwas Feindliches. War es nicht schon oft so über ihn gekommen? Dann saß er mit geballten Fäusten und hatte Menschenfurcht ... Gespenster am Tag. Gespenster im Sonnenschein.

⁂ ⁂ ⁂

Murbach fuhr erschrocken zusammen. Die Tür flog plötzlich auf. Ein heller Tenor schmetterte herein: „Es lebe das Leben! Ladies and Gentlemen! Hurra!"

Im Rahmen der Tür stand mit ausgebreiteten Heroldsarmen der angenehme Fred und schwenkte seinen Hut. Ein langer junger Kerl im Sportanzug, der halb nach Schauspieler, halb nach Pilot aussah. Er war ganz glatt rasiert, auch der Schädel zeigte keinerlei Bewaldung. Seine Zähne blinkten vergnügt wie bei der Dame auf dem Odolplakat.

„Der Fred ist da! Hört, hört, ihr Schlafkameraden!" Er hatte eine Schmetterstimme, daß Murbach sie auf dem Kopf fühlte wie einen Hammer. „Ladies and Gentlemen! Hurra! Auf, alter Sepp! Gut, daß du noch da bist! Wir wollen den steirischen Broadway hinabschlendern! Wir schauen die Dampferbewegung auf dem Murstrom an. Auf, alter Sepp! Entfliehen wir!"

Der unangenehme Neffe schob den Hut unter dem Arm und spazierte, die Hände in die Hosentaschen, heran. Er war schon am Nachmittag dagewesen; jetzt holte er seinen Onkel ab.

Murbach ward etwas verstimmt von Freds lärmenden Späßen. „Lieber Fred, nimm mir's nicht übel: ich bin heute wirklich nicht aufgelegt. Nichts als unangenehme Dinge ... Du hast leicht lachen, du kommst nur alle heiligen Zeiten her." Er murmelte in seinen Bart: „Ich möchte mich heut am liebsten wo verkriechen ..."

„Aber Mensch! Sepp! Seufzerich! Hast du Angelknarren der Seele?" Fred stemmte die Arme in die Hüften und bohrte sich mit den langen Beinen in die Erde. „Bei Louis quatorze, dem Fünfzehnten (das ist nämlich mein stärkster Schwur), in einer Viertelstunde hast du ausgeknarrt und lachst wie doll! Sollst mal sehen! ..."

„Ach, red' doch nicht ins Blaue! Schau' du nur erst das einmal an. Ein echtes menschliches Dokument. Dann wirst du schon begreifen! Das sind Gespenster am Tag. Da!"

Der Neffe sah von oben in den Brief. Dann bog er sich und lachte, daß es von den Wänden schallte. Er wirbelte seinen Buffalobillhut an die Decke, fing ihn wieder auf und posaunte: „Hast so was gesehen! Siehste! So seid ihr! Gespenster am Tag! In euerm Nest schaut ihr alles durchs Vergrößerungsglas an. Aber je weiter du durch die Welt kommst, desto kleiner wird alles. Merkste was? Das ist euer Hauptfehler: das Vergrößerungsglas! Wo nichts geschieht, schaut man seine Angelegenheiten durchs Vergrößerungsglas an, bis alles wichtig aussieht! Furchtbar wichtig! Alles weltbewegend. Und im Herald stehen alle Monat ganze sieben Zeilen über die Austria. Wo Steiermark liegt, das wissen nur ganz Verrückte. Nimm diesen Brief, Onkel meines Herzens — wozu hast so 'n wunderschönen Papierkorb? — und rein damit!"

Er warf sich in den Sessel und legte dem Onkel die Hand aufs Knie. „Nun will ich dir aber die Hauptsache sagen! Die Hauptsache ist nämlich nicht, daß der Brief in den Papierkorb fliegt — die Gedanken mußt du nachschmeißen! Wegdenken mußt du! Wenn man von der Erde wegfliegt, wird sie zuletzt wie 'n Handschuhknopf. So mach' es auch mit diesem Liebesbrief! Wegfliegen ... was anderes denken und je säuerlicher das ist, was dir passiert ist, desto rosigere Gefühle laß dir einfallen. Mit den Gedanken baut der Mensch sein Schicksal!"

Er sprang auf und legte dem Onkel seine zwei schwere Pranken auf die Schultern, nachdem er seinen Hut auf den Tisch geworfen hatte. Er schaute in Murbachs Augen hinab und rief: „Wir müssen

Digitized by Google

werden wie Newton der Weltdurchschauer, der sich vorkam wie ein Kind, das am Meeresufer eine Muschel findet, einen Kiesel — und vor ihm rauscht ins Unermeßliche der Ozean der Wahrheit. Wir müssen immer am Rand der Welt stehen, um zu fühlen, wie klein wir ihr vorkommen! Stell' dich an den Rand der Welt, Onkel!"

Er schüttelte Murbach, als wollte er ihn gleich bewegen, an jenen Rand zu treten — oder als wollte er ihm das Gelächter aus dem Leib schütteln. „Wer sich der Trauer hingibt, wird immer trauriger werden. So oder so ähnlich sagt Goethe, und den sollt'ste lesen, denn ist einer wo in Nöten, er findet es bei Jöthen! Und dann nochmal: das Vergrößerungsglas 'runter! Bei Louis quatorze, dem Fünfzehnten, er lacht schon!"

Murbach lachte zwar noch immer nicht, aber er war nahe daran. Dieser Neffe, der fast um zehn Jahre jünger war, konnte sein Meister in der Lebenskunst werden. Sollte man diese Kunst nur draußen lernen, in der Welt? Nie im stillen Nest, wo sie zu wohnen scheint? Ja Fred! Der verstand's! Ein Patron! Der wog die Welt wie einen Apfel in der Hand! Genoß Geschmack und Duft!

Fred, der in Graz geboren und von seinen Eltern zum Stadtbeamten bestimmt worden war, hatte diese Hoffnungen dadurch zerstört, daß er zuerst aus der Anstalt, die er das Staats-Chinasium nannte, hinausgeschmissen worden war. Dann zerstörte er die elterlichen Hoffnungen weiter, denn er zog als Schauspieler nach Deutschland, enthielt seine tragische Kunst auch den Yankees nicht vor, die aber offenbar so wenig Gefallen daran fanden, daß Fred sich ihre Sympathien auf dem üblichen Weg: durch Flaschenwaschen, Leitartikel und andere menschliche Industrien zu erwerben suchte. Er gewöhnte sich, Widerwärtigkeiten lächelnd zu ertragen, sich zu freuen, daß es nicht größere waren. Bis er eines Tages oben durch war. Zog mit Roosevelt nach Afrika aus, jagte nach New York zurück, verfiel aufs neue dem Theater, aber agierte nicht mehr selbst. Mit seinem Bruder Otto, der als Kaufmann hinübergegangen war, errichtete er seinen Musentempel in der 36. Straße, wurde Mitdirektor und befand sich eben, als sein eigner Agent, auf der Talentsuche in Europa. War in Wien gewesen, fuhr nach Graz, um „die zerstörten Hoffnungen" zu besuchen, und da er nie einem, sondern sieben Zielen nachjagte, hatte er die Fahrt in Wiener-Neustadt unterbrochen. War zum Wagen hinausgesprungen, sah das Flugfeld an, fuhr weiter: da hatte er im gleichen Zug Frau Fritzl entdeckt.

„Ach ja!" rief Fred, und seine Augen wurden weit, „ich habe einen Wanderrausch. Ich möcht' die ganze Welt auswandern, und das Leben ist mir dazu leider zu kurz! Wohin ich auch wandere, ich leide doch am Reisen: daß ich nicht überall zugleich hinkann! Wenn ich in Grindelwald die Gletscher mit den Engländern sah, wollte ich schon in Capri liegen, und wenn ich auf dem blauhingehauchten Capri lag, wollte ich King Edwards-Land aufsuchen. Ich bin ein Gefesselter von Zeit und Raum und wollte durch den Kosmos fliegen können!" Er streckte die Arme von sich und blickte in die Ferne.

Es entstand eine Pause. Nach einer Weile sagte Murbach im veränderten Ton und blickte dabei zu Boden: „Ich möcht' dich gern ein bißchen bei mir haben, aber, um auf etwas Banales zu kommen, es geht nicht. Leider kann ich dich die paar Tage, die du hier bist, nicht bei mir beherbergen. Fritzl ist matt geworden und liegt. Das Haus in Unordnung ... du hast ganz recht gehabt — sie war es wirklich! ..."

„Hab' ich's nicht gesagt?" fuhr Fred auf. „Natürlich. Mir entgeht doch nichts! Altes Falkenauge! Ein Blick ins Coupé, und ich erkenne die holdselige Frau Fritzl Murbach, bei Louis quatorze, dem Fünfzehnten! Dolle Sache! Nee! Ich gehe ins Hotel! Nur keine Logierverwandten! Gräßliche Klasse — Sklaverei mit Mayonnaise! Und nun komm! Nun, was denkste? ..."

„Ich habe eben daran gedacht," sagte Murbach in leisem Bekenntniston, „warum du keine Frau geworden bist ... dich hätt' ich brauchen können!"

„Hurra! Es lebe das Leben! Fred als heiratsfähige Jungfrau! Das fehlte noch! Aber das darfste denken! Nur an alberne Briefe sollste nicht denken! Hol' sie der Deibel!" Und er schob seinen Onkel zur Tür hinaus. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Partie vom Unterland mit der Landungsbrücke

Helgoland. Von Ludwig Sternaux

Ein trüber Morgen in St. Pauli. Es war kalt, und die Herren schlugen den Ulsterkragen hoch. Um die braunen Speicher und die gespenstischen Riesenkrane des Hafens ballte der Nebel, das graue Elbwasser quirlte und schäumte, aber es gab keine Wellen. Blankenese glitt wie in einem Schleier vorüber, der Wind wehte scharf. Das konnte nett werden! Kurz vor Cuxhaven ging das Unwetter los. Der Regen fegte alles vom Deck, und melancholisch betrachtete man im Speisesaal bei Grog und Punsch, wie das Wasser trübe und schaumig an die messinggefaßten Ochsenaugen schlug ... aber es gab noch immer keine Wellen.

Die Landungsbrücke in Cuxhaven glänzte schwarz und ölig vor Nässe, die Leute, die an Bord kamen, trieften. Unruhig hielt man durch den feuchten Nebel Ausschau nach den Sturmzeichen und konstatierte achselzuckend und ergeben Windstärke acht. Die Stewards lachten und boten tröstend Portwein an. Und weiter quirlte und schäumte das Wasser grau in grau, bis hinter Hörnum auf einmal die Wellen da waren. Lange, grüne Wellen. Denn der Nebel war auch auf einmal weg, und glitzernd in Sonne lag das weite Meer. Da begann das Schiff zu tanzen, und die ersten Spritzer gingen über das Vorderdeck. Das Spiel hob an. Es dauerte vier Stunden, vier lange Stunden. Das Schiff stampfte, daß es durch Mark und Bein ging, und die Stewards hatten mit den Kranken alle Hände voll zu tun. Aber wundervoll und wie von innen heraus smaragdgrün leuchtend rollten die Wellen, jede ein Ereignis, und bis zum Horizont hin sprangen unablässig die weißen Schaumkronen wie holde Geheimnisse über die stürmende Flut ...

Und dann kam Helgoland in Sicht. Kein Matrose rief jauchzend: Land, Land! Aber irgendeiner hatte doch zuerst den blassen Streif da unter dem opalenen Himmel entdeckt, und plötzlich tasteten sich alle vorsichtig am Geländer nach dem Vorderdeck, über das noch immer mit hellem Knattern die Spritzer hinweggingen, und starrten wie auf ein Wunder auf den fahlen Streif am Horizont, der immer größer wurde. Seltsam! Da waren all diese Leute erst ein paar Stunden an Bord, kaum acht Stunden trennten sie von Hamburg, wenig mehr von Berlin oder anderen Orten, bis auf das bißchen Sturm war alles durchaus fahrplanmäßig verlaufen, und doch empfanden wohl fast alle beim Aufdämmern dieses fernen schemenhaften Gebildes, das Helgoland bedeuten sollte, etwas von dem unsäglichen Glück und Zauber, das in dem Worte Heimat liegt. Ein Aufatmen war's, ein Abschwellen erregter Gefühle, nicht so stark, wie es den überkommt, der sich nach langen Jahren des Fernseins etwa der wirklichen Heimat nähert, nein! Aber für diese Handvoll Leute, die das Vergnügen oder Geschäfte nach Helgoland führten, enthielt schon der Begriff Land im Gegensatz zum unbeständigen Wogen des Meeres etwas Heimatliches.

Und während da der eine schon durchs Glas den Leuchtturm entdeckt, der andere den ersten roten Schimmer der Felsen, ein dritter auf die benachbarte Düne deutet, wird Helgoland immer größer, wächst immer näher aus dem Sonnenduft hervor, bis es, unwahrscheinlich plötzlich, auf einmal ganz nahe liegt, greifbar nahe. Da hört das Schiff auf zu stampfen, die erregte

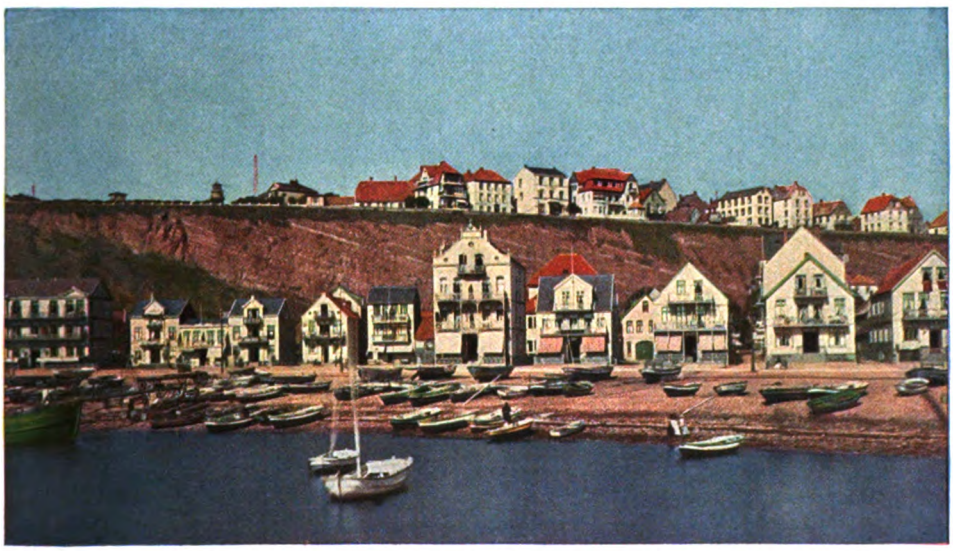
Digitized by Google

See erscheint ruhiger, und dann rasseln auch schon die Ankerketten, und man ist da.

Neugierig steht man am Bugspriet und sieht die Insel vor sich. Breit und mächtig liegt sie in der Sonne, der weiße Strand, die roten Felsen, der grüne Rasen leuchten, ganz wie man es sich vorgestellt hat. Aber die Größe hat man unterschätzt. Da wurde einem immer von einem winzigen Felseneiland gesprochen, von dem das Meer in wilden Sturmesnächten ganze Stücke wegreißt und das in absehbarer Zeit verschwunden sein wird, und in Wirklichkeit baut sich da aus den grünen Wogen eine imposante Felsmasse auf, die nur nach Begriffen der Ewigkeit gemessen werden zu dürfen scheint, vor der unsere Maße von groß und klein versagen. Gewiß, man täuscht sich, und wie groß und klein überhaupt relative Begriffe sind, so wird die Insel, wenn man erst auf ihr ist, wirklich klein. Der erste Eindruck also, den man von ihr noch auf dem Schiffe empfängt, ist nicht maßgebend, wie es doch erste Eindrücke ja sein sollen, er täuscht. Der Zauber aber, die Schönheit dieses ersten Eindrucks täuschen nicht, sie bleiben. Helgoland in Sonne ist ein Märchen, wie es holder nicht zu denken ist, und wer es einmal so gesehen hat, von weißen Möwenschwärmen umgaukelt, vom tiefblauen Himmel überstrahlt, wird das zauberhafte Bild als köstliches Besitztum unverlierbar in sich tragen.

Ein merkwürdiges Land, am merkwürdigsten vielleicht, als noch keine Kultur hier das Ursprüngliche verwischt hatte und Meer und Wind die einzigen, natürlichen Gesetzgeber waren. Sie waren es Jahrhunderte lang, Jahrtausende, und den unverlöschlichen Spuren ihrer Macht und Herrschaft begegnet man noch heute auf Schritt und Tritt, wo Panzertürme neuester Konstruktion und Hotels mit Zentralheizung und elektrisches Licht längst ihren Einzug gehalten haben. Deshalb ist es auch heute noch merkwürdig, wo es ein viel besuchter Badeort und eine strategisch wichtige Festung geworden ist. Denn in gewissem Sinne regieren auch heutigentags noch das Meer und der Wind, nicht nur, weil angesichts ihrer grenzenlosen Macht alle menschliche Macht, alle menschliche Kunst Stückwerk ist, sondern vor allem, weil Meer und Wind noch heute die einzigen Faktoren sind, die Leben und Treiben der Eingeborenen nach ihren uralten Gesetzen regeln und bestimmen.

Das glaubt man zunächst kaum, wenn man die elegante, weit ins Meer hinausgebaute Landungsbrücke betritt und die beiden modernen Häuser sieht, die die Zugangsstraße zum Oberland flankieren, das Kurhaus und die „Prinzeß Alexandra“. Die beiden könnten ebensogut woanders stehen, und mit ihrem großstädtischen „air“ passen sie zu Helgoland wie die Faust aufs Auge. Von den Bestrebungen zum Schutz des landschaftlichen Bildes hat man hier wohl noch nichts gehört, hurtig baut man neben das alte einstöckige Holzhaus mit den noch aus englischer Zeit stammenden Schaufenstern eine charakterlose Mietskaserne neuesten Kitschstils, und das Sündenregister der Marineverwaltung, die mit ihren Kasernenbauten das ganze Oberland beherrscht, zeichnet sich auch nicht durch Dürftigkeit aus. Aber das alles ist nur so wie eine Art äußerlicher Tünche, und wie man bald merkt, daß hinter den modernen Fassaden des Unterlandes und rings um die Kasernen des Oberlandes ein entzückendes Wirrsal kleiner und kleinster



Unterland und Oberland

Digitized by Google

Gäßchen zu reizenden Entdeckungsfahrten einlädt, so kommt man auch bald dahinter, daß hier Wind und Wellen sich noch nachdrücklich Geltung zu verschaffen wissen. O, man braucht dazu noch gar nicht über die lustig grün angestrichene Landungsbrücke hinaus zu sein, um zu merken, wie hier der Wind heulen, das Wasser toben kann. „Läster-Allee" haben die Kurgäste diese Brücke genannt. Denn alles, was nach Helgoland kommt, muß sie passieren, und schadenfrohe Blicke nehmen jeden Ankömmling, sowie ihn die rauhen, aber sicheren Fäuste der ausbootenden Schiffer aus dem schwankenden Boot an Land befördert haben, in ein wahres Kreuzfeuer, und mancher „Kranke", der eben aufatmen will, muß nun zum Schaden auch noch erst den Spott der Gesunden in Empfang nehmen. Das ist grausam, aber unstreitig unterhaltend, und so ärgerlich man auch beim Landen darüber war, so gerne und so selbstverständlich beteiligt man sich bereits bei Einlaufen des nächsten Dampfers selbst daran.—

Helgoland, von der Spitze der Landungsbrücke aus gesehen, wirkt wie eine Theaterkulisse. Auf einem winzigen Platz ist eine ganze Welt aufgebaut, in einen flüchtigen Blick drängen sich tausend Eindrücke. Nur der Vorhang fehlt, der im Theater immer dann, wenn es am schönsten ist, die Buntheit neidisch wegnimmt, Gott sei Dank, und man kann diese unterhaltendste aller Kulissen bewundern, so oft man will. Da schieben sich all die sauberen und lustig anzuschauenden kleinen Holzhäuser des Unterlandes hart bis an den steinigen Strand, lassen links, zum erstaunlichen neuen Kriegshafen hin, kaum Platz für die schwarzen, von Teer glänzenden Fischerboote, rechts, am Kurhaus vorbei, kaum für das mächtige Bohlenwerk der Wellenbrecher. Und gleich dahinter steigt steil und senkrecht die rote Felswand auf, an deren äußerstem Rand schon wieder kühn und waghalsig die Häuser des Oberlandes beginnen. Die Häuser da oben haben es hart. Es gibt kaum einen Tag, da nicht der Wind an ihren Fensterläden rüttelt, an ihren Ziegeln zerrt, den Rauch ihrer Schornsteine in unruhigem Spiel sofort in Fetzen reißt oder wieder in die Essen zurückdrängt. Da oben heißt es, auf Hut und Mütze aufpassen, beim Atmen hat die Luft kaum Platz in den degenerierten Großstadtlungen, und abends schmerzen Brust und Rücken von der neuen Arbeit. Aber die im Unterlande haben's gut. Wie ein Kind im Mutterarm, so kuscheln sich all die putzigen Häuslein mit den großen Fenstern und den winzigen Gärten in die Buchtung des warmen roten Felsens, ihre Fensterläden klappern nicht, an ihren Dachziegeln zerrt nur selten der Sturm, und aus ihren Essen steigt der Rauch fast stets kerzengerade gen Himmel. Was gibt es Hübscheres, als von dem schmalen, mit roten Klinkern gepflasterten Falm, der hart am Rand des Oberlandes entlangläuft, auf dies warm und sicher gebettete Unterland hinabzusehen? Wie eine Herde Schafe, so drängen sich die

Westküste mit Schutzmauer

Digitized by Google

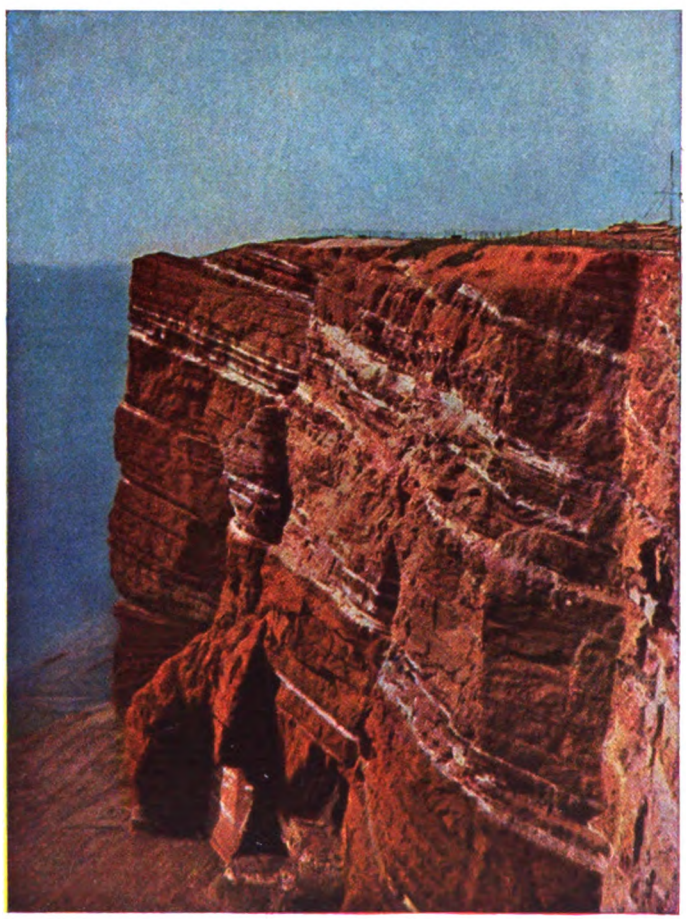
Nordspitze und lange Anna

roten und die grauen Ziegeldächer an- und ineinander, stille Höfe tun sich auf, in denen, wie bei uns die Wäsche an Leinen, die selbstgefangenen Dorsche und Schollen zum Dörren hängen, kurze Straßen laufen in die Kreuz und Quere, bunt und frisch leuchtet in der einen das Grün sorgsam gepflegter Ahornbäume, in der andern das Weißrot der Jalousien vor den Verkaufsläden ... und immer ist rundum das Meer, das Meer mit den schwarzen Torpedos der Marine, den braunen Segeln der Fischerboote, den weißen Dampfern von Hamburg und Bremen. Und mitten in all dem Glanz und Leben der bewegten Wellen liegt, gelber Sand und grünes Haus, von der Brandung in weißem Staub und Gischt umtollt, die Düne.

Der kennt Helgoland nicht, der die Düne nicht kennt. Das klingt kurios, birgt aber eine tiefe Wahrheit. Es ist gewiß wundervoll, gegen Abend auf dem Oberlande Helgolands den Rundgang um die Insel zu machen, immer hart an dem schwindelnden Abgrund entlang, den salzigen Hauch des Meeres unablässig im Gesicht, und dies weite Meer dann endlos und bei Sonnenuntergang in allen Farben der Perlmutter spielend vor sich, hinter sich, um sich ... Meer und wieder Meer und die abenteuerlich geformten Felsen und das klagende Geschrei der zahllosen Möwen und Lummen, die diese Felsen bewohnen! Aber in dem Augenblicke, wo man sich dem feierlichen Zauber dieser Einsamkeit milden und erschütternden Herzens hingeben will, macht auch schon der graue Alltag wieder seine Rechte geltend: Kultur und Technik, die jetzt beide in innigem Verein die Insel Helgoland beglücken, sind nicht sehr für Stimmung. Denn du wendest dich vielleicht, geblendet von dem purpurnen Verbluten der heiligen Sonne, und zwei riesenhafte 35 cm-Geschütze starren dir aus ihrem Panzerturm grau und unheimlich entgegen; denn du willst vielleicht ein paar Schritte weiter nach links oder rechts gehen, um besser sehen zu können, und eine Warnungstafel schreckt dich mit harten Worten zurück; denn du beugst dich vielleicht über die Tiefe, um zu sehen, wie die Brandung den zerklüfteten Felsen umspielt, auf dem du stehst, und siehst statt dessen auf der neuen basaltenen Schutzmauer die winzige elektrische Küstenbahn dahineilen, die zum weiteren Bau der Umfassungsmauer unaufhörlich Zement und Geröll heranschleppt ... das ist ja an sich auch unterhaltend und interessant, jagt aber die schönste Stimmung zum Teufel. So sehr man überhaupt bereit sein muß, zu bewundern, wie die Festungsbaukunst unter Zuhilfenahme aller letzten Errungenschaften und Erfahrungen aus dem einfachen felsigen Fischernest Helgoland, als das die Insel 1890 noch aus englischen in deutsche Hände überging, eine moderne Festung ersten Ranges zu machen sucht, ebensosehr muß man auf der andern Seite bedauern, wie sehr der unendliche landschaftliche Reiz Helgolands darunter gelitten hat

Digitized by Google

und noch in immer steigendem Maße leidet. Ich war, nachdem ich die Insel vor Jahr und Tag einmal auf der Fahrt nach Westerland zur Nachsaison flüchtig gesehen hatte, in den Maitagen dieses Jahres zum zweiten Male mit Bekannten dort, die vor acht Jahren längere Zeit auf Helgoland gelebt hatten. Sie konnten nicht genug Ausdrücke des Bedauerns finden, wie sehr die Insel sich seitdem verändert, wieviel an ursprünglicher und romantischer Schönheit sie in den verflossenen Jahren eingebüßt habe. Damals war die Rundfahrt um die ganze Insel im Segelboot noch ein alltägliches Vergnügen, bei stillem Meer konnte man ungehindert ganz nah an die geheimnisvollen Felsgebilde der Nonne und des Mönches heranfahren, jene hochragenden einsamen Säulen der Küste an Nord- und Südspitze, Höhlen taten sich noch in dem roten Stein auf, deren Dämmer zu waghalsigen Klettereien verlockte und in deren uralt klingenden Namen eine ganze Sagenwelt lebte. Heute erstreckt sich von der Südspitze aus in der Ausdehnung der Insel selbst der wie durch Zauberei den Wellen abgerungene imposante neue Kriegshafen ins Meer, und ehe einer der Helgoländer Schiffer, phlegmatisch wie sie nun einmal sind, sich entschließt, zu einer Rundfahrt um die Insel diesen unumgänglich notwendigen Umweg um den neuen Hafen zu machen, weit ins offene und starkbewegte Meer hinaus, da muß ihm erst ein Goldstück vor den Augen blinken. Aber selbst wenn man dieses opfert, ist der Genuß nachgerade ein recht zweifelhafter geworden. Natürlich hat eine solche Segelfahrt noch ihre Reize, aber sie hat nicht mehr die alten Reize, genau so, wie das Oberland, das Plateau der Insel, durch die Kasernen und Kasematten, durch die Kruppschen Kanonen und Panzertürme den Reiz seiner weltabgeschiedenen Unberührtheit so gut wie völlig eingebüßt hat. Denn die am Kriegshafen beginnende weiße Umfassungsmauer, die der zerstörenden Macht der Brandung entgegenwirken soll und ja auch entgegenwirkt, verleiht nun den grotesken Felsformationen der wild zerklüfteten Westküste etwas Unnatürliches, etwas Künstliches, an Landen und Herumklettern ist gar nicht mehr zu denken, und wo einst die dunkel gähnenden Höhlen mit den Namen, die wie Laute aus der Edda klangen, zu phantastischen Märchenträumen lockten, grinst jetzt höhnisch Mauerwerk mit der Jahreszahl darauf, in der es ausgeführt wurde. Es ist die alte Geschichte, man kommt zu spät, und wenn man auch das Grandiose des Kampfes, den hier der Mensch mit menschlichen Mitteln und Kräften gegen die Allgewalt der Naturkräfte führt, nicht hoch genug schätzen kann, in unserer Seele klingt doch ein leises Bedauern auf, diesem Stück der schönen wilden Welt nicht mehr so nahen zu können, wie es im Sinne der gewissenlosen Natur läge . . .



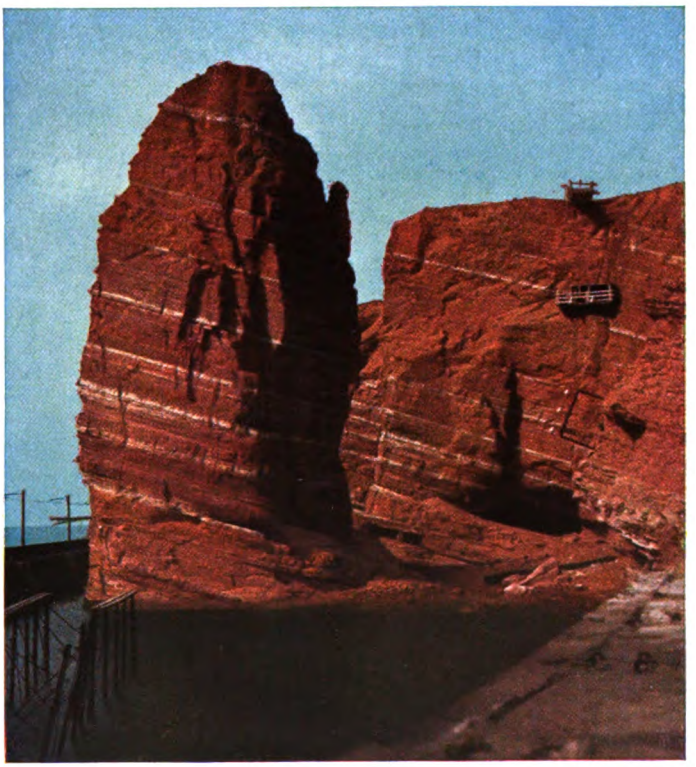
Der Mönch

Die Düne aber, dies der Insel Helgoland selbst östlich vorgelagerte Eiland, gewährt das voll und ganz. In der Saison ist sie ja naturgemäß der Mittelpunkt des geräuschvollen Badelebens: dann leuchtet der weiße

Digitized by Google

Die Düne vom Oberland aus gesehen

Sand des steinlosen Strandes von den grünen Badekarren, dann fahren flinke Motorboote den ganzen Tag über zwischen Insel und Düne hin und her, dann schallt der Strand vom Lachen und Jubeln der Kinder. Vorher und nachher aber ist hier außer dem Strandwärter und den wenigen Leuten im Restaurant kein Mensch. Dann fahren auch noch keine Motorboote, sondern man muß in einem dieser dunklen und breitgebauten Fischerboote hinübersegeln, über zeitlose Wracks und über die Korkleinen der hier liegenden Hummerkästen hinweg, und dann erwartet einen auch kein fahrbarer Landungssteg, sondern man muß sich dem breiten Rücken der Fischer anvertrauen, der einen sicher an Land trägt. Der fährt dann wieder ab — sie heißen alle Lührs oder Rickmers oder Aeukens, und sind alle so blond und blauäugig, wie ihre Namen klingen —, und man ist mutterseelenallein. Der Strand besteht nur an der der Insel gegenüberliegenden Seite aus diesem feinen weißen Sand, der wie zu Pulver gemahlenes Glas durch die Finger rinnt; sonst breitet sich rings um die mit kargem Strandhafer bewachsene Dünenhöhe, auf der die grünen Holzhäuser der beiden Restaurants mit ihren Glasveranden liegen, auf der die Signalmaste stehen und sich das kürzlich enthüllte Treue-Denk-



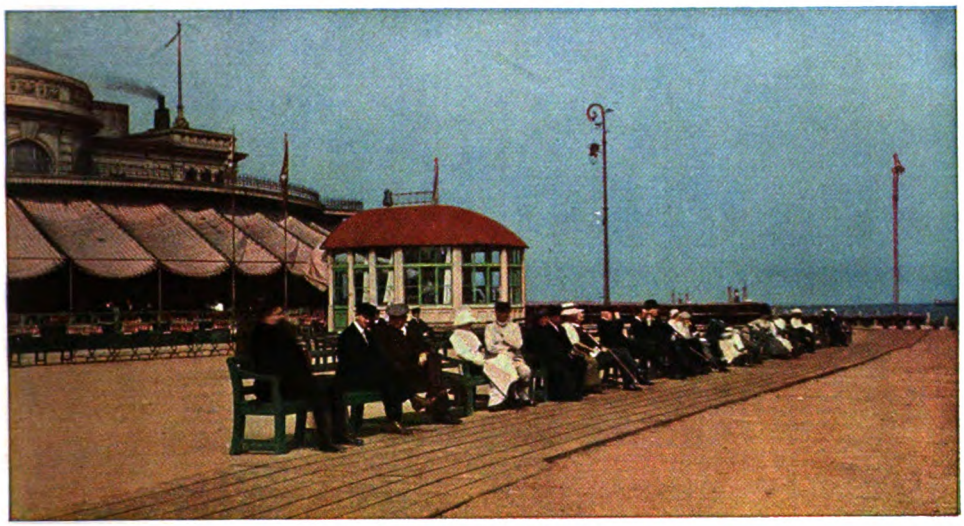
Lummenfelsen

Landungsbrücke, auf der sich bei Ankunft von Dampfern die Lästerallee entwickelt

mal für die hier 1913 untergegangenen Torpedoboote erhebt, lockerer Steinboden. Schwer schreitet der Fuß in diesen grauweißen Kieselsteinen, die das Meer immer neu an Land wirft und immer wieder wegreißt, und zwischen denen das weiße Perlmutter der angeschwemmten Muscheln gleißnerisch aufglänzt; und dann steht man plötzlich auf einer langen, schmalen Landzunge und sieht vor sich und hinter sich, von zwei Seiten her die Wellen heranrollen. Welch ein Anblick, welch weltverlorene Einsamkeit! Flüchtig denkt man an Berlin und etwa den Potsdamer Platz und lächelt. Flüchtig denkt man auch an Helgoland und an die Küstenbatterien seines Oberlandes und lächelt

Ankunft von Vergnügungsdampfern

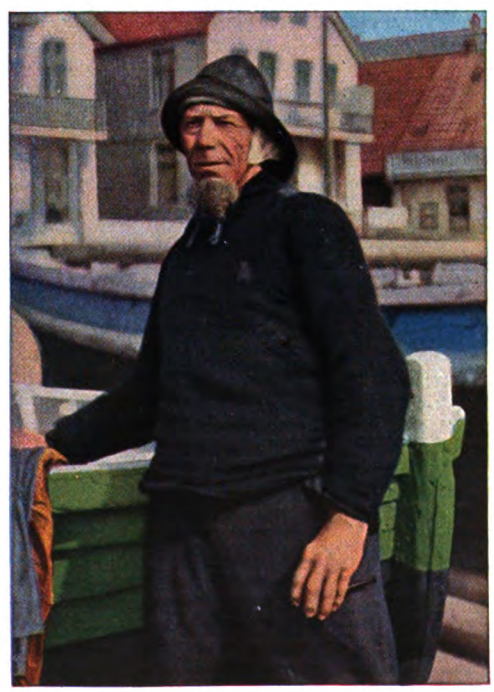
Digitized by Google



Siesta vor dem Strandpavillon

wieder! Beides ist gleich weit, gleich unwahrscheinlich, gleich unsinnig! Hier bist nur du allein, o Mensch, und der Donner der Brandung und der klagende Ruf der Möwen, die in hellen Schwärmen über die flutenden Wellen schießen und dann auf der äußersten Spitze der von weißem Schaum umbrausten Landzunge niedergehen. Da ist diese Spitze dann auf einmal weiß, als wäre Schnee vom Sonnenhimmel gefallen. Und immer starrt man wie trunken auf das Meer hinaus und wartet sehnsüchtig auf den dumpfen Klang, mit dem die brechende Welle den harten Steinboden erschüttert, und wartet verstohlen und glücklich lächelnd auf das gärende Knistern, mit dem der Schaum zergehend über die vielen, vielen Kiesel zurückgleitet. Die Seele möchte Psalmen singen, und der Mund spricht zuckend Stormsche Verse ...

Der kennt Helgoland nicht, der die Düne nicht kennt. Unvergeßlich ist das, da zu stehen und zuzuschauen, wie die gierige Flut den gewölbten Steinstreifen, den die Ebbe freigab, fußbreit um fußbreit zurückerobert, wie die Wellen auf einmal von zwei verschiedenen Seiten hochaufspritzend zusammenschlagen, und wie dann da, wo man noch eben stand, das Herz zum Springen voll von göttlichen Gefühlen, bald und selbstverständlich die See wogt. Nirgends hat man überhaupt, soweit deutsche Nordseebäder in Betracht kommen, das Meer so aus erster Hand wie hier. Ebbe und Flut und die schönsten Wellen hat man auch anderswo. Aber gibt es einen einzigen Ort, wo man tatsächlich, wie auf dieser schmalen Landzunge der Helgoländer Düne, mitten im Meer mit all seiner unendlichen Herrlichkeit stehen kann, rings umbraust und umdonnert von den mächtigsten Wellen? Gibt es einen einzigen Ort, wo man, am frühen Morgen aus Berlin abgereist, sich abends zum Schlafen niederlegen kann mit dem Brausen der Brandung unmittelbar vor den Fenstern wie in den Holzhäusern der Seeterrassen auf dem Helgoländer Unterland? Wie wundervoll



Helgoländer Fischer

Digitized by Google

schläfert dies Brausen selbst in Sturmesnächten ein: durch deinen Halbschlaf gaukeln lichte Schwärme weißer Möwen, wie von je gekannte dunkelbraune Segel führen dich zu heimatlichen Traumgestaden, und schlägst du nachts einmal seufzend die Augen auf, dann sieht dein Blick durchs nahe Fenster das Blinkfeuer des Leuchturmes trostreich über die dunkle See zucken, und du drehst dich um und schlummerst beruhigt wieder ein. Das Meer singt dir dein Schlaflied.

Das Haus, in dem ich wohnte, hieß „Emperor of Austria". Die Häuser auf Helgoland haben alle Namen, und das macht sie einem gleich traulich und lieb. Das hängt natürlich wie so vieles andere wieder mit dem Meer zusammen, wie die Fischer ihren Booten Namen gaben, so machten sie es auch mit ihren Häusern. Manche nahmen wohl sogar von ihren alten, unbrauchbar gewordenen Schiffen das Namensschild, so wie es war, und nagelten es über die Tür ihres winzigen, kabinenartig gebauten Häuschens. So fand ich auf dem Oberlande eins in einer abgelegenen Gasse, das hieß „City of York" und trug auch über dem Namen die geschnitzte Figur, die einst den Bug dieser „City of York" geschmückt hatte. Das sind natürlich alles noch Bezeichnungen aus der englischen Zeit her, wie denn überhaupt die Erinnerung an diese Zeit demjenigen, der etwas tiefer sieht, auf Schritt und Tritt begegnet. Ist doch der friesische Dialekt der Eingeborenen geradezu durchsetzt mit englischen Worten und Lautgebilden, die sie sich allerdings auf ihre Weise selbstherrlich zurechtgemacht haben, und unter den Fischern hört man noch heute oft die Verbindung „Old Petersen", „Old Hansen", so wenig man auch sonst ihr Kauderwelsch versteht. Auch die schottische Matrosenmütze, die viele tragen, ist wohl ein Überbleibsel aus der englischen Zeit, an die natürlich am lebhaftesten die freie Einfuhr englischer Waren erinnert, die 1910 nach Ablauf des 1890 bei Übernahme der Insel auf zwanzig Jahre geschlossenen Zollvertrages durch neuen Vertrag auf unbestimmte Zeit wieder gesichert wurde. Warum dieser neue Vertrag geschlossen wor-

Straßenbild vom Oberland

den ist, mag dahingestellt bleiben. Ich weiß es nicht. Ich bin aber überzeugt, daß es unter den Bewohnern Helgolands viel böses Blut gegeben hätte, wenn man den alten Vertrag nicht verlängert hätte. Denn es ist ja tatsächlich erstaunlich, zu wie niedrigem Preise sie so einen großen Teil ihrer Lebensmittel beziehen; ganz zu schweigen von Tabak und Spirituosen. Mich frappierte es, als ich auf einem Spaziergang im Oberland im vielgeteilten Fenster eines unscheinbaren Krämerladens eine Flasche echten Benediktiners stehen sah, und mein Erstaunen wuchs, als ich daneben Hennessy ***, Cordial Médoc und verschiedenes andere noch entdeckte. Ich sah mir das Häuslein an, an dessen Dach ich mit der Hand heranreichte, und schüttelte den Kopf. Delfter Kacheln, die

Digitized by Google

Helgoland, von der Düne aus gesehen

durch die halboffene Tür blinkten — sie rahmten den kaminartig in die Wand gebauten Kochherd ein — verführten mich zum Eintritt. Das war nun ganz reizend. Ich schlug sozusagen verschiedene Fliegen mit einer Klappe. Denn erstens mal war dieser unscheinbare Krämerladen in Wahrheit ein recht ansehnliches Lager englischer Waren, die wie in einem Schiffsraum verstaut waren, hingen doch die Steintöpfe mit chinesischem Ingwer malerisch neben Schinken an Schnüren von der niedrigen Decke; dann erfuhr ich, daß der Benediktiner hier gerade die Hälfte von dem kostet, was man in Berlin bezahlen muß; schließlich lernte ich ein richtiges, altes Helgoländer Haus kennen, dessen gekachelter Feuerherd mit dem vielen blanken Messing darüber schon ganz holländisch anmutete; und zu guter Letzt — ein Wunsch, auf dessen Erfüllung ich überhaupt gar nicht mehr gerechnet hatte — präsentierte mir die Besitzerin all dieser Herrlichkeiten ihre erwachsene Tochter in Helgoländer Tracht. Auf dem hübschen Bilde, das diese Zeilen illustriert, ist sie zwar nicht mit drauf, aber sie sah genau so reizend aus, und man kann es wirklich nur von ganzem Herzen bedauern, daß so gut wie kein Mensch mehr auf Helgoland in Tracht geht. Diese alte ehrsame Wittib hielt nun einmal noch darauf und erklärte mir auch sehr stolz, daß sie Sonntags zur Kirche ebenfalls Tracht an-

Blick von der Düne aufs offene Meer

Digitized by Google

Inneres der Kirche auf Helgoland

lege, und zeigte mir auch ein Bild von sich. Das ist aber eine Ausnahme, wie das ganze schiffartig eingerichtete Haus eine Ausnahme war.

Meer und Wind sind die Mächte, schrieb ich zu Beginn meiner Ausführungen, die noch heute Leben und Treiben der Einwohner Helgolands nach ihren uralten Gesetzen regeln und bestimmen. Das lehrt nicht nur dies kleine, zufällig entdeckte Haus, das sich unter dem Winde, der stetig über das flache Oberland fegt, hinwegduckt wie die Kajüte eines Schiffes und auch so eingerichtet ist; das lehrt auch die bunt ausgemalte alte Kirche Helgolands, von deren tonnenartiger Holzdecke viele kleine Schiffsmodelle herabhängen und in deren altertümlich verschnörkelten Sprüchen immer irgendein Zusammenhang mit den Wellen und den Winden zu finden ist, die sie und das ganze Eiland Tag und Nacht, jahraus, jahrein umtoben. In dieser Kirche lebt die Geschichte Helgolands, nicht wie in dem Dome einer alten Stadt in prunkvollen Epitaphien und Grabdenkmälern, sondern nur in schlichten und erschütternden Gedenktafeln, und am schönsten und schlichtesten in den einfachen Inschriften und Sprüchen der einzelnen Sitzplätze, die sich mit den dazu gehörigen Kissen von Generation auf Generation vererben: deutlich macht sich um 1807 herum der Übergang aus der dänischen Herrschaft in die englische, 1890 der aus der englischen in die deutsche bemerkbar. Die offizielle Sprache wechselte man, der Glaube blieb derselbe.

Dies Unterworfensein unter Meer und Wind lehrt am allerdeutlichsten das alltägliche Leben der Eingeborenen. Der starke Verkehr von Fremden allerart im Sommer und darüber hinaus hat natürlich großen Einfluß auf die kleine Bevölkerung gehabt, und wie in den meisten Kur- und Badeorten mag es auch hier sein, daß man von diesen Fremden die Haupteinnahmen des Jahres erhofft, sei es durch Vermieten von Zimmern oder durch sonstige Dienste. Aber dieser Einfluß ist doch nicht so stark gewesen, daß er das Ursprüngliche im Tun und Lassen der Helgoländer ganz verwischt hätte. Wie ihre Väter und Großväter, so segeln sie noch heute bei günstigem Wind zum Fischfang hinaus und haben daraus ein Gewerbe gemacht; wie einst, so findet noch jetzt, wenn die Boote vom Fang zurückkehren, gleich am Strande Fischmarkt statt, und wie vor hundert und mehr Jahren dörren sie sich für den Winter ihren Kabeljau, ihren Dorsch und ihre Schollen selbst. Das ist sehr nett, wenn die Männer so wiegenden Ganges vom Fischmarkt kommen, den runden Korb voller Fische in die Seite gestemmt, und die Frauen gehen dann hurtig daran, die Fische auszunehmen und auf Schnüre zu ziehen. Tags darauf baumeln sie schon gelb und grau in der Sonne, oder die auseinander geschnittenen Kabeljaus kleben schreckhaft wie große Fledermäuse an der Hauswand. Von

Digitized by Google

dem berühmten Helgolander Hummer merkt der Eingeborene nicht viel. Der Hummer ist an sich in den letzten Jahren rar geworden, die Torpedos aus dem nahen Kriegshafen stören die schläfrigen Krustentiere auf und vertreiben sie. Zudem liegt der Hummerfang seit Jahrzehnten schon in festen Händen. Da liefert der eine das wirklich karge Erträgnis seiner Fangkörbe, die, durch Korke gekennzeichnet und von den Segelbooten ehrfürchtig respektiert, weit draußen in der See liegen, nach Hamburg, der andere nach Berlin, wieder ein anderer versorgt nur den Hof. An seinem blitzsauberen Haus im Oberland steht stolz der Titel Hoflieferant. Knipers aber gibt es die schwere Menge. Knipers sind die großen Taschenkrebse. Wirft sie das Meer nicht so ans Land, so finden sie sich massenhaft in den Netzen zwischen den anderen Fischen, die Eingeborenen essen ihre Scheren viel und gerne, und nach dem Fischmarkt ist der Strand manchmal geradezu besät mit den achtlos weggeworfenen Körpern der wenig hübschen, geschweige denn appetitlichen Tiere, denen man die hummerähnlichen Scheren gleich an Ort und Stelle abgebrochen hat. Über dieser Stelle des Strandes schwebt stets ein eigentümlicher Geruch. Halb nach fauligen Fischen, halb nach frischem Teer und feuchten Netzen. Dazu kommt das herbe Aroma des Meeres, das eine merkwürdige Strenge und Frische hinzufügt, so daß das Widerliche ganz verloren geht ... Es ist der Geruch Helgolands, möchte ich sagen, und atmet man ihn ein, ja, weht nur ein Atom dieses Duftes uns entgegen, so ersteht vor unseren Augen sofort das malerische Durcheinander der frischgeteerten Fischerboote, der Netze, die von Mast zu Mast trocknen, und der Kisten und Kasten und Fässer, die hier auf Verfrachtung warten; so wird wohl auch die Erinnerung rege an Segelfahrten auf dem abendlichen Meer, auf das einsame Promenieren auf der großen Landungsbrücke, an dies und das noch, was ich schon alles beschrieben habe und was den langen Tag auf Helgoland ausfüllt. Und man bekommt Appetit auf frischgeräucherte Flundern oder ein schönes Gericht Fische.

„Grön is det Lunn,
Road is de Kant,
Witt is de Sunn,
Deet is det Woapen
Van 't hillige Lunn!"

heißt der alte friesische Spruch, der in der oder jener Fassung jedem unwillkürlich einfällt, wenn er von Helgoland sprechen hört. Er prägt sich dem aber unverlöschlich ein, der einmal wirklich gesehen hat, wie grün das Land, wie rot der Felsen, wie weiß der Sand ist, wenn die Sonne darüber prunkt. Dieser geheimnisvolle Dreiklang lockt die Seele, wie ein Trunk aus der Fontana Trevi den Fremdling immer wieder nach

Helgoländerinnen in heimischer Tracht

Digitized by Google

Die Kriegsflotte vor Helgoland

Rom zieht. Man kann es nachfühlen, daß es Leute gibt, die Jahr für Jahr hier für ein paar ſtille Wochen Station machen. Aber wer den Reiz der abgelegenen Inſel ganz auskoſten will, ſollte nicht in der Hauptſaiſon hinfahren. Wie ein nicht alltägliches Buch ſeine ganze Schönheit erſt dann aufblühen läßt, wenn wir zu einſamer Stunde ſeine Blätter wenden, ſo ſchenkt ſich Helgoland völlig nur dem Einſamen. Im lauten Trubel verblaſſen ſeine Reize, vernimmt man doch das wundervolle Rauſchen des Meeres aus der ans Ohr gehaltenen Muſchel auch nur dann, wenn keine anderen Laute unſere Aufmerkſamkeit ablenken. Helgoland iſt eben ein Bijou für Sammler. Dieſer Zauber iſt echt wie der eines großen Gedichtes. Man ſpürt ihn nicht zu jeder Zeit, er gibt ſich auch nicht ſo von ungefähr; er will mit Liebe geſucht ſein. Aber wer ihn einmal gefunden hat, der kann ihn ſo leicht nicht wieder vergeſſen: Helgoland iſt kein leeres Wort mehr, ſondern eine Fülle bunter, beglückender Erinnerungen. Und Erinnerungen ſind es, die die Geſchehniſſe unſeres Lebens aus dem Vergänglichen ins Unvergängliche heben.

Sonnenuntergang

Digitized by Google

Der abenteuerliche Simplicissimus

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Nach Verdienst geachtet und gewürdigt worden ist Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, sogar seinen richtigen Namen hat man erst 1838 herausgebracht. Hätte er sich rechtzeitig auf den Amadisroman seiner Zeit verlegt, so wäre er bei der Stärke seiner Begabung ein sehr berühmter Mann geworden. Aber allerdings kümmerten wir uns dann schwerlich um ihn, und es stände kein Denkmal für ihn in dem badischen Städtchen Renchen, wo er zuletzt gelebt hat und 1676 gestorben ist. So aber sind über den Unbekannten die Kunstrichter seiner Zeit hergefallen. Ein Schriftsteller, der aus keiner angesehenen literarischen „Schule", womit man es damals so wichtig hatte, nur einfach aus dem Leben, von der Muskete herkam und der auch noch alles, was als Stoff und Stil anerkannte Mode war, schnöde beiseite ließ: dessen Vorbringungen konnten von vornherein keinen Wert haben. Man hat sein „ungelehrtes Geschmier", wovon ihm keinerley Ehr zu hoffen sei, mit Einstimmigkeit aus der guten Gesellschaft der mit „artiger Kurtzweyl und Nutzbarkeit" zu lesenden Bücher verwiesen. Natürlich, wie immer, im guten Glauben und durchaus nicht zu unserem Verwundern. Es lag genügender Vorwurf in der Tatsache allein, daß ein Simplicissimus in den Mittelpunkt der Erzählung gestellt war, wo sonst die tadellosen Galanteriehelden oder die Musterknaben stehen. Hat doch zu unseren Lebzeiten vor noch gar nicht langer Zeit über einen jüngeren selbstbiographischen Roman von gleichfalls unauslöschlichem Literaturwert, über den des Gottfried Keller, ein von Vielen andächtig angehörter baseler und von Basel gebürtiger Professor, der zwar nichts weniger als Burckhardt, aber mit Vornamen auch Jakob hieß, in der Wochenschrift „Gegenwart" ex cathedra sich ausgesprochen, daß er den fälschlich gerühmten Grünen Heinrich durchaus tadeln müsse und es nicht verstehen könne, wie man aus diesem gewöhnlichen Knaben und Jüngling, der sich Lügen zuschulden kommen lasse und der verliebt und sinnlich sei und es zu Nichts bringe, den Helden eines Buches habe machen wollen. Seither haben wir zwar nun eine ganze Überschwemmung durch artverwandte Erziehungsromane ansteigen sehen. Aber wenn noch Gottfried Keller auf Jahrzehnte hinaus zu früh kam — so daß er seine erste Auflage vom Speicher des Verlegers zurückziehen und sie verbrennen konnte und Exemplare von ihr heute eine teure Rarität sind —, so kam der Simplicissimus zehnmal zu früh in einer an scharwenzelndes Getue über alles Maß gewöhnten Zeit. Und wie das Ganze, so verpufften noch fruchtlos die interessantesten Einzelheiten. Denn im Simplicissimus steckt auch schon die Inselrobinsonade, diese noch wieder besondere, von Grimmelshausen geschaffene literarische Gattung, welche dann im 18. Jahrhundert, nachdem glücklich der aus-

Titelkupfer der ersten Ausgabe des „Simplicissimus" von 1669. Nach dem Exemplar der Wolfenbütteler Bibliothek

Digitized by Google

ländische Umweg über England gemacht war, eine so ungeheure Beliebtheit und Nachahmung gerade in Deutschland gefunden hat.

Es ist ein bitter wahres Wort, daß Mißerfolg demoralisiert. Wir haben hierin den Schlüssel zu einem Teil der sogenannten Simplicianischen Schriften des Grimmelshausen, die die Art des Simplicissimus fortsetzen, aber das gröblich Realistische leicht ins Maßlose treiben. Namentlich indem den männlichen Figuren auch noch ein sich gründlich nach unten entwickelndes Weibsbild als Heldin angereiht wird, die fahrende Landstörzerin mit dem nom de guerre Courage. Redliche Kritik hilft stets dem Künstler, sich die Maßstäbe bewahren, aber ungerechte und dumme Kritik trägt so vieles bei, sie ihn verlieren zu lassen. Er wird beständig unsicherer, wie er nun eigentlich die Kunstrichter und den Leser gewinnen soll. Und beides braucht man doch. Unwillkürlich denkt er, die derberen Mittel erzwingen es, wenn die feineren Absichten hartnäckig vorbeiverstanden werden, und so vertraut er sich jenen an, damit sie ihm erst einmal Aufmerksamkeit verschaffen. In Grimmelshausen's späteren Schriften — im ganzen sind es 21 — ist genug, was die nervös gewordene Erfolgsuche verrät. Aus denselben Ursachen auch treibt der Autor sein Versteckspiel der immer neu abgeänderten Pseudonyme oder vielmehr Umschreibungen, Buchstaben-Anagramme seines Namens. Die Hoffnung veranlaßt ihn, wenigstens das nächste Mal unbefangene Kritik zu finden, wenn sie nichts davon ahnt, daß es insgeheim nur wieder der gewohnheitsmäßig abgekanzelte ignorantische Samuel Greiffenson von Hirschfeld oder German Schleiffheim von Sulsfort ist, mit dem sie zu tun hat. Aber später, wenn einmal die Anerkennung da ist, wird er enthüllen, daß der gleiche Schriftsteller hinter all diesen Anagrammen steckt! Wozu es dann nie gekommen ist. Daß Grimmelshausen ferner auch zum Selbstnachweis seines Verdienstes greift, ist etwas, wozu alle, die sich derartig ungerecht behandelt sehen, neigen.

Der Simplicissimus ist die eigene Jugendgeschichte des Renchener Amtmanns, aus demselben Nachgestaltungstrieb und mit ähnlichem Maß von phantasievoller Freiheit, wie der Grüne Heinrich die des nachmaligen Züricher Staatsschreibers ist. Ich komme nicht willkürlich auf die Parallele mit Keller zurück, sie drängt sich aus verschiedenen Punkten auf. Beide Schriftsteller sind Autodidakten in jenem höchsten und besten Sinne, daß ihre aus Studien oder umfassender Lektüre gewonnene gute Bildung nebensächlicher bleibt neben einem starken Imperativ zur selbstdenkenden Beobachtung und zur klärenden Rechenschaft, aus Geschautem wie Erlebtem. Das ist denn auch der unverlierbare sittliche Halt, der beide Männer aus bohèmehaften Anfängen und Leiden in verantwortungsvoll erfaßte, nüchterne, ansehnliche Ämter trägt, den einen aus dem wirren und wilden Soldatenleben des Dreißigjährigen Krieges, den andern aus einer unruhigen und zweifelnden Künstlerjugend. Beiden entsteht aus dem inneren Zwang zur Lebensbegreifung ihr Schriftstellertum, das sie ursprünglich nicht gesucht haben. Und beide üben sie es, unbeschadet ihrer umschweifenden lebhaften Phantasie, unter dem beständigen Vorwirken eines auf die Umwelt gerichteten, also auch satirischen Gegenwartssinns. Allerdings mit dem Unterschied, daß der ältere, Grimmelshausen, das Lehrhafte abschnittweise zwischen das Erzählende oder Phantastische schiebt und daß er seine Schlußfolgerungen selber vorträgt, während bei dem großen Schweizer die auf die Mitwelt, die Erziehung, den Geschmack, die Zeittorheiten einwirkende Tendenz in das Kunstwerk aufgenommen erscheint, sei es in seinen beiden Romanen oder in den poetischen und schalkhaften Novellen.

Ein Vergleich ist nicht schon eine Gleichstellung. Von solcher darf zwischen Grimmelshausen und Keller, auch wenn man den allgemeinen Kulturunterschied der Zeiten veranschlagt, nicht die Rede sein, weder künstlerisch noch menschlich. Es fehlt dem älteren Autor das feinere und ganze Ausreifenlassen des Erlebten sowohl wie des Angelesenen. Mit allen derben Schonungslosigkeiten über sich selbst und angehängten Nutzanwendungen gelangt er doch nicht zu der schönen letzten Befreiung und Aufrichtigkeit. Es bleibt ein Stück von dem unsteten und renommistischen Soldaten an ihm hängen, und eine aufschneiderische Vorliebe seiner Phantasie tritt immer noch hervor, während der längst nicht derbe oder übertreibende Verfasser des Grünen Heinrich tatsächlich auf eine feine Weise sich viel weniger schont und bei ihm das noch so poetisch durchgeformte Erlebnis die objektivste Erledigung hinterläßt. Trotzdem dürfen die literarischen Verdienste Grimmelshausens nicht gering geschätzt werden. In einer modetollen, ausländernden Zeit steht er frei auf sich und auf dem, was er in sich verarbeitet hat. Ein selbstgebildeter Mann, der den bisherigen Abenteurerroman des spanischen Musters zur viel höheren Stufe des ernstlichen Entwicklungsromans erhebt; ein tüchtiger, unabhängiger Deutscher, der sich von dem Alamodewesen, auch in der Sprache, freigemacht hat, ohne gegen das Fremdwort unduldsam zu sein, sofern es allein erst den Begriff in unersetzter Weise deckt. Grimmelshausen erzählt und schildert vortrefflich, mit gescheiten Wendungen und Bildern, die sich ein für allemal einprägen, ja jetzt noch „geflügelt" geworden sind. („Im gleichen Spital liegen" u. a. m.) Sein Stil ist kräftig und lebensvoll, und wenn es an Längen der Darlegung und Gelehrsamkeiten nicht fehlt, so müssen wir diese nicht an unserer voll Unrast gewordenen Zeit messen, sondern an einem Zeitalter, das in solchen gründlichen Umständlichkeiten geradezu das Kennzeichen jener

Digitized by Google

schulmäßig dressierten Bücherschreiber wahrnahm, als welchen eben diese den originalen Neuerer nicht wollten gelten und aufkommen lassen.

Die Kenntnis seines Romans darf dem Inhalt nach vorausgesetzt werden. Um so mehr als der neuerdings häufig edierte Text auch durch Überarbeitungen zugänglicher ist. So durch die Reclamsche Universalbibliothek; die Rechtschreibung ist dort mit Takt modernisiert, und es sind diejenigen Zusammenziehungen vorgenommen, die dem Inhalt nicht Abbruch tun, aber den Leser und die Leserin über gar zu kulturgeschichtlich wirkende Unmittelbarkeiten des Originals in gemildeter Weise hinüberführen.

Es handelt sich bei dem Weggelassenen übrigens, damit ich nicht schuld an unbefriedigendem Nachsuchen werde, weniger um sogenannte Pikanterien, worin man heute Besseres leistet, als um gewisse nicht gerade duftige Unmanieren des bäurischen Simplicissimus und ähnliche Grobianismen, oder um ausführlich wiederkehrende, Tag und Nacht zu spürende Plagen, womit die Leute herumliefen, weil Kleiderwechsel und Reinlichkeit noch so gut wie unbekannt waren.

Grimmelshausen muß etwa 1625 in Gelnhausen oder in nächster Nähe davon geboren sein, von Eltern geringen ländlichen Standes. Der Krieg hat ihn in seinem zehnten Jahr schon verschleppt und mit sich gerissen. In Feldlagern und Garnisonen wächst der heimatlose Junge auf, unter dem Troß von Gefolge und Bedienung, den damals die höheren Offiziere standeshalber mit sich führten. In ungewöhnlich jungen Jahren bringt er es dazu, als Soldat zu dienen, also schon sein eigener Geschäftsmann der Kriegsfortuna zu sein. Denn das ist bei diesen Werbesoldaten immer zu beachten, daß sie nicht mit den späteren gepreßten Soldaten oder auch mit unseren Kasernentruppen verwechselt werden dürfen. Sie sind, unbeschadet der Disziplin und abgestuften Ordnung, ein freiwilliger und selbsteigener Stand, mit privater Einnahme und Ausgabe und mit einem guten Teil freier Lebensführung, die ihre Sache bleibt und von den Vorgesetzten respektiert wird. Sie haben ihre Bedienung und, soweit sie sich es leisten können, eigene Knechte, haben sehr oft Weib und Kind im Felde, dazu Bagage, überzählige Pferde, Kleider nach ihrem Geschmack und sonstiges Eigentum; es steckt in den letzten Ausläufern noch der soldnehmende Ritter in ihnen, nur daß sie burgenlose, völlig fahrende Kriegsleute sind, die von Quartierwirt zu Quartierwirt ziehen und dazwischen auch auf nasser Erde liegen.

Noch ist zu erwähnen, daß Grimmelshausen seinen Helden im Lebensalter ein paar Jahre über sich selbst hinausdatiert, damit er noch etwas mehr von der großen Kriegszeit abbekommt. Er selber hat jedenfalls als Soldat besonders gut Westfalen und die Gegenden am Rhein landauf und landab kennen gelernt. Nach dem Friedensschluß muß er sich in den Niederlanden, Frankreich und der Schweiz umgetan haben, ohne daß wir Ziel und Beschäftigung genügend deutlich erkennen. Endlich ist er in den Dienst des Bistums Straßburg gelangt, das als Reichsfürstentum auch auf dem rechten Rheinufer größere Gebiete besaß, und als dessen Schultheiß zu Renchen am Schwarzwald ist er am 17. August 1676 gestorben. In dieser Stellung finden wir ihn in einer Ehe jüngeren Datums mit Käte Henninger. Aber er muß auch schon als Soldat verheiratet gewesen sein, da nach einer Notiz des Renchener Kirchenbuches seine Söhne aus der Kriegszeit sich aus der „Zerstreuung" zu ihm durchfanden und nach dem genannten Schwarzwaldorte kamen.

Evangelisch geboren, wird Grimmelshausen durch seinen überwiegenden Kriegsdienst bei den Kaiserlichen und durch den fürstbischöflichen Amtsdienst dem Wesen des Katholizismus genähert, wenn auch beides durchaus keine nötigen Veranlassungen zum Übertritt waren. Für solchen persönlichen Übertritt fehlen die Beweise. Es liegt, wenn man alles betrachtet, wohl so, daß er, der pseudonyme Autor, dem umgebenden Katholizismus nur mit einer gewissen Schnellfertigkeit die literarisch bequemen Lebenswendungen seines Helden entnahm. Grimmelshausen erscheint auch hiermit als ein rechter Vertreter der Zeit, die nach dem Auswüten des großen Konfessionskrieges in eine bezeichnende Gleichgiltigkeit umschlägt und vor den Streit die Annäherung an die andere Partei setzt, oft in haltloser und wertloser, kokettierender Weise, teils aber auch aus dem ernstlichen Bestreben, aus den Konfessionen nun endlich wieder zur Religion zu gelangen.

Mehr wissen wir von Grimmelshausens Leben nicht. Abgesehen davon, daß es nun noch im Simplicissimus erzählt wird und daß der Roman die ungefähr gleichen Umrisse, die sich anderweitig ergeben, mit seinen bunten Farben und Begebnissen füllt.

Wir deuteten schon an, daß in manchen Stücken die Phantasie des Verfassers nicht loskommt von jener inneren Unfreiheit, zu der die sogenannte dichterische Freiheit leicht verführt. Der Verlockung widersteht sie nicht, den dörflichen Simplicissimus, der Grimmelshausen selbst ist, zu dem Sohn eines adligen hohen Offiziers zu machen und ihn demnach nur als Pflegekind bei den spessartischen Bauern aufwachsen zu lassen. Richtig zu Ende klären läßt es sich nicht, was es mit dem Stande des „von Grimmelshausen" auf sich hat und wie er überhaupt zu diesem Namen gekommen ist. Verschnörkelten Wendungen zufolge hat er später einen persönlichen Adel in Anspruch genommen, den er in Gesellschaft des „Adels der freien Studien" durch „nimmermüde Mühe und recht wunderbares Glücks Fügen sich erworben" habe. Der Ehrgeiz in beiden Richtungen liegt jedenfalls zutage.

Ähnlich geht es mit dem Ehrgeiz der

Digitized by Google

Buhlschaften, auf welchem Gebiete der Simplicissimus besonders ärmlich hinter den wundervoll feinen Jugendpsychologien des Grünen Heinrich zurückbleibt. Unser Grimmelshausen-Simplicissimus gehört allem Anschein nach zu jenen Jünglingen, die durch die natürliche Anständigkeit der Jugend noch lange bewahrt bleiben; die erst recht verspätet mancherlei Anlockung begreifen, die sie seinerzeit, dank dem Schutz ihrer unverleiteten oder ungewarnten Natur, gar nicht verstanden haben, und die nun ganz hinterher dann doch noch, um es mit Wilhelm Busch zu Ende zu bringen, „von den Gelegenheiten zum Laster träumen, die sie versäumt." Das gibt dann erfahrungsgemäß so oft die Renommisten mit dem, was bei ihrer seither verminderten Jugendnettigkeit und sie doppelt gefährlich machenden naiven Bescheidenheit wohl hätte sein können, als ob es auch gewesen sei. Und je weniger die Vorstellungskraft durch Erlebtes gelenkt ist, desto reichlicher und kühner greift sie dann mit ihren Schwingen aus. Dahin gehören so manche von des Simplicissimus selbstgefälligen Beichten, die mythologischen Erfolge seiner jungen Schönheit, besonders aber die Pariser Historia von den vier höchstedlen, liebreizenden Damen und offenbaren Prinzessinnen, zu denen er auf eine ganze Woche im lebensgefährlichsten Geheimnis in die Klausur geholt wird, — Szenen, die bei noch so ausgeklügelter Ausstattung ohne alle Realität bleiben, bis auf das totgehetzte „Monsieur, rück' zu mir", das ihm wohl in Frankreich einmal im Ohr hängen geblieben sein mag. Der Leser fühlt immer heraus, was ausgedacht und was wirkliches Erlebnis ist, das heißt im Grunde weniges hiervon; drastisch nach Wahrheit liest sich allerdings die komitragische Begebenheit aus der westfälischen Garnison: wie den hoffnungsvollen Krieger, als er eben mit den süßen Heimlichkeiten zu tändeln beginnt, stracks ein lebenskluger alter Offizier, der an „ehrbare" Tändeleien nicht glaubt, mit der Pistole in der Hand zur Ehe mit der liebesgesinnten Tochter zwingt und das Paar auf der Stelle durch den Feldgeistlichen kopulieren läßt.

Es ist manches in dem Buche, das dem verschiedenwertigen Bedürfnis entspringt, recht lebendig glaubhaft zu erzählen, was man hinterher wohl wünschte, gelebt zu haben. Auch der fabelhafte Patrouillen- und Streiffahrtenerfolg des „Jägers" gehört dahin, unter welchem Namen seiner grünen Kleidung wegen der junge Soldat und Gefreite bei beiden Armeen in Westfalen, auch den Offizieren, bis zum Abergläubischen berühmt, beliebt, beneidet und gefürchtet ist. (Mit Ausnahme des verfrühten Schwiegervaters, dem man von alledem nichts anmerkt.) Unmäßige bare Beute macht der Jäger natürlich auch; sie muß aber wieder spurlos zerrinnen, weil sonst die Selbstbiographie stecken bliebe, in der es noch recht kläglich kommt.

Aber solchen und anderen Plattheiten — Kaviar für Zeitgenossen — stehen nun die großen Vorzüge dieses frühesten deutschen Entwicklungsromans gegenüber. Schon in der Komposition. Sie hält, wenn man von dem angeleimten sechsten Buche absieht, die Linien der Erzählung in den Hauptsachen beieinander und weiß zur Abrundung dieselben wieder auftauchenden Personen, den tapferen Hertzbruder, den schlimmen Olivier, den bäurischen Pflegevater oder Knän aus dem Spessart, die erste und zweite Ehe zu gruppieren. Vor allem aber ist der Gedanke bewundernswert und entsprechend von den Kritikern mißverstanden worden, das Leben des Helden auf unbeschriebener Tafel zu entwickeln, ihn als waldentlaufenes Naturkind und reinen Toren einzuführen. Als solcher ist er der wahre Simplicius und Simplicissimus, aufgewachsen bei Bauern und dann bei dem Einsiedel im Spessart in seiner kernsicheren Ehrlichkeit und vertrauensfrohen Gesinnung gemehrt, aber mit absolut keinem Wissen ausgestattet von den Dingen der Welt und des Lebens, wie sie zwar nicht sein sollten, aber wie sie sind. Dieses Zusammenleben in der Waldwildnis, wo Vater und Sohn voneinander nicht wissen, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen, und der Tod des Einsiedels, das sind sehr schöne Partien des Buches, auch abgesehen davon, daß sie psychologisch so wichtig sind. Bekanntlich haben sie Anlaß gegeben zu einigen Radierungen von Max Klinger, die der vielgenannte Künstler in seinen starken Anfängen geschaffen hat.

Durch diese Vorgeschichte des Simplicissimus gewinnt nun unser Verfasser die Möglichkeit, ihn über die Menschen und ihr Gehaben mit jener natürlichen Verwunderung denken und sprechen zu lassen, deren der durch Gewöhnung Befangene nicht mehr fähig ist. Freilich wer so die Dinge beim rechten Namen nennt, von dem erkennt man am wenigsten, daß er gewissermaßen auf dem Newtonschen festen Punkt außerhalb des kreisenden Getriebes steht. Sondern er ist eben ein Narr und muß sich gefallen lassen, als solcher genommen zu werden. Als zeitvertreibender und Gäste amüsierender Narr, in ein phantastisches Kalbsgewand mit Eselsohren eingenäht, bringt der aufgegriffene Simplicius geraume Zeit bei seinem — unerkannten — Oheim, dem vornehmen Gouverneur in Hanau, zu. Bunte Abenteuerwechsel schließen sich daran, eine Weile ist der heranwachsende Junge verkleidete Zofe bei einer liebevollen Rittmeistersfrau, und durch weitere Übergänge von zuweilen gewaltsamer Natur — eine nächtliche Hexenfahrt ist auch dabei, aber derlei sind damals eben glaubhafte Zwischenerlebnisse — wird Simplicissimus endlich Soldat.

Es gibt kein Buch, welches die Zeit des großen dreißigjährigen Kriegstreibens mit gleicher kulturgeschichtlicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit zu schildern vermocht hat.

Digitized by Google

Die Einzelberichte aus Städten und Dörfern mögen schreckhaft getreu sein, sie geben nicht das Bild des Ganzen, des Zustandes überhaupt, wie wir es hier erhalten. Zwei Jahrzehnte hat der Krieg nun ungefähr gedauert und sein Werk getan. Die Menschen zu dieser Zeit sind auf ihn und das Unglück gleichsam in Permanenz eingestellt. Die Norm, die am Anfang den Schrecken noch als jähe Vergewaltigung erlebte, ist aufgegeben, fast vergessen. Die Soldateska residiert in ihren Gegenden mit einer anerkannten und eingerichteten Souveränität. Aber sie leitet daraus auch schon wieder gewisse Verantwortungen ab, sie übernimmt zu einigem Teil die Gerechtigkeit und Polizei, die der staatlichen Gewalt entsunken ist. Dort im Umkreis, wo Kaiserliche und Schwedische einander mit erlahmender Kraft noch im Felde hin und her drängen, haben es die Bauern aufgegeben, die wehrlos Leidenden des Zufalls zu sein. Sie hausen mit ihrem Rest von Vieh in den Wäldern und Gebirgen, wagen sich einzeln hervor, um den Soldaten und Plünderern bezahlte Dienste zu tun; wenn sie aber die Überzahl haben, so schlagen sie die streifenden Reiter oder Musketiere tot und nehmen ihnen die mit Geld und Ringen und Silbergerät gefüllten Mantelsäcke ab. In ganzen Dörfern weithin ist keine einzige Seele zu Hause geblieben, allenfalls Schnapphähne und Gesindel haben ihren Unterschlupf in den verfallenden Wohnstätten. Auf der Plattform des Denzlinger Kirchturms im Breisgau unweit Freiburg sitzen Olivier und Simplicissimus, in des letzteren bösester Zeit, da er mit dem zum Straßenräuber gesunkenen ehemaligen Kriegsschreiber Kameradschaft hält. Sie spähen von da oben in Ruhe nach gemeldeten vornehmen Reisenden und erzählen sich einstweilen, bis sie die Geleitsoldaten überfallen und niederschießen werden, ihre Erlebnisse.

Bei alledem besteht eine eigentümliche Organisation und schematische Formengebung auch der gewalttätigsten Unordnung. Es geht alles in seiner Art geregelt zu. So wollen die Juden, die von der Beutemacherei reelleren Nutzen haben als die Schnapphähne selber, bestimmten Ausweis über die geraubten Sachen, auf welcher Partei sie genommen sind. Sind es evangelische Pferde, so bringen sie sie aus dem Schwäbischen ins Bayrische und verkaufen sie dort; sind es katholische, so kommen sie zum Schutz gegen Wiedererkennung nach Basel. Unter den ehrlichen Soldaten besteht, auch noch im Herüber und Hinüber der Parteien, ein auffallend sicherer, oft sehr rücksichtsvoller Komment, der auch das Eigentum einschließt. (Vorausgesetzt, daß jemandem nicht gerade ein Prozeß wegen Raub oder Zauberei an den Hals fliegt, dann schiebt der Auditeur die aus den Kleidern herausvisitierten Dukaten mit gelassener Ruhe in die Tasche; und die bürgerlichen Anwälte verstehen auf feinangelegte Art die Soldaten um ihr Geld zu prellen, so daß sie es besser in hohle Bäume verstecken, als in Depositen tun.) Es wird ein solidarisches Gesamtgefühl alles Soldatentums deutlich, das sich in seine Standesgemeinsamkeiten mehr hineingewöhnt hat als in die Trennung durch die Kriegspartei. Und zwischen der Auflösung aller Tradition steht unerschütterlich aufrecht die gravitätische Zeremonienmanier und verschnörkelt „dienstwillige" Förmlichkeit der Zeit. Sie gilt nun einmal als der eigentliche Ausweis der in Deutschland stets vorangestellten äußeren Bildung. Dahin gehört es, wenn wir den Befehlshaber eines Ortes, zur Übergabe aufgefordert, sich mit den gewähltesten Briefausdrücken entschuldigen sehen, daß er dem nicht wohl nachzukommen vermöge und untertänigst bitte, ohne üble Verdenkung sich zu gedulden, „bis Euer Gnaden die Waffen den Ort zusprechen werden". Wir müßten denken, das letztere sei hohnvolle Ironie, aber es ist die dicke Bemühung um stilvolle Höflichkeit. Und wird der Ort eingenommen, so wird geschändet und geplündert und sinnlos niedergemacht. So ist es, wie von vielen Seiten beobachtet werden kann, mit das Bedrückendste an dieser Zeit, bis zu welchem Grade ihr die ausschlaggebenden Maßstäbe verloren gegangen sind und wie statt dessen der alamodische Sinn, es schicklich recht zu machen, wieder einmal eine Unmenge von Tuereien und Gedankenfehlern in den Vordergrund gerückt hat, auf die es dann am meisten ankommt. Man meint, es den Franzosen nachzutun, die doch über ihrer stilistischen Eleganz nicht so die Inhalte verlieren.

Auch vielfach für die privaten und sittlichen Beziehungen gilt dieses unerkannt unwahre Wesen. Das kann hier nicht so alles aufgezählt werden, aber auf solche Aufschlüsse hin lese man einmal das Buch, anstatt immer nur in den unfruchtbaren Ton der Literaturgeschichten einzustimmen, als ob nichts als Mord- und Kriegsgewalt zu finden sei. Darin liegt der hohe kulturgeschichtliche Wert des Simplicissimus als Zeitbuch, daß es den großen Krieg nicht bloß bejammern und sich vor ihm entsetzen, sondern daß es die auf dieser leidensvollen Bühne beteiligten Menschen intimer und einzeln verstehen lehrt. Unverzerrt, wie sie wirklich waren, mit ihren subjektiv wohlmeinenden Krafteinsetzungen, und eben immer mit ihren geistigen Begrenztheiten, die in den einzelnen Jahrhunderten nur das Antlitz wechseln und zu denen damals noch außergewöhnlich viel Aberglaube, Eitelkeit, Verknechtung der Vernunft in Mode und windige Korrektheit hinzukommen. Grimmelshausen oder sein Simplicissimus steht mit langen Auslassungen als bewußter Kritiker darin. Aber obendrein gehört er doch selber dazu und hinein.

Mit dem Ausscheiden des Helden aus

Digitized by Google

dem Kriege erlahmt das Buch. Das große Milieu fehlt, auch das rechte persönliche Erlebnis, ausgenommen eine sich gründlich als „Reinfall“ ausweisende schwarzwäldische Ehe aus hastiger Verliebtheit. Der Verfasser greift fühlbarer als zuvor in seine massenhafte Lektüre, diese Nährquelle seiner gedankeneifrigen Bildung, und daneben zu allerlei Hörensagen, das ihm im Kopf noch sonst rumort. Die im ganzen feste Hand, die bisher die Erzählung geführt, wird unsicher, tastend. Die Rösselsprünge auf der europäischen Karte und unter sie, die er noch auftischt — nämlich in den Mummelsee hinein zum Mittelpunkt der Erde —, und alle seine wilden Gelehrsamkeiten sind keine Handlung mehr. Der sittliche Zug, der in das Buch hineinkonstruiert wird — etwas mehr, als er immer von selber hindurchgeht — ist lendenlahm geworden, bis er das Werk abzuschließen hat. Simplicius wird ein Einsiedel und rundet sein Leben zum für die Welt unnützen Ende durch das, womit er es im Spessart als Knabe in sittlich-poetischer, naiver Schönheit angefangen.

Dann aber ergeht es ihm, wie nachmals dem Kandidaten Hieronymus Jobs, dem Helden der berühmten Jobsiade, der als Nachtwächter starb. Der literarische Drang zur Fortsetzung zieht sie beide wieder ans Licht der Welt, und wie es Jobs noch zum Pfarrer und auf zwei weitere Bücher bringt, so erhält auch der Simplicissimus ein nachträgliches Buch hinzugefügt, aus dem vergrabenen Waldbruder wird noch wieder ein Wallbruder, der in die fernsten Länder gerät. Nichtsdestoweniger ist dieses sechste Buch hauptsächlich erörternden Inhalts. Aus der Fülle der Reflexion gestaltet sich kein episch geformtes Kunstwerk mehr, es kommt nur zu dem flauen Ersatz durch allegorische Novellen. Aber mit einmal erfährt die Darstellung noch einen gewissen Aufschwung, und damit entsteht nun hier die erste Robinsonade, von diesem Deutschen unter dem Miteinfluß seiner Einsiedelrichtung ersonnen, auf einer Insel im Indischen Ozean, unweit des vielbefahrenen Kurses vom Kap der guten Hoffnung nach Hinterindien und den Molukken. Es formt sich aus Grimmelshausens Hand die ferne Insel, wie wir sie nun immer sehen, wir, die den Robinson und Paul und Virginie gelesen haben: teils Felsentürmung mit der nicht fehlenden Höhle, teils tropenüppiges Buschwerk mit Palmen und Bananen und Fruchtbäumen jeder Art, mit lieblich umgrünten Süßwasserquellen, mit Bächen voller Fische, mit guter Töpfererde, woraus der hessische Simplicissimus ganz wie sein Nachfahr Crusoe seine Kochtöpfe formt und brennt, kurzum die paradiesisch reiche und schöne Insel mit dem ewigen linden Juniklima und ohne alle Lebensnot und — Moskitos. Es ist Wesentliches von diesem Robinsonapparat des Grimmelshausen in die spätere „Insel Felsenburg“ übergegangen, das vielgelesene deutsche Buch des 18. Jahrhunderts, dem anderseits aber schon der Defoesche Robinson von 1719 mit zugrunde liegt.

Was der Renchener Schultheiß aus seiner Erdichtung schon selber hätte machen können, das ist nicht geworden. Seine Tendenz der sittlichen Einkehr hätte das nur begünstigt, anstatt gehindert. Das Nachdenken und die Besserung behalten ja auch die bewußt protestantischen Robinsonaden später bei, der Gedanke an sich ist ein höchst evangelischer, Läuterung auch ohne Beichtiger und Absolution. Aber dem Grimmelshausen war seine Moralistik schon vorher ins reichlich Mechanische geraten, und vollends bringt sie im sechsten Buch keine seelische Entwicklung mehr. Der Teufel kommt in der Gestalt einer christlichen Abessinierin an die Insel getrieben, auf einer Kiste voller Porzellangeschirr, Gewehre und sonstiger robinsonadischer Herrlichkeiten. Sie — oder er — wird bei Simplicissimus und seinem Gefährten, den er anfangs noch hat, einem portugiesischen Schiffszimmermann, die bedenklich unkanonisch gesinnte Köchin. Aber auf das Benedicite, das Simplicissimus im kritischen Moment zur Mahlzeit spricht, verschwindet der ganze Spuk, der sich doch früher um derlei nicht gekümmert hat, und ist wieder fort, ohne Zweck und Nutzen, daß er da war. Der von der Köchin her noch reuige Zimmermann trinkt sich in fortgesetztem Palmwein tot, was eigentlich keine Portugiesenmanier und für seine ihm bewußt gefährdete Seele unmöglich gut ist. Simplicissimus dagegen schneidet in alle Baumrinden in seiner vieljährigen Einsamkeit heilige Namen oder ganze Sprüche und viele Kreuze und Momento moris ein und bildet die Instrumente des Leidens Christi ab. Dabei weiß man doch nie, wie weit es dem Verfasser, obwohl schon früher vieles auf innerlich einsame Renchener Stimmungen deutet, mit solchen Betätigungen seines Helden ganz nachhaltig ernst ist. Denn schließlich ist es ein vernünftiger holländischer Schiffskapitän, der den Inselmann inmitten seiner „papistischen Oracula“ entdeckt und ihm, da er nicht mit nach Europa heimkehren will, Gerät für Landwirtschaft und Arbeit da läßt. Anstatt des Simplicissimus bringt der Kapitän dessen selbstverfaßte Lebensbeschreibung heim, die er aus Harlem an seinen guten Freund German Schleiffheim von Sulsfort, den Pseudonymus des Grimmelshausen, sendet, der sie dann zum Abdruck fördert.

Wir müßten Genaueres über den wirklichen Grimmelshausen wissen, um noch näher über ihn als Autor zu urteilen. Ob dem regsamen und fruchtbaren Manne, der mit einundfünfzig Jahren gestorben ist, gar schon ein Jahrzent früher die Kraft bergab gegangen ist, oder ob wir auch bei den Flauheiten, in die sein bestes Buch verläppert, einen Hauptanteil auf die innere und geistige Unrast schieben sollen auf die unsichere

Digitized by Google

Erfolgsuche, die ihn in so wechselvolles Experimentieren drängt. Indessen mit allen Schwächen bleibt Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen der Mann, der den im Wert nachdauerndsten unter all den gehäuften Romanen des 17. Jahrhunderts hinterlassen hat. Er zum ersten Male wieder seit dem Parzival des Eschenbachers hat den großen Gedanken der Erkenntnis in den Mittelpunkt der Abenteuer gesetzt und damit sich hoch über alle die Romane der Zeit erhoben, deren Helden am Schluß noch genau da stehen, wo sie begonnen hatten, und nur Ermüdung durch die Zwecklosigkeit ihrer fragwürdigen Begebnisse bringen. Damit ist Grimmelshausen der Ahn und Schöpfer einer ganzen neuen literarischen Gattung geworden. Einer solchen, die uns gerade heute, in abermals sittlich nach Rechenschaft begehrender Zeit, als die anziehendste erscheint und sich in einer nie gewesenen Menge und Mannigfaltigkeit ausgebreitet hat. Dem großen Anlauf, den Grimmelshausen nimmt, indem er seinen Helden den ganz originalen Erkenntnisweg des isolierten Naturkindes, eines dichterisch erschaffenen christlichen Adam, gehen läßt, entsprechen zwar das Weitere und vollends die Abschlüsse sehr wenig, dieses Ausmünden in ein flüchtendes Anachoretentum, in die Selbstaufgabe und Negativität, mit altvernutzten Kanzelwendungen gegen die „Welt" schlechthin als das Gefäß des übermächtigen sündigen Übels. Ernst meint er es bei allem doch, auch wenn er bei der verführerischen oder groben Weltlichkeit bedenklich gerne und ausführlich verweilt. Was er im ganzen zu zeigen sich vorgesetzt hat, das ist in der Tat die schließliche Nichtdauer und Katzenjämmerlichkeit des bloßen epikuräischen Dahintreibens, und demgegenüber die Aufrichtung der Selbstüberwindung als des zwar steinigen, aber allein verheißungsvollen Weges. Darauf legt er denn auch den Hauptwert all seiner Schriftstellerei, und er spricht dieses Verdienst, damit es doch jemand hervorhebt, sich selber in den Strophen zu, die vor seinem modischen Liebesroman Dietwald und Amelinde als „glückwünschender Zuruf" eines fingierten Verehrers stehen:

Er schreibe was Er woll, von schlecht-, von hohen Sachen,
Von Schimpf, von Ernst, von Schwänken, die zu lachen machen,
Vom Simplicissimo, der Meuder und dem Knan,
Von der Courage alt, von Weiber oder Mann,
Vom Frieden oder Krieg, von Bauren und Soldaten,
Von Anderung eins Staats, von Lieb, von Heldentaten,
So blickt doch klar herfür, daß Er nur Fleiß ankehr,
Wie Er mit Lust und Nutz den Weg zur Tugend lehr.

Szene von 1812

Windwürfe schütten ans Fenster Hagel und Eis,
Im Ofenloch brodeln Kieferreiser,
Im Bett liegt General Dumas fieberheiß,
Er blieb in Memel, von Typhus gepackt,
Durch sein dumpfmüdes Haupt trommelt's im Takt:
Der Kaiser, —
Wo ist der Kaiser —?
Wo ist die Armee? —
Das Wandgebälk knackt;
In der schwankenden Stube schwankt auf der Kerze der Docht,
Wenn das Wetter schweigt, tropft durch die Stille die Uhr.
Schlürfen Schritte im Flur?
Es pocht.

Eintritt ein Soldat, wie gebacken aus Schnee und Ruß.
Der Spenser zerlumpt, Schaffell geschnürt um den Fuß.
Die Stube kreist,
Der Kranke, durch einen dickschwelenden Schein
Schlägt aus nach dem Geist,
Trifft Fleisch und Bein,
Weit aus dem rotdunstigen Licht
Eine Stimme spricht:

„Mich dünkt, Ihr kennt mich nicht mehr? —
Ich komme aus Rußland her.
Ich bin Marschall Ney.
Ich bin die Nachhut der großen Armee."

Ernst Lissauer

Digitized by Google

Brigittli

Von Heinrich Federer

Der sechsjährige Seppli Bolz stürzte wie ein angeschossener Hase vom Wald hinunter, flog, ohne rechts und links zu schauen, den Feldweg ein, schrie dem Vater und seinem Gesinde an der Biegung des Sträßleins über die tiefe Wiese hinab ein paar zerrissene, heillose Sätze mitten in die rauschende, lachendgrüne Sensenarbeit hinein und schoß, da der Vater und der Knecht Melk im gleichen, eintönigen Schnitt das Gras weitermordeten und die dicke Lene zwar die Hand ans Ohr hielt, aber dann verständnislos den Kopf schüttelte, ohne Halt, den Hut in der Rechten schwingend, zum Gehöfte hinunter, wo ihn der schwarze Barixli gewaltig anbellte und fast nicht zur Gangtüre einlassen wollte. Aber Seppli hieb ihm eins mit dem Knie in die Weichen, war in drei Sprüngen an der Stubentüre, rannte sie mit vorgehaltenen Fäusten ein, polterte schwitzend und pustend zum Sofa, wo die Mutter aus einem leichten Schlaf entsetzt in die Höhe schoß und mit fieberroten Wangen und blauen, kleinen, wirren Augen ihren Buben erkannte, aber dann rasch unter seinen ebenso blauen und ebenso wirren Augen eine alte Wolldecke wie im Frost über ihren mühsamen, wehen Schoß emporzog. Und doch war es so sommerlich schwül und dünstig in der niedern Bauernstube.

„Mutter," stieß der Junge hervor, „die Brigitt, denk', die Waschjungfer, liegt im Wald ... denk' ... tot! ... zer ... zerstochen oder zerhauen ... in den Brombeerenbüscheln ... der Polizeihund hat sie gefunden, und die Landjäger haben sie ... zu ... zu ... sammengelesen und in ein Leintuch gebunden ... aber ich und der Max haben sie noch mit einem Aug' erwischt ... 's war weiß und rot und blau ... aber ich hab' kein Gesicht daran gesehen ... und die Mannen haben uns auch gleich davongejagt. Aber es sei richtig die Brigitt, die schöne Brigitt, Mutter ... na, jetzt kann sie dir nicht mehr meine Hemdli waschen ... so tot ... und verstückelt! ... Hu, wie ich mich fürcht', Mutter ...!"

„Bub, was schwatzest?" schrie Frau Lina mit abwehrenden Händen und fühlte es kalt und naß wie eine Riesenspinne über ihren Rücken hinauf ins Gehirn kriechen.

„Die Händ' und Füß' seien noch warm gewesen ... Mutter ... man hab' einen Schrei gehört. Den Räuber weiß man ... Die Landjäger haben ihn in den Wald getrieben ... er kann nicht mehr hinaus ... mit Gewehren kommen sie jetzt von der Stadt ... und ... und ... o, ich muß es hurtig dem Vater sagen ... ich lauf', ich lauf' ...!"

„Lauf ... er soll flink kommen. Spring, um Gottes willen, spring!" befahl die Bäuerin voll Schwindel und Entsetzen und fiel hintenüber ins Sofa.

Als der steckenlange Michel Bolz mit gewohnter Gemächlichkeit über die Schwelle trat, lag Frau Lina schlaff und eingeknickt wie eine Tote quer über dem Ruhebett, und aus der Decke voll Schweiß und Blut wimmerte kläglich eine kleine, suchende, nagelneue Stimme. Der Zottelhund Barixli schleckte an etwas Weißem und Zappeligem, das aus den Tüchern blinkte, und winselte dazu mit einem sonderbaren Gemisch von Schauder und Freude.

Jetzt erst schüttelte sich Michel aus seinem trägen Gehaben heraus. Er reckte sich wie eine Lanze in die Höhe. Seine eisgrauen Äuglein leuchteten spitzig und grell nieder. Eine grausige Behendigkeit fuhr ihm durch Hände und Füße. Er sperrte den wohlgezahnten, breiten Mund auf, um einen gewaltigen Atem zu fassen, und sah nun fast aufs Haar wie vorhin noch sein Junge aus. Selbst das kurze Stirnhaar sträubte sich ihm auch so auffällig wider den Wuchs wie dem Seppli sein blonder Schopf. Er glich einem Stier, der aus seinem urweltlichen Langmut so gründlich herausgeneckt wird, daß jetzt alles an ihm in Raserei umschlägt.

Brüllend wie ein solches Untier warf er sich vor der Frau, die ihm so unentbehrlich war wie Luft und Licht, auf die Knie nieder. Denn in der ersten Verwirrung meinte er, dies sei der Mord, von dem ihm Seppli in wilden Wortfetzen etwas vorgeschrien

Digitized by Google

Herbstsonne. Gemälde von Prof. Hans Herrmann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

hatte. Aber als sich Frau Lina nun gleich wieder schwach regte und das Geschöpflein neben ihr großartig weiterlärmte, stutzte er, spitzte überlegend die kleinen Ohren und merkte langsam, daß nicht ein Dieb, sondern ein Geber des Lebens in der Stube gewesen sei. Mit einer Geburt, nicht mit einem Sterben hatte man es hier zu tun.

So ward nach dem ersten Erschrecken der grimmige Riese flink in ein zärtliches Knechtlein verwandelt, das zuerst die Mutter sorglich aufs Bett in die Nebenkammer hinübertrug, windelwarm einwickelte, mit Essig an Stirne und Schläfen rieb und mit einem Tropfen Kognak stärkte, indessen Seppli nach der Hebamme galoppieren mußte. Dann wollte er sich ans Kind machen. Aber als er die überzarte, unreife Zierlichkeit dieser Frühgeburt vor sich liegen und elendiglich zappeln sah, gebrechlich wie Glas und auch mit einem so glasdünnen Stimmlein, da wagte er dieses jüngste unter allen Weiblein auf Erden mit seinen rauhen Tatzen nicht anzutasten. Das klingende Glas würde sicher verscherben und das süße Stimmlein erlöschen. Er wagte kaum, das heiße, feuchte, rote Köpflein des Kindes in seine hohle Hand zu stützen, damit es nicht ans Sofagestell schlage, und das Gestrampel und Gekrümme der Beinchen dann und wann schüchtern mit der Decke aufzufangen. Aber das Töchterchen wirklich und wahrhaft aufzuheben und der Mutter zu bringen, dünkte ihn so eine Vermessenheit, wie wenn ein Grobschmied seine Fäuste in ein feines Goldgeschmeide mischte.

Er ward nicht müde, vor diesem Menschlein zu knien, das er so lange schon zum Gespan für seinen kleinen Hosenmann ersehnt hatte. Jetzt war das Glück des Hauses voll. Er hatte ein Weib, für das kein Lob zu groß war, ein wackeres Gesinde, einen Zuchtstier, der Prämien von jeder Ausstellung holte, eine unglaublich zähe Stute, dann den Stall mit wenigem, aber stattlichem und kerngesundem Vieh bevölkert, endlich auf seinem breiten Anger einen Heuet wie lange nicht mehr und einen Seppli, der schon so bäuerisch klug und gewinnreich dachte wie der Alte. Und nun kam noch diese heilige Feinheit ins Haus, so ein wunderliebliches Zöpflein, am soliden Haus das schönste Ornament.

Als nach langem endlich mit ihren drei rauschenden Röcken die Hebamme Helene Rumpfli in die Szene trat und mit einsilbiger Wichtigtuerei an Mutter und Kind das Unumgängliche versah, stellte es sich fröhlicherweise heraus, daß Frau Lina trotz dem Schrecken und der jähen Frühgeburt keinen eigentlichen Schaden genommen hatte. Sie war nur unendlich aufgeregt und kraftlos geworden, und wie von selbst rannen ihr unaufhaltsam kleine Tränentröpflein aus den Augen.

Das Mägdlein freilich war zweiundeinhalb Monate zu früh ins Leben hinausgezerrt worden. Der große Schneider des Lebens hatte sein irdisch Gewändlein noch nicht in allen Litzen und Säumen fertiggenäht. Da und dort sah es noch erst wie ein besserer Fadenschlag aus. Die Knopflöcher waren schon alle da, aber nicht alle Knöpfe. Es stellte sich als ein entsetzlich kärgliches, kleines, federleichtes Menschenhäuflein vor, an Nase und Ohren noch nicht ganz ausgezupft, mit dick verklebten Augen und Händchen, die sich noch nicht recht auseinanderfingern wollten. Es schrie freilich oder zirpte vielmehr in einem dauerhaften Solo, aber diese Musik war doch alles in allem so leise und mager wie das Getröpfel eines Wässerchens, wo man jeden Augenblick meint: so, das ist der letzte Tropfen ... 's kommt keiner mehr nach.

„Michel Bolz," erklärte die Hebamme, ihre weite Schürze streichend, „Euere Lina wird noch einen ganzen Hagel Bolzen in die Welt verschießen, da ist gar keine Not. Aber aufs heutige Früchtlein da müßt Ihr jedenfalls meineidig achtgeben. Das zittert wie Papier. Ein Lüftchen ... und verblasen ist's! Und daran bist du schuld, kleiner Herrgottsdonner," schimpfte sie auf Seppli los. „Du Holzbock du! Wer wird auch vor einer Frau in den Wochen Knall und Fall so einen Mordsklapf abbrennen! Mordio ... Mordio ... Er kommt ... er ist vor der Tür ... der Halsabschneider ... der Bauchschlitzer ... der ... der ..."

„St! Pst!" warnte der Bauer mit einer Bewegung gegen die fieberhaft horchende Kindbetterin. „Aber," fuhr er dann selber mit zerdrückter, zorniger Stimme los, „aber es ist wahr, du hängst das Maul überall heraus, du Fratz, lärmst allenthalben hin-

Digitized by Google

ein mit deiner großen Schelle ... verflixter Laff! Was geht dich denn die tote Brigitt an? Was mußt du ihre Knochen im Gras zählen, den Landjägern nachstrolchen ... und den Mordbuben ... und all das Grausige heimtragen, hä, Bub? Hinter den Ofen, hops, oder ich mach' dir noch ganz anders Beine!"

„Vater," bat die Frau leise, „gib das Kind einmal ... zeig! Bettet es mir da auf die Seite, an die Wand! Hier ist's sicherer! Aber ... was ist denn Wahres ... an der Geschichte? Ist's sicher die arme schöne Jungfer Brigitt? Wer hat sie gemordet? Wann ist's geschehen? ..."

„Willst du gleich hinter den Ofen, Seppli!" donnerte der Vater.

Der Bub schlich ins Dunkel zwischen Ofen und Wandgetäfel, stieg die drei Kachelstufen hinauf, setzte sich auf der obersten unter der Diele auf sein wohlbekanntes, oft ganz behagliches Sünder- und Büßerplätzchen und ließ, grollend und leise in sich hineinmaulend, die Unterlippe so tief hängen, daß die langen, blanken Milchzähne voll Härte und Gefräßigkeit aus der Finsternis blitzten, wie das Gebiß eines jungen Löwen aus dem Raubtiernest glänzt. Er war wütend und vermochte sich gar nicht zu fassen. Ein ungeheures Verbrechen war geschehen, eine liebe, hübsche Bekannte des Hauses hatte er verstümmelt gesehen, ein Unhold schwärzer als der Teufel horstete im nahen Wald und soff Menschenblut, und da durfte man nicht schreien, nicht schelten, nicht die Faust zeigen! Mit Kanonen sollte man gegen so einen Kerl aufrücken. Den Wald sollte man anzünden. Statt dem darf man nicht einmal um Hilfe rufen!

Da hat er ein Schwesterlein bekommen. Wieso? Na, das weiß er nicht. Mit der Geschichte im Wald hat das jedenfalls nichts zu tun. Im ganzen Haus denken sie jetzt nur an den Balg. Wär's noch ein Bub! Da könnte man später Soldatlis spielen, nein, im saftigsten Ernst gegen so wüste Räuber oder Mörder marschieren und sie kurz über den Haufen knallen. Aber ein Mädchen! Und dazu so ein Zwergmädchen, ein Spielzeug fast gar! Was braucht das Zeit, bis es ihm nur ans Knie langt! Was hat er von dem? Nicht soviel wie den kleinen Finger von einem Buben. Die Brigitt war ja auch ein Mädchen. Sogar ein großes, schönes, starkes Mädchen, das den Wäschezuber voll Wasser ganz allein mit zwei Fingern jeder Hand in die Küche hinauftrug und nicht um einen Schnauf schneller atmete. Ja, sie war beinahe ein Bub. Und nun hat sie sich doch nicht wehren können. Der Feind hat sie wie eine dumme Kartoffel ins Messer genommen und verschnitzelt. Gott im Himmel oben, wie soll nun das kleine Wurm drüben in der Kammer sich durchhauen? Zehnmal, eh' ein Tag umläuft, liegt es in Scherben.

Nun, prahlt Seppli so für sich hin weiter, da ist es nun einmal. Zurückschicken kann man es nicht mehr. Eine Adresse weiß man doch nicht. Ich will's denn also nicht plagen, das arm' Ding. Ich werd' es wohl ein bißchen auf mich nehmen müssen, wie die Jungen, die der Barixli neulich geworfen hat. Es gehört mir ja eigentlich doch zuerst. Ein anderer Bub hat da kein Wörtlein mitzureden. Es soll einer es probieren und das Kind antasten, hopla, da hat er es mit mir aber ganz gehörig zu tun ... Seppli spreizt sich gewaltig in seiner engen Klause auseinander.

Aber, aber, er stemmt das Kinn in die Halsgrube und blickt tiefsinnig über die vier Westenknöpfe hinunter, von denen einer nur noch an einem Fädchen hängt ... aber wie ist das doch? ... Zwischen der toten Jungfer im Wald und der kleinen Lebendigen hier muß doch ein gewisser Zusammenhang bestehen. Potz der tausend, bevor er die tote Brigitt sah, war die Mutter noch ohne Kindlein. Und so schnell er ihr's zugestürzt hat, so schnell strampelt auch schon das neue Ding da in der Stube. Wer hat denn das gebracht? Die schöne Brigitt etwa? Wenn ein Altes stirbt, muß dafür immer ein Junges kommen? Ist das die Rechnung vom Herrgott? Aber die Brigitt war nicht alt. Sie war flink, jung und viel hübscher als der neue Gof. Wenn sie vor dem Haus in der Sonne seine Hemdlein ans Seil hing, dann wiegte sie sich gar flott auf den Fußspitzen, reckte sich wie ein Aal, schwang die Arme rund und braun in die Höhe ... hei, und dann tupfte er sie mit dem Daumen dreimal rasch hintereinander unter den Ellbogen, und sie schrumpfte aus aller Höhe sogleich spaßig zusammen, lachte vom Gekitzel hellauf, packte und spindelte

Digitized by Google

ihn wohl siebenmal herum, daß Himmel und Erde nur so wie ein heller und finsterer Ball um ihn flogen. Er fiel dann immer ins Gras, und wenn der Schwindel vorbei war, hatte Brigitt schon sechs, sieben neue Hemden ans Seil gehängt und stand wieder großartig auf den Zehen, um ein achtes vorm Wind festzuhaken. O wie stark war sie und wie lustig! Nein, die wollte und sollte sicher noch nicht sterben, damit so ein roter Zwirbel für sie auf die Welt käme. Es war gewiß nicht Brigitt, die im Wald lag, es war wohl jemand anderes. Er will doch mal zu den Buben ins Dorf hinein, ... die wissen alles, alles, die haben da schon längst Bescheid für ihn.

Seppli schleicht die Ofenstufen hinab, da hört er von der halboffenen Kammer her jemand frohlocken: „Was, man hat ihn? Gott Lob und Dank!"

Eine Stimme vor dem Fenster antwortete zum Zimmer herein: „Er ist heut vor Tag aus dem Bezirksgefängnis entsprungen. Die Spuren zeigten ins Höfliholz. Da war's nicht schwer, ihn herauszuklopfen. Und das hat das Unmensch gewußt und da hat er noch in der Wut gebosget*) und gemordet, was ihm in den Weg kam ... Nein, dem ist das Beil zwiefach geschliffen."

„Und Ihr sagt, der Franz Klammer!"

„Auf Ehre!"

„Wartet, ich komm' heraus! Hier liegt die Frau krank ... ich ..."

Seppli verbarg sich wieder hinter den Ofen. Der Vater trat mit der Hebamme in die Stube heraus.

„Geht Ihr lieber nach dem Götti aus," befahl die Hebamme; „da ist mit dem Taufen nicht zu warten. Den Klammer Franz, wenn das Weib draußen wahr schwatzt, können sie köpfen ohne Euch."

„Ich hab' den Milchbub nach Meierswil geschickt und die Taufe auf morgen die neune angesagt. Der Pfarrer steckt ohnehin jetzt im Kantonsrat zu Aarau und kommt vor Nacht nicht heim. Aber so pressieren wird's doch nicht. Das Kind hat ja Milch geläppelt ... und der Frau geht es über Erwarten gut. Bleibt Ihr jetzt nur bis nach Vesper da, von da an können wir herausen im Wäglifeld das Mädchen der Lene entbehren, und sie soll Euch bis zum späten Abend ablösen. Aber gegen die neune und zehne müßt Ihr wieder hier zur Wache antreten. Anders leid' ich's nicht ..."

Michel Bolz sah noch einmal in die Kammer zurück und trabte dann ruhig, ja glücklich in die Wiese hinaus. Seine Frau schlief, das Kindlein lebte, die Hebamme sorgte, und der Unhold, von dem all der Schreck kam, trug schon die Handschellen und Fußringe. Es war alles heil abgelaufen. Nun also frisch weiter ins Gras geschnitten und geworbet und gemädelt und so eine profitable Sonne wie die heutige gehörig ausgenützt! Der Bauer fiel aus der heillosen Aufregung wieder tief in sein altes, zähes, erdfaules Phlegma zurück.

Aber nur für ein Stündchen lang. Um Vesperzeit hieß es, der Verhaftete sei wieder freigelassen ... ja, man habe wohl überhaupt niemand festgenommen ... es sei alles Gerücht und Gefabel. Der Untäter stecke noch im Wald oder in der allernächsten Umgebung. Durchs ebenglatte Wies- und Ackerland weitum könne er nicht leicht entfliehen. Man habe ihn da drinnen sozusagen schon im Käfig. Aber man müsse alles dransetzen, um ihn rasch zu fassen, ehe er vor Angst und Hunger sich ein Leid zufüge und dem Gericht der Menschen entziehe. Die Menschen, vor allem die Gemeinde hier, müsse auch ihre saftige Genugtuung haben. Denn die getötete Brigitte, zwar arm und als Waise im Dorf aufgewachsen, sei doch ein hübsches und wackeres Geschöpf gewesen und nicht etwa bloß eine gern geduldete Einwohnerin, sondern, was am meisten wiege, ein echtes Fleisch und Blut der Gemeinde. Von ihrer strammen Arbeit wäre noch viel Gutes und einst ein tapferes Hauswesen im Dorf zu erwarten gewesen. Sie hätte prächtige Kinder bekommen und dem Dorf einen frischen, handfesten Nachwuchs gegeben. Man erinnerte sich an all ihre Späße und wie sie so oft den jungen Burschen eine tolle Nase gedreht hatte. Die Empörung wuchs bei der immer grausameren Erfindung, wie das schöne Jüngferchen gemartert und getötet und in erbarmungswürdiger Verstümmelung aufgefunden worden sei. Aus den umliegenden Bauerngehöften und unten vom Dorf

*) Bosheit verübt.

Digitized by Google

kamen immer neue Trüpplein wilder, zum Hängen oder Zwicken aufgelegter Menschen und halfen den paar Polizisten, den Wald nach Möglichkeit umzingeln und die Ausgänge besonders scharf beobachten. Michel Bolz warf Sensen und Gabeln sogleich ins Gras und tat mit seinem Knecht in der vordersten Front mit. Wenn nichts als diese vermaledeite Störung in der besten Feldarbeit und dieses Erschrecken in seinem ruhigen Heim zu rächen war, so dünkte den baumlangen, heiligen Ordnungs- und Gewohnheitsmenschen schon das Schuld genug zu Folter und Scheiterhaufen.

Die müde Frau Lina hielt daheim die Augen zu, aber ihre Seele war mit tausend blanken Äuglein wach. Sie hörte das Geflüster in der Stube draußen, das Geklapper der Holzschuhe über die Feldsträßlein, das Geschrei und die fernen Kommandos vom Waldsaum her; sie hörte das Puppenpülslein des Kindes im Korb neben ihr klopfen und die Bienen im Kamillenbeet von Stengel zu Stengel summen und sich etwa einmal bis an ihre Scheibe verirren; sie hörte die Peitsche von einem Heuwagen und das Gebell der Hunde, die in den Höfen wachten und merkten, daß etwas Außerordentliches durchs Land gehe ... noch mehr, sie hörte ihre eigenen Gedanken, und die machten das größte Geräusch, so daß jeder Lärm daneben schließlich verstummte.

Welche Geschichte, o welche Geschichte war in einem halben Tag in ihr Haus und Leben gekommen! Am Vormittag, als alles, was Beine im Hause hatte, draußen im Feld eiferte und schwitzte, sogar der Vierbeiner Barixli, war sie schläfrig in die Küchenstabelle gesunken. Kein Wunder! Um drei Uhr morgens mußte sie mit den andern aufstehen, allein im Stall hirten und melken, das Frühstück gegen die sechse aufstellen und um die neune das Znüni in die Wiese schleppen. Dazwischen hatte sie in Stube und Kammern das Nötigste besorgt. Es war zu viel für ihren Zustand, das fühlte sie. Morgen mußte das Hilfsmädchen, das Lenchen der großen Magd Lene, dableiben. Wär' es nur jetzt schon da!

Plötzlich war es der Frau, als ginge leise die Küchentüre vom Holzschopf her auf. Aber sogleich ward es wieder mausestill. Da, nein, ein Schatten schlich herein ... Gott im Himmel ... fast wie auf allen vieren. Die Bäuerin wollte aufschreien, aber das Entsetzen hielt sie wie gebannt. Das Unwesen suchte sich tastend aufzurichten und den Blick an die Finsternis zu gewöhnen. Denn die Fensterladen waren alle vor der brütenden Hitze zugeriegelt. Lina aber, in der Dunkelheit heimisch, sah sehr gut, daß es ein schmaler, mittelgroßer Mann war, ohne Hut, Kragen und Schuhe, mit schlampigen Kleidern und kahlgeschorenem Kopf. Das Gesicht war weiß wie Kalk und verzehrt von Angst und Not. Es war ein junges, nicht unschönes, aber verbissenes Gesicht, das da an den Wänden hin- und herschwankte. Das Grausigste aber, was der Frau buchstäblich Stimme und Atem benahm, das war in diesem bleichen Antlitz der große, aufgesperrte Mund, fast lippenlos, die Kiefer schier auseinandergerissen und die Zunge dünn und lang heraushängend wie bei einem tollen Hund. Der Mann tastete sich zum Tellergestell, tappte da und dort in ein Geschirr, suchte, griff überall ins Leere und röchelte mehr als er sprach: „Milch ... einen Tropfen Milch ...!" Dann drehte er sich auf einmal schwerfällig um sich herum, wankte und fiel mit einem dunkeln Schrei, in dem keine Menschenstimme und kein Menschenverstand mehr lagen, über den Scheitern neben dem Herd zusammen.

Frau Lina Bolz konnte sich im ersten Augenblick noch nicht von der Stabelle rühren. Gestern abend hatte man gerüchtweise gemeldet, es sei ein Zuchthäusler aus der Haft entronnen. ‚Der ist es ganz sicher,' war ihr erster Gedanke. ‚Vielleicht ein Mörder.' Aber seine über die Wände fahrenden Hände sahen so unschuldig weiß aus! ‚Jetzt hat er jedenfalls unsagbaren Hunger und Durst. Auch ein Mörder muß essen und trinken, natürlich! Er ist doch auch ein Mensch. Es tut ihm alles weh, was uns weh tut. Wie ein kleines Kind hat er eben gebettelt und gewimmert: Milch! ... Mein Gott, wie das Kind unter meiner Brust sich hie und da leise rührt und ich mein', es rufe schüchtern: Milch, Licht, Leben! ... Ach, Milch ist das wenigste, was man geben kann. Das tut auch dem letzten Menschen not ... und der ... sei er, was er wolle, jetzt ist er da ... jetzt liegt er

Digitized by Google

vielleicht halbtot am Boden. Und wär's der letzte Mensch, der hinterste an Bosheit ... Jesus Christ, jetzt ist er mir doch der allernächste!'

Frau Lina war streng katholisch erzogen wie das ganze Volk hier herum und von tiefer, innerlicher Gläubigkeit. Daneben war sie eine von den Bäuerinnen, die nicht bloß gern nehmen, sondern auch zuzeiten das Herz haben, tapfer zu geben. Auch Michel knauserte nicht gerade. Wohl liebten sie beide jeden neuen Fünffränkler, der in ihren Kasten steuerte, wie einen kleinen irdischen Herrgott. Aber sie hatten dann zuweilen auch die Herrgottsgüte, einen Fünfzigräppler und, wenn ihnen besonders profitabel zumute war, sogar einen Fränkler an fremdes Wohlsein auszugeben. Der hagere, lange Michel tat es freilich mit schmerzlich zugekniffenen Augen, um den treulosen Silberbatzen möglichst nicht mehr zu sehen; sie aber ruhig und die blauen offenen Augensterne ein bißchen hochmütig mehr auf den Beschenkten als auf das Geschenk gerichtet. Sie war eine Frau voll Einfachheit und Überlegung, er dagegen ein heilloser Stimmungsmensch. So kam es, daß er dies und jenes Stündlein der Ehe, sie aber Jahr und Tag regierte.

In dieser tüchtigen Selbständigkeit hatte sie sich gewöhnt, was da hell und schwarz in ihren Weg trat, vorab selbst aufzunehmen und, soweit es einer Ehefrau zukam, auch selbst abzutun. So kam ihr denn auch jetzt kein Gedanke nach fremder Hilfe. Sie schämte sich vielmehr über ihre kindische Feigheit, schüttelte sich tapfer den letzten Schauder vom Leib, stand mit Geräusch auf, öffnete einen Laden und kniete dann zum Menschen nieder, der an allen Gliedern zitterte und, ohne ein Wort zu reden oder einen Finger zu regen, mit gerümpfter Stirne und großen, wüsten grauen Augen zu ihr aufsah. Nur die Zunge auf der offenen Unterlippe schob er trocken hin und her, als hätte er all sein Leben nur noch auf diesem kleinen, heißen Plätzchen beisammen.

Sie riß zwei, drei Küchenschürzen vom nächsten Nagel und legte sie ihm unter den Kopf. Dann holte sie aus der kühlen Mauernische den Milchhafen, füllte eine Tasse halb und hielt sie ihm an die Lippen. Er sog gierig wie ein Kind daran, zuerst in kleinen, schnellen Zügen; da sichtlich die Lebensgeister wiederkehrten, in langsameren, schweren, tiefen Schlücken. Lina mußte an Seppli denken, der vor Jahren genau so aus ihrer Hand getrunken hatte. Und das, was da in ihr neu erblühte, ein Bübli oder noch viel lieber ein Mädchen, wird auch einmal so aus ihrer Hand trinken. Leben, leben wollen sie alle. Sie wußte nicht wieso, aber sie konnte sich gar nichts anderes vorstellen als: wenn sie jetzt diesen Elenden tränke, müsse es ihr und ihrem Kindlein gutgehen. Der Bub war unter Todesnöten geboren worden. ‚Beim zweiten Kind wird's gnädiger gehen, ganz gewiß,' betete sie unwillkürlich. Das war ja ihr Denken, so oft sich etwas in ihr rührte, so oft es um sie herum nur von Milch roch oder nach einer kindlichen Hilflosigkeit aussah wie jetzt: wie wird jenes große Stündchen vorübergehen, über Lebendige oder Tote?

Während des Trinkens hatte der Mann zuerst mit halbgeschlossenen, wahrhaft tierischen Augen in die Milch und sozusagen in sein eigenes Schlucken hineingeschaut, als wollte er sich nicht bloß mit dem Mund, sondern auch mit den Augen und der ganzen Seele volltrinken. Nach und nach kam Besinnung und Menschlichkeit über ihn. Er trank langsam weiter, vier Tassen hintereinander, aber schaute nun wieder unverwandt die Mutter über ihm an und faßte dabei mit der rechten Hand ihren Arm und umschloß ihn immer fester und zutraulicher, wie ein Kind, das danken oder um Verzeihung bitten möchte, wenn es könnte. Die Bäuerin merkte gut, daß die wüsten grauen Augen mit ihren blutroten Rändern anfingen, einen leisen, weichen Schimmer zu fassen. Ja, es spritzten aus ihrer schmutzigen, eisigen Härte immer mehr kleine, schnelle Funken, stets erlöschend und neu entzündet, bis Frau Lina meinte, deutlich zwei Kindesäuglein zu erkennen, die sich durch das alte, weltböse Augenpaar durchzuringen versuchten.

Noch hatte keines von beiden auch nur eine Silbe geredet.

Dem Fremden brach jetzt ein dicker Schweiß aus allen Poren. Er schloß die Augen und schien die Besinnung zu verlieren. Das rührte von der zu hastigen, zu reichlichen Sättigung nach so langer

Digitized by Google

Blödigkeit. Sie wusch ihm das Gesicht und staunte, welch eine schöne, große Stirne er trug und wie fein der Schnitt seines Mundes war. Es kam etwas wie frühere Feinheit und Wohlgepflegtheit hervor. War er wohl Student gewesen? Er roch freilich übel nach Ried und Schweiß und Staub und auch nach einer äußeren und inneren Unordentlichkeit. Auch trug er an der rechten Backe und am Hals Schrammen und blutete noch jetzt ein wenig aus dem Hinterkopf. Er mußte oft gestürzt sein. Aber nach dem Waschen sah er nun doch schon viel besser aus. ‚Er könnte sicher noch in einen neuen, guten Menschen umgewaschen werden,‘ dachte Lina mit einem kleinen Aufschwung von Rührung und Teilnahme.

„Ihr seid ... der ... der ... der Mann, der aus dem Gefängnis ausgebrochen ist,“ sagte sie endlich fest, aber ohne einen Ton von Anklage. Sie konnte es nur nicht so schonend ausdrücken, wie sie es dachte.

Er nickte.

„Wollt Ihr jetzt aufstehen? Versuchet! Hier könnt Ihr nicht bleiben ...“

Der Mann verfolgte ihre Worte auf den Lippen Silbe für Silbe mit entsetzlichem Kummer. Er versuchte, sich ein wenig aus den Scheitern aufzurichten, aber fiel, vom Schwindel übernommen, wieder tief ins schmerzhafte Holz zurück.

„Ihr könnt nicht?“

Er schüttelte den Kopf und starrte sie heiß und furchtsam an, als müßte er sein Schicksal von ihren Lippen lesen.

„Was wollt Ihr dann?“

„Fliehen!“

Das war sein erstes Wort, mit einer heiseren, wilden, jungen Stimme ihr entgegengeworfen. „Fliehen, Frau, barmherzige Frau, fliehen! Sie kommen ... sie töten mich ...“ — er griff an seine Gurgel, — „und ich bin doch nicht böse ... nicht so böse ... das glaubt mir ... und ich fürchte mich vor dem Sterben. Versteckt mich, zeigt mir ein Loch ... das schlechteste Loch, wo mich kein Mensch und kein Hund findet, daß ich in der Nacht dann davonlaufen kann. Jetzt ist mir alles auf den Fersen, Frau ... schnell ... schnell!“

Er hatte sich nun doch halb erhoben, und indem er sie himmeltraurig anblickte, flogen ihm die Sätze tonlos und heiser vom Mund, gerade wie dürre Blätter von einem Baum. „Ihr wollt mich retten, Frau, geltet! Ihr habt mir Milch gegeben. Sonst wollt' ich lieber, ich wär' verhungert, als diesen Landjägern in die Hände zu fallen. Nein, jetzt dürft Ihr mich nicht mehr im Stich lassen ... Frau, hört, Ihr dürft nicht! Ich bin ein schlechter Mensch, o ja ... ich hab' grausam wüst getan ... aber im Rausch ... ich hab's selber nicht recht gewußt ... 's ist ja alles gleich ... man nimmt mich wie ein Tier, so bin ich denn ein Tier. So hieß ich, so tat ich ... Aber nein, nein, nein, geht nicht von mir! Ihr seid gut, Ihr nehmt mich wie einen Menschen ... Das ist zu viel, nehmt mich nur auch wie ein Tier! Wenn Ihr mir nur so helfet, wie man einem Tier, einem geplagten Tier hilft! Das ist mir genug, liebe Frau ... aber flink, flink! Wo kann ich mich verkriechen? Alles will ich Euch bekennen ... wo ...“

Er ward immer belebter und kräftiger. Die Milch wirkte jetzt. Seine bleichen, mutlosen, magern Wangen färbten sich.

„Schweigt!“ schrie ihm die Bäuerin rasch zu. „Gott mag wissen, wie es um Euch steht, ich will's nicht kennen. Bis zur Nacht behalt' ich Euch, aber dann müßt Ihr weg. Kommt!“

Sie schleppte sich ihm voraus durch den dunkeln Hausgang und die leere Stube in ihre Kammer und von da durch eine zweite Kammer, wo Sepplis Bubenbett stand, weiter in ein kleines, drittes Zimmer. Das war mit altem Hausrat gefüllt wie eine Rumpelkammer. Hier hing ein grünes Vorhänglein von der hintern Wand und deckte eine tiefe Nische zu, in der eine Kinderwiege stand, wie es hierzulande alter Brauch war. Sepplis frühestes Spielzeug, dessen er sich nun schon großbübisch schämte, lag darin zerstreut, Puppen, Rößlein, Fadenspulen, dazu viel Staub und totes Mückenvolk. „Hier,“ sagte die Frau entschlossen, „müßt Ihr totenstill bleiben; da sucht Euch keine Seele! Sitzt hinein, hurtig. Müßt Euch kleiner machen ... noch kleiner ... so! Bis Abend haltet Ihr das schon aus. Das ist ein Kindsbettlein. Wir,“ sie errötete unsäglich schön ... „wir brauchen es noch lange nicht ...“

Jetzt erst sah der Mann die Frau ge-

Digitized by Google

nauer an vom Kopf weg hinunter bis zu den Füßen und verstand sogleich ihr keusches Geheimnis. Er lächelte nicht, sondern wandte sich scheu ab.

„Gott helf Euch! ... Um die neune müßt Ihr fort! Ihr hört es leicht aus Sepplis Kammer schlagen. Dann mähen die Leute noch, aber später nicht. Um die halber zehn sind sie alle vom Feld zurück, und der Hund paßt scharf ums Haus herum auf. Also um die neune da den gleichen Weg durch die Kammern zurück und zum Küchenschopf hinaus. Es ist dann dunkel genug. Und dann ziehet ... und ... und ... werdet ein guter Mensch!"

Rasch zog sie den Vorhang wieder vor, ehe der Strolch ihre Hand fassen konnte, und schwankte elend in die Stube zurück. Sie wäre am liebsten ins Sofa gefallen, so nichtig war ihr zumute. Aber das Mittagessen mußte um elf Uhr gerüstet sein. Sie schälte Kartoffeln, schnitzelte und sott sie langsam in heißem Salzwasser ab. Das Geköch summte und musizierte wundervoll fein unter dem Deckel hervor. Fast wie ein Kindlein unter der Decke bittet: Mutter, ist's noch nicht Tag, daß ich aufstehen darf? ... oder nein, nicht unter einer Wolldecke, nein, das besagte Würmchen ruht noch und singt: Ans Licht, Mutter, ans Licht! Frau Lina hat solches noch nie aus einer Pfanne gehört. Aber jetzt hört sie es wahrhaftig, Wort für Wort: Mutter, ans Licht! ... Und ihr ist, das Kind taste sich vorwärts dem schönen, offenen Leben zu. Es sei schon an der Schwelle, der Sprung in die eigene süße Freiheit müsse bald, schier im Augenblick erfolgen.

‚Eja, das ist nur Aufregung ... paß doch auf,' schilt sie sich, ‚daß die Erdäpfel nicht zu einem schleimigen Mus werden! Linde, gute Schnitze soll es geben, mit rot-weißen Speckmöcklein durchzogen und mit gebrätelter Zwiebel gewürzt ... kein Mus!'

Aber wenn dieser dunkle, sündige Besuch nun doch ein Zeichen Gottes wäre! Frau Lina reut es wahrhaftig nicht, daß sie dem Übeltäter Gnade bezeigt hat. Er ist ganz sicher, ohne daß er es weiß oder will, wie eine Gnade in ihr Haus gesandt worden. Was weiß er? Was weiß sie? Gott weiß alles.

Um zehn Uhr kam das Hilfsmädchen, Lenes Lenchen. Es berichtete, daß man viel Geläuf von Polizei unterwegs bemerke. Zwei Spürhunde führe man mit. Es müsse ein ganz gefährlicher Kumpan ausgerissen sein. Das Mädchen und die einsilbige Frau trugen dann die zwei Henkelkörbe mit dem Mittagessen zur Wiese hinunter. Hernach, als sie sich allein wußte, sank Frau Lina ins Sofa, und dann kam eines übers andere, Schlag auf Schlag, der Seppli mit seinem Blutbericht, das jähschüssige eigene Kindlein ... die Ohnmacht ... und da lag sie nun im Bett und fühlte sich wie eine Null gegen alles, was geschah und noch kommen würde. Aber wenn sie das Auge zutat, meinte sie, es sei alles nur ein Traum.

⁂ ⁂ ⁂

Wie lange lag sie schon da? War es wirklich schon Nacht? Da brannte ja das Petrollämplein auf der Kommode, und daneben saß das Hilfsmädchen Lenchen mit einer Flickarbeit und schlief halb.

Ihr erstes war, nach dem Neugeborenen zu lauschen. Wo ist's? Sie wollte den Kopf heben.

„Ihr habt lange geschlafen, Meisterin, aber das hat Euch wohlgetan," sagte das Mädchen und schlürfte ans Bett.

„Zeig mir das Kind," flüsterte die Frau und sank sogleich mit ihrem kleinen, derbfeinen Köpflein in den Flaum zurück. Sie war zu schwach, um nur den Arm zu heben.

Lenchen wies auf den Korb, der über zwei Stühle gelegt und mit einem Schleier verdeckt war. „'s schläft ja! ..."

„Ich hör' gar nichts," sagte Lina ängstlich. „Abdecken, zeigen!"

Das Mägdlein trug kopfschüttelnd den Korb ans Bett und strich den Überzug weg. Da lag das Kind, schrecklich bleich. Die Augendeckel waren eng zugeriegelt, und tiefe Nacht und Sinnlosigkeit beschwerte das unflügge Nestding. Man hätte es wohl für tot ansehen können, wären die Löchlein der ganz wächsernen Nase nicht so aufgesperrt und mit einem leisen Vogelschnäuflein erfüllt gewesen.

„Schläft der Seppli?" fragte die Bäuerin weiter.

„Er hat sich lang gesperrt und gesagt, er dürfe nicht ins Bett, er müsse wachen und den Mörder fangen helfen. Aber dann fielen ihm doch die Augen zu, als Ihr da so ruhig schliefet und das Kind sich nicht muckste und ich an den Hosen hier aufpassen

Digitized by Google

mußte und ihm nicht mehr Bescheid geben konnte. Ich hab' ..."

„Da drinnen?" Die Bäuerin wies mit fragendem Auge auf die nächste Kammer.

„Ich hab' ihn g'rad' in Strümpf und Hosen ins Bett gelegt ... ja, in sein Bettlein."

„Hat gewiß nicht gebetet?"

„Doch, doch, aber wie! ... ‚Englein komm, mach' mich fromm' ... und jetzt pfuscht er dazu: ‚daß ich den Räubersmann bekomm'!' ... Und ich hab' ihm die Faust dreimal aufgetan. Das ist doch nicht christlich, so mit einer bösen Faust einzuschlafen. Wenn man ja vielleicht in der Ewigkeit aufwachen muß! Nicht? ... Aber immer wieder hat er eine Faust gemacht. Soll ich schauen? ..."

„Nein, nein, was schadet er mit seinem Fäustlein? ... Wann kömmt denn die Hebamme? Ist sie etwa schon in der Stube?"

„Um die zehne oder halb elfe, hat sie gesagt, da Ihr jetzt so gut schlafen könnt und am Kind einstweilen nichts zu besorgen sei. Wir sind allein. Drum bin ich froh, daß Ihr endlich wach seid. Ich hab' mich ordentlich gefürchtet ..."

Frau Lina dunkeln die Augen. Wie spät ist es denn schon? Sicher neune. Sogleich wird es aus Sepplis Kammer neune schlagen. Das weiß sie nicht, das fühlt, das greift sie sozusagen. „Wo ist der Barixli?" fragt sie plötzlich und errötet.

„Das eben ... mitgeschleppt haben sie ihn. Mit Flinten und Hunden jagt man immer noch ... hört Ihr's? ..." Die Magd wies durchs Fenster in die Finsternis hinaus, als ob man fern schießen und bellen hörte, wo es doch ganz still war. „Sie haben ihn noch immer nicht."

„St! St!" wehrte die Bäuerin ab. Sie erträgt kein Wort von dem. Aber der heillose Hund ist fort, gottlob. Das war ihr größter Kummer.

Indessen ist das Kind vom Gerede und Herumtragen erwacht. Es müht sich, die Augen zu öffnen, klappt das Mäulchen auf, schnappt wie ein Fisch nach Luft und fängt an, erst leise zu krächzen, dann immer heftiger zu winseln, zu röcheln. Endlich gelingt der erste helle Schrei. Jetzt wird die Sache wild und hitzig. Das Kleine krümmt und windet sich vor krampfhaftem Greinen. Es ist herzbrechend nur zuzuhören. So gewaltig weint es aus dem Zwerglein, als bereue es mit einem großen, alten Verstande, auf die Welt gekommen zu sein, oder als müsse es im Namen von hunderttausend kleinen, armen, hilflosen nichtsnutzigen Kindsköpfen weinen. Das Gesicht wird dabei dunkel wie eine Pflaume, alles Wiegen und Trösten und Schmeicheln Lenchens frommt nichts. Sind das Krämpfe? Ist es Gicht? Schaum tritt über die verschnörkelten Lippen. Der Atem steht aus ... Man probiert, Milch einzuträufeln, Milch mit heißem Wasser verdünnt.

„Ja, ja, guts Kindli," beruhigte Lenchen, „... so hat's schon zweimal gewildelt und gebosget, aber Ihr habt geschlafen. Ja, ja, Kindli ... tut's so weh? Was denn auch? ... 's will diesmal auch gar nicht nachgeben ... pscht, pscht ... nicht so, nein, nein ... Frau Bolz, was ist das, seht, es schnauft ja gar nicht mehr ... was soll ich machen? Frau, Frau, es erstickt mir in der Hand ..."

Die Bäuerin will aufsitzen und selber wiegen. Aber sie fällt kraftlos zurück. Wenn man das Engelchen da vor ihren Augen abwürgte, sie könnte mit keinem Finger wehren.

„Gib schnell her! Leg' mir's daher! Noch näher! Jetzt mach' Beine ... zur Hebamme. Sie müsse sofort kommen, sofort ... sonst stirbt eins, die Mutter oder das Kind oder beide. Wie spät ist's?" schreit sie dem davonlaufenden Mägdlein nach.

„Halber zehn."

„So lauf! Sollst was Schönes kriegen dafür, lauf. Und ist der Hund doch herausen, so nimm ihn nur mit!"

Kaum ist sie allein, so fängt sie an im Bett zu zittern wie ein Gras. Das Kind neben ihr würgt und geifert verzweifelt fort. Minutenlang hebt es den Schrei tonlos und atemlos aus. Wie ein Veilchen, so dunkelblau ist sein dampfendes Köpflein, aber die Hände und Füße sind kalt.

„O Kindli, Kindli," stöhnt die Mutter, „und kein Pfarrer ist da und keine Hebamme ... es stirbt mir noch ungetauft ... daß ich's doch könnt' taufen und dann mitreisen ..."

Da geht ein Schatten über die Wand,

Digitized by Google

Seerosen im Einbaum

Gemälde von Reinhold Max Eichler

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

der Vagabund rutscht leise ins Zimmer herein, steht in der Mitte still und sieht und hört bewegungslos dem Jammer zu. Mit Entsetzen betrachtet ihn die Frau ... Was hat er in der Hand? Ist es möglich, so etwas Lächerliches? ... Und wie elend und zerknirscht steht er da! Er weiß wohl, daß sie nun auch alles weiß.

Sie winkte ihm, fortzugehen, flink, ohne Gruß und Abschied, nur fort!

Er versteht das. „Ich gehe," sagt er leise, wunderbar leise und demütig, „aber ich möchte lieber warten, bis sie mich hier holen ..."

Sie schüttelt: Nein, nein, tausendmal nein ... gehen!

„Und Euch ein bißchen da helfen ..." Er steht noch immer da, ehrerbietig, er erlaubt sich keinen Schritt vorwärts oder zurück.

„Jesses, mein Kind," haucht sie, „es stirbt mir ... Wahrhaft, wir sterben ohne Euch! Ja, ja, helft denn ... Kindli, Kindli ... es schnauft nicht mehr ..."

Der Mann tritt rasch ans Bett. „Was soll ich? ... Da erstickt das Ding im Flaum ... laßt mich! Traut mir doch ... seht, ich wollt' ihm das bringen ..." Einfältig steht er da mit einer zerknickten Puppe in der Hand. Er lächelt ein wenig aus seinen großen, grauen, unschönen Augen. „Schon eine halbe Stunde steh' ich da an der Zimmertür und warte ... hopp, hopp," er schwingt das Kind aus dem Bett, „hopp, hopp," singt er rauh und wiegt das Kleine mit großem Schwung auf und ab, als müßte es so Luft bekommen, „hüppe, hüppe, Rößli ... Z'Bade staht es Schlößli ... so schnauf doch ein Bitzli ..." Er steckt ihm den Finger in den Mund und streicht ihm leicht übers Brüstlein, wie um den Herzschlag zu wecken.

Die Bäuerin sieht willenlos zu. So komme denn, was da wolle, wenn nur ihr Kind nicht so wegstirbt, ohne Taufe und Segen, ein nackter Heide, und um alle ewige Seligkeit kommt. Aber daß es doch auch die Erdseligkeiten noch erfahre! Aber zuerst und vor allem das heilige Sakrament.

Jetzt knickt das Kind zusammen, hört auf zu lärmen, wird wachsbleich. „Was ist jetzt das wieder," ruft der Vagabund erschrocken und hält's der Mutter entgegen.

Da schreit Frau Lina auf: „Legt's her, es stirbt ... dort hängt das Weihwasser ... bringt das Schüsselchen ... schnell ... schnell! O Jesus Christ, schenk' uns noch eine Minute ..."

Er tut alles gefügig und geschickt, wie sie es ihn heißt. Sie will das Becklein fassen, aber alles wirbelt um sie herum und ist dreifach und vierfach zu schauen. Das heilige Wasser rinnt aus. Er rettet das Gefäß mit dem Restlein.

„So tauft Ihr ... eilig! Ihr seid doch ein Christ ... Ihr glaubet doch daran ..."

„Ja, Frau. Jetzt glaub' ich wieder!"

„Macht ein Kreuz mit dem Weihwasser auf die Stirne und betet: Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ..."

„Aber ... aber ... aber ..." Der wüste Kerl betrachtet seine Hand. „Ich hab' ja gemordet, ich kann nicht taufen ..."

„So gebt jetzt meinem Kind da das Leben, wenn Ihr's einem andern Menschen genommen habt ... tauft ... um Gottes willen, tauft ... Ich taufe dich im Namen ..." betet sie vor und bekreuzt sich.

Da nimmt der Mann das Becklein, schüttet es dem Kind über die Stirne und, indem sich seine Augen von einer wunderbaren, gläubigen Kindlichkeit netzen, betet er langsam, mit schwerfälliger, aber sehr deutlicher Stimme: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ...!"

„Dank, Dank," flüstert die Frau. „Jetzt lasset das Kind nur schreien. Leget es zu mir ... und Ihr, lauft ... man kommt im Augenblick. Jetzt habt Ihr noch eine Minute ..."

„Ich warte hier ... Ihr könnt mich noch brauchen ..."

„Sie töten Euch."

„Ich will ins Gericht, Frau, ich will ... Aber laßt mir das Kind im Arm, seht nur, wie es ruhiger ist! ... Lasset es mir, daß sie mich nicht auf der Stelle zerreißen ..."

Die Frau schweigt. Da redet der Ewige ins Zimmer. Da ist nichts zu erwidern. Erschüttert schließt sie die Augen. Er aber setzt sich neben das Bett, sucht dem Kind von der warmen Milch einzuflößen und trinkt selber gierige Schlücke davon. Denn ihm ist so sterbenschlecht wie dem Kind. Aber doch scheint etwas wie Friede über die drei seltsamen Menschen gekommen zu

Digitized by Google

sein. Ist's das große, geheimnisvolle Sakrament, das soeben die Kammer zu einer Kirche gemacht hat? Oder ist es nur eine Erschlaffung nach soviel Fieber und Sturm? Das Kindlein jedenfalls schlief.

Von ferne hörte man unterdrückte Rufe, Männerschritte, vorsichtig, durchs Gras schleifend.

Der Verbrecher spitzt die Ohren. Er wird blaß. Er weiß, was das ist. Man hat endlich seine Spur entdeckt, vielleicht seinen Stecken oder seine Schuhschlorpen gefunden. Ja, da nahen sie ... er kann die Schritte zählen. Von hinten, vom Garten her kommen sie. Das war auch sein Gang.

„Frau, darf ich Euch noch schnell etwas sagen? Ich kann's nicht verhalten ... Frau ..."

Sie nickt weder ja noch nein.

„Ich war ein verwöhnter Nichtsnutz ... hab' gestohlen, getrunken, geprügelt ... kam zweimal ins Zuchthaus und wollt' jedesmal besser werden. Und wollt' mit den Menschen wieder Ehre und Liebe haben ... Und jedesmal ging's nicht. Vielleicht war ich schon zu schwach. Aber sie, sie wollten auch nicht. Alle ehrbaren Leut' zeigten mir den Rücken. Und ich hatte kein Geld und keine Freundschaft und Kredit in gar nichts mehr ... Bitte, hört noch einen Augenblick! — Da mußt' ich ja wieder mit meinesgleichen laufen. Aber jüngst in einer Kneipe traf ich einen Schulkameraden, und der schien nicht stolz und nahm mich an seinen Tisch und zahlte mir ein Glas Bier. Aber wie ich's halb ausgetrunken hatte, spuckt er mir hinein und lacht: Sauf weiter, ich zahl' noch so eins, wenn du magst ... Da schlug ich ihn nieder und ward flüchtig, eingesteckt und weiß Gott wie viele Jahre mit Gitter und Schragen bedroht. O Frau ... und ich möchte doch auch leben und lachen und pfeifen. Ich habe Fleisch und Blut wie ihr alle ... ich möchte auch heiraten ..."

Frau Lina sah dem, was nun käme, mit Grauen entgegen. Aber sie mußte ihn reden lassen, das war ihm Erlösung.

„Dann bin ich ausgebrochen. Halb verdurstet im Wald herumgestrolcht, hätt' am liebsten die Welt angezündet ... Und da kam eine Jungfer durchs Holz, die pfiff lustig wie ein Bub. Und ich war wie blind und taub und sinnlos und dachte, das ist die verfluchte Welt, die mich immer foppt und martert. Jetzt will ich ihr's zurückgeben. Nun komm' ich ans Martern. Das ist auch so eine schnippische, hochmütige Jungfer, die mich nicht einmal anschauen mag ..."

Die Bäuerin hob beschwörend die Hände von der Decke auf.

„Wohlan, schlechte Welt," eiferte der Schurke weiter, „ich nehm' dir jetzt, was du mir genommen, Ehr' und Lust ... und ... und ... Frau, ich wollt' nicht töten, sicher nicht ... merkte gar nicht, daß es mit ihr flink aus und Amen war. Tot unter der Hand ... Nein, Frau, das hatt' ich nicht gedacht ...

„Sie war am Ende gar nicht tot, sie schlief gewiß nur, sie war bloß außer Kraft und Atem. Schleunig lief ich vom Ort weg ... man war mir überall auf den Fersen. Weiß Gott, wie ich bis hierher gelangt bin! Im Rausch und Schwindel ... schier tot vor Hunger und Durst ... und da, hört Ihr mich? ... Man kommt! ... Hört mich schnell fertig! ... Da habt Ihr mich getränkt und versteckt. Und da sah ich Euch scharf an. Und ich sah, daß Ihr bald Mutter würdet. Von daher kam Euer Mitleid ... Und nun bin ich ..."

Das Geräusch ward schon ganz nahe, man hörte es vor Fenster und Türe.

Frau Lina öffnete die müden blauen Augen und sah den Mann, der ihr Kind wiegte, fast gütig an.

„Und nun bin ich einen halben Tag in einer Kindswiege gelegen, unter Puppen und Spielzeug. Hab' eins und das andere in die Finger genommen ... und Zeit gehabt, nachzudenken, wie lang es her ist, daß ich so was Unschuldiges auch noch herumgefingert habe ... und wo ich noch froh sein konnte und immer ein Stühlchen fand und eine Freude dabei und es noch leicht zu leben war. Und jetzt ... nichts mehr von allem, immer Gewicht an den Füßen und ... da ... da ... viele Zentner," er stieß sich in die Brust, „und keinen Platz mehr auf der Welt, keinen Stuhl mehr, keine Ruhe. Und wie ich nichts mehr kann, als mich und andere elend machen ... und daß ich ein schlechter Kerl bin ... und ... ach was ... daß ich das nicht mehr tragen kann ... daß ich einfach

Digitized by Google

das Gericht will, das Gericht. Sonst wird's mir nicht mehr wohl ...".

Er hielt das Kind hoch. Es schien immer noch tief zu schlummern. Er aber brüllte wie ein Riese. „Gericht will ich haben, daß mir leichter wird! Kommt nur herein ... ich hab' euch schon gehört ... nur zur Tür herein! Ich bin kein wildes Tier, ich beiße nicht ..." Er riß die Türe mächtig auf. „... aber gönnt mir ein ehrlich Gericht! Ich wehre mich nicht! Da bin ich!"

Pistolenläufe starrten ihm aus der Stube entgegen, und rachedurstige Menschen mit Stricken, Sicheln, Gabeln drängten sich die niedrige Pforte herein. Einer hielt einen Stecken, ein anderer einen zerschlissenen Schuh hoch. „Packt ihn!" ... „Los!" ... „Herzu!" schrien erstickte, wütige Stimmen. Aber auf einmal staute sich der Haufe. Zehn für einen hatten geschworen, dem Mörder beim ersten Treffen eine Kugel in den Kopf zu jagen. Und jetzt! Alle Gewehre sinken ... Man sah das neugeborene Kind im verlumpten Arm des Verbrechers so still, so glücklich, so sicher schlafen und ward völlig irre.

Doch einer wenigstens sprang mit herkulischer Gewalt aus dem steifen Trüpplein heraus zwischen Mörder und Kindbetterin ... Michel Bolz. Er würgte und schnaufte und suchte wie ein Erstickender nach einem unbändigen, vernichtenden Wort.

„Hier ist Euer Kind!... Es ist beinahe erstickt," sagte der Mörder schlicht und legte dem Vater den Säugling, so leise und weich er konnte, in den Arm.

„Er hat es gestillt und dann getauft, Michel!" flüsterte ihm die Frau dankbar zu.

„Das Kind getauft?"

„Ja, Michel, denn es wollte sterben, und ich ... ich konnte kein Glied rühren."

„Mein Kind getauft," brauste der stämmige Bauer jetzt furchtbar auf, und alles Blut stieg ihm in den Kopf, „von einem solchen Teufel getauft! ... Das gilt nicht ... das ist kein Sakrament! Das ist eine Schande ... das ist ... das hat ... das muß wieder umgetauft werden! Mach' du lieber deine Toten lebendig, eh' du taufen gehst ... Leute, herzu! Faßt ihn!"

Willig und das Haupt demütig gesenkt, streckte der Verbrecher sogleich die Arme dem Haufen entgegen, wobei er zum voraus schon die Hände flach zusammenlegte. Man soll ihn nur binden! Jetzt wird ihm schon leichter, jetzt fängt schon das Gericht an. Nun wird alles gut.

Während sie ihn unter Stößen und Püffen fesseln, legt der Michel das Neugeborene der Mutter aufs Bett. Es liegt genau, wie er es hingesetzt hat, als wäre es ein Holzscheit. Nichts regt sich am Geschöpf. Was ist denn das? Michel faßt das starre Köpflein an und tut einen ungeheuerlichen Schrei.

„Es ist ja schon ganz kalt," bemerkte die Hebamme, die nun auch aus dem Haufen vortrat und die kleine Leiche übers Herz befühlte. „Daß man das erst jetzt merkt!"

Der Bäuerin liefen ein paar große, stille Tränen über das Gesicht. Mehr vermochte sie nicht nach allem, was heut über sie gekommen war. Michel Bolz aber stand da wie zu Stein geworden. Er sah weder, wie das bleiche Gesicht des Verbrechers im Haufen hin und her gedrängt, zur Stube hinausschwankte; noch wie sein Seppli unter der andern Türe stand, die Faust immer noch streng geballt und unschlüssig, ob er sie dem Kind, das gar nicht mehr erwachen wollte, oder dem Schurken dort zeigen solle; noch wie sein Weib ernst und fromm wie eine Heilige das Antlitz unverwandt auf ihn gerichtet hielt und aus den Herrlichkeiten ihrer Seele gerade jetzt das Herrlichste hervorholte.

„Michel!" winkte sie ihn zu sich aufs Kissen nieder. „Michel, das Kind ist tot ... aber ich lebe, und weiß Gott, mich hast du nötiger."

„Ja," sagte er zögernd und umfing ihr Gesicht mit beiden Händen, und fühlte seltsam, welche sanfte Gewalt von ihr ausging, „wer weiß, wie's zwei Monate später gekommen wäre. Es soll mir in Gottes Namen auch so recht sein." — Er bog den Kopf langsam und ehrfürchtig, sei es vor ihr, sei es vor dem feierlichen toten Kind.

„Und das mein' ich, Michel ... Das Kind ist tot. Aber es ist doch getauft ... es ist ein Engel im Himmel. Es darf bei Jesus und Maria knien und hat Himmelsgewalt über uns."

„Du hast immer recht ... Lina ... immer!"

Digitized by Google

gab er zu und bückte sich noch tiefer vor ihr und dem Toten.

„Wir haben den Seppli da ... und noch viele gute Freunde hier unten, Michel. Aber im Himmel hatten wir noch kein eigenes Engelchen. Bedenk' das! Und der arme Sünder dort ..." sie wies zur Tür hinaus, „er, er hat das Kind getauft. Es wird ihm dafür ewig danken und durch alles Schwere helfen, das weiß ich ... Wollen wir zwei allein dann hart bleiben, Michel? Dem Engelchen zum Trotz? Geh, geh! Sag' dem Armen noch ein gutes Wort! ... Ohne ihn wäre unser Kind ohne Sakrament in die andere Welt gegangen. Er ist dein Wohltäter, Michel, der Wohltäter unseres ganzen Hauses."

„Wenn du willst, hm, was soll ich ihm dann sagen?" fragte Michel wirr.

„Sag' ihm, daß das Kind Brigittli heißt und daß er jetzt zu allen seinen bösen Engeln auch einen guten, gewaltigen Schutzengel hat ..."

Da ging Michel in die Stube und sagte: „Mannen, dieser da wird gerichtet ... das gehört sich. Aber meine Frau und ich bitten euch, tut ihm nichts zu leid! Er hat unser Kind getauft, es ist jetzt sein Schutzengel. Drum passet auf, was ihr mit dem da tut! ... Und ich bitt' euch noch alle ... Euch auch," bat er bescheiden den Geknebelten, „bevor ihr in die Nacht hinausgeht, noch einen Imbiß zu nehmen. Macht ihm die Hände los! Setzt euch alle! Seppli, schenk' dem fremden Mann da zuerst ein Glas ein ... Er hat noch einen schweren Weg."

„Nicht so gar schwer," flüsterte der Mörder sanft und blickte ruhig diesen schwarzen Weg entlang, der bis an ein Gerüst mit Block und Beil führte. Links von ihm lief freilich eine dunkle Brigitte, und ihre Anklage scholl furchtbar über seinen Weg. Aber rechts schwebte ein anderes lichtes Brigittlein noch viel näher, hielt ihn fest an der Hand, sprach ihm Mut zu und machte ihm mit wunderbaren, himmlischen Gebetlein das Herz leicht. Er stellte das Glas zuerst ab, erhob sich und rief ernstlich: „Vorwärts, liebe Leute, ich kann nicht mehr warten!"

Da standen die andern auch auf, banden ihn wieder, aber minder fest, und führten ihn schweigsam und mit einem fast feierlichen Respekt vor seinem Schicksal durch die warme Juninacht und durch das Glitzern ihrer unzähligen barmherzigen Sterne über die gemähten Felder zur Stadt in die Arme der irdischen Gerechtigkeit.

Der Liebesblick

Im Kreise deiner Freundinnen standst du,
Nicht weit von euch bei meinen Freunden ich.
Scheinbar ganz fein, nickt' ich dem Sprecher zu,
Doch mit der Seele sucht' ich dich, nur dich.

Wenn sie jetzt herblickt, flüstert es in mir,
Herblickt nach mir — ums Herz ward mir ganz heiß —,
Als Botschaft nehm' ich es, als Gruß von ihr,
Als ihrer Liebe heiligen Beweis.

Und da, da kam dein holdes, sanftes Kinn
Der keuschen Rundung deiner Schulter nah,
Ein rascher Augenblick, ein Her und Hin,
In Flammen, glühend stand ich selig da.

Mich sieht dein Aug', mich, mich erwählt dein Blick!
Halt' aus, du Brücke, Steg von ihr zu mir!
Du trägst auf dir ein unermeßlich Glück,
Und alle Engel schweben über dir!

Hugo Salus

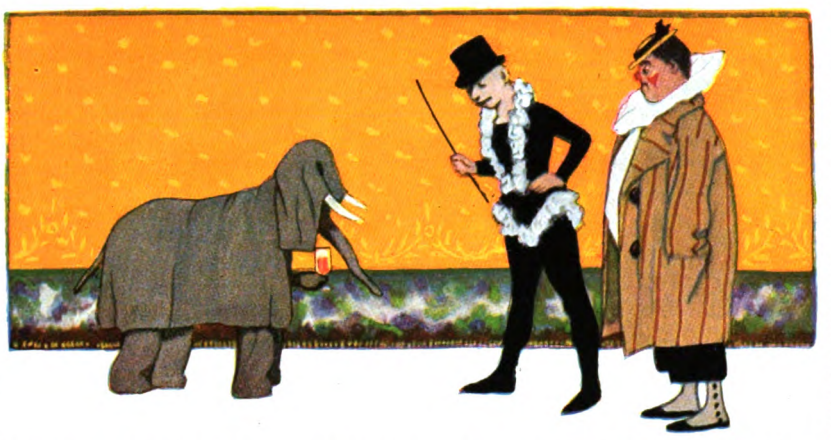
Digitized by Google

Gewandfigur. Marmorbildwerk von Prof. Max Klinger

(Veröffentlicht mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung E. A. Seemann in Leipzig)

Digitized by Google

Digitized by Google



Einladungskarte. Von Eugen Kirchner

Eugen Kirchner. Von Fritz von Ostini

Es gibt zwei Eugen Kirchner. Der eine ist ein Schalk, und ihn kennen die vielen. Vor allem die, so allwöchentlich die rosenroten Bogen der Fliegenden Blätter zur Hand nehmen und sich an deren harmlosem Frohsinn erquicken. Der zweite steht hinter dem ersten. Der ist ein feiner, stiller, innerlicher Maler, der seine Kunst genießerisch und mit möglichst geringem Apparat treibt, selten an das Publikum sich wendet, aber doch ein Publikum hat und zwar ein beneidenswert gutes. Sein Wahlspruch mag ungefähr das hübsche Wort sein, das irgendein kultivierter Franzose geprägt hat — ich habe den Büchmann nicht zur Hand —: Mein Glas ist nicht groß, aber ich trinke aus meinem Glase! Das Glas Kirchners ist nicht groß, aber aus dem klarsten Kristall, von edler Form und zierlich geschliffen! Der Graphiker, Maler, Bleistiftkünstler Kirchner ist eine eigentümlich sympathische, selbständige und dem Wesen nach in sich geschlossene Erscheinung im gestaltenreichen Kunstleben unserer Tage, und man muß ihn kennen, will man den Humoristen Kirchner richtig einschätzen, will man begreifen, wieviel Natur hinter der Drolligkeit seiner Karikaturen steckt. Kirchners innige und freudige Naturliebe ist auch die Quelle seines künstlerischen Humors. Er gibt selten groteske Zerrbilder, selten, oder eigentlich nie. Seine Karikatur geht immer gar merkwürdig nahe an die Wirklichkeit heran, trifft aber todsicher das Komische, das Unzulängliche einer Erscheinung und betont nur eben mit leiser Übertreibung die komische Besonderheit. Sein Stil hat überaus fest abgesteckte Grenzen. Ins Gebiet der phantastischen Unmöglichkeit erweitert er diese Grenzen nicht. Das hat er im Grunde mit

Eugen Kirchner. Gemälde von Prof. Leo Samberger

Digitized by Google

seinem Kollegen Oberländer gemein. Er ist lustig, lustig wie kaum ein zweiter, zwingt zum Lachen und bringt immer Freude mit, nie Verstimmung. Er hat Einfälle von köstlicher Schalkhaftigkeit, die doppelt zwingend sind, weil der Beschauer seiner Bilder zuletzt in seinen Typen immer alte Bekannte, immer gesehene Menschen in ihnen entdeckt. Ein Blick in seine famosen Skizzenbücher bestätigt, daß er vor allem ein ungewöhnlich scharfer Beobachter ist, dem nichts entgeht, was an den Erscheinungen des Alltags komisch ist an Gebärde, Bewegung, Figur, Ausdruck, Proportionen, an äußerer Aufmachung und an Ansprüchen. Das hat schon mehr als einer festgestellt: wenn man Eugen Kirchners Karikaturen gründlich angesehen hat, fängt man an, auf der Straße „lauter Kirchners" zu sehen. Man lacht zuerst über die Komik seiner Nasen. Und plötzlich bemerkt man, daß eine Menge von Leuten solche Nasen hat, kommt zu dem erstaunlichem Ergebnis, daß die Mehrzahl der Nasen eigentlich komisch ist, daß die meisten Leute mit ihrem Profil nur sehr bescheidenen ästhetischen Ansprüchen genügen. Den Dicken schaut er besonders scharf und mit schelmischer Boshaftigkeit auf die Figur. Er selber ist ja, trotzdem er stark auf den Fünfziger los marschiert, von jünglinghafter Schlankheit, und wie er die Leute mit unerlaubtem Speckansatz in ihrer schwerfälligen Kurzatmigkeit, der schwammigen Ausdruckslosigkeit ihrer Vollmondgesichter, die so ganz ohne Cäsur in den Hals übergehen, schildert, wie er bei den Damen alle Verunstaltungen durchs Mieder sieht, das ist nun zum Entzücken gar. In dieser Beziehung sind gerade seine Theatertypen einzig: Feiste Tenoristen, die Extremitäten zu Trikotwürsten zusammengeschnürt, den Schmerbauch im Niblungenpelzflaus, hochbusige Primadonnen in starre Korsetten gepanzert, Jammergestalten im Gewand klassischer Rollen mit krummen X- und O-Beinen, mit Gesichtern, deren hilflose Spießbürgerlichkeit im kläglichsten Verhältnis zum Pathos ihrer Rede steht, verhungerte und überfütterte Schmierenkomödianten, Könige mit Schuhflickererscheinung, matronenhaft überreife Liebesgöttinnen — Kirchners Galerie unvollkommener Bühnenerscheinungen ist kostbar!

Auch die Priester und Adepten der übrigen Künste entgehen ihm nicht: Dichterlinge und Überweiber im „Eigenkleid", Schwabinger Ästheten, Malersleute, männlich und weiblich, vor unsagbar vollgeschmierten Leinwänden oder in freier Natur, wundervolle Exemplare jener östlichen Europäer, die im Münchener Bohèmeviertel hausen und von den liebloſen Eingeborenen mit dem kurzen Sammelnamen Schlawiner bezeichnet werden — jeder ist komisch, jeder unmittelbar aus dem vollen Leben gegriffen, jedem sind seine schwächsten Schwächen abgeguckt! Aber stets ist es so gemacht, daß man seine helle Freude daran hat und nicht etwa das Gefühl, das betroffene Insekt sei etwas zu grausam auf die Nadel gespießt worden. Und nicht anders ist es, wenn der liebenswürdige Ironiker Spießer, Gelehrte, gemästete Rentiers, alte und junge, männliche und weibliche Juden, Modedocken, bei denen meist auch das armselige

Aus Eugen Kirchners Skizzenbuch

Digitized by Google

Am Strande. Farbige Zeichnung von Eugen Kirchner

Digitized by Google

Körpergestell schlecht stimmt zur Extravaganz des Anzuges, Touristen, Strolche, Bauern, Alkoholiker, alte Jungfern, Gents und Snobs, Türken, alte Griechen oder sonst welche absonderliche Kostgänger der Mutter Natur darstellt. Immer ist die Charakteristik schlagend, und man hat unbändigen Spaß an diesen verdrückten, verdutzten und unharmonischen Existenzen, an diesen Menschlein, die komisch sind, weil sie mit untauglichen Mitteln über ihre Haut hinaus wollen, oder manchmal auch, weil sie in ihrer inneren Kleinheit ihre Haut nicht recht ausfüllen. Denn auch für solche Geschöpfe, die menschlichen Kleinlebewesen, hat Eugen Kirchner einen scharfen Blick. Man sehe einmal die Ästhetengesellschaft auf dem einen der beigegebenen farbigen Bilder, auf dem anderen die oberbayerischen Bauern im Sonntagsstaat — vor allem die kostbare Maid in Blau! — den sonderbaren Komiker auf der Bühne, die Clowns usw. Wie gut und wahr ist das alles!

Fräulein Anna. Zeichnung von Eugen Kirchner

Es gibt eine ganze Anzahl solcher farbiger Bilder Kirchners, und zwar solche, die nicht nur lustige Typen darstellen, sondern auch von überwältigender, zum Teil phantastischer Komik der Idee sind. Die Reihe dieser Farbenhumoresken eröffnet in der Öffentlichkeit das Blatt „Die Sorglosen", das schon seit einer Anzahl von Jahren die lachbedürftige Menschheit ergötzt. Auf einer gelbgrünen, steilabfallenden Wiese ist da im Sonnenschein eine wunderliche Gesellschaft von Menschenkindern beisammen, die alle sorglos ihre Grillen ausleben, losgelöst von aller Konvenienz, von allem Zwang des Daseins. Das ganze Blatt ist Übermut. Diese Lokalität, diese Menschen in dieser Vereinigung gibt es nicht — aber jeder einzelne in dieser illustren Versammlung ist aus dem Leben gestohlen: der

Digitized by Google

Strafpredigt

Farbige Zeichnung von Eugen Kirchner

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Heimkehr. Farbige Zeichnung von Eugen Kirchner

dicke, melancholische Varietékomiker, der einen Damenhut schief auf den Kugelkopf gesetzt hat; die kleine Braune und die kolossale Blonde, die so gefühlvoll ein Duett singen; die feiste Fünfzigerin im intimsten Negligee, die sich mitten in der freien Natur mit einem Rosenkranz koiffieren läßt; der wunderliche Kerl, der mit seinem eigenen Schatten ein Pas de deux tanzt; das Weiblein in der Schlafhaube, das ihm vom Bett aus zuschaut; der Musikant auf dem himmelhohen Dreibein, der dicke Hund, der kleine Pepi in seiner geblümten Jacke, die Exzentriks oben im Hintergrund — alle sind irgendwo einmal gesehen und durch eine künstlerische Schrulle als Vertreter sorgloſen Lebensgefühls auf einem Wiesenplan zusammengeführt! Bestimmter pointiert ist ein ergötzliches anderes Blatt, „Im Exil". Serenissimus im Exil und in sehr, aber schon sehr kleinen Verhältnissen! Im Hintergrunde ein winziges Hüttchen mit „Nebengebäude", wie es die ärmste Kleinhäuslerfamilie nicht winziger hat. Serenissima im Schlafrock steht vor einem eisernen Kanonenöfchen im Freien und rührt die Suppe im einzigen Topf des hochfürstlichen Haushalts; hinter ihr ein noch gut erhaltener Thron. Sie hat ein mikroskopisches Krönchen auf, und ein solches ziert auch das würdige Haupt, resp. die Allongeperücke Serenissimi, der auf einem Schemel in der Wiese mit der Kaffeemühle sitzt, sorgenvoll und mißvergnügt in seinem Galagewand. Der spindeldürre kleine Erbprinz führt im Vordergrunde den landesfürstlichen Mops spazieren, und hinten hängt ein galonierter Diener, der einzige Vertreter des Hofhalts, Wäsche auf. Denn es ist große Wäsche heut: zehn Stück Leinzeug mit Kronen eingestickt und zwei Paar Strümpfe! Das Bildchen ist nichts weniger als revolutionär, keine Spur von Bitterkeit oder Satire ist in dieser Szene zu spüren, die ihre herzhafte Komik

Digitized by Google

allein aus dem Kontrast holt. Und dabei ist die Sache, wie auch später verwandte Blätter von eigenartigem Bildreiz. Eugen Kirchner gibt da nicht kolorierte Karikaturen, er schafft farbige Bilder, die feine und saubere dekorative Wirkung, aber dazu einen sehr lustigen Inhalt haben.

Eine Serie von sechs solchen Blättern ist als Mappe herausgekommen, für den Freund harmloser Heiterkeit eine Quelle reinsten Genusses. Da ist die Genügsamkeit dargestellt: ein kahler Sandhügel im vollsten Sonnenbrand. Ein Tisch mit Wasserkrug und Glas und daneben eine Tafel: Trinkhalle. Ein etwa bleistiftdickes Bäumchen mit einem Dutzend Blätter wächst aus dem Sand und eines jener Blätter wirft seinen Schatten auf die Glatze eines dicken Herrn, der zufrieden mit dieser Erquickung neben der Trinkhalle duselnd auf einer Bank sitzt. Dann: Herr Müller und sein Kind. Man denkt an das Raupachsche Rühr- und Schauerdrama, das bei uns im Süden wenigstens um den Allerseelentag heute noch die Theaterzettel unsicher macht. Herr Müller aber ist hier ein kniffliger alter Junggeselle, der gegen den grellen Abendschein scharf als Silhouette gesehen mit seinem dicken alten Mopperl auf dem Schoß hoch oben auf einem Aussichtshügel sitzt.

Solche Hügelkuppen bringt Kirchner immer wieder in seine Bilder — übrigens auch in etliche der feinen, ernsthaften Landschaften, die er schon in der Münchener Sezession ausgestellt hat. Unter einem solchen Hügel, dessen herbstliche Tracht ruhig und malerisch zugleich stilisiert ist, sitzt der „Verlorene Sohn", ein nacktes Bübchen auf einem Blatt der erwähnten Serie, wirklich so im Bilde verloren, daß man ihn suchen muß. Von einem solchen Hügel herunter wandelt in der „Heimkehr" ein weinroter, schmunzelnder, apoplektischer alter Herr im Strohhut, der sich bei irgendeiner trinkbaren Gelegenheit einen Schwips und einen roten Gummiballon gekauft und den Stehkragen aufgeknüpft hat, um Luft zu kriegen. Seines Weges nicht mehr recht sicher, wandelt er querfeldein zwischen Krokus und Enzian durch.

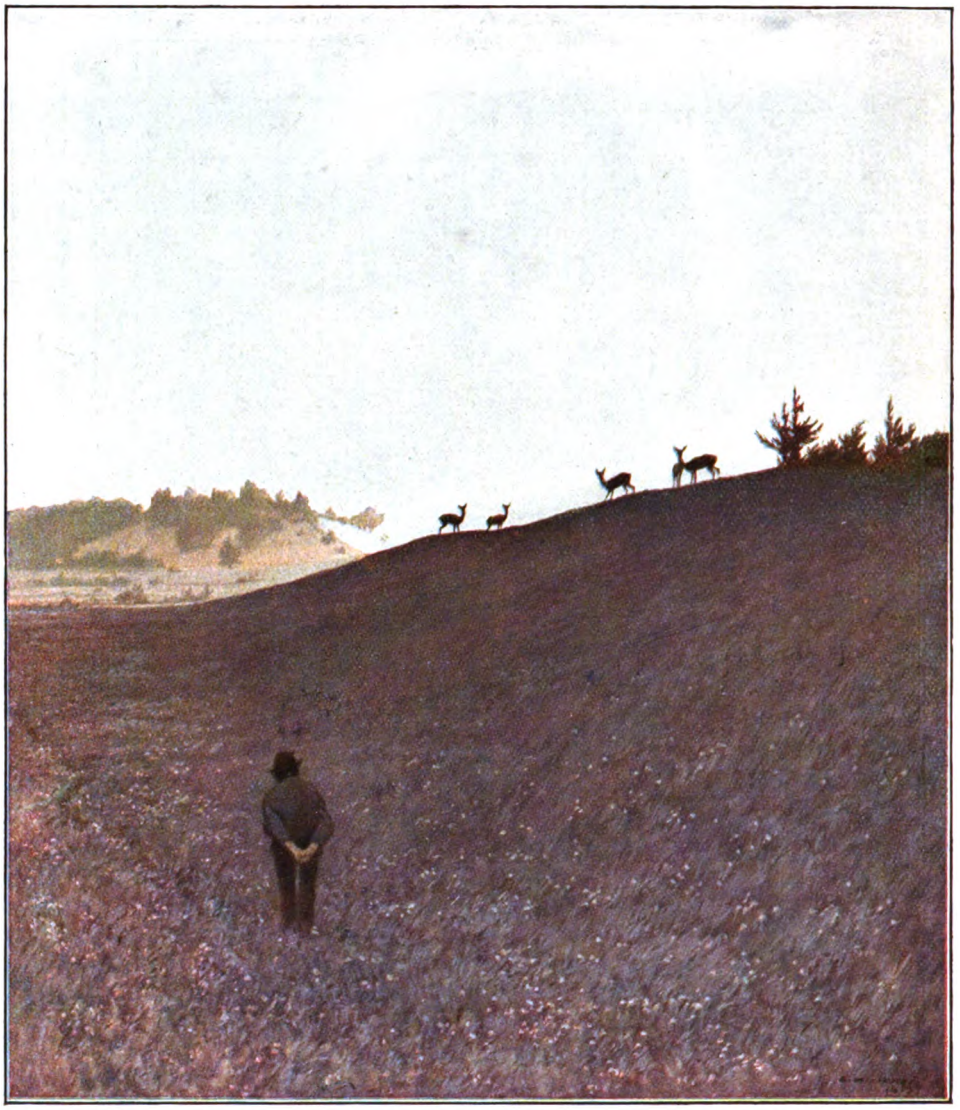
Eins der komischsten Bilder aus dieser lustigen Mappe spielt im Interieur. Ein kahler hoher Raum mit Ahnenporträts. Eine bumpfige

Aus Eugen Kirchners Skizzenbuch

Digitized by Google

Anno 1911 Farbige Zeichnung von Eugen Kirchner

Digitized by Google



An Bergeshang. Farbige Zeichnung von Eugen Kirchner

dicke kleine Magd, den Zahnbund um das geſchwollene Geſicht, kehrt den Boden auf, und in einem Nimbus erſcheint ihr dabei ihr Männerideal, ein unſagbar drolliger „Ritter“ in Grün, wie ihn ſich wohl ein ſolches Weſen vorſtellen mag, halb Held, halb Schmierenſchauſpieler. Hier iſt's wieder der Kontraſt, der ſo unwiderſtehlich wirkt, der Kontraſt zwiſchen der geſteigerten Werktäglichkeit des Weibleins mit dem Beſen, dem Phantaſiegebilde und den vornehmen Herrſchaften in den Bilderrahmen. Und mit dem Gegenſatz arbeitet auch das letzte und gelungenſte der ſechs Bilder: „Helden laßt die Waffen ruhen!“ Es ſpielt und ſingt eine alte Harfeniſtin vor ihrem Publikum von A B C-Schützen und noch kleineren Menſchenblüten. Faſt anderthalb Dutzend Kinderkarikaturen, eine köſtlicher dem Leben abgeguckt als die andere — und das Ganze mit den pittoresken alten Häuschen im Hintergrunde ein Bild voll Charme!

Dieſe Doppelwirkung an Inhalt und Geſamterſcheinung, in der der Maler genau ſo mitſpricht, wie der Humoriſt, gehört,

Digitized by Google

das zeigen ja auch die farbigen Beilagen in diesem Hefte. Der reinen Kunst, nicht wie gesagt, zu Kirchners Besonderheiten — der humoristischen Pointe gehört ja wohl im Grunde seine Seele, und wie so viele Humoristen des Griffels betreibt er die Karikatur eben als Berufsarbeit; nicht ohne große Liebe, gewiß, sonst wäre seine Komik nicht so herzerquickend, aber doch nicht mit der Begeisterung, die man seiner höchsten Lebensaufgabe weiht.

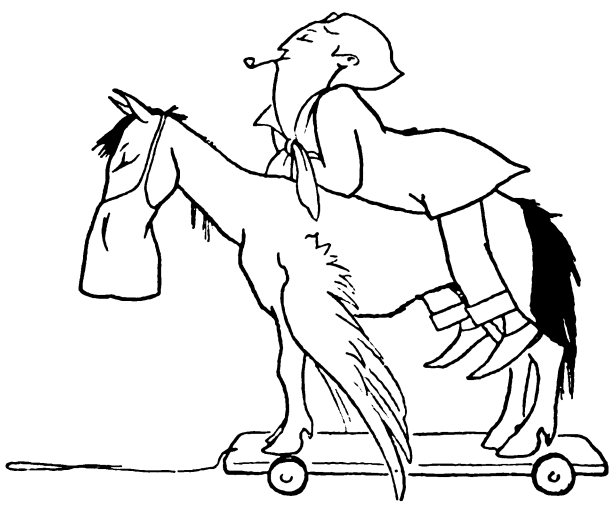
Aus Eugen Kirchners Skizzenbuch

Ich meine, sein Bestes, sein Innerstes gibt Kirchner in den Bleistiftzeichnungen, die nicht nur von unergründlich liebevoller Intensität der Naturschilderung, die auch von noch unergründlicherer technischer Meisterschaft sind. Das sieht aus wie mit der Lupe gezeichnet, so zart abgetönt ist die Ferne bei aller Klarheit der Linie, so delikat sind alle Einzelheiten, scheint jedes Hälmchen und Blättchen ausgeführt. Das Material aber, mit dem der Künstler arbeitet, sind die dicksten und weichsten Bleistifte, die zu haben sind. Es gehört eine ganz enorme Sicherheit in der Beobachtung wie im Strich dazu, miniaturhafte Feinheit so mit malerischer Alla-prima-Zeichnung zu vereinigen.

Erschöpfend wahr und innig gibt er so seine, im Format meist kleineren Landschaftszeichnungen nach bescheidenen, wenig pittoresken Motiven; in gleicher Vollendung aber auch figürliche Darstellungen, handlange Frauengestalten z. B., die mit erstaunlich viel Leben und Stofflichkeit und mit ebenso ehrlicher Anspruchslosigkeit gezeichnet sind, wie jene sonntäglich stillen Naturausschnitte. Sammler und Kenner wissen diese famosen Zeichnungen, in denen hohe graphische Meisterschaft tiefer Empfindung die Wage hält, längst wohl zu schätzen.

Auch als Radierer hat sich Eugen Kirchner, ernsthaft und scherzhaft, oft schon betätigt. So brachte eine seiner originellsten Schöpfungen „Ein Windstoß" seinerzeit der leider zu früh entschlafene „Pan". Daß Kirchner aber als Maler auch größere Formate vortrefflich zu bewältigen versteht, bewies er in einer Dekoration für den Musiksaal im Haus Thieme in München, einem schönen, drei Meter langen Sürportbilde mit einem bunten Reigen maskierter Herren und Damen, heiteren, aber nicht grotesken Gestalten, die mit feiner Nuancierung die Wirkung der Musik im Tanze veranschaulichen.

Über des Künstlers Werdegang ist wenig zu berichten. Er ist im Jahre 1865 zu Halle an der Saale geboren worden, hat in Berlin bei Paul Thumann und Meyerheim gelernt, blieb aber stets auf seinen eigenen Wegen. Im Jahre 1888 zog er nach München und schloß sich dort bald dem großen künstlerischen Heerbanne der ‚Fliegenden Blätter' an, deren Fahne er treu geblieben ist bis heute.



Aus Eugen Kirchners Skizzenbuch

Digitized by Google

Bridge, das Modespiel

Von A. Rutari-London

Lord Brougham war das „Karnickel“. Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen. Eines Abends war er wie gewöhnlich in seinem Klub erschienen, hatte am Spieltisch Platz genommen. Der Nachbar zur Rechten hatte abgehoben, und Brougham gab Karten. Jeder bekam seine gebührliche Zahl, und Lord Brougham machte den Schluß, indem er seine dreizehnte oben auf sein Dutzend legte. Aber er drehte sie nicht um, so daß die anderen nicht zu sehen vermochten, was Trumpf sei. Erstaunt blickten die drei auf: „Nun?“ „Ach, Verzeihung, meine Herren, ich dachte, wir spielen Bridge.“ „Bridge, was ist das?“ hieß es von allen Seiten, und Brougham erklärte. In ein paar Worten setzte er die Regeln des neuen Spiels auseinander; die anderen lauschten, bald trat noch dieser und jener von den Nachbartischen zu ihnen heran. „Das beste wird sein,“ meinte schließlich einer, „wir versuchen eine Partie, die Sache hört sich nicht übel an; Brougham, Sie helfen aus; Sie werden es schon machen können. Sie wissen doch, neue Besen kehren gut.“ Allgemeines Gekicher, an dem der verständnisvolle Leser hoffentlich teilnimmt, wenn auch nur um zu zeigen, daß er in Englisch gut beschlagen ist und das bescheidene Wortspiel verstanden hat, denn Brougham wird „Bruhm“ ausgesprochen, wie broom, und dies heißt bekanntlich „Besen“.

Ich wünschte, daß Bridge sich mit ebensowenig Worten erklären ließe. Denn von diesem Augenblick an ist es eine Macht im Vereinigten Königreich geworden, und zwar nicht nur in dem papierenen der Karten, wo die Könige nur halbe Leiber haben. Aus dem Spielsaal des Portland Club, wo sich jene Szene zugetragen hatte, drang der Ruhm des neuen Spiels bald in alle Gesellschaftskreise, in denen die Gentlemen verkehren, und die Folge sollte zeigen, daß wieder einmal kleine Ursachen große Wirkungen erzielt hatten. Zuerst im Klub selber. Der „Portland“ ist seit Jahrzehnten die Hauptfeste des besonnenen Kartenspiels, ja man darf sagen, der Generalstab. Die Vorschriften des unsterblichen Hoyle werden dort heilig gehalten, und Whist lautet der Dienst, der daselbst fromm geübt wird. Wurde, sollte ich sagen. Statt „Whist“ heißt es jetzt „Bridge“. Es sind dieselben Spieler und dieselben Karten, und dennoch — das Spiel ist aus! Es hat sich just nicht zum erstenmal zugetragen, daß ein ernster und gewissenhafter Pedant den losen Scherzen eines jungen Springinsfeld das Feld räumen mußte. Und zweifellos, Bridge ist ein solcher. Whist hingegen ist ernst; Whist, so behaupten die Gelehrten, bedeutet Schweigen, und falls die Etymologen sich in dieser Worterklärung irren sollten, so kann doch niemand die feierliche Stille bestreiten, die über einem regelrechten Whistspieltische schwebt. Whist spielen ernste Männer, hinter deren hohen Stirnen kühne Gedanken und, was fast noch unentbehrlicher ist, ein tadelloses Gedächtnis waltet; Moltke spielte Whist. Das Spiel rollt sich nach festen Regeln ab, die keine Abweichung dulden. Im Bridge hingegen ist nichts beständiger als der Wechsel.

Wer soweit gefolgt ist, dem wird sich von selbst der logische Schluß ergeben, der für den Siegeszug des Bridge so bedeutend werden sollte: Bridge spielen Damen. „Whist spielen auch Damen“, wirft wohl ein Naseweis ein, und wir wollen es nicht leugnen. Aber, was für Damen? Damen, die ernst wie Männer aussehen; die schwarzseidene Kleider mit steifen Falten und um den Hals lange goldene Uhrketten tragen; Damen, die stundenlang stillesitzen und den Mund halten können — sind das noch Damen?

Bridge aber ist gesellig. Man spricht dabei, die Vorschriften erheischen Frage und Antwort; man ist heiter — vor allem, wenn Fortuna einem gute Karten in die Hand gedrückt hat. Und noch eines: Bridge ist ein Glücksspiel; es kommt im allgemeinen mehr darauf an, was einer in der Hand, als was er im Kopfe hat. Freilich auch im Whist kann man gehörig gewinnen. Wird doch von General Scott z. B. (dem Schwiegervater von George Canning, dem Staatsmann) erzählt, er habe vier Millionen an den Spieltischen von Whites eingestrichen; aber der böse Spielteufel hatte damit weniger zu tun, als vielmehr sein guter Spielengel, der ihn bei Tische warnte, nie etwas Aufregenderes zu sich zu nehmen, als ein Stück gesottenes Huhn und geröstete Brotschnitte, die er bedächtig in kaltes Wasser tunkte. Dies erhielt seinen Kopf kühl, und der bewunderte Alte häufte Stiche auf Stiche.

Solche Opfer verlangt Bridge nicht, wiewohl kaltes Blut und schneller Überblick auch bei ihm förderlich sind. Man setzt sich zu viert an den grünen Tisch, und einer gibt die Karten, genau wie beim Whist, nur daß er die letzte Karte nicht aufdeckt. Er kündet vielmehr Trumpf an, indem er seine vollen Dreizehn zu Rate zieht. Sieht's da so betrüblich aus, daß er mit keiner Farbe zu gewinnen hoffen darf, so legt er sein Pack resigniert zusammen, wendet sich freundlich über den Tisch und sagt: „Ich überlasse es meinem Partner“ (I leave it to you, partner). Dieser muß nun ein Spiel deklarieren, wie schlecht auch seine Karte sei und nach gebührlichem Erwägen fällt das bedeutsame Wort von seinen Lippen. Das ist der Augenblick,

Digitized by Google

auf den die Gegenspieler harrten. Hat die Vorhand nichts Besonderes, so lächelt sie nur zu ihrem Partner herüber und erkundigt sich höflich: „Shall I play hearts?“ (Soll ich Coeur spielen), oder was immer die vom Gegner bestimmte Farbe sein mag. Worauf der Vierte nickt, oder, falls er Karten bekommen hat, die ihn zuversichtlich machen, mit Fassung erwidert: „I double hearts“ (Ich verdoppele Coeur). Die Vorhand kann auch bereits verdoppeln, falls ihre Karten dementsprechend sind und in diesem Falle fragt sie ihren Partner nicht, ob er Coeur spielen solle, sondern rückt sogleich mit der Erklärung heraus: „I double hearts.“

Die Skatklopfer unter den Kartenkundigen haben bei diesem Gepläukel schon erkannt, daß jede der vier Farben einen bestimmten Wert hat, nach dem das Spiel bemessen wird. Man zählt in Bridge allerdings nach Stichen, und welche von den beiden Parteien den Überschuß der sechs Stiche macht, hat gewonnen, d. h. wer z. B. neun Stiche = 6 + 3 einzieht, zählt drei Striche oder Tricks für sich. Aber der Wert dieser Stiche hängt von der gewählten, oder mit anderen Worten, der ‚deklarierten‘ Farbe ab; in Pique zählt der Trick zwei, in Treff vier, in Caro sechs, in Coeur acht und bei Grand (oder wie man bei Bridge sagt, ‚No trumps‘, keine Trümpfe) zwölf. Beim Verdoppeln verdoppelt sich der Wert eines jeden Stiches (wird Coeur gespielt, so gilt also jeder Stich nicht 8, sondern 16), und wie ein flinker Fangball darf das Verdoppeln von einer Partei zur andern hinüberfliegen, höher und höher, bis der einzelne Stich hundert wert ist — weiter geht es nicht nach dem Übereinkommen, das der Generalstab des Spiels, der Vorstand vom Portland Club, getroffen hat, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen, d. h. damit die Spielverluste nicht zum Spielverderben werden.

Wir wollen nicht länger mit der Entdeckung hinter dem Berge halten, daß dies Farbe bestimmen keineswegs die einzige Feder ist, die das edle Bridge dem (beinahe ebenso) edlen Skat ausgerupft hat. So dunkel wie der Ursprung von Bridge ist — so dunkel, daß nicht einmal sein Name erklärt werden kann, denn die, welche ihn auf eine Verketzerung des russischen Wortes biritsch zurückführen, bleiben jede logische Beweisführung schuldig — so klar ist es, daß Bridge ein unzweifelhafter Mischling von Skat und Whist ist. Um dies dem Leser erkennen zu lassen, wird es am besten sein, ihn zu einer Probepartie einzuladen. Setzen wir uns zu viert an den grünen Tisch und sehen zu, was uns die Karten bringen; sie sind gemischt, abgehoben und verteilt, und der, welcher gab, hat sein Spiel deklariert. Nachdem die Mitspieler ihre Zustimmung zu der erwählten Farbe gegeben haben, spielt Vorhand ihre erste Karte aus, und kaum ist sie auf das grüne Tuch gefallen, so breitet der dritte Spieler (also der, welcher dem Austeiler gegenüber sitzt und mit diesem zusammen gegen die beiden anderen spielt) seine sämtlichen Karten vor sich aus, hübsch nach Farbe geordnet, so daß ein jeder der Mitspielenden sie studieren kann. Was seine Person anbetrifft, so geht ihn die Partie nichts weiter an, er ist nicht besser als der vierte Mann im Skat. Er darf sich sogar entfernen, und es gibt böse Zungen, die behaupten, seine Rolle wäre ausdrücklich geschrieben, um ihm Gelegenheit zu geben, sich mit dem Inhalt der Flaschen auf den Seitentischen ein wenig bekannt zu machen. Wie dem auch sei, der Austeiler langt selber über den Tisch und wählt die Karte, die er aus der aufgedeckten „Hand“ spielen will. Sodann wirft Nummer drei die seine darauf, und mit dem Fall der Karte des vierten, des Gebers, ist der erste Stich gemacht. Wer ihn durch die höchste Karte an sich brachte, ist nun an der Reihe erneut auszuspielen. Auf dieselbe Weise geht es dreizehnmal herum, bis das Spiel, das wie Whist mit 52 Karten gespielt wird, zu Ende ist. Nun wird es verbucht, und ich meine, ich könne dies nicht besser veranschaulichen, als daß ich von meinem Block ein Blatt abreiße. Dies Blatt (s. Seite 144) ist in mehrere Zwischenräume geteilt, in die der Spieler die eigenen Spiele und die der Gegenpartei einträgt: Die eigenen (sowie die seines Gegenüber, mit dem er zusammenspielt) in die Rubrik „Wir“, die anderen in die Rubrik „Sie“. Dabei darf er die horizontale Linie nicht übersehen, welche wie ein Äquator das Blatt in eine nördliche und südliche Halbkugel — Pardon, Hälfte — teilt. In die obere nämlich kommen die Honneurs, in die untere die Stiche. Den Wert der Honneurs soll folgende Tabelle erklären:

Wenn Trumpf ist	♠	♣	♦	♥
zählt jeder Stich über sechs	2	4	6	8
zählen drei Honneurs. . .	4	8	12	16
„ vier „ . . .	8	16	24	32
„ fünf „ . . .	10	20	30	40
„ vier „ alle in einer Hand . . .	16	32	48	64
„ fünf Honneurs, davon vier in einer Hand	18	36	54	72
„ fünf Honneurs in einer Hand . . .	20	40	60	80
zählt Chicane	8	4	12	16

Wird „kein Trumpf“, also das, was man beim Skat Grand nennt, gespielt, so zählt jeder Stich 12. Als Honneurs gelten in diesem Falle nur die Asse, und zwar: drei Asse 30 — vier Asse 40 — vier Asse in einer Hand 100.

Macht der Gegner nur einen Stich, so gilt dies „Klein Schlemm“ und kostet ihm 20; macht er nicht einen einzigen, so ist's „Groß Schlemm“ und wird der gewinnenden Partei mit 40 über den Strich gutgeschrieben.

Wer beide Partien hintereinander gewinnt oder wer — nachdem jede Partei ein Spiel gewonnen hat, sodaß ein drittes Spiel die Entscheidung herbeiführen muß — dieses

Digitized by Google

dritte, den Robber gewinnt, bekommt dafür 100.

Jetzt bleibt nur noch hinzuzufügen, daß die Honneurs Aß, König, Dame, Bube und Zehn sind. Das Wörtchen Chicane, das laut obiger Liste seinen Besitzern je nach dem Trumpf 4, 8, 12 oder 16 Points einbringt, bedeutet, daß einer der Partei bei Austeilung der Karten nicht einen einzigen Trumpf erhalten hat; ihm wird mit obigen Points ein entschädigendes Pflästerchen auf die Wunde geklebt.

Wer all diese Werte sich gut einprägt oder, bequemer und besser, wer sie beim Aufschreiben von seinem Bridgeblock abliest, auf dem sie in der Regel oben gedruckt stehen, der wird ohne Schwierigkeit den Sinn der Zahlen verstehen. Versuchen wir es einmal; da ist die Abrechnung:

	Wir	Sie	Wir	Sie	Wir	Sie	
Honneurs	32 12 12	30					
Stiche	12 24						
	20 12						
	124 100						
	224 30						
	194						

Die Gegner haben also nicht einen einzigen Stich gemacht. Die armen Teufel müssen elende Karten bekommen haben, auch als Honneurs konnten sie sich nur einmal 30 gutschreiben lassen. Wir dagegen haben zweimal die Partien und damit den Robber gewonnen. Zuerst spielten wir Caro und machten im ganzen acht Stiche, von denen die über sechs als Tricks unser Gewinn sind, dabei hatten wir in unseren Karten noch zusammen das Aß, den Buben und die Zehn in Caro, das sind drei Honneurs. Wir notieren uns also 12 über und 12 unter dem Strich. Dann erklärte der Gegner Caro, hatte aber seinen Trumpf schlecht gewählt, so daß wir verdoppeln konnten; wir heimsten wieder zwei Gewinnstiche ein, hatten auch wieder drei Honneurs auf unserer Seite, schreiben also 2×12 (verdoppelt!) $= 24$ unten, 12 oben zu unseren Gunsten. Damit ist die erste Partie für uns gewonnen, denn 30 machen ein Spiel (game), und wir ziehen eine Bleistiftlinie darunter, so daß man auf den ersten Blick zu sehen vermag, wie viele Spiele gespielt wurden. Prüfen wir obige Zahlen, so finden wir, daß unser erstes Spiel nicht nur 30, sondern 36 wert war; von diesen 36 dürfen aber nicht etwa 6 zum nächsten Spiel herübergezogen werden: 30 ist ein Spiel und was darüber ist, ist zwar nicht vom Übel, denn es kommt uns bei der Gesamtaddition zugute, aber es hilft uns nicht über das eine Spiel hinaus. Wir ziehen also resigniert den Trennungsstrich und spielen weiter. Das Kartenglück ist uns offenbar noch immer günstig. 20 beim nächsten Spiel: Das mögen fünf Stiche zu unserem Vorteil (elf auf dreizehn) in Treff gewesen sein, mit vier Honneurs in einer Hand $= 8 \times 4 = 32$. Mit dem nächsten Spiel machen wir zwölf, ein Stich in ‚ohne Trumpf' (die Gegner aber hatten 3 Asse $=$ 30 über dem Strich), und wir haben die ersehnten 30 Points erreicht und auch die zweite Partie gewonnen, die uns runde 100 für den „Robber" einträgt. Unser Gegner hat genug, wer wollt' es ihm verdenken? Wir rechnen also ab. Wir addieren einfach alles, was in unserer Rubrik verzeichnet ist, Honneurs und Stiche ohne Unterschied, ziehen die Summe der Gegner ab und finden, daß wir 194 Points gewonnen haben.

Wieviel dies nun in Mark und Pfennigen ist, möchte der Leser wissen? Das läßt sich so leicht nicht sagen, denn wieviel Spieler, soviel verschiedene Bewertungen gibt es auch. Wenn Carnegie und Rockefeller am Bridgetisch beisammensitzen, dann sind die 194 vermutlich 194 Guineen wert; in Klubs und manchen Gesellschaftskreisen gilt die Regel der Twos and tens, d. h. zwei Schillinge für jeden Point und zehn Pfund extra für den „Robber". Wer höher setzt, ist ein Glücksritter oder, was schlimmer ist, ein Snob. Im allgemeinen ist indessen auch dieser Satz noch viel zu hoch, und man kann als Durchschnitt jetzt drei Pence (25 Pf.) für den Point rechnen. Nach dieser Bewertung hätten wir also 48.50 Mk. gewonnen, und zwar jeder der beiden Spieler; denn jeder Gegner hat seinem Nachbar zur Linken die volle verlorene Summe auszuzahlen. Um nun aber nicht viele sparsame Hausväter von vornherein vom edlen Bridge abzuschrecken, für das wir sie vielmehr als einem harmlosen Zeit- und Sorgenvertreib gewinnen möchten, darf zweierlei nicht unerwähnt bleiben: Zum ersten ist obiges Beispiel, zum Zweck, den Leser nicht zu ermüden, nur sehr kurz bemessen; im Verlauf eines gewöhnlichen Spielabends pflegen Gewinn und Verlust sich so ziemlich auszugleichen. Zweitens gilt der Point im harmlosen Freundeskreise oft sehr viel weniger, wird in Deutschland meist auf einzelne Pfennige, aber auch auf den Bruchteil eines Pfennigs festgesetzt. Bei solchen Werten hat beim Bridge noch keiner ein Vermögen gemacht oder verloren, so wenig wie vier lustige Brüder beim Skat.

Digitized by Google

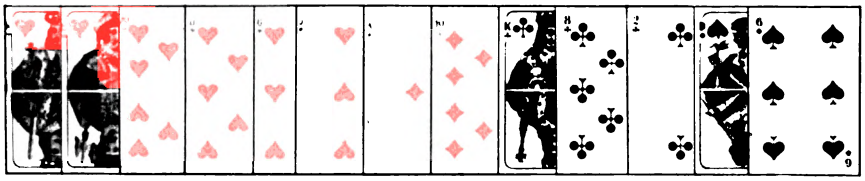


Fig. 1. Eine Karte, auf die Coeur zu machen ist

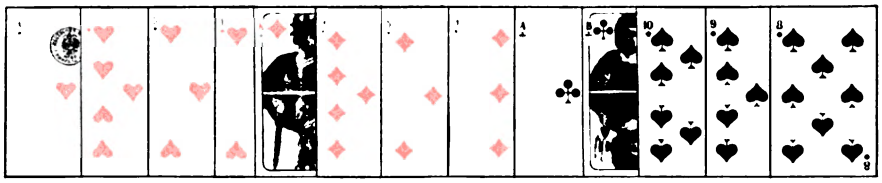


Fig. 2. Eine Karte, auf die überlassen werden soll

Die Götter haben bekanntlich den Schweiß über den leichten Erfolg gesetzt; so darf auch der Leser sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auf die Regeln, mit denen ihm die vorgehenden Zeilen die Bekanntschaft vermitteln sollten, an der Hand eines auf gut Glück ausgeteilten Spiels die Probe zu machen: Probieren geht über Studieren. Der Spieler muß ernsthaft seine Karten prüfen und nach der Beschaffenheit derselben Trumpf erklären. Das ist nicht allein das Recht des Kartengebers, sondern auch seine Pflicht. Mit Feldherrnblick hat er seine Truppen zu mustern; wobei er nicht die Möglichkeit aus dem Auge verlieren darf, daß sein Strohmann das, was ihm vielleicht zur Vollkommenheit fehlt, in der Hand halten mag. Die Schnelligkeit und die Sicherheit, mit der er Trumpf bestimmt, ist keineswegs ohne Einfluß auf das Spiel, ganz abgesehen davon, daß für die Mitspielenden nichts langweiliger ist, als solch ein Fabius Cunctator, der ewig an seinen Karten herumzieht und zu keinem Entschluß kommen kann.

Anfängern dürfte bei der Bestimmung der Trumpffarbe folgender Wink nützlich sein: Man zählt die Karten der Farbe, die man zum Trumpf zu erheben gedenkt, zählt alsdann die Honneurs, die man hat, dazu, sowie etwaige Asse und Könige in anderen Farben. Gibt dies zusammen acht oder mehr, so ist die Farbe gut. — Wer beabsichtigt, „Kein Trumpf“ anzusagen, zählt seine Karten nach folgenden Werten: jedes Aß 7 — jeder König 5 — jede Königin 3 — jeder Bube 2 — jede Zehn 1. Hält man mindestens 21, so hat man Aussicht, das Spiel mit „Kein Trumpf“ zu gewinnen. Nach einiger Übung sind diese Hilfsregeln natürlich überflüssig, und eine kurze Prüfung der Karte genügt, die Entscheidung zu treffen. Ein geübter Spieler wird bald aus der eigenen Karte ermessen, inwiefern sein Partner etwaige Schwäche in der eigenen Hand ergänzen dürfte. Nur wenn er absolut nichts in der Hand hält, was ihm ein erfolgreiches Spiel versprechen kann, soll er dem Strohmann das Spiel überlassen. Diesem bleibt alsdann keine Wahl, er muß eine Farbe zum Trumpf erheben, wenn es durchaus nicht anders geht, selbst eine schwarze.

Es ist nicht etwa nur ein loses Wortspiel, wenn ich dies Reizen reizend finde. Ein grüner Tisch mit gutverteilten Partnern, zwei alte Herren, Papa vielleicht und ihm gegenüber ein würdiger Hausfreund, und als Gegner das Fräulein Töchterchen und ein eleganter junger Herr, Sohn eines Geschäftsfreundes von Papa, den man bereits ein- oder zweimal auf Bällen oder im Thea-

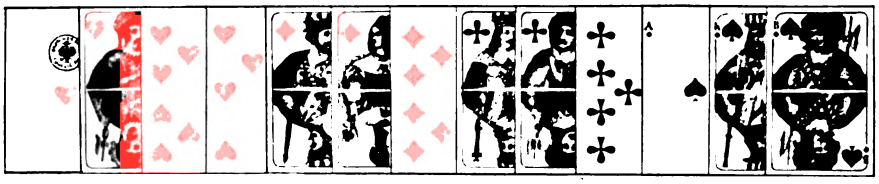


Fig. 3. Eine Karte, auf die „ohne Trumpf“ zu spielen ist

Digitized by Google

ter getroffen. Die Alten nehmen es ernst. „Coeur ist Trumpf," ruft Papa. „Soll ich Coeur spielen?" fragt der junge Mann mit bedeutsamem Augenaufschlag sein Gegenüber, die in weißer, lustiger Abendtoilette ganz allerliebst aussieht. Sie ist siegesgewiß; ein Blick auf ihre Karten und sie ruft zuversichtlich aus: „Ich verdoppele Coeur." Also Herz ist Trumpf, mit doppelter Bewertung (von 16 für jeden Point). Die Karte fällt, die zweite darauf, und Strohmann legt resigniert seine dreizehn aufgedeckt auf den Tisch. So folgt Stich auf Stich; Papa spielt nicht ohne Glück bis zu dem Moment, da die junge Schöne das Pique-Aß des Hausfreundes mit Coeur übertrumpft und nun ihrerseits zu ihrem Partner an der gegenüberliegenden Langseite — man hat sie weit voneinander gesetzt — mit bedeutungsvollem Augenaufschlag hinüber schaut. Der lächelt vergnügt und sicherlich nicht über das gute Spiel allein — das Doppelherz auf der Karte der jungen Dame scheint ihm noch ganz anderes zu verheißen als nur Kartenglück ...

Aber der Mensch ist nie zufrieden; der große Reiz, der im „gewöhnlichen" Bridge liegt, genügte ihm noch nicht. Er ersann sich Varianten. Zuerst tauchte das „Königspik" auf. Es gab der mißachteten niedrigsten Farbe den Wert 10 und überbrückte so die Kluft, die zwischen dem 8 des Coeur und dem 12 des Grand lag. Aber es knüpfte an dies erhöhte Pik auch scharfe Bedingungen. Pique royale kann nur vom Geber bestimmt werden, also nicht, nachdem überlassen ist, und es müssen in ihm mindestens zwei Trick gewonnen werden. Jeder Verluststich rechnet dazu noch doppelt, d. h. nicht 10 sondern 20. Man wagt also viel, um viel zu gewinnen. Die Honneurs behalten aber ihren niedrigen Pik-Wert. Setze ich nun den Fall, daß meine Partei in der zweiten Partie auf 20 stehe, die Gegner dagegen auf nichts, so werde ich als Geber mit einer erträglichen Pikkarte sofort das erhöhte Spiel bestimmen, um so den Robber an mich zu bringen. Gelingen mir wirklich nur sieben Stiche im ganzen, so notieren die Gegner zwar 20, haben aber damit noch keine Partie gewonnen. Ich möchte überhaupt an diese Betrachtung die Mahnung knüpfen, die Trumpfansage nicht nur nach den Karten, sondern auch nach dem Stande des Spiels auf dem Anschreibezettel zu richten.

Dem Königspik folgte bald ein zweiter Schritt, der das Bridge abwechslungsreicher gestaltete. Man übernahm vom Skat das Zahlenreizen und schuf so den „Auktionsbridge". Der Sinn ist hier, daß jeder Spieler seine Karte zur Geltung bringen kann, nicht nur der Geber oder sein Partner, falls „überlassen" worden ist. Der Gang ist folgender: Der Geber sagt nach Prüfung seines Blattes nicht nur an, welche Farbe er spielen, sondern auch wieviel Tricks er in dieser Farbe gewinnen will; sein Nachbar zur Linken hat nun das Wort und kann den Geber überbieten, aber nur so, daß der Zahlenwert der angekündeten Stiche höher ist als die erste Reizung. Dann geht die Farbenbestimmung weiter an den Partner des Gebers und schließlich an den vierten Spieler. Es wird so lange in der Reihe gefragt, bis einer mit einer Höchstnennung die andern zum „Passen" veranlaßt hat. Der Höchstbieter spielt dann das Spiel, sein Partner deckt auf. Haben beide Partner dieselbe Farbe oder Grand geboten, so spielt immer der, der die betreffende Farbe als Erster genannt hat. Dopplung und Zurückdopplung gelten dabei als neues Reizen, so daß ein Ansager, dem drei Stiche in Treff = 12 gedoppelt sind, dann noch auf zwei Stiche in Coeur = 16 übergehen kann. Der Wert des Auktionsbridges liegt in der Hauptsache darin, daß sich die Partner noch bei verdeckten Karten ihre Stärken andeuten können und die ihrer Gegner kennen lernen. Hat also z. B. der Geber eine wundervolle Karte in der Hand, der aber jedes Treff fehlt, so kann er, wenn sein Partner drei Stiche in Treff reizt, nun ruhig zum „Ohne-Trumpf-Spiel" übergehen. Hat der Gegner aber „Treff" gereizt, so muß er sich vor dem Grand hüten, da der Feind ihn sonst allein in Treff totmachen könnte. Auch das Anspielen wird durch das Reizen geklärt: man bringt seinem Partner natürlich die Farbe, die er genannt hat, da dies ja seine Stärke ist.

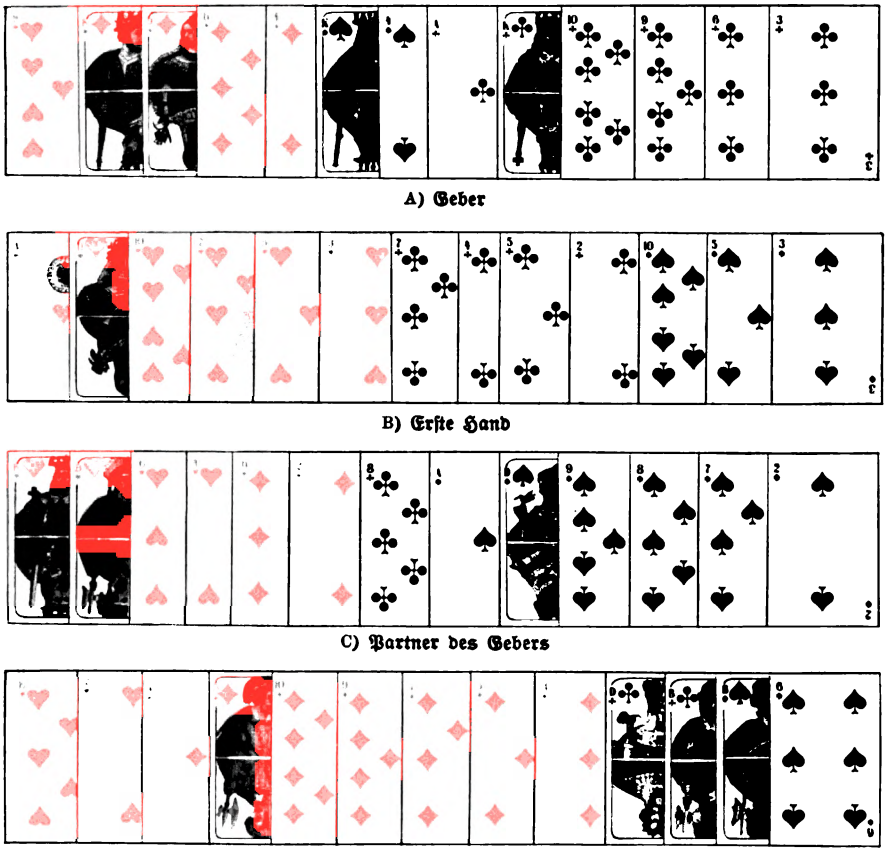
Vom Auktionsbridge zum „Lily" war nur ein Schritt. Diese beiden unterscheiden sich allein in der Berechnung, die Werte der Farben sind zusammengeschoben, um den höheren Spielen Coeur, Königspik und Grand ihre zu große Macht zu nehmen. Es zählen nun: Pik 5, Treff 6, Karo 7, Coeur 8, Lily (= erhöhtes Pik) 9, Ohne Trumpf 10. Dadurch bleibt fast stets ein Stich mehr in einer niedrigeren Farbe das höhere Spiel. Man kann also nicht mehr mit zwei Grand (jetzt 20) drei Karo (jetzt 21) töten, während dies früher mit 24 zu 18 möglich war. Das Reizen wird dadurch mannigfaltiger, gemächlicher und intensiver in seinen Andeutungen.

Das Bild 4 soll mit A (Geber), B (erste Hand), C (Partner des Gebers), D (Hinterhand) die Karten vierer Spieler zeigen, die Lily bridgen. Die Reizung würde nun etwa folgendermaßen vor sich gehen:

A: „einen Stich in Treff" = 6
B: „einen Stich in Coeur" = 8
C: „einen Stich in Lily" = 9
D: „zwei Stiche in Karo" = 14

Jetzt kommt die Frage wieder an A, drei Stiche in Treff kann er nicht bieten, dazu ist seine Karte zu schwach, auch zum Erhöhen der Piks von C auf 2 Lily scheinen ihm König und Vier nicht genug, so sagt er: „Ich passe." B reizt nun zwei Coeur. Ihm sind, da er kein Karo hat, die zwei Stiche, die sein Partner in dieser Farbe machen will, zu viel, er hofft aber auf dessen gute Karos Stiche machen zu können, bei denen er seine schwachen Farben zum Teil abwerfen, dessen Gegners

Digitized by Google



A) Geber

B) Erste Hand

C) Partner des Gebers

D) Hinterhand

Fig. 4. Eine Partie Lily-Bridge

Stärken später stechen kann. Nun ist C am Wort. Er wird die zwei Coeurs von B verdoppeln, da er gute Trümpfe und Piks in der Hand hält, bei seinem Partner Treffs weiß. D fügt sich dieser Dopplung und paßt; drei Karos = neun Stiche kann er nicht wagen. Aber für A ist jetzt der große Augenblick gekommen: Er hat Treffs, er hält die Stärke D's durch König und Dame in Karo, bringt zu den guten Piks seines Partners noch den König und weiß, daß C Coeurs hat, da er ja B verdoppelt; also nimmt er das Spiel mit zwei „Ohne Trumpf" an sich. B und D können über diese Reizung nicht hinaus, und C wird seinen Partner nicht treiben. Wenn wir an das gewöhnliche Bridge denken, wäre bei dieser Kartenverteilung für A—C vielleicht ein Treff-Spiel oder ein schwaches Caro herausgekommen, bei dem der Gegner noch drei Honneurs und Schikane für sich über dem Strich gebucht hätte. Bei Lily aber bringt es der spielenden Partei, mit 6 Stichen in Pik, mindestens zweien in Treff und je einen in den roten Farben, die Partie. Welch ein Unterschied.

Einige Berechnungen sind bei Lily und Auktionsbridge noch verändert. Für die Partie werden nur die wirklich vom Ansagenden gewonnenen Stiche (eventuell verdoppelt oder zurückgedoppelt) angeschrieben. Für jeden Stich, den der Erklärer aber hinter der Ansage zurückbleibt, notiert der Gegner 50, verdoppelt 100, zurückgedoppelt 200 als Honneur über dem Strich. Groß-Schlemm zählt hier 100, Klein-Schlemm 50, der Robber ist auf 250 Points gesteigert. Das ganze Spiel wird teurer. Im Lily ändern sich noch die Werte der Honneurs entsprechend den zusammengeschobenen Zahlen der Farben.

Bridge, Auktionsbridge, Lily: dies sind die Steigerungen, die der Whist in den letzten Jahren durch die neuen Varianten erfahren hat. Ich hoffe, daß ich den Schleier lüftete, der für Nichtkenner über dem Geheimnis des Erfolges der 52 Karten lag. Abwechslungsvoll, spannend und unterhaltend sind diese Spiele, bei denen jeden Augenblick irgendein Feuerwerk aufsprühen kann, das keiner erwartete. Die Spieler sind keine

Digitized by Google

Automaten, wie die kalten Rechner im Whist, und die Chancen, den Gewinn zu verdoppeln, ja vielfach zu vermehren, bieten sich bei jeder neuen Runde. Das ist ein Element, dem insbesondere kein weibliches Herz zu widerstehen vermag. Aus den ernsten Spielsälen des Portland-Club stahl sich das verführerische Bridge unversehens in die Drawing- und Smoking-Rooms der Gesellschaft. Im Nu fand jedermann Gefallen daran; die Herren schmunzelten schon im Vorgenuß, wenn sie des Abends aus der City nach Hause fuhren; die Damen warteten oft den Abend gar nicht erst ab. Schon um die Mittagstunde fanden sich einige Freundinnen ein — zum Lunch, wie man sich (oder andern) weismachen wollte. Man setzte sich an den grünen Tisch und spielte Bridge bis zwei Uhr, wo der Imbiß wirklich erschien. Alsdann wiederum Bridge von vier bis sechs Uhr, und nach dem Dinner von neuem bis in den grauenden Morgen. Junge Mädchen lassen sich vom Spielteufel locken; sie spielen um hohe Points und selbst das freigebigste Taschengeld reicht nicht hin, die Schulden zu decken. „Society" flüstert sich schreckliche Geheimnisse zu. Fast kommt es zu einer Krise, da stellt ein Künstler das laute Geheimnis unverhüllt vor aller Welt dar. Es ist kein anderer als der berühmte englische Sittenmaler John Collier, dessen „Problem"-Bilder Jahr um Jahr auf der Ausstellung der königlichen Akademie den Besuchern so interessante Nüsse zu knacken geben. Das Bild, zu dem der Bridgeteufel seine Muse begeisterte, betitelte sich „The Cheat", „Die Betrügerin" und erklärt sich selber. Der brave Mittelstand, bei dem so etwas natürlich niemals vorkommt, weidete sich an dem Gemälde . . .

Indessen schlagen die Wogen noch so hoch, es kommt doch auch wieder die Zeit, wo sie sich glätten. Mit dem Augenblick, da eine neue Mode soweit um sich gegriffen hat, daß sie sich über alle Schichten verbreitete, pflegt sie auch bereits ihre Gefahren verloren zu haben. So ging es auch mit dem Bridge. Wer eben noch ein gefährlicher Verführer war, dem man sich nur mit Herzklopfen nahen konnte, hat sich mit einem Male in einen ganz gemütlichen Gesellschafter verwandelt, der keinem etwas zuleide tut. Man sitzt nicht mehr auf einem Pulverfaß, sondern in einem ganz bequemen — und, um die Wahrheit zu sagen, auch ganz alltäglichen — Lehnstuhl. Alle Welt spielt heute Bridge und man kann sagen: der Reiz ist weg, das Reizen ist geblieben. Denn das läßt sich keineswegs leugnen, daß Bridge die Stelle des Whist eingenommen hat. Ein alter Hagestolz nach dem anderen, dem es eine liebe Gewohnheit war, einmal in jeder Woche seinen Whistabend zu halten, hat grollend seinem Klub den Rücken gekehrt, denn einer nach dem anderen von seinen Partnern ist ihm untreu geworden. Ernsthafte Leute haben einen Fingerzeig des Schicksals darin sehen wollen, daß just in dem Jahre, als Bridge zuerst auftauchte, Henry Jones gestorben ist. Er war der berühmte Gesetzeshüter des Whist, dessen Pseudonym „Cavendish" seinen Ruhm in alle Welt hinausgetragen hat — in alle Welt, die Karten spielt, „Cavendish" ist nicht mehr, und wie ein getreuer Hund seinem Herrn, so ist ihm Whist ins Grab gefolgt. Wer sich darauf versteht, die Geschichte seiner Zeit aus Zeichen zu deuten und in lebendigen Bildern zu lesen, wie sie sich alltäglich vor seinem Auge präsentieren, der wird auch hierin den festgefügten Zusammenhang aller Dinge erkennen. Aus der ernsten und steifen Zimmereinrichtung von Anno dazumal haben wir uns in heitere und farbenfrohe Gemächer geflüchtet. Das gebieterische Wort des Hausherrn bestimmt nicht mehr den Kurs, als wäre jede Silbe, die er spricht, ein harter, vollwertiger Taler; die Frau, ja noch mehr noch das Fräulein kommt zu ihrem Rechte. Der Fledermisch der Zeit hat die seßhaften alten Herren, die sich feierlich zum Spiel niederließen, mit einer Verankerung, als wollten sie nie wieder flott werden, und ihren Mund beim Spiel so fest zugesperrt hielten, wie die Tür ihrer eisernen Geldspinden, erbarmungslos hinweggewischt und auf ihre Plätze eine Schar lebenslustiger Leutchen geführt. Und da, wie wir bereits erwähnten, selbst die gewissenhaftesten Bridgeforscher den Ursprung des Wortes nicht zu entdecken vermögen, so wollen wir es wagen, unsere eigene Deutung zu finden und „Bridge" schlechtweg mit „Brücke" übersetzen — der Brücke, die vom Ufer der Vergangenheit zu dem der Zukunft hinüberführt, einer heiteren, unterhaltsamen Zukunft, hoch über dem endlos rauschenden Strom der ernsten Zeit.

Die Betrügerin. Gemälde von John Collier
Copyright by Autotype Fine Art Co., London

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Emil Ertl, Walpurga (Leipzig, L. Staackmann) — Heinrich Federer, Das letzte Stündlein des Papstes (Heilbronn, E. Salzer). — E. von Keyserling, Abendliche Häuser (Berlin, S. Fischer) — Carl Bulcke, Die arme Betty (Leipzig, B. Elischer) — Victor Fleischer, Der Wirt vom Berg (Leipzig, F. W. Grunow) — Paul Heyse, Italienische Volksmärchen (München, J. F. Lehmann) — Die Märchen der Weltliteratur, herausgegeben von F. von der Leyen und Paul Zaunert (Jena, Eugen Diederichs)

Wenn wir plötzlich gefragt würden, welches die leuchtendsten Frauentypen der Weltdichtung wären und in welcher einzelnen Bewegung oder Tätigkeit sie unser Gedächtnis bewahrte — was würden wir in der Überraschung des Augenblicks antworten?

Ich denke, wir würden sagen: Rebekka am Brunnen, wie sie schöpft und die durstigen Kamele tränkt; Ruth, die holde Ährenleserin, wie sie gebückt über des Boas Feld schreitet; Andromache, die weißarmige, wie sie über ihr Söhnchen lächelt, das Hektors Helmbusch erschreckt hat; Penelope, wie sie am Webstuhl sitzt und des Gatten harrt; Gudrun, wie sie die Wäsche der Königin Gerlind wäscht und über das graue Meer schaut. In eine Bewegung gebannt, ein ruhiges Leuchten ausstrahlend, stehen diese Gestalten vor uns gleich schönen Bildern, die sich nicht ändern, und wie jüngere Schwestern treten vielleicht noch zwei Frauentypen Goethes neben sie: Lotte, wie sie den Kindern das Brot schneidet; Dorothea, wie sie schön und stark mit dem Stabe das Ochsengespann lenkt.

Offenbar hängt der Schauer des Urbildlichen und Ewigen, den wir davor empfinden, aufs allerengste mit der Geste und Betätigung dieser großen Menschenbilder zusammen. Auf die ersten Gefühle der menschlichen Natur gestellt, üben sie die ältesten und ehrwürdigsten menschlichen und insbesondere weiblichen Beschäftigungen aus und wirken dadurch mit dem höchsten Zauber der Schlichtheit, Natürlichkeit und Zeitlosigkeit.

Die Novelle „Walpurga" des Österreichers Emil Ertl beschwört diese Erinnerungen. Er hat Licht geborgt von den Leuchtenden, um ein sterbliches Weib seiner Jugend in der gleichen Schönheit erglänzen zu lassen, und einen kleinen Augenblick gelingt es ihm, das Abbild über den Horizont emporzutragen, daß es in reinen Lüften atmet, ehe es sich trübt und zurücksinkt.

Aus der Steinwüste der Stadt und eines mühsamen Berufslebens zieht ein Fremder den unverwelkten Eindrücken seiner goldenen Jünglingszeit nach. Ein Wandrer mit dem Ränzel . . . wir hören seinen Namen nicht, aber wir ziehen mit ihm hinein in das abgelegene Alpental und in das Land der Vergangenheit. Die geräuschvolle Welt, die geschäftig und „stets betrogen" da draußen saust, versinkt; das Flüßchen schwätzt wie vor hundert Jahren, der Postillon bläst, Gentianen blühen blau in der reinen Bergluft, mit silbergrauen Schindeldächern verstecken sich Bauernhöfe hinter Obstbäumen, und grüne Matten winken von den Höhen. Dahinter jedoch liegt das Ziel des fremden Pilgers: ein stilles Tal mit behäbigen Dörfern. Als er anlangt, ist es Feierabend. Mädchen holen Wasser vom rauschenden Brunnen. Eine Linde breitet ihre mächtigen Äste. Und „die Dorfstraße herauf kamen schöne kräftige Pferde, frei und halfterlos, um aus dem Brunnentrog zu trinken. Bedächtig gingen sie zwischen den Menschen hin, allein, ohne Aufsicht, ein ganzes Rudel. Und nachdem sie getrunken, kehrten sie wiehernd in ihre Höfe zurück . . ."

Nicht wahr, das ist schön. Die Zutraulichkeit, Kraft und Freiheit der stolzen Tiere bereitet uns langsam auf die Erscheinung des Mädchens vor; wir zweifeln nicht, daß hier in der Stille und großen Natur ein helles und hohes Menschenbild aufwachsen kann — so gesund und instinktsicher, so unverschnürt von den Fesseln der Kultur, so frei und „halfterlos" wie die schönen, furchtlosen Pferde, die da trinken, wenn sie Durst haben. Und mit einem tiefen Atemzug sagt man: Nun vorwärts, Poet . . . nun ruf' uns das Mädchen!

Aber da macht Ertl nach meinem Gefühl den ersten Fehler. Er enttäuscht unsre Erwartung und schweift ab. Mit einer gewissen Umständlichkeit, die in keinem Verhältnis zum Hauptstück der Novelle steht, schildert er Wege und Versuche, die der Fremdling unternimmt, um das Mädchen seiner Jugend zu finden. Gleichgültige Leute reden und hantieren vor uns, während wir längst nach der einen und einzigen ausspähen. Schließlich hört der Wanderer, daß sie gestorben ist. Er geht an die Plätze, wo er mit ihr glücklich war, und noch einmal steigt ihr lebendiges Bild vor ihm auf. Diese kurze Erinnerung an ein heißes Frühglück ist Glanz- und Höhepunkt der Novelle. Sonnverbrannt, mit geschulterter Sense,

Digitized by Google

geht Walpurga noch einmal neben dem jünglinghaften Stadtherrn zum Mähen. Und sie lächeln und küssen sich; sie machen sich an die Arbeit und führen abwechselnd Sense und Rechen, sie teilen die Mahlzeit im Grünen und necken sich, um dann rüstig weiterzuschaffen. Mähend, in schöner Bewegung ihrer hochgewachsenen Gestalt, schreitet Walpurga dahin. Mit ruhigem Strich legt sie die Halme um. In goldigem Fleischton schimmern ihre Füße aus dem saftig grünen Grase hervor, und just wie beim Tanz wiegt sie den mädchenhaft frischen Leib in den starken Hüften. Dann wird es Feierabend, und unter der Linden an der Heide singt wieder ein „kleines Vögelein" über zwei Glücklichen. „Tandaradei! Tandaradei!"

Das ist blutwarm und wunderhübsch. Aber der Jüngling ist ein wenig zu literarisch. Er hat seine Walpurga die Kühe tränken sehen und hat dabei an Rebekka gedacht. Er sah sie neben dem Ochsengespann und nannte sie Dorothea. Er plünderte für sie die Bibel und Goethe, Homer und Walter von der Vogelweide, doch wenn mir der liebe Himmel solch ein Prachtmädel in die Arme legt, dann soll der Teufel alle Dichter holen. Man merkt die Absicht zu sehr, die kraftvolle Älplerin an große Ur- und Vorbilder heranzuführen. Es gelingt einen Augenblick — gewiß! Doch um so weniger glauben wir dann, daß dieses lebensvolle Menschenkind wegen des davonwandernden Stadtjünglings am gebrochenen Herzen gestorben sein soll. Das ist sentimentaler Stimmungsnebel, präparierte Buchpoesie. So mischt sich in dieser Erinnerungsnovelle Echtes und Unechtes. Ein Rüchlein Empfindsamkeit stört das reine Gefühl; ein Stück Literatur und Manier muß sich mit herzhafter Natur vereinen; zu einer Ahnung Gottfried Keller tritt eine Dosis Theodor Storm (erste Periode) — kurz, um eine goldne Szene wittert Schwächliches und Falsches. Dennoch: es ist ein lieber Poet, der hier spricht, und wir wollen ihm ein Kränzlein aus Lindenlaub zuwerfen.

Aber nun kommt einer: da tut es das Kränzlein nicht mehr, da muß es schon ein Kranz sein, und zwar der schönste und vollste, den man erwischen kann. Er soll Heinrich Federer gehören, diesem Dichter, der heut auf dem alten „glückhaften Schiff von Zürich" fährt und wie weiland die tapferen Eidgenossen von 1576 seinen Hirsebrei noch warm nach Deutschland bringt. Mit seinen großen Romanen kann man rechten, aber vor manchen seiner kleinen Erzählungen geht einem das törichte Herz wie eine singende Lerche in die Höhe, schmettert selig droben den großen Lobgesang und möchte seine Freude über Ströme und Berge fort von der Spree bis zur Limmat tragen. Vor „Sisto e Sesto" hat es schon früher solchen Jubel angestimmt, und vor den fünf „Umbrischen Reisegeschichtlein" des jüngsten Buches fährt es wenigstens dreimal zum Himmel — immer bei den ungeraden Zahlen, bei der ersten, dritten und fünften Novelle. Dazwischen, mag sich Federer mit einem Spitzbubenlächeln gedacht haben, soll es ruhig einmal unten bleiben. Auch in der Begeisterung muß es Erholungspausen geben.

Das Buch ist nur ein Büchlein und heißt nach der Anfangsgeschichte „Das letzte Stündlein des Papstes" (Heilbronn, Eugen Salzer). Der Papst ist der große Innozenz. Auf erhöhten Lagern liegt er am Nachmittag des heißen 16. Juni 1216 im erzbischöflichen Palast von Perugia in den letzten Zügen. Jäh hat es den blühenden Herrn aus großen Plänen und weltregierenden Diktaten ins Sterben geworfen, und angesichts des Todes fühlt er unter der weißen Papstseide, daß es noch Größeres gibt, als die grelle Glorie seiner Regierung: Einfachheit der Seele. Über Kardinäle und Erzbischöfe fort sucht sein Blick nach dem heiligen Habenichts, nach dem fröhlichen Bettler Franz von Assisi. Prälaten stürzen fort, um ihn zu suchen, aber heiter läßt der Franz zurücksagen, er könne nicht kommen, da er gerade einem Blinden die Suppe schöpfen müsse. Nachher muß er erst den Kindern Geschichten erzählen, muß einem Spinnlein das Netz flicken, und immer demütiger wartet der große Innozenz auf den armen Gottesknecht. Lächelnd und heiter trappt der Poverello in seinen Holzschuhen endlich über die Schwelle, und wie er dem Sterbenden alle Zeichen der Macht fortzieht, ihm seinen staubigen Bettlermantel überwirft, mit einer Handbewegung alle Papstherrlichkeit beiseite tut und fröhlich zu dem abscheidenden Bruder spricht, wie er schließlich den im Todeskampf offengebliebenen Mund des heiligen Vaters schließt und munter scherzt: „Bleib nun still! du hast genug gelärmt!" — das ist zu kühn und zart und herrlich, als daß man's hier nacherzählen könnte.

Auch in der dritten Geschichte, der köstlichen „Frau Agnes", spielt der Santo von Assisi eine Rolle und lächelt neben Rosenkränzen und Wachskerzen aus den hundert Bildchen der Padrona Agnese. Wundervoll, wie hier die Lirestücke und Fränklein durch die frömmsten Litaneien klimpern, wie es in aller Heiligkeit menschelt, wie der Schlingel, der Marzellino, der Sechsjährige, während er das Abendgebet herunterschnabelt, einen Halbfränkler zwanzigmal an die Lippen drückt und andächtig lispelt: „Una lire, due lire, cento lire!" Ach, er kann so prächtig spaßen, der Heinrich Federer! Er kann, was außer ihm vielleicht kein zweiter Dichter in Deutschland wagen darf, seinen Scherz selbst mit dem „Herren Papst" und dem Kardinalspurpur treiben, ja wohl gar einen lieben Heiligen an der Kutte ziehen und kitzeln, ohne daß ein einziger Mensch deswegen die Stirn kraust. Denn sein Spaß ist das muntere Kind der Liebe und der Ehrfurcht — einer Ehrfurcht, die sich nicht erst auszuweisen und zu verteidigen braucht, sondern die eben ein-

Digitized by Google

fach da ist und alles herzlich durchwärmt. Nicht obwohl, nein weil dieser Poet ein treuer Sohn seiner Kirche ist, kann er sich mit heiterer Freiheit und in naiver Sicherheit auf einem Gebiet bewegen, das von anderen Schriftstellern nur mit aggressiver Ironie oder unter Eiertänzen ängstlicher Vorsicht betreten wird.

Zwischen den beiden Meisterstücken, dem Innozenz und der Agnese, ruht sich Federer dann in einer anmutig-humorvollen Reiseplauderei und einem Hausierergeschichtlein aus, bis er sich zum dritten Hochflug erhebt. „Still," sagt er, „ich erzähle euch jetzt eine Geschichte junger liebender Leute, die viel zu schön ist, als daß ich daraus eine korrekte deutsche Novelle spinnen könnte." Und er berichtet von dem dunklen Mädchen Sibilla Pagni und dem weißflockigen Taddeo Amente. Es ist klar, daß es zwischen ihnen keine Heirat geben kann, weil der Vater Sibillas fünfmal mehr Schafe und Ziegen hat als der Vater Taddeos. Umsonst läuft die Dunkle dem Blonden wie ein Hündchen nach: er ist stolz und will nichts von ihr wissen. Da stürzt der Stolze einst im Schneesturm, kann sich nicht mehr erheben und wird erfrieren. Aber Sibilla findet ihn; sie deckt ihn wie ein Hausdach mit ihrem Körper, sie wärmt ihn, haucht ihn an, legt sich wie ein warmer Mantel über den Jüngling. Hände und Füße erfrieren ihr. Starr, schlafend, in Eiskrusten leuchtend findet man sie: wie eine schneeweiße Henne, die über ihrem Küchlein das Gefieder verspreizt. Man trägt die beiden heim. Taddeo ist in wenigen Tagen wieder gesund, aber Sibilla kann zeitlebens keinen Schritt mehr tun und ihre hübschen Händchen bleiben steif. Die Doktorkosten fressen ihres Vaters Ziegen und Schafe, bis der alte Pagni nicht mehr davon hat als der alte Amente. Da bestellt Taddeo das Aufgebot. „Ich will nicht!" schreit das Krüppelchen und wehrt sich weinend. Er aber hebt sie mit einem Ruck empor und trägt sie vor den Altar. „Taddeo," fragt sie auf dem Heimweg, „sag' mir jetzt auf Ehre und Seligkeit, hast du mich geheiratet per Amore o per Misericordia?" „Per Amore," antwortete er sogleich und fuhr piano, piano mit dem Wägelchen über das elende Gäßchenpflaster. Es gibt große, flinke, wetterharte Kinder aus dieser sonderbaren Ehe, und die Buben sind eifersüchtig darauf, wer den Karren der Mutter, des Krüppelchens, stoßen darf.

Wie das erzählt ist! Wie wunderbar leicht und warm, aber doch auch mit welcher Kraft und Festigkeit! „Am liebsten," hat mir Federer einst geschrieben, „möchte ich, wie im Orient die alten Erzähler des Volkes, in einer Gasse sitzen und den Kindern und naiven Menschen Geschichten erzählen." Als ob er es wirklich so täte, als ob sie geformt wären vor wartenden Zuhörern, die an seinen Lippen hängen, so klingen diese Novellchen. Es kommen Lichter und Farben in sie hinein wie Sonnenstrahlen, es gibt Lachen und Singen und Weinen in ihren Sätzen, sie scheinen den bösen Umweg über das Papier gar nicht genommen zu haben. Ich frage mich, wer kann heute in Deutschland noch so erzählen wie dieser Züricher Meister? So innig ohne Schwächlichkeit, so heiter ohne Seichtheit, so kraftvoll ohne Schwerfälligkeit? In seinen kleinsten Geschichten war er bis jetzt am größten; er hat darin kaum noch einen Nebenbuhler. Und nun Punktum und Streusand: sonst geht mir das Herz noch einmal durch. Ich habe meine Schuldigkeit getan. Du, Leser, tue die deine!

Aus der heißen gelben umbrischen Sonne, in der alle Farben heller leuchten, muß es jetzt nordwärts gehn ... in müdes, gebrochenes Licht und melancholische Abendstimmung. Graf Keyserling, der feine Kurländer, der seine erlesene Stimmungskunst immer an demselben Fleckchen Erde erprobt, führt uns auch diesmal in windstille Adelswinkel — in „Abendliche Häuser", in denen alte Geschlechter still und vornehm verschimmeln. Als wären sie mit zu viel Tradition belastet und irgendwie gebrochen, sitzen diese aussterbenden Familien auf ihren Schlössern wie auf verlorenen, abgeschlossenen Inseln. Draußen in der Ferne rauscht das ringende, lärmende Leben vorbei, sie aber sind so hoffnungslos beruhigt, als könnte sich in ihrem Dasein nie mehr etwas ereignen; sie warten still, bis sie abberufen werden, bis eines nach dem andern abbröckelt: alte alte Leute, deren abendlicher Fatalismus durch eine dünne Salzschicht Ironie gedeckt wird. Nur in der Jugend, die mit und unter ihnen leben muß, gärt es manchmal. Ihre Söhne und Töchter wollen zuzeiten unter der grauen Stimmung ersticken. Dann ist es ihnen, als klebten Spinnweben an ihren Fingern, dann reißen sie die Fenster auf oder fahren irgendwohin zu Besuch oder machen wohl gar eine böse Dummheit: bloß um zu fühlen, daß sie überhaupt noch leben und da sind. Auf diese Weise kommt in den Frieden manchmal eine jähe Beunruhigung. Es ist, wie wenn ein Steinwurf den glatten Spiegel des Parkteiches erregt, es gibt Wellenkreise und Blasen, aber bald liegt das Wasser wieder still und schläfrig wie früher. Eine kurze Aufregung, ein Gerücht, das von Schloß zu Schloß wandert, ein wenig Klatsch und Skandal. Man erträgt es; man zieht die Konsequenzen; man stellt sich nötigen Falles der Pistole, und in irgendeinem der Herrenhäuser tragen die Damen vielleicht kurz darauf Trauerkleidung. Immer auch kommen die Kinder nach dem schüchternen Befreiungsversuch in die abendlichen Häuser zurück. Sie können da draußen in dem starken Leben doch nicht gedeihen. Und wieder dämpfen die müden Hände, wieder sitzen die alten Damen am Besigtisch, und die alten Herren sehen Abend für Abend zu, wie die Enten ins Wasser einfallen ...

Diese abendliche Schläfrigkeit eines Le-

Digitized by Google

bens, das nichts mehr erhofft, bannt Keyserling mit einer das Äußerste hergebenden Stimmungskunst. Er vermittelt uns immer nur den Extrakt einer Szene. Aber eine Geste, eine bestimmte Wortfolge genügen, um das ganze Bild hervorzurufen. Wenn man sein Buch liest, wenn man durch die Dämmerung die matten Lichter der stillen Schlösser aufblitzen sieht, wenn man mit ihm in diesen Häusern, wo man nicht lebt, sondern nur umgeht, zu Gaste ist — dann fühlt man sich selber am Ende müde werden, als wäre man schon viele, viele Jahrhunderte alt. Man verlernt es, laut zu reden, weil die alten Wände und die alten Leute einen erstaunt anschaun würden, man ist unabänderlich eingefügt in die Kette der das Dasein immer auf gleiche Weise hinringenden Generationen.

Daß Keyserling selber mit einem guten Teil seines Wesens in dieser Kette hängt, ist selbstverständlich. Es schmerzt ihn nicht; er empört sich nicht; er klagt weder noch klagt er an: er ist gleichfalls nur ein stiller Zuschauer des unablässig vorüberrinnenden Lebens. Er erinnert in seiner Adelsschilderung von weitem an Fontane: mit ihm gemeinsam hat er dieses nachsichtige Allesverstehn, die leise Ironie, den sanften Fatalismus, die feine Kunst, aus kleinen und alltäglichen Dingen ein Schicksal zu gestalten. Doch während er auf der einen Seite differenzierter, stimmungs- und kunstvoller, süßer und „erlesener" als Fontane ist, ist er auf der andern Seite doch auch matter und ärmer. Er hat verhältnismäßig wenige Bücher geschrieben und hat jedes bis zum letzten Satz ausreifen lassen, aber wenn man sie nun hintereinander liest, so erstaunt man, wie klein der Ausschnitt der Welt ist, den er beherrscht, und wie sehr sich die Probleme und Konflikte bis auf einzelne Züge der immer sehr schönen Naturszenerie wiederholen. Das empfängliche Herz ergibt sich zwar stets von neuem den feinen, zarten Farben dieses poetischen Impressionisten, aber es wird nicht gesättigt und dauernd gehalten — eben weil der Kranke und Schwächliche nur die hoffnungslose Ruhe, die sich abschließende Schwäche in hundert Schattierungen darstellen kann. Alles Lebensvolle und Leidenschaftliche empfindet er selber wie eine Störung; er wird unsicher davor und versucht, leise daran vorüberzuschleichen. Die Szene z. B., die hier das Duell herbeiführt, das Duell selber, kurz, alle Dinge, denen mit bloßer Zartheit nicht beizukommen ist, sie zeigen eine verräterische Mattheit. Um nur ja einen Abstand zu gewinnen, gibt Keyserling sie aus der Nötigung seiner Natur (nicht etwa aus der des Kunstwerks) als Erinnerungsbilder, und wo das nicht geschieht, wird die Gedämpftheit Schwäche. Hier liegt wohl auch der tiefere und oft beklagte Grund dafür, daß die Erzählungskunst des in bestimmten Grenzen meisterlichen Dichters doch bisher keine weitergehende Wirkung ausgeübt hat.

Der Schritt kann nun schneller werden, denn die folgenden beiden Erzähler werden selber nicht glauben, daß ihre Bücher mit den drei vorhergehenden in Wettbewerb treten können. Der Ostpreuße Carl Bulcke hat ein halbes Dutzend Novellen zusammengebündelt und den Titel der vierten über den ganzen Band gesetzt: „Die arme Betty" (Leipzig, B. Elischer Nachf.). Besagte Betty ist ein hübsches, eben geschiedenes Weibchen, ihr gewesener Mann erlebt die Überraschung, daß er den Nobelpreis kriegt, und sie, sein „Puttchen", erlebt in den vier ersten Freiheitswochen noch ganz andere Überraschungen. Denn die Männer sind wirklich gemein, fangen erst mit ritterlicher Ehrfurcht an, und nachher ist so ein liebes, armes, alleinstehendes Weibchen immer die Dumme. Gleich werden sie frech, frecher, am frechsten . . . alle miteinander. Die arme Betty kann sie kaum mehr zählen. Sie zittert jedesmal vor Wut, wenn sie daran denkt. Es ist abscheulich, und außerdem kriegt sie ganz sicher ein Baby. Ihr wird schon fortwährend übel. Ein Glück, daß der brave Nobelpreisträger auftaucht und sein geliebtes Weibchen, ohne das er nicht leben kann, zurückholt. Wenn das jüngere „Oßchen" das wieder vereinte Paar sähe — das jüngere Oßchen, das in einer andern Novelle eine lichtscheue, aber angenehme Gastrolle spielt —, so würde es feixend sagen: „Friede sei mit euch!" Und Herr Borsius aus einer dritten Novelle schlüge auf den Tisch und spräche: „Ich bin nur ein armer Pastorensohn, aber das gefällt mir!"

Mit andern Worten: es ist ein bißchen vergröberter Hartleben-Stil in diesen Novellen, eine schnoddrig gefärbte Ironie. Sie sind studentenhaft erzählt, und soweit sie amüsant sind, sind sie höherer Bierulk. Man muß manchmal unwillkürlich lachen, besonders beim „Hirschbrüllen im Harz", wenn die braven Philister „mit Gemüt und Hängebacken" von der jüngeren Generation gefrozzelt werden. Aber für die Dauer bekommt man dabei doch einen faden Geschmack auf die Zunge, und man kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß Carl Bulcke sich allmählich höhere Ziele suchen möge. Schließlich muß der Mensch doch einmal über den Standpunkt des krassen Fuchsen hinauskommen. Sonst ertappt man sich bei aller oberflächlichen Flottheit und Amüsantheit der Erzählungen auf einem leichten Achselzucken und der Frage „Wozu?"

In etwas ernsterer Betonung erhebt sich diese Frage auch vor dem neuen Roman von Victor Fleischer, dem „Wirt vom Berg" (Leipzig, F. W. Grunow). Eine wandernde Schmiere kommt in einen Marktflecken des Erzgebirges, und einer der jungen Komödianten, der das Hungerleben satt hat, greift mit beiden Händen zu, als er die

Digitized by Google

Erntezeit. Photographische Aufnahme von Ferdinand Gebhardt

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

jungverwitwete Gasthauswirtin heiraten kann. Er setzt sich ins warme Nest; er bleibt zurück, als die Kollegen weiterziehen. Ein paarmal kommt noch die Unruhe über ihn nach den Brettern, nach der glänzenden Zukunft, die er sich einbildet geopfert zu haben. Er tritt in Liebhabervorstellungen auf und ist glücklich, wenn er mimen kann. Aber langsam fügt er sich ganz in seine neue Stellung, wächst in seinen Wirtsberuf hinein und wird uns vom Autor erst entrückt, als er in der Gemeinde die höchste Ehrenstelle erreicht und sein bürgerlicher Name Polifka das Theaterpseudonym Alberti siegreich verdrängt hat. Ja, und dann? Nichts, meine Herrschaften! Es genüge uns, daß ein behäbiger und wohlhabender Gastwirt nationalökonomisch und staatsbürgerlich wesentlich wertvoller ist als ein armer, hungernder Komödiant.

Zugegeben zum ersten, daß der Roman hübsch und frisch geschrieben ist. Zugegeben zum zweiten, daß die von Herrn Polifka genannt Alberti durchgemachte Entwicklung recht glaubhaft und gewandt dargestellt ist. Aber ich suche immer noch etwas, was ich nicht finde; ich suche eine Pointe; ich suche den tieferen Grund, der den tüchtigen Victor Fleischer zu dieser Stoffwahl trieb. Wenn es die bloße Freude an der Gestaltung des einen Charakters war, so muß der Charakter doch wohl in der Vorstellung reicher geschillert haben, als er nun schwarz auf weiß dasteht. Auch die Mitglieder der Schmiere haben nicht viel Eigentümliches. Da war der „Löffler" den uns Victor Fleischer früher präsentierte, doch ein anderer Kerl. Wollen wir nicht lieber warten, bis er einen gleich kräftigen Bruder bekommt?

Und nun noch einmal und zum letztenmal Paul Heyse! Selbst als die Abendschatten ihn immer tiefer umzogen, konnte er die Übung eines langen Lebens nicht lassen. „Ich bin," schrieb er mir in einem seiner letzten Briefe, „ein alter Konditor, der sich vom Geschäft zurückgezogen hat und nur zum Spaß noch manchmal in die Backstube zurückkehrt." Aber er hat es eben doch noch hin und wieder getan, und stets von neuem gab es einen allerletzten kleinen Nachschub. Kurz vor seinem Tode hat er noch eine Liebesgabe für seine Urenkel fertiggestellt: er hat „Italienische Volksmärchen" übersetzt (München, J. F. Lehmann), und er, der fast sieben Jahrzehnte früher mit Märchen begonnen, schloß nun mit diesen holden und luftigen Kindern der Phantasie den Ring eines reichen Schaffens. In der Vorrede, die aus dem März 1914 stammt, betont er extra, daß er „diese ausgegrabenen Fundstücke mit allen anhängenden Spuren ihrer Herkunft" dem jungen Leser überliefert habe, ohne die kunstlos schweifende Phantasie des Volkes literarisch zurechtzustutzen. Mit wahrer Freude liest man auch diese knappen, handlungsreichen, rasch voraneilenden und jede Reflexion verschmähenden Märchen, ergötzt sich hier an neuen Variationen uralter Motive und findet daneben anderes, was aus den besonderen Bedingungen des Landes erwuchs. Da jedoch nach des Dichters Meinung die kompetentesten Beurteiler solcher Märchen unsere Kinder sind, so habe ich sie meiner zehnjährigen Tochter anvertraut, und die junge Dame hat mich zu der Mitteilung ermächtigt, daß sie fast ebenso schön seien wie die Grimmschen Märchen. Schade, daß ich Paul Heyse dieses Urteil nicht mehr übermitteln kann. Er hätte sich darüber gefreut.

Im Anschluß daran sei noch auf eine schöne Sammlung hingewiesen, die der Verlag von Eugen Diederichs in Jena unter der Leitung von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert herausgibt: „Die Märchen der Weltliteratur." An der Spitze dieser Sammlung marschieren die Volksmärchen der Deutschen von dem braven aufklärerischen Musäus, also zu Kunstmärchen und Novellen verarbeitete Volksmärchen, die angenehm zu lesen, aber gegen die wir doch heut etwas empfindlich sind. Es folgen, ewig jung und schön, die Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen" in einer ganz neuen Anordnung, die den kühnen, wenngleich problematischen Versuch macht, die einzelnen Stücke nach ihrem mutmaßlichen Alter und ihrer Zusammengehörigkeit aneinander zu reihen. Ein weiterer, besonders interessanter Band bringt „Deutsche Märchen seit Grimm", die schönsten Funde des verflossenen Jahrhunderts. Und junge Mütter, die den unersättlichen Geschichtenhunger ihrer Sprößlinge stillen wollen, haben hier einen wundervollen Helfer. „Russische Volksmärchen" führen uns dann nach Osten, Schneewittchen wird Oletschka, Überlieferungen der Heldenzeit steigen auf, und was die großen russischen Volksdichter befruchtet hat, spricht nun zu uns „Westlern". Der letzte bisher erschienene Band vereinigt aus dem Volksmund erlauschte und von Wilhelm Wisser gesammelte „Plattdeutsche Volksmärchen". Es mag wohl die trauliche, erdkräftige Mundart machen, daß gerade sie überaus warm und köstlich anmuten. Wer Platt zu lesen versteht, der wird bei diesen für Erwachsene bestimmten und manchmal prachtvoll derben Märchen, Schwänken und Schnurren oft vor Freude auf den Tisch trommeln. Andere Schätze aus Orient und Okzident sollen nachfolgen — es wäre zu wünschen, daß diese Schätze dann nicht im Verlagsmagazin aufgestapelt blieben, sondern recht weit herumkämen und sich auf den Lippen der Mütter, der geborenen Märchenerzähler, neu formten.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Neue Holzskulpturen von Joseph Zeitler in Stuttgart — Bildnisminiaturen — Anatolische Stickereien — Die „Gelbe Ecke“ auf der Bugra — Aus der Sammlung Baron Oppenheim-Cöln — Zu unsern Bildern

Der bekannte Stuttgarter Bildhauer Joseph Zeitler, bekannt zumal als trefflicher Architektur-Plastiker, beschäftigt sich mit der Holzbildschnitzerei eigentlich nur im Nebenamt, in willkommener Abwechslung mit größeren Aufgaben. Seine Liebe aber gehört der Holzplastik, und er besitzt für sie, was nur wenigen gegeben: die charakteristische Messerführung, eine scharfe Auffassung, die stets das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden weiß, und einen guten Humor. Zeitler ist, wenn wir nicht sehr irren, der berufenste Nachfolger des unvergeßlichen, zu früh verstorbenen Taschner. —

Riese. Holzbildwerk von Joseph Zeitler

Wer hätte es gedacht, daß die Miniaturen wieder Mode werden? Zunächst freilich nur Sammlermode; überall werden die kleinen, halbvergessenen, vielfach mißachteten Kunstwerke jetzt hervorgesucht, ein großer Kreis leidenschaftlicher Sammler umwirbt sie, auf den Auktionen erzielen sie erstaunliche Preise. Fast möchte ich aber annehmen, daß die Bildnisminiatur auch wieder lebendig werden wird — daß zumal unsere schönen Frauen, die heut soviel alte Kunst- und Modeübung wieder aufleben lassen, sich gern auf Elfenbein im kleinen, zierlichen Format porträtieren lassen würden. Die Photographie hat einst der Miniatur den letzten Todesstoß gegeben. Es dreht sich aber alles auf dieser wunderlichen Erde, und zum Staunen wäre es nicht, wenn demnächst die Miniatur der Lichtbildkunst etwas Wasser abgrübe. Wer sich übrigens über die ganz eigenartige Kunst der Bildnisminiatur etwas näher unterrichten will, der sei auf den diesjährigen Band von Velhagen&Klasings Almanach hingewiesen. Bei unserer nahen Verwandtschaft zu diesem Büchlein sollen wir es nicht loben; aber daß der Almanach unter anderen guten Gaben auch einen

Bärentreiber. Holzbildwerk von Joseph Zeitler

Wahrsager. Holzbildwerk von Joseph Zeitler

Digitized by Google

meisterlich illustrierten Essay über Miniaturen enthält, darf ich gewiß verraten. —

Unter den Erscheinungen des morgenländischen Kunstfleißes sind wenige zu finden, die anmutiger wären, als die der bunten Stickereien aus Anatolien. Wenn wir uns in die lebendige Sprache ihrer Formen und Farben versenken, so steigen beglückende Empfindungen in unserem Innern empor, wie sie nur eine echte und zugleich liebenswürdige Kunst erwecken kann. Wir denken mit Rührung an die bescheidenen Frauen, deren Fleiß wir diese Früchte einer hochentwickelten Geschmackspflege verdanken, und beginnen Ahnungen für Gemüts- und Bildungswerte zu bekommen, die dem ganzen Dogma unserer modernen Kunsterziehung spotten. Keine Schulen, keine Ausstellungen, keine Kunstliteratur! Die in enge Kreise gezwängten anatolischen Frauen konnten bei ihrem ganzen Schaffen nie auf einen anderen Lohn hoffen, als den der Befriedigung im eigenen Innern und bei ihrer nächsten Umgebung. Sie sticken für den Schmuck der Kleider für sich und ihre Familie und für die Ausstattung des eigenen Heims. Schon als Kind beginnt das Mädchen mit Aussteuerarbeiten für sich und ihren Zukünftigen, und was es kann, hat es von der Mutter erlernt. Aber woher hat es

Erzherzog Karl von Österreich
Miniatur in der Art F. H. Fügers

Vornehme Nordländerin (Dänin). Miniatur in der Art F. K. Grögers (Sammlung Mühsam, Berlin)

Russische Dame. Miniatur von Jean Jacques Lagrénée (Sammlung Mühsam, Berlin)

Württembergischer Prinz. Miniatur eines französischen Meisters, Anfang 19. Jahrh. (Samml. Mühsam, Berlin)

Digitized by Google

Anatolische Stickereien: Leintuchborte aus Klasomenai.

unter der Arbeit edles Maß in Zeichnung und Farbe an, mit einem Wort, es bekam Stilwert. Stilwert auch zur Befruchtung unserer abendländischen Flächendekoration, wie wir denn seit einer Reihe von Jahren schon die durch jene ungeschulten Frauen ersonnenen Muster eine glückliche Rolle in der abendländischen Weberei, Stickerei, Tapetenfabrikation usw. spielen sehen."

Auf der Leipziger Bugra, die in diesem Sommer das Wanderziel Unzähliger sein wird, haben selbstverständlich auch unsere Hefte einen ehrenvollen Platz erhalten. Allen unsern Freunden möchten wir zeigen, wie „wir" uns dort vorstellen. Ich glaube ganz im Charakter unserer Zeitschrift, nicht aufdringlich, aber geschmackvoll und anheimelnd. Die kleine „Gelbe Ecke" in ihrer künstlerischen Ausgestaltung, modern im guten Sinne, mag auch im Bilde für sich selber — und für uns sprechen. —

Der Berliner Kunstmarkt wird im Herbst wieder sein großes Ereignis haben: im Oktober wird nämlich in Rudolph Lepkes Kunstauktionshaus die berühmte Sammlung des verstorbenen Barons Albert von Oppenheim ausgeboten werden. Freiherr von Oppen-

diese genommen? — Der Orientspezialist Karl Hopf, der unlängst eine interessante Studie über „Altpersische Teppiche" (München, Bruckmann) veröffentlichte, schreibt uns: „Auf meinen Reisen im Innern Kleinasiens forschte ich selbstverständlich ebenfalls nach Erklärungen, wurde aber nur dahin gewiesen, den Ursprung dieser besonderen Kunst in der eigenen, musterbildenden Kraft der Stickerinnen zu suchen. Als Formenschatz erwählten sich die Frauen das Reich der Pflanzen und Blumen. Was sie draußen schauten, hat sich in ihnen zu einem lyrisch empfundenen Abbild verwandelt und nahm

Schleierborte aus Aïdin.

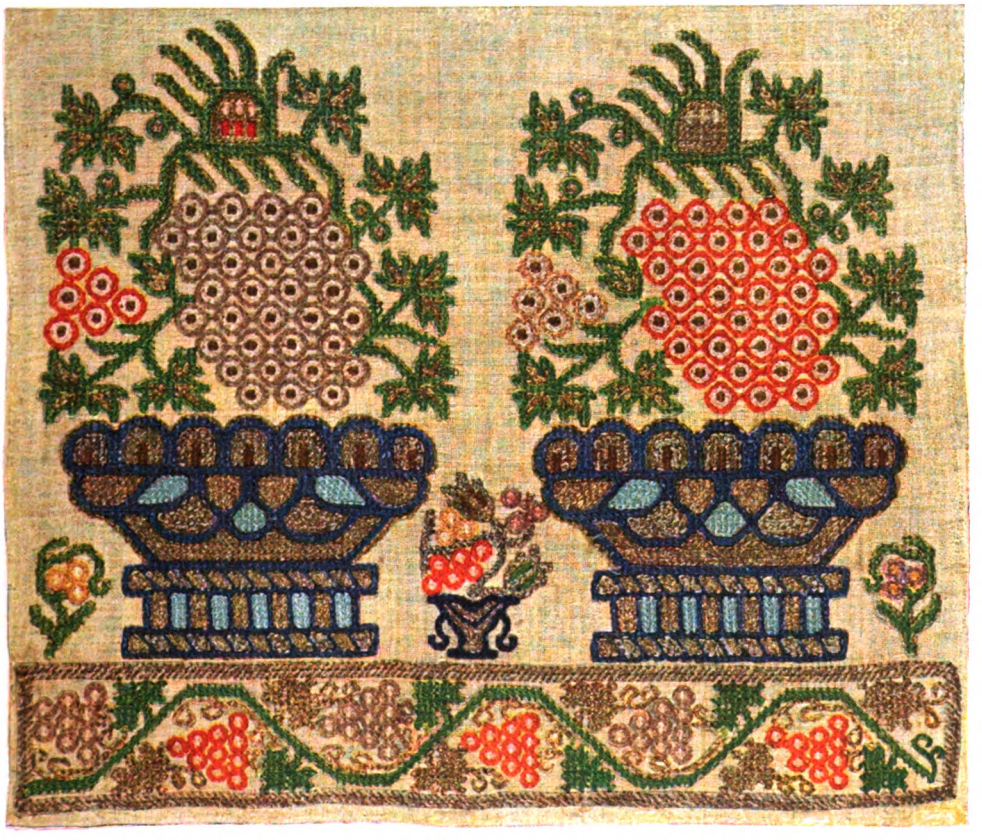
Handtuchborte aus Mytilene.

Anatolische Stickereien aus der Sammlung Karl Hopf in Stuttgart: Handtuchborte aus Bergama.

Digitized by Google

Anatoliſche Stickereien: Umwurfborte aus Karaſu.

heim hatte ſtets nur Qualitäten erworben und mit Verſtändnis und dem Glück, das jedem Kunſtfreund zu wünſchen wäre, geſammelt. Vor allem ſind die Niederländer und Flämen der Stolz dieſer vornehmen Galerie. An ihrer Spitze ſteht der heilige Eligius des ſeltenen Petrus Chriſtus, um den ſich zweifellos ein Preiskampf entſpinnen wird, auf den man geſpannt ſein darf. Wilhelm von Bode nennt dieſes Werk, das übrigens ſchon in Adolph Donaths „Pſychologie des Kunſtſammelns“ reproduziert worden iſt, eins der umfangreichſten des Jan van Eyck-Schülers und zugleich ſein anziehendſtes. Neben Petrus Chriſtus († nach 1472) haben wir bei Oppenheim eine „Madonna mit Kind“ von Gerard David, dem ſo geſchätzten Schüler Hans Memlings, zwei Quinten Maſſys († 1530), eine Madonna in einer Landſchaft und „Die Wechſler“, die an das Bild des Louvre erinnern, und dann zwei wundervolle Bildniſſe eines Ehepaares, die



Anatoliſche Stickereien aus der Sammlung Karl Hopf in Stuttgart: Borte von einer Schärpe aus Salichly.

Digitized by Google

Aus der Ausstellung des Verlages Velhagen & Klasing auf der „Bugra“ in Leipzig: Die „Gelbe Ecke“ der Monatshefte

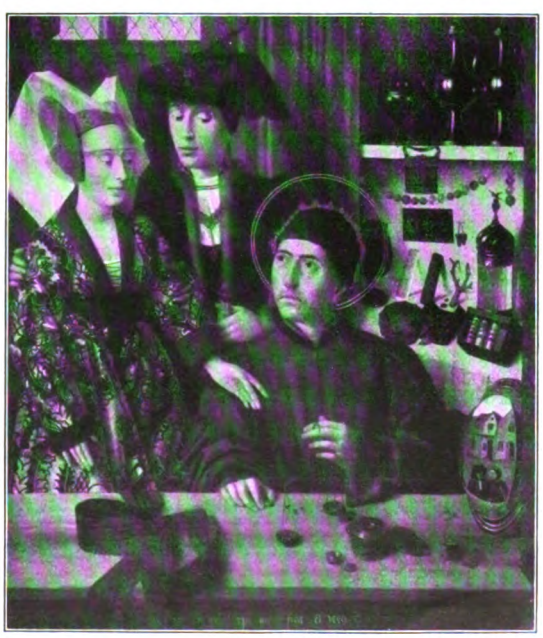
früher als Werke des jungen Hans Holbein gingen, die aber doch seinem niederländischen Zeitgenossen Ambrosius Benson zuzuschreiben sind. Unter den großen Niederländern des 17. Jahrhunderts ist Rembrandt mit dem feinen Studienkopf eines jungen Mädchens vertreten, und an diese Perle niederländischer Meisterbildniskunst schließt sich eine in ihrer Art ganz einzig dastehende Serie von Frans Hals: das Porträt einer Harlemer Dame und zwei ungemein breit gemalte Knabenporträts. Nun marschieren die gesuchten holländischen Interieurmaler in imponierender Stärke auf. Da findet sich Pie-

Digitized by Google

Bildnis des Cornelius de Scheppere und Frau. Von Ambrosius Benson. (Aus der Sammlung v. Oppenheim, Cöln, die im Oktober d. J. im Kunstauktionshaus Rud. Lepke, Berlin, zur Versteigerung kommen wird.)

Frans Hals: Lachendes Kind
(Sammlung v. Oppenheim, Cöln)

ter de Hooch mit einer „Mutter mit Kindern", die zu den Frühwerken des Meisters zählt; da ist ein Gerard Terborch, der schon als „Le galant endormi" der Sammlung des Herzogs de Choiseul (1777) angehörte. Aber dann kommen noch die großen Landschafter Hollands, die Ruisdael, Hobbema, Aert van der Neer u. a. Von Hobbema, der heute auf dem Markt mit Gold aufgewogen wird, sieht man sogar zwei ganz bedeutende Stücke, eine „Wassermühle" und ein „Dorf unter Bäumen", von Jakob van Ruisdael eine „Buchenallee", von Aert van der Neer ein großes Winterbild und ein Interieur „Die Schmiede", wie es dieser Maler sonst eigentlich niemals gemalt hat. Nun folgen ein hervorragender Paulus Potter „Die Schweineherde im Sturm", ein Albert Cuijp „Landschaft mit Kühen", ein Jan van Kessel „Harlemer Bleiche" u. a. Schließlich verdient noch die Reihe der Oppenheimschen Flämen besondere Erwähnung. Hier ist nämlich Rubens mit einer Landschaft und zwei Studien vertreten, unter denen sich eine der Skizzen zu den Deckenbildern in Whitehall (Sieg der Eintracht über die Zwietracht) befindet. Und Rubens' Meisterschüler van Dyck begegnet uns in dieser Cölnischen



Petrus Christus: Aus der Legende des heiligen Eligius

Digitized by Google

Sammlung mit einer Studie zu dem Porträt des Malers Ryckaert.

Unser Heft steht unter dem Zeichen der Farbe, stärker als je. Farbig ist die Illustration unserer Artikel, zum größten Teil farbige Faksimiles sind unsere Einschaltbilder. Mit dem schönen Titelbild Meister Stucks hebt es wirkungsvoll an; Prof. Friedrich Kallmorgen folgt (zw. S. 8 u. S. 9) mit einem glänzenden Blatt, einer Kirchweih in einem badischen Dorfe; von Prof. Julius Bergmann in Karlsruhe reproduzieren wir die ganz eigenartige, stimmungsreiche Landschaft „Im Weidengrund" (nach S. 16); unser alter treuer Gönner Prof. Ed. Grützner vertraute uns seinen famosen leuchtenden „Riesenmohn" zur farbigen Vervielfältigung an (nach S. 24). Es folgen dann die ernsten Blätter zu dem großen Aufsatz über Hodler und seine Kunst — ich denke, daß dieser Essay in Bild und Text für den hochstrebenden Schweizer das rechte Verständnis wecken muß; wer ihn nicht lieben kann, soll ihn doch achten lernen! — Ein originelles Gemälde von Hans R. Lichtenberger, dem jungen Münchner Künstler, einem Mitglied der „neuen" Sezession an der Isar, „Hotelrestaurant", wird sicher interessieren (zw. S. 88 u. S. 89): ich möchte hier wieder einmal einschalten, daß man Bilder wie dieses aus einigem Abstand vom Auge betrachten soll, um sie recht würdigen zu können. — Prof. Hans Herrmann, auch einer der alten Freunde unserer Hefte, ist mit einem feinen Gemälde „Herbstsonne" vertreten (zw. S. 120 u. S. 121); Reinhold Max Eichler (von der leider zerfallenen Münchner „Scholle") mit einem köstlichen Bilde von seltsamer Tiefe der Empfindung „Seerosen" (nach S. 128). Von Prof. Max Klinger durften wir die neueste Plastik (zw. S. 132 u. S. 133) wiedergeben, ein Marmorwerk, das all die charakteristischen Eigenschaften des gedankenschweren Leipziger Meisters zeigt. — Den Schluß der langen Reihe bildet eine ausgezeichnete künstlerische Photographie „Erntezeit" von Ferdinand Gebhardt (nach S. 152); auf Leistungen wie diese kann die Lichtbildkunst unserer Tage in der Tat stolz sein.

H. v. Sp.

Hobbema: Die Wassermühle (Sammlung v. Oppenheim)

Gerard David: Die heilige Jungfrau mit dem Kinde

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Der Brief

Gemälde von Prof. Richard Winternitz

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 — Heft 2. Oktober 1914

Die Macht in der Geschichte. Von Prof. Dr. Max Lenz

Antrittsvorlesung in Hamburg, 22. Mai 1914. Einleitung und Schluß sind weggelassen, der zweite Teil ist weiter ausgeführt.

Hamburg, den 2. August, am ersten Tage unserer Mobilmachung gegen die Moskowiter und ihre Bundesgenossen. — Als ich diesen Vortrag niederschrieb, konnte niemand ahnen, daß das Thema, das ich darin beweisen wollte: von der Notwendigkeit des Kampfes um die Macht und seiner Heiligkeit, sich für uns sobald durch die Tat bewähren würde. So sei denn unsere Losung: Beten und kämpfen, und unser Feldgeschrei das alte, unter dem die Väter stritten, starben und siegten: Gott mit uns!

Es mag wenige Begriffe geben, die dem Zeitbewußtsein näher stehen und vertrauter sind als derjenige, zu dessen Beleuchtung und Zergliederung ich den Leser einlade; und man könnte fast vergessen, wie jung die Herrschaft ist, die er heute auf alle Schichten unseres Volkes ausübt. Vor hundert Jahren ist der Wille zur Macht bei uns erwacht, um sogleich die stärkste Kraft in der Erziehung unseres Volkes zur Nation zu werden. Aber noch das Geschlecht, das den Kampf um das Reich durchgefochten hat, ließ diesen Gedanken nur zu oft hinter anderen Strebungen, Forderungen der Partei, zurücktreten; und erst der Schöpfer des neuen Deutschlands hat ihn der Nation so tief in die Seele gesenkt, daß er heute bereits alle anderen Regungen der Volksseele zu überwuchern droht.

Nirgends vielleicht treten uns Kraft und Wirkung der politischen Macht sinnenfälliger, greifbarer vor Augen als an der größten Ausfallpforte der deutschen Wirtschaft: an den Ufern des Stromes, dessen breiter Rücken die Reichtümer aller Erdteile zu uns trägt, um alle Adern des heimischen Wirtschaftskörpers mit reichstem Leben zu füllen. Mit einem Blicke umspannt unser Auge an Hamburgs Hafen ein Rundgemälde deutscher Arbeit und deutscher Größe: wenden wir uns dann aber zurück zu der Kuppe des Stadtwalls, auf der das hochragende Denkmal steht, das Hamburgs Bürgerschaft dem Baumeister des Reiches errichtet hat — wie eine Göttergestalt aus Germaniens Urzeit, ein Riese aus Walhall, die Fäuste beide um den Griff des Schwertes gelegt, finster, drohend, unnahbar steht er da —, so wird es uns unmittelbar bewußt, wie eng das laute Treiben dort unten und dies stumme Steinbild zusammengehören und daß nur die Macht, die Bismarck schuf, diesem noch immer sich steigernden Leben Schutz und Wachstum verspricht.

Keinen Augenblick aber dürfen wir rasten, jeder Nerv muß gespannt bleiben. Denn rings um unsere Grenzen brandet die gleiche Flut unabläßigen Strebens und Schaffens. Alles, was unter der Sonne lebt und liebt, streitet und stirbt, bietet den gleichen Anblick, und sich selbst zu erhalten bleibt das oberste Gesetz. Dies aber duldet keinen Stillstand; es gilt nur wachsen oder weichen.

Als wir unser Reich gewannen, schien es dennoch fast, als ob wir eine Ausnahme machen und zum erstenmal in der Geschichte Macht und Frieden miteinander verbinden würden. Bismarck selbst verkündete es als sein Programm, und er erfand das Wort von der Saturierung der Nation, das wohlbedachte Leitwort einer Politik, die alles daran setzte, die Besiegten auseinanderzuhalten und die kaum geschichteten Quadern tiefer in den aufgewühlten Boden hineinzubringen. Unsere Vorfahren hatten nicht so gedacht: weder diejenigen, die das römische

 Nachdruck verboten. Copyright 1914 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

Weltreich in Trümmer schlugen, noch die, die in späteren Jahrhunderten den slawischen Osten der deutschen Kultur untertan machten. Nicht viel mehr als hundert Jahre sind vergangen, seitdem der letzte deutsche Vorstoß gegen den Osten erfolgte: damals, als die norddeutsche Großmacht ihre Marken bis in die Steppen Wolhyniens vorschob. Wie weit sind wir heute von solchem Ehrgeiz entfernt! Das stärkste Volk der Erde ist das friedfertigste geworden, und es scheut kein Opfer, um den Krieg zu vermeiden. Setzen wir aber einmal den Fall, daß die Feinde Habsburgs, die nicht nur jenseits der österreichischen Grenzen sitzen, diesen Staat zerreißen wollten (mehr als einmal hat sich bereits dunkelstes Gewölk über ihm zusammengeballt), würden wir dann sie bei ihrer Beute lassen und zwölf Millionen unserer Brüder, das früheste Kolonialgebiet unseres Volkes, den Eckstein des alten Reiches, das Land Walters von der Vogelweide und des Nibelungensängers, ihnen preisgeben dürfen? Und was würde geschehen, wenn unsere Nachbarn jenseits der Vogesen und des Kanals sich untereinander über Holland und Belgien verständigten samt ihren Kolonien? Oder wenn Rußland über Dalekarlien hinweg sich des Dominium maris baltici bemächtigen wollte, das es schon einmal, unter Peter dem Großen (als eine russische Flotte im Hafen von Kiel lag) besessen hat? In jedem Falle wären für uns die Würfel geworfen! Wir müßten mobil machen, und wenn halb Europa gegen uns verbunden wäre. Und so erscheint dem Historiker der Friede, dessen wir genießen, nur als eine Stufe der Weltentwicklung und sind auch wir den gleichen Gesetzen unterworfen wie jede andere Macht. Alles hängt ab von der allgemeinen Politik, von der Stellung und dem Platz, den jede Macht in ihr einnimmt. Es ist wie in der Welt der Gestirne. Die großen Massen beherrschen die Stunde; das Schwergewicht entscheidet; nur als Trabanten der großen Sterne können die kleinen ihre Bahnen ziehen; sie mögen sich behaupten und sogar an Macht gewinnen (auch die großen sind einst klein gewesen), aber sie vermögen es nur durch die Eifersucht der Mächte. Das ist das Gesetz vom politischen Gleichgewicht: keine erkünstelte Theorie, kein Gedankengespinst der Diplomaten oder der Staatsphilosophen in der Zeit der Kabinettskriege, sondern echteste Wirklichkeit, greifbare Tatsache, ein Lehrsatz, der durch die Geschichte aller Jahrhunderte bestätigt wird. Nur daß es in früheren Zeiten mehrere Gruppen gab, zwischen denen leere Räume bestanden. Heute sind diese ausgefüllt, und schon ist das Erdenrund wie mit einem Netz von einer einzigen Konstellation umhüllt; vom Westen und Osten her sind zwei neue Großmächte hinzugetreten, neue Machtgruppen haben sich gebildet, neue, einer früheren Zeit ungeahnte Kombinationen tauchen bereits am Horizont auf, und auch für uns könnten die Zeiten des Friedens bald zu Ende sein und neue Proben auf unsere Kraft uns bevorstehen.

So will es das allmächtige Schicksal. Es ist nicht das blinde Fatum oder der Donnerer in den Wolken, an den die Alten glaubten, der nach Laune und Willkür oder nach einem Maßstab von Gerechtigkeit, über den nur er entscheidet, die Geschicke der Völker lenkt, dem einen gibt, was er dem andern nimmt, Segen und Verderben, wie es ihm gefällt, über die Erde hinstreut: sondern es ist die an den Boden gefesselte, aus ihm emporsteigende Notwendigkeit, ein von dem Weltzusammenhange untrennbarer Prozeß, es ist die „Natur der Dinge". So nannte es der größte Welterschütterer der neueren Jahrhunderte, der stärkste seit Alexander: Napoleon; so meinte er es mit seinem Ausspruch, daß die Politik das Schicksal sei, und wenn er sich selbst als den größten Sklaven auf Erden, als das Geschöpf der Umstände, als den Vollstrecker der Gebote des Schicksals bezeichnete.

Dies ist der Grund, der uns zwingt, die auswärtige Politik in den Mittelpunkt aller Geschichte zu stellen; sowie der Staat wiederum der Mittelpunkt und der Gipfel jeder geschichtlichen Betrachtung sein wird — mag es sich nun um Recht oder Wirtschaft handeln, um Religion oder Philosophie, um irgendwelche Erscheinungen der Literatur oder um das, was man unter Kulturgeschichte und Länderkunde zusammenfassen möchte. Immer sind es die großen Haupt- und Staatsereignisse, ist es die Welt des Staates, sind es seine Lebensbedingungen und alle seine Mittel und Verrichtungen, auf welche die Entwicklung aus jeder Sphäre des Daseins hindrängt, und durch die wiederum alle Äußerungen des allgemeinen wie des persönlichen Lebens bestimmt werden.

So das Schauspiel, das wir vor Augen haben, der Ablauf der Begebenheiten, eine durch die Jahrhunderte hin fortrollende Kette, eine Reihenfolge von Bildern, so reich an Szenenwechsel, an tragischen Konflikten, Peripetien und Katastrophen, wie keines Dichters Phantasie sie je ersinnen könnte. Jedoch über das, was innerlich dabei vorgeht, was das eigentlich Treibende darin ist, der Wille, der Genius in der Geschichte, über all das ist damit noch nichts ausgesagt.

Versuchen wir die Antwort zu finden. Wenn, wie wir bemerkten, der wirtschaftliche Aufschwung unserer Nation mit der Gründung unseres Reiches aufs engste verknüpft ist und als Folge davon verstanden werden darf, so könnten wir fragen, ob hierin vielleicht schon das Ziel begriffen, hier die treibende Kraft zu suchen sei, ob also die Nation die Stellung in der Welt, die sie gewann, behaupten wird, wenn sie nur diesem Zwecke lebt, rückhaltlos und rücksichtslos alles vor sich niederwerfend, was ihr dabei störend in den Weg treten wollte. Dann wäre der Historiker bald am Ziel. Ihm würde nur obliegen, das Maß dieser wirt-

Digitized by Google

schaftlichen Kraft zu bestimmen, ihre Zusammensetzung, ihre Tiefe, ihre Ausbreitung und die Mittel, die sie begründen und fördern, zu erkunden. Ausgeschlossen aber wäre aus der Kette der wirkenden Kräfte die ganze Welt der sittlichen Zwecke. Und was für uns gilt, muß auch für die andern gelten: die Geschichte der Jahrtausende müßte nach solchen Maßstäben erforscht und geschrieben werden. Ob es sich um China handelt oder Japan, um Indien oder Tibet, um die Negerstaaten oder die Insulaner der Südsee, um Griechen oder Römer, um Völker von höchster Kultur oder von tiefster Barbarei, immer würden in dem Auf und Ab wirtschaftlicher Krisen die historischen Wendezeiten, in dem Kampf um die gemeinen Bedürfnisse des Lebens die alles persönliche und öffentliche Leben gestaltenden Kräfte zu suchen sein. Unsere Väter freilich, deren Großtaten die Nation vor einem Jahre feierte, möchten mit dieser Erklärung wenig zufrieden gewesen sein. Und auch wir Alten, die in den Laufgräben vor Metz und Paris gelegen oder bei Loigny und Orleans gefochten haben, werden es bestreiten, daß wir unser Leben für solche Güter in die Schanze schlugen. Das müßte dann eben auf Selbsttäuschung beruhen.

Nehmen wir es aber auf einen Augenblick an und setzen noch weiter voraus, daß diese Einsicht bereits die allgemeine geworden sei, und also nicht bloß die Regierenden, die Besitzenden, die Klugen, die Gewalthaber, sondern gerade die Armen, die Masse der Enterbten, wie man sagt, sie besäßen; daß alle Überlieferungen von Recht und Moral, von Glaube und Sitte bereits ausgelöscht, alle Bande, die uns heute noch mit den Vätern und ihren Vorstellungen verknüpfen, zerrissen, die alten Ordnungen in Staat und Kirche, in Haus und Gemeinde bereits aufgelöst und beseitigt wären — was würde die Folge sein? Wir tun ja damit nichts anderes, als was Philosophen und Historiker, zumal Wirtschaftshistoriker, und mehr noch die Staatstheoretiker und Parteiführer, welche ihre Programme philosophisch oder historisch zu unterbauen suchten, uns vorgemacht haben; wobei nur leider zu sagen ist, daß die wenigsten unter ihnen jenen Gedanken zu Ende gedacht haben. Es ist aber offenbar, daß, wenn man unter solcher Voraussetzung zu einer Lebensordnung, die vielleicht Eintracht und Haltbarkeit verbürgen möchte, gelangen wollte, dies nur durch die absolut gleiche Verteilung der irdischen Güter und den gleichen Anteil an ihrer Erzeugung geschehen könnte: nicht aus dem Grundsatz der Gerechtigkeit, denn das Moralische bliebe ausgeschlossen, sondern des gleichen Begehrens: weil, wenn dies unbefriedigt bliebe, Kampf, Zersetzung und Anarchie die unausbleibliche Folge sein müßten. Es würde ein Zustand werden völliger Ausgeglichenheit, der Unterwerfung jedes Willens unter den einen Zweck, zur Nahrung zu kommen, der Austilgung jedes freien Gedankens, jeder Eigenart, auch jeder Leidenschaft und jedes persönlichen Lebensgefühls; eine ungeheure Langeweile würde sich über die Erde ausbreiten; die Welt würde weder Idole besitzen noch Ideale.

Wir fragen nicht danach, ob solche Gedankenbilder jemals Zukunft haben werden; denn deren Schleier zu heben ist nicht unseres Amtes. Auch das soll uns hier nicht kümmern, ob den Idealen, an denen die Menschheit hängt (wandelbar wie sie sind), objektive Werte zugrunde liegen, Ideen, welche über die Beschränktheit unseres Daseins hinausreichen und unser Leben mit einer unbekannten Welt verknüpfen — oder ob gar in der Geschichte eine höhere Leitung, ein Aufstieg zu immer reineren und freieren Formen des Geistes wahrzunehmen ist; denn auch damit würden wir die Grenzen verletzen, die uns gesetzt sind. Im Endlichen wollen wir nach allen Seiten schreiten, aber den Blick nicht auf Felder lenken, deren Bestellung dem Theologen oder dem Philosophen obliegt. Nur das Prinzip, nicht das Objekt ist uns mit diesen gemeinsam, das Werdende, Begreifbare, Bedingte zu erkennen allein unsere Aufgabe.

Aber wäre selbst die Welt der Ideen, wie erhaben sie gedacht werden möchten, nur Vorstellungsformen, Traumbilder, die mit den Geschlechtern der Menschen kommen und gehen — auch dann noch würden sie niemals aus der Geschichte hinweggenommen werden können. Wo eine Lebensordnung besteht, sind sie da. Ohne sie ist alles zerfließendes Wasser. Sie allein zeigen die Richtung, geben die Gesetze, bilden und entwickeln die Organe; sie sind das Treibende, Wirkende, Leben Schaffende.

⁂ ⁂ ⁂

Unter ihnen als stärkste die Welt der Religion. Diese hat, gleich groß im Schaffen und Vernichten, das Antlitz der Nationen umgewandelt und neue Völker aus dem ewig kreißenden Schoße der Geschichte hervorgehen lassen; Verfassung und Wirtschaft, Recht, Kunst und Literatur und alle Gebiete des geistigen Lebens hat sie in Formen gegossen, die ihrem Wesen entsprachen. Was bedeuteten die Araber, bevor Muhammed unter ihnen erschien? Rings um ihre Grenzen war der Strom der Kultur geflutet — sie aber waren draußen geblieben, in ihre Stämme geteilt, um ihre Brunnen gelagert, geschichtslos dahinlebend, gleichsam ein Stück ihrer Wüste, Ismaels Söhne, des Verstoßenen. Bis der Prophet sie den kurzen großen Sätzen seines Glaubens, den wenigen Zeremonien seines Kultus unterwarf. So schmiedete er Arabiens Stämme zusammen und wies ihnen den Weg zur Macht. Wie loderndes Feuer wogten sie über die benachbarten Provinzen, Länder uralter Kultur, die aber Außenglieder der hellenisch-römischen Welt geworden waren, dahin. Unter ihrem Schwert erhob sich der Genius

Digitized by Google

Asiens von neuem und erwachten die barbarischen Völker Nordafrikas bis hin zu den Säulen des Herkules. Bis hart an das Zentrum des byzantinischen Reiches drangen diese Asiaten vor. Sie unterwarfen Hispanien, das schon einmal einer aus Asien stammenden Macht zur Beute gefallen war, und erst das Schwert der Franken setzte ihnen im Westen die Grenze.

Jedoch wird man die Kraft des Islams, der nur Barbaren sich zu verschmelzen vermag, nicht vergleichen wollen mit der Kraft der christlichen Kirche. Auch sie ein Kind des Ostens, auf den Grenzgebieten der römisch-griechischen und der asiatischen Kultur entstanden, todfeindlich auch sie dem Reiche, das diese zusammenschloß, und voll Begier, sie zu vernichten. Wie ein Schlinggewächs, dem rasch treibenden Senfkorn vergleichbar — es ist ihr eigenes Bild — legte sie sich um den Stamm des Imperiums, gerade zu der Zeit, wo dieses in seiner Vollkraft, auf der Höhe seiner Entwicklung stand und alle Mittelmeer-Kulturen unter seinem mächtigen Schatten vereinigt hatte. Niemals hat es einen toleranteren Staat gegeben als das römische Kaiserreich, das allen Religionen Schutz bot und nichts forderte als die Anerkennung seiner Majestät in der Form des dem Genius des Kaisers dargebrachten Opfers — und keine intolerantere Lebensgemeinschaft als die Gemeinde der Christen, der „Heiligen", der „Kinder Gottes". Ein Fremdkörper, völlig abgeschlossen in ihrem Glauben, ihrer Sitte, soweit es anging, auch in ihrem Recht, richteten sie dennoch ihre Gedanken ganz auf die Unterwerfung des Weltreiches, dessen Schutz sie genossen, und auf die Vernichtung alles dessen, was ihrem Wesen darin feindlich war. Aus der Tiefe strebten sie auf. Aber sogleich suchten sie an die Hohen, die Einflußreichen heranzukommen; an alle Organe des Staates klammerten sie sich an; in allen seinen Provinzen nisteten sie sich ein; stets darauf bedacht, ihre Einheit zu behaupten, bildeten sie dennoch ihre Amtsbezirke nach denen des Staates: seine Hauptstädte machten sie zu ihren eigenen Metropolen; während das Reich zerfiel, bauten sie die alte Hauptstadt zum Mittelpunkt ihrer Kirche aus. Vergebens suchte der Staat, ein ermattender Kämpfer, die Übermächtigen von sich abzuschütteln: die Verfolgungen, die Grausamkeiten, zu denen er sich fortreißen ließ, waren selbst schon Zeichen seiner Schwäche. Als Kaiser Konstantin die Kirche in den Frieden des Reiches aufnahm, mochte sie vielleicht ein Zehntel seiner Untertanen umfassen: ein Jahrhundert danach, und das Heidentum war vernichtet oder in die Winkel entlegener Provinzen verbannt. Welche Mittel die Kirche dabei anwandte, lehrt uns ein Publizist jener Tage, der Sizilianer Firmicus Maternus, in einer Schrift, die den Söhnen Konstantins gewidmet war. „Nehmt dreist hinweg," so redet er sie an, „den Tempelschmuck; in die Schmelze und in die Münze mit jenen Göttern! Alle Weihgeschenke verwendet zu eurem Nutzen und zum Nutzen des Herrn." Schon war alle Lebenskraft aus dem Körper des Reiches gewichen. Als die leere Hülse dahinsank, stand die Kirche, kaum erschüttert, aufrecht — mitten in der barbarischen Flut. Nun aber entfaltete sich erst recht ihre Kraft. Sie war es, die hier das Römertum, dort die Griechen in ihrer harten Schale zusammenschloß; so rettete sie das Erbe der antiken Kultur, freilich in dem Gepräge ihres Geistes: wie in einer Arche trug sie es durch die Fluten der Völkerwanderung hindurch. Sie unterwarf sich die Barbaren, die das Reich zerstörten, und breitete ihre Herrschaft bis in Lande aus, welche nie das Auge eines römischen Soldaten erblickt hatte. Sie erst hat die romanisch-germanischen Völker zur Existenz erhoben, sie in die Geschichte eingeführt, zu ihrer Größe emporgebracht, unendliche Saaten neuer Bildung ausgestreut und den weltgeschichtlichen Horizont über beide Hemisphären verbreitet. Und diese Gemeinschaft, so herrschgewaltig und herrschbegierig — auf die Verneinung alles dessen, was Erdenglück und Erdenschönheit ist, war sie gegründet: Entsagung ist ihr höchstes Ideal geblieben, und der sicherste Weg, zum Heil zu gelangen, die Askese. —

Es kam die Zeit, wo auch sie ihre Katastrophe erlebte, wo die Idee, für die sie stritt, neue Formen gewann, eine Wiedergeburt, wie ihre Bekenner glaubten, zu ihrer ursprünglichen Reinheit; und alsbald sehen wir, wie auch diese, vielleicht in noch höherem Grade als die Kirche des Mittelalters, staatsbildende Kraft bewähren: von ihrem Geiste genährt, sind die germanischen Nationen die stärksten der Erde geworden.

Sind also die *Ideen* in Wahrheit die machtbildenden Faktoren, so muß der Ursprung aller Macht auf die Männer zurückgehen, in denen sie erwachten; und stellen die *Religionen* das stärkste Element dar im Aufbau der Geschichte, so sind im letzten Grunde ihre Stifter die Bildner der politischen Welt. Nicht die Staatsmänner, die Gesetzgeber, die Gründer und die Inhaber der Gewalt sind die Herren der Erde: sondern die Träumer, die Propheten, die von ihrer Zeit Verkannten, Verachteten und Verfolgten. Jene sind Geschöpfe der Umstände, Sklaven der Politik, diese dagegen, und mögen sie ihren Glauben in Kerker und Banden bekannt, Marter und Tod für ihn erlitten haben, die wahrhaft Starken, die Mächtigen, die Freien.

Freilich, wenige unter den Propheten haben den Sieg geschaut, den sie in heißem Gebet ersehnten und in leidenschaftlicher Predigt verkündigten. Wundervoll hat die Sage dies symbolisiert in der Erzählung von Moses, der sein Volk aus Ägypterland durch die Wüste führte: aber das gelobte Land ließ der Herr ihn nur von ferne schauen. Und nicht das schlimmste Los fiel denen zu,

Digitized by Google

die für ihre Lehre starben; denn um so glorreicher strahlt ihr Name in der Nachwelt: Geschichte und Legende haben ihr Leben verklärt. Weit schmerzlicher doch und niederdrückender ist eine andere Tragik: die Verkümmerung des Ideals selbst erleben zu müssen; niemand hat darunter schwerer gelitten als der deutsche Reformator.

Das aber ist das Los jeder Religion. Nur in der Persönlichkeit ihres Stifters erscheint sie in ihrer ursprünglichen Gestalt. Sobald sie in die Welt eintritt, die Gesellschaft nach ihrem Bilde formen will, beginnt der Kampf, und damit ihre Abwandlung, ihre Verweltlichung. Denn nicht bloß die Lebensordnungen, die sie verdrängen will und die sich unter ihrem Stoß auf sich selbst besinnen, ihre ursprüngliche Tendenz um so stärker ausprägen, setzen sich ihr sofort entgegen, sondern bald auch Parteien, welche sich gerade auf den von ihr verkündigten Grundsatz berufen und ihn nur viel schärfer zu vertreten vorgeben. Für das Alte streiten die Anhänglichkeit oder auch nur die Trägheit der Masse und eine Fülle politischer Rücksichten und materieller Interessen — aber auch die radikalen Meinungen sind immer solche, welche die Massen aufsuchen und hinter sich herziehen. Zwischen diesen von rechts und links andrängenden Gewalten muß das neue Bekenntnis seinen Weg suchen. Wie wäre es anders möglich, als daß es selbst Partei werden und, um sich nur zu erhalten und vorwärtszukommen, hier und dort Anlehnung suchen, Kompromisse nach rechts oder links schließen, Spaltungen im eigenen Schoß zu überbrücken suchen wird! In Ideen, Gebräuchen, Einrichtungen wird es sich den feindlichen Lebensformen annähern, wie universell es sich geben und wie sehr es im ungeschmälerten Besitz der Lehre und des Geistes seines Stifters zu sein sich rühmen mag.

Parteienbildung aber heißt Gliederung der Masse. Es sind Organisationen für den Kampf, und sie fordern daher für sich Einheit und Festigkeit, Befehl und Gehorsam, Taktik und Strategie, Losung und Feldgeschrei. Nur so können Stoß und Gegenstoß geführt und ertragen, nur so kann die Hoffnung auf Sieg gewährleistet werden. Damit ist gegeben, daß der alles belebende Geist sich in dem Schoß einer Minderheit konzentriert; hier wird der Sitz der Macht sein, die Stätte, wo das Feuer am heißesten brennt — und wo die Klugheit wohnt, die es zugleich nährt und leitet. Das hat noch für jede Zusammenfassung der Gesellschaft gegolten, mag sie noch so breitunterbaut und weitgestellt gewesen sein; jüngst noch ist das gleiche für unsere Sozialdemokratie nachgewiesen worden. Die Staaten und die Kirchen selbst sind, man darf es so nennen, konstituierte Minoritäten.

Dennoch wird die vorwaltende Schicht nichts erreichen können ohne ein Gemeingefühl, das sie mit den untern Schichten verbindet: eine Lebensluft, welche, ob hoch ob niedrig, jedermann atmet, der zu dem gleichen Kreise gehört. Heute sichert die Demokratisierung des öffentlichen Lebens den Massen freieste Bewegung, sie gewährt ihnen Anteil und Einfluß von der Peripherie her bis in das Zentrum des Staates; aber auch die alten Zeiten besaßen Organe, durch welche die Massen zu Worte kamen, und man darf wohl zweifeln, wann der Druck von unten stärker gewesen ist: ob in dem Jahrhundert der Bartholomäusnacht und des deutschen Bauernkrieges oder unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts.

⁂ ⁂ ⁂

Wenden wir das Gesagte auf das Verhältnis der Weltreligionen zueinander an, so erscheint die Lage für das katholische Bekenntnis, mögen immerhin die ihm anhängenden Nationen augenblicklich im Nachteil sein, keineswegs ungünstig. In Österreichs Politik wird — man denke nur an die Nötigung, die katholischen Serben von den der griechischen Kirche ergebenen Stammesgenossen fernzuhalten — das römisch-katholische Element immer wirksam bleiben, mag auch im übrigen eine gewisse Zurückhaltung gegenüber den Nationalitäten geboten sein, die sich zu dem Glauben des russischen Zaren bekennen. Wie feindselig Frankreichs Leiter sich zu der Kirche im eigenen Lande stellen mögen, mit der Kurie haben sie es doch nicht bis zu einem offenen Zwist getrieben, an dem freilich auch diese kein Interesse hat. Ähnlich rechnet man im Quirinal: die Rivalität mit den Mittelmeermächten, zumal in der Levante, schreibt diese Linie vor. Und wie könnte die italienische Regierung eine Kirche bedrängen wollen, an der die Masse des eigenen Volkes mit naiver Hingebung hängt und deren weltumspannendes Regiment von den Söhnen des Landes geführt wird! England, das die Millionen seiner muhammedanischen und buddhistischen Untertanen mit aller Schonung behandeln muß, stand von jeher der katholischen Kirche freier gegenüber: auf den Gegensatz gegen Rom gründete sich seine nationale Existenz; seine Politik ist Jahrhunderte hindurch darauf aufgebaut gewesen. Seit der französischen Revolution aber hat sich seine Stellung zur katholischen Kirche verschoben, und es ist gar nicht zu erwarten, daß sich etwa von Ulster her der Kampf Altenglands mit dem Papsttum erneuern könnte. Selbst Rußland hat, sobald und soweit es panslawistische Politik treiben will, Ursache, ein Bekenntnis zu schonen, das für Millionen von Slawen die Grundlage des Daseins geworden ist. Gänzliche Neutralität gegenüber jedem Bekenntnis fordert zunächst noch die Verfassung der großen transatlantischen Republik; und nirgends hat die römische Kirche so ungehindert sich entfalten können als in ihren Bereichen; aber mögen auch die Italiener, die Iren und die katholischen Slawen, die heute die Masse der Einwanderer bilden, im übrigen sich

Digitized by Google

einem Staatsgebilde einfügen, dessen nationalbildende Kraft nur im römischen Kaiserreiche ihresgleichen hatte — niemals werden sie sich der protestantischen Religion anschließen, sie müßten sich denn in ihrem Innersten verwandeln. Je weiter aber die Nordamerikaner im Süden vordringen, um so stärker wird der Widerstand seitens der romanisch-katholischen Kulturkreise werden, denen die Mitte und die ganze Südhälfte des amerikanischen Erdteils zugefallen sind. Nur das Band des Staates, nicht das der Kirche, haben diese Staaten zerschnitten, als sie im vorigen Jahrhundert die Herrschaft der beiden Pyrenäenreiche abschüttelten; und wie weit sie immer ihre Tore den germanischen Nationen, ihrer Wirtschaft und ihrem Geiste öffnen werden — daß sie sich von einer Macht, mit der ihr Volkstum seit mehr denn einem Jahrtausend verbunden gewesen ist, ja durch die sie geschaffen und entwickelt wurde, je loslösen könnten, ist wiederum nicht zu glauben; die Teilnahme, welche noch jüngst die Kurie für den Interventionsversuch der südamerikanischen Republiken in den mexikanischen Wirren an den Tag legte, deutete an, auf welche Reserven Rom auf der anderen Hemisphäre noch hoffen darf.

Noch weniger hat die katholische Kirche — wir brauchen nicht davon zu sprechen, denn wir erfahren es jeden Tag an uns selbst — von der inneren Politik zu befürchten. Neutralität ist das Höchste, bis wohin die Regierungen, nicht bloß katholischer Staaten, ihr gegenüber gehen können; und daß auch diese ihre Gefahren hat, erlebt heute die französische Republik bei der Wiederholung des Versuchs, der ihrer ersten Vorgängerin mißglückte: die beiden Machtsphären zu trennen und die Kirche ihren eigenen Kräften zu überlassen.

Als mit der großen französischen Revolution ein neues Weltalter anzubrechen schien, glaubte man in den politischen Freiheiten den Boden gefunden zu haben, auf dem auch die Religionsgemeinschaften fortan in Frieden und Freundschaft nebeneinander leben könnten; „die freie Kirche im freien Staat" ward für Jahrzehnte das Schlagwort der Parteien. Heute ist, wenigstens im Lager des Liberalismus, der Glaube hieran schwer erschüttert, und es hat sich in der Tat genug ereignet, um jene Lehre ins Wanken zu bringen. Ihre Wurzeln reichen bis in die Zeit zurück, als Macht und Bildung noch das Vorrecht einer engbegrenzten Schicht der Gesellschaft waren; nur in ihr waren jene die alten strengen Ordnungen in Kirche und Staat auflösenden Gedanken zur Entwicklung gekommen, und es war ein Stück ihrer Selbstzersetzung, wenn sie Ideen ausbildeten und verbreiteten, die im Grunde gegen sie und ihre Welt gerichtet waren; die Blindgeborenen gruben sich mit eigenen Händen ihr Grab. Denn sie öffneten damit der Stummgewordenen den Mund; sie schufen der Masse, die solange außerhalb der Macht geblieben war, Organe, durch die sie den Inhabern der Macht ihren Willen aufdrängen, ihren Trieben und Leidenschaften, ihren Gewohnheiten und Interessen, ihrer Begehrlichkeit und ihrer Unbildung Ausdruck und Einfluß verschaffen konnte. Nun erst kam es an den Tag, was alles unter der Decke der aristokratischen Kultur, die zwei Jahrhunderte hindurch das politische und gesellschaftliche Leben Europas beherrscht hatte, zurückgehalten oder zurückgeblieben war; bis auf den Grund wurde die Gesellschaft umgewühlt. Ihre aristokratische Gliederung, die auch die Hierarchie mit ergriffen, hat zur Ohnmacht der Kirche geführt: die Demütigung des Papsttums, die Auflösung des Jesuitenordens, eine sich täglich mehr ausbreitende Gleichgültigkeit, die schon auf die tieferen Schichten überzugreifen drohte, Aufklärungserscheinungen und Toleranzgedanken, die mit dem starren und streitbaren Genius der römischen Kirche schlechthin unvereinbar waren, waren das Ergebnis geworden.

Aber eine Kirche, die sich durch ihre Priesterschaft an jeden ihrer Angehörigen ganz persönlich wendet, sie im Leben und Tode unmittelbar an sich fesselt, kann im Grunde sich gar nichts Besseres wünschen als ihre Organe so zu gestalten, daß die Masse der Gläubigen Anteil an ihrem Wirken und Wollen gewinnt; sie ist ihrer Natur nach demokratisch und muß um so mehr an Macht wachsen, je stärker der Wille der Masse in ihr zur Geltung kommt. Voraussetzung ist freilich, daß der Genius der Kirche noch in dem Bewußtsein der Masse seine Wohnung hat. Daß dies aber der Fall ist, hat die Geschichte des 19. Jahrhunderts bewiesen und lehrt in tausend Zügen die Gegenwart. Die Kraft der katholischen Kirche, vor der heute jede Regierung sich beugt, ruht auf dieser Teilnahme ihrer Gläubigen, auf dem noch immer und allseitig aus der Tiefe emporquellenden Bedürfnis, das Ideal, nach dem jede Seele dürstet und das uns allein die Lebensbürde tragen hilft, in den Formen und Gebräuchen des überlieferten Glaubens zu suchen. So ist die katholische Kirche auch bei uns wieder Volkskirche geworden, und ihre in strafffter Gliederung aufgebaute, von einem Geist beseelte und vorwärtsgetriebene Priesterschaft kann die Menge der Bekenner um so leichter hinter sich herziehen, als ihre Reihen in allen ihren Rängen bis unmittelbar an die Stufen des päpstlichen Thrones auch den Niedrigstgeborenen offen stehn. Ist es doch schon eine Seltenheit geworden, einen deutschen Edelmann im Schmucke der Mitra zu sehen; Bürger- und Bauernsöhne haben auf den Stühlen Platz genommen, welche einst den stolzesten Geschlechtern des alten Reiches vorbehalten waren.

Gewiß, in der Idee setzt auch der protestantische Glaube ein breitflutendes Leben in der kirchlichen Gemeinschaft voraus; in

Digitized by Google

viel höherem Grade noch als der Katholizismus, da er ja das Priestertum ausgestoßen hat und jede Seele unmittelbar vor das Antlitz des Höchsten stellt. Und solange seine Anhänger in den überlieferten Formen ihres Bekenntnisses des Lebens Glück und Heil fanden, blieb dieser Charakter gewahrt, gleichgültig, ob sie unter reformierter Verfassung oder unter konsistorialem Regiment lebten. Noch der Pietismus des achtzehnten Jahrhunderts hat, indem er die Schranken zwischen den beiden protestantischen Kirchen zu überwinden und einzuebnen unternahm, auch innerhalb seiner Gemeinden ein Gefühl der Gemeinschaft genährt, das alle seine Bekenner in der gleichen Glut der Gottesverehrung zusammenschloß und damit auch eine sozial engverbrüderte Genossenschaft schuf; und selbst unter der Herrschaft der Aufklärungstheologie blieb ein auf treuer Anhänglichkeit an die überlieferten Formen des Gottesdienstes ruhendes Gemeinbewußtsein in unserer protestantischen Kirche lebendig. Erst die mit dem neuerwachten und neugearteten Pietismus durchsetzte Orthodoxie des neunzehnten Jahrhunderts, der Glaube der Gerlach und Hengstenberg, der Vilmar und Tholuck, ein Überbleibsel der romantischen Epoche, hat diese Kraft nicht mehr zu entwickeln vermocht, trotzdem sie sich mit den Regierungen verbündete und in Preußen, unter Preisgebung ihrer extremsten Gruppe, die Landeskirche eroberte: statt einer Gemeindekirche, wie sie gehofft, schufen ihre Führer eine Kirche von Pastoren.

Dies geschah in derselben Zeit, wo die katholische Kirche sich aufs neue in sich zusammennahm, alle ihrem Genius gefährlichen Elemente, die auch in ihr Eingang gefunden, ausmerzte und auf allen Punkten zum Angriff überging. Indem sie die Massen in ihrer Hand behielt, kamen ihr alle Vorteile, welche die Revolutionen und Reformen des Jahrhunderts diesen zugewandt hatte, zugute: Vereins- und Versammlungsrecht, Freiheit der Presse und das Wahlrecht für die Parlamente; und mehr noch die Versuche des Staates, ihre immer höher anschwellende Kraft zu unterbinden, sie seinem Willen zu unterwerfen.

Nun erst, im „Kulturkampf", wie die Liberalen sagten (mit einem Ausdruck, der nur ihre eigene Kraftlosigkeit auf diesem Kampfplatz bezeichnete), kam die Macht der einen, die Ohnmacht der andern Kirche vollends ans Licht. Während im katholischen Lager alles Einheit, Hingebung, Kampfesfreude war, nahm in der gegnerischen Kirche die Zersetzung überhand. Die Erneuerer des alten Glaubens, sie, die sich als die wahren Hüter des Luthererbes betrachteten, waren mit ihrem Herzen bei den Verfolgten; sie predigten Versöhnung und Bündnis mit einer Kirche, in welcher der Reformator die Kirche des Antichrist erblickt hatte; ihre ältesten Häupter waren Mitglieder oder Hospitanten des Zentrums; und diejenigen, die ihr Amt in der Landeskirche am offenen Abfall hinderte, taten alles, um die Kreise, auf die sie Einfluß hatten (und dieser reichte weit, bis zum Thron hinauf), wankend zu machen und denen, die im Treffen standen, in den Rücken zu fallen. Kein Wunder, daß der Kampf so endigte wie mancher andere, den die streitende Kirche geführt hat: mit ihrem Triumphe.

* * *

Wo liegen denn nun die Energien, kraft deren die protestantischen Nationen heute dennoch vor den katholischen den Vorrang behaupten? Denn daß sie diese seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, trotz mancher Rückschläge, schließlich überflügelt haben, liegt doch vor Augen.

Die Antwort wird lauten: in den Prinzipien, auf denen sie stehen, den Ideen, die sie beseelen, die durch sie ausgebreitet, in ihren Willen, ihre Ordnungen aufgenommen sind, alle ihre Glieder wie ein erwärmendes Feuer durchziehen und die Lebensauffassung, das Handeln selbst des Staates und seiner Bürger bestimmen. Schon das Bewußtsein der Unabhängigkeit von jeder fremden Lebensordnung, und rühmte sie sich göttlicher Siegel, verleiht dem Staate der Reformation Kräfte, an welche die an die katholische Kirche gebundenen Nationen nicht heranreichen. Zwar enthält auch die Lehre von dem „modernen" Staat den Satz von der Unabhängigkeit des Staates gegenüber der Kirche. Aber für sie bedeutet dies lediglich die Neutralität der Indifferenz; und sie erniedrigt die Mutter der Nationen zu einer „Religionsgemeinschaft", einem Verein, dem sie noch viel zu bieten glaubt, wenn sie ihm gewisse Rechte vor andern Vereinen und Genossenschaften zubilligt. Es ist dies eine Theorie, die von einer heute schon vergangenen Entwicklungsstufe abgeleitet und an dem harten Fels der Tatsachen bereits tausendmal zuschanden geworden, ad absurdum geführt worden ist. Sie mag bestenfalls noch als Notbehelf für solche Staaten nützlich sein, die den Kampf mit der katholischen Kirche niemals gewagt haben oder in ihm gescheitert sind und sich nun mit ihr wohl oder übel abzufinden suchen müssen, weil sie in dem Wettkampf mit den freigewordenen Nationen sonst allzuweit zurückbleiben würden. Ihre Voraussetzung ist ein Machtbegriff, der nichts kennt als sich selbst und der, da ihm eine höhere, beseelende Idee fehlt, immerdar etwas Wesenloses, Schattenhaftes, Totes haben wird.

Die Unabhängigkeit, die sich auf die im Jahrhundert der Reformation ans Licht gebrachten religiösen Werte gründet, hat einen andern Sinn. (Vgl. zu dem Folgenden meinen Aufsatz „Luthers Lehre von der Obrigkeit" 1894 Kl. Hist.-Schriften, S. 132.) Sie ruht auf der Idee, daß jede politische Gewalt eine Gottesordnung ist. Diese Anschauung fragt gar nicht danach, ob die Gewalt durch Erb-

Digitized by Google

schaft erworben ist oder durch Eroberung oder Revolution, ob sie christlich oder heidnisch, Monarchie oder Republik, der Staat Nimrods oder der Konstantins ist. Sie ist in jedem Falle nach Gottes Willen da, und damit an sich gut. Niemand, der ihr untertan ist, darf ihr widerstreben. Zwar ist sie nur ein Notbehelf — denn wieviel besser wäre es, wenn wir alle wie Brüder miteinander lebten! Aber das Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf: fiele der Zwang, so wären Anarchie und ewiger Krieg das Los der Menschheit. Die Bedürfnisse und Notwendigkeiten, die das Leben hervortreibt und auferlegt, fordern nun einmal Regelung und Schutz. Hierfür ist der Staat da. Darum trägt er das Schwert „und nicht einen Fuchsschwanz"; er hat den Frieden zu wahren, die Ordnung und das Recht. Denn auch die Bedürfnisse und Notwendigkeiten, die Begierden selbst sind Menschentum, Daseinsformen, von Gott zugelassen und also gewollt, ein Stück seiner Schöpfung und also gut (denn aus Güte und zu Gutem schuf er den Menschen) — wenn sie nur ihrer Natur gemäß, nach seinem Willen gebraucht, befolgt, genossen werden: „Alle Kreaturen sind Gottes Heer." An diesem Ort tut sich die Kluft auf, die den Staat der Reformation ewig von dem der katholischen Kirche scheiden wird: die Ehe, der Erwerb, der Besitz, die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, in deren Abschwörung die katholische Kirche ihr höchstes sittliches Ideal erblickt, hier erscheinen sie in sich geheiligt, unmittelbar, wie die Seele des Gläubigen, vor das Angesicht Gottes gestellt.

Damit aber sind nur erst die Voraussetzungen gegeben, die Grundlagen, auf denen der Staat der Reformation sich erhebt. Denn indem er in Aufgabe und Lebensformen frei bleibt von den hierarchischen Ketten, wird er zugleich frei für den Dienst am Reich der sittlichen Zwecke, öffnen sich in ihm Wege, auf denen jeder seiner Bürger, jede Seele, jede Persönlichkeit freien Zugang gewinnen kann zu dem Reiche der Erkenntnis, dem Reiche des Lichtes. Nur die Wege, die Möglichkeit. Von einer Pflicht des Staates hierzu dürfen wir nicht sprechen; denn er hat an sich überhaupt keine Pflichten, sondern nur Rechte. Pflichten hat der Inhaber des Amts, diejenigen, die sein Amt ihm auferlegt. Aber als Träger des Schwertes hat er alles andere eher zu tun, als für das Heil der Seelen zu sorgen. Sein Reich ist, wie Luther sagt, ein Reich des Zornes, ein rechter Vorbote des Endchrists; er kann nicht einmal die Strafe vergeben, sondern höchstens sie feiern lassen. Er würde sein Amt mißbrauchen, wenn er es benutzen wollte, um die Geister zu lenken. Nicht kraft seines Amtes, sondern auf Grund höherer Antriebe persönlichster Natur, als ein Knecht der idealen Mächte, in deren Schoß seine Gewalt ruht, von denen sie ihr Leben hat, als Mensch zum Menschen, als ein Liebhaber, ein Freund der Freiheit selbst handelt er, wenn er denen, die ihm anbefohlen sind, dazu verhilft, geistige Güter zu erwerben. Nur als Wegbereiter darf der Inhaber der Gewalt handeln, nur als Diener, als Nothelfer sich betrachten. Denn nur wieder Notbehelfe, gefahrdrohend in jedem Fall, sind alle Organisationen, in denen man das Reich der freien Gedanken fassen und leiten will. „Möchte er nur nie vergessen, daß die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde, daß jene äußeren Formen und Mittel immer notwendig nachteilig einwirken und das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herabziehen, und möchte er darum stets das innere Wesen vor Augen haben, um gutzumachen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, gehindert hat." Nur so, nach diesem Wort Wilhelm v. Humboldts, läßt sich hoffen, daß dort Freiheit wohnen kann, wo Macht gebietet.

⁂ ⁂ ⁂

Von hier aus können wir Stellung nehmen zu dem Satz, von dem wir ausgingen: der bitteren Notwendigkeit eines ewigen Kampfes zwischen den Mächten der Erde. Denn nun hat die Macht ihr Recht bekommen und der Krieg seine Ehre. Ein Staat, in dem Herrscher und Volk auf solchem Grunde stehen, wird Frieden halten, solange er es vermag, aber auch den Krieg nicht scheuen. Denn sie werden ihn führen, um die höchsten Güter der Menschheit zu erretten, und in Wahrheit pro aris et focis streiten.

Heutzutage ist es Mode geworden, Martin Luther von der Scheide der beiden Weltalter, an der ihn frühere Geschlechter erblickten, hinwegzudrängen und deren Grenzen selbst auseinanderzurücken, sei es, daß man den Beginn der neuen Weltepoche um zwei Jahrhunderte rückwärts, in die Anfänge der Renaissancebildung, verlegt, oder daß man sie, unter Betonung der mittelalterlichen Elemente in Luthers Weltanschauung, weiter vorwärts in die Epoche eines Leibniz und Thomasius hineinführt. Ich will mich hier nicht auf eine Diskussion einlassen, die sobald nicht ein Ende nehmen würde, wenn man mir nur zugibt, daß der deutsche Reformator die Idee des Staates, so wie wir sie oben mit seinen Worten umschrieben, entdeckt, daß er der „Obrigkeit", wie er sagt (nichts war ihm selbst gewisser) ihr „göttliches, natürliches Recht" erstritten hat. Bleibt dies bestehen, so wird er seinen Platz an den Marksteinen, die Mittelalter und Neuzeit voneinander scheiden, wohl noch eine Weile behalten.

Digitized by Google

Dame mit Dienſtmagd

Gemälde von Jan Vermeer van Delft

(Im Beſitz des Herrn Dr. James Simon, Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Von der Kunst des Sammelns und von den Berliner Privatsammlern

Von Dr. Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Königlichen Museen

Die Ausstellung alter Kunstwerke aus dem Besitz der Mitglieder des Kaiser Friedrich-Museums-Vereins, die die Berliner Akademie im verflossenen Mai und Juni beherbergt hat, hat außerordentlichen und ungeteilten Beifall gefunden. Das kann auch Hardens „vernichtendes“ Urteil in einem der Maihefte seiner „Zukunft“ nur bestätigen. Was er dabei zugleich über das Kaiser Friedrich-Museum, seine Leitung, seine Erwerbungen und die Behandlung seiner Kunstwerke vorbringt, ist von dem gleichen Kunstverständnis eingegeben oder zusammengetragen wie sein Gutachten über die Ausstellung. Die Presse, die diese Ausstellungen alter Kunst bei uns zum Teil nicht besonders gern sieht, hat im übrigen diesmal ihrer üblen Stimmung nur nach einer Richtung Luft gemacht, indem sie die Einförmigkeit der ausgestellten Kunstwerke bemängelte, die sie auf die völlige Abhängigkeit der Aussteller von mir und auf meine übertriebene Vorliebe für die holländische Malerei zurückführte, wobei sie noch durchfühlen ließ, daß dieses Sammeln der Berliner vielfach nur eine Geldspekulation sei. Ich will nicht darüber rechten, daß diese Art der Kritik ein schlechter Lohn ist für das Opfer, welches die Sammler bringen, indem sie alle paar Jahre monatelang sich ihrer Kunstschätze begeben und in liberalster Weise das Berliner Publikum sich daran erfreuen lassen; nur jene Behauptung der einförmigen Richtung im Sammeln und der völligen Abhängigkeit der Sammler Berlins möchte ich auf ihre Richtigkeit etwas näher prüfen. Es sei mir daher gestattet, einen auch weitere Kreise interessierenden kurzen Überblick zu geben über die verschiedenen Sammlungen alter Kunst

Bildnis einer jungen Frau (Simonetta Cattaneo)
Gemälde von Sandro Botticelli (Sammlung Markus Kappel, Berlin)

Digitized by Google

in Berlin und über die Ausstellungen, die daraus veranstaltet wurden.

Waren diese Ausstellungen aus Privatbesitz wirklich so einförmig? Der erste Versuch einer solchen Schaustellung wurde vor fast vierzig Jahren im Zeughaus gemacht, wobei vorwiegend Waffen und kunstgewerbliche Gegenstände aus dem Besitz des Prinzen Karl, des Grafen W. Pourtalès und des Vereins für Kunstgewerbe, aus dem das Kunstgewerbe-Museum hervorgegangen ist, gezeigt wurden. Die erste wirklich bedeutende Ausstellung, zur Feier der silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares 1883, vereinigte in der alten Akademie die herrlichen Schätze des Kaiserhauses mit dem alten Berliner Privatbesitz der Grafen Redern, Blankensee, Pourtalès und Sagan und den Anfängen junger Sammler, namentlich Oskar Hainauers; also Werke der verschiedensten Arten und Schulen. Neun Jahre später veranstalteten wir seitens der kunstgeschichtlichen Gesellschaft, wieder in der alten Akademie, eine Spezialausstellung von Kunstwerken aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen, wobei neben dem reichen Besitz an Kunstwerken dieser Zeit aus den Kaiserlichen Schlössern namentlich verschiedene im Entstehen begriffene Sammlungen von Porzellan zur Geltung kamen. Im Jahre 1898 folgte die sehr reichhaltige Renaissance-Ausstellung in der alten Akademie, gleichfalls von der kunstgeschichtlichen Gesellschaft veranstaltet: italienische Gemälde wie Marmor- und Stuckbildwerke, Bronzen, deutsche und altniederländische Bilder und Plastiken und Werke der Kleinkunst und des Kunsthandwerks. Die erste Ausstellung des damals noch jungen Museums-Vereins fand 1905 zur Feier der silbernen Hochzeit unseres Kaiserpaares im alten Redernpalais unmittelbar vor dessen Abbruch statt; sie zeigte die stattlichen Räume dieses edlen Baues des 18. Jahrhunderts in reichster Ausstattung mit Kunstwerken aus der Zeit seiner Entstehung. Dann veranstaltete der Verein 1909 in der neuen Akademie, wieder nur aus dem Besitz seiner Mitglieder, eine Sonderausstellung von Porträts seit dem Quattrocento, jedoch mit Rücksicht auf die vorausgegangenen Spezialausstellungen dieser Schulen unter Ausschluß der englischen und der französischen Schule. Die jetzige Ausstellung war vorwiegend der älteren Malerei gewidmet und hatte kunstgewerbliche Gegenstände nur zur reicheren Ausstattung mit herangezogen; sie brachte wieder nur Werke aus dem Besitz der Mitglieder des Vereins, und zwar, bis auf einige Stücke,

Die Taufe Christi mit den Nothelfern. Gemälde vom Meister des heiligen Bartholomäus (Frau von Kaufmann, Berlin)

Digitized by Google

Maria mit dem Kinde. Gemälde von Gerard David (W. von Pannwitz, Berlin)

nur solche, die bisher in Berlin nicht ausgestellt, also meist neu erworben waren.

Wahrlich, wenn man diesen Ausstellungen einen Vorwurf nicht machen kann, so ist es der der Einförmigkeit und Wiederholung! Es waren ganz verschiedenartige Ausstellungen in verschiedenster Aufmachung, und was sie brachten, war fast immer neu und gut oder selbst ausgezeichnet. Wer die gleichzeitigen Ausstellungen alter Kunst in London und namentlich in Paris verfolgt hat, weiß, wieviel einförmiger und wieviel liebloser hergerichtet diese meist waren, obgleich hier der Besitz ein soviel reicherer ist und regelmäßig ganz England und Frankreich daran teilnehmen. Ein Vorwurf ist dagegen richtig — ich fasse ihn allerdings nicht als solchen auf —, daß ich persönlich an diesen Ausstellungen wesentlichen Anteil hatte, nicht nur an der Zusammenbringung und Anordnung, sondern auch an der Beihilfe, die ich den meisten Ausstellern beim Sammeln geleistet habe. Dies gilt ganz besonders von der diesjährigen Ausstellung, in der keine der alten Berliner Samm-

Digitized by Google

lungen mehr vertreten war, sondern nur solche, die zusammengebracht wurden, seitdem ich Beamter an unsern Museen bin. Ich gebe gern zu und ich bin sogar stolz darauf, daß die meisten Sammler mich um Rat gefragt haben und noch immer darum fragen und daß ich zahlreiche Kunstwerke für ihre Sammlungen erworben d. h. sie darauf aufmerksam gemacht habe. Aber den Vorwurf, daß die Berliner Sammlungen dadurch einförmig oder einseitig, alle nach der Bodeschen Schablone gebildet seien, oder daß ich den Sammlern ihre Ankäufe diktiere oder aufzwänge, kann nur der machen, der diese Sammlungen und ihre Besitzer nicht kennt. Kaum einer dieser Herren hat mir jemals volle Freiheit auch nur für einen einzelnen Ankauf gegeben; jeder hat seine bestimmten Neigungen, hat bestimmte Zwecke gehabt, für die er Erwerbungen von Kunstwerken machte. Alles, was ich tun konnte, war daher, diese Neigungen und wirklichen Qualitätssinn entwickeln zu helfen und echte, gute und preiswerte Kunstwerke in Vorschlag zu bringen; immer natürlich soweit wir diese nicht für unsere eigenen Sammlungen nötig hatten oder bei unseren schwachen Mitteln an ihre Erwerbung nicht denken konnten.

Tun wir jetzt einen Blick in diese Berliner Privatsammlungen. Was zur Zeit des französischen Krieges in Berlin bei Privaten sich befand, stammte aus alten Sammlungen, die seitdem verschwunden sind, bis auf die Pourtalèsschen Schätze, die aber zurzeit in der Botschaft in St. Petersburg aufgestellt sind. Niemand sammelte damals ernstlich; damit wurde erst allmählich Ende der siebziger Jahre begonnen. Von diesen ersten neuen Sammlungen hat Wilhelm Gumprecht, der Senior unter den Berliner Kunstsammlern, stets die Vorliebe für das Kleine, Feine gehabt und schon mit seinem früh verstorbenen Freund W. Itzinger nach der Richtung gesammelt. Sein köstliches kleines Porträt von Frans Hals, seine Zwerg- und Kinderfigürchen in Porzellan, seine feinen Holzskulpturen sind Zeugnis davon. Etwa gleichzeitig begann Oskar Hainauer zu sammeln, zunächst — wie die meisten neueren Berliner Sammler — um seine neue Villa mit guten Dekorationen auszustatten. Sein Sinn ging von vornherein, obgleich er mit

Madonna, das Kind anbetend. Gemälde von Andrea Solario (Fritz von Gans, Frankfurt a. M.)

Digitized by Google

Männliches Bildnis

Gemälde von Bernardino de Conti

(Im Besitz des Herrn Artur Schnitzler auf Klink bei Waren)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Gruppe dreier Frauen. Gemälde von Lorenzo Lotto (?) (W. von Stumm, Berlin)

dem Ankauf einer Sammlung von späten Buchsschnitzereien und Porzellanfiguren begonnen hatte, auf primitive Kunst; er hat in wenigen Jahren in Italien und Paris eine sehr gewählte Sammlung von italienischen Bildwerken und Gemälden wie von mittelalterlichen Werken der Kleinkunst zusammengebracht, von denen eine Anzahl als Geschenk der Witwe an die Museen kamen. Neben ihm sammelte damals Adolf Thiem zuerst französische Bilder der Schule von Barbizon, dann Menzel-Werke, schließlich alte Kunst: Delfter Fayencen, persische Teppiche, holländische und flämische Gemälde, zuletzt primitive Italiener und Niederländer. Ein großer Teil dieser Gemälde ist heute Bestandteil des Kaiser Friedrich-Museums. Von vornherein die Vorliebe für primitive Kunst hatte Geheimrat Richard von Kaufmann, der, schon ehe er nach Berlin übersiedelte, antike Münzen gesammelt hat. Wie den Herren Hainauer und Thiem so habe ich auch Herrn von Kaufmann bei der Zusammenbringung seiner reichen und vielseitigen Sammlung, die kunsthistorisch mit die interessanteste in Berlin ist, zusammen mit dem Kollegen Friedländer ausgiebig helfen können, aber bestimmt habe ich ebensowenig seine Richtung wie

Heilige Magdalena. Gemälde von Lorenzo Costa (Artur Schnitzler, Klink)

Digitized by Google

Bildnis eines Schauspielers
Gemälde von Lorenzo Bernini (Sammlung Leopold Koppel, Berlin)

Digitized by Google

Frauenbildnis, angeblich Maria Vernatti. Gemälde von Frans Hals (Carl von Hollitscher, Berlin)

die der oben genannten Herren, die alle selbst leidenschaftliche Sucher und Sammler waren.

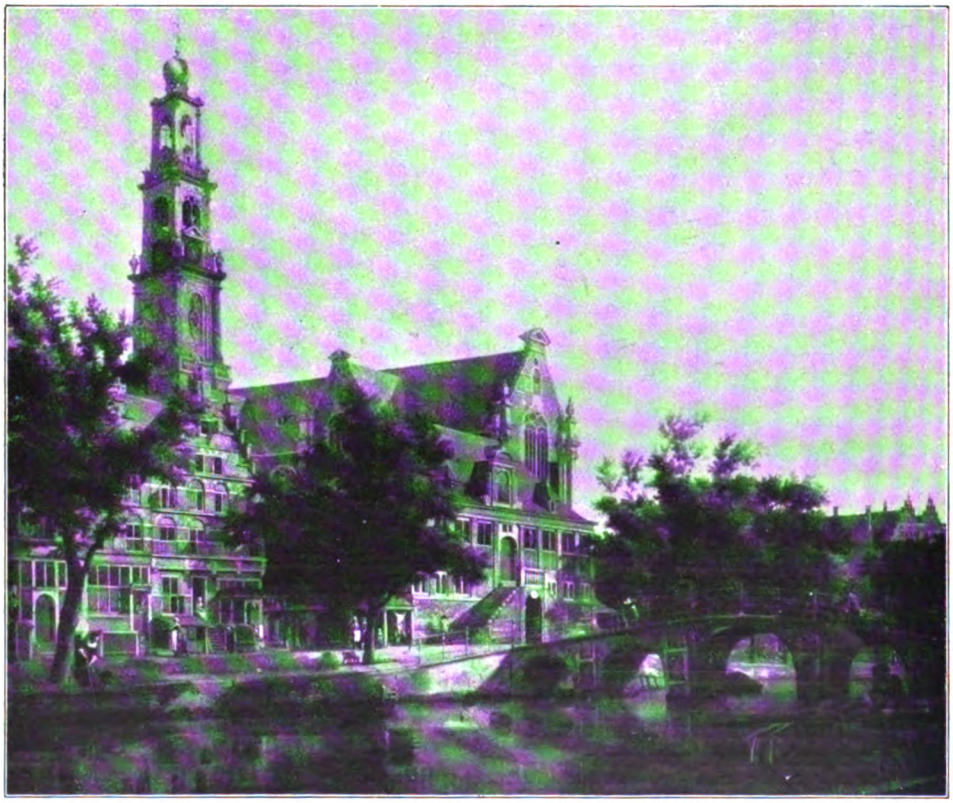
Ein durchaus selbständiger Sammler war Dr. Georg Reichenheim, der Mitte der achtziger Jahre aus Schlesien nach Berlin zog, ein Kunstfreund von ungewöhnlichem Qualitätssinn und ausgesprochener Vorliebe für objets de vitrine, die er mit großer Vorsicht und mit vielem Glück namentlich in Berlin sammelte. Er ist durchaus selbständig geblieben, auch nachdem ich ihn kennen gelernt hatte und helfen durfte. Seine Sammlung, jetzt im Besitz und vermehrt von Frau Geheimrat Margarete Oppenheim, ist in ihrer Art eine der gewähltesten in Deutschland.

Ganz ohne mein Zutun zusammengebracht sind die verschiedenen ausgezeichneten Porzellansammlungen, die Berlin

Digitized by Google

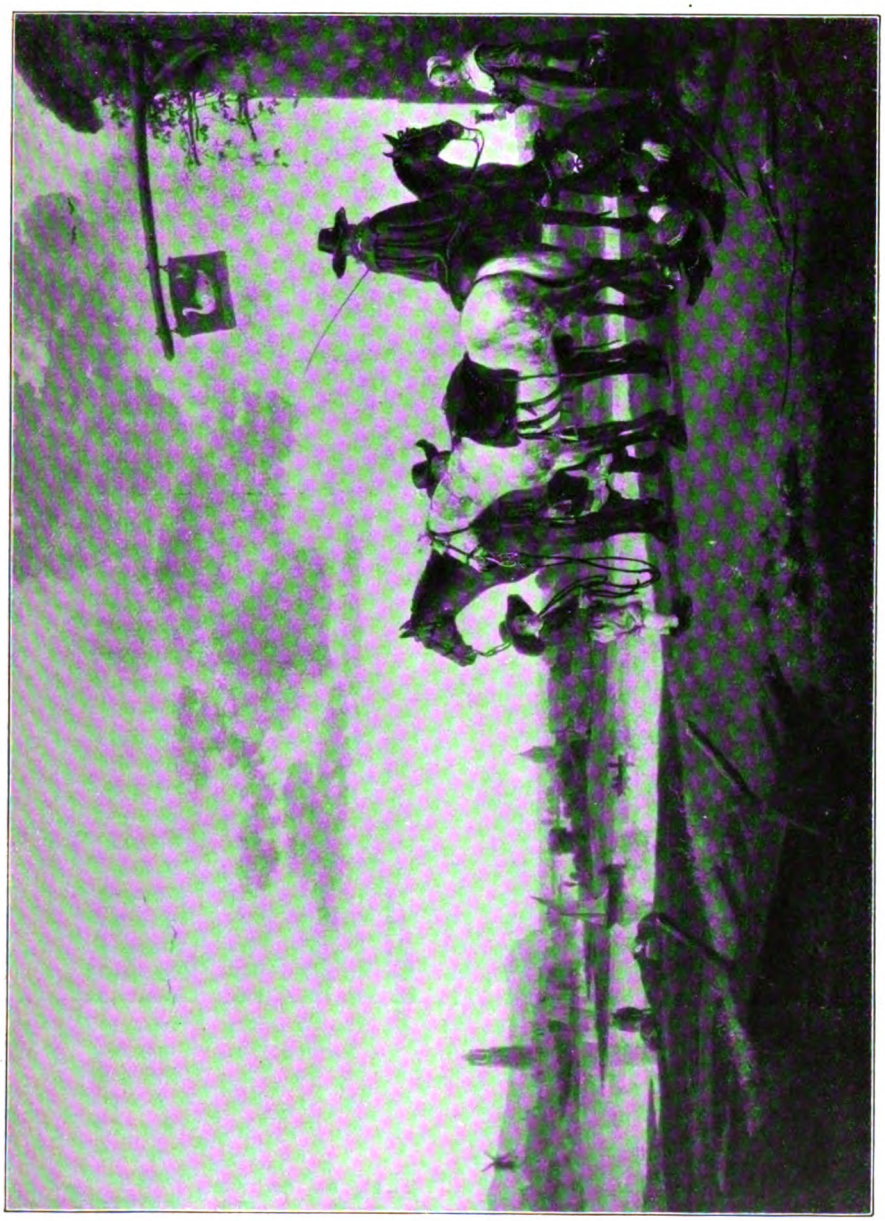
besitzt: die in ihrer Vielseitigkeit wohl einzig dastehende Sammlung von Dr. Ludwig Darmstädter, der der K. Bibliothek seine treffliche Autographensammlung schenkte, ferner die weitaus hervorragendste Sammlung von Porzellanfiguren und Gruppen im Besitz von Frau Otto Feist, die vollständigste Sammlung von Berliner Porzellan im Besitz des besten Kenners, Geheimrats Karl Lüders, und die ähnlich bedeutende Sammlung von Dr. von Dallwitz, der gleichfalls Autorität auf seinem Gebiet ist. Ähnliches gilt von der Sammlung von Porzellan, Glas und Silber im Besitz von Frau Geheimrat Schöller, deren gute holländische Bilder wesentlich Dekoration ihrer Räume sind.

Fast allen diesen Sammlern war und ist das Sammeln Selbstzweck, die Freude an der Kunst und ihrem Studium hat sie zu der Zusammenbringung ihrer Sammlungen geführt. Andere unserer Berliner Sammler, und darunter gerade mehrere der bedeutendsten, haben damit begonnen, daß sie Kunstwerke zur Dekoration ihrer Räume zu erwerben suchten, namentlich gelegentlich der Errichtung eigener Stadthäuser oder Villen. Dabei haben sie sich regelmäßig meiner Hilfe bedient, und ich bin auch wohl nicht unschuldig daran, daß sie meist zu eigentlichen Sammlern sich herausgebildet haben: aber die Richtung haben sie schließlich doch fast immer nach ihrem persönlichen Geschmack gewählt. So hat mich vor etwa dreißig Jahren Dr. James Simon gebeten, ihm für sein Eßzimmer dekorative Stilleben und für die Wohnräume holländische Bilder zu erwerben. Die wertvolle Sammlung italienischer Renaissancekunst, die ich mit ihm zusammengebracht habe, hat er vor zehn Jahren dem Kaiser Friedrich-Museum bei seiner Eröffnung als Patengeschenk in die Wiege gelegt. Damals hat er ganz nach eigenem Geschmack eine Sammlung mittelalterlicher deutscher Bildwerke begonnen, die er allein zu der umfangreichsten Privatsammlung ihrer Art ausgestaltet und museumsartig zur Aufstellung gebracht und in liberalster



Ansicht aus Amsterdam. Gemälde von Jan van der Heijden (Oskar Huldschinsky, Berlin)

Digitized by Google

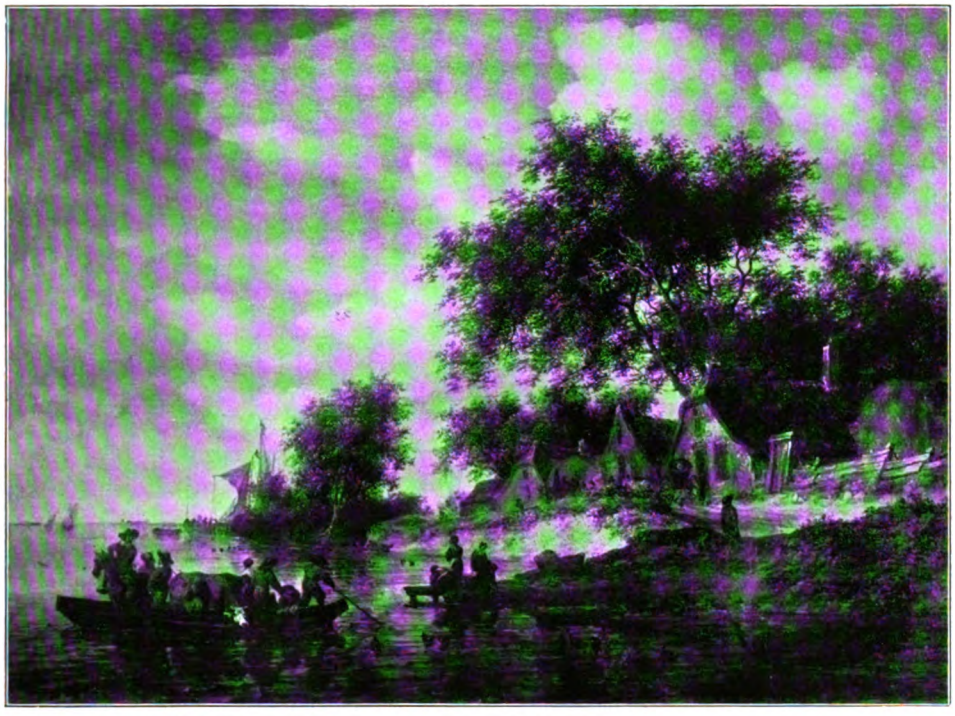


Reiter am Wirtshaus. Gemälde von Albert Cuyp (Sammlung W. von Pannwitz, Berlin)

Digitized by Google

Mutter mit krankem Kinde. Gemälde von Gabriel Metsu
(Sammlung Oskar Huldschinsky, Berlin)

Digitized by Google

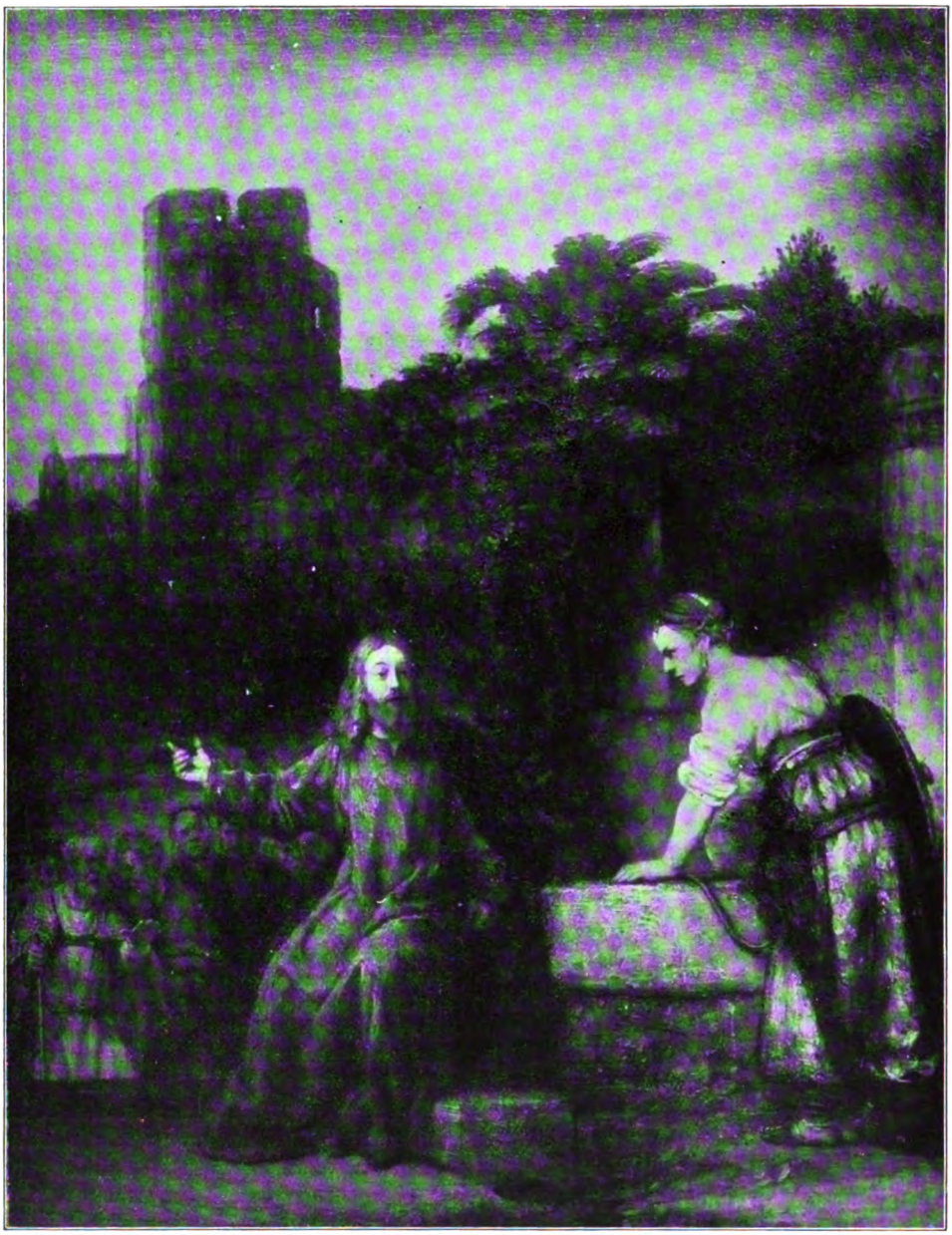


Landschaft mit Fähre. Gemälde von Salomon van Ruijsdael (Martin Bromberg, Hamburg)

Weise zugänglich gemacht hat. Auch in seiner reichen Sammlung von Gemälden sind die beiden kostbaren Hauptwerke: der große Vermeer und die alte Dame von Frans Hals, ohne jedes Zutun meinerseits von ihm erworben. Das gleiche ist der Fall mit der in seiner Art durch Qualität fast einzigartigen Privatsammlung französischer und namentlich alter deutscher Bildwerke, die Herr Benoit Oppenheim vor etwa zehn bis fünfzehn Jahren zusammengebracht hat. Bei einer anderen besonders gewählten und zugleich sehr reichhaltigen Sammlung im Besitz von Herrn Oskar Huldschinsky habe ich wohl bei den Erwerbungen Gevatter gestanden und habe meine Pflicht als Pate regelmäßig getan, aber Herr Huldschinsky hat stets nach seinem Geschmack gewählt oder doch entschieden; selbst die Richtung, in der er gesammelt hat, hat er allein bestimmt, indem er sein Arbeitszimmer in Renaissance dekoriert und mit Bildern und Bildwerken dieser Zeit ausgestattet hat, während in den Wohnräumen Rokokokunst, im Saal die holländischen Meister ihren Platz gefunden haben.

Aus der gleichen Absicht der Dekoration ihrer Wohnräume sind noch eine Reihe anderer Berliner Herren allmählich zu wirklichen Sammlern geworden. So der erste, verdienstvolle Sekretär unseres Vereins, Valentin Weisbach, dessen gewählte Sammlung nach seinem Tode in verschiedene Hände übergegangen ist. So auch Herr Carl von Hollitscher, der neben seiner wertvollen Galerie holländischer Gemälde in neuerer Zeit mit Dr. Friedlaenders Beihilfe auch eine interessante Kollektion altniederländischer und deutscher Bilder zusammengebracht hat. Herr Geheimrat Dr. Eduard Simon hat das Glück gehabt, in Messel den Architekten und zugleich den Dekorator seines Hauses zu finden, das in seiner Einrichtung unter den neueren Privatbauten Deutschlands wohl unerreicht ist. Der Geschmack, mit dem hier Portale und Türen, Decken wie alte Prachtmöbel aus den Renaissancepalästen von Gubbio und Florenz und ein ganzer Rokokoraum aus dem Palazzo Morosini in Venedig in die moderne Architektur hineingestellt sind, ist das Resultat des glücklichen Zusammenarbeitens vom Architekten mit dem Besitzer.

Digitized by Google



Christus und die Samariterin. Gemälde von Rembrandt
(Sammlung Markus Kappel, Berlin)

Digitized by Google

Der Zinsgroschen. Gemälde von Peter Paul Rubens (Sammlung Leopold Koppel, Berlin)

Digitized by Google

Ich selbst habe dann nur die Anregung geben können, daß Herr Simon dafür den großen Freskenzyklus Tiepolos aus der Villa Porto erwarb und eine gewählte Kollektion von italienischen und altniederländischen Meisterwerken der Malerei und Plastik in diesen Räumen angesammelt hat. In ähnlicher Weise hat Herr Minister W. von Dirksen sein Haus mit Decken und Möbeln der italienischen Renaissance und des Rokoko ausgestattet und Bildnisse hervorragender italienischer Meister und Werke der Kleinkunst darin versammelt. Nach der gleichen Richtung hat Herr Minister Wilhelm von Stumm gesammelt, von dessen trefflichen Gemälden der venezianischen Schule gleichfalls eine Auswahl in der letzten Ausstellung gezeigt war. Ähnliches gilt von der Sammlung des Herrn Geheimrats von Schwabach, die in ihrer Mischung von alten Gemälden mit Zeichnungen und in deren Aufstellung wieder einen durchaus eigenartigen Eindruck machte.

Wie diesen letztgenannten Herren, so bin ich ein paar anderen neueren Sammlern Berlins bei ihren Erwerbungen zwar regelmäßig behilflich gewesen und habe zum Teil wohl auch ihre Richtung mitbestimmt, aber die Entscheidung haben sie regelmäßig selbst getroffen. Dies gilt von den beiden eifrigsten Sammlern der letzten Jahre, den Herren Marcus Kappel und Geheimrat Leopold Koppel. Herr Kappel hat eine treffliche moderne Sammlung ganz eigener Art: etwa sechzig Zeichnungen und Pastelle von Menzel, die er ebenso wie die kleine Kollektion von Zeichnungen Rembrandts, die friedlich zwischen den Menzelschen Zeichnungen hängen, ganz selbst zusammengebracht hat. Gleichzeitig hat er, angeregt von seinem Freund A. Thiem, sein Eßzimmer mit guten alten Stilleben ausgestattet; erst seit etwa zehn Jahren hat er holländische und flämische Bilder gesammelt, deren große Meister er fast alle in einer Reihe von tüchtigen Werken vertreten hat, wie eine Auswahl daraus in der Ausstellung bewies. Wenn er daneben in neuester Zeit auch primitive Meister zu sammeln begonnen hat, darunter das kostbare Profilbildnis der Simonetta von Botticelli, so geht das ausschließlich auf sein sich mehr zur ernsten frühen Kunst neigendes Interesse zurück, wie es sich ja bei so vielen Sammlern allmählich zu entwickeln pflegt. Wieder von völlig anderem Charakter ist die jüngste unter den großen Berliner Sammlungen, die von Geheimrat L. Koppel. Herr Koppel sucht die großen Meister der Renaissance und des Barock in großen, dekorativen Werken zu erwerben. Wie vorzüg-

Der Friede und der Überfluß. Gemälde von Peter Paul Rubens (Leopold Koppel, Berlin)

Digitized by Google

Gesellschaft auf einer Terrasse
Gemälde von
Pieter de Hooch

Sammlung
Oskar
Huldschinsky,
Berlin

Digitized by Google

liche Bilder er von Rubens und A. van Dyck, von Titian und A. Cuyp besitzt, zeigte die Ausstellung, aber ähnliche Werke hat seine Sammlung auch von P. Veronese, Tintoretto, Rembrandt, F. Hals und anderen Meistern aufzuweisen, die diesmal noch nicht mit ausgestellt waren. — Was die Herren Robert und Franz von Mendelssohn, was Geheimrat Max Steinthal, Geheimrat Hermann Frenkel, Generalkonsul Hermann Rosenberg, Ludwig Berl, Dr. Alfons Jaffé, Geheimer Legationsrat Dr. Helfferich, Geheimrat Fritz v. Friedlaender, Herr Artur Schnitzler auf Klink u. a. an alten Bildern besitzen, sind, so trefflich sie zum Teil sind, doch weniger eigentliche Sammlungen als Dekorationsstücke unter anderen Kunstwerken. Die wenigen alten Gemälde in der in ihrer Art einzigen Sammlung neuerer Meister im Besitz von Geheimrat Eduard Arnhold, darunter ein treffliches Porträt von Terborch und das köstliche große Bildnis eines Geistlichen von Goya, hat der Besitzer ganz ohne mein Zutun erworben. Dasselbe gilt vor allem auch von den mannigfachen, sehr gewählten Kunstschätzen, die Dr. von Pannwitz, der vor Jahren in München schon eine Aufsehen erregende Sammlung von Nymphenburger Porzellan zusammengebracht hatte, jetzt in seiner neuen, mit feinstem Geschmack eingerichteten Villa im Grunewald aufgestellt hat. Auch die Galerie holländischer Gemälde im Besitz von Geheimrat Joh. Stumpf ist schon vor Jahren in Köln zusammengebracht worden. — Diese Aufzählung der Hauptsammlungen alter Kunstwerke im Berliner Privatbesitz zeigt besser als die Ausstellung, die kaum den zwanzigsten Teil dieses Besitzes aufwies, daß diese Sammlungen außerordentlich mannigfach sind und daß ihre Besitzer ihrer Neigung und ihrem Geschmack folgen, daß von einer Aufzwängung meiner angeblichen Vorliebe für die holländische Malerschule gar keine Rede sein kann. Ja, wenn man berücksichtigt, daß unter zehn guten alten Bildern, die im Handel vorkommen, kaum ein primitives Bild sich befindet und daß die italienischen Gemälde der klassischen Zeit fast noch seltener sind, so wird man gerade zu dem umgekehrten Schlusse kommen: im Berliner Privatbesitz befinden sich ungewöhnlich viel Werke dieser Schulen, wohl mehr als in Paris und verhältnismäßig selbst mehr als in London, wo die Privatsammlungen alter Kunst nicht mehr so „unzählige" sind, wie man bei uns in Berlin noch anzunehmen scheint. Hoffentlich werden die Berliner Sammler nicht nachlassen, auch in Zukunft ihre Schätze dem Publikum durch solche Ausstellungen zugänglich zu machen.

Männliches Bildnis. Gemälde von Francisco Goya (Robert von Mendelssohn, Berlin)

Digitized by Google

Szene aus Molières „Eingebildetem Kranken". Gemälde von Cornelis Troost
(Im Besitz des Kaiser Friedrich-Museums-Vereines zu Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Die Treppe

Roman von Viktor v. Kohlenegg

(Fortsetzung)

Das Wielandsche Haus in der Stallschreiberstraße hatte nur wenige Stockwerke und sah schmutzig und trübselig aus.

Unten war ein Restaurant: ‚Heute Bouletten!' ‚Täglich frische Kartoffelpuffer!' ‚Frische Wurst und Hackepeter . . .!' Es war unvermeidlich, daß man die Speisekarte und ihre Zutaten an Fett und Zwiebeln schon auf der Treppe roch und in allen Räumen des Hauses die heitern Grammophonklänge mitgenoß. Der erste Stock dagegen zeigte wunderbar blanke Fenster. Dort wohnte Frau Wieland. Darüber in der Mansarde gab man sich wieder trübseliger.

Der mächtige Torbogen stand tagsüber offen, und der kleine Hof stank. Denn auf der Rückseite hausten kleine Leute, zankten Hämmer und schrien Kinder. Dahinter lag der Holzplatz. Ein Teil davon war an einen Fuhrpark vermietet und wies Pferdeställe und Garagen auf. Ein andrer beherbergte große gelbe Möbelwagen und Werkstätten. Die Firma Wieland hatte bloß noch ein knappes Drittel des Platzes inne. Holz lag da, Briketts waren aufgeschichtet, Koks und Anthrazit häuften sich, und Bretter und Balken waren im offnen Schuppen aufgestapelt. Ein Betonhäuschen mit rauchendem Essenrohr und Telephondrähten nannte sich Kontor. Seitlich, mit einer schmalen Extrapforte nach der Alexandrinenstraße, lagen die Ställe mit den starken Pferden, standen ein paar kahle Holunderbüsche und ein verschneiter Kastanienbaum.

Der heitere Herr Wieland sen. war längst dahingegangen. An seiner Statt regierte ein Herr mit rotem Gesicht und struppigem, grauweißem Haar, ein Vetter der Frau, der mit den Kutschern krakeelte und den kleinen Buchhalter anschrie. Er war kein kompläsanter Mann — er hatte den Bankerott des Millionenonkels Kaeding miterlebt, durch den auch die Karre hier tief im Schmutz steckte; er arbeitete mit ‚Gewinnbeteiligung'. Das Geschäft und was sonst unter Hypotheken ächzte, gehörte Frau Jenny Wieland, geborenen Kaeding, und demnächst ihrem Erben Herrn Felix Wieland — diesem Tagedieb, diesem — diesem —

Felix Wieland erwachte an jedem Morgen zwischen neun und zehn, nahm ein laues Bad und war so um halb elf Uhr mit seinem Frühstück fertig, so daß er sich eine Zigarette anzünden konnte.

Lohnte es sich, mit Lust und Frische den Morgen zu beginnen, die Beine mit elastischem Schwung aus dem Bett zu werfen, um mit einem Satze im Leben zu stehen?

Der Iraf! Es war Blödsinn. Aber das dumme Wort ging ihm in all den Tagen und Wochen nach. Mit einemmal hörte er es wieder und ärgerte sich darüber.

Er war verwöhnt worden, hatte sich selbst verwöhnt und sträflich gehen lassen in der Besitzaussicht von Millionen. Man hätte ihm zur Selbstbesinnung und Gewöhnung an den künftigen Reichtum Zeit lassen sollen, sie wäre über Jahr und Tag schon eingetreten. Nichts davon. Vor vier Jahren kam im Gegenteil der Kladderadatsch. Onkel Kaeding beschloß seine neuen und letzten Spekulationen mit einem glatten Zusammenbruch und einem offiziellen ‚Herzschlag'.

Ein andrer wäre vielleicht aufgeschnellt. Aber er war — der Iraf! Er war unter den früheren Versäumnissen zu alt geworden. Das lähmte.

Seine Bretter, Schienen, Reißzeuge verstaubten. Seine Zeichenrollen lagen verknüllt und eingerissen in den Winkeln. Er war noch bis vorm Jahr nach der Hochschule gegangen — geschlendert. Nun sollte er an den ‚Bauführer' denken — er war reichlich alt dazu! Aber er konnte nicht recht arbeiten. Es langweilte ihn. Er konnte sich nicht konzentrieren. Die Assistenten machten Witze, wurden grob.

Digitized by Google

Er beschäftigte sich ja. Auf Grenzgebieten. Mitunter eifrig und wählerisch. Er wartete gleichsam tätig zu, wie er es mit rascher Selbsttäuschung nannte. Er las viel über Kunst, er zeichnete Karikaturen, er malte, beides oft mit jäher, beglückender Passioniertheit, aber alles bloß spielerisch. Auch Architekturen entwarf er, Interieurs, Plakate, Einfälle für Fresken. Eine Weile ging er sogar in eine Aktklasse, um auch hier seine Interessen zu erweitern und zu erproben. Doch der Eifer ließ immer bald nach. Er modellierte sogar und schrieb insgeheim über Architektur und andre Kunstfragen.

Des Abends aber brauchte er eine Zerstreuung. Er kannte eine Reihe von Künstlern, deren Verkehr er suchte. Seine Studiengenossen mied er gern. Es waren nicht immer die Menschen, die ihn anzogen, am wenigsten die Bohémiens unter ihnen. Es war oft nur irgendein Lokal und seine Atmosphäre. Es handelte sich häufig um kleine gedämpfte Lokale mit grünen Teppichen und violetten Sesseln, mit Violinengeflirr und Zigarettenrauch, mit schiefhütigen, tiefbusigen, gepuderten, beringten, lippenroten Damen, die in schlanker, enthüllender Eleganz in westlichen Bars tanzten und mitunter ausgelassen und frech waren. Dorthin zog es ihn. Dort saß er, rauchte, nippte, machte einen Scherz und schwieg. Mitunter saß er ganz allein am Tisch und ging nicht selten zwischen Nacht und Morgen dumpf, fiebrig und lebensüberdrüssig heim. —

Felix brach eben das dritte Hörnchen durch und bestrich es mit Butter. Das elektrische Licht über ihm brannte. Es war nach vier. Er hatte eine Stunde lang Siesta gehalten, und seine Augen blickten noch verstört und cholerisch, doch der Tee erfrischte ihn. Er sehnte sich nach einer kräftigen Zigarre ... und mit unvermitteltem Entschluß nahm er sich mal wieder vor, einen Bogen Papier auf sein Reißbrett zu spannen und seine Bücher abzustauben. Man könnte auch mal wieder an einen der Hochschulassistenten herantreten ...! Aber wenn er dann schärfer auf diese Dinge sah, packte ihn sogleich wieder die alte Angst vor der Mühsal. Ah was, man mußte langsam und stetig hineingleiten ...

Darauf dachte er mit sehr viel leichterer Mühe und so plötzlich, daß es ihn selbst überraschte, an Käthe Münchhoff.

Ja — er hatte sie in den letzten paar Wochen öfter wieder gesehen. Natürlich ganz zufällig. In der Nähe der Untergrundbahn, denn er wußte nun, wann sie heimkam. Sie war sehr reizend. Ohne Frage. Wo hatte man bloß früher seine Augen gehabt —?

Er wurde jetzt immer gegen drei Uhr, noch vor dem Tee, eigentümlich munter, mehr als er es sonst um diese Zeit zu sein pflegte. Und das tat ihm nicht selten außerordentlich wohl. Es erwartete ihn so etwas wie eine Aufgabe oder ein Ziel, so, als berge dieser frühe Nachmittag ein Stück wirklichen, lebendigen Lebens ...

Heute hatte er sie verpaßt, und da war er gekränkt und entmutigt heimgekehrt und hatte wie sonst fest und schwer geschlafen.

Da knarrte leise die Tür, und die Mama kam mit knisterndem Seidenrock herein.

Was brachte sie da? Aha. Felix griff langsam zur Zigarettenbüchse. Es waren wohl einige Rechnungen gekommen. Man war so artig, immer erst eine gute Weile über das Quartal hinaus verstreichen zu lassen, ehe man sie losließ. Und man schickte sie meistens direkt an Frau Jenny Wieland, denn man hatte die Erfahrung gemacht, daß Herr Wieland jr. die grünen und blauen Hanfkuverts in die Tasche oder sonstwohin schob und nur gelegentlich oder gar nicht öffnete.

Das hatte längst gedroht.

Die Mama schob mit zitternder Hand ihren Stuhl zurück. Aber sie griff nicht nach der hübschen alten Zinnkanne.

Sie legte stumm die Papiere vor sich auf den Tisch und sah den Sohn aus dem zarten, blassen Gesicht ernst und mit einem verzweifelten Vorwurf an. Ihr Haar war weiß, obwohl sie erst in der Mitte der Fünfzig stand, und ihr Gesicht von zahllosen Fältchen durchzogen. Sie zitterte bereits davor, diese Zettel dem Schwager Kaeding vorlegen zu müssen. Sie hörte schon seinen groben Schritt auf der Treppe. Er verkörperte die feindliche, rücksichtslose Außenwelt.

„Felix, hier sind wieder Rechnungen," sagte die Mama, und ihre Hände bebten noch heftiger.

„Ja, Mama," sagte Felix und legte die

Digitized by Google

Zigarette weg, daß sie einen hohen grauen Faden zur Decke schickte.

„Du — du wußtest es also?"

„Aber ja, Mama — Natürlich. Sie... sie sind ja doch zum großen Teil älteren Datums," sagte er möglichst sachlich und suchte durch ein Räuspern seine Stimme zu festigen. „Das heißt — sie sind vom Schneider, wie?"

„Dreihundertfünf Mark vom Schneider!" sagte die Mama tonlos, weil sie Angst vor der Zahl hatte und weil ihre Erbitterung für diese hohe Summe keine Kraft mehr besaß.

„Aber liebe gute Mama... Ich mußte mich doch anziehen, nicht wahr? Sieh mal meinen Hausrock an. Ist das Luxus? Habe ich einen neuen Wintermantel? Nein, er ist vom vorigen Jahr. Aber ich wurde von Wiedeborns und von Nonnemann und andern eingeladen. Man ging hin und wieder in ein Theater, bekam von Nonnemann ein Konzertbillett, er ist ja mit allen Musikanten verheiratet. Mein alter Smoking ging einfach nicht mehr . . . an den Ärmeln und so. Man trägt ihn auch länger. Er ist über drei Jahre alt . . .! Na laß gut sein, Mutter. So furchtbar ist es doch am Ende nicht. — Ich werde flicken und chemisch reinigen lassen. Es geht auch so, sollst mal sehen! Man bloß nicht zuviel Tragik fürs Gewesene, Mutter, was nicht mehr zu ändern ist — das ist nie gut! Die Zukunft, siehst Du, ist viel wichtiger und wesentlicher —." Er hätte sogar gern für einen Augenbick die kleine Hand der Mama genommen, was entschieden von einiger Wirkung gewesen wäre, das wußte Felix sehr gut.

„Briefe eines Architekten... sechs Mark. Kunst- und Kulturgeschichte des Mittelalters . . . drei — dreißig Mark . . ."

„Mama, das ist ein fabelhaft interessantes Buch," sagte Felix mit großer Überzeugung. „Ich habe rasend viel gelernt!"

„Und Romane. Und sogar ein Theaterstück. Hundertsechzig Mark und fünfundsiebzig Pfennig in Summa," sagte die Mama und senkte die Lider in peinlicher Scham. „Wie — willst du es bezahlen, Felix? Wie sollen wir es bezahlen? Soll ich es vom Wirtschaftsgeld sparen? Das dürfte nicht gut möglich sein. Oder wollen wir es Onkel Erich geben? Hast du den Mut?"

Felix schob den Stuhl hart an den Tisch und schritt wieder zum Fenster. „Mama, ich bekomme bloß dreißig Mark Taschengeld."

„Ich kann dir nicht mehr geben. Und muß mir das schon mit Rechnen absparen."

„Diese ewige Enge! Diese ewige Angst und Behutsamkeit, diese Vorwürfe: du darfst das nicht — du darfst jenes nicht — du darfst gar nichts! — darfst dich eigentlich nicht vom Stuhl rühren . . .! Das muß einem ja das Selbstgefühl, die Schwungkraft, die Frische nehmen, gerade das, Mama! Das — das quält!"

Die Mama sah still und bekümmert vor sich hin. Sie hatte das schon oft gehört. Und auch geglaubt. Aber sie hatte sich auch allmählich dagegen etwas verhärtet. Er war immer bloß beengt, gehemmt und gehindert!

„Ich kann es nicht bezahlen," sagte die Mutter. „Und ich kann es auch nicht mehr ertragen, daß Erich hier heraufkommt und mit den Türen und Stühlen wirft und mich und die Wände anschreit, als wären *wir* schuld. Wenn du wenigstens voranmachtest! Wenn man wenigstens ein Ende sähe...! Bloß einen Anfang, Felix. Wenn du dich endlich zusammennähmest, Felix —!" Die Augen blickten weit und schreckhaft auf den Sohn am Fenster.

Dessen Hand drehte fest und hart an dem blanken Messinggriff.

„Das wird schon noch!" sagte er kurz. „Ich will ja auch! — Ich will ja nun selbst!!" Und er ließ den Griff los und reckte die jungen starken Arme in einem Groll, in einem jähen, harten Unmut, durch den eine heiße Welle floß. Und plötzlich sah er abermals wie unter einem verhexten Zwang Käthe Münchhoff vor sich, ganz dicht, daß sie warm duftete; und sie lächelte und lachte über ihn mit ihrem frischen, starken, biegsamen Wesen.

Er wandte sich rasch und schroff um, förmlich erregt und seltsam beleidigt. Ging von jener eine so herbsüße, gute und schlimme Kraft aus, etwas von ihrem eignen zähen, schnellenden Willen?

„Ich will ja, Mama. — Ich will ja nun selbst. Glaub' es! Man wird älter. Und nicht bloß von heute auf morgen. Einmal

Digitized by Google

muß es eben kommen. Sieh mal nach, Mutter . . . es wird schon noch mal gehen. Du kannst es sicherlich nochmal zusammengrabschen. Denk' mal, du hast ja im letzten Jahr die Kolleggelder gespart —"

„Das war etwas anderes. Die hat Onkel Erich unter Knurren und Brummen bewilligt. Ich — ich werde etwas verkaufen müssen!" sagte die Mama nun wirklich mit einem feindseligen, bösen Glanz im Blick. „Damit er es nicht merkt, und damit es bezahlt wird!"

„Nein, Mutter."

„Ich werde etwas von meinem Silber verkaufen müssen!" sagte die kleine zierliche Dame äußerst hartnäckig. „Oder — etwas von meinem Schmuck. Oder von den Möbeln. Ich brauche sie ja nicht!" Er wußte, wie sie an jedem Stück hing. „Minna wird es machen. Wenn ich einmal tot bin, wird es ja doch in alle Welt verschleudert!"

Felix ging leiser hinter der Mutter auf und ab. Dann blieb er stehen. Er legte die Hand auf die schmale Schulter, dann an das kleine Gesicht. Er streichelte es.

„Es soll schon noch einmal anders kommen, Mutter! Ja — anders —"

Die Mama saß ganz still. Keine Falte ihres Seidenkleides raschelte mehr. So war er dann immer zu ihr. Es geschah selten genug. Da hatte es auch jetzt allmählich Macht über sie und stellte sich vor alles andere Trübe und Häßliche, wärmte ihr verängstigtes Blut.

Ach, auch er war nur zu rasch bereit, leise und kräftig aufzuatmen, fortzuschieben und zu glauben. Er hatte immer von Hoffnungen und Erwartungen gelebt. Diese Raschheit und jähe Empfänglichkeit war das Gute, aber auch das Schlimme und Gefährlichste an ihm, das durch seine Schicksale noch gefördert worden war.

⁂ ⁂ ⁂

„'Tag, Nonnemann," sagte Felix und ließ den eifrigen jungen Mann, der ihn angemeldet hatte, die Tür hinter sich schließen.

Nonnemann erhob sich und ging dem Freund korrekt ein paar Schritte entgegen.

„Guten Abend, mein lieber Felix."

Der Raum war schmal. Ein langer Zeichentisch nahm die ganze rechte Wand bis zum Fenster ein. Überall herrschte peinlichste Ordnung. Selbst die Leitungsstrippe des Telephons lag zu konzentrischen Kreisen geringelt. An den Wänden hingen Zeichnungen von Nonnemanns außerordentlich geschätzten Landhäusern, die immer sehr behagliche Fassaden von bester Simplizität besaßen und vorzügliche Raumschöpfungen waren. Aber da hingen auch strengere Sachen, Schlösser, Rathäuser — nicht ganz so persönlich. Und vor allem: Krankenhäuser. In ihnen überwog der Geist seines Sozius Peschke; sie waren die alte Spezialität der berühmten Firma, noch von den Vätern der beiden Chefs her.

Ein Ledersessel und ein Rauchtisch standen dicht hinter dem Schreibstuhl. Felix nahm Platz. Nonnemann drehte seinen Schreibsessel herum. Er hatte eben mit breitem Blei an einem seiner Häuser gezeichnet. Seine Leute bekamen die geschwungene Dielentreppe, Nonnemanns Lieblingsidee, nicht heraus. Jeder wollte so eine Treppe haben.

Nonnemann war groß, schlank und sehnig wie ein Reiter. Er ritt auch viel und hatte bei den Ulanen gedient. Er war elegant und liebte gute Manieren. Doch wer ihn kannte, wußte, daß sich das und manches andre mit einer versteckten Selbstironie paarte. Sein Haar war kurz geschoren und knapp gescheitelt. Im Nebenamt war er ein vortrefflicher Musiker, fast Virtuose, aber noch eifriger: Sammler alter Streichinstrumente. Er betrachtete seine Mitwelt scheinbar ohne Erregung und Bewunderung. Berliner. Aber von der guten, noblen Sorte.

„Ich störe dich?"

„Nein. Nicht von Belang. Wie geht es dir? Wolltest du etwa heute ausgehen —?"

„Nein, ich gedachte nicht zu bummeln. Ich wollte hm . . . dann eigentlich wieder heim. Ich wollte was arbeiten."

„Wird auch Zeit, alter Wieland."

„Mag sein," sagte Felix und verstummte sogleich. Gerade hier hatte es ihn plötzlich wieder stark angefaßt. Schon als er unten an der Haustür die schweren Schilder aus schwarzem Marmor mit Goldschrift gesehen, und dann hier oben, in dieser tüchtigen, erfolggesättigten Arbeitsluft. Sollte man es zwingen? — Mit einem Ruck? — Es schien ihm zu gewissen Zeiten geradezu leicht und möglich. Bloß für den eingerosteten Anfang würde es schwer halten,

Digitized by Google

dazu mußte man sich einen gewaltigen Stoß geben!

Doch er war aus einem ganz andern Grund hier erschienen, in einer gewissen allgemeinen Gehobenheit und Wärme der Stimmung. Er räusperte sich trocken. „Sage, lieber Nonnemann . . ."

„Nun, mein guter Wieland?"

„Sage, Heinrich. Ich — nun rund heraus. Ich bin im Druck. Ich weiß, ich stehe bei dir noch hoch in der Kreide. Ich weiß auch, daß du in diesen Dingen Grundsätze hast. Trotzdem möchte ich dich fragen, ob du mir noch einmal aus der Bredouille helfen kannst?"

„Wieviel?"

Felix zögerte und überschlug. „Sagen wir rund: Fünfhundert."

„Fünfhundert? Das wird nicht gehen, lieber Felix. Du weißt, meine Sammlung kostet mich viel Geld."

Heinrich Nonnemann griff ruhig nach einer Zigarette und bot auch Felix die Schachtel an. Nein, derlei förderte er nicht gern. Man mußte auch mal Schluß machen können. Sonst nahm dies und manches andre kein gutes Ende. Er hatte sich in letzter Zeit etwas zurückgezogen wie schon früher einige Male. Er hatte Felix gern. Er war sehr gescheit und scharf und hatte einen vortrefflichen Geschmack. Man konnte seinen Rat einholen, Felix verstand auch zu loben, was Nonnemann für seine Landhäuser zu schätzen wußte. — Weniger freilich schätzte er des andern Lebensgang. Der war der wunde Punkt. Und die alte Dame in der Stallschreiberstraße tat ihm leid. Doch was machen?

„Ich habe schon mit meiner Mutter gesprochen, Nonnemann. Aber es wird ihr diesmal schwer. Da möcht' ich es ihr soweit als möglich abnehmen —"

Nonnemann bewegte wieder die Lider und sah zum Fenster. „Verzeih, Wieland. Ich kann nicht. Ich darf auch nicht. Du sagst ‚abnehmen' und ‚soweit als möglich'. Aber das ist kein ‚Abnehmen'. — Treib es anders. Ich kann und darf nicht. Tut mir leid. Du sagst, du wolltest arbeiten, dich fest hinsetzen —. Alter Felix, tu's, ich würde mich herzlich freuen! Ich habe dir immer die Stange gehalten. Und tu's noch! . . ."

Nonnemann rauchte, blies den Zigarettendampf ruhig und schräg zur Decke. Felix aber war stolz und verlegen. Er war gekränkt und auch gedemütigt durch diese billigen guten Lehren.

Dennoch — er verspürte plötzlich ein eigentümliches und lange nicht so wohlig empfundenes Verlangen nach seinem eignen Zimmer daheim, nach seiner Lampe, seinen Büchern, Zeichnungen, seiner Atmosphäre, die er gleich einer linden Wärme um sich zu ziehen gedachte. War es bloß das? Es mischte sich oft vielerlei in ihm. Das Unscheinbarste, Abenteuerlichste vermochte eine dunkle Brücke zu schlagen, vermochte in des Tages Dumpfheit zu zünden. Ja —, es gelüstete ihn auch von fernerher, wieder einen Umweg durch die — nun ja: durch die Alte Jakobstraße zu machen. Zumal er heute nach Tisch vergeblich auf dem Weg nach seinem Zigarrenladen an der Untergrundbahn am Spittelmarkt vorübergegangen war.

Felix erhob sich. „Verzeih, Alter. Das Leben hat es gut mit dir gemeint. Aber du bist doch ein Philister!"

„Sicher, Felix. Doch einer mit Kehrseiten und Hintergründen. Vielleicht das beste an mir. Laß dich mal wieder sehen ... Siehste, das da ist was Neues, für Dahlem. Echter Nonnemann. Wie gefällt es dir? Die Treppe — mein ‚Puschel' — wollte nicht recht sitzen. Es hapert mit einem Seitenfenster und mit der Kleiderablage und soll natürlich wie immer nichts kosten."

Felix Wieland betrachtete Grundriß und Zeichnung schweigend und aufmerksam. „Heinrich, du wirst etwas kitschig oder fassadenlyrisch."

„Wieso? Du hast bloß schlechte Laune. 'djüs, mein Junge. Mach's gut. Sei brav." Und sie schüttelten sich die Hände.

Auf dem Tisch, gerade dem Stuhl gegenüber und von Zeichnungen fast verdeckt, stand ein Bild Hanna Wiedeborns. Felix sah es, als er den Zigarettenrest in den Becher warf. Ein Brustbild in kleinem Format. Ein neueres Bild. Die beiden waren eben gewissermaßen verwandt, wenn auch bloß durch einen Scheffel Erbsen, nicht durchs Blut. Sollte Nonnemann auch — das glücken? Kein leichtes Stück, wie Felix dünkte. Aber Henri Nonnemann wußte immer, was er wollte.

⁂ ⁂ ⁂

Digitized by Google

Es war nach sieben, und Felix Wieland schritt zur Potsdamer Straße vor. Er war etwas bekniffen und noch mehr beleidigt. Ach was! Philister über dir. Da mußte also die alte Minna daheim ihre Schachertalente spielen lassen! Dann nich', mein Lieber. Er schüttelte es ab und lächelte. Er wollte sich nicht stören lassen.

Basta. Er schritt wieder flott und elastisch dahin und schob die Hände in die Seitentaschen seines Mantels. Hübsche Mädchen und Frauen sahen ihn mit huschendem Blick. Sein Auge wies sie nicht ab. Ecke Lützowstraße stauten sich die Bahnen. Felix blieb stehen, sah sich genießend um und freute sich des stürmischen Lebens und seiner Lichter. Schaufenster strahlten wie lauter Feiertage, nickende Pferdeköpfe glitten daran hin, die bunte Mammutswand eines Omnibusses, der neblige Gestank von zwanzig flitzenden, tutenden Autos. Lauter Fetzen, lauter Geflimmer, und daß hinter und über den Läden Häuser waren, davon hatte man kaum eine Ahnung; höchstens am geheiligten Sonntag sah man sie und wunderte sich über die Renaissancepaläste mit verstaubten und verschimmelten Stuckfronten ... über himmelhohe Mietshausfassaden auf süddeutsche Art mit Giebeln, Türmen und bäuerlicher Einfaltsplastik — wie Roastbeef à la Dinkelsbühl — —

Felix wurde von einem Strom von Armen und Beinen, von Pelzschlangen und Röcken erfaßt und versank in dem Untergrundbahnhof Potsdamer Platz. Er stand zwischen einem starken Bauch und einem zarten Rücken fest.

Und er, der sonst immer gelangweilt auf die Welt niedersah, hob den Kopf. Er wartete jetzt öfter auf etwas. Konnte dieser ernsthaft-kecke Samhut nicht gerade jetzt aus der Meinekestraße kommen, auf Station Zoo in den Zug geschlüpft sein? Er hatte heute wieder vergebens gewartet ... Da hinten im Wagen bei dem Feuerschutzapparat zitterte und wippte so ein dunkles, glänzendes Ohrenpaar. Felix reckte den Hals. Er glaubte den schwachen Duft von Filz, Stoff und den noch schwächeren, wärmeren Veilchenhauch bis hierher zu spüren. Nein, es steckte ein fettes und gewöhnliches Gesicht darunter.

Felix stieg aus. Nun wirklich mißmutig. Wohin war der Tag verlaufen? Er wartete noch einen Augenblick, und dann erwachte er und sah ernüchtert um sich.

Sein Selbstgefühl rebellierte. Sein Spott hob sich, aber auch sofort ein Wärmeres, Stärkeres, Hitziges und Sinnliches, das dennoch mit dem Guten und Tüchtigen, mit der Kraft seines Lebens und Leibes verbunden schien ... Er lachte, summte und marschierte fest im Takt stolz die Beuthstraße hinunter.

In der Tat, er brauchte noch heute einen guten Bleistift und vielleicht auch ein Stück Gummi und jedenfalls ein Schächtelchen mit Reißnägeln! In der Kommandantenstraße, in der Nähe der Alten Jakobstraße, stellte er das mit Bestimmtheit fest. Man konnte es mal bei Frau Alwine Roedebeck versuchen. Ein altes, renommiertes Spezialgeschäft! Sie hatte wahrscheinlich einige vortreffliche Qualitäten auf Lager. Gedacht, getan.

Schön — da war also das dürftige Lädchen, friedlich und bescheiden beleuchtet. ‚Wie werde ich energisch?' ‚Der Umgang mit Geistern.' ‚Wie bestimmt man das Geschlecht der Kinder?' Nein, davon konnte er nichts brauchen. Kling! machte die Tür. Felix Wieland war es warm vom Gehen oder von den Meditationen über seine Einkäufe. Er nahm sehr höflich den steifen Hut ab und verbeugte sich sogar flüchtig, als beträte er Hanna von Wiedeborns Salon.

„Guten Abend," sagte er.

Die kleine Frau Roedebeck legte den Strickstrumpf weg, zog die Brille von der Nase und erhob sich, wobei sie nicht viel größer wurde. „Was steht zu Diensten?" Sie erkannte ihn nicht. Er war nur als Junge hier gewesen, um Löschblätter, Federn und Hauchblätter zu kaufen.

„Ich möchte einen Bleistift haben. Bitte — ganz weich — B — oder noch weicher. Ja, führen Sie ‚Castell'?"

„Jawohl," sagte die kleine Frau Roedebeck ruhig und brachte einen prächtig polierten Kasten mit Glasscheibe zum Vorschein.

Felix Wieland begann zu wählen und den goldnen Aufdruck der Stifte zu lesen. Dabei fiel ihm mit plötzlichem Widerspruch ein, daß er eigentlich mit seinen Bleistiften daheim noch leidlich beiwege wäre. Gummi brauchte er schon gar nicht, und Reißnägel...

Digitized by Google

Doch er wählte zwei Stifte von verschiedenen Härten oder Weichen und fragte dann rasch: „Gummi, Frau Roedebeck?“

Die Frau sah auf und betrachtete den feinen Kunden. Sie hatte ihn für einen Einkäufer oder Reisenden oder jungen Chef einer der Firmen in der Nähe gehalten, der hier rasch vorbeikam. Aber was wollte er mit einem Gummi? Na, wenn schon. „Steht zu Diensten,“ sagte die Firma Roedebeck und praktizierte einen neuen Kasten auf den Tisch. „Soll es was Besseres sein?“

Felix prüfte und wählte unter dem knappen Vorrat. „Kostet?“ fragte er.

„Dreißig Pfennige.“

„Ein Stück. Und dann Reißnägel, Frau Roedebeck?“ fragte der elegante Herr mit festerer Stimme und sah die kleine Dame an.

„Ich kann Ihnen Stahlzwecken geben,“ antwortete die Frau und musterte ihn noch einmal schärfer. Wieso bloß immer: ‚Frau Roedebeck‘?

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“

„Nein, mein Herr. Wohl aus der Kommandantenstraße?“

„Stallschreiber, Frau Roedebeck. Stallschreiberstraße.“

„Mir war doch so,“ log die kleine Frau Roedebeck höflich. „Reißzwecken?“

„Ja, wenn Sie so freundlich wären. Ein Schächtelchen, für zehn Pfennige.“

„Sind die recht?“

„Vollkommen. Ja — lange her. Für zehn Pfennige bitte. Es genügt. Ich war, glaube ich, schon als Junge eifriger Kunde hier. Natürlich handelte es sich um Kreisel oder Murmeln oder mal ein Heft und Abziehbilder, das waren so die Standardartikel. Ich sehe, daß Sie sich kaum verändert haben. Sind Sie zufrieden mit dem Geschäft? Mein Name ist Wieland.“

„Mir war doch so,“ sagte Frau Roedebeck wieder. ‚Der junge Mann vom Wielandschen Holzhof,‘ dachte sie.

„Ja. Immer mit der Zeit gehen. Und was macht Herr Roedebeck? — Bitte, alles in ein kleines Paket, ich steck' es dann in die Tasche. Hat er Glück gehabt mit einer seiner Erfindungen? Fräulein Käthe erzählte uns mal davon, sogar von Patenten. — Ich dachte immer einmal seinen Namen zu lesen . . .“

Die Lippen der kleinen Dame wurden schmaler. „Er ist gesund,“ sagte sie kurz.

„Das freut mich. Ich traf neulich Fräulein Münchhoff bei Wiedeborns. Sie macht sich da brillant . . .“

Die andre legte ein Gummibändchen um das kleine Paket. Ja — Käthe hatte davon erzählt. Einmal —.

„Grüßen Sie Fräulein Münchhoff von mir, Frau Roedebeck. Es kann sein, daß ich sie bald mal wieder sehe. Ich meine bei Wiedeborns. Ist sie schon daheim —?“

„Nein,“ sagte Frau Roedebeck und setzte die Brille auf, um das widerspenstige Gummiband an seinen Platz zu bringen. „Sie ist heute morgen mit Herrn Regierungsrat fort.“

„Was Sie sagen. Soso. — Wohin denn? Wo spricht denn Herr von Wiedeborn? Große Sache — wie?“

„In Kottbus.“

„Schade ... Danke sehr. Sehr schade. — Grüßen Sie bitte Fräulein Münchhoff von mir,“ sagte Herr Wieland und schob das Päckchen in seine Tasche. „Ah richtig — das hätte ich beinah vergessen.“

„Dreißig und zehn und sechzig. Macht eine Mark.“

„Da bekomme ich eine Mark zurück. Danke bestens. Also adieu, Frau Roedebeck, und empfehlen Sie mich. Da wird es wohl heute spät werden?“

„Möglich,“ sagte Frau Roedebeck ernst und widerstrebend. „Mit'm letzten Zug.“

„Da müssen Sie aufbleiben und noch Schnitten machen?“

„Sie ißt vorher mit Herrn Regierungsrat 'n Bissen. Das pflegt manchmal so.“ Es klang nun doch abweisend und unwillig.

Das pflegt manchmal so. Hm. Nein, das paßte Herrn Felix Wieland ganz und gar nicht. Das gab ihm sogar einen Stich. Dieser Wiedeborn mit dem Spitzbartmêlé, der polierten Mönchsplatte und den feinen Händen. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Daran . . .

„Guten Abend,“ sagte Felix kurz. „Bemühen Sie sich bitte nicht.“ Kling! machte die Tür wieder, die Anleitung zur ‚Geisterkunde‘ und die ‚Macht über Frauenherzen‘ fingen an zu tanzen. Dann stand Felix Wieland wieder draußen in der häßlichen, kalten, schlecht beleuchteten Alten Jakobstraße. Am liebsten hätte er das Päckchen der Dame Roedebeck mitten auf den Damm geworfen. So enttäuscht und ärgerlich war

Digitized by Google

er. Was hatte er überhaupt hier gewollt? Es war sogar eine Dummheit, daß er seinen Namen da drinnen genannt, als hätte er der alten Frau damit eine Freude machen wollen! . . . mehr als sinnlos!

Die aber saß schon wieder friedlich auf ihrem Stühlchen und strickte. Hm — hm. Wieland. Wie war ihr doch? . . . Wieland. Was war doch mit ihm? — Er taugte nicht viel. — Hm. Aber daß er hier 'reinkam, konnte bloßer Zufall gewesen sein. Und zehn Silbergroschen auf ei'm Brett waren auch kein Pappenstiel! . . .

* * *

Der Frühling war sehr heiß. Auf den Plätzen flammte es rot, blau und gelb aus überquellenden Blumenkörben. Betagte Blumenweiber spritzten mit aufgeblasenen Backen. Gewalttätige Burschen streckten die Fäuste vor und flöteten mit heiser grölenden Stimmen: „Immer noch die ersten Frühlingsgrüße! . . . Duftige Lenzboten, meine Damen — zehn Fenje der Stiel!! — Die ersten duftigen Frühlingsboten, meine Damen! . . ."

Heute abend hatte sich Käthe Münchhoff die hübschen Finger müde geschrieben. Es war ein großer Abend gewesen, auch für Käthe. Er hatte ein flackerndes Licht schon durch viele Wochen vorausgeworfen und gerade in ihr eine Fülle von drängenden Erwartungen und Gedanken geweckt.

Die Vereinigung für sozialwissenschaftliche Forschung hatte Herrn von Wiedeborns Buch mit einem Ehrenpreis, der alle fünf Jahre verliehen wurde, bedacht. Der Vorsitzende der Gesellschaft, eine Exzellenz mit verjährtem Frack und verknitterter Hemdbrust, auf der farbige Ordensbänder lagen, hatte es am Schluß der heutigen Festsitzung verkündet. Er hatte die große Arbeit Wiedeborns für ein Standardwerk erklärt, für d a s Buch über die gewaltigste und wichtigste soziale Frage.

Der Regierungsrat hatte natürlich von dieser Sitzung und ihrem Verlauf gewußt, denn es war mancherlei durchgesickert, und er hatte ein paar vertrauliche Besuche empfangen.

Es war eine Zustimmung von obenher, wo man seinerzeit Herrn von Wiedeborns Wirksamkeit nicht hatte tolerieren wollen. Man hatte sich inzwischen einander genähert. Das freute Herrn von Wiedeborn. Denn die drei- oder viertausend Mark in Gold und die silberne Plakette der Gesellschaft konnten bei ihm nicht sonderlich ins Gewicht fallen.

Hanna war erkältet und hatte dem feierlichen Akt nicht beiwohnen können. Aber Käthe war stolz. Auch sie hatte von dem Kommenden gewußt, denn Wiedeborn, so gut er schweigen konnte, war auch beweglich und vertraute ihr gern.

Nach der heutigen Sitzung schüttelte man sich die Hände, klopfte sich die Schultern, während Käthe ihre kleinen losen Blätter auf den Knien schichtete und daran dachte, daß sie ihrem Herrn und Meister doch auch gratulieren müßte. Ihre Wimpern blieben während dieser ganzen Zeit gesenkt, und auf ihren Wangen lag ein fieberiges Rot.

Was hatte ihr der Regierungsrat einmal in einer guten, siegessicheren Stunde versprochen? ‚Den Raub teilen wir, Fräulein Münchhoff! Den Preis! Sie sollen ihn meinetwegen ganz haben! Lassen Sie mich nicht träge und unlustig werden. Wir m ü s s e n fertigwerden!' Und Käthe hatte zu immer derselben Stunde an dem kleinen Tisch mit ihren gespitzten Bleistiften Platz genommen, sie war oft eine halbe oder ganze Stunde früher gekommen, sortierte die Post, legte sie zurecht und zurück und unterbreitete das Zeitraubende oder weniger Wichtige erst nach der Diktatstunde ihrem Herrn. Das geschah ganz methodisch. Er merkte die gute Absicht, duldete sie, obwohl er sein rasches Versprechen vielleicht schon wieder vergessen hatte, — lächelte und freute sich! Ja, es machte ihm Spaß und Lust. Nicht bloß ihre Anwesenheit, die immer etwas Erfrischendes hatte. Auch die Gesammeltheit und Bestimmtheit ihres feinen, schweigenden Willens teilte sich ihm mit, erhöhte geradezu seine Arbeitsstimmung. Er entsann sich keiner zweiten so leicht produzierenden Periode während seiner langen Arbeitszeit. Das mußte er rückhaltlos anerkennen.

Käthe trat an den kleinen Kreis um Wiedeborn heran. Sie wollte sich zugleich verabschieden. Und da kam ihr Herr von Wiedeborn schon lächelnd einen Schritt entgegen, stellte sie den Geheimräten und ihren Damen vor und rühmte laut ihre Mitarbeiterschaft. Sie waren alle herzlich und zwanglos zu ihr, als wäre sie ihres-

Digitized by Google

Bildnis des Kardinal-Erzbiſchofs von Mainz
Albrecht von Brandenburg

Gemälde von Lucas Cranach

(Im Beſitz des Deutſchen Kaiſers)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

gleichen. Käthe ließ sich's gefallen und sah die Herren und Damen mit ihren klugen, klaren Augen an.

Sollte man so jung und angeregt auseinandergehen? Tut — tut! riefen die Hupen in fröhlicher Feierlichkeit durch die Straßen, und bald darauf hielt man heiter und erwartungsvoll vor einem Hotel Unter den Linden und ließ sich's in einer prächtigen Saalnische wohl sein.

Käthe war derlei schon gewöhnt. Meist freilich hatte es sich um ältere Damen und Herren gehandelt, die bald müde wurden. Sie ließ sich's heute doppelt gefallen. Sie saß unten, zwischen der Jugend, und das Leben glitt auf Samt! Sie gab sich mit der ihr eigenen Anmut, mit freier, oft lächelnder Nachdenklichkeit, als lege sie kein großes Gewicht darauf. Man stieß an. Manche der jungen Damen schien nach ihrer Freundschaft begehrlich zu sein; ach, in der Alten Jakobstraße würde sich das wohl bald wieder legen! In irgendeiner Ferne zirpten mit gedämpft zerrissenem und getupftem Ton die Geigen.

Endlich, ein gutes Stück nach eins, erhob man sich und stob eiligst und erschrocken über die späte Stunde auseinander.

Wiedeborn war noch immer in vortrefflicher Stimmung. Draußen an der Bordschwelle stand sein großes Auto und zitterte. Die Nächte waren noch erheblich kalt, ihnen beiden aber war warm und heiß. Da sollte man noch etwas schwatzen, ausklingen lassen und noch ein Zigärrchen rauchen. Sollte er dieses Fräulein Münchhoff da in ein fremdes Auto sperren? Ah was! Man fuhr einen kleinen Bogen, wie man es schon oft getan hatte, und setzte sie in der Nähe ihrer Wohnung ab. Fritz wußte Bescheid.

„Kommen Sie, Kind!" Wiedeborns rasche Energie nahm sie bei den Schultern. „Ich fahre Sie ab. Schwatzen wir noch fünf Minuten! Hören Sie, Fritz, wir wollen Fräulein Münchhoff heimbringen. Bis an die Ecke, wissen Sie."

„Jawohl."

Er schob sie hinein. Und das Auto surrte und sprang los.

So saß man denn noch eine Weile eng beieinander und freute sich darüber — fast so, als wäre dieser Abschluß unumgänglich nötig gewesen, eben als Abschluß, als letzte, abklingende Vertraulichkeit. Man erlebte es nicht zum erstenmal . . .

Hatte sich Käthe etwas vorzuwerfen? Nicht viel. Aber sie hatte eine Art, gelegentlich den Blick zu heben und zu senken, die noch erheblich ältere Leute aus der Fassung zu bringen vermocht hätte . . .

Sie fuhren.

Ein Gesicht tauchte plötzlich vor ihr auf. Felix Wielands stolzes Gesicht mit dem weichen Mund, der sie gerade entzückte. Ob er heute wieder um drei Uhr an der Untergrundbahn vorübergegangen war? Ob er gewartet hatte? Sie lächelte. Sie wünschte fast, daß er gewartet hätte! Sie hätte lachen und leise frohlocken mögen. Und dann erschrak sie wieder. Weg. — Fort damit! Das war nichts! Konnte nichts sein!

Da gäbe es am Ende noch ganz — Andere, wenn man darauf aus wäre! Unvergleichlich Andere, die ihre Verdienste sichtbarer trügen, daß nicht die leiseste Geringschätzung sich an sie heranwagte. In deren Nähe man sich ruhig und geborgen fühlte, fern von jeder Erregung — jeder — — fast jeder —! und doch zufrieden und behaglich atmete . . .!

Ihre Stirne flammte jetzt, und sie wandte den Blick starr ab. Ihre Gedanken sprangen wie der Wagen. Dabei blieben ihr Gesicht und ihre Haltung unbeweglich.

. . . Was indessen wollte Herr von Wiedeborn von i h r? Er wußte das wohl selbst nicht so genau —. Aber sie erriet etwas mit ihren hellsichtigen Nerven. Und es stand vielleicht nur bei ihr, lag in ihrer Macht, in ihren Händen, seinem Wünschen und Wollen die Richtung und ein Ziel zu geben. — Wohin? Was für ein Ziel? Gar ein ernsthaftes? Vielleicht mit der Zeit — —! Und Hanna? Es gab so einen letzten Trieb. Eine Johannisglut! . . . Sie hatte hier und da ihre Zeit und Kraft genützt. Ganz im geheimen. Es hatte stumm gewittert zwischen ihnen. Etwas von der alten Schwäche war in dem Herrn aufgestanden, stumm, respektvoll und . . . zaudernd! Sie stand seinem Haus zu nahe. Das war gefährlich. Man war fertig damit — fertig! Sollte es sein! — Hatte sie es ein bißchen darauf angelegt? Bloß auf Frauenart, aus Eitelkeit und doch — Lockte sie nun doch eine proletarische Art Lust am

Digitized by Google

Abenteuer? Man wurde seine Ur-Instinkte vielleicht niemals ganz los . . .

Oder zielte sie nicht ganz so hoch? Bloß auf ein vergänglich' und gefährlich' Spielchen . . .? Er war reich. — Er hatte sie einmal nach ihren Plänen gefragt . . . ‚Was nutzen die?' hatte sie geantwortet und leise gelacht. ‚Jeder Mensch hat Pläne.' Und dann hatte sie nach einigem Bedenken gesagt: ‚Ich sah einmal in einem Journal ein Bild der Madame Paquin in Paris. Sie wissen. Sie stand inmitten ihres Modereichs und ihrer Damen. — Da dacht' ich mir' — Käthe hatte gezaudert und im Sitzen langsam die Hände unterm Kinn getrennt und wieder gefaltet — ‚wenn man das einmal schaffen könnte.' — ‚Das würde Ihnen Befriedigung gewähren? Haben Sie denn eine Ahnung von diesen Dingen?' — ‚O ja. Ich habe sogar dafür einmal während einer kurzen Zeit gearbeitet, bei Madame Pétrus Unter den Linden. Ich hatte gerade Zeit d. h. keine Stellung. — Aber es wurde mir zu teuer. Und dann wurd' ich krank und mußte wieder ins Joch.' — ‚Und Sie würden es können?' — ‚O gewiß. Z. B. Hüte — mein Steckenpferd! Ein Kinderspiel, überhaupt keine Arbeit. Man hat Augen und Hände und lebt in Berlin!' — ‚Sieh, Sieh! Aber vorläufig dürfen Sie mir durchaus nicht fort, Fräulein Münchhoff! Sie wissen, wieviel mir an Ihrer Hilfe liegt. Und nun müssen wir wohl die Blätter da rasch übertragen!'

Ihr einziges Kapital vor den Menschen war ihr Zauber. Sollte sie sich nicht eine geschmeidige Waffe daraus machen dürfen? Das taten doch auch andere Frauen, sie nützten ebenfalls ihren Zauber! Klug und — herzlich. Eine Abenteuerin? Nein — nicht so plump. Nicht so . . . Nur ein beweglicher Mensch, der das Leben liebte und die Niederung haßte und der auch mit geheimer, oft stürmischer Inbrunst nach den geistigen Möglichkeiten und Unwägbarkeiten verlangte, wie sie nur des Lebens Höhe üppig darbot. Nun gerade! Sie wäre eine Närrin, würde sie ihr Licht unter den Scheffel stellen!

O, dieser impulsive Herr da würde ihr schon weiter helfen. Hatte er es ihr nicht einmal versprochen? Seine Freude über sie und ihren Eifer war immer wärmer und sichtlicher geworden. Sie lächelte jetzt und netzte die roten Lippen mit der Zunge. Er war reich. Jenes Gespräch über Madame Pétrus fiel ihr von neuem ein. Und dann die Unterhaltung über den ‚Preis' . . .

„Sind Sie müde, Fräulein Münchhoff? Ich sah, wie Ihr Bleistift vorhin flog!"

„Ich bin nicht müde, Herr Regierungsrat."

„Woran denken Sie?"

Sie schwieg. Und Herr von Wiedeborn fragte, ob er sich noch ein Zigärrchen anzünden dürfe. Er tat es dann mit wachsendem Behagen, sein goldnes Feuerzeug flammte auf, und ein feiner, würziger Duft begann sie beide zu umziehen.

Die Nächte waren in der Tat noch kalt und brachten Frost, so daß die Scheiben des Wagens beschlugen. Die Charlottenstraße war leer. Eine strahlende Bahn surrte vorüber, der Schaffner stand breitbeinig und wippend auf der hinteren Plattform und fühlte sich einsam in dem schwach gefüllten Wagen. Der Regierungsrat aber schmiegte sich tief in seine Ecke, so daß er Käthen sehen konnte, und genoß dabei den Nachhall seiner Freude. Das gute feine Kind! Das Buch, das der Vereinigung im Manuskript vorgelegen hatte, war im Druck. Auch die Schlußkadenz, wie sie es beide fröhlich nannten, war im Satz. Die Korrekturbogen kamen, und sie lasen sie beide mit Eifer. Käthe war wie ein Spürhündlein auf Druckfehler aus. Ja, es waren schöne, köstlich erfüllte Tage. Wer hätte je gedacht, daß man diese Dinge mit so neuen Sinnen und so großer Genugtuung hinnehmen würde? Der Mensch blieb bei Gott immer derselbe. Kein Alter, keine Gewöhnung, kein Besitz, kein Erfolg stumpften einen völlig ab! Es konnte immer noch eine Steigerung und ein reines Erleben geben. Johannistrieb? — — Auch in anderer Hinsicht?! — Er wies es etwas hastig ab.

Wiedeborn sprach jetzt zu Käthe darüber. Die kleine schlanke Importe duftete, der Wagen zitterte, und Sekt und Freude und eine dunkle, unnennbare Erregung glühten in seinem Blut. Sein spitzbärtiges Gesicht war belebt. Er begann von den neuen Bogen zu plaudern, die morgen kamen, von der Exzellenz im schäbigen Fräcklein und mit knittriger Hemdbrust und von dem — Preis. Sie war bloß Echo. Es waren rückhaltlose, behagliche, fein erregte Monologe. Das

Digitized by Google

war seit vielen Monaten so zwischen ihnen, und er genoß es wieder.

Ja, der Preis! Und nun zuckte es in Käthens Augen und Herzen. Sie blickte langsam und fest Herrn von Wiedeborn von der Seite an und lächelte.

Der sah den Blick, der stark zu ihm herdrang und etwas in ihm umschnürte. „Was ist, Kind?" Und er richtete sich auf. „Wie? Was? Amüsiert Sie der alte Herr, der wie — wie ein Jüngling schwatzt — wie?"

„Nein, Herr Regierungsrat. Das gehört doch zu Ihnen. Wer nicht mehr elastisch und empfänglich ist, der sitzt hinterm Ofen. — Sie — sind ja gar nicht alt — in nichts —!"

Wiedeborn lauschte. Das tat ihm wohl! Der Wagen glitt zwischen Dämmerung und Licht, und mitunter tauchte ihr reizendes und seltsam ernstes, perlenblasses Profil scharf umrissen auf, und mitunter verschwamm es noch entzückender. Eine noch wärmere, heißere Welle flutete in ihm auf und zu ihr hin, eine Welle der Anerkennung, der herzlichsten Freude und der ritterlichen, beglückten Bewunderung. Und — er stutzte und räusperte sich, jäh verwirrt in der Tiefe und heiß besorgt. In seinem Alter verwischten sich leicht die Grenzlinien gewisser Gefühle.

Käthe aber lächelte, und ihre Hand streifte bei einer zufälligen Bewegung seine Hand und blieb liegen.

„Nun?" fragte er. Und er überlegte: bei welchem seiner Worte hatte sie plötzlich gelächelt? Es war etwas in ihr aufgeblitzt — freudig und dann spöttisch. Er hatte es deutlich gesehen! Mitunter schoß so das Temperament und die Schelmerei in ihr hoch. Und nun sah sie vor sich hin und war nur mit sich selbst beschäftigt. Vielleicht verlegen — vielleicht auch trotzig und erregt. — War sie eine Schelmin?

Und plötzlich fiel es ihm ein, und er lächelte und lachte dann herzlich, um die schwere Spannung abzuschütteln, und mit feinem, wärmelndem Behagen. Der Preis . . .! Bei dem Preis hatte sie gelächelt. Der Preis . . .! Wann hatten sie darüber gesprochen? Richtig — einmal — mehrmals, spöttisch, neckend, andeutend und anfeuernd. Er hatte es vergessen oder er hatte bloß so getan und es mit gutem Grund vor sich selbst versteckt. War sie so ehrlich, so kindhaft, eine so unverbrauchte Natur, daß sie nichts vergaß und auch ein scherzhaftes Versprechen für ein ganzes nahm — so glühend, ernst und eifrig dem Leben zugewandt?

Er lachte wieder, und Käthens Wangen brannten, ja, um ihren roten Mund zog sich ein schmälender, trotziger und doch ihrer selbst spottender Zug. Und darauf lächelte sie von neuem. „Was hab' ich getan?" fragte sie und hob wieder den grauen heißen Blick zu ihm hin.

„Nichts! — Nichts! — — Sie großes entzückendes Kind!" Und sein Lachen wurde fröhlicher, weil es seine Angst übertäuben sollte.

Auch Käthens Herz schlug bang und zog sich zusammen. Die Stunde war willig. Greif zu! rief ihm das Leben zu. Halt fest! rief ihr Instinkt, das Geschick, die Stunde. Waren sie nicht alle Schelme im Lebenskampf? Männer und Frauen? Fein oder grob? Die Frau war die beweglichere, menschlichere, an ihr wurde es am leichtesten offenbar. Der Kampf wählt die Waffen.

Aber nun war er ernst, da auch sie mit einem empfindsamen Vibrieren die Brauen hob und den Kopf zum Fenster wandte, als täte ihr etwas weh. Nein — das nicht. Er wollte sie nicht kränken. Heute am wenigsten.

„Kind —"

Was wollte sie? durchschoß es sie wieder. Den Preis und mehr? Den andern selbst? Die Gabe der Stunde — egal! Nicht Geld, nicht Reichtum bloß um seiner selbst willen — und doch die Fülle und ihre Sättigung, ihren Glanz und Duft und köstlichen Gehalt. Oder wenigstens ein Teilchen von allem, ein Stück davon.

Sie schwieg.

Und dann nahm er ihre Hand, die weich und schmal, die warm und unbekleidet war. Sie zitterte plötzlich.

Und da drückte er die Hand und streichelte sie; und dann küßte er sie . . . Und schließlich sagte er leise: „Und dann wollen Sie fort? Sie sollen nicht, dürfen nicht! Mademoiselle Münchhoff — Madame Paquin! Es soll ja kein Spaß gewesen sein, das Versprechen, vorausgesetzt, daß es keine vage Phantasterei war und ist — wie? Versprechen Sie sich denn wirklich etwas davon, wollen Sie es fest und furchtlos mit den hübschen

Digitized by Google

Händen anfassen? Aber Sie sollen nicht fort, Fräulein Käthe!" — —

Sie rührte sich nicht. Sie wandte ihm auch den Kopf nicht näher zu. Ihr Herz schlug federleicht — in Angst vor dem, was sie gewünscht hatte. — Man schloß die Augen und sprang; sie würde schon nichts verlieren. „Sie sollen mich nicht falsch verstehen, Herr Regierungsrat! — Ich — nun ja, ich hab's bloß nicht vergessen."

„Sie Kind," sagte er wieder. Ihre Braue hob sich. „Und ich soll Sie dann verlieren? — — Fräulein Käthe, das würde mir in der Tat schwer fallen! Einer andern diktieren, einer Fremden, mit der man nichts gemein hat, nichts besprechen kann. Dann hätte dieser Tag doch auch einen heftig schmerzenden Stachel — einen bittern Wermutstropfen gebracht."

„Es kann ja auch so bleiben," sagte sie leise und wollte ihm sacht die Hand entziehen.

„Sie haben mir die Luft mitunter leicht gemacht — reicher, Sie wundervolles Kind — —"

Und er streichelte die feine Mädchenhand wieder und plötzlich küßte er sie noch einmal. Und dann plötzlich ihre Wange — ihren Mund.

Käthe erschrak von neuem bis ins Herz, bis in die Knie. Sie hatte Furcht, und ein jäher Taumel faßte sie. Sie dachte an Felix Wieland, der ihr in diesen Tagen zuweilen verblaßt war und dem ein andermal all das Starke, Gesunde, Ursprüngliche ihres Wesens zudrängte in bangem, natürlichem Jubel. Alles Leben in ihr war noch eingedämmt, nie befreit. Dennoch schwindelte ihr. Sie dachte an Hanna. An das Haus in der Meinekestraße. Sie war toll. Meinte er es gut — ?

War sie eine Schelmin? Sie wußte es nicht mehr. Eine, die mit dem Leben rang ... Ihr Herz war zerspalten — und eiskalt.

Lichter huschten. Die Blumen in den Vasen am Fenster dufteten welk. Die Hand des impulsiven Herrn löste sich mit einem langen, bebenden Druck los. Und die hohe Welle sank allmählich wieder zurück. Das Spiel, das diese Tage und Wochen durchzogen hatte und nun durch die festliche und heiße Stunde aus huschendem Dämmerlicht ins Grelle getreten war, war zu groß, zu kühn, vielleicht gefährlich und — sträflich. Und erst recht der Ernst!

„Wir werden es im Auge behalten," sagte Herr von Wiedeborn leise. „Ich will gewiß nur Ihr Allerbestes. Wer sollte es nicht wollen?" Und plötzlich sagte er leise und schmerzlich-ehrlich: „Schade, daß man nicht jünger ist! — — Ich habe Sie gern, Sie liebes Kind. Ich habe Sie unaussprechlich gern. — — Ich werde es nun verwinden müssen!" — —

Und dann hielt der Wagen. Fritz stieg ab und öffnete.

Käthe erhob sich mit gesenkten Lidern. Für den Bruchteil einer Sekunde zögerte sie. Scheu, auch für ihn. Dann gab sie ihm schlank und demütig die Hand.

„Gute Nacht."

„Gute Nacht, Sie liebes Kind. Ich schreibe Ihnen." Er drückte noch einmal diese Hand. Er grüßte ernst. Und Fritz zog die Mütze bis zur Schulter.

⁂ ⁂ ⁂

Käthe blieb bis zum Anfang der neuen Woche zu Haus. Der Regierungsrat hatte ihr ein paar Zeilen geschrieben, in denen er sie bat, daß sie sich nach den scharfen letzten Wochen einige Erholung gönnen sollte. Übrigens müsse er noch auf ein paar Tage verreisen.

Sie war am Morgen wie immer zwischen sieben und acht Uhr erwacht und hatte dann erstaunt und mit einem schwachen Fieber im Blut noch eine Weile gelegen. Hatte sie es geträumt? Nein, es schien Wirklichkeit gewesen zu sein.

Und dann hatte sie sich erschrocken aufgerichtet, während sie den prächtigen Zopf hochnestelte und ein paar Nadeln von dem Tischchen neben dem Bett nahm. Sollte sie sich freuen? Sollte sie sich ängstigen oder erbittern? Aber gegen wen? Und als sie aufsprang, stieg, wie losgerüttelt durch diese starke, jugendfrische Bewegung, von neuem die Spannung und Qual in ihr hoch.

Die kleine Frau Roedebeck hatte sich gewundert. „Gehst du denn nicht fort, Käthe?" Denn Käthe schmauste behaglich ihre zwei Schrippen zu ihrem Kaffee.

„Nein, Tante Alwine. Heute nicht. — Auch morgen nicht. Ich habe Urlaub. Es ist bei dem Regen ganz angenehm!"

Digitized by Google

„Ist etwas los?“ hatte die kleine Frau Roedebeck mit einem raschen, mißtrauischen Blick gefragt. Denn sie hatte es nun schon häufiger erlebt, daß Käthe so plötzlich daheimblieb und ihre schweren Sorgen verbarg.

Dann war Herr von Wiedeborn nach seiner Rückkehr aus Hamburg noch ein zweites Mal auf kurze Zeit fortgegangen. Käthe aber war inzwischen wieder in der Meinekestraße erschienen, wo man sie freundlich aufgenommen hatte. Sie tat wieder ihren Dienst, der freilich nur knapp bemessen war. Am Nachmittag war sie meist daheim. Es regnete von früh bis spät, daß die Fensterbleche dröhnten. Auch heute saß Käthe in der kleinen dämmrigen Berliner Stube. Sie war nach Tisch ans Fenster gerückt, weil man da am besten sehen konnte. Sie hatte sich ein paar Stühle herangeschoben, um eine Ablage zu haben. Es war immer wieder etwas Neues, wenn man ohne Tagesbürde aufstand und dann den halben Tag und seine Helligkeit für sich selbst hatte zu allen möglichen Dingen. Sonst stichelte sie nur des Abends, oft bis in die späte Nacht, so daß die kleine Lampe streikte und Käthens Gewissen schlug. Das Liter Petroleum war teuer, auch wenn man kein ‚Salonöl‘ brannte. Sie las auch oft mit heißem Hunger und Gesicht. Man vergaß Müdigkeit und Zeit dabei. Dann wieder probierte sie vor dem Spiegel an, paßte und steckte und merkte nicht, daß das Zimmer kalt wurde und daß ihre nackten, weißen Arme und ihr Nacken schauerten. Die Stille war groß. Es gab keinen Kurfürstendamm und keine Alte Jakobstraße mehr, nur eine Stätte, auf der man sich's wohl sein ließ!

Sie mußte jetzt oft an die Wochen im Salon der Madame Pétrus denken, wo sie einmal in stellenloser Zeit eine Weile gelernt hatte. Ihre Blicke waren wie Füchse durch die Ateliers gelaufen und hatten alles erspäht, Handgriffe und Kniffe, und ihre geschickten Hände hatten sich in hitzigem Eifer geregt.

Man hätte sich, weiß Gott, von allem Anfang an dazu entschließen sollen. Sie würde ohne Mühe das Hübscheste und Geschmackvollste zustandegebracht haben! Ein einziger Gang an Läden hin, ein kühner Blick in eine Hotelhalle gaben einem Anregung in Fülle. Sie konnte sich in jede Frau hineindenken, denn auch diese Gabe gehörte dazu! Nein, es war in der Tat kaum eine Arbeit. Dazu ein feines Lädchen mit Teppichen und Sesseln, mit hohen Spiegeln und leisen, andächtigen Stimmen, und dahinter eine helle Arbeitsstube. Träume . . .! Die kleine Tante Roedebeck hatte damals gemeint: es hätte was sehr Ungewisses und auch Unsolides — und sie dachte dabei an die oft leichten Sitten gewisser Ateliers. Alle Kunst war leichtsinnig! Aber oft noch hatte sie die starke Lust gepackt, wenn sie so ein glänzendes Geschäft betrat, sich ebenfalls hier zu regen, womöglich an der Spitze. Freilich, das waren Gipfel. Aber schreckte Käthe etwa vor Gipfeln zurück? Sie dachte gar nicht daran.

Und Käthe Münchhoff erhob sich und setzte sich das barettähnliche Gebilde aufs dunkle Haar. Doch sie sah sich plötzlich in die Augen, starr und hart. Wie sie glänzten! Und sie wurde langsam rot.

Die Hämmer im Hof pinkten und dröhnten. Ein schriller, blessierter Leierkasten dudelte und quäkte. Oben zogen tiefhängende Wolken hin. Und es wurde ganz finster.

Da kam das Selbstbesinnen noch stärker über Käthe. — Was würden die nächsten Tage bringen — vielleicht der nächste Morgen schon? Denn heute früh war Herr von Wiedeborn abermals zurückgekommen. Sie hatte ihn bereits gesehen und ihm Vortrag gehalten. Er hatte auch wieder ein paar Andeutungen gemacht. Vielleicht jedoch vergingen noch — Wochen!

Das war ihr unbehaglich, das reizte sie in ihrer Ungeduld! Zum Warten hatte sie von Haus aus die geringste Anlage. In ihr trieb und siedete es um so stärker, je mehr sie sich äußerlich beherrschte. Sie hätte immer aufspringen und irgend etwas Förderſames unternehmen und jedenfalls rastlos sich regen mögen.

Nach jenem Abend hatte sie erst geglaubt, daß es das Ende wäre: daß sie sich nun wieder nach einer neuen Beschäftigung umsehen müßte. Das hatte sie erbittert, für Augenblicke ganz aufsässig gemacht. Sich wieder an neue Menschen gewöhnen müssen, an ihre Art oder Unart, in Abhängigkeit und Fron, — gräßlich!

Digitized by Google

Sie war des müde! In ihr eingeschlossen wie ein stürmisches Wasser war ihr Leben und Streben, die schlanke Kraft ihres Leibes und ihrer Seele. Und nun bot sich am Ende immer nur der Alltag, das Mittelmaß, und suchte sie zu bezwingen.

Käthe legte den Kopf zurück. Ihr Gesicht war blaß, und die Wimpern beschatteten es noch tiefer. Ihre Haut brannte. Sie dachte an die Szene im Auto, die wie ein Blitz oder wie mit einem trotzigen Lächeln herangekommen war.

Und — dann — dann sah sie ebenso plötzlich wieder Felix Wielands dreisten und bewundernden, seltsam heischenden Blick vor sich, und da floß und goß sich noch wärmeres Blut durch ihren Leib.

Ihre Hände schimmerten matt, weiß und willenlos. Sie ließ sie sinken, und Schere und Fingerhut klirrten zur Erde. Mochten sie. Eine schwarze Hoffnungslosigkeit nach jachem Aufschwung war in ihr, wie sie sie kaum noch gekannt. Eine Müdigkeit und Schlaffheit, die dennoch voll Süßigkeit waren.

Sie schüttelte sie ab. Sie öffnete das Fenster. Es war die Wärme im Zimmer, die einen betäubte. Von draußen wehte es kühl und feucht herein. Die Hämmer schrien lauter; dazwischen tropfte und rauschte die Gosse und pladderte der Regen. Es war knapp vier und so dunkel, daß einem die Augen weh taten unter dem Druck.

Sie richtete sich auf. War sie trotz allem eine von unten geblieben — die auch mal eine Lust für sich haben wollte, mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele, ein volles, tolles Genießen — ein wirkliches Abenteuer, einen Rausch — eine Leidenschaft?... Oder war es bloß die dunkle, rote Reife ihres Blutes und ihrer Seele, die sie in fahrige und wirre Spiele verstrickte? Hier und dort — hier und dort — —

Der Fensterflügel klirrte durch einen Windstoß zu. Käthe erschrak heftig und schloß das Fenster wieder.

‚Ich werde Licht machen', dachte sie spöttisch. ‚Narren träumen. Besonders vor der Enttäuschung und vor dem Niederfall.'

⁂ ⁂ ⁂

Dann lief Käthe unter dem Regen hin. Sie atmete tief und schritt rasch aus. Sie lief die Oranienstraße hinauf. Doch dicht hinter dem Hospiz kreuzte leibhaftig Heinrich Nonnemann über den Damm. Bedeutete das etwas Gutes? Nun, er war doch keine schwarze Katze! Er sah sie gar nicht.

Mein Gott, was war mit Nonnemann los? Und wie kam er in diese Gegend? Er eilte. Er schien mit sich selbst zu sprechen. Nonnemann, der Gent! Und was das Schlimmste war: er trug ein Paket, das die Form einer riesigen Birne hatte, unterm Arm, er hielt den Schirm darüber, daß das Paket geschützt war, aber Hut und Mantel naß wurden. Er selbst würde sich mit seinem spöttischsten Lächeln beobachtet haben! Er hatte gewiß bei einem schäbigen Althändlerchen eine Gitarre erschachert und trug nun seinen Schatz hastig heim.

‚Jeder hat seinen Puschel! Adieu, verdrehter Nonnemann. Ich trete jetzt hier ein, um mir einige Meter Seidenband zu kaufen.'

Dann mußte sie weitergehen. Sie hatte nicht gefunden, was sie brauchte. Also wohin . . .? Vielleicht — drüben am Spittelmarkt. Sie brauchte nur rasch ein paar Gäßchen querdurch zu gehen. Sie billigte sofort ihren Entschluß und schritt noch eiliger aus. Nach einer Weile, als sie den Spittelmarkt schon vor sich flirren sah, sagte sie sich: ‚Es ist jetzt die Stunde, da ich sonst meine Nachmittagsfahrt antrat. Ich bin eine ganze Weile nicht hier gewesen. Nur zufällig, wenn es mein Weg verlangte.' Ihr Herz schien sehr gelassen zu sein.

Doch eben als sie um die Ecke bog, da sah sie wirklich in der Nähe der Untergrundbahn jemand herumspazieren, als wartete er bloß auf den günstigsten Moment, um den Straßenübergang zu wagen. Er hielt sich demnach nicht mehr bloß an gewisse An- und Abfahrtstermine, um seine Besorgungen hier herum zu machen. Sie blickte kühl und zweifelnd unter dem schräg geneigten Regendach hin. Doch Felix Wieland hatte sie sofort erkannt und zog auch gleich den Hut. —

Es plauderte sich schlecht unter zwei Regenschirmen. Man stieß sich mit den Gestellspitzen und wurde gestoßen. Felix klappte sein Dach zu. Wie es ihr ginge? Er hätte hier gerade zu tun gehabt, drüben in der Zigarrenhandlung — ja! an der Ecke, und an dem Zeitungskiosk. — Ob sie heute schon

Digitized by Google

zurück wäre aus der Meinekestraße? Er hätte sie seit einigen — seit gut zwei Wochen nicht gesehen. Sie wäre schon längst zurück, sagte sie lächelnd und sah über das glattrasierte Gesicht, das in letzter Zeit schmaler geworden schien.

Dann blickte sie groß über den Platz. Sollte sie ihm gar die Wahrheit erzählen?

„Ist denn kein Stuhl da — Stuhl da — Stuhl da —" sang ein gut aufgelegter junger Mann mit einem großen beweglichen Adamsapfel über dem Kragen und einem schwer gefüllten grünen Tragtuch, das Felix schmerzhaft an die Schulter stieß.

„Sehen Sie sich vor!" sagte Felix zornig.

„Nächstes Mal. Ick komm' in'ner kleenen Stunde wieder!" sagte der junge Mann mit dem Adamsapfel und dem Lodenhütchen.

Käthe lachte. „Ich muß da drüben hinein, in den Seidenladen, Herr Wieland."

„Kann ich nicht ein bißchen mitkommen?"

„Wenn Sie durchaus wollen. Es handelt sich bloß um zweieinhalb Meter Band!"

Ein ‚Rayonchef' mit Jet-Augen und schwarzem glänzendem Vollbart fragte in Verehrung, was die gnädige Frau befehle. „Band!" — „Erste Etasch' — bi' sehr!" Er war sehr vornehm. In der ersten Etage war es heiß. Man schob und stieß sich vor dem Tisch, so daß die beiden dicht nebeneinander standen. Käthe hatte eine liebenswürdige und entschiedne Art, sich durchzudrängeln, so daß sich sehr bald einer der Kartons vor ihr öffnete. Käthe wählte, und dann ging sie zur Kasse. „Haben gnädigste Frau gefunden? — Empfehl' mich gehorsamst," sagte der Rayonchef mit Verehrung und Gehrock. ‚Piefke!' dachte Käthe fröhlich im Jargon der Jakobstraße, und Felix lüftete kaum den Hut. Es schmeichelte ihm, daß das schöne Kind an seiner Seite als gnädige Frau angeredet wurde — als wessen gnädige Frau? Es fiel ein Strahl dieser geschäftsmäßigen Verehrung auch auf ihn.

„Nun muß ich rasch nach der Linkstraße," sagte Käthe und öffnete den Schirm wieder.

„Hm."

„Nein, da können Sie nicht mit, Herr Wieland. Es ist ein Ausverkauf."

„Ich weiß. Das steht ja alle Tage in der Zeitung: ‚Verschenkt wird eine Partie wundervoller Pariser Damenstrümpfe . . . entzückender Seidentrikots . . .'"

„Sie irren vielleicht."

„Ich irre durchaus nicht. Ich könnte ja unten warten, wenn Sie es verlangen."

„— Und Sie wollten fleißig sein!" sagte Käthe frisch ausschreitend, mit einem festen, kühlen Seitenblick. „Sagten Sie es nicht einige Male?"

„Ich bin es," antwortete er kurz und abweisend.

Nun gut. Sie tat keinem mit Absicht weh. Sie trieben mit dem Strom dahin. Oft Schulter an Schulter. Sie beschützte ihn gelegentlich mit ihrem Schirm, und es war warm in der Menge. Käthe hakte den Kragen ihres Mantels auf. Dann bog sie plötzlich ab und ging quer über die Straße, Felix folgte mit großem Schritt. Drüben war es leerer. Man fühlte wieder die Luft, konnte die Beine bewegen und spürte den Regen wie eine erfrischende Dusche im Gesicht.

Felix mußte unten bleiben. Sie schlüpfte mit gleichmütigem Gesicht in den Torweg. Aber auf der Treppe, wo sie den Mantel aufriß und nach den ersten raschen Schritten stehenblieb, fand sie es nicht ganz ‚ohne' daß er da unten auf sie wartete. Sie war sogar ärgerlich darüber. Also — sie würde da oben wählen, suchen und sich eine gute halbe Stunde beschäftigen, vielleicht trollte er sich von selbst. Geduld und Fügsamkeit waren nicht seine stärksten Tugenden. Es war ihm recht. Und auch — ihr!

Da stand er denn.

Der Regen pladderte und hüpfte. Die Elektrischen surrten blank von der Nässe vorbei, mit beschlagenen Scheiben und förmlich rauchend von der schweren, warmen Menschenlast. Er spazierte unter seinem Schirm. Sah sich Briefpapiere, Musikinstrumente, Würste und Kinderkleider an. Straß' auf und ab. Immer von neuem.

War es nicht Blödsinn, daß er hier wie ein Posten oder wie ein lammfrommer Bräutigam oder — in allen Nerven und Sinnen gespannter Liebhaber herumlief? Zu welchem Zweck? Er sah sie plötzlich da oben vorgeneigt mit dem spähenden Profil, sah ihre Finger in diese schmiegsamen Geheimnisse tauchen. Er öffnete seinen Ulster und blickte kühn und gleichmütig, als ginge er hier lediglich zu seinem Vergnügen spazieren, und hörte den Regen auf sein Schirmdach trommeln.

Digitized by Google

Sein Rücken und seine Handschuhe waren naß; das Wasser lief an dem Stock herunter. Felix wurde verstimmt. Das kam ihm leicht. Er kannte längst jede Wurst, jedes Buch, jeden Briefkarton, jede Darmsaite, jede Wollmütze in den Schaufenstern. Sie wußte doch, daß er hier wartete, und im nächsten Moment kam ihm ein furchtbarer Gedanke: Tat sie es mit Willen? Machte sie sich über ihn lustig?

Nun gut. Spaß gegen Spaß. Er sah nach der Uhr. Er wartete bereits annähernd dreißig Minuten. Er hatte genug. Er dankte bestens. Was fiel ihr ein? Wenn er so artig war, sie zu begleiten ... stark! Blech. Das war aller Frauen Art; dazu war sie hierhergegangen. Sie würde plötzlich lächelnd und naiv erhitzt aus dem Haus herauskommen. Es stand ihm auch besser an, wenn er sie bummlig und hartnäckig wieder in Empfang nahm.

Dreiviertel. Sie ist doch ein Balg. Er vertat hier seine Zeit. Arbeiten — arbeiten — wollte er nicht arbeiten —? höhnte er heiß sich selbst. Er reckte den schwülen Hals. Doch da kam sie plötzlich. Nicht erhitzt und gesprungen, sondern höchst gemächlich und mit einem ganz kleinen gerollten Paket. Er war einigermaßen verblüfft.

„Ich sagte es Ihnen ja. Aber Sie wollten nicht hören!"

„Das ist alles?" fragte er und wies auf das Paket.

„Alles. — — O weh!" Ja, es goß jetzt plötzlich wie mit Kannen.

„Gehen wir durch den Wannseebahntunnel," schlug Felix vor. Und sie liefen. Alles lief. Am Potsdamer Ringbahnhof oben an der Tunneltreppe machten sie wieder halt.

„So ein schöner Regen," sagte Felix nach einer Weile. „Sie haben doch nichts Eiliges vor, Fräulein Münchhoff?" fragte er fast schadenfroh.

„Ich habe immer etwas vor!"

Er sah spöttisch auf ihre Nase, auf der ein paar Regentropfen lagen. Die hatten es gut da. „Hören Sie meinen Vorschlag, Fräulein Münchhoff, es ist jetzt halb sechs. Wollen wir in ein Café gehen?"

„Nein, danke."

Der Regen rauschte nüchtern. Die Menschen rochen nach Kleidern und Schuhen. Man stand, trippelte und wartete, und Minute um Minute verstrich. Käthe reckte sich auf und raffte nach zehn Minuten zum zehntenmal versuchsweise den Rock.

„Wollen wir's wagen? Ich muß noch nach der Wilhelmstraße." Die größte Husche schien endlich nachzulassen und vorüber. ‚Ich werde eine Bahn nehmen und durch die Albrechtstraße fahren,' entschied Käthe bei sich und entließ ihn im voraus. Aber noch vor der Königgrätzer Ecke kam ein neuer Guß, daß die Tropfen auf den nassen Trottoirplatten hüpften. An ein Mitkommen in der Bahn war also nicht zu denken.

Dann aber saßen sie plötzlich im Kino am Potsdamer Platz. Sie waren untergetreten. Hatten die Schirme geschüttelt. Das Café nebenan war abgelehnt. Sie hatten gelangweilt das ausgehängte Programm studiert, denn Käthe hegte eine versteckte, naive Freude für diese Flimmerbilder: es war Leben, ein mehr oder minder schlechter Abglanz der Welt! Sie zauderte. — Aber weshalb? Sie war ein selbständiges Mädchen, das für sich selbst bezahlte, und Kino war Theater, man hatte sich vor der Tür getroffen; der Regen war schuld.

„Ich nehme selbst!" Die Markplätze waren leider besetzt.

Käthe legte stumm und verschlossen ab, die Nässe und das Laufen hatten sie noch mehr erhitzt, und dann stiegen sie hinauf. Vorn flimmerte es. Musik. Dunkle Köpfe. Dicke Luft. Man begriff nichts.

Es war voll. Alle wollten etwas erleben, eine Reise zum Maharadscha von Baroda machen, wünschten Aktion, Begebenheiten. Man saß Woche für Woche im Bureau gefangen, in Grau und Alltag, hütete Kinder, kochte oder langweilte sich. Man wollte mal einen Lebenswirbel mitmachen, exotisch oder inländisch, mit Leidenschaft, Haß, Verrat, Spiel, Eifersucht, Brand und Krieg. Man wollte lachen. Man verlangte nach Liebesszenen, die langsam und gefühlvoll gekurbelt wurden; es waren wirkliche Küsse, riesig vergrößert, mit einem Mienenspiel der Hingabe, daß einem selbst schwach wurde. Man war dabei, wenn der Kaiser einen Hirsch schoß, der Präsident von Haiti ein Schiff taufte — man stand auf du und du mit aller Welt, krönte und beerdigte, nahm Paraden

Digitized by Google

Hochzeit

Gemälde von Jan Steen

(Sammlung Markus Kappel, Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ab, empfing den King von Kambodscha. Kein Schutzmann wies einen weg. Man saß auf seinem Polsterstuhl, war ganz vornedran, ohne Ärger und Spesen.

Doch es fing wieder an: „Die Starke und der Schwache. Roman aus dem Leben."

„Ei wei!" sagte Felix, und ihm wurde nicht gut.

Ein prächtiger amerikanischer Papa, sichtlicher Millionär, jovial, in Rohseide und Panama, spazierte auf einer Schloßterrasse zwischen massiv silbernem Frühstücksgeschirr. Zwei riesige Doggen und ein fabelhafter Kammerdiener harrten seines Winkes. Man spazierte mit, goß sich aus der Silberkanne ein und behandelte den Kammerdiener wie ein Subjekt. Jetzt kam ein Auto die Parkallee herauf. Es kommt immer ein Auto und immer durch eine Allee! Damen sprangen heraus; eine alte und eine junge — das Leben bestand aus Rosen, Brüsseler Spitzen, Handküssen, Chippendalestühlen und Seidenbetten. Ein Brief: ‚Liebe Freunde! Toms Zukunft macht uns Sorge. Wollt Ihr ihn für den Sommer aufnehmen? Wir glauben an Euren und Eures Hauses Einfluß. Jack French.' Kitty, die Tochter, vernimmt es ernst. — Zweites Bild: Ein kummervolles Ehepaar. Tom, ein smarter junger Herr, glattrasiert und unzufrieden, schlaff — — Käthe Münchhoff bewegte rasch ein paarmal die Lider und sah von der Seite über Felix Wieland hin. Er raucht Zigaretten, wirft ein Buch weg, legt sich auf den Diwan, arbeitet nicht, macht offenbar keine Anstrengung, Arzt oder Richter zu werden. Szenen im Ballhaus. Telegramm: ‚Tom herzlich willkommen!' Jubel bei den Alten ... Tom seinerseits hebt die Brauen: Weiter nichts? und raucht weiter. — Ankunft, Auto, Kammerdiener — — Tom wirft ihm Mantel und Handtasche gegen die Brust. Langer Blick zwischen Tom und Kitty. Kittys Augen wie Räder, aber strenger Mund. Millionär schmunzelt. Auto ab.

„Ei wei!" sagte Felix laut.

„Sie ist reizend."

„O Gott, o Gott!"

Kurzum, Tom, der Sohn ärmlicher, aber sauber gekleideter Eltern, verliebt sich in Kitty. Reiten, segeln, auteln, angeln. Aber sie will nicht. Schüttelt den Kopf — Inschrift: ‚Ich kann nur einen Mann lieben, der mir eine Stellung in der Welt zu schaffen vermag!' Tom ohne Abschied fort, zu Fuß zur Bahn: Smoking, Breeches, Hut, alles in der Handtasche! — Musik. — „Katharsis und Lösung," sagte Felix Wieland. Denn Tom war wieder daheim. Arbeitet wie ein Rasender. Bücher fliegen um ihn herum.

„O Gott, o Gott!"

Endlich: Winter. Kaminfeuer glüht und wärmelt. Kitty kommt vom Ball. Löst das Diadem aus dem Haar. Ist geflohen, ruhelos: keine Nachricht von Tom. Kein Wort seit Flucht. Träumt am Kamin. Abendmantel aus weißer Seide und Zobel. Tür geht leise: — Tom. Seit gestern Rechtsanwalt. Er kniet ... Kurbel dreht sich langsam: Hände tasten, gleiten und streicheln. Hände fassen hilflos, suchen Arme, Schultern, Wangen, Haar. Augen geschlossen. Lippen suchen einander — scheu, langsam, schwellend, pressend, trinkend ...

„Amen," sagte Felix. Aber der Kuß dauerte immer noch.

Es war ein Schmarren mit hübschen Bildern. In Käthe war es dennoch für eine Sekunde still geworden. Sie ärgerte sich fast über Wielands störenden Hohn.

„Sehr hübsch!" sagte sie laut.

„Ich danke bestens. Die Welt dreht sich etwas rasch im Kino; alles zwischen Sommer und Winter. Eigentlich toll, daß man sich so was als ausgewachsener Mensch bieten läßt."

„Ach wo. Bloß der Titel ist falsch."

„Ist ja ganz egal."

„‚Die Starke und der Schwache' — das heißt doch stark aus sich selbst sein. Nicht nur mit Zobel und Kaminfeuer. Durch fortreißende Tüchtigkeit, innere Kraft und inneres Beispiel. Bloße Liebe und Vaterns Scheckbuch — na ja!"

Sie bückte sich nach dem Programm, das ihr vom Schoß geglitten war. Er wollte ihr helfen, und Schläfen und Haar schmiegten sich für die Dauer eines Gedankens leicht zusammen. Sie bog sich sofort wieder hoch.

Danach sah auch er mit unbewegtem Gesicht geradeaus. Er hatte die Arme gekreuzt.

Digitized by Google

„Wieviel Nummern sind es noch?“ fragte Käthe, als die Musik von neuem spielte. „Zwei? Ich denke, es wird dazwischen aufgehört haben mit dem Regen. — Hat es Sie ein bißchen geärgert ...?“

„Was? Aber ich bitte Sie — seien Sie so gut, Fräulein Münchhoff!“ Er räusperte sich stark, und seine Stirn zuckte nervös.

Doch sie sah es nicht, denn es war abermals dunkel geworden, und ein gräßlich dicker Herr ging mit einem Friesmantel in ein Badekabinett.

„— Wie lange haben Sie eigentlich noch bis zum ‚Rechtsanwalt‘?“ fragte da Käthe Münchhoff kühl in der Dunkelheit.

„Rechtsanwalt? Was heißt das? Ach so. — Nun, sicherlich länger als Tom mit den ärmlichen, aber sauber gekleideten Eltern. Mit ein paar Kurbeldrehungen ist es leider hierzulande nicht gemacht. Ich hätte persönlich nichts dagegen einzuwenden!“

Es klang hochmütig und ablehnend. Derlei liebte er ganz und gar nicht. Sein wunder Punkt war tabu. Ja, seine gute Laune schien durch diese, wie ihm dünkte, dreiste Frage mit einemmal erheblich gestört.

Aber Käthe kümmerte das nicht weiter. Sie hatte vielleicht aus bloßer Neugierde gefragt, vielleicht auch aus dunkel gereiztem Ärger darüber, daß sie hier neben diesem Herrn saß, während ihr Leben womöglich irgendwo da draußen schon anfing, schlank treppauf zu steigen. Sie lachte mit den andern. Und als auch diese Nummer abgekurbelt war, da erhob sie sich rasch, spöttisch und gesättigt.

⁂ ⁂ ⁂

Es kam nun doch anders, als es sich Käthe in manchen raschen Augenblicken geträumt hatte, obgleich auch das, was wirklich kam, nicht ganz abseits vom Wege ihrer Wünsche und Hoffnungen lag ...

Onkel Ferdi entfaltete eine wieselhafte Geschäftigkeit. Er krümmte sich um Käthe, denn er hegte die stille, kühne Hoffnung, daß sie sich mit ihm assoziieren könnte. Roedebeck & Co. G. m. b. H. Er sah bereits ein pompöses Schild — wirksam! — wirksam! — sah Briefbogen und Hanfkuverts — Leiterwagen hielten vorm Haus — ‚Vorsicht! Nicht stürzen! Glas — zerbrechlich!‘ Und er selbst stand, die Feder hinterm Ohr, in der Tür, ordnete an, paßte scharf auf und rieb sich ein wenig ermattet vor Betriebsamkeit und Zufriedenheit die Hände.

Käthe selbst dachte gar nicht daran. Sie war etwas blaß. Doch die geschweiften Lippen erschlossen sich rot wie Granatblüten. Ja, sie wollte es mit zähem Sinn anfassen! Alles andre war nichts. Auch Felix Wieland war sie mehr und mehr ausgewichen.

Sie hatte eines Tages sehr freundschaftlich mit Hanna Wiedeborn gesprochen. Diese verhehlte ihr natürlich ihre Bedenken nicht. Aber der Regierungsrat, der mit rotem Schimmer um die Schläfen im Zimmer umhergegangen war, hatte sich rasch geräuspert und die Sache mit guter Absicht ins Spaßhafte gewendet: Es koste nicht gleich den Kopf. Man dürfe nicht über zu viele Bedenken stolpern. Und was derlei runde Wahrheiten mehr waren. Dann hatte noch dies und jenes Geschäftliche gestreift werden müssen. Man war vornehm darüber hingegangen. Am ruhigsten hatte Hanna davon gesprochen. Sie verriet ein ganz weibliches Interesse an diesen Dingen, fast als schlösse sie selbst sich dem Leben wieder mehr und mehr auf. Sie versprach, sich alles, wenn es so weit wäre, anzusehen und sich mit ihren Freundinnen im Bedarfsfalle einzustellen. Im Bedarfsfalle ...! Herr von Wiedeborn lachte herzlich.

„Ja, Käthe, überlege das sehr mit der Königstraße. Aber ich glaube, in der Prinzenstraße ist auch etwas frei. Wie Papa? Henri hat das Haus umgebaut ...“ Es war eins der vielen Wiedebornschen Häuser.

„Ja! ja!“ hatte der Papa rasch gesagt.

Käthe blieb auf ihren Gängen vor vielen großen und kleinen Läden stehen. Es waren Läden, die mit besonderm Geschmack dekoriert waren. Sie sah sich das aufmerksam an, spähte durch die Tüllgardine ins Innere und prüfte sachlich und ernsthaft. Dann spazierte sie weiter und segelte von neuem über die Straße, weil drüben ein flirrender Licht- und Farbenfleck lockte. Sie ging mit einiger Methode vor. Sie bevorzugte gewisse Straßen und in den Straßen bestimmte Stellen, die den Ecken und Kreuzungspunkten zulagen. Sie be-

Digitized by Google

hielt auch ihre Gegend klug im Auge. Gerade die, als böte sie besondere Möglichkeiten und vor allem einen billigeren Boden.

Die kleine Frau Roedebeck wußte nun Bescheid. Man hatte des Abends nach Ladenschluß einmal unter der Hängelampe gesessen und davon geredet.

„Aber gerade so was, Käthe! Hm — hm — du bist nicht klug. Und wieviel Geld denkst du?"

Käthe senkte das Gesicht. „Das stünde wohl erst in zweiter Linie."

„Das finde ich nicht. Das find' ich gar nicht. Das mußt du doch zu allererst wissen."

„Ich weiß es noch nicht genau," sagte Käthe leise.

„Hm — hm — hm — Und sieh mal, Käthe ... wäre es dann nicht besser, daß — wenn sie nun schon mal was tun wollen, daß du alles lieber zurücklegst und auf die Sparkasse bringst, meine ich! Für alle Fälle. Und du hast denn mal 'ne Aussteuer oder doch 'n Zuschuß und so, wenn du's mal brauchst —"

„Nein!" sagte Käthe rasch und hart. „Dazu wollen sie es doch nicht geben, Tante Roedebeck."

„Das kann denen doch ganz egal sein." Die Hornnadeln wisperten, und die kleine Frau Roedebeck sah über die Stahlbrille hin auf die Nichte. Was war das nun wieder? Der Blick wurde länger ... und strenger. War doch kein andrer im Spiel und das mit Wiedeborns bloß Ausrede und — und Geflunker? O, man durfte ihr schon trauen; da kam so leicht keiner, der nicht sollte, 'ran. Dazu war ihr Hochmutsteufel recht gut! Wenn man selbst verspielt hatte, war leicht alles verspielt! Eine gute Liebe zu sich selbst ist immer das beste — hm — hm.

„Ich würd' es mir sehr überlegen. Das gibt es doch schon in Masse. Überall. Und jeden Tag macht einer Pleite."

„Aber nicht so, wie ich es mir denke. Man versucht es. Es gibt alles schon in Masse, Tante Roedebeck. Da könnte man überhaupt nichts anfangen. Ich habe die Lust und den Willen. Und es kostet nicht den Kragen."

„Nein. Aber das Geld."

„Es wäre ja nicht meins."

„Man kann's festhalten, Käthe ..."

„Leicht gesagt, Tante Alwine. Sieh mal, Prinzenstraße oder auch Königstraße, aber Prinzenstraße scheint mir besser; lauter Wiedebornsche Häuser, so daß man es nicht zu teuer hätte ...!"

Doch die kleine Frau Roedebeck verschwand hinter einem Wirbel von Kopfschütteln und in einem Abgrund von Gebrumm.

Eines Tages aber war ein Brief in steifem Bankkuvert mit Siegeln und Rotstiftstrichen gekommen. Käthe war plötzlich gleichmütig geworden, als verstünde sie nicht allzuviel davon und nähme es nicht sonderlich schwer. Onkel Ferdi sauste wie eine tolle Hummel hin und her zwischen Käthe und dem Briefträger, der nach Leder roch und bei jeder Bewegung ledern knirschte. „Ja — sofort — meine Nichte —! Ist noch was? Ist sonst noch was: Formalitäten — Gebühren?" — „Fünfundachtzig Fennje," sagte der Briefträger, knirschte und roch noch stärker. — „Sofort —! Unterschreibe, Käthe — gib ihm neunzig — neunzig ja — —!" Selbst die kleine Frau Roedebeck geriet in ein stürmisches Hantieren und Abstauben in dem Lädchen.

Onkel Ferdi umstrich Käthen wie ein Jaguar. Aber sie setzte sich zum Nähen wie sonst.

„Haha — das muß ich sagen — du verstehst es — —" sagte er zitternd.

„Nun?" fragte Tante Alwine nach einer Weile.

Käthe hatte den Brief gleich nach Onkel Ferdis Abgang ernst wieder hervorgezogen, fast mit einem ehrfürchtigen Respekt. Sie hatte noch nie eine solche Summe in der Hand gehalten. — Es war mehr, als sie hatte erwarten dürfen. Meinten sie es so gut mit ihr? — — So schafft man Schicksale! Ja — sie konnte nun sehr gut damit anfangen! Sie war jetzt ganz ruhig. „Ich würd' es sparen!" sagte die kleine Tante Roedebeck nochmal mit bebendem Nachdruck wie niemals vorher und nachher im Leben.

„Ich bin es ihnen nun schuldig, Tante Alwine. Du mußt nicht so dagegen sprechen, hörst du? Es ist auch zwecklos. Ich kann es jetzt nicht einfach in die Tasche stecken. Was sollten sie davon denken?"

Digitized by Google

Sie sah groß und blaß zum Fenster, in dem die graue Dämmerung hing. Und dann sagte sie leise und fest: „Ja, nun wird es endlich Zeit, Tante Alwine!"

* * *

Käthe entschied sich für die Prinzenstraße.

Das war eine geschäftstüchtige Gegend. Laden reihte sich an Laden, manche mit marktschreierischem Lärm, mit grellen Ausverkaufszetteln und lächerlich niedrigen Preisversprechungen. Andere waren schäbig, kümmerlich und verstaubt. Aber dazwischen gab es auch prächtige Fenster mit vortrefflichen Dingen. Eine Laufgegend, voll Lärm, daß die Fenster zitterten, aber auch behäbig, wenn man den Blick daran gewöhnte. Viel Unterschicht; auch viel guter Mittelstand, auf den man als Hauptsache sein Augenmerk zu richten hätte.

In diesem Straßenzug stand ein Haus, das die Firma Nonnemann & Peschke umgebaut hatte. Man hatte Stuck wegrasiert, Läden ausgebrochen und in blitzende Messingrahmen gefaßt — kurz, man hatte ein Geschäftshaus daraus gemacht, mit Bureaus oben und Läden unten. Man hämmerte und pfiff noch drinnen und glitt auf Malerpantoffeln.

Und eines Tages wurde es lebendig hinter einem kleinen quadratischen Schaufenster in der Prinzenstraße, das einer pfiffigen Raumausnutzung seine Form verdankte. Ein Falbelvorhang wurde gehißt. Schmale Längsvorhänge herabgelassen, so daß das Ganze einen Rahmen erhielt.

Man hätte einen Tapezier dazu anstellen können. Aber man kannte diese Herren. Sie kamen zu spät, und wenn sie eben auf der Leiter standen, schlug es zwölf, und sie machten erschöpft Mittag. Das konnte man selbst darstellen. Käthe hatte daheim alles mit Eifer gestichelt. Ferdinand Roedebeck hatte es in einem kleinen Waschkorb glühend und schwitzend herangeschleppt. Er kletterte sogar auf die Leiter und schwang den Hammer; aber der Mann der praktischen Erfindungen schlug zuviel Putz ab, und so stieg Käthe mit feinen Knöcheln und Halbschuhen selbst hinauf, und Onkel Ferdi hielt mit Kennermiene und Ratschlägen die Leiter.

Die beiden größeren Läden des Hauses waren schon bezogen. Auch sie funkelten neu. Das eine Schaufenster übte eine fast leichtfertige und amouröse Wirkung aus. Da standen schlanke, junge, rosige Damen aus Holz und Wachs in hohen Seidenstrümpfen, mit farbigen Strumpfschleifen und nicht viel mehr bekleidet und — lächelten. Der andere Laden war sachlicher. Er zeigte ein großes prachtvolles Schild mit einem blauen Hecht auf schwarzgrauem Grund. Das Fenster selbst war über die Hälfte mit lustig geblümter bunter Seide bespannt. Man sah diese Fenster in vielen Straßen; auch den Hecht. Es waren die Niederlagen der großen berühmten Firma Thoman in der Poststraße, bittere und süßfeurige Destillate, schrägüber von St. Nikolai, die einen Hecht im Wappen führte; jetziger Inhaber war Herr Doktor Georg Thoman. Käthe war mit dieser soliden und renommierten Nachbarschaft bestens einverstanden.

Sie hatte sich übrigens gerade am Ende dieser geschäftigen Tage eine Stehleiter dort geliehen. Ihre eigene hatte sich für bestimmte Zwecke als zu klein erwiesen. Und bei dieser Gelegenheit war sie dem Chef des Stammhauses, Herrn Doktor Thoman, der zufällig die neue Filiale besichtigte, ganz flüchtig begegnet. Der Kommis, säbelbeinig und sommersprossig, mit roten Händen und Trauring, hatte sie eifrig bedient, und Herr Doktor Thoman hatte sich artig verbeugt und ihr mitsamt der Klappleiter erstaunt und erfreut nachgesehen.

Onkel Ferdi, der seine G. m. b. H. in Dunst zerrinnen sah, war dennoch voll Eifer. Immer was Neues, wobei man geschäftig durch die Straßen zu laufen und im übrigen die Hände in die Paletottaschen zu stecken hatte — das war ihm Lebenslust. Und dann das Schild, das Firmenschild, er hatte in jeder Stunde eine neue Idee! Aber Käthe war für eine simple schwarze Glastafel mit goldnen Handschriftbuchstaben darauf: Kathinka Münchhoff. Und darunter: Moderne Hüte. Onkel Ferdi bestritt das entschieden. Chapeaux élégants. Wie? Maison Münchhoff. Kolossal! Denn ein bißchen prahlen müßte man in Berlin und in dieser Gegend. Aber Käthe hatte gemeint, daß das für die Prinzenstraße zu hoch wäre.

Sie ging viele Wege. Sie mußte bei Lieferanten vorsprechen. Sie durfte für

Digitized by Google

den Anfang nur das Nötigste anschaffen. Sie bekam, gegen ihre sonstige Art, ganz spitze Finger und rechnete, strich ab, rannte zehn Wege. Auch der Laden brauchte einigen Luxus, einen Stoffbelag, einen Sonnenvorhang — ein paar hübsche Sessel hatte ihr Hanna aus ihren Zimmern geschenkt — Regale, einen Blocktisch, Handwerkszeug und anderes. Onkel Ferdi schnitt ihr hundert Anzeigen aus und lungerte halbe Tage lang auf allen Versteigerungen herum.

Im übrigen war Käthe entschlossen und ruhig, nun da der Stein im Rollen war, immer etwas fatalistisch. Es kommt, wie's kommt. Wart' es ab und sei vergnügt!

Ein Lehrmädchen aus der Nachbarschaft wurde eingestellt. Es hatte sich, kaum daß die Fensterscheibe zum erstenmal überpoliert war, angeboten. Ein kleines, sauberes, brünettes Ding, geschickt und pfiffig, in einem zu weiten Mantel und unter einem ruppigen Filzhut. Es hatte Käthe dennoch gefallen; als es den Mantel auszog, kam ein feines, pikantes Figürchen zum Vorschein. Es hieß Lisbeth Kuske.

Eines Tages, als alles fix und fertig stand, prallte Käthe auf dem Heimweg mit Fritz Heberlein zusammen. Ecke Oranienstraße. Richtig, er war auch noch auf der Welt!

Er grüßte dunkelrot und blond und stotterte etwas von ... Käthe .. Fräulein Käthe ... und Fräulein Münchhoff. Sie gab ihm lachend die Hand.

„Ich danke Ihnen für die Karte damals, Herr Fritz Heberlein. Wissen Sie noch? Sie war sehr schön. Wie geht es?"

„Danke. Ihnen auch? Sie sehen — vorzüglich aus." Und seine hellen Augen sahen sie traurig und stark an.

„Mir geht es gut. Ich habe jetzt ebenfalls meinen Brennofen."

„W—was haben Sie?"

„Nun dies und das."

Er hörte eifrig zu und sah ein paarmal um die Ecke. Es konnte immerhin passieren, daß seine Mama wieder auftauchte. Aber es lag doch jetzt nichts vor zwischen ihnen, sie hatten gewissermaßen die Berechtigung dazu — es war wirklich ganz gewöhnlicher Zufall! Er geriet für den Augenblick von neuem in ihren überstarken Bann, und sie freute sich eigentlich darüber, denn es hob ihr Selbstgefühl. Aber nein, hier vor ihr stand ja bloß Fritzchen Heberlein! Sie hatte ihn wirklich schon ein bißchen vergessen.

„Was machen die Öfen?" fragte sie.

Da taute der Kleine sichtlich auf. „Famos. Ich bin zufrieden! Danke, Fräulein Münchhoff. Ich versuche jetzt ein neues ‚pâte sur pâte'. Kennen Sie das? Nicht? Naja ... von den farbigen Glasurflächen heben sich ganz zarte weiße Flachreliefs ab, deren innere Partien transparent sind, den Glasurgrund durchscheinen lassen. Wie? Fabelhaft fein und elegant, lauter Bijous. Aber es ist kostspielig. Ich arbeite mit einem Künstler. Es macht mir Spaß und Freude — mächtig!"

Na also. Er hatte seinen Ofen und sie ihren Laden. Pâte sur pâte.

„Das freut mich für Sie. Wir wollen sehen, wer den andern überholt. Sie oder ich. Hand drauf!"

„Darf ich mal —?" schoß es ihm leichtfertig und kameradschaftlich heraus.

„Nein, Fritz Heberlein. Wir wollen es lieber lassen und hübsch Wort halten."

„Ja, Sie! — Sie —!" stieß er unklar und grollend hervor. „Aber Sie haben immer recht."

„Und behielt immer recht."

Er strich an seinem geschorenen Bärtchen. „Sagen Sie, Fräulein Münchhoff, darf ich Ihnen — ein paar hübsche Vasen für die Auslage im Fenster ... Ich meine: die andern schicken Blumen zur Eröffnung. Ich schicke eignes Fabrikat oder Lager. Gestatten Sie mir — — Es ist nichts anderes, eine Aufmerksamkeit. Grünlich und violett und Pendants. Es ließe sich gut zu Gruppierungen verwenden und so, wie man das jetzt macht. Ich würde mich herzlich freuen, Fräulein Münchhoff!"

Käthe sah geradeaus. Sie sah die hohen, schlanken Vasen, einmal mit Blumen, einmal als läßliche Ablage für einen Sommerhut, für einen Schal, als Interieurteil. Das Schaufenster war das Auge des Geschäfts, es bestach und verführte, es war das Wichtigste.

„Was ist denn groß dabei? Wir sind doch Freunde."

„Freunde?" Und Käthe mußte lächeln. „Nun schön! Ich werde Ihnen dankbar sein, Herr Fritz Heberlein. Ich könnte sie

Digitized by Google

jedenfalls gut gebrauchen ..." sagte sie langsam.

„O das freut mich wirklich!" meinte der andere. „Abgemacht!" Sie gab ihm resolut die Hand, die er rasch ergriff.

„Adieu denn," sagte sie ruhig und klar und wandte den Kopf.

Sie las in ihm. Er war ein braver kleiner Bürger und Egoist. Und sie selbst? Sie liebte reinliche Abschlüsse, klare Ausblicke und freie Bahn! — Sie senkte rasch und errötend die dunkle, seidige Wimper. Dachte sie bei allen so unerbittlich — bei allen? ...

Sie hatte Felix Wieland nun doch ein paarmal wiedergesehen, als sie aus dem ersten Trubel und der Unruhe heraus war.

Er war ihr ernst begegnet, blaß, was ihm noch besser stand. Oder auch spöttisch, was sie mit gleicher Münze vergalt. Er schien böse zu sein wegen ihres Vorhabens. Er schien es sogar ein bißchen lächerlich zu finden. Er arbeitete jetzt viel, wie er sagte, und mußte sich öfter ein paar Atemzüge Luft, eine Stunde Bewegung gönnen. Jedenfalls bemühte er sich nicht, es zu erklären.

Er kam stolz und zerstreut am Abend vom Moritzplatz her, und dann begleitete er sie gelegentlich. Sie würde nächstens einmal dafür danken, lächelnd und kühl. Er würde sie schon verstehen. Was wollte er denn? Er wollte nichts von ihr als einen Spaß — — Sie sah es an seinen Augen, an seinen Lippen, an seinen Händen, an allem! Er war weich und schlaff und sinnlich. Darum wurde er auch nichts. Sie lachte hart und böse.

Da drüben ging schon wieder eilig und kräftig der brave Fritz Heberlein mit rotem Kopf, seltsam im Herzen bewegt und noch mehr verwundert, daß sie plötzlich so zerstreut und mit einer kleinen harten Hast den Kopf weggewandt hatte. ‚Addio! Grüß' Muttern und deine Ösen von mir!' Aber er hörte den Gedanken nicht, und hatte auch vorher nicht ihr leises, böses Lachen gehört, hinter dem dennoch ein Beben schwang. —

⊠ ⊠ ⊠

Man war wieder tief im Winter. Schnee fiel und machte die Straßen behaglich.

Heute zwischen drei und vier steuerte Käthe dem Moritzplatz zu. Diese Stunde war stille Zeit. Da konnte sie einmal abkommen. Sie wollte erst mal zu Finke. Finke war der Blumenladen am Moritzplatz, zwei Scheiben und ein wahrer Vorgarten von Kränzen. Käthe kannte ihn seit einem Jahrzehnt. „Mir war doch so, Fräulein," sagte Frau Finke. „Heute muß es sein. Ick sagte zu mei'm Sohn, häng' zwei raus, sagt' ick, damit se frisch sin. Da häng'n se."

Ja, da hingen sie. Für dieses Jahr hatte Käthe sich was Extras vorgenommen. Schon aus Dankbarkeit, denn es ging ihr gut, sogar vorzüglich. Wer hätte das gedacht? Ihre Hände hatten es mitunter kaum schaffen können — ob es so bleiben würde? Oder ob bloß die Neuheit reizte? „Teuer, Frau Finke! Soviel kosten sie auch bei Koschel ..."

„Koschel macht se nich besser, Fräulein!" Da hatte die Finken recht, und Käthe zog das Beutelchen.

Dann fuhr Käthe mit der Elektrischen nach der Bergmannstraße.

Auf dem alten Louisenstädtischen lag Schnee. Ruten und Zweige waren weiß und vereist und alle Hügel zugedeckt. Keine grünen Gießkannen wandelten zwischen Plumpen und Gräbern. Keine kleinen Mädchen sprangen, und keine Frauen klatschten. Alles still, weiß, einsam. Kaum daß mal eine schwarze Gestalt über den weißen Weg schritt.

Käthe ging weit hinauf bis zum neuen Teil. Sie kannte ihren Weg: sechste Reihe, wo die schweren Eisenketten um die Stelle hingen, dann rechts. Nein, ein Kreuz hatten sie nicht. Dazu hatte es noch nicht gelangt. Auch hier alles still, weiß, einsam: Gottesacker. Man wollte schlafen, oft nach langer Mühe. Spatzen huschten, und eine stumme Schwarzdrossel raschelte.

Hier waren die zwei Hügel. Unter Efeu und Schnee. Käthe legte ihre leichte Bürde ab, zupfte, strich und streichelte. Erst die Mutter. Ja, sie sollte diesmal ihren Geburtstagskranz haben — manchmal hatte es selbst dazu nicht gelangt. Dann bekam auch Vater einen. An der Mutter hing man länger; die vergaß man nicht.

Alles war so lange her. Und Gräber versanken rasch, und dann war es ein zweiter Tod, noch trauriger als der erste, wenn es nicht weitab war in Einsamkeit, wo

Digitized by Google

zuletzt alles wild wucherte und die Vergessenheit sich ein eignes Ruhekleid spann. Denn auch die Toten bedrängten einander in den Städten des Lärms und der Fülle, gönnten einander nicht den Platz. Man lag auch hier zur Miete, und einmal, wenn Kinder und Enkel einen vergessen hatten, wurde einem gekündigt.

Ach leben — leben —! Käthe hob das Gesicht zur Sonne, und in ihr pulste das Blut. Sie fühlte seine kostbare Wärme rinnen. Sie streichelte noch einmal über Grün und Schnee. Dann ging sie.

Als sie heimkam, stieg gerade Heinrich Nonnemann aus seinem kleinen Geschäftsauto. Er hatte in dem Haus einen Umbau nachzusehen und hob vor ihr den Hut. Das quadratische Lädchen blinkte und blankte. Ein paar prächtige Vasen mit mattgrüner und sanftvioletter Glasur standen im Fenster; ein Chiffonschal lag auf der einen und darauf ein Seufzer von einem Hut. Nonnemann freute sich des. Sie blieben davor stehen und sprachen eine kurze Weile.

Dann fuhr er noch auf einen Sprung zu Wielands.

Er kam selten in die Stallschreiberstraße. Man hatte nicht immer Zeit, und auch mitunter wenig Neigung dazu. Aber heute war man dicht dabei. Felix sollte wieder arbeiten, wie es hieß. Jedenfalls ließ er sich nicht mehr sehen. Brav! Man wollte ihn einmal betrachten, ihm ein ermunterndes Wort sagen und vielleicht für eine Stunde herausreißen, denn Nonnemann hatte für diesen Nachmittag eine recht hübsche Sache vor.

Es war nach vier. Kinder schrien im Hof und schlidderten. Das Kneipchen im Parterre schlief noch und roch nach kaltem Rauch und säuerlichen Bierneigen. Nonnemann verzog keine Miene. Er trat zur Seite, denn vom Hoftor her knarrte und knallte ein Kohlenwagen heraus. Daneben tauchte schimpfend das rote und weißhaarige Gesicht Onkel Erichs auf.

Nonnemann grüßte gemessen. Herr Kaeding griff nur an die Hutkrempe und schimpfte weiter. Alles, was zu seinem Neffen gehörte, mochte es auch Nonnemann heißen, war ihm zuwider.

Nonnemann ging kühl weiter. O, es war hier manches anders geworden. Unter dem heitern, jovialen Herrn Wieland sen. hatte das Haus vergnügte und gesellige Tage gesehen, durch die zahllose Sektpfropfen geknallt hatten und kaum eine Sorge zu seufzen gewagt. Der Millionenonkel hatte auch das hier mit hinabgezerrt.

Nonnemann küßte Frau Wieland, die für einen Augenblick scheu in dem alten Salon zum Vorschein kam, die Hand. Auch sie war eine scharmante Frau gewesen, zu jedem Spaß aufgelegt, namentlich des Abends, wenn die Gäste kamen, tagsüber hatte sie oft unter einer nervösen Müdigkeit gestanden.

Felix Wieland rauchte und war beschäftigt, als Nonnemann bei ihm eintrat. Er erhob sich etwas umständlich, denn er stellte dabei ein Zeichenbrett verkehrt an die Wand.

„Du, mein Sohn?"

„Ja, Felice. Wie geht es? Du arbeitest, wie ich sehe. Ich war eben ein paar Minuten bei deiner Mama. Was schaffst du?"

„Nichts von Belang," sagte Felix zurückhaltend.

„Statik? Baukonstruktion? Elemente des Wasser-, Wege- und Maschinenbaus?"

„Pfui Teufel! Man spricht nicht noch davon."

„Hier liegen sogar Pastellstifte. — Nein, danke, Wieland. Am Nachmittag rauche ich bloß in verzweifelten Fällen. Oder zur Belohnung für eine gute Tat."

„Du darfst dich täglich belohnen, Heinrich!"

Ja — Felix hatte dies und jenes wieder versucht. Zum Teil nicht ohne Glück. Es hatte ihn gleichsam ein neuer, frischer Wind gestreift, ein warmer, süßer Lebensduft, der mancherlei schürte und weckte und nicht bloß von den Dingen kam ... auch aus der holderen Menschenwelt.

Alles ließ sich nachholen! Machten nicht selbst schwache Mädchen ihren Doktor mit viel Gekakel, ihr Staatsexamen, machten Bureaus und Läden auf? Er hatte sich vertraulich mit einem Hochschulassistenten besprochen. Er hatte konstruiert und berechnet und war am Abend mit neuen Augen durch die Straßen gepilgert. Spöttisch und knabenhaft begierig, seines Lohns, einer harmlosen — allzu artigen Begegnung gewiß ...

„Wie weit bist du, Wieland?"

Digitized by Google

„Das Übliche, Unbedingte und Systematische. Ach, die Theorie ist eklig und gemein."

„Spring drüber! Wir sind alle darüber gesprungen."

„Ja ja ..." Felix sah vor sich hin. Er hatte den Arm aufgestützt und das Gesicht auf die Hand gedrückt.

„Ach, weißt du, Nonnemann — — man müßte jemand — für sich haben. Verstehst du das? Einen Menschen, an den man glaubt, dem man vertraut!"

„Hm."

„Jemand, der einen wieder fest und unlöslich in der Welt verankerte und dem zuliebe und zur Freude man Bärenkräfte entwickelte."

„Du meinst ein Mädchen, Wieland?"

„Möglich."

„Das kann aber sehr hinderlich sein."

„Es gibt auch andre . . ."

Nonnemann sah auf Felix. Er gefiel ihm noch immer nicht ganz. ‚Ob er sich nun wiederum zuviel zumutete? Es gab auch so etwas, gerade bei diesen Unberechenbaren. Oder?' Er nahm jetzt doch eine Zigarette. Nonnemann konnte auch mal inkonsequent sein.

„Was ich sagen wollte und warum ich eigentlich mit heraufgefahren bin, Wieland: komme mit ins Atlantic. Ganz zwanglos. Fünf Uhr ist Hoteltee in der Halle. Fräulein Lau, die dort wohnt, hat sich einen Tisch reservieren lassen."

„Ich kenne Fräulein Lau nicht."

„Nun, dann lernst du sie kennen. Sie ist ein netter, umgänglicher Kerl. Zudem sehr vermögend; und abgesehen von ihrem reichen Leinwandonkel alleinstehend auf ihren etwas — etwas derben Beinen. Wir waren im vorigen Winter mit Bobsleigh und Schiern in Schierke: Hanna, die gräfliche Drapp, Fräulein Lau und ich mit noch andern. Die ganze Schierker Bande trifft sich heute und sonst noch wer. Ganz zwanglos."

Felix saß eine Weile unbewegt und grübelte. Dann erhob er sich mit lässigem, bald frischerem Entschluß. Er konnte sich's ja mal ansehen. Aber da fühlte er plötzlich wieder einen jener raschen Schauer unter der Haut, die ihm bei dem Gedanken an die Abende jetzt oft kamen, seit einiger Zeit mit immer wärmerer, jäherer, kühnerer Kraft. Um sieben — halb acht spätestens wollte er wieder zurück sein. Ja, er mußte zurück sein. Er wollte — —

Er pfiff. Er sah mißtrauisch auf das zur Wand gekehrte Zeichenbrett und auf das, was auf Tisch und Schreibtisch umherlag, und ließ die Tür zu seinem Schlafzimmer offen.

Nonnemann wandelte. — „Ja — höre. Ich war eben in der Prinzenstraße," sagte er lauter zum Nebenzimmer hin. „Die kleine Münchhoff hat sich wacker aufgetan. Muß ich sagen."

Schweigen. Eine Schranktür puffte zu.

„Hast du sie gesehen? Warst du drin, meine ich?" fragte eine Stimme, die unter dem Anknöpfen eines Kragens zu leiden schien.

„Eine Minute."

„So so," sagte die Stimme in der Kammer.

„Bist du auch schon einmal dort vorübergekommen?"

„O ja. — Ich war ebenfalls schon mal drin. Ich kam da vorüber, weißt du. Ja, sehr nobel. Ganz allerliebst."

„So so," sagte Nonnemann.

Er stand am Fenster und sah seinen Wagen blinken, den die Gören des Hauses sachverständig umstanden. Die Sonne schien aus blauem Himmel. Heut vorm Jahr: Schierke. Und Hanna ging an seinem Arm durch den Schnee und war in bester, oft übermütiger Laune . . .

Nonnemann bückte sich zerstreut und kippte das Zeichenbrett neben sich ein wenig von der Wand. Er erwartete eine unfertige statische Konstruktion. Aber es war bloß ein flotter Hut und darunter ein schmales, entzückendes Profil mit empfindsamen Brauen und hellgrauen Augen, in in denen ebensoviel Schalkheit wie Kühnheit und Sinnlichkeit saß. Es war unverkennbar Käthe Münchhoff. Durchaus nicht übel! Sogar recht gut und verblüffend ähnlich — sprechend, wie man sagt. Vibrierend wie die lebendige Wärme eines Mädchenatems.

Da kam Felix.

„Verzeih. Es war nicht Neugierde, sondern Zufall. Eine gleichgültige Konstruktion, dacht' ich."

Felix ward rot. Schon weil er einen Zorn und Ärger im Zaum halten mußte.

Digitized by Google

Deutsche Mutter

Gemälde von Karl Windels

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Ich zeichne immer noch gern. Aber es langt meist nicht. Gerade hier sah ich's wieder."

„Aus dem Kopf?" fragte Nonnemann ernsthaft und betrachtete die Skizze nun freier.

„Natürlich. Ich sah Fräulein Münchhoff . . . vor einigen Tagen gerade. Die ganze Linie, im Schreiten und Sichwenden, frappierte mich. Kolossal interessant. Man möchte das so hinwühlen. Aber dann geht es natürlich gar nicht. Man muß immer bloß ‚stilisieren'. Es ist zu hart, zu starr."

„Kann ich nicht finden. Es hat entschieden was. Seltsam übrigens, Wieland — daß alle unsre Künstler heute eine Neigung zur Karikatur haben. Wie kommt das? Das da, diese Skizze, ist doch höchst ernsthaft gemeint, wie? Dennoch ist ein gewisser schwipper oder willkürlicher Fluß betont, eine Kühnheit dezidiert. Man findet ähnliches sogar auf ernstesten Bildern, in Skulpturen, ja in der Architektur, sogar in der Musik. Nun ja, Stil, Wieland! Aber sagt das genug?"

„Man ist der trocknen Nüchternheit müde. Es ist, glaube ich, auch ein neues froheres Selbstbewußtsein am Werk. Und viel Bewußtheit. Und wo die ist, da ist auch Willkür. Man betont sich und die andern — übermütig, auch im Ernst."

„Du kannst recht haben, Wieland. Kühn, bewußt und spöttisch. Man erlebt es ein bißchen an sich selbst! Bürger mit Hintergründen und so. Ja – du hast es auch hier getroffen bei diesem reizenden Fräulein Münchhoff. Sie ist ebenfalls ein Typ. Brillant. Vielleicht könnte man hier und da noch ein bißchen mehr andeuten oder auslassen. Möglich, daß dich das unzufrieden macht. Freilich, oft gibt alles bloß der Zufall! -- — Bist du so weit? Dann komm, Felice!" — —

⁂ ⁂ ⁂

Nonnemann und Wieland betraten einen besetzten Saal.

Hüte und Federn wogten. Frauenkleider flirrten. Dazwischen Uniformen und schwarze Nachmittagsröcke mit beherrschten Krawatten und Westen.

Der große Tisch des Fräuleins Hede Lau stand in einer Ecke. Zwei Diener umkreisten ihn. Aber wo war Fräulein Lau selbst? Sie fühlte sich in einer entlegenen Ecke des Tisches genau wie die andern als Gast. Sie war dem Anschein nach eine merkwürdige Mischung von Weltgewandtheit und Kehrmichnichtdran.

Die Herren pirschten sich heran. Fräulein Lau sagte mit ihrer kräftigen, aber hübsch gelegnen Stimme in den Kreis hinein: „Herr Nonnemann. Herr Wieland."

Man verneigte sich in der Runde, ohne sich stören zu lassen. Nonnemann setzte sich neben Hanna. Felix nicht weitab davon, Fräulein Lau schräg gegenüber. Sie betrachtete ihn ernst und schweigend, durch den Lärm der andern hindurch über ihre Teetasse hinweg. Sie hatte vermutlich schon von ihm gehört, vielleicht auch von seiner schönen Erscheinung, die sie nun mit Bedacht und Spannung nachprüfte, denn sie hatte viele Männer in aller Welt gesehen.

Felix richtete artig das Wort an sie und erklärte sein Kommen. Sie antwortete sicher und bequem, etwas ruckweise und nicht allzu wählerisch im Ausdruck.

Felix wußte im ersten Augenblick nicht, ob sie ihm gefiele. Es war etwas Derbes um sie, auch in ihrer Erscheinung; die Hände, das Handgelenk, so weiß sie schimmerten, waren nicht fein; der Mund von einer schönen weichen Farbe war fleischig und die Nase kurz und fest. Es war etwas Genußhaftes um sie, und wenn sie lachte, war die Stimme laut. Trotzdem: ein Reiz, ein Gemisch von Charakter und Sinnlichkeit war da.

Felix war ein Mensch, der immer Zeit für derlei Eindrücke brauchte. Er war meist anfangs gleichgültig und kritisch. Erst allmählich sank so eine Wirkung tiefer in ihm und beherrschte dann rückwirkend das Ganze. War es niemals anders gewesen? O ja — es hatte Fälle gegeben — gab einen Fall — Ausnahmen — Tollpunkte —! Sie war reich? Es verlieh ihr einen Schimmer, wenn nicht gar einen Charme des Besondern. Er sprach in ihre blaßgrünen Augen mit den großen Pupillen hinein, die ihn fest, am Anfang fast starr angeblickt hatten. Was hatte diese eigenartige junge Dame schon erlebt? Was erlebte sie in diesen Tagen? — — Aber das wußte man von keiner!

In Felix stieg langsam und stechend eine Blutwelle auf und verbreitete sich über

Digitized by Google

seine trockne Haut. Er sah plötzlich in dämmriger, dunkel-warmer Ferne ein Lädchen, das er haßte. Ein eifriges Beschäftigtsein, das er verachtete und aus dem doch eine feine Gestalt visionär aufragte und ein Paar schmale Hände sich ihm scheu und weich entgegenstreckten ... Er verachtete sich in der Geborgenheit dieses Luxus. Vor diesem Mädchen mit den rücksichtslos forschenden Augen, als ertappten sie ihn bei Lächerlichkeiten, die so unbegreiflich waren wie ein Fettfleck auf dem Rock, ein Riß in der Hose, wie ein gefühlsplumpes Wort! Was wollten diese Augen von ihm —?

Aber sobald Felix sich davon abwandte, kroch ihn das Weh wieder an und in ihm, verwirrt mit ihm, eine lichte Freude, eine Spannung und Erwartung, die ihn mit immer heißeren Schauern streifte ...

„Nun, guter Henri. So still?" wandte sich Hanna an Nonnemann.

„Ja, Hanna. Ich habe dir etwas mitgebracht."

„Ah!" Sie freute sich.

„Ich bedachte eben, daß ich es dir nachher im Wagen geben werde. Es steckt in einer Tüte. Und auf der Tüte steht: Kathinka Münchhoff."

„Du wirst mir doch keinen Hut gekauft haben? — Einen Strauß? Guter Henri!"

„Woher kennt Fräulein Lau alle diese Menschen?"

„Wir stellten es schon fest: es ist fast jedes Hotel vertreten, Rom, London, Paris, Girgenti, Menahouse, Shapheards Hotel, Indien und St. Moritz — was weiß ich!"

„Gemischt, meinst du?" Hanna lachte ihr dunkles, schönes Lachen, das ihn stets wie Samt berührte oder ihm wie ein starker und weicher Sommerduft ins Herz fiel. „Henri, du bist ein Knopfmacher, natürlich en gros!"

„Mag sein. Aber wir sind alle so. Du auch. Man wird die Kinderstube nicht los. Nur Fräulein Lau scheint anders. Sie langweilt sich oder tut, was ihr Spaß macht; niemals Spielverderberin. Aber hinter ihrer Gemütlichkeit steckt noch was anderes ..." Und dann neigte er den blonden, geschorenen Kopf, verschmitzt und mit berlinischer Unbedenklichkeit. „Ich habe Felixen 'n bisken auf sie losgelassen," flüsterte er listig und senkte schuldbewußt den breiten Schädel. „Mit Absicht. Und ich glaube — —"

Hanna hob abweisend den Kopf und sah und hörte über Worte und Menschen hin. „— — Du bist auch kein Knopfmacher, Henri!"

„Nein."

Schlanke Damen glitten rasch hinaus und herein, daß die hohen, wippenden Reiherbüsche und Paradiesvogelschwänze noch höher stiegen. Glattrasierte Herren mit spitzgeschnittenen Röcken und langen, sehnigen, gepflegten Händen lächelten in sicherer, jugendlicher Heiterkeit und Haltung.

Felix beobachtete rasch —: Wirklich, man brauchte nur hier und da eine Linie weiterzuziehen und kaum das, und man hatte ein munteres Zerrbild! Er hatte es vorhin schon in seinem Zimmer mit Nonnemann festgestellt: alles zeigte diesen betonten Stil, jugendlich, selbstbewußt, kühn, frei und lächelnd.

Man schwatzte. Felix teilte Fräulein Lau seine Beobachtung mit und sah ihr in die Augen. Sie hörte ihm ruhig und forschend zu. Neue Besucher kamen. Andre gingen schon wieder. Manche Damen hatten bloß für einige Minuten Platz genommen, raschelten mit ihrer Seide, klapperten mit Ketten und standen wieder auf.

Da wurde Felix allmählich zerstreut, fast müde und von einer innern Unruhe und steigenden Wärme beherrscht. Er langweilte sich sogar.

Seine Stirn ward feucht. Doch das erschien ihm unpassend. Er sah wieder in die ruhigen grauen Augen Hede Laus mit den zu ihm hergreifenden Pupillen. Und eine Welle der Sinnlichkeit hob sich unwillkürlich und frech aus seinen Beinen und Nerven und pochte für ein paar Augenblicke da drüben an.

Dann sprach er mit Nonnemann und Hanna. Nonnemann, wie er sagte, mußte noch einmal ins Bureau, und bald darauf nickte ihm Hanna einverstanden zu und reichte schon im Sitzen ein paar Abschiedsfinger. Da erhob auch Felix sich entschlossen und leicht betäubt.

Er gab Fräulein Lau die Hand. ‚Die hat die Kraft einer Männerhand und das weiche Fleisch einer Bürgerstochter,' dachte er kühl und hochmütig. „Auf

Digitized by Google

Wiedersehen, gnädiges Fräulein!" — „Auf Wiedersehen," sagte sie ernst mit ihrem ruhig und unbekümmert langen Blick. —

„Machst du den Weg zu Fuß, Nonnemann?"

„Nein, Wieland. Ich fahre Fräulein von Wiedeborn heim. Sie hat ihren Wagen zurückgeschickt."

„Lassen Sie sich mal sehen, Herr Wieland."

„Gern. Sehr gütig, gnädiges Fräulein. Es war hübsch von dir, Nonnemann, daß du mich mitnahmst. Ein Charakter, dieses Fräulein Lau."

„Meinst du? O, ja — ja! Man kann so sagen. Na, Wiedersehen und Hals- und Beinbruch!"

Man grüßte und verabschiedete sich wie Lord und Lady, indes die Pagen, die Kappen in der Hand, ehrerbietig Spalier bildeten und mit ungeheurer Geschäftigkeit die Türen aufrissen. Nonnemann führte Hanna mit einer so stolzen Miene zum Wagen, daß keiner der Gaffer Hannas unrhythmischen Gang für etwas Minderwertiges anzusehen wagte.

Und nun stand Felix allein.

Es war dämmrig und kalt, und ein schneidender Ostwind pfiff ihm in den Nacken.

Felix trieb ein paar Minuten lang vor ihm her. Alles war mit einemmal nüchtern und entglänzt — war Straße, Einsamkeit, Alltag und wirre, unfaßbare Perspektive geworden. Wohin?

Und plötzlich in einem ziellosen Groll und Gram und in einem harten und heißen Ausklingen der genießerischen Atlanticstimmung hob er den Stock gegen eine Autodroschke. Der Schlag klappte, die Gummireifen federten. Fliegen! Gleiten, sausen, fliegen! Es ging ihm viel zu langsam. Es war nach sieben Uhr, eine Viertelstunde darüber.

⁂ ⁂ ⁂

Am Moritzplatz ließ er halten, und dann schritt er langsam, blaß und schwer die Prinzenstraße hinunter. Auf der anderen Seite . . . Er ging vorüber. Er gelangte sogar bis dicht an die Köpenicker Straße. Er stand unschlüssig. Dann ging er auf die richtige Seite hinüber und bedächtig zurück. Sein Schritt ward schwerer und sein Herzschlag banger. Erst war er im Wagen herangerast. Nun spazierte er wie ein Bummler.

Dann stand er vor dem Laden. Ein paar Damen waren darin. Eitle, kindische, fette Weiber dachte Felix. Endlich klingelte die Tür. Sie gingen. Und hinter den eifrigen Madams huschte das kleine Laufmädel mit ein paar großen Kasten heraus.

Nein, nicht mit diesem Klingelsignal da vorn! Der Hausflur war zwar hell, aber nach dem Lädchen hin bog er in eine weiche, schmale Dämmerung ab; Nonnemann hatte das nun mal nicht ändern können. Aber es war Lichts genug dort, um sehen und erkennen zu können.

Dann stand Käthe in der Tür und sah ihn groß und starr an. Fragend und böse. Er senkte davor den Blick. Aber sie konnte nicht einfach zumachen und ihn stehen lassen. Sie war hier Herrin, und sie mußte das wohl noch öfter im Leben zeigen!

„Ich bin allein!" sagte Käthe. Es war ein Vorwurf und eine Feststellung.

„Ich weiß es. Ich sah diese — diese Damen und das kleine Mädchen davonlaufen. Es kommt wohl nicht wieder," sagte er leise.

„Was soll es?" Sie war schlank. Sie trug eine weiße, vorn offene Bluse mit Jakobinerkragen. Ihre Haut, ihr Hals schimmerten. Er schien sie niemals so gesehen zu haben — so reizend, das ovale Gesicht erregt. Man vergaß das Lädchen und was sie dort trieb. Nein — das lockte nur mit dunkler Lust und Verführung. Man sah auf die Hände, kein Fräulein Lau — o bewahre — keine Hanna Wiedeborn, auch keine Gräfin von der Drapp konnte feinere haben, nur kraftlosere! Käthe erschrak, und die bauschigen Spitzen vorn an ihrer Brust bewegten sich.

„Sie müssen wieder gehen. Roedebecks können jeden Augenblick kommen."

Er schüttelte bloß den Kopf. „Warum denn? Warum soll ich nicht ein Wort mit Ihnen sprechen dürfen?"

Was wollte er denn? Sie war ihm ausgewichen — schon vor längerer Zeit — vor vielen Wochen, Monaten. Sie war mit raschem Gruß an ihm vorübergeschritten. Sie hatte es ihm auch gesagt, daß sie wenig Zeit habe. Gehörte sich das jetzt? — Und dann war man sich doch wieder begegnet. Erst mit Blicken. Dann mit einem Wort.

Digitized by Google

Dann wieder. Wie schon einmal. Gleichmütig und spielerisch. Er gefiel ihr schon lange! Hatte sie ihm ein bißchen Muck und Murr zu sich selber geben wollen? Er war klug, er gab sich ernsthaft Mühe, und sie selbst war gefeit. Gerade ihre erfolgfrohe, von Arbeit gesättigte Stimmung machte sie fest und kühn. Sie war frei und Herrin ihrer selbst, auch über sich selbst. Und sie hatte sich zuletzt doch immer heftiger und jäher in der Abendstunde auf den Heimweg gefreut . . .

Käthe wandte sich ab.

Doch da stand er wieder neben ihr. Er stammelte wie ein wilder, berauschter Junge. Er hielt ihre Hand, und seine Lippen suchten im tiefsten Schrecken des Wunsches ihre Hände, strichen über ihre Arme, über weiche, warme, müde machende Wangen, die kostbar warm dufteten wie ein Himmel. Sie wehrte ihm mit der federnden Kraft ihres Leibes. Aber es war auch in ihr der Schrecken. Auch in ihr war neugierig witterndes Blut, das sich hütete — und das um die derberen und leichtfertigen Instinkte seines Ursprungs wußte.

„Sie sind toll!"

„Liebes Fräulein Käthe . . ."

„Sie sind frech. Ich habe Ihnen nie etwas erlaubt. Ich will nicht —!!"

Sie rangen. Ihre Kraft wirkte wie Kühle, die ihn stieß, und wie Erregung, die ihn entflammte. Er fand wieder ihre Wangen, ihren Hals.

„Sie wichen mir aus und freuten sich doch, wenn ich kam!"

Und da fand sein Mund endlich ihre zornig sprechenden Lippen. Er schloß sie hart und weich. Und er versank in die Tiefe ihres Lebens. Er hatte bei Gott niemals vorher so etwas genossen, so etwas Frisches, Starkes — —

„Ich will nicht —!!" Sie ächzte und wollte ihn schlagen. War sie ein simples Ladenmädchen, das man nach wochenlangem verborgnem Glimmen um den Leib nahm und auf die Lippen küßte? Sie fühlte sich geschlagen. Auch ihr neues blankes Lädchen war beschmutzt. Er war verliebt in sie, in ihr Gesicht, in ihren Leib mit seinen Sinnen — vielleicht auch mit seinem Herzen — — was sollte es?!!

„Käthe, ich brauche einen Menschen." Diese Erkenntnis blitzte, während er sprach, wie eine Hilfe in ihm auf. „Ich hatte keine Ruhe. Aber wenn ich wußte, ich seh' Sie, dann ging es schon. Und wenn ich heimkam, dann war mein Zimmer heller, und alles stand an seinem Platz!"

Sie riß sich los und ging rasch hinter die Tür. Sie stützte die zitternde Hand auf und sah ihn aus zornigen Augen an. Aber sie schwieg.

„Käthe . . ."

Sie schüttelte den Kopf. Sie schloß für eine Sekunde die Augen. So war Taumel — die Gefahr —

„Sie müssen jetzt gehen," sagte sie hart.

„Liebes, liebes Fräulein Käthe. Sei'n sie mir nicht böse. Wir können doch Freunde sein."

Aber sie wiederholte nur mit dem gleichen harten Ton: „Sie müssen jetzt gehen!"

⊠ ⊠ ⊠

Die ‚Maison Münchhoff' ging vortrefflich. Auch die Frühjahrssaison hatte sich als lukrativ erwiesen, und nun mußte man schon wieder an den Sommer denken. Dieses Fräulein Münchhoff hatte die Gabe, nach einem klar beobachtenden Blick den richtigen Kasten herauszupraktizieren, mit ein paar Fingerbewegungen eine Krempe zu beulen — sie war sicherlich aus bestem Haus. Eine Beamtentochter — sie hatte so etwas Straffes und Blitzadrettes! ‚Die Münchhof!' hieß es bereits in hundert Stuben des Viertels, in Vorder- und Hinterhäusern, in Küchen und Kellern.

Mitunter kam ein gelinder Schwindel über sie. Vielleicht vermochte sie's in ein paar Monaten gar nicht mehr mit dem kleinen Lehrmädel zu schaffen. Das Bankkonto würde wachsen, sie würde im Hof noch ein paar anstoßende Räume dazumieten müssen, Verkäuferinnen annehmen . . ein livrierter Laufbursche trabte von Haus zu Haus, sie selbst machte im Sommer eine kleine Badereise, besuchte Theater und Konzerte und las, was sie immer leidenschaftlich gern tat, des Abends kluge und gute Bücher, die sie sich von irgendwem empfehlen ließ und die sie unter einem anfeuernden Wort weiterführten, reicher und gescheiter machten! Sie flog vielleicht gar einmal nach Paris, um selbst nach Modellen auszuspähen —

Dann lachte Käthe.

Aber es gab noch andere Bilder, die

Digitized by Google

ernster waren und aus einer abgründigeren Tiefe aufstiegen.

Gehörte sich das jetzt? fragte sie sich wieder. Paßte sich das für sie, da sie flott und keck auf Neuland schritt und sich ein greifbares Stück Welt erobern wollte? Was um Himmels willen hatte sie einmal trotz ihrem Zorn und heißer Gegenwehr hingerissen und erbeben lassen? Und sie erschauerte noch jetzt, wenn sie daran dachte. Ihre schmalen, sanft gebogenen Brauen zogen sich schmerzlich zusammen, und in den Augen darunter blitzte es und schimmerte weich und hart.

— War und blieb sie trotz allem ein Alte-Jakobstraßen-Mädchen, das in seines Lebens Reife nicht allzu ängstlich wägte und das jedenfalls etwas fürs Herz haben wollte? Sie wehrte sich wieder. Und doch flammte ihr Gesicht und brannte ihr Herz. Hüte dich, Käthe Münchhoff! — Und hüte dich, Felix Wieland! —

An einem dieser heißen Frühlingstage begegnete Käthe dem Heberleinschen Landauer. ‚Sie könnten ihrem Kutscher einen neuen Zylinder kaufen! Er ist rauh wie ein Lampenputzer und hat schon Beulen!‘ dachte sie und schritt im knappen, blauen Jackenkleid vorüber. Madam Heberlein guckte scharf durch die Lorgnette. Wer war das? Sieh da — sieh da —! Sie brummte unwillig und bewundernd: „Die tut ja wie 'ne Prinzessin und sieht auch so aus, von den Lackspitzen bis zum Reiherstutz — woher bloß?“ Das sollte sie Käthens Sorge bleiben lassen.

Die Häuser und Straßen waren blank gewaschen vom Sonnenschein, und die Autobusse glitten und brüllten in einem Frühlingsrausch dahin und begrüßten die heiße blaue Luft mit ihrem Höllengestank.

Auch die Firma Käthe Münchhoff hatte schon vor Wochen dem neuen Saisonbeginn Rechnung getragen. Man ließ es sich etwas kosten!

Das quadratische Schaufenster zeigte schon seit geraumer Zeit eine geradezu überraschende Verwandlungsfähigkeit. Man stellte da gewisse Stilleben zusammen. Man verwandte ein paar Requisiten: einen Spitzenschirm oder spaßig grünen Entoutcas, einen Pompadour und Seidenschal zwischen langen, hellen Schweden, einen kleinen roten Empirestuhl, einen gedeckten Frühstückstisch für zwei Personen. Das war recht hübsch. Man blieb stehen, freute sich und dachte: ganz wie bei Gerson oder Wertheim! Bloß die Grünkramfrau sah böse herüber und hielt es für ein Zeichen von Pleite. „So'n Quatsch!“

Sogar Herr Doktor Thoman aus der Poststraße blieb ein paarmal stehen und schmunzelte, warf wie immer einen Blick durch die halbverhangene Tür und grüßte ehrerbietig, was der festen und eigensinnigen Erscheinung des stattlichen Herrn einen vertrauenswürdigen Ausdruck gab.

Es war vermutlich nicht bloß Käthens geschickte Hand, die diese Auslagen skizzierte und das eine oder andere Requisit aus den Beständen eines billigen Althändlers herbeigeschafft hatte. Es leistete ihr wohl noch ein fremder Eifer Hilfe, den sie nicht immer abweisen konnte und mochte. Allein das war noch nicht alles und bei weitem nicht das Auffälligste.

Da stand jetzt mitunter auch ein Bild, gegen eine Vase gelehnt oder auf dem Stuhl neben einem bunten Seidenschal, in stets gleichem weißem Holzrahmen. Es zeigte in leichter Manier Berliner Straßenszenen bei Regenwetter, bei Sonnenschein, das Innere einer Theaterloge, einen Tennisplatz, eine Hotelterrasse, eine Dame bei der Toilette, die dicht besetzte Bank einer Elektrischen, das Verdeck eines Omnibusses. Immer spielten ein paar lustige Kopfbedeckungen eine zweckmäßige Rolle. Es zeigte stets die bewußte Übertreibung der Linie, die Nonnemann und Felix Wieland einmal festgestellt hatten. Es war witzig, durchaus nicht befangen. Im Gegenteil, die Übertreibung vereinfachte und erleichterte, und der breite Pinselstrich vertuschte Unsicherheiten. Es verriet einen scharfen, bürgerlichen Berliner Humor.

Käthe hatte sich anfangs dagegen gesträubt. Dachte sie kleinlich? Nein, sie mußte bloß auf der Hut sein! Berlin war Großstadt und zerfiel doch in hundert Kleinstädte. Aber als sie Felix Wielands wachsendes Vergnügen und seinen heißen Eifer sah, wenn er ihr, die Mappe unterm Arm, des Abends einmal begegnete und diese am liebsten gleich unter einer Laterne aufgeklappt hätte, um ihr seinen neuesten Einfall zu zeigen, da hielt sie ihre Besorgnis allmählich zurück und schwieg ernst und nachdenklich.

Digitized by Google

Er hatte wohl recht. Man sah derlei allenthalben in Berlin. Sie wollte ihm also den Spaß nicht verderben, und er selbst würde wohl zu allererst die Lust daran verlieren.

Er kam übrigens nie vors Haus. Er hatte ihr das versprechen müssen. Lisbeth Kuske, das Laufmädchen, die Krabbe, hatte wohl trotzdem schon einen Schimmer von ihm erspäht, und es war ihr sicherlich gänzlich klar geworden, daß das ‚Fräuleins Bräutjam' wäre — —

⁂ ⁂ ⁂

Felix spürte in dieser Zeit mitunter eine Kraft in seinen Armen und Händen, daß er sie reckte und ballte. Oft öffnete er alle Fenster, weil es ihm zu heiß wurde.

Die Unruhe in seinem Herzen und Blut und das erfrischte Leben stachelten ihn an. Arbeiten! Arbeiten! Etwas tun und sein! Er begriff oft die frühere Eintönigkeit und Schlaffheit nicht mehr, das Lesen, Träumen, Basteln, Bummeln, alles unter einem stumpfen Gleichgültigkeitsdruck. Arbeiten! Er hätte alles rings um sich her zusammenschlagen und am liebsten etwas ganz — ganz — Neues beginnen mögen. Aber was? — Es ging ihm selbst zu langsam. Es war kein Tempo darin. Es war noch kein rechtes Tun. Das sollte es erst einmal werden —!

Seine Jugend aber, die sich in billigen, flüchtigen oder gemeinen Liebschaften verzettelt hatte, packte jetzt oft ein Entzücken und eine fast ernste, wilde Sehnsucht an. Diese — diese Käthe Münchhoff war zweifellos die natürliche Tochter eines vornehmen Mannes! Alles an ihr sprach davon. Doch dann lachte er über diese lästerliche Unterstellung. Nur in Augenblicken der Müdigkeit, des eignen Zweifels erinnerte er sich noch gehässig ihrer Herkunft, sah er plötzlich Schatten, entstellenden Staub auf ihrer weichen, weißen Haut. Aber es waren bloß Schatten in ihm selbst! —

Allein da war eines Tages unter ihrem Einfluß noch ein andres aufgewacht, förmlich aufgebrochen in seinem Bewußtsein. Und das hatte sich fortgesetzt. Müßig tändelnd, mit sinnlich verliebter Lust hatte es begonnen: er hatte Zartes und Freches, Verhülltes und Enthülltes, aus Erinnerung und Sehnsucht skizziert, ausgeführt und war dabei emsig immer weiter geglitten.

Es waren ihm in lustvollem Behagen, wie er es kaum noch gekannt, Einfälle gekommen, er hatte Anregungen gesucht, die Augen neu geöffnet, skeptisch und doch mit brennender Hoffnung. Er hatte in Cafés, in denen er sonst träge und mißmutig gelungert, Zeitschriften durchblättert, Illustrationen studiert, besonders ausländische. Es war eine wahre Passion über ihn gekommen, die ihn aus geheimnisvoller Tiefe erquickte und hitzig immer weiter zu treiben, zu reißen schien.

Spielerei? Wenn schon! Es war ein Schmunzeln und Aufatmen darin, eine Munterkeit und Hoffnung, ein behagliches Pfeifen und eine merkwürdige Emsigkeit!

⁂ ⁂ ⁂

Eines Tages tutete es draußen vor Käthes Laden. Es glitt weich ein Automobil mit gelben Rädern heran, deren Pneumas auf dem Staub des Asphalts knirschten.

Es lehnte gerade heute wieder eine Tiergartenszene an einer der Heberleinvasen: Reiter und Reiterinnen mit überzüchteten Gestalten und fette, behagliche Spießer, die einander als lächerlich verachteten. Brillant! Hanna Wiedeborn blieb erstaunt stehen. Was war das? Beinahe frech und famos auf den ersten Blick.

Dann zirpte die Klingel. Käthe in bunter Russenbluse und knappem schwarzem Rock hatte gerade an den Glanzpapierkartons hantiert und kam Wiedeborns lächelnd, aber doch mit roter Stirn entgegen.

„Womit kann ich den Herrschaften dienen?" fragte sie, den Kopf neigend.

Der Regierungsrat gab ihr rasch und herzlich die Hand. Er war noch nicht hier gewesen. Heute hatte er zu Hanna gesagt, daß er bei dem Verwalter des Hauses zu tun habe, und da hatte sie sich ihm angeschlossen. Die stolze Hanna sah nicht frisch aus. Sie schien hinfällig, so daß ihr das unrhythmische Gehen einen nervösen Schmerz bereitete. Sie nahm auch gleich auf dem Stuhl Platz. Revoltierte etwas in ihr, das sie mit Masken und leidenschaftlicher Musik verdeckte?

„Wie geht es dir, Käthe?"

„Gut, Hanna. Hier ist noch ein Stuhl, Herr Regierungsrat."

„Danke bestens, Fräulein Münchhoff.

Digitized by Google

Ich muß mir doch das alles erst mal ansehen. Scharmant. Und alles aus Ihrer Hand —"

„Fast alles!"

Er betrachtete sie nun selbst. Väterlich, freundschaftlich und nur im Dunkeln bewegt oder befangen. Er ging mit Käthens Erlaubnis in das Arbeitszimmer, wo die kleine Kuske flinke Stiche machte und mit ihren flinken Mäuseaugen alles Sehenswerte erfaßte. ‚Jotte doch, so feine Leute! Woll jar'n Onkel? Doch nee — Roedebecken sein Bruder is es sicher nich!'

„Es könnte ein bißchen mehr Licht haben," sagte Herr von Wiedeborn. „Aber Nonnemann vermochte es nicht zu ändern."

„Ja, Käthe, ich möchte mir dann etwas aussuchen. Du hast doch schon Sommersachen?" fragte Hanna.

„In jeder Preislage!"

Hanna lachte und legte unwillkürlich ihre Hand über den Ladentisch auf Käthens Hand. „Nun, dann pack' mal aus, Kleine. Nicht zu teuer... wie? Nein, Spaß beiseite, es soll etwas Gutes sein... Du, sage, Käthe, was treibst du eigentlich in deinem Fenster für einen Aufwand? Vasen — ich muß sagen: Brühl und Michels können es nicht besser. Aber das Bild — woher kommt d a s?"

Käthens Kopf war über einen Karton geneigt. Ihre Hände waren behutsam beschäftigt. „Die Vasen sind ein Geschenk der Firma Heberlein. Du weißt, ich war dort früher einmal beschäftigt. Alles andre sind billige Gelegenheitssachen. Man muß schon mittun."

„Geb' ich zu. Aber von wem ist das Bild?"

„Rate —"

„Wie sollt' ich das können?"

„Von Felix Wieland."

„Wieland —?" Hanna war noch erstaunter und blickte Käthe fest an. „Von Wieland? Nein, auf den wäre ich allerdings nicht gekommen."

Käthe hob sanft ein Etwas aus dem Karton. „Vielleicht weiß Herr Baumeister Nonnemann mehr davon. Ich selbst habe nur Vermutungen."

Herr von Wiedeborn strich seinen Bart und sah nach dem Fenster, als hätte er Lust, sich das Bild noch einmal anzusehen.

„Kennt ihr euch?"

„Bloß flüchtig. Von euch her natürlich. — Wie wäre das? Es paßte zu deinem Haar."

„Wir wollen es herauslegen. — Nein, mir hat Heinrich nichts davon erzählt. Sie sehen sich jetzt selten. Er soll arbeiten. — Hm. Was verspricht er sich davon? Glaubt er, Liebhaber dafür zu finden?"

„Das wohl nicht. Kurz und gut: ich weiß es selbst nicht. Grün und violett..."

„Etwas zu alt für mich. Ja, sage —"

„Es macht ihm Spaß. Und mir schadet es nichts. Im Gegenteil. Es darf freilich nicht zu häufig sein."

„Seht ihr euch...?

„Bewahre!" sagte Käthe bestimmt und sah Hanna ruhig und klar wie ein Kind an. Dann wandte sie sich einem neuen Kasten zu. „Er schickt es mir immer. Wir sprachen ein- oder zweimal, als sich unser Weg kreuzte, davon. Wir wohnen doch in der gleichen Gegend. Zum Flirt fehlt uns beiden die Laune und mir sicherlich die Zeit! — Kannst du glauben, Hanna!" Sie lächelte. Das war eine glatte, ruhige Lüge, und Hanna mußte ihr wohl glauben. Aber die kümmerte sich ja nie groß um andrer Leuts Tun.

„Sie meinen also, Fräulein Münchhoff, daß ein gewisser Ernst hinter diesen Dingen steckt?" fragte nun Herr von Wiedeborn, der sich nach Käthens letztem Wort laut geräuspert hatte. „Ich möchte das Bild doch noch einmal sehen. Verzeih, Hanna. Du bist andrer Dinge wegen hergekommen. Und wir stören Sie bloß, Fräulein Münchhoff. Aber man nimmt ein gewisses Interesse. Es wäre ja immerhin möglich...! Ich möchte es ihm freilich nicht gerade wünschen. Gott behüte mich! Ein neues Experiment —! Er hat genug davon hinter sich."

„Ich werde das Bild hereinnehmen."

Sie öffnete das innere Fenster und beugte sich vor. Herr von Wiedeborn setzte bereits den Schildpattkneifer auf. „Laßt euch nicht stören, Hanna."

„Ich gedenke auch zu sehen und zu begutachten, Papa!" erklärte die, und der Regierungsrat schob seinen Sessel ein wenig herum.

Käthe stand lautlos in einer wachsenden Erregung und betrachtete die beiden. Was würden sie sagen?

Digitized by Google

„Mjah —“ meinte der Papa. Er verstand nicht viel von diesen Dingen.

Hanna sagte bloß: „Frech!“ Und lachte. „Aber daß man das ohne weiteres feststellen kann, das beweist auch, daß etwas dran sein muß. Woher hat der Mensch das bloß?“

„Er hat immer gezeichnet und auch gemalt,“ sagte der Papa und sah von obenher durch den Kneifer.

„Henri muß sich das ansehen. Famos. Es gibt ja wohl Fälle, wo es plötzlich über jemanden kommen kann. Aber was wahrscheinlicher ist: es wird Spielerei sein. Geschäftiges Zeittotschlagen. Strohfeuer. Wissen wir, welche Vorlagen er benutzt, in wessen Haut er anpassungsfähig und gelehrig geschlüpft ist?“ Es klang absichtlich in seiner Schärfe, denn in allen Kunstfragen war sie unduldsam.

„O, das glaube ich doch nicht,“ verteidigte Käthe Münchhoff leise.

„Woher willst du es wissen, Kleine? Wir sind überhaupt nicht sachverständig. Leute wie Felix Wieland haben wenig Gläubige. Er hat Talent. Aber er hat viele Talente, sagte Heinrich Nonnemann. Er spielte auch eine Zeitlang sehr gut Cello. Er kann alles. Hier liegt die Gefahr für ihn. Immer Velleitäten. Aber kein Wollen.“

„Gut, Kind. Aber wissen wir, ob überhaupt ein Ernst dahintersteckt? Wir wissen es nicht!“ sagte der Papa, der, wenn andre scharf und unerbittlich sprachen, gern kontemplativ dachte.

„Nein, das wissen wir nicht, obschon es ihm ein bißchen zuzutrauen ist. Mehr vermutlich als ein gewisser Studienabschluß. — Ja, die Kunst. Weißt du, was ich glaube, Papa? — Viele, eine gewisse Geschicklichkeit oder Fähigkeit vorausgesetzt, kommen zum Malen, Bildhauern, Musizieren, Dichten, weil das spielerische Tun, die Zwanglosigkeit des Tuns und seine scheinbare Leichtigkeit sie mehr anlocken als das harte und konsequente Lernen und Streben für einen festen bürgerlichen Beruf! Viele, die irgendwie gescheitert sind —: für die Kunst, scheinen sie sich immer noch gut genug zu sein!“

„Zu scharf, Hanna, du bist zu scharf,“ mahnte Herr von Wiedeborn. Käthen wurde es kühl und bang ums Herz.

„Mag sein. Ich leugne auch die Kehrseite nicht. Manchem tagt plötzlich nach langen Jahren die Erkenntnis. Ein Ehrgeiz, eine Ungeduld, ein Erwerbswille, ein Zufall kann Ursache sein, daß eine Tür nach innen aufspringt. Aber das Gros . . .“

„Er ist doch vielleicht ernster als du denkst, Hanna,“ sagte Käthe mit verborgner Hartnäckigkeit. „Er ist, glaube ich, ernster geworden. Jeder erlebt das doch einmal. Meinst du nicht? Ich sprach ihn freilich — lange nicht.“

Hanna sah ein wenig erstaunt über Käthens ernstes Gesicht. Dann senkte sie den Blick. „Möglich natürlich. Hoffen wir's. Aber wer sollte es wagen, ihn darin zu bestärken? Du vielleicht, Käthe — —?“ Sie lächelte und nahm Käthens Hand.

‚Ich vielleicht!‘ dachte Käthe stählern verschlossen hinter allen Worten und Gedanken. Ganz leise, hartnäckig und unbekümmert.

Es entstand eine Pause. Und dann wurde das Bild gegen die Wand gestellt.

— — „Und nun zur Hauptsache, Käthe! Alles andre soll uns nicht kümmern. Warte, wir gehen damit vor den Spiegel.“ — — —

Hanna fand, was sie wünschte, und zahlte. „Laß, Papa, das ist meine Sache. Nein, Käthe, glatte Rechnung.“

Draußen knirschten wieder die Pneumas und rief die Hupe. Etwas Großes, Blankes, Blaues mit gelben Rädern glitt davon. Käthe aber sah ihm starr durch die Gardine nach und lehnte dann die heiße Wange gegen das kalte Glas.

Die Stimmen waren noch in dem Raum. Die Kästen standen noch herum. Man hatte sie angerufen. Zum ersten Mal — daß sie sich selbst und die Dinge haarscharf erkannte. Und als sie sich gleich darauf in das feine Lädchen zurückwandte, da erschien es ihr fremder und nicht mehr so funkelneu wie sonst. Sie sah sich um. Die Luft schien zu schwingen. Und einmal war ihr, als riefe sie etwas — eine ferne, vertraute Stimme. War es das Leben — das Geschick? Wille und Fatum, wer hätte sie zu trennen vermocht? Sie ging leise, fast auf den Fußspitzen, an den Tisch und tilgte behutsam und geschäftig die Unordnung, die Hannas Besuch hinterlassen hatte.

⁂ ⁂ ⁂

An diesem Abend trafen Käthe und Felix einander.

Digitized by Google

Sie hatte die kleine flinke Kuske mit einem Zettel und einer duftenden Schlackwurst nach der Alten Jakobstraße geschickt.

Hinterm Moritzplatz, in einer dunkeln Seitenstraße, wartete er.

Sie schob still mit einem Guten Abend die Hand in seine Hand. Nun waren sie wieder einmal für ein paar knappe Stunden frei.

Wie oft hatte sie früher in der Verschwiegenheit ihrer warmen, starken Jugend und Rasse die andern beneidet, die unbekümmert dem ‚Glück' nachgingen. Wer auch so sein könnte! Ihr Gesicht verfärbte sich dabei. Ihr Herz schlug mitunter in einem Sturm. Sie hob die Hände, und ihre Zähne knirschten. Aber wenn in solchen Augenblicken sie einer auch nur berührt hätte, dann wäre sie nach einem Blitz des verstörten Zuwartens aufgesprungen — wie schon einmal, damals in ihrer Tür — Nein!! Ich will nicht!! So war sie nicht. Es würde sich zeigen, wer von ihnen beiden der Stärkere wäre ... Und doch sprachen in ihr Herz und Sinn. Ihr Blut.

Sie gingen im Gleichschritt, ein wenig berauscht. Sie sprachen Worte, die wenig Sinn hatten. Die Arme umschmiegten sich scheu, seine Hand tastete nach ihrer Hand, bis die Finger sich ineinander verschränkten. Das gab dann Ruhe und ein Aufatmen.

Wohin? Nein, kein Theater, auch kein Kino, keine Musik, keinen Vortrag.

In Käthen lebte heute unter der ersten Leichtigkeit ein Ernst, der wuchs. Am liebsten wäre sie so weiter dahingeschritten durch Straßen, über Plätze, und hätte über das, was der Tag und seine Vorläufer ihr gebracht und aufgeschlossen, ausgiebig sprechen mögen.

Es war ihm recht. „Ja, liebe — liebe Käthe. Die andern stören bloß!"

Sie sah ihn forschend an. Mitten in die Augen hinein. Sie war nicht viel kleiner als er. Ihr Hutrand streifte gerade seine Stirn.

„Ja, Kind! — Ich bin so froh. Sehen Sie, Käthe, ich bin jahrelang nicht aus dem Bett gesprungen. Jetzt tu' ich es. Ich freue mich auf den Tag. Nicht nur Ihretwegen, Käthe!" Und er neigte plötzlich den Kopf und streifte mit den Lippen über ihren Hals, dort, wo das zarte dunkle Haar ansetzte und ihre weiße Haut warm schimmerte. Sie erschauerte und duckte sich abwehrend.

„Haben Sie brav gezeichnet?"

„Sie sollten nicht so fragen, Käthe — Sie nicht. Alle andern dürfen es. Aber einer muß doch auch zu unsern Fehlern ja sagen. Das hilft unsereinem mehr als alles andere!"

Sie schwieg. Sie sah ins Weite. Und die weichen Lippen legten sich fester aufeinander. „Ich zweifle weniger, als Sie glauben. Sie wissen es auch."

„Käthe —"

„Heute mittag waren Wiedeborns bei mir. Sie sahen Ihre Skizze im Fenster."

Er wurde rot. „Hanna —?"

„Ja. Sie fragten sofort und ließen sich die Arbeit zeigen. Ich log dabei nicht wenig."

„Hanna? — Und was sagte sie dazu?" Er war nun doch eifrig und gespannt.

„Ich denke: sie lobte. Sie schien überrascht. Noch mehr war es Herr von Wiedeborn. Hannas Art werden Sie kennen."

„Gefiel es ihr nicht?"

„O doch. Sie fand allerlei Worte dafür."

„Allerlei Worte —" sagte Felix empfindlich und nervös.

„Sie hält es, wie soll ich sagen —: für bloße Versuche ..."

„Für Versuche? Ach so! Spielerei, Unfug. Nichts dahinter. ‚Kein Ernst.' Und so. ‚Keine Folge.' Das Hauptwort der Satten. Und eigentlich eine Dummheit. Konsequent sein heißt doch: den Umständen gemäß handeln."

„Wenn auch. Worte wechseln den Sinn. Sie meinte es wohl nicht böse. Es klang sogar etwas wie ein Wunsch durch — und fast ein Glaube."

„Wie gnädig!"

„Felix," sagte sie leise. Sie nannte ihn nur selten bei Namen. „Was gehen einen am Ende die andern an? Ich höre zuletzt immer nur auf mich!"

„Zuletzt!"

„Ich höre immer nur auf mich."

Das Wort gefiel ihm. Und er zog sie plötzlich jäh und krampfhaft an sich. So gingen sie eine Weile. Ihre Schritte klangen im Takt. Frisch und fest. Und Käthens Kleid rauschte.

‚Nie würde er das andre aus sich selbst erreichen!' so dachte sie wieder. Sie kannte ihn nun so gut, bis in die letzten Falten seines schwanken Wesens. Es lag zu weit ab für ihn. Es verlor sich mit ihm selbst

Digitized by Google

in nebelhafter Ferne. Das Neue lag näher, entsprach allen seinen Neigungen und Schwächen. Wie hatte Hanna Wiedeborn gesagt? Kunst oder was sich dafür ausgibt, kommt oft aus Laune. Aus Mangel an Intaktheit. Es gesellt sich bisweilen gerade diesem Mangel die Anlage . . .

War es so bei Felix? Sein Brachliegen und Herumschlendern hatte seinen Blick geschärft, Beobachtungen in ihm gehäuft. Seine Weichheit war Empfänglichkeit und Fruchtbarkeit gewesen. Das war schon ein Gutes. Vielleicht aber hatte der wahre Funken nur auf ihn gewartet, war zugedeckt gewesen von fremden Lebensgeschichten —

Sie frohlockte bei diesem Gedanken . . .

Und dann sprach sie zu ihm mit leisen, klaren Worten. Wie es der Bestimmbare und Impulsive längst schon hatte hören wollen. Als wäre sie reifer und älter als er. Sie verletzte ihn nicht. Sie wollte nur das Tüchtige in ihm anrufen, die Kraft. Jeder muß wagen — besonders der, dessen Weg sich verlor. Und einmal muß man sagen: Jetzt will ich! Aber tu' es ernst, bitterernst! — — Mit zusammengebissenen Zähnen, daß sie knirschen. Darauf kommt es an. Und ich — ja ich will dir dann, soweit ich es kann und darf, dabei helfen, ich will dir an dich glauben helfen, an deine Kraft, an deines Willens Sicherheit, sie nicht ermatten lassen aus meiner besten, unbezwinglichen Kraft... Sprach sie es? Träumte sie es bloß?

Er hörte es. Lächelnd und schweigend, betreten und froh vor ihrem Ernst und Eifer. Sein Herz pochte, und in ihm drängte heimlich sein Leben und Blut. Auch er sah das Ziel wie durch einen Zauberschlag greifbarer vor sich, farbiger und heller. Und er sah auch die Gefährtin . . .

War es ein Abenteuer und sie beide Spieler? Wohin zog es ihn?

Nimm dich in acht! Ach was! Er glaubte an seine Hände und was in ihnen drängte, wie schon früher oft, mit spontaner, beglückender Leidenschaft. Er liebte die Dinge plötzlich tiefer und wahrer — die Reichen und die Spießer, selbst die Schutzleute, denen er wie jeder gute Berliner gram war. Alles, was sich mit spitz fühlenden Fingern umbiegen und verzerren ließ! — Kannte er nicht selbst zwei Architekten, die aus heiler Haut heraus Zeichner geworden waren? Ohne Akademie, aus Lust am Leben und an seiner Torheit, mit eigenstem Strich — gerade das! Hallo, was andre konnten, das konnte er auch!

„Ich würde Ihnen doch raten," klang wieder Käthens ernste, bedächtige Stimme aus einer Ferne: „Ich würde Ihnen doch raten, ein Atelier zu besuchen. Sie haben es schon einmal getan."

„Selber sehen, Käthe!"

„Ich würde es dennoch tun. Sie schalten einmal: ich sei fürs Solide und Brave. Ja, ich bin es! Ich bin für Gründlichkeit, und sei's zur Beruhigung des eignen Gewissens. Ich würde es tun! Ich würde mir vornehmen, das beste, das allerbeste aus mir zu machen!"

„Ja, Sie Käthe! Sie sind'n Daus!" Er lachte und hob in seiner größeren Hand die ihrige, um sie zu küssen und mit den Lippen zu streicheln. „Sie haben ja keine Ahnung, Käthe. Die meisten dieser gerühmten und bestbezahlten Herren — können keinen anständigen Strich machen. Das kann bloß stören."

„Ich würde trotzdem fabelhaft ernst arbeiten! Vergessen kann man immer wieder. Sie müssen wissen, wie ich's meine. Jeder spricht nur sich selbst aus."

„Liebe, kleine, dumme Käthe!"

„Lieber, großer, kluger Felix!"

Und er zog sie mitten auf dem leeren Bürgersteig an sich und küßte sie wild.

Sie wehrte ihm ängstlich und kämpfte tapfer um ihren Hut. Er war ein frecher, zügelloser Junge. Aber sie hatte ihn doch so am liebsten. So war er auch am fügsamsten.

„Sag' mal wieder du zu mir! — Erst sag' du —!"

„So laß mich los, Felix!" Und er küßte ihr noch einmal fest und flammend die Lippen.

⁂ ⁂ ⁂

Es war am Abend nach acht Uhr. Felix Wieland kam vom Nollendorfplatz. Er trug eine Rolle Papier und ein großes in Sackleinwand gebundenes Buch unterm Arm. Sein Gesicht zeigte eine gesunde Farbe. Er steuerte die Maaßenstraße hinunter und bog nach links hin in die Kurfürstenstraße ein. Die Luft war feucht und sommerwarm.

Am vierten Haus, einem Sandstein-

Digitized by Google

palazzo, zog er die Klingel. Es hatte zwei schmiedeeiserne Tore mit dicken Glasscheiben. Durch das kleinere, das bloß eine Tür war, trat er ein. Das eigentliche Tor war für Fuhren und Lastwagen, denn weit hinten auf dem Grundstück ragte ein himmelhohes Atelierhaus, aus dem Bilder und Skulpturen auf starken Lastwagen oder leichtfertigen Karren davongefahren wurhen, um meist nach einiger Zeit, gänzlich unverkauft, aber ein wenig abgestoßen, auf die gleiche Art zurückzukehren. Vorn war es ein Mietspalazzo mit Marmortreppe.

Felix stieg die breite Steintreppe des Atelierhauses hinauf. Es war kühl, ein unruhig zuckendes Gasglühlicht machte die Steinluft noch modriger. Es kamen noch andere Leute hinter ihm, Damen und Herren, meist Damen. Die Stimmen und Tritte schallten. Im dritten Stock klingelte er bei dem Maler Lovis Semper. Er hieß eigentlich Ludwig mit Vornamen und hielt in seinem Studio Aktklassen ab.

Im Atelier war man schon flott im Gang. Man hielt Reißbretter oder Skizzenbücher auf dem Schoß, zeichnete an Staffeleien, und auf einem Podium stand ein nackter, muskulöser Mann, der sich auf einen hohen Stab stützte, als schritte er aus. Es war still und heiß. Man schmauchte aus Kurzpfeifen, rauchte Zigarren und Zigaretten. Einige der Herren hatten sich der Röcke entledigt und zeigten unbekümmert den hinter ihnen sitzenden Damen die blanke Schnalle ihrer Weste.

Felix und Lovis Semper kannten sich durch den Bildhauer Rodenius, der im Erdgeschoß desselben Hauses wirkte und zusammen mit Wieland und Nonnemann eine Weile dieselbe Schulbank gedrückt hatte. Felix nahm Platz, nickte hier- und dorthin. Er saß immer abseits, als wär's ihm ein Bedürfnis, sich die Natur vom Leib zu halten, vielleicht auch die Genossen und Genossinnen dieser Stunde, die nicht alle nach seinem Geschmack waren.

Man hörte die Kohle auf dem Papier knirschen, Hände und Lappen wischen. Am ernsthaftesten waren die Damen.

Lovis Semper ging umher und sprach halblaut. Nur wenn er bei Felix stand, sagte er nicht viel. Seine Warze an der Nase sah halb ernst, halb ironisch aus.

Nonnemann indes hatte, als er von Wielands Studien hörte, die Brauen hoch- und die Mundwinkel tief herabgezogen. „So was tut man doch bloß, wenn man ‚muß'." Talent war ja da. Ob auch genug? Und ein eiserner Wille? Er war ein Spieler! Hanna hatte einmal, schon im Ausgang des Frühjahrs, eine halbe Bemerkung mit einem Hinweis auf Käthe Münchhoff gemacht. Henri hatte damals leise gepfiffen. Sollte hier — ?

Entweder war es was ganz Dummes, und das wäre schlimm, das Allerschlimmste! Oder aber er bekam einen brauchbaren Puff von dieser festen Hand in den Rücken. Und das wäre am Ende nicht das Übelste — vielleicht sogar — auch das war schon dagewesen. Gerade das. Das Leben ist ein Märchen.

Felix hatte eine ganze Weile seit dem Frühling gut und brav gezeichnet, und Lovis Semper hatte sich gewundert. Felix blieb auch durch eine Reihe von Wochen so. Käthe stand hinter ihm. Manches gelang vorzüglich, andres weniger, so sehr er sich mühte. Er war auch hier Stimmungsmensch und erlahmte zu Zeiten der Unlust.

Dann aber hatte es ihn plötzlich gepackt, dieses Modell, Mann oder Weib, zu Bewegungen zu veranlassen; es sollte laufen, springen, sich rekeln, kauern, aufschnellen, und er selbst wollte nur sitzen und lauern und gelegentlich ein paar hastige Striche machen. Daheim konnte er das nicht, der Mutter und der alten Minna wegen! Ein Atelier besaß er nicht.

Semper hatte auch das eine Weile stillschweigend und beobachtend mit angesehen und ihm dann seine Bedenken mitgeteilt: sowas habe nur einen Wert und Sinn, wenn man alles andre schon intus habe.

Felix sah das ein. Doch er war anderseits zu glauben geneigt, daß es sich auch auf d i e s e m Weg erreichen ließe! Etwas in ihm trieb und peitschte ihn unablässig vorwärts — zum Ziel. Er war reifer als seine Hand . . .! Er hatte es schon in den Fingerspitzen! Er war zugleich in Sorge deshalb, daß er sich zu Dingen zwänge, die ebensosehr aufhielten, wie vom Eigentlichen ablenkten. Er wußte ja, was er wollte, glaubte es zu wissen — nun drauf los! —

Aber was er sich dabei niemals eingestand, war, daß er sehr oft mit gewissen

Digitized by Google

fertigen Anschauungen bestechender Zeitgenossen zum Aktzeichnen kam. Und gerade das schürte und trieb ihn. Er hatte daheim in seinen in- und ausländischen Zeitschriften oder soeben an der Litfaßsäule eine kecke Zeichnung gesehen und bewundert. Und etwas davon war ihm sofort in die Hand und die Fingerspitzen geflossen. Es hatte ihn plötzlich angezogen und befeuert. Er sah, empfand, dachte plötzlich lustvoll in dieser Formen- und Lebenswelt eines andern. Sie führte ihm Stift und Kohle, als handle es sich um eigensten Besitz. Es machte ihn zwiefach ungeduldig und eigenwillig.

Das vermochte Meister Semper nicht so rasch zu durchschauen und zuletzt sagte er bloß: „Na ja!“ Es gab Fälle und Unfälle. Und man konnte diesen Wieland nicht wie eines der Malweibchen höflich bitten, davonzubleiben.

⁂ ⁂ ⁂

Das Leben ist ein Märchen, hatte Nonnemann gesagt. Und er hatte, wie meist, recht.

In dem Arbeitszimmer der ‚Maison Münchhoff‘ hantierten im beginnenden Herbst noch zwei andre junge Damen, die mit rasender Eile die Nadel durch Filz und Samt stießen. Käthe machte mal wieder die Erfahrung, daß die Bravheit mit Tüchtigkeit und Verwendbarkeit g a r nichts zu tun habe. Denn die eine war blond und brav, die andre dagegen brünett, sehr hübsch und fabelhaft geschickt, und draußen wartete oft ein Herr; aber meist ein andrer. Sie würde die Brave ziehen lassen und die muntre Philine behalten.

Lisbeth Kuske wurde mittags nach einem kleinen Hotel in der Dresdner Straße geschickt, von wo sie mit einem gefüllten Menagegestell zurückkam. Käthe deckte an einer Ecke des Arbeitstisches, so gut es ging; die kleine Kuske bekam davon einen Happen ab und trollte sich zu Mutterns Kartoffeln. Die kurze Mittagsrast tat gut. Man konnte einen Blick in die Zeitung werfen oder auch mal die Augen, während man saß, auf einige Minuten schließen. Aber dann kamen liebe und auch schwere Gedanken, Bilder — ein Bild, und man wärmte es mit seinem Blut. Sehnte sich mit geschlossenen Augen. Es war ein halbwacher Traum und doch viel mehr . . .

Des Abends machte sich Käthe Tee mit Aufschnitt zurecht. Es war dann still. Der große Hof des Hauses lag tot, zuweilen hörte man vor dem Fenster und seiner Rolljalousie einen Schritt. Man gehörte den ganzen Tag den andern. Jeder, der eintrat, glaubte, er sei die Hauptperson. Ach, wenn man jetzt etwas Gutes lesen oder auch ein wenig draußen schlendern dürfte — auch allein, sogar in Einsamkeit wäre es ein Vergnügen und Behagen gewesen. Aber das ging jetzt nicht immer. Sie mußte nachräumen. Die Bücher nach der Kladde in Ordnung bringen und die Bestellungen vorbereiten.

Nicht selten machte sich Käthe erst nach zehn oder elf auf den Weg. Dann waren die alten Roedebecks noch munter. Käthe fand ihr Bett sauber auf dem Sofa bereitet. Aber das Zimmer war niedrig und kläglich. Käthe sehnte sich geradezu leidenschaftlich nach einem wirklichen Bett, breit und elastisch, das nur zum Schlafen diente. Nein, das war nicht mehr nach ihrem Geschmack. Man verrannte auch Zeit. Man könnte es sich bequemer einrichten, manches noch am Abend mit Bedacht erledigen. Man fände eher Muße und die rechte Stimmung, in einigen schmalen Bänden und in zwei dicken Büchern mit prächtigen Bildern berühmter Meister zu lesen und zu blättern. Sie hatte nun erst recht einen Hunger und eine Sehnsucht danach. Eine Neugierde, wie auf etwas Köstliches, ihr schon freundlich Zugewandtes und kraft ihres Wollens und Erlebens heimlich Zugehöriges. Sie stammten von Felix Wieland.

Die kleine Frau Roedebeck merkte das. Hm — hm.

„Käthe, wird es dir nicht zuviel? Du kannst es nun auch besser haben.“

„Ach, Tante Alwine —“

„Und du bist dann mehr dein eigner Herr.“

„Das bin ich auch so.“

„Ich meine bloß. Du kannst dir jetzt mehr leisten. Ich könnt' es dir nicht verdenken. Hoffentlich bleibt es so.“

„Wird schon. Ja — ein wenig unbequem ist es schon, gute Tante Alwine. Aber man schlüpft unter und fühlt sich wohl.“

„Du kannst immer mal kommen. Das ist alles Gewohnheit.“

„Willst du mich los sein?“

„I nein. Ich sehe bloß, wie's is. Ich

Digitized by Google

kenn' dich doch. Du willst es bloß nich sagen und denkst, du kränkst mich. Ich nehm' es nich übel, Käthe. Und wieso auch? Du hast hier nichts. Du kannst es besser und feiner haben, und danach steht dein Sinn. Soll auch danach stehen! Du hast was gelernt und bist fast dazu erzogen. Das rächt sich dann. Du denkst auch, daß mir die paar Mark fehlen werden — ja, fehlen werden sie mir, nich zu knapp. Da müßt' ich lügen! Aber damit, daß sie mal fehlen, mußt' ich immer rechnen. Und schließlich heiratest du mal ..."

„Aber, Tante Alwine."

„Warum nich? Nu erst recht. Junge Dame mit Geschäft. Glaubst du, daß keiner anbeißt?"

„Das gerade nicht."

„Du weißt sehr gut, was du wert bist und kennst deinen Spiegel. Überleg' es dir ruhig — ich meine das mit der Wohnung. Und ich könnt' jemand anders 'reinnehmen. Bequem is es ja nich."

„Darüber ließe sich noch reden, Tante Alwine. Ich bin dir Dank schuldig."

„Gott, Kind."

„Darüber würde ich zuletzt entscheiden."

„Hm — hm."

„Oder ich geb' es Onkel."

„Das läßte bleiben. — Du hast jetzt gute Zeit. Aber es kommt auch stille."

„Laß sie kommen."

„Ich bin nich stolz, Käthe, darum woll'n wir uns nich streiten. Ja, 'n Heim hast du hier gehabt, wenn auch bloß 'n ärmliches. Aber es war ein Heim und auch 'n Halt — hm."

„Fürchtest du, daß ich den dann nicht mehr so recht haben würde?"

„Bewahre. Du weißt, was du willst, und lebst nicht bloß für 'n Tag. Glaubst du, daß ich dich hier an der Strippe habe? Will auch nich und brauch' auch nich. Jeder macht zuletzt doch, was er will."

Und die kleine Frau Roedebeck sah Käthe über die Brille hin scharf an und strickte dann weiter. —

Neben der Arbeitsstube in der Prinzenstraße lag noch eine kleine Wohnung, zwei Zimmer und Küche, die eigentlich dazu gehörte, im Falle sie gebraucht würde. Für kurze Zeit war sie vermietet gewesen, aber der Inhaber war verduftet. Sie stand jetzt leer. In der Arbeitsstube hinter dem Regal war eine Tür schwach zugemauert, die müßte man durchbrechen lassen. O, Käthe würde es am Ende ohne Murren bezahlen. Sie müßte dann freilich auch ein paar Möbel anschaffen. Ein Bett — o fein! Ihre Augen glänzten. Wäre es leichtfertig? Ihre Einnahmen wuchsen sacht und stetig wie ihr Ruf. Ihr kleines Grundkapital war wieder komplett und rundete sich ebenfalls schon ein wenig nach oben. Sie würde Onkel Ferdi gelegentlich mal um einige seiner Kataloge bitten, die er sich neuerdings, um ein bißchen ‚merkantilen Betrieb' zu haben, auf Anzeigen hin kommen ließ; er hatte sich dazu einen Blaustift aus dem Lädchen stibitzt, strich erst die Annoncen an, und dann schrieb er Postkarten, die er als sein eigner Geschäftsbote austrug; dann kamen prächtig illustrierte Kataloge von Versandhäusern, Möbelfabriken, Schneidern, Zigarrenhändlern, Buchhändlern, sogar von Automobilfabriken, Kunsthandlungen an das Technische Bureau F. Roedebeck. Er würde laufen und rennen — Kommissionen — Geschäfte! Vielleicht konnte er den Auftrag vermitteln — vielleicht fiel ein Provisiönchen ab ...! Jedenfalls konnte er Straßenbahngroschen in den Hosensack stecken und hatte zu begutachten, zu empfehlen — Betrieb ...!

Eines aber ging Käthen nach: ob Tante Alwine einen bestimmten Verdacht hegte? „Du willst dein eigner Herr sein." Und: „Du hast hier ein Heim und einen Halt gehabt." Hm — m, wie sollte sie! Sie hatte bloß im allgemeinen geredet und mal so nebenher auf den Busch geklopft. Hm — ein bißchen Mißtrauen war immer gut! ...

Und hatte sie selbst daran gedacht? Daran, daß sie mehr Freiheit haben wollte und von keiner Seite gewissermaßen kontrolliert werden konnte? —

Ihre Augen blickten groß, und ihre Wangen röteten sich langsam tiefdunkel bis an die Schläfen hinauf. Sie hatte wahrhaftig immer unter der Dürftigkeit und Enge gelitten. Nun empfand sie's noch mehr, da sie zwischen ihrer neuen Welt uud der alten, häßlichen hin- und herpendelte! Das umschnürte sie, das tat ihr Gewalt an. Heraus. Freilich nicht bloß für diese ihre Wünsche und Bedürfnisse. — Auch das war richtig —: Sie wollte da-

Digitized by Google

bei auch an Haltung gewinnen, einen neuen Reiz; wollte Altes abstreifen und vergessen machen; o, sie kannte den wählerischen Blick und die verwöhnte Empfindlichkeit eines gewissen Herrn sehr gut. Sie wollte sich ihm gleichsam anähneln, daß nichts Störendes mehr an ihr wäre, daß sie nur für sich allein bestände... Sie wollte ihm im Lebenszuschnitt näher sein. Dennoch — sie mußte sich doppelt hüten!

⁂ ⁂ ⁂

An einem Mittag gegen Ende September hielt draußen abermals ein Auto. Käthe war allein im Laden und hob den Blick. Sollte Hanna wieder —?

Ein stattlicher Herr sagte dem Chauffeur ein Wort und näherte sich der Tür. Es war in der Tat Herr Doktor Thoman. Käthe wunderte sich.

Sie hatte ihn in der Zwischenzeit häufiger, eine Weile lang merkwürdig oft gesehen. Meist um die Stunde, wenn sie zu Tisch ging. Er hatte sie jedesmal sehr artig gegrüßt. Warum eigentlich — wegen der Stehleiter damals? Sie hatte eine rasche liebenswürdige Art, den Kopf zu senken — basta. Im letzten halben Jahr freilich hatte sein Auto seltner vorm Haus gehalten. Vielleicht war er verreist oder krank gewesen. Er sah blaß aus.

Er verneigte sich. Sein blondes Haar war kurz geschoren und eigenwillig starr über der festen Stirn. Das gab ihm fast etwas Jungenhaftes und Sympathisches. Alles an ihm war gepflegt und gediegen.

„Verzeihen Sie, Fräulein Münchhoff. Ich hatte bereits einmal, wenn auch nur flüchtig, das Vergnügen. Ich komme heute in einer geschäftlichen Angelegenheit. Ich möchte Ihren Rat erbitten und wenn möglich Ihre Hilfe."

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Es handelt sich rund heraus —" er lächelte — „um eine Art von Strohhüten, oder so. — Ich hatte hier nebenan zu tun und wollte dabei gleich mal bei Ihnen vorsprechen. Im übrigen ist es nicht ganz unwichtig."

„Strohhüte?" fragte Käte.

„Ja, Fräulein Münchhoff —" Er lächelte von neuem, und man sah dabei an den festen Lippen mit dem kurzen Bart, daß er ein starker und gewiß auch guter Mensch war. „Es handelt sich, kurz gesagt, um ein Arbeiter-Erholungsheim, das eine Reihe von Industriellen begründet haben. Ich bin im Vorstand. Aber wir brauchen auch — Hüte. Für die Pflegerinnen und die weiblichen Pfleglinge; Strohhüte, uniform, mehr praktisch als elegant natürlich."

Käthe sann nach. Das wäre gar nicht so übel.

„Ich dachte sofort an Sie, Fräulein Münchhoff."

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Doktor."

„Ich dachte mir, es ist immerhin eine laufende Sache und wird in Ihrer Hand sicher etwas Hübsches und Brauchbares werden."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor. Aber Sie bekommen sie vielleicht anderswo billiger, bei einem Grossisten."

Doktor Thoman wurde für eine Sekunde nachdenklich. „Ich nahm es in die Hand. Über den Punkt werden wir uns, denk' ich, einigen."

Käthe Münchhoff hob halb zustimmend die Hände, und Herr Thoman schien erfreut. Sie besprachen sogleich das noch Nähere; es konnte in der Tat ein ganz hübscher laufender Auftrag werden. Woher kam aber dem Herrn dieses plötzliche Interesse an dem Haus Münchhoff?

Doktor Thoman führte die Unterhaltung in einem leichthin spaßigen Ton, der trotzdem höchst respektvoll klang. Sein Gesicht blieb auch jetzt blaß und schien unter den Augen eigentümlich schlaff. Er hatte die Handschuhe ausgezogen, um seine Adresse aufzuschreiben. Seine festen kräftigen Hände hantierten unruhig mit der Brieftasche, der er eine Visitenkarte entnahm; sie schienen etwas zu groß dafür zu sein. Er stammte vermutlich aus einer Familie, die sich durch Kraft und Intelligenz emporgearbeitet hatte. Das war Käthe sofort sympathisch. Waren nicht auch die Gilkas Patrizier geworden oder die Bötzows? Es gab Fideikommißbesitzer darunter, und ihre Kinder waren Pairs geworden und saßen im Herrenhaus. Sie erinnerte sich, daß Felix ihr von einem Kopenhagner Brauer Jakobsen erzählt hatte, der einer der glänzendsten Mäzene und Sammler gewesen. Ob Stahl oder Spiritus — Borsig, Krupp, Stroußberg, Thoman — alles dasselbe. Bega-

Digitized by Google

bung, Tatkraft, Bildung entschieden auch hier. Überall.

Wie alt mochte er sein? Anfang vierzig. Aber er sah um die Augen älter aus. Auch schien er nicht verheiratet zu sein.

Er sprach zögernd, und seine Stimme klang hier und da merkwürdig weich. Danach entstand eine kleine Pause, in der sich Herr Doktor Thoman räusperte.

„...Und noch eins, Fräulein Münchhoff. — Auch das führte mich zu Ihnen — daß ich darauf komme. Vielleicht darf ich noch einen Augenblick verweilen. Mein Buchhalter nebenan erzählte mir einigemal von Bildern, von amüsanten Zeichnungen, die in Ihrer Auslage gestanden hätten. Ich habe selbst ein oder das andre Mal so etwas gesehen; und ich muß sagen, daß es auch mir gefiel."

Käthe errötete in Schreck und in Freude, als lobe man sie selbst.

„Darf man nach dem Künstler fragen?"

„O ja. — Er ist ein Freund von Herrn Regierungsbaumeister Nonnemann, den Sie wohl durch den Umbau hier kennen. Ich selbst begegnete ihm im Haus des Herrn Regierungsrats von Wiedeborn."

„Soso. Und wer ist es, wenn ich fragen darf?"

„Herr Felix Wieland."

Es war ihr unheimlich, daß man sie ausfragte und daß sie seinen Namen nannte.

Aber es schien Herrn Doktor Thoman zu gefallen, daß sie so wohlklingende Freunde besaß. Wiedeborns? Nun, Hanna wäre eine alte Freundin von ihr, und sie selbst wäre eine Zeitlang Herrn von Wiedeborns Sekretärin gewesen. Soso. Das war ebenfalls sehr interessant. Sekretärin!

Käthe zog die Zähne über die weiche Unterlippe. Sollte sie diesem fremden Herrn noch mehr Auskünfte geben? Es war unzweifelhaft etwas in ihm, das Vertrauen erweckte. Eine Art Herzlichkeit und freie Menschlichkeit. Und sie brauchte am Ende nichts zu verbergen — gar nichts? Ihre Wimpern schlugen flüchtig und hart zusammen. Auch das Frühere nicht! Sie sah mit raschem, witterndem Ernst und Trotz zurück, fast mit spöttischer Lust. Es war ein zähes Durchhalten gewesen, zuweilen lässig spielerisch und — gewagt —, ein Aufsteigen —! Vorbei! — Und nun stand sie ziemlich fest und rank auf ihren schlanken Beinen, und das Leben wurde immer heller und liebreicher. Da sprach es sich ganz gut davon mit knappen Worten, mit einem hochmütigen Lächeln.

Aber da bemerkte sie ein eigentümliches Spähen in seinem Blick, das fast einer Angst entsprang, ein Forschen und Suchen, und über seine in diesem Moment noch fahlere Wange glitt ein seltsames Zittern. Was war das? Es schien unheimlich, und doch war nichts Dreistes oder Gewaltsames in dem Blick. Eher das Hoffen oder heiße Wünschen eines Heischenden ... Drängte auch hier etwas Brüchiges an ihre Frische und Kraft heran?

In der Arbeitsstube klapperten die Scheren. Die kleine Kuske kam herein, sah den Herrn Doktor mit flinken Spannaugen an; alle gutgekleideten Herren spielten in ihrer Berliner Görenphantasie die Rolle von ‚Bräutigams'. Sie fragte etwas.

„Ich störe Sie," sagte Doktor Thoman betreten und zog die dünne goldne Uhr. Die Kuske verschwand lautlos und warf noch einen glänzenden Blick zurück.

Da gelüstete es Käthe, selbst auf Felix zurückzukommen. Vielleicht könnte er ihm helfen, durchzuckte es sie. Schon um ihretwillen, denn sie fühlte natürlich, daß sie ihm gefiel.

„Sie fragten nach den Bildern," sagte sie nach kurzem Besinnen nüchtern und tapfer.

„Ja, Fräulein Münchhoff. Das war ebenfalls ein Grund meines Kommens." Er senkte den Blick. „Herr Felix Wieland, sagten Sie? Es gibt eine alte Berliner Firma in dieser Gegend."

„Herr Wieland ist der Sohn."

„Der Herr ist Maler?"

„— Ja—a. Er war Architekt. Wir — haben, wie ich schon sagte, in Wiedeborns gemeinsame Freunde."

„Sehen Sie, ich möchte für meine Propagandaabteilung so etwas haben."

„O ja!" sagte Käthe rasch, und Doktor Thoman blickte sie fest an.

„Ich wollte etwas ganz Frisches und Abwechslungsreiches haben und natürlich nicht zu teuer. Und da ich wegen der andern Sache hier bei Ihnen war — eine orientierende Frage — Sie meinen, daß er es könnte?"

„Das würde ihm sicher liegen!" sagte

Digitized by Google

Käthe, und ihr Herz schlug von neuem dabei.

„Ich dachte ganz im Hintergrund, vielleicht auch Ihnen einen Gefallen damit zu tun, Fräulein Münchhoff."

„Mir...?"

Seine Hand tastete mit einem leichten Zittern über seine Stirn. „Ja," sagte er lächelnd. „Ich nehme an, daß Sie Ihren Freunden — Ihren Bekannten gern helfen."

„O ja. Das tut man. Und wenn Sie Herrn Wieland schreiben wollen, so will ich Ihnen gern seine Adresse geben. Ich habe sie drin im Zimmer. Die Nummer vergesse ich immer..."

„Ich möchte gehorsamst darum bitten. Unverbindlich meinerseits. Es ist alles noch in Vorbereitung. Und die letzte Entscheidung möchte ich in die Hand meines Vetters Clausing legen. Sie kennen vielleicht die große Druckerei in der Mauerstraße, zugleich Verlag."

„O ja," sagte Käthe mit allergrößter Spannung.

„Es erscheinen da die Berliner Illustrierten Blätter."

„Ich weiß... Sie sind oft sehr lustig. Gerade durch die Zeichnungen. Herr Wieland sprach selbst schon davon. Das ist Ihr Herr Vetter?"

„Nicht eigentlich. Wir sind oder waren einmal verschwägert —" Er schwieg. War er doch verheiratet, Witwer oder —? Es kam überraschend für Käthe, und sie hätte beinah Oh! gesagt. „Wollen Sie mir die Adresse geben, Fräulein Münchhoff?"

„Sehr gern!" In Käthe spannte sich's. Die Welt war ein Dorf, und Berlin eine einzige Familie. Freilich, meist rannte man jahrzehntelang aneinander vorbei. Aber mitunter kam es auch anders. Sie ließ sich von der kleinen Kuske das neue Adreßbuch, auf das sie stolz war, bringen. Sie blätterte und glitt mit dem schlanken Finger an der Spalte hinunter. Sie wußte es so genau! Doch sie suchte ihn wie einen Fremden.

Herr Doktor Thoman hielt ein Lederbüchlein mit Goldschnitt und seinen goldnen Crayon, der an der Uhrkette hing, in den Händen, um sofort zu schreiben. Dabei glitt sein Blick über den suchenden Finger mit dem glänzenden Nagel, über das dunkle schöne Haar des geneigten Hauptes, über die schlanke Nackenlinie, und wieder trat dieses seltsame Flehen in seinen Blick und flog das Zittern über seine Wange.

Er stand nun fast eine halbe Stunde hier. Seine Zeit war kostbar, auch die Zeit dieser jungen Dame... Aber es war wohl wieder einmal die Angst gewesen, die ihn plötzlich hergetrieben hatte, und diese wunderliche, ferne Ähnlichkeit mit der Frau, die sein Leben blessiert — nur war hier alles freier, heller, unverbildet, einem starken, einfachen Boden entwachsen wie er selbst. Er hatte es damals sofort gesehen und war dann wiedergekommen, er hatte es auch gefürchtet und war schließlich davon geblieben. Doch die Angst vor dem, was unheimlich in ihm drohte, was mehr und mehr Macht über ihn gewann, war zuzeiten überstark. Es kam oft am Tage vor, daß er ein ganzes Glas voll Kognak austrinken mußte. Es war ihm zum Bedürfnis geworden. Er hatte sich zu sehr daran gewöhnt.

Käthens Finger hielt an. Sie sah auf und in die ernsten, blaßgrauen Augen des Mannes hinein. Sie sagte Straße und Nummer. Er schrieb rasch mit kleinen Buchstaben. „Danke sehr. Danke verbindlichst. Heute werde ich keine Zeit mehr finden. Aber ich werde diesen Herrn... Wieland in den nächsten Tagen zu mir oder noch besser gleich zu Herrn Clausing ins Bureau bitten zu einer gemeinsamen Besprechung." Er schob den Stift zusammen und versenkte alles hinter dem schwarzen, seidengefütterten Mantel in verschiedne Westentaschen.

Käthe hätte Felix Wieland diesem Herrn da noch recht sehr ans Herz legen mögen! Schade, daß das nicht anging. Aber sie würde heute noch an Felix schreiben oder vielleicht ihn — sprechen, um ihn vorzubereiten, ihm aufs bestimmteste zuzureden, ihm alles ins hellste Licht zu rücken!

„Und die Hüte —" sagte sie.

„Ja!" sagte er eifrig. „Sie denken freundlichst daran. Sie zeichnen uns etwas auf oder machen ein Modell mit Berechnung. — Würden Sie mir dabei selbst einmal die Freude machen? Ich bin jederzeit für Sie zu sprechen. Nur bitte ich um vorherigen Anruf. Ich würde mich sehr herzlich freuen! Aber es hätte einige Eile."

Digitized by Google

Der Sieger von Longwy. Gemälde von Franz Triebsch
(Aus Schultes Berliner Kunstsalon)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Und sein Blick umfaßte wiederum ihr Gesicht und hielt ihr Auge.

Käthe erschrak vor diesem Auge, das etwas Bitterernstes hatte. Sie schauderte ein wenig. Vor Jahr und Tag hätte sie es leichter genommen, kecker und trotziger. Doch gleich darauf dachte sie an Felix und was alles davon abhängen konnte. So nickte sie stumm, und er gab ihr mit starkem Druck die Hand. Und dann sah sie ihm mit großen Augen nach.

⁂ ⁂ ⁂

Acht Tage später klingelte Felix Wieland bei dem Bildhauer William Rodenius im Erdgeschoß des roten Atelierhauses. Er wollte auf Lovis Sempers Rat nun eine Weile seine Studien hier betreiben. Er hatte es da oben satt. Das war doch nichts.

Felix hatte natürlich von Doktor Thomans Anfrage durch Käthe gehört und hatte es mißtrauisch und mit einem starken Unbehagen aufgenommen. Wieso durch Käthe? Wie kam der Mann dazu? Er hielt es zudem für äußerst fragwürdig und versprach sich gar nichts davon! Dennoch war er voll Erwartung. Clausing — das wäre allerdings nicht übel, gerade für den Anfang und als Sprungbrett. Und nicht bloß das — eine höchst schätzenswerte Verbindung, die einen mitten hineinbrächte und weiterträge, wenn sie einem glückte! Na ja — wenn!

Er mußte jetzt eine Weile warten, dann raschelte es, und die eiserne Tür wurde geöffnet. Ein blasses Gesicht mit weißblondem Spitzbart sah durch die Klinse. „Ach, Sie sind's, Herr Wieland. Guten Tag. Ich hab' gerade Modell."

„Stör' ich? Das ist doch gerade das, was wir brauchen!"

„Es ist ein Berufsmodell. Ich hatte ganz vergessen, daß Sie heute — — Sie gehören ja nun schon zum Bau. Na ja — guten Tag, entschuldigen Sie, kommen Sie 'rein. Ich muß es dem Mädchen erst sagen."

Es war dunkel auf dem Flur. Meister Rodenius glitt auf weichen Lederschuhen und in langem Arbeitskittel durch eine riesige Portière. Dann kam sein blasser Kopf wieder. „Bitte schön. Es ist ein Kollege, gestatten Sie," sagte er zu dem nackten Mädchen, das auf einem erhöhten Gartenstuhl saß und eine Apfelsine schälte.

William Rodenius war immer höflich, obwohl er am Neuen Tor geboren war; er hatte eine große Glatze und einen kurzgeschorenen weißblonden Bart. Im Atelier trug er alte karierte Hosen, Hausschuhe, eine Wollweste und darüber den beschmierten Bildhauerkittel. Er kannte alle Sammler. Er kannte auch Fräulein Hede Laus Leinwandonkel, der in der Matthäikirchstraße die berühmte Sammlung alter Bilder und Skulpturen besaß, und war nicht selten dort zu Gast. Er war ein feiner Künstler und guter Kenner.

„Wie geht's? Legen Sie ab. Ich mach' da 'ne kleine Skizze — janz hübsch — so in der Linie. Aber sonst nichts los damit. Bloß zum Verkauf. Ganz nett — was?" Er meinte jetzt das Modell. Er sprach im Alltag etwas sprunghaft. „In der Bewegung und in der Hüfte, auch famose Beine. Vielleicht können Sie's brauchen — wie?"

„Ja, Meister Rodenius. Aber, wie gesagt, ich möchte Sie nicht stören."

„Nee, gar nich. Ich hatte bloß auf heute vergessen. Ich werde sogar mitzeichnen, aber farbig, wissen Sie. In dem Fleisch da sind feine Tönekens. Farbe! Farbe! Mach' ich rasend gern. Manchmal ist es doch jammerschade, daß man nicht Maler geworden ist. Bewegen Sie sich mal, Fräulein," sagte er plötzlich zu dem Modell; und das erhob sich und nahm schlecht und recht Stellungen ein, schritt hin und her.

„Sehr gut," sagte Felix. „Das ist doch was andres, als da oben —"

„Ja, er ist ein bißchen trocken. Aber für die dolle Blase, die da oben sitzt, is es ganz gut." Rodenius griente. Er hatte kleine Augen, und wenn er lachte, waren sie nur noch Schlitze. Dieser Wieland war ein netter, gebildeter, manierlicher Mensch, das schätzte Meister William. Was er sonst noch vorhatte — na schön, die Kunst ist eine Arche Noah.

So gingen sie an die Arbeit. Rodenius, der noch an seiner Puppe hantierte, machte dabei Schlitzaugen, Wieland hatte sich ein Reißbrett geholt und seinen Bogen aufgespannt. Er saß an einer Staffelei.

„Ich hör' gleich auf. Dann können Sie das Mädchen springen lassen, wie Sie wollen. Ich muß sowieso 'n Brief schreiben. Ich soll da 'n paar Kacheln machen ... Blödsinn — na ja, ganz hübsch, mal

Digitized by Google

was andres, man kann so Einfälle haben — ich werd' es Ihnen dann mal zeigen. Verdammter Kleinkram!" So nörgelte und unterhielt Meister William seinen Gast, was den eigentlich störte. Und nach einer Weile meinte er plötzlich gemächlich: „Gott ja — fällt mir eben ein — um eins muß dann das Mädchen 'raus. Entschuldigen Sie. Aber dann krieg' ich Besuch."

„Warum sagen Sie das nicht gleich?"

„Hab' ich noch nicht gesagt? Dann bin ich wohl noch nich dazu gekommen. Ist ja auch noch Zeit. Knapp zwölfe. Die linke Hüfte höher, Fräulein — noch mehr, so! Sind Sie müde? Es dauert nicht mehr lange. Ja, Besuch. Eine Dame —"

Felix pfiff.

„Nee, nich so 'rum. Ich bin ein unbescholtener Mann. Erlauben Sie überhaupt, mein Herr: Sie kennen die Dame ebenfalls! Fräulein Lau — wie? Kennen sie nich? Jewiß doch."

Felix sah auf. „Was will Fräulein Lau denn hier?"

„Ich soll sie plakettieren. Kleiner Auftrag, so sind die reichen Leute! Ihr Onkel will sie für seine Porträtsammlung. Dabei kabbeln sie sich immer, weil ihm die Nichte zuviel in der Welt herumfährt. Im Grunde sind sie beide Bürger mit'm Kunstfimmel. Wozu haben sie Geld? Für uns nicht. Alles bloß anjelernt, und manchmal haben sie keine Ahnung — na, wenn schon. Es soll auch Galeriedirektoren so gehen, sagt man. Ja, dann müssen Sie 'raus, Fräulein, obwohl es Fräulein Lau kaum stören würde." Rodenius machte wieder Schlitzaugen und leckte am Modellierholz.

„Nee!" sagte das Modell. „Vor 'ner Dame nich. Oder malt sie auch?"

„Nein, sie spielt bloß Klavier."

„Jotte doch."

„Aber ich kann ihr doch guten Tag sagen, Meister William?" fragte Felix.

„Ja, das können Sie, wenn Sie wollen. Sie soll ja 'ne Masse Daus haben!"

„Ich hörte davon."

„Schade. Ich mag sie aber doch nich. Sonst is sie ganz nett." —

Kurz vor eins, gerade als das Mädchen den Hut aufsetzte, klingelte es wieder. Und etwa zehn Minuten später gab Felix Wieland Fräulein Lau durch Garten, Hof und Hausflur das Geleit auf die Straße. Fräulein Lau trug eine halblange seidne Jacke. Ihre Figur war voll und etwas untersetzt; in dieser losen Jacke erschien sie schlanker. Ihr Teint war farblos, aber ihre vollen Lippen schimmerten rot, und ihre Augen waren von einem lichten Schiefergrau. Sie sah sehr gut und verwöhnt aus.

Sie war nicht überrascht durch Felix Wielands Anwesenheit im Atelier gewesen, hatte kaum gefragt, was er da triebe. Sie war niemals überrascht.

Jetzt stand sie ruhig und freundlich, knapp und lässig Rede. Sie hatten sich damals nach dem Atlantictee noch ein paarmal bei Hanna Wiedeborn gesehen. Dann lange nicht wieder, denn sie war abermals fort gewesen. Es war Reserve in ihrer Art, eine gewisse Unbeholfenheit oder Schwere, wenn man mit ihr allein war. Und ebensoviel Bequemlichkeit. Aber sie konnte auch aus sich herausgehen, laut, derb und übermütig. Ein guter, manchmal rücksichtsloser Kamerad. Ihre Lippen und Augen deuteten auf starke Impulse, wenn nicht gar auf Leidenschaften hin. Sie wollte jetzt zu Hanna zum Frühstück.

„Ich freue mich sehr, daß ich Sie nun öfter bei Herrn Rodenius sehen werde, Fräulein Lau! Aber ich soll erst nach der Sitzung eingelassen werden."

„Sie können ruhig vorher kommen. Es ist für die Sitzung ganz gut, wenn man spricht."

„Sie erlauben es also?"

„Gewiß. Von mir aus gern." — Sie sah ihm in die Augen. „Was treiben S i e eigentlich da?"

„Ich zeichne."

„Es macht Ihnen Spaß?"

„Man kann so sagen. Ich könnte Bäume ausreißen."

„Denn man zu," sagte sie gut berlinisch und verzog die roten Lippen, was ihr gut stand. Sie wies auf die wartende Autodroschke. „Fahren Sie ein Stück mit?"

„Danke gehorsamst. Leider muß ich nach der andern Seite."

Aber es tat ihm im nächsten Augenblick wirklich leid. Es hatte ihn für Sekunden wieder ein wohlig-warmes Gefühl der Geborgenheit durchrieselt, wie er es schon ein paarmal in Fräulein Laus Nähe empfunden hatte. Es machte einem die Nerven

Digitized by Google

und Sinne eigentümlich warm. Wieso? Kein Flackern in den Hosenbeinen! ‚Sie soll sehr viel Daus haben,‘ sagte William Rodenius. Vielleicht Millionen, wenn man ihren Onkel Philipp dazu rechnete und wenn sie sich vertrugen. — Blödsinn. Na — behüt' dich Gott. Man konnte sich jedenfalls hier und da mal, wenn man sich traf, die Patsche geben.

„Adieu, Fräulein Lau. Wiedersehen also!"

Er hielt noch einen Moment ihren Blick, fühlte sich gewissermaßen in die großen schwarzen Pupillen hinein. Fräulein Lau lächelte und gab ihm die feste Hand im warmen Leder. Er drückte sie kurz und vertraulich. Dann schloß er hinter ihr den Schlag. Aber sie nickte kaum mehr, als der Wagen anfuhr. Die kleine Bewegung konnte von dem Wippen der Federn herrühren. Sie betrachtete ihn bloß starr, wie es nicht selten ihre Art war, und sah mit unbewegtem Gesicht, daß er den Hut tiefer senkte. ‚Spaßig!‘ dachte er.

⁂ ⁂ ⁂

In diesem Jahr begann der Winter frühzeitig. Schnee fiel in die Alte Jakobstraße, auf den Wielandhof, auf die breiten Simse des Heberleinhauses. Onkel Ferdi trabte mit umgekrempelten Hosen und beschneitem Hütchen seine Gänge. Betrieb! Betrieb! In der Prinzenstraße regten sich die fleißigen Hände und zirpte tagein, tagaus die Ladenklingel.

Felix Wieland war fleißig und rauchte zahllose Shagpfeifen. Er mußte sich tummeln, sich auch daheim tüchtig versuchen und regen. Er dachte bereits mit raschem und herrischem Sinn an ein eignes Atelier. Hier in der Stallschreiberstraße konnte er unmöglich einen Menschen nackt aufstellen, ohne daß die alte brave Minna in Ohnmacht fiel.

Nun war Weihnachten vorüber. Die Läden hatten ihren irdischen Glanz verloren. Käthe war am heiligen Abend erst spät heimgekommen. Gerade an diesem Tag hatte die Klingel bis zur letzten Stunde geschrillt, denn für den Feiertagsstaat verhandelte man in Berlin ein Stück seiner Seele. Sie hatte Felix einen kleinen Karton mit einer schmalen Brieftasche aus schwarzer Seide geschickt; sie hatte sie selbst aufs feinste genäht. Gerade dann, wenn er unter andern war, sollte er an sie denken!

Daheim war es still gewesen. Käthe war eilig und glühend mit Paketen angekommen, doch ihr Herz schlug noch, denn in letzter Stunde war von Felix ein funkelnder feiner Anhänger in dem Lädchen einpassiert. Dazu eine lustige Zeichnung, auf der sie beide, bloß durch eine Straße getrennt, wo es schneite, jedes unter einem winzigen Weihnachtsbaum melancholisch saßen; es war ähnlich und reizend. Sie hatte den Anhänger gleich umgetan, daß ihre weiche Brust ihn wärmte und sie ihn bei jeder Bewegung spürte. Dann hatten sie sich doch noch kurz gesprochen.

In der kleinen Stube in der Alten Jakobstraße aber tat sich ein strahlend wohlhabendes Leben auf, daß selbst die kleine Frau Roehebeck schmunzelte. Onkel Ferdi schoß wie ein Stück Quecksilber umher, und draußen in der Pfanne kochte ein Karpfen.

Felix war daheim bei seiner Mutter geblieben. Die alte Dame sparte ja das ganze Jahr dafür mit eisernem Eigensinn. Felix hatte auch für die Mama eine farbige Zeichnung gemacht: das Wielandhaus in guter Zeit — Winter, Wagen hielten, aus denen weinfrohe Herren in Pelzen und heitre Damen mit Capuchons stiegen, und oben am Fenster stand die Mama mit der Lorgnette, während der stattliche Vater die Gäste mit lautem Hallo am Haustor in Empfang nahm. Es war mit kecken, flüchtigen Strichen gemacht, das Kostüm etwas älter als die Zeit, die gemeint war, denn Felix, wie er gern tat, hatte vorher einige englische Christmasnummern vor Augen gehabt, die alljährlich famose Familienszenen aus der guten braven Postkutschen- und Pickwickzeit brachten. Die Mama war ganz außer sich, als sie erst einmal erkannt hatte, um was es sich handelte. Sie ließ keinen Blick von dem Blatt, nahm jede Andeutung für Vollendung und sah noch hundertmal mehr, als da war. Sie staunte über ihres Jungen Talente...

Felix ging seit einiger Zeit nur noch an vereinzelten Tagen zu William Rodenius. Er würde es überhaupt nun bald aufstecken müssen. Wozu auch? Man konnte das überall für sich selbst betreiben, in Cafés, auf der Straße, am Tag, in der Nacht. Mußten es denn immer nackte Glieder sein?

Digitized by Google

Und in möglicher Zeitferne würde er sich auch nackte Modelle leisten können! Aber wozu überhaupt?

Er war in der Tat mit der Firma Georg Thoman und dem Hause Bernhard Clausing in eine vorerst lockere und versuchsweise Beziehung getreten.

Herr Thoman hatte ihn durch einen Schreibmaschinenbrief seines Bureaus um eine Besprechung bitten lassen. Käthe hatte ihm noch einmal klug und entschieden zugeredet, denn ihm waren ein paar hochmütige, selbst eifersüchtige Anwandlungen gekommen. Aber schließlich war er gemessen und stolz gewappnet nach der Mauerstraße gegangen, eine Mappe unterm Arm, mit gelben Handschuhen und Vaters goldnem Stock.

Schnellpressen rasselten; Karren donnerten an ihm vorbei; schmierige Leinenkittel streiften ihn auf der Treppe, Jungen mit feuchten Blättern sprangen hinauf und hinunter, und überall roch es nach frischer Druckfarbe.

Clausing hatte ihm gefallen. Scharmanter Mann. Glattrasiert wie ein Schauspieler, beweglich, witzig, als wäre er vereidigter Mitarbeiter seiner Berliner Illustrierten Blätter. Es gingen gewiß vielerlei Anregungen von ihm aus. Er besaß neben seinem Zeitschriftenverlag noch eine große Zeitungsdruckerei, eine Kunst- und Plakatdruckerei mit hohen Ateliers und einem Stab von Zeichnern.

Thoman hatte sich still verhalten. Er beobachtete mehr und tat bloß zuletzt ein paar Fragen, auch nach dem Holzhof, er schien da schon Bescheid zu wissen. Aber es war wirklich viel Takt und Politesse in ihm. Auch Felix war ein paarmal ein leidender Zug in dem Gesicht und ein rasches Zittern der starken Hände aufgefallen. Sollte er ...? Felix pfiff im stillen.

Es waren wohlhabende Kaufherren. Man rauchte. Felix fühlte sich angeheimelt. Er ließ die Herren mehr auf sich zukommen, und das geschah temperamentvoll frisch mit einem Scherz von seiten des gutberlinischen Herrn Bernhard Clausing. Dann erwiderte Felix schlagfertig und in sichrer Form. Er machte einen guten Eindruck. Herr Thoman blieb still. Die Zeichnungen wünschte man dazubehalten, auch sie schienen Herrn Clausing zu gefallen. Er sprach nur ein paarmal von Einflüssen... „Das erinnert mich an was. Das habe ich schon irgendwo mal gesehen ... Ich weiß bloß nicht wo. Zufall. Vielleicht red' ich es mir ein!" Es schien ihm nicht völlig greifbar. Es war ihm auch ziemlich gleichgültig. Auf so etwas stieß man allenthalben. Und dann blätterte er aufmerksam weiter. Felix war das Blut sofort zu Kopfe gestiegen, denn er war äußerst empfindlich in dem Punkt. Gerade weil er darum wußte und nicht wissen wollte. Und als die Herren fertig waren, fragte er ruhig: „Sitzen nun die Herren Ihres Künstlerstabes zu Gericht, Herr Clausing?"

„Vielleicht einer oder der andre. Ich lasse es begutachten. Aber nicht zu Gericht. Das besorge ich selbst."

Sie sahen sich frank an. Sie gefielen einander. Es steckte ein flüssiges, künstlerisches Temperament in diesem Verleger, Zeitungs-, Kunst- und Plakatdrucker. —

Käthe hatte sich eingehend berichten lassen. Und dann hatte auch sie sich an einem Nachmittag auf den Weg machen müssen. Es hätte einer neuen Aufforderung oder Anfrage nicht bedurft, aber es war ihr doch lieber so: das Thomansche Bureau hatte noch einmal geschrieben. Ob es ihre Zeit gestatte, oder ob Herr Thoman sich selbst noch einmal erlauben dürfe... Sie mußten ihm einiges Kopfzerbrechen bereiten, diese Hüte!

Sie hatte sich fein gemacht. Es war Neugierde in ihr, aber noch mehr der Wunsch, zu erfahren, wie es um Felixens Sache stünde. Und sie wollte noch einmal, wenn es möglich und nötig wäre, mit einem klugen Wort und ihrer eignen Person ein wenig nachhelfen.

Es war nicht bloß eine Großdestillation, es war eine Großfabrik, schrägüber von Sankt Nikolai. Sie hatte geglaubt, es würde überall nach Sprit riechen. Auch in dem alten, prächtig renovierten Vorbau, der unten die Kontore und oben die Wohnräume enthielt. Aber das war nicht der Fall. Hinten waren die hohen Fabrikfronten, und auf dem gewaltigen Hof standen Wagen und Fässer und Tonnen.

Käthe mußte warten. Herr Thoman wäre in der Fabrik. Sie saß in seinem Privatkabinett aus Schwarzeiche und Leder. Es wirkte gelehrtenhaft, auch viele Bücher

Digitized by Google

standen in offenen Regalen. Er war ja Doktor, hatte lange im Ausland gelebt und sollte von Haus eigentlich Jurist, sogar Rechtsanwalt sein. Bilder gab es nicht, aber Karten und Tabellen.

Ein hübsches Tippfräulein kam herein, legte etwas auf den Schreibtisch und ging wieder hinaus. Das hätte sie selbst sein können ... Aber sie war Besuch, Dame, selbst Prinzipalin, und sie zog belustigt und selbstbewußt an ihrem Pelzschal. Zwischen Muff und Brust hielt sie eine Seidentüte.

Dann kam Herr Thoman und bat um Entschuldigung. Sein Gesicht war gerötet vom Gehen. Er legte sogleich die Zigarre weg. Seine Kleider rochen in der Tat nach Sprit.

Ja — die Hüte! Er fand die zwei Modelle prächtig. Er habe übrigens keine Ahnung, er wolle sie dem Komitee und der Oberin vorlegen. Sie habe selbst gewiß den allerbesten Geschmack. Es würde sofort in ihrem Sinn erledigt; er verbürge sich dafür. Er sprach vertraulicher, als kenne man sich nun schon. Aber man hatte die Rollen vertauscht. Er war hier der Herr. Sie war sein Gast. Und er war bemüht, ihr die Rolle leicht und angenehm zu machen.

Sein Auge umforschte sie wieder. Allmählich wieder mit jenem seltsam spähenden Blick. Käthens Stirn rötete sich leicht.

Da fragte sie nach Felix — ob Herr Wieland denn schon bei ihm gewesen wäre. Ja. Es ginge seinen Gang. Seinen Gang? Das wäre erfreulich. Und was Herr Thoman davon meine? ... Sie bewegte den Muff ein wenig, in dem sie die Hände gefaltet hielt, sah darauf nieder und hob wieder den Blick.

Da begegnete sie seinem Auge. Und nun errötete sie doch. Er schien ein gänzlich unverstellter und ehrlicher Mensch zu sein. Es entstand eine Pause, und der Doktor räusperte sich. „Liegt Ihnen viel daran, Fräulein Münchhoff?“ fragte er leise.

Sie schwieg. Sie fühlte, daß ihre Wangen sich noch tiefer färbten. Sie grub scharf die Zähne in die Unterlippe. Dann sah sie ihn von neuem frei und fest an. Es war fast ein Vertrauen in ihr: dieser Mann da vor ihr war kein plumper, distanzloser Mensch. Er hatte vielleicht selbst Ernstes, Schweres erlebt. Und er hatte sie gern. O nein, nicht bloß leichtfertig, das fühlte man. — Sie nickte. „Ja,“ sagte sie. „Mir liegt daran.“

Da wandte er ernst und auch traurig das Auge ab und dem Fenster zu. Seine Hand tastete über seinen scharfen Scheitel, etwas unruhig oder zitternd, wie sie es schon einmal gesehen hatte.

„... Die Sachen gefallen uns,“ sagte er dann. „Ich werde Herrn Wieland gern im Auge behalten und auch Herrn Clausing weiterhin empfehlen.“ —

Käthen klopfte das Herz hoch auf, sie hätte am liebsten dankbar des andern starke Hand ergriffen; vielleicht auch aus einer dunkelweiblichen Gefühlswelle heraus, in der die Dankbarkeit ein vages Mitleid begünstigte und fühlbarer machte.

* * *

Um die Fastnachtszeit waren die Litfaßsäulen schreiend bunt.

Das fleißige, nüchterne Berlin war verrückt geworden. Überall Tanz und Feste. Daneben wurde gerodelt, oder sauste man auf Skiern zu Tal. Ganz besonders hübsch und behaglich waren die vielen neuen Thoman-Plakate, prächtige Interieurs mit ‚Thoman Grün‘, ‚Rot‘ oder ‚Gelb‘, die einem den Mund wässerig und die Augen mit ihren Farben blank machten.

Auf den meisten dieser Plakate stand in der linken Ecke: „Druck von B. Clausing“, und auf ebenso vielen sah man in der rechten Ecke ein streng stilisiertes F, das auf einem W lag, neuerdings auch einen knappen Namen in Antiqua: Wieland. Weiter nichts. Es klang gut, blieb haften: Wieland.

Dieser Namenszug fand sich auch noch auf andern Blättern, auf farbenhellen und manchmal stürmischen Plakaten, wo Männlein und Weiblein mit wilden Gesten rodelten oder mit Masken und Abendmänteln seriös durch eine Glastür schritten, die zwei grasgrüne Pagen mit begeisterter Bewegung aufrissen.

Alle diese Sachen hatten einen gemeinsamen Zug. Sie verrieten etwas Vornehm-Bürgerliches, Gehaltnes, Guterzognes, das selbst durch Ausgelassenheit und trinkfrohes Behagen hindurchschimmerte. Es war lustig stark in der Farbe — es war auch karikiert, aber es verriet Kultur, Solidität, atmete die Sicherheit des Besitzes — reiche Bürgerlichkeit. Die Herren waren nervig, kühn

Digitized by Google

oder behäbig in Statur und Gesichtsschnitt, die Damen schlank, träniert und rassig. Es war Nonnemann, der einmal sagte: „Weiß der Teufel, sie sehen alle ein bißchen wie Käthe Münchhoff aus!“ Das war vielleicht hier und da der Fall. Viel deutlicher und gleichmäßiger jedoch wurde man an bestimmte englische Vorbilder gemahnt. Derlei lag ja wohl in der Luft. Der Betrachter sagte sich: er wird drüben im Hammelland Studien gemacht haben! Nein, der Autor war niemals drüben gewesen. Aber er hatte noch unablässig in englischen Zeitschriften geblättert, hatte unter deren Zeichnern den einen und den andern Favoriten und mischte aus verschiedenem. Er ließ sich nicht so leicht kontrollieren. Auch der Künstler in der Stallschreiberstraße war der Meinung, daß man dabei bloß Studien machte, sich anregte; es wurde nicht schlechtweg kopiert, nur zuweilen eine Einzelheit entnommen, ein Motiv variiert oder ein Einfall verwandt — man fühlte sich in die fremde Welt ein, erlebte sie wieder mit dem eignen Behagen und der Lust am wohlhabenden Leben, reizte die eigne Empfindung und Phantasie und gab dem eignen Strich Festigkeit und Richtung. Freilich, ohne diese Anlehnung war man leicht leer, flau oder auch völlig unproduktiv.

Käthe merkte es ein paarmal und dachte, hellsichtig wie sie war, darüber nach. Aber hatte sie's nicht ähnlich so gemacht mit ihren Hüten, tat sie es nicht noch? Die Mode offenbarte sich an hundert und tausend Stellen, schuf sich im Zusammenhang mit ihnen. Wahrscheinlich auch hier. Sie stand diesen Dingen sicherlich zu laienhaft gegenüber und sah zu ängstlich und zu viel. Es war wohl mehr eine innere Verwandtschaft, Wahlverwandtschaft vorhanden, und die gefiel ihr vorzüglich!

Am liebsten hätte sie alle Blätter schon während des Entstehens mit ihm betrachtet. Sie sammelte die Drucke, suchte Wesen und Sinn dieser Dinge zu ergründen und ließ sich von Onkel Ferdi für einen Taler eine prächtige Sammelmappe kleben. Er hatte wochenlang daran zu tun.

Felix glaubte ihr. Ihr Beifall tat ihm wohl. Jeder, der Kunst macht, ist unsicher und dankbar, namentlich vor seiner Umgebung. Er sah sich und sein Tun oft mit ihren unbekümmerten Augen naiver und freier an. Das half ihm, stärkte sein Behagen an der Arbeit, den Glauben an seinen Eigenwuchs, verscheuchte die raschen, jähen Zweifel und ihre Einsichten vor der Gegenwart und auch vor der Zukunft. Auf das Gerede der ‚Kollegen‘ war nichts zu geben. Klatsch, Neid, Rederei. Jedem galt nur, was er selbst machte.

So stieg Felix Wielands junger, unruhig flimmernder Stern wirklich ein Stück weit hoch. Käthe hatte ihn eifrig mit geputzt und über den Horizont geschoben, mit Wünschen und Drängen. Wer hätte das gedacht? O, sie hatte schon daran geglaubt. Das Leben war ein Märchen! Und dann hatte er, wie das so sein mußte, ein bißchen Glück gehabt, wiederum durch Käthe. Und wirklich, kein Glück kam ganz allein. Die Zeit war gerade in diesen Dingen immer nach Neuem aus. Jeder war willkommen. Er mußte nur etwas bringen. Die ganze Welt lebte in Plakaten und raschen Zeichnungen. Und Felix brachte seinen Geschmack und seine Kultur mit und seine heiße, wilde, starke Weichheit —. (Fortsetzung folgt)

„Ihr!“

Im hellen Lebenssaale
Wie ist mit einem Male
Der Eitrich nun so rot!
Ihr trinkt aus dunkler Schale
Euch Ruhm und Tod . . .

Ihr schützt wie treue Brüder
Die Glut auf unsrem Herd.
Und alte Heldenlieder
Zu neuem Klange wieder
Weckt euer Heldenschwert!

Emmi Lewald

Digitized by Google

Odin. Von Tim Klein

Ein Reiter ſprengt durchs deutſche Land,
Er reitet ohne Zaum und Band,
Er reitet ohne Knecht und Troß
Auf einem wolkenweißen Roß.
Zwei Raben kauern altersgrau
Auf ſeiner Schultern mächtigem Bau,
Zwei Wölfe ſchäumen ihm zur Seit,
Die Wölfe ſind ſein Schlachtgeleit.
Und unter ſeinem breiten Hut
Loht ſeines Auges blaue Glut.

Er reitet an das Nordlandmeer,
Er ſchüttelt ſeinen Eſchenſpeer,
Und ziſchend in der Wogen Zorn
Fährt ſeines Schaftes Eiſendorn.
Dann kehrt er um und ſtürmt durchs Land:
Auf jedem Herde liſcht der Brand,
In jedem Hofe ſtampft ein Pferd,
Aus jeder Fauſt ergleißt ein Schwert.
Sein Richterwort aus Lüften gellt:
»Meineidig ward die halbe Welt,
Ich banne ſie mit böſem Fluch,
Ich ſuch ſie heim mit Brand und Bruch.
Ich lohne ihr mit Stein und Stahl,
Ich brenn ihr auf die Stirn ein Mal.
Her! Waffen! Waffen! Waffen! Her!
Vom Schneegebirg bis an das Meer!
Zerbrecht die Abgrundwehr, zerbrecht!
Ich will die Wahrheit, will das Recht!«

Der Boden dröhnt, der Heerbann zieht,
Die Sterne dunkeln, ſchaudernd flieht
Der Sonne Strahl den blutigen Ball;
Der taumelt durch das Weltenall:
Die Menſchheit trägt er heiliger Ruh,
Er trägt ſie neuen Sonnen zu.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Erinnerungen an Herzog Georg von Meiningen

Von Richard Voß

Frühlingstage auf Villa Carlotta

Das erstemal, als sie mir vergönnt wurden, war es wohl am wundersamsten. Denn — von der Wartburg aus kam ich hin!

Auf dem Burgfels der Landgrafen von Thüringen zeigte sich das erste schüchterne Sprießen des deutschen Lenzes in all seiner ganzen keuschen Lieblichkeit. Von dem Altan meiner Wohnung im „Gaden" schaute ich weit über das Gewoge der Waldberge, darauf ein Schimmer lag, ein Hauch, nebelzart: Ahnung des kommenden Lenzes! Und auf der Fürstentafel im Säulensaal, neben der Kemenate der heiligen Elisabeth, blühten in den Silberschalen goldige Primeln und die holdesten der Frühlingsblumen des Thüringer Waldes: die weißen und blaßblauen Sternanemonen, während in dem gewaltigen Kamin noch die knisternden Fichtenscheite flammten. Ich hatte dort oben zusammen mit Franz Liszt, dieser verkörperten Menschengüte, eine Reihe festlicher Tage durchlebt, hatte in dem alten Sängersaal den von Knabenchören gesungenen Weisen der Minnesänger gelauscht, hatte wieder einmal Großes und Unvergeßliches erlebt — sollte von neuem Glückliches und Ereignisvolles erleben: ein Handschreiben des Herzogs von Meiningen lud mich ein, unverzüglich an den Comersee in die Villa Carlotta zu kommen.

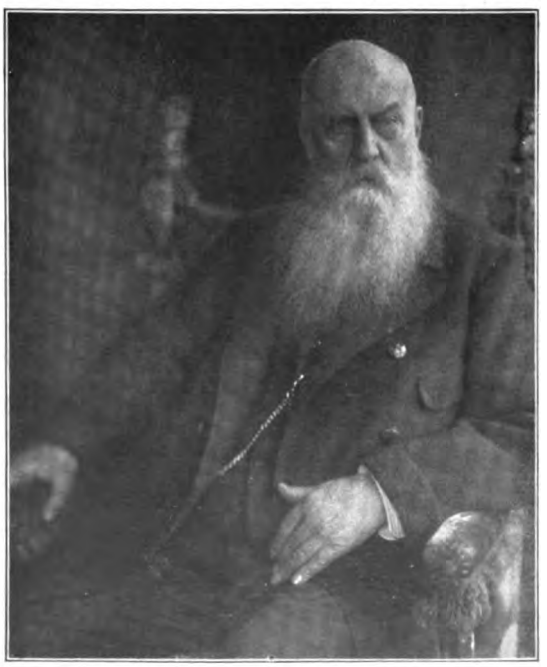
Die Villa Carlotta!

Auf einer Bootfahrt von Bellaggio zur Villa Carlotta war ich, zwei Jahre nach unserem großen Kriege, zum ersten Male meiner Frau begegnet, und es besaß der wohllautende Name für mich seitdem einen Feierklang. Jetzt sollte ich an dieser geweihten Stätte leben dürfen, und das einen vollen Frühlingsmond!

Leben mit wem?

Welcher Deutsche kennt sie nicht, die ragende Gestalt — jeder Zoll ein fürstlicher Herrscher; ein fürstlicher Mensch in jedem Gedanken, jeder Empfindung. Eine Erscheinung, die nicht nur in der Geschichte des deutschen Theaters monumental ist und bleiben wird. Man muß gewürdigt worden sein, mit dem Herzog Georg zu leben, häufig und lange zu leben, muß mit seinem Vertrauen geehrt worden sein, um ihn ganz zu erkennen, und das nicht nur in seiner Eigenart als Künstler und als Kenner der Klassiker, sondern auch in seiner Weisheit, in seiner unberührbaren Vornehmheit. Und man muß den Herzog kennen gelernt haben als Gatten einer Frau, die ihm sein Lebensglück schenkte, die ihm als Lebensglück galt.

Dafür möchte ich auf diesen Seiten zeugen. Vor Allem für das Eine: wie beglückt dieser Fürst als Mensch gewesen ist, wie begnadet er sich gefühlt hat in seiner Ehe mit Ellen Franz, der Freifrau von Heldburg, die immer nur Ellen Franz bleiben wollte, eines Herrschers bürgerliche Frau, deren Adel nicht in dem adligen Namen liegt, den sie als Gemahlin eines Herzogs von Sachsen-Meiningen führen muß.



Herzog Georg von Meiningen (Phot. R. Dührkoop, Berlin)

Zwei ebenbürtige Seelen hatten in diesem Leben ihre ewige Vereinigung gefunden, so sehr „Ewigkeit" für Menschenliebe Dauer besitzt.

Mein erster Frühling in der Villa Carlotta fiel in die Zeit der Azaleen- und Rhododendrenblüte. Auch das will erlebt sein! Kein bloßes Blühen ist es, sondern ein Blütenzauber! Wenn ich im Nachen an der Villa vorbeifuhr, so war's, als stürzte sich von hoch herab eine Welle bunten Glanzes

Digitized by Google

in das Ultramarin und Smaragd der Seeflut. Scharlachrot und rosig, gelb und orange, violett und purpurn in allen Schattierungen wälzte es sich über das Grün der Rasenplätze, durch die Dämmrungen der Laubbäume, aus dem Dunkel der Schluchten hernieder, und ebenso märchenhaft war der Anblick dieser elysäischen Gefilde, stieg ich vom Berg herab in die Waldungen der Edelkastanien und gelangte in die nähere Umgebung der Villa, trat dann plötzlich auf eine Lichtung. Auf schmalem Wege schreitend schlugen die Blütenzweige über mir zusammen; wo sie aber einen Ausblick gestatteten, sank der Blick in das strahlende Blau der Wogen hinab, während die Berge des jenseitigen Ufers noch in frischem Neuschnee erglänzten.

Zu der bunten Pracht der Blumenwogen die tiefe Bläue des Wassers, das Weiß des Schnees, der Azur des südlichen Himmels.

Wie der Herzog das Paradies der Villa Carlotta, dessen Schöpfer er war, liebte, es Jahr für Jahr märchenhafter gestaltete! Mit feinster Gartenbaukunst wußte er den Anlagen immer neue Reize zu verleihen, so daß sie in Wahrheit ein Kunstwerk von Bäumen, Blumen und Pflanzen wurden. Er war der ersten einer, der unter hohen Laubbäumen Mengen dunkelblauer Hortensien wachsen, der in dem tiefen Schatten der Haine Rhododendren und Azaleen zu farbigen Büschen anschwellen ließ. Als ein furchtbarer Orkan die ehrwürdigsten Bäume entwurzelte und zersplitterte, war es ein Trauertag.

Ich erhielt Erlaubnis, mit dem Obergärtner die Tafel zu schmücken. Das war etwas für mich! Ein Schwelgen in Schönheit war's, ein Farbenrausch. Das eine Mal breiteten sich nur weiße, das andere Mal nur rote oder rosige Kamelien in langen Zweigen über den Tisch. Heute schmückte ihn goldig blühender schwarzer Lorbeer, zusammen mit Olea fragrans; morgen tiefblaue Hortensien. Die Azaleen mußten herhalten, daß wie an einem Gartenbeet gespeist ward, und gelegentlich eines Gastmahles zu Ehren eines Großfürsten, bei dem der Kardinal Hohenlohe in vollem Ornat erschien, prangte die Tafel in blühendem Kardinalspurpur.

Von Rom kannte ich den Kardinal. Einen vollen Sommer hatte ich in der Villa d'Este verlebt als sein Gast: in dem „Appartamento Liszt". Von seinem Koch hatte ich die kunstvolle Zubereitung von Makkaroni und Risotto gelernt; dagegen tauschte er von unserer „Sora Rosa" die für Seine Eminenz eigens gefangenen köstlichen Anioforellen gegen deutschen Obstkuchen ein. Was der Kardinal auf den Terrassen und in der Villa d'Este, unter den Riesenzypressen mir erzählte, war Kirchengeschichte gewesen; und von neuer und neuster Kirchengeschichte handelten seine Gespräche an der herzoglichen Tafel in der Villa Carlotta: von Papst Pio IX. und Antonelli, Leo XIII. und Rampolla, Vatikan und Jesuiten, von denen eines schönen Tages vergiftet zu werden er sich selbst prophezeite, weil sein Haupt, einer alten Wahrsagung zufolge, die Tiara krönen sollte. Mit seiner Genehmigung durfte ich Aufzeichnungen machen, und er lud mich ein, in Rom, im Palast von Santa Maria Maggiore, zu wohnen und mir von ihm sein Memorandum diktieren zu lassen.

In den Festtagen dieses Frühlings erinnere ich mich mit besonderem Entzücken der Fahrten auf dem See in der herzoglichen Prunkbarke: der Fürstensitz mit violettem Sammet bekleidet, die Bootsleute in weißen Anzügen mit grüner Schärpe. Mit den Gästen wurden die Villen am Ufer besucht, und an besonders schönen Plätzen wurde Picknick gehalten. Wenn Herzog und Freifrau nur Freude bereiten, nur frohe Menschen um sich sehen konnten! Sie waren so recht geschaffen, Glückliche zu machen, und beide erfüllten ihren Beruf.

Zu Ehren des Kardinals ließ der Herzog eines Abends die große Halle mit Canovas Amor und Psyche und Thorwaldsens Alexanderzug festlich erleuchten. In dem milden Glanz der Kerzen lebten die Marmorgestalten geisterhaft auf; durch die weitgeöffneten Türen strömte der Duft der Gärten, der Zauber der Nacht des Südens in den Saal. Nachtigallen schlugen in den Bosketts, und über den See warf der Mond seine Strahlenbrücke. Ein Fest höchster Erdenschönheit war's.

In dem Sommer, der diesem Frühling folgte, erkrankte ich schwer. Herzog und Freifrau wollten nicht, daß ich in eine Anstalt gehen sollte, sondern wünschten in einer Güte ohnegleichen, daß ich zum Winter mit meiner Frau und unseren Leuten aus unserem Landhaus in die Villa Carlotta übersiedeln sollte, wo für uns das lichte, behagliche Mezzaningeschoß eingerichtet ward. Dort lebte ich nun, am Leben verzweifelnd, in dem Glauben, nie mehr gesunden zu können. Nach Weihnachten war's, als es mir in einer besonders kranken Stunde wie eine Vision vorschwebte. Ich sah vor mir — in mir — einen greisen verhärmten Mann in grauer Sträflingskleidung, der mich mit einem unbeschreiblichen Blick anschaute, sah neben ihm die schattenhafte Gestalt einer blassen Frau voller Todestraurigkeit. Beide unseligen Menschen erzählten mir in dem einen Augenblick ihrer Erscheinung ihre Geschichte.

Als der Anfall vorüber war, schrieb ich in einem Zuge — und ich hatte gewähnt, nie wieder die Feder anrühren zu können, war unfähig gewesen, nur einen Brief zu verfassen — schrieb ich in einigen Tagen ein Drama nieder: „Schuldig."

Ich durfte dem Trauerspiel eines unschuldig Verurteilten den verehrten Namen der Freifrau von Heldburg voransetzen, durfte erfahren, daß der Herzog das Stück in Meiningen aufführen ließ, durfte wieder zu den freudig Schaffenden — zu den Lebenden gehören, wieder dem Fürsten danken, in dessen Haus mir das Wunder einer geistigen Wiedergeburt geschehen war.

Digitized by Google

Eine Terrasse der Villa Carlotta (Phot. Brunner & Co., Como)

Sommertage auf der Saletalp

Dem Winter auf der Villa Carlotta folgten Frühlinge voller Schönheit und Glanz, voll Glückes über edelste menschliche Güte.

Ein heißer Frühsommertag. An den Wänden des Watzmanns, die als himmelhohe Felsmauern über dem grünen Idyll von St. Bartholomä aufsteigen, hängen noch immer winterliche Schneemassen. Föhnwind bringt sie zum Schmelzen. Sie lösen sich von den „Bändern", von den Graten, den Gipfeln. Hoch oben, gegen die strahlende Bläue des Äthers, wirbelt ein silberner Schleier auf. Ein Wölklein feinen Staubes flattert nieder. Es wird zum Gewölk beim Niedersinken, wird zu einem Fall weißen Glanzes, einem stäubenden Sturz. Das erste knisternde Geräusch, das von unten aus gehört ward, schwillt an zum Knattern und Krachen, zum Sausen und Brausen, zu einem Donner, der vierfachen Widerhall weckt, der mit einem dumpf dröhnenden Aufschlagen in der Schlucht der Eiskapelle erstirbt als der grandiose Schlußakkord dieser Alpensymphonie. Und der Gischt der niedergegangenen Lawine sprüht noch minutenlang zu den grünen Schroffen hinan.

An solchem schwülen Tage über den Königssee schiffend, lassen sich zu gleicher Zeit vier, sechs solcher Schneestürme beobachten. Dann ist es, als würde die Majestät des Königs der Alpenseen von den Geistern der Berge heimgesucht, und die wilden Frauen, dieses Elfengeschlecht der Gletscher und Firnen, wehten mit weißen Schleiern zu den Menschen der Tiefe hinab.

Bis ans Ende des Sees führt die Fahrt. Eine Wendung um einen waldigen Vorsprung, und der Nachen lenkt in eine sanfte Bucht, umgrünt von einer märchenschönen Matte. Von den Berglehnen steigt schwarzer Tann zu der Leuchtenden nieder; hundertjährige Riesenfichten liegen auf der Halde und durcheinandergewälzte Blöcke eines Felssturzes; wie der Welt Ende schließt sie ein gewaltiger Gebirgsstock ab: die Teufelshörner.

Karfreitagszauber ist über der Flur; Weltfrieden umfängt den Ankömmling, ein Asyl öffnet sich dem, der Lebenswunden bergen muß: „Sieh, es lacht die Au . . ."

Nahe dem Strand ein weißes Haus, kaum größer als eine Hütte. Unmittelbar darüber ein Fels, daran der Stumpf einer vom Blitz gespaltenen, vom Sturm gefällten Buche sich klammert, mit dem Bildnis des gekreuzigten Gottessohnes geschmückt. Um Johanni blüht unter dem Fels ein Holunderbusch, und ein zweiter Strauch dieser verkörperten deutschen Poesie streckt seine schimmernden Zweige vor dem Hause aus, das Alpenkräuter wie Weihrauch umduften: Honig sammelnde Insekten umsummen den Sommersang der Natur.

Die Wiese ist die Saletalp, und das Haus gehört der Freifrau von Heldburg.

Ich kannte es, als es noch seinem ersten Zweck diente und ein „Kaser" war, Eigentum des Moosbauern am Faselsberg. Damals war ich der häufige Gast des mir befreundeten Bauern, wenn ich drüben, jenseits des damals noch traumhafteren, noch unirdischeren Königssees, auf der Fischunglalp hauste, in enger Hütte, allein mit meinem alten Diener aus der Musenstadt

Digitized by Google

Jena. Damals ahnte ich noch nicht, was die benachbarte Saletalp für mich werden würde, eine Stätte, die ein Denkmal weihen sollte: „Hier ist ein Mensch glücklich gewesen."

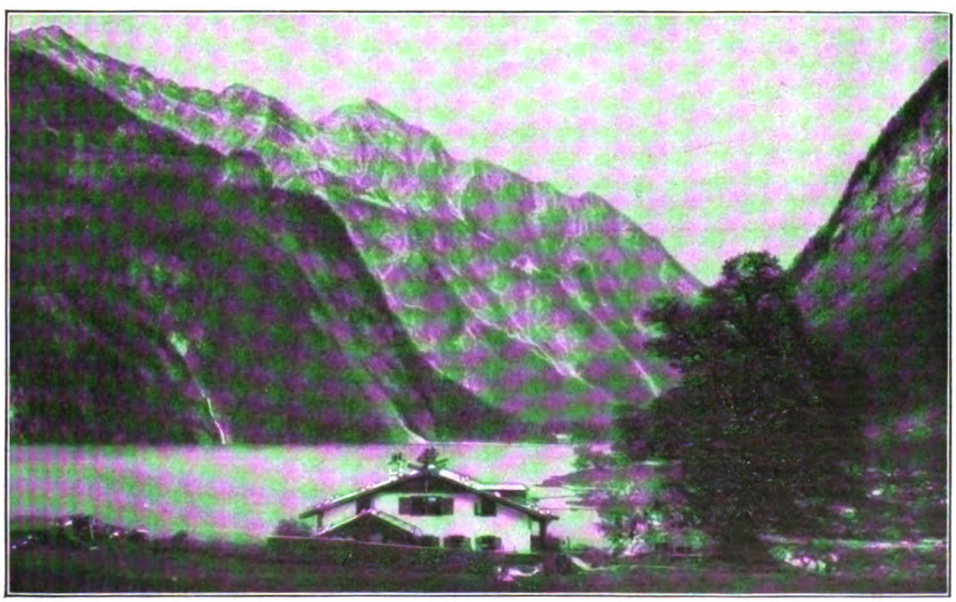
Dieser glückliche Mensch war ich.

Seit jenem Tage — es bleibt einer der gesegnetsten Tage meines Lebens — war ich in dem weißen Haus auf dem grünen Alpenfeld Sommer für Sommer der gewohnte Gast. Ich wurde darin zu Hause. Denn meiner Frau und mir wurde gestattet, den Kaser — wie das Haus immer noch heißt — bei Abwesenheit von Herzog und Herrin zu bewohnen, häufig mit unseren Leuten und Gästen. Denke ich jetzt mit weißem Haar und altem Herzen die Zeiten zurück, so ziehen an meinem inneren Auge wieder und wieder die beiden Gestalten vorüber, denen ich das Glück dieses Aufenthalts schulde. Ich möchte sagen können, was beide für mich bedeuteten, wie sie mich lehrten, ihr Wesen zu erkennen und zu verehren. Zunächst aber wolle der freundliche Freund, zu dem ich auf diesen Seiten spreche, in das kleine Haus auf der Au über den smaragdgrünen Fluten des Königsees mit mir eintreten.

Jeder Raum licht, warm, behaglich; in jedem Raum etwas von der menschlichen und künstlerischen Eigenart seiner Bewohner. Fast ist es, als habe Herzog Georg die ehemalige Alm auf der Saletalp für ein Stück inszeniert: „Idyll am Königsee." In bunten Krügen und Schalen blühen Alpenblumen: glühender Almenrausch und violette Zyklamen, saphirblaue Gentianen, Bergvergißmeinnicht und purpurne Prünellen, deren Duft das Haus füllt. Neben dem grünen Kachelofen des Speisezimmers stecken in Gefäßen aus blinkendem Kupfer hohe Latschenzweige, und auf der Vertäflung aus rötlichem Latschenholz über den geweißten Wänden befinden sich Borte mit rosablumigem Tafelgeschirr. Des Zimmers größten Schmuck jedoch bilden die Türen, auf deren hellen Feldern der Herzog mit Farbstift eine Versammlung phantastischer Gestalten entstehen ließ: Heilige Frauen und Ritter, Jäger und Hüterbuben, der anbetende St. Hubertus mit dem Hirsch und der siegreiche St. Georg mit dem Drachen.

Den Tisch dieses Gemaches — es führt aus der einen Tür unmittelbar in die almenhaft-bäurische Küche, aus der anderen gleich hinaus auf Wiese und See — deckt der Stolz der Freifrau: rot- oder blaugestricktes handgewebtes Leinen, wie auch sämtliche Fenstervorhänge es sind. Kein Silber ist zu sehen; auch die Bestecke sind aus bescheidenem Metall. Aber die Speisen! Solche „dicken" Suppen, solche saftigen Braten mit „Sahnensauce"; solche Thüringer Obstkuchen mit Guß habe ich nur im Kaser getafelt. Und erst die Forellen! Die Saiblinge! Nach des Herzogs eigenen Angaben wurden diese berühmten Fische des Königssees zubereitet: erst kurz vor Tisch abgeschlagen, reichlich mit Essig begossen, in heftige Zugluft gestellt, in dem stark gesalzenen, stark siedenden Wasser so lange gekocht, bis der stahlblaue gekrümmte Rücken leicht aufsprang. Und nur frische Alpenbutter aus St. Bartholomä als Zugabe. Ich allein erhielt als echter Sohn Pommerns zu den Fischen auch die heißgeliebten Kartoffeln, was mir jedoch jedesmal besonders angemerkt wurde.

Da Herzog Georg auf der Saletalp keine Jagdgerechtsame besaß, so hatte sich der Herr eine eigentümliche Art von Pirsch ausgedacht: auf Fremdlinge, die den Kaser für eine



Die Saletalpe am Königssee

Digitized by Google

Alpenwirtschaft hielten und daselbst Trank und Speise begehrten, oft unhöflich genug. Dann stand der fürstliche Mann in der Majestät seiner Erscheinung an dem Lattenzaun und drückte dem ungestüm Fordernden sein Bedauern aus, er habe leider noch immer nicht die Konzession zur Führung einer Wirtschaft erhalten. Daß ermüdete Bergsteiger, die vom Funtensee und vom Steinernen Meer herabkamen und im Hause bittend vorsprachen, stets reichlich erquickt wurden, bedarf keiner Erwähnung.

Überhaupt war es ein rechtes Almenleben, das auf der Salet mit Jägern und Fischern, mit Sennerinnen und Hüterbuben geführt wurde. Für sie alle waren Herzog und Freifrau verehrte, vertraute Gestalten. Allen waren die beiden Tröster im Leiden, Helfer in Sorgen und gute Freunde zu guter Zeit. Einmal des Sommers gab es im Kaser ein richtiges Almenfest mit Bier und Würsten, Spiel und Gesang, Musik und Tanz. Schnaderhüpfer und Trutzlieder erschallten, und das Haus dröhnte von dem Stampfen der „Buam", die ihre Meisterschaft in der schweren Kunst des Schuhplattelns zeigten. Jauchzend schwangen sie ihre lang und züchtig sich wehrenden, endlich besiegten Diandeln in den Armen, hoch über ihren Köpfen; jauchzend schallte ihre derbe Lebenslust hinaus über Wiese und See. Aber nicht nur ihre Jubelrufe ließen die Wirte hoch leben, das taten auch ihre Herzen, die sich jene zu eigen gemacht hatten.

Neben dem Speisezimmer liegt das gemeinsame Wohngemach, ebenso bäuerlich, ebenso stimmungsvoll, mit behaglicher Ofenecke, wohlgefülltem Bücherschrank, dem Porträt des ehrwürdigen Regenten von Bayern und bunten Alpenbildern. Ein hoher Lehnsessel steht vor des Herzogs Arbeitstisch, daran der Fürst täglich seine Regierungssachen erledigte, daran er in den ersten Jahrzehnten die Entwürfe für sein Theater gemacht: Dekorationen, Figurinen, Kostüme, Gerätschaften; und das, während um ihn geplaudert und gelacht ward. An diesem Tische sah ich in mancher regnerischen Nachmittagsstunde den „Wallenstein", „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans", entstehen. Mit welcher Sicherheit wurde alles auf das Papier geworfen, wie erstaunlich war die Kenntnis der Dichtung sowohl wie der Zeit, darin sie spielte. Ich erinnere mich, nur selten ein Kostümwerk gesehen zu haben, das der Herzog seinen Zeichnungen zugrunde legte. Und wenn die beiden, Herzog und Freifrau, über Shakespeare (der für sie Lord Bacon war) und Goethe, über Schauspielkunst sprachen, konnte ich stundenlang zuhören.

Die beiden — —

Unmöglich nur von einem zu sprechen, unmöglich, nur an einen zu denken. Niemals erlebte ich solche Zweisamkeit sich einander liebender Menschen; niemals solches Glück einer Zweisamkeit. Die Freifrau war viele Jahre schwer leidend. Mit fast mystischer Kraft hielt sie sich aufrecht, wußte sie dem Herzog ihren Zustand zu verbergen, erzwang sie in seiner Gegenwart Heiterkeit und Lächeln. Verließ sie das Zimmer, darin der Herzog sich befand, und blieb sie ungewöhnlich lange aus, wurde er gleich unruhig, gleich besorgt, um aufzustrahlen, sobald die geliebte Frau wieder erschien. Kaum war ich mit ihm allein, so brachte er das Gespräch auf seine Frau; unternahm ich ohne ihn mit der Freifrau einen Spaziergang oder gar eine bescheidene Bergtour, so erhielt ich eine ganze Liste von Maßregeln, von denen ich jedoch nichts merken lassen durfte, und mußte nach der Rückkehr genauen Bericht erstatten. Das sind kleine Züge, die jedoch für Großes sprechen: für eine Liebe zweier Gatten, die etwas Ehrwürdiges, etwas Heiliges hat.

So wurde das kleine Haus auf der Berghalde am Alpensee für mich während eines ganzen Menschenlebens eine Friedensstätte, ein Ruheort, ein Asyl. Es gab keine Jahreszeit, in der ich mich nicht auf der Saletalp befunden hätte, entweder mit Frau und Gästen oder allein; es gab kein Wetter, das ich nicht dort erlebt hätte, vor jedem Sturm geborgen.

Sturm auf der Saletalp, Sturm auf dem Königssee!

Nur wer den Königssee bei Sturm und Gewitter, bei Wellengang und dem Lohen der Blitze erlebt, wer auf dem See den Widerhall unaufhörlichen Donners gehört hat — der allein kennt ihn in seiner Majestät. Oder wenn der Vollmond die grauen Felswände versilberte, den Obersee zu einer einzigen Flut himmlischen Glanzes machte, die Berghalde zu einer Flur, darauf Elfen ihre Reigen hätten aufführen können — —

Auch ernsthafte Zeiten wurden mir auf der Saletalp beschieden, und eines Sommers lag ich in dem lieben Hause an einer Gehirnentzündung schwer erkrankt. Damals dauerte es noch gute sechs Stunden, bis aus Berchtesgaden der Arzt kommen, und noch länger, bis eine Arznei herübergebracht werden konnte. Und erst, wenn es stürmte! Ein Boot, das gegen Abend fortgeschickt wurde, erreichte das jenseitige Ufer erst im Morgengrauen.

War nicht Jagdzeit, so ästen auf der Matte die Hirsche wie eine Herde weidender Kühe; von meinem Bett aus sah ich an den Felswänden die Gemsen mit ihren Jungen spielen, sah ich um ihren hohen Horst ein Adlerpaar kreisen. Die Wildenten kamen zu mir ins Zimmer, saß ich am Tisch, und ein einsamer Schwan begleitete mich als treuer Gefährte, wenn ich längs des Ufers hinging.

„Wie konnten Sie es nur in der Einsamkeit solange aushalten?"

So wurde ich oft und oft gefragt, wenn ich bis tief in den November hinein auf der Saletalp verblieb, in dem ersten Jahrzehnt mit dem Tonei nach diesem mit dem Konradl, zwei urwüchsigen Natursöhnen, die im Kaser das verantwortliche Amt eines Hausmeisters versahen. Was für gute Zeiten hatten wir miteinander! Besonders im Spätherbst,

Digitized by Google

wenn die Buchen des Seegeländes über und über vergoldet erstrahlten, so daß ihr Glanz einen Schein über die smaragdgrünen Fluten warf, und Watzmann und Teufelshörner im Neuschnee leuchteten, wenn nur noch Fischer und Jäger sich sehen ließen, wenn die Einsamkeit so tief, der Friede so heimlich waren, als wäre die Welt ein Dom, darin die Natur Gottesdienst hielt — und die Erde als Priesterin ihren Geschöpfen das Sakrament erteilte mit einem dreimaligen: Heilig — heilig — heilig ist die Schönheit der Schöpfung!

Freifrau von Heldburg (Phot. R. Dührkoop, Berlin)

Die Freifrau von Heldburg, die Witwe des Herzogs von Meiningen, birgt ihr Leid, das erst mit ihrem Leben enden wird, an dem Herzen der großen Alpennatur, in dem Hause, welches den beiden Unzertrennlichen ihres Glückes Festtage schenkte. Daran möge die an allem Glück Verarmte sich heute erinnern: daß sie nicht nur geliebt worden ist und liebt über Tod und Grab hinaus, sondern auch daran, daß sie beglückt hat und beglückt wurde, wie es einer Frau selten beschieden. Ihr zur Seite steht lindernd, helfend, eine holde, lichte Gestalt, eines Kaisersohns junge Gemahlin, auf deren Haupt die Weihe der Gattin herabsank, als Deutschland auflohte in heiligem Zorn über die dem Vaterlande angetane Schmach.

Es ist eine Schmach, die Deutschlands Genius rächen wird als Engel mit flammendem Schwert:

Mein Vaterland, setz' dich zur Wehr!
Es tost um dich der Feinde Heer.
Gleich Bestien fielen sie dich an;
Zeig' ihnen jetzt den deutschen Mann.
Spiel' auf zum blutigen Schlachtenreigen:
Dem Hund wirst du den Löwen zeigen!

Wir werden wie ein Wild umstellt,
Von einer Meute toll umbellt.
Hallo! Hussa! Man jagt und hetzt
Die ganze Welt auf uns zuletzt...
Wenn auch die ganze Welt uns treibt,
Der Sieg uns Deutschen dennoch bleibt!

Es hackt nach uns der Geier Schar,
Erhebe dich mein stolzer Aar!
Nimm über Hinterlist und Trug
Zur Sonne deinen Wolkenflug,
Auf daß der Völker Neid erkenne,
Daß in dir Himmelsglut entbrenne.

Deutschland, du unser Vaterland,
Dich schirmt des höchsten Streiters Hand.
Er schreitet durch des Krieges Graus
Als Schlachtenführer dir voraus.
Es gibt für uns nicht Furcht und Zagen,
Die wir den Gott im Herzen tragen.

Was uns beseelt, der Heilige Geist:
Liebe zum Vaterlande heißt.

Digitized by Google

Der Don Juan der Bella Riva

Von Rudolf Presber

Wenn ich an die Bella Riva denke, freue ich mich, denn so rein glücklich, so restlos fröhlich wie dort, bin ich sonst nirgend nie gewesen. Das eine Mal wohnte ich als Bub dort mit meiner Mutter und meiner Schwester, die damals Braut war, was ich sehr albern fand, da sie den Herrn, der sie bei jeder Begegnung küßte, überhaupt erst ein paar Monate kannte. Damals schnitt die Malbergbahn noch nicht hinter der Villa Riva ihren senkrechten Eisenstrich durch den Wald. Und es gab eine Brücke weniger über die ohne Eile zum Wehr und nach den Aufregungen des Weges wieder sanft zum Rhein gleitende Lahn. Aber unter dem ersten Bogen der gedeckten Brücke standen, dünkt mich, viel mehr Reitesel mit roten Sätteln als heute. Und der Bahnhof, in den der Zug in weiten Kurven von Nassau kommend einfuhr, hatte noch keine kühl gekachelten Tunnels unter den Geleisen und sah überhaupt kleiner und unansehnlicher aus. Aber „Bad Ems" stand schon daran zu lesen. Und wenn man im Juli hinkam, in der hohen Saison, so sah man in offener Kalesche, schlicht und doch vornehm, einen gebeugten alten Herrn mit weißen Koteletten fahren, der freundlich lächelnd allen Leuten dankte, die ihn respektvoll grüßten. Meist hatte er blaue Kornblumen in der Hand, die ihm Kinder in den Wagen warfen. Und wenn er ausstieg und in seiner ritterlichen Weise eine distinguierte Dame ansprach, dann knickste die sofort tief ins Knie. Und der schlanke, etwas ledergelbe Kavalier mit gewichstem Schnurrbart und spiegelblankem Zylinder, der immer links von dem alten Herrn saß und stand und ging, sagte „Majestät" zu dem Herrn mit den Kornblumen. Und das war so in Ordnung, denn der alte Herr war der König von Preußen, der vor ein paar Jahren in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen worden war; und der immer links von ihm ging, war sein Hofmarschall Graf von Perponcher.

Und wenn man von der Bella Riva, die heute noch wie damals wie ein Schmuckkästchen ins Grün des Berghangs gehämmert liegt, am linken Lahnufer stromauf geht, dann schimmert — nicht weit von der gezwiebelten russischen Kirche — ein kleines grellweißes Villachen durch dunkle Bäume; darin hat oft im Sommer eine noch immer schöne Frau gewohnt, die stets in tiefer Trauer ging und die immer abreiste, ehe der Kaiser kam. Das war Eugénie, die einmal Kaiserin der Franzosen gewesen war, bis ... ja bis auf der Stelle im Emser Kurpark, wo heute der schlichte Denkstein das Datum des 9. Juli 1870 nennt, der Graf Benedetti den König von Preußen ansprach.

Die Erinnerungen an Krieg und Sieg waren noch sehr frisch, als ich ein Bub war. Mit meinen Bleisoldaten spielte ich Spichern und Sedan und, seit ich den großen Baukasten hatte, auch Metz und Paris. Es war schön, ein deutsches Kind zu sein in jener Zeit! ...

Und dann hab' ich noch einmal in der Bella Riva gewohnt. Viel, viel später. Da stand der alte Kaiser schon in Marmor auf einem feierlichen Sockel und schaute freundlich in die Wandelhalle, als wolle er die Kurgäste zählen. Und unter dem Spruch, den ihm Ernst von Wildenbruch auf den Sockel geschrieben, lagen wieder Büschel blauer Kornblumen. Der Graf Perponcher aber war seinem königlichen Herrn jüngst erst nachgefolgt zur großen Armee. Und die Kaiserin Eugénie kam nicht mehr. Es hieß, sie sitze in ihren langen Witwenschleiern, eine ganz alte, müde Frau, im Park eines südlichen Schlosses. Aber Russen, Engländer, Holländer mischten sich noch am Brunnen bei der Kurmusik und auf den Waldwegen unter die deutschen Kurgäste, tranken Kränchen, gurgelten, inhalierten wie früher. Und auch Esel mit roten Sätteln standen noch, die Fliegen mit dem Schwanz scheuchend, am Brückenbogen.

Aus lieben Erinnerungen heraus hatte ich mir dasselbe Zimmer genommen, in dem ich als Junge gewohnt, mit dem freundlichen Blick über die Lahn nach den schiefergedeckten Vier Türmen und dem grünen Bergrücken, an den sich die Hauptstraße lehnt mit den steilansteigenden Weingärten ihrer Häuser.

Als ich damals in der Bella Riva abstieg, fand ich unter den Mitbewohnern des Hotels in der Kurliste einen ehemaligen Studienfreund. Er hieß Karl Egon Mayhoff. Auf der Universität hatte er sogar von Mayhoff geheißen. Aber die pedantischen Behörden hatten ihm den Adel, der ein russischer persönlicher Adel seines früh in Baku verstorbenen Vaters war, wieder abgeknöpft. Das ansehnliche Vermögen seines Vaters jedoch, das aus Petroleumquellen getropft war, behielt er ohne jeden Abzug, als seine Mutter am Tage, da er majorenn wurde, einen alten Justizrat heiratete, der ihr seit mehr denn zwei Jahrzehnten nachgetrauert hatte. Karl Egon war ein hübscher Bub gewesen und leider ein schöner Jüngling

Digitized by Google

geworden. Ich sage leider: denn er wußte das als Student und ging auf in der Pflege und Erhaltung seiner körperlichen Vorzüge. Als ihm merkwürdig früh die Haare auszugehen begannen — das war in seinem vorletzten Semester —, widmete er sich mit zäher Energie den abenteuerlichsten Kuren. Er saß mit einer geheimnisvollen Latwerge auf dem rasierten Schädel wochenlang im dunklen Zimmer; und als das nichts half, ließ er sich die früher verdunkelten Kopfpartien künstlich bestrahlen. Dieses aber führte ebensowenig wie eine japanische Massage mit gekerbten Holzkugeln und eine sehr teure, aus Budapest verschriebene elektrische Kappe zum Ziel.

Zur Zeit, als er — wohl infolge der zerstreuenden Kuren — durch das Doktorexamen rasselte, war Karl Egon so gut wie kahl. Und da ihm infolge eines anzüglichen Dialogs über Simson und Delila ein baumlanger Frankone auf seiner letzten Mensur ein Stück aus dem rechten Nasenflügel geschlagen hatte, an dem leider auch das Spitzchen hängen blieb, so war Karl Egons äußere Erscheinung, als er sich grollend vom Studium zurückzog, zwar korrekt und tadellos, aber der Kopf, der sie krönte, hatte durch seine Kahlheit und die verbogene Nase einen karikaturistischen Zug bekommen. Den aber empfand der Glückliche nicht. Und als er sich an einer sehr gut gehenden Hundekuchen-Fabrik beteiligt hatte, glaubte er dadurch ein Sportmann geworden zu sein und betonte diese Qualität auch äußerlich kräftig. Er hielt sich immer noch für den schönen Mann, der zu werden er einmal versprochen hatte, und huldigte der Ansicht, daß alle Frauen seinem Anblick kaum, seiner etwas mittelalterlichen Galanterie aber bestimmt nicht widerstehen könnten.

Dies alles wußte ich von ihm, als ich seinen Namen als Mitbewohner der Bella Riva las. Aber da er von seinen den Horizont beschränkenden Fatzkereien abgesehen gar nicht dumm, auch ein ganz guter Kerl war, außerdem die Erinnerungen an die Studienjahre, das Neckartal und manchen fröhlichen Trunk mir hier in die strengeren Kurwochen trug, so freute ich mich ehrlich, ihn wiederzusehen.

Dieses Wiedersehen fand zufällig schon am ersten Nachmittag meines Aufenthaltes statt. Ich hörte auf dem Flur seine Stimme, die mir freilich etwas belegt schien, und trat hinaus. Er war in eine umständliche Belehrung des mit hängender Unterlippe lauschenden Hausdieners vertieft: wie hoch und wie energisch die Bügelfalte in seine Hosen geführt werden sollte.

„Karl Egon!"

Er drehte sich rasch um, schnickte mit einer Kopfbewegung das randlose Monokel treffsicher in die rechte Hand, stutzte, erkannte mich und kam mir erfreut entgegen.

„Ja, Mensch, was willst denn du hier?"

„Gurgeln."

„Ich auch! Mache das schon seit drei Wochen."

„Mit Erfolg?"

„Natürlich. Das heißt — könnte schon weiter sein. Aber so richtig mit der vorgeschriebenen Kur fang' ich erst jetzt an. Morgen. Du mußt nämlich wissen ... Also, so gehn Sie schon mit der Hose!" Diese letzten energischen Worte waren an den Hausdiener gerichtet, der offenbar nicht glauben konnte, daß er diesmal mit so wenigen Aufträgen und Verhaltungsmaßregeln über die Garderobe Karl Egons davonkommen würde.

„Wir werden den Tee im Garten trinken — ist dir's recht?"

Ich stimmte gern zu. So setzten wir uns in die kleine, offene Halle hinter dem Hotel, an der vorbei der breite, schattige Weg nach der Lindenbach führt.

Mit großer Lebhaftigkeit erzählte er mir von „seiner" Fabrik. Das System, Fleisch- und Pflanzennahrung für Hunde in haltbare Kuchenform zu bringen, war alt, und es gab dafür eine Reihe guter und einwandfrei arbeitender Fabriken. Der Trick seiner Fabrik aber war es, zu individualisieren. „Siehst du," sagte er, während er mir Tee eingoß, „einem Windspiel oder Rehpinscher ist nicht ganz dieselbe Kost zuträglich, wie sie einem Neufundländer oder einer deutschen Dogge zusagt und anschlägt. Darüber haben unsere Sachverständigen Haufen von Erfahrungen gesammelt: und wir haben nun eine tadellose Futterpackung für jede irgendwie eingeführte Rasse. Du schreibst bloß: ‚Englischer Boxer, Rüde, fünf Jahre — schicken Sie Futter für vier Wochen' — und du bekommst gleich die richtig abgemessenen Rationen für Mittag- und Abendmahlzeit. So daß dir der vierbeinige Kerl weder vom Fleisch fällt, noch zu fett wird."

„So was müßt's für Menschen auch geben!"

„Nicht wahr? Sag' ich immer. Aber den feinsten Trick hab' ich dir noch nicht erzählt. In diese für die einzelnen Rassen individualisierte Nahrung pressen wir auf Wunsch Medikamente ein. Wenn du zum Beispiel die Staupe hast oder die Akarusräude ..."

„Sei so gut!"

„Ich meine natürlich ... nimmst du noch Tee? ... meine natürlich: wenn dein Pudel oder dein Malteser die Räude hat, so kannst du bei uns Nährzwieback für die betreffende Rasse kaufen mit entsprechender Beimischung von Heilmitteln. Eine Wurmkur zum Beispiel."

Ich war nicht übermäßig neugierig auf die Kur und warf daher die bewundernde Bemerkung ein: „Du bist ja ein Hundesportmann geworden, wie er im Buche steht!"

Er biß geschmeichelt an und erließ mir die Wurmkur. „Ja, ja," sagte er schmunzelnd, „der Beruf bildet und erzieht. Ich gehöre — kann ich wohl sagen — schon zu den Autoritäten der Kynologie. Ehrenwort. Im letzten Jahr siebzehnmal Preisrichter gewesen! Zuletzt bei der Frühjahrssuche für

Digitized by Google

englische Vorstehhunde. Also, ich sage dir, tropische Hitze und am Ende anstrengender Suche ein infamer Platzregen, der einem an so was doch wohl gewöhnten Eingeborenen von Java zu dumm gewesen wäre. Dann die Prämiierung — schweißgebadet in einer zugigen alten Scheune. Das Ende war ein bildschöner Rachenkatarrh, der nicht wegging. Chronisch. Na, dacht' ich mir, Ems! Und da bin ich. Und da bleib' ich, bis — — Trinken wir einen Kognak?"

„Ist das kurgemäß?"

„Nee. Aber ich sagte dir schon, die richtige Kur fängt erst morgen an."

„Morgen — obschon du drei Wochen hier bist?"

„Ja. Weißt du ... wunderhübsche Weiber gibt's hier! Im Bad, im Dorf, in der Umgebung — Siehst du das Fenster?"

„Wo jetzt das dicke Dienstmädchen mit dem weißen Häubchen die Scheibe putzt?"

„Ja. Sie heißt Katharine Kullerich und ist aus Dausenau." Er blickte versonnen hinüber. Das geöffnete Fenster gehörte zu einem freundlichen Zimmer ebener Erde, in das man von unserm erhöht liegenden Tisch hineinschauen konnte. Die Betten waren abgezogen, die Möbel zusammengestellt, die Teppiche zum Reinigen gerollt. Es schien da gerade jemand ausgezogen zu sein. Die korpulente Stubenfee aus Dausenau, sauber gekleidet zwar, aber mit roten Händen und einem stumpfen, sommersprossigen Gesicht, konnte es ihm doch unmöglich angetan haben.

„Um zehn Uhr fünfzehn heute morgen sind sie abgefahren," sagte er, betrübt mit dem Kopfe nickend, ohne den Blick von dem Fenster zu wenden.

„Wer?"

„Nach Lahnstein. Sie wollte den Rhein noch sehen, von dem sie soviel gehört hat. Die Burgen und die Städtchen — besonders Oberwesel — warum gerade Oberwesel, weiß ich nicht. Dann fährt sie über Frankfurt heim. Direkt nach Moskau zurück."

„Eine Russin also?"

„Ja. Das heißt, ihre Mutter war eine Georgierin. Du weißt, die schönsten Weiber in den Harems der Sultane sind immer Georgierinnen." Er seufzte.

Die Melancholie stand ihm nicht. Die gespaltene Nase und die Kahlköpfigkeit fielen mir wieder auf. Er hatte mir besser gefallen, als seine Gedanken bei dem interessanten Hundezwieback und den unfehlbaren Wurmmitteln verweilten. Ich sagte ihm das.

„Du hast sie eben nicht gekannt! Sie sprach das Deutsche nicht gut; aber wahrhaftig, ich weiß erst, wie schön das Deutsche ist, seit sie es sprach. Wie sie die Vokale klingen ließ — so ein A! Dunkel wie ein Wald und tief wie ein Bergsee. Und die R schnurrte sie so herrlich. Du hättest sie das aussprechen hören sollen: Bella Riva — o, dieses Rrrrrrrivaaaaaah ...!" In diesem Augenblick veränderte sich sein Gesicht. Die Melancholie verschwand; es kam etwas Angespanntes, Sieghaft-Unternehmendes hinein. „Siehst du dort an dem Tisch den alten Herrn mit der jungen Dame?"

„Den mit der runden Brille, der die Kölnische liest ... oder eigentlich: er riecht daran."

„Ja, er ist sehr kurzsichtig. Und das blasse, blonde Mädel, das immer herüberschaut?"

Ich hatte das nicht bemerken können, daß die junge Dame, die im Tenniskostüm Streuselkuchen aß, immerzu herüberschaute.

„Das ist — du mußt nicht glauben, daß ich eitel bin ... es ist mir geradezu unangenehm manchmal — wirklich lästig — — aber es ist mein Schicksal — vielleicht weil der Sport mir die Figur erhält, während du und andere — schon ein bißchen zur Fülle neigen ... Du verstehst?"

„Nein."

„Mein Gott, ich meine ... nun ja, unter den Männern, da hab' ich ja natürlich meine Gegner — aber ich meine, die Damen ..."

„Ach so, du willst sagen: du wirst viel angeschwärmt ...?"

„Angeschwärmt ist vielleicht ein etwas heftiger Ausdruck. Aber ... nun ja, ich tue wirklich nichts dazu — übrigens ganz niedlich ist die Kleine, nicht? Jetzt sieht sie wieder herüber ..."

Ich hatte den Eindruck, daß sie nicht eigentlich „herübersah", sondern mit den Augen den Kellner suchte. Eine Vermutung, die auch eine gewisse Bestätigung darin fand, daß sie den Bediener jetzt heranrief und noch eine Portion Kuchen bestellte.

„Den Appetit scheint ihr die Verehrung für dich noch nicht geraubt zu haben."

„Du machst Witze. Aber du solltest dich doch entsinnen von der Universität ... Gott, diese kleinen Liebeleien damals zählen ja freilich nicht. Aber wenn ich dir sage ..." Er unterbrach sich und grüßte ritterlich, doch mit einem Lächeln leise andeutender Vertraulichkeit zu einem Paar hinunter, das eben aus dem Portal des Hotels trat. Es war ein beleibter Herr, der die unglückliche Form seines Bauches durch eine weiße Weste töricht betonte, mit einer überschlanken brünetten Frau, die ihm gelangweilt den Arm reichte. Die beiden grüßten nicht zurück und entfernten sich nach der Lahn zu.

„Mir kam vor, Karl Egon, die haben dich überhaupt nicht gesehen."

Er lächelte überlegen. „Sahst du das nicht — sie blickte doch nach oben."

„Ja, nach dem Himmel. Sie befürchtet wohl Regen."

„Glaube das immerhin ... Das heißt — im Vertrauen — sie will wohl vor dem Mann nicht auffallen ... Er ist schwer asthmatisch, der Ärmste, verstehst du? Und eifersüchtig, wie alle Asthmatiker. Ein Fabrikant aus Westfalen. Klotzig reich. Viel älter als sie. Hat sich die hübsche Frau eben ‚geleistet', wie sich ein anderer einen Airedale-Terrier mit siebzehn Ahnen leistet."

Digitized by Google

‚O Gott, o Gott,‘ dachte ich bei mir, ‚er ist noch der Alte! Nur ausgewachsen in der Richtung, die in unseren Universitätsjahren zu befürchten war.‘ Die Hundekuchen hatten ihn nicht davor bewahrt.

Die nächsten Tage gestalteten sich durch die überzeugungstreue Hochachtung, die Karl Egon für sich und seine Erfolge hegte, und die erstaunliche Zähigkeit, mit der er in mir ein verschwiegenes und aufmerksames Publikum voraussetzte, wenig erquicklich. Er grüßte auf der Brunnenpromenade jede zweite Dame, begnadete die Brunnenmädchen am Kränchen mit scherzhaft huldvollen Ansprachen, schäkerte neckisch mit einer Blumenfrau, die schon zwei Söhne bei der Artillerie in Mainz hatte, und kam immer wieder zu mir zurück, um mir zwischen zwei Schlückchen lauwarmen Wassers anzuvertrauen, wieviel Freude er durch seine gewinnende Leutseligkeit dieser und jener Vertreterin des schönen Geschlechts wieder bereitet habe.

Ich litt schon beträchtlich unter dieser einseitigen Art der Unterhaltung, die sich stets um entzündliche und von ihm geschonte oder in hellen Flammen sich verzehrenden Frauenherzen drehte, als wir zufällig am dritten Nachmittag oben auf dem schattigen Plateau des Malbergs eine mir bekannte Münchner Malerin mit ihrer älteren und belanglosen Schwester trafen.

Ich leugne nicht, das schöne, schlanke Mädchen mit den starken, goldblonden Zöpfen, die ihr wie eine Krone fest und stolz auf dem unter ihrer Schwere in reizender Nackenlinie leicht gebeugten Haupte lagen, hatte mir immer gefallen. Der Duft des Buchenwaldes, die müde hinhuschenden Lichter der Nachmittagssonne, eine mit Witz und Laune gespickte Unterhaltung beim gemeinsam genossenen Tee taten ein übriges. Ich verliebte mich ein wenig in diesen so herrlich hinter weißen, geschlossenen Zähnen lachenden Frohsinn, in diese übermütige Jugend und hätte ihr höchstwahrscheinlich noch in Ems einen verbindlichen Antrag gemacht, wenn sie mir nicht einige Tage später im Inhalatorium lachend erzählt hätte, wodurch ihre Emser Kur notwendig geworden. Auf einer Münchner Redoute nämlich habe sie ein sektbeschwipster Kollege — übrigens ein lieber Kerl — so häufig und heftig geküßt, daß er sie schließlich mit seinem gräßlichen Schnupfen ansteckte. Diesen Schnupfen hatten dann ein paar planlose Schlittenpartien und tolle Schitouren mit ihrem Professor erheblich verschlimmert. Die Reste eines von diesen angenehmen Zerstreuungen zurückgebliebenen Rachenkatarrhs zu beseitigen, war sie nach Ems gekommen ... Ich habe dann später auf einer Ausstellung in der Wilhelmstraße in Wiesbaden sehr bunte Bilder von ihr gesehen, die mir den herben Schmerz des Verzichts erleichterten.

Doch das nur nebenbei. Jedenfalls damals beim gemütlichen Tee auf dem sommerlich prangenden Malberg ahnte ich weder, wie leicht sie küßte, noch wie schwer sie malte. Und ich litt unter der aufdringlichen Art, mit der Karl Egon auch hier schon den Sieger spielte. Aber noch mehr ärgerte mich seine gespreizte Großmut, als er im Treppenhaus der Bella Riva beim Gutnachtsagen zu mir äußerte: „Verehrter Freund — du hast dir heute ein wenig die Flügel versengt, was? Nicht leugnen! Aber mein Entschluß ist gefaßt: aus alter Kameradschaft werde ich verzichten.“

„Was wirst du?“

„Verzichten. Ich will sagen: ich werde nicht mit konkurrieren. Und — ohne mich geschmacklos rühmen zu wollen — ich wäre schließlich kein ganz ungefährlicher Konkurrent, nicht wahr? Eine stattliche Zahl von Erlebnissen, die ich nicht berühren will ...“

„Aber du berührst sie doch in einem fort.“

„Pardon“ — Karl Eugen wurde offiziell; ich glaube sogar, er nahm die Hacken zusammen — „das kannst du nicht sagen. Ich habe niemals eine Dame kompromittiert, die ... gütig zu mir war. Niemals!“

„Nein, weiß Gott, das hast du nicht!“

„Es freut mich,“ nickte er ernst, ohne meinen ironischen Ton zu hören, „freut mich, daß du mir dies eigentlich selbstverständliche Zeugnis gibst. Man ist schließlich in erster Linie ein Gentleman. Gute Nacht!“

„Es lebe die erste Linie! Gute Nacht!“

Am nächsten Morgen lief ich so früh zum Brunnen, daß ich seine Begleitung nicht zu befürchten brauchte. In den Musiktempelchen vor dem Kursal war außer dem dicken Posaunisten, der hier zu übernachten schien, noch kein Musiker. Von den Kurgästen liefen nur einige gallige Menschenfeinde, das halb geleerte Glas in der Hand, unter den Platanen an der Lahn entlang, wo eben die Bäcker und Obsthändler erst ihre leckeren Waren ausbreiteten.

Als ich meine zweiundeinhalb Glas gewissenhaft getrunken, auch den Choral und ein Potpourri aus der „Weißen Dame“ genossen hatte, beschloß ich, um ja Karl Egon nicht zu begegnen, drüben über der Lahn in dem Café an der nach dem Bahnhof ansteigenden Straße zu frühstücken.

Ich setzte mich also dort in die Morgensonne an ein sauber gedecktes Tischchen und bestellte mein Frühstück.

Ich hatte von der bedienenden Fee eigentlich nur die weißleuchtende Tändelschürze gesehen und war also sehr erstaunt, als sie mich plötzlich mit einer verhaltenen Freude im Ton anredete: „Der Herr Doktor kennen mi wohl nit mehr —?“

Ich sah auf. „Was denn —? Ja, das ist ja ... die Resi, die Resi aus dem ‚Rodensteiner‘!“

„Schon, schon.“ Und sie lachte breit und vergnügt wie vor Jahren, wenn sie in Heidelberg den schäumenden Maßkrug vor mich hinsetzte mit ihrem immer ehrlichen ‚Wohl bekomm's!‘ Rundlicher war sie geworden — natürlich, es lag ja auch zehn Jahre zu-

Digitized by Google

rück, daß ich am letzten Ersten mit ihr abrechnete — behäbiger, matronenhafter. Aber die lustigen Grübchen lagen noch links und rechts in den Wangen und das kohlrabenschwarze Haarnetz krönte noch wie damals den rotbäckigen Kopf, der von zwei dunklen Schelmenaugen belebt wurde. Ich freute mich ehrlich. Meine ganze Jugend stieg herauf mit Kneipen und Mensuren, Examenschweiß und Jodoformgeruch, Pump und Landesvater.

Es war noch kein Gast im Garten außer mir. Die Resi mußte sich zu mir setzen und erzählen, wo sie in der Welt gewesen und wie sie nach Ems gekommen, und freute sich. Und ich, wahrhaftig, ich freute mich auch. Und wir schüttelten uns wieder die Hände und lachten. Und dann mußt' ich ihr erzählen. Wie ich lebte und wo, und ob's wahr war, daß der kleine Heinzmann schon einen richtigen Orden hatte; und wieso der Lüttke mit den drei Durchziehern vor die Hunde gegangen. Und schließlich auch, warum ich eigentlich hier sei und mit wem.

„Wirklich bloß mit einem Mannsbild?" Sie glaubte es nicht und zwinkerte listig mit den Augen. Aber ich schwur auf Bierehre. Das machte sie still und ernst. Denn die Bierehre war ihr eine heilige Sache.

Und ich erzählte ihr von Karl Egon, ohne ihn zu nennen, und mein ganzer seit Tagen mit dem Kränchen geschluckter Ärger sprudelte heiß heraus.

„Ha, so e Geck," mißbilligte die Resi, „mir sollt' der anlaufen — i kenn' ihn ja noch von damals. I weiß scho, unter einer Geheimratstochter tut der's net."

„Kaum, Resi. Aber daß ich's immer mit anhören muß."

„Sie sollten ihn halt a wenig frozzeln."

Das war ein Gedanke! Die Resi hatte recht. Und wie man manchmal nur auf den rechten Weg gesetzt zu werden braucht, um alle Trägheit und Unlust zu vergessen, so stand in diesem Augenblick der ganze Plan einer ausgesuchten Rache an dem Don Juan der Bella Riva vor meiner heiter aufleuchtenden Seele.

„Resi, du bist ein Prachtkerl — immer noch! Wenn das hier jetzt kein öffentlicher Garten wäre ..."

„Is ja kaa Katz net drin!"

Trotz der Richtigkeit dieser Behauptung ließ ich Satz und Vorsatz ohne Folgerungen.

„Sag' mal, Resi, du kannst doch schreiben?"

„Na, san S' so gut!

„Nein, nein — verzeih, es war eine dumme Frage. Also hol' dir mal rasch einen Bogen Briefpapier und ein Kuvert —"

„Mit Firma?

„Um Gottes willen — nein! Aber du hast doch sicher ein paar schöne weiße Bogen — ganz weiße — für deine Privatkorrespondenz — ?"

„Na, wissen S', mit der Privatkorrespondenz — da is' nit mehr weit her mit. Aber i hab' scho noch so a paar —

Sie eilte eifrig davon. Die fußfreien Röcke schwangen um ihre runden Hüften wie damals. Bis sie wiederkam, überlegte ich mir den Feldzugsplan. Mir sollt' er Ruhe verschaffen und ihm ein bißchen Strafe! Ja, das sollt' er, wahrhaftig! Und alle Frauen sollt' er ein bißchen miträchen an dem Preisrichter für englische Vorstehhunde. Alle.

„Komm, Resi, setz' dich. Hierher, ja. Und schreib', was ich dir diktiere."

„Dös gibt an Spaß!" Sie lachte schon in der Vorfreude und glättete mit ihrer sauberen, grübchenreichen Hand sorgfältig den Bogen. „Zwei Tauben sind oben ins Papier eingepreßt, — schaun S' — die wo sich schnäbeln tun."

„Das paßt großartig. Also schreib, Resi!"

Ich diktierte, und Resi schrieb. Die Sache belustigte sie ungemein. Ich ließ aber keine Unterbrechung zu und blieb ernst und geschäftsmäßig bei der Sache. Erst als die Adresse geschrieben — „Herrn Fabrikbesitzer Karl Egon Mayhoff z. Z. Bella Riva dahier" — und der Brief frankiert war, durfte sie ihrer Heiterkeit die Zügel schießen lassen.

Ich ging und steckte den Brief in den Kasten, so daß er mit der letzten Post ankommen mußte.

Ich fuhr am Mittag nach Nassau, stieg zum Denkmal des Freiherrn vom Stein, aß im Tal gemütlich zu Nacht und fuhr spät erst mit dem letzten Zug nach Ems zurück.

Der Herr Direktor hätte am Abend mehrfach und dringlich nach mir gefragt, sagte der Portier. Ich konnte mir's denken.

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück kam, saß Karl Egon schon vor einer vollen Tasse. Aber er rührte nichts an, trommelte mit nervösen Fingern auf den Tisch und spähte aus dem Fenster über die Lahn nach der katholischen Kirche, deren Backsteinbau immer noch erst zur kleineren Hälfte beworfen und gestrichen war. Neben ihm lag der Brief.

„Guten Morgen, Karl Egon. Schönes Wetter."

„Morgen. Ja. Die Sonne meint's gut."

„Du hast schon Post?" Ich war verbrecherisch harmlos.

„Nein. Das kam schon gestern mit der Abendpost. Ich wollte eigentlich ... ich hatte vor — aber, nein ..." Er steckte den Brief ein. „Das heißt schließlich ... Ich begehe ja kaum eine Indiskretion. Und ich hatte neulich — ja, wie soll ich sagen, ich hatte flüchtig den Eindruck, daß du vielleicht ... Gott, es kann sich das ja nicht jeder so vorstellen — — Es ist — wie soll ich's erklären — ist eine Art unglücklicher Disposition — diese ungewollte Wirkung auf Frauen ..."

„Ach — also wieder von zarter Hand?"

„Ja — das heißt ..." Er nahm den Brief wieder aus der Brusttasche, besah ihn, zögerte und reichte ihn mir wie in starker Selbstüberwindung hinüber.

„Ich soll —?"

„Ich bitte darum. Du wirst sehen ...

Digitized by Google

Mein Gott, es ist ein Beispiel ... vielleicht kein besonders imponierendes ... Aber selbst hier, wo ich mich doch so unauffällig bewege ... Aber lies nur!

Und ich las: „Lieber Herr! Meine Freundin hat Ihnen geschrieben, ich weiß es; aber sie dürfen kein Vertrauen auf sie haben! Sie liebt sie nicht und ist überhaupt keine wahre Freundin! Sie haben mich neulich so lieb und freundlich angesehen, und so nehm ich mir ein Herz zu ihnen zu schreiben. Ich bin kein schlechtes Mädchen, ich will ihnen alles sagen, meine Freundin will mich nur unglücklich machen! Kommen Sie morgen um acht Uhr abends an die gedeckte Brücke! Wo die Esel stehen. Sein sie nun nicht böse mein Herr ich weiß sie sind gut und werden mich ein bißchen lieb haben denn sie haben mich neulich so lieb angesehen zweimal auf der Kurpromenade und in der Wandelhalle! nicht wahr sie kommen. Ihre Klara.

Nachschrift. Wenn viele Leute an der Brücke sind so sprechen sie mich nicht an, gehen sie dann nur auf die andere Lahn-Seite ich komme schon nach."

„Was sagst du —?" Er schmierte sich schon zum zweitenmal dasselbe Brötchen.

„Hm. Sehr merkwürdig. Das muß eine starke, eine zwingende Leidenschaft sein!"

„Ich fürchte fast auch."

„Wieso fürchten? Die Kleine ist gewiß sehr niedlich. Das heißt: Kennst du sie denn?"

„Keine Ahnung. Wie soll ich?"

„Aber da steht doch: du hast sie — wie heißt es? — ja hier: du hast sie so lieb und freundlich angesehen."

„Mein Gott — ich sehe viele an!"

„Ja, du siehst viele an. Aber — lieb und freundlich? Des mußt du dich doch erinnern."

„Wie soll ich? Es muß etwas in meinem Blick liegen, vielleicht im Schnitt meiner Augen — etwas, etwas ..."

„Hm." Ich tat so, als ob ich dem seltenen Fall emsig nachdächte. „Jedenfalls kein Kurgast — ein Mädel aus dem Städtchen."

„Gewiß. Einfacher Leute Kind. Aber —"

„Aber — gewiß reizend."

„Eine Blondine."

„Blondine — wieso?"

„Der Stil ist blond," sagte er kennerhaft und strich sich ein Hörnchen mit Honig.

„Aha — der Stil ist blond." Ich freute mich, daß ich einen blonden Stil leisten konnte. „Aber sag' mal, da steht: ‚Meine Freundin hat Ihnen geschrieben ...' Hat dir denn eine andere dieser Tage geschrieben?"

„Ich entsinne mich nicht. Allerdings — vorgestern — ich hatte eine große Post ... Geschäftliches und — anderes. Vielleicht ..."

„Vielleicht ist was verloren gegangen? Ja. Oder — auch möglich: die Freundin wollte bloß schreiben. Und dann hat ihr der Mut gefehlt. So Mädels — nicht wahr? Aber, wenn ich mir's psychologisch erkläre — meine Kenntnisse sind ja bescheiden in solchen verzwickten Dingen — so hat dieser Brief der Freundin — geschrieben oder nicht geschrieben — diesen Stein — ich meine: diesen Brief erst sozusagen ins Rollen gebracht."

„Zweifellos, das hat er."

„Und — du wirst hingehen? An die Brücke — wo die Esel stehen — um acht Uhr?"

Er lächelte. „Gott, es ist schließlich kein weiter Weg. Und dann — man läßt eine Dame nicht warten."

„Nein, das tut man nicht." —

Als wir am Nachmittag zusammen im Garten den Tee tranken, hatte Karl Egon einen sehr eleganten schokoladefarbenen Anzug an, den ich noch nicht an ihm gesehen. Bei einem goldbeknopften Stock lagen die gelben Handschuhe. In der locker geschlungenen salmfarbenen Krawatte steckte eine dicke Perle. Die Lackknopfstiefel spiegelten. Er war gerüstet.

„Ich bin mit der Malerin und ihrer Schwester verabredet; wir wollen auf der Lindenbach zu Abend essen. Du kommst wohl nicht mit?" Ich sagte das harmlos, leichthin.

„Leider unmöglich" — er rührte nachlässig in seinem Tee und goß Rum zu — „du weißt doch — das kleine Rendezvous."

„Ah, richtig. Ist denn der Treffpunkt genau festgelegt?"

„Ganz genau. An der gedeckten Brücke."

„Und — was denkst du zu unternehmen?"

„Ça dépend."

„Ich verstehe. Primo vedere!"

Er nickte mit einem genüßlichen Lächeln. ‚Wenn man ihm jetzt ein Spitzglas in die rechte Hand gibt,' dacht' ich, ‚so wird er sich erheben, auf die Zehen strecken und die Champagner-Arie singen.'

Auf dem Gang nach der Lindenbach war ich von einer ausgelassenen Fröhlichkeit, so daß die beiden Damen sich gut amüsierten. Meiner heiteren Stimmung tat es auch nicht den geringsten Abbruch, als plötzlich — kurz nach acht Uhr, als wir gerade einen Tisch belegt und unser Essen bestellt hatten — ein infamer Platzregen loslegte. ‚Der Stock mit dem goldenen Knopf wird ihm wenig Schutz gewähren,' dacht' ich, ‚wenn er jetzt noch an der Brücke steht.' Und vergnügt, half ich den Damen bei der Flucht in die gedeckte Halle.

Nach meiner Heimkehr in die Bella Riva hörte ich nichts mehr von Karl Egon. Seine Lackstiefel standen, reichlich mit Kot bespritzt, melancholisch die nassen Spitzen einander zukehrend, vor der Zimmertür.

Beim Frühstück war Karl Egon ernst und wortkarg. Auf eine kurze Frage, ob er den Abend angenehm verbracht, antwortete er nur: es sei eine Enttäuschung gewesen. Auch habe es stark geregnet. Dann sprach er von der Unsicherheit des Wetters in diesem Sommer und über die Unruhen in Persien und überließ es meinem Scharfsinn, festzustellen, ob seine Verschwiegenheit über sein Abenteuer in der erlebten Enttäuschung begründet sei oder in der Pflicht des Kavaliers.

‚Na, warte!' dacht' ich. Gleich nach dem Diner, als alle Kurgäste nach ärztlicher Ver-

Digitized by Google

ordnung der wohlverdienten Ruhe pflogen, eilte ich ins Café und weckte die Resi, die hinten in der Laube an die Mauer gelehnt mit drei Servietten unter dem Kopf auf einer Bank schlafend saß.

„Grad hab' i von Ihna träumt!" Sie lachte vergnügt, sich den Schlaf aus den Augen reibend.

„So, von mir? Na, dann entschuldige, wenn ich dich aus so herrlichen Phantasien abberufe, liebe Resi, aber ich brauche deine Schreibtalente!"

„Ach — richtig! Ist er aufg'sessen?"

„Ich vermute. Aber nun rasch — Feder, Tinte und Papier! Täubchen-Bogen, ja."

Ich diktierte, und sie schrieb. Und so entstand in fleißiger Zusammenarbeit dieser zweite Brief an Karl Egon, den Don Juan der Bella Riva.

„Lieber Herr! Ich habe leider nicht kommen gekonnt mein Vater ist nicht ins Bierhaus gegangen wie ich hoffte! Sein sie mir nur nicht böse! Montag habe ich den ganzen Mittag Zeit bis neun Uhr abend! Schreiben sie mir doch bitte hauptpostlagernd unter ‚K. M.' lieber Herr wo ich sie da treffen kann und wann! Wenn wieder Leute in der Nähe sind dann gehen sie voraus ich komme schon nach! Ich will nicht gesehen werden von Bekannten wenn ich aus Liebe einen Fehltritt thue! Ich bin kein schlechtes Mädchen und sie werden mich Lieb haben denn sie haben mich gar so lieb angesehen! nicht wahr sie schreiben mir. Ewig Ihre Klara.

Ich habe leider gerade keine Marke, die Blume ist für sie aus unserm Garten, lieber Herr!"

... „Ach — dös is recht, gleich a Blumerl einlegen!" Resi nickte, sie war fürs Sinnige.

Aus der Vase auf dem Tisch rupften wir eine nicht mehr ganz frische Kornblume und verschlossen sie in den unfrankierten Umschlag.

Schon beim Abendessen, das wir im Kurhaus einnahmen, reichte mir Karl Egon den Brief über den Tisch. Er hatte eine Kalte Ente bestellt und war wieder ganz auf der Höhe. „Ich weiß nicht, ob ich die Sache weiterführe —" äußerte er großartig.

Ich dachte: ‚Du hast sie ja noch gar nicht angefangen.' Aber ich sagte heuchlerisch: „Immerhin, es scheint ein liebes, anhängliches Mädchen ..."

„Lieb — gut. Anhänglich — kann unangenehm werden." Die überlegene Erfahrenheit sprach belehrend zu mir. „Aber schließlich — so als lyrisches Intermezzo einer Kur ... Und dann: so ein Mädel, was hat das viel von seinem Leben, nicht? Man schafft ihr eine hübsche Erinnerung für die öde Ehe mit einem kleinen Beamten oder ..."

‚Vielleicht schafft sie dir auch Erinnerungen,' dacht' ich. — Am nächsten Morgen zog ich früh auf die Post, den Brief zu holen, der dort unter K. M. lagern mußte.

Beim Frühstück las ich das Briefchen mit Resi. Es hieß: „Mein liebes Kind! Ich danke schön für Deine beiden Briefchen. Als Du gestern nicht kamst, dachte ich schon, Deine Liebe zu mir reue Dich. Das wäre recht schade. Also gehe heute mittag um vier Uhr auf der Chaussee nach Nassau zu. Ungefähr zwischen dem koscheren Restaurant und dem Hause ‚Wartburg' — es ist ja so ungefähr das letzte — werde ich Dir entgegenkommen. Ich freue mich, Dich zu sehen. Laß Dir einstweilen das Mäulchen küssen von Deinem

K. E."

Sehr schön. Sanft temperierte Mischung von Gnade, Neugier und Verliebtheit. Die Promenade gut und harmlos gewählt. Wie aber — wenn er nun an dem von ihm selbstgewählten Treffpunkt — der Brückenplatz, wo die Esel standen, hatte ihm offenbar mißfallen — abermals die nie gesehene Geliebte nicht traf? Dann war seine Langmut wohl zu Ende, oder er witterte gar Verrat.

Ich entwarf also — da Resi mit dem Servieren des Frühstücks viel zu tun hatte — auf die Rückseite einer zu irgendeiner sinnlosen Vereinsgründung auffordernden Drucksache einen neuen Brief, den er bekommen sollte, nachdem er heute abend umsonst die „Wartburg" umkreist. Das Manuskript steckte ich dann der ob des neuen Auftrags beglückten Resi zu mit der Bitte, es sauber abzuschreiben auf einen Täubchenbogen und heute abend gegen zehn Uhr durch einen Boten in die Bella Riva zu schicken.

Die Sache klappte glänzend. Ich hatte mich rar gemacht den ganzen Tag und kam erst gegen zwölf Uhr nachts, nachdem ich im „Schützenhof" noch ein paar Partien Billard gegen einen mich fortgesetzt ob meines zerstreuten Spiels beschimpfenden Kasseler Amtsrichter verloren, nach dem Hotel.

Auf meinem Nachttisch lag ein Zettel von Karl Egons Hand mit Bleistift geschrieben. „Wenn Du vor Mitternacht nach Hause kommst, besuch' mich doch, bitte, noch auf meinem Zimmer! K. E."

Die Bombe war geplatzt. Ich legte mein Gesicht in besorgte Falten, begab mich nach Nr. 21 und klopfte.

Karl Egon rief: „Herein!" Er hätte sich eigentlich erst vergewissern sollen, wer klopfte; denn er saß in Unterbeinkleidern auf dem Bettrand, die nackten Füße in roten Lederpantoffeln. Das kragenlose Hemd klaffte. Er war nicht schön und imponierend anzusehen.

„Ist dir nicht wohl, Karl Egon?"

Karl Egon sandte als Antwort auf diese teilnehmende Frage zunächst nur einen kläglichen Blick nach mir hin. „Wohl? Wohl — ist mir schon," sagte er dann langsam, „soweit meine Körperlichkeit in Betracht kommt. Aber seelisch ... Du, Gustav, mir ist da etwas passiert, das ... man lernt eben immerzu. Selbst wenn ..."

Ich übersah den Brief, den er mir, wie ich recht wohl merkte, zum Lesen hinhielt.

„Am Ende ist sie wieder nicht gekommen?"

„Ich hatte für diesmal die ‚Wartburg' bestimmt."

Digitized by Google

„So. Du hast ihr geschrieben?“

„Leider. Sie solle nach der ‚Wartburg‘ kommen.“

„Aha — das letzte Haus des Bades? Na, und da war sie?“

„Nein. Da war sie nicht.“

„Also — du hast sie überhaupt noch nicht gesehen?“

„Wie soll ich sie denn gesehen haben, wenn sie weder neulich an der Brücke, noch heute an der ‚Wartburg‘ war?“

„Allerdings — wie sollst du? Und nun schreibt sie dir ... wieder Ausflüchte ...?“

„Das kann man auch nicht sagen. Nein, schlimmer, schlimmer, lies! Ein Junge hat's gebracht, sagt der Portier. So kurz nach elf Uhr. Aber lies, bitte, — laut!“

Und ich las. Laut las ich's. Seit wir vor Jahren den „Wallenstein“ mit verteilten Rollen ins Klassenzimmer der Sekundaner brüllten — wobei ich den Oktavio, die Thekla und einen der Mörder zu lesen hatte — habe ich, glaub' ich, nicht mehr so ausdrucksvoll und mit so schöner Betonung vorgetragen.

„Liebster Herr! Etwas schreckliches muß ich Ihnen schreiben. Mein Vater hat mich überrascht wie ich heut morgen Ihr herziges Briefchen zum gewiß zehnten mal durchlas und es küßte. Ach ich bin ein so unglückliches Mädchen er hat es mir abgenommen und mich fast tot schlagen wollen bis ich ihm Ihren Namen und Ihre Wohnung gesagt habe nun will er Ihnen aufpassen lieber Herr und sie durchhauen — sein sie ein Paar Tage recht forsichtig lieber Herr biß sich seine Wut gelegt hat! Ich schreibe das zu meiner Tante zu der ich geflüchtet bin er wollte schon zu unserm Rentevuzplatz gehen, aber die Mutter wo immer krank ist ist unmächtig geworden vor Schreck und da hat er zum Arzd laufen gemußt! Ach lieber Herr wenn ich sie nur schützen könnt sein sie ja recht forsichtig er ist so wütend! Ich glaube ich halts auch nicht mehr lange aus hier im Haus dann komm ich zu Ihnen lieber Herr sie brauchen mich auch den Vater nicht herausgeben denn ich geh ja freiwillig! Sie werden gut sein zu mir lieber Herr denn sie haben mich gar so lieb angeschaut! Ich bin kein schlechtes Mädchen und sehr treu! Meine Freundin hat gesagt sie sind aus Berlin herum da hab ich Verwandte die eine Wirtschaft haben! Wenn sie wegmachen, können sie mich mitnehmen ich will sie sehr lieb haben! ich bin noch jung lieber Herr und nicht wahr auch nicht häßlich? sonst hätten sie mich nicht so gar lieb angesehen! Nehmen sie sich nur vor meinem Vater in acht! lieber Herr und vielleicht flüchte ich mich zu Ihnen lieber Herr! Wie lieb daß sie mir einen Kuß geschickt haben.

Ewig Ihre treue Klara.

Verzeihen sie das vergewischte aber ich habe so weinen gemußt.“

„Das ist seltsam,“ sagte ich, indem ich, Bekümmernis in meine Mienen legend, das Papier zurückgab.

„Seltsam? Das ist eine Gemeinheit.“

„Gemeinheit ist ein harter Ausdruck — das Mädchen liebt dich doch.“

„Ach was, das Mädchen ist eine alberne Gans! Und wahrscheinlich noch obendrein häßlich wie die Nacht! Wenn ich könnte, wie ich wollte, ich führe jetzt dieser Person in ihre schwarzen Locken —“

„Ich denke, es ist eine Blondine?“

„Von mir aus hat sie rote Haare! Ich kenne sie doch gar nicht. Habe sie doch nie gesehen ...“ Er weinte fast vor Ärger.

„Bloß — lieb angesehen hast du sie.“

„In drei Teufels Namen“ — er ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei ihm der eine rote Pantoffel unters Bett flog — „das mag ja sein. Aber gibt das dem Proleten von Vater ein Recht, mich verhauen zu wollen? Mich! Was denkt sich denn so ein Schuster ...!“

„Ist es ein Schuster?“

„Ich weiß doch nicht! Vielleicht auch ein Bäcker oder ein Schmied.“

„Bäcker — ginge. Aber Schmied wäre nicht angenehm. Schmiede besitzen meist erfreuliche Körperkräfte.“

„Nicht angenehm? Ein Schneider wäre auch nicht angenehm und ein Briefträger auch nicht. Was der Mann auch ist — gesellschaftlich ebenbürtig ist er mir nicht. Sie ist eine Gans, und er ist ein Kaffer.“

„Das darfst du ihm aber nicht sagen!“

„Na, hoffentlich sag' ich ihm überhaupt nichts. Ich verzichte auf jede Aussprache.“

Das konnte ich ihm nachfühlen, da der Vater der Blondine vielleicht ein Schmied war und ihn jedenfalls verhauen wollte.

In dieser Nacht hat Karl Egon kein Auge geschlossen. Wenigstens nach seinen Mitteilungen beim Frühstück am andern Morgen. Am Brunnen war er nicht gewesen. Er sah auch blaß aus, war nicht sauber rasiert wie sonst, und die Krawatte war unsicherer geschlungen. Seiner ganzen Erscheinung fehlte etwas. Ich wußte es lange nicht, was es war. Dann als er ein Ei öffnete und nach seiner Gewohnheit daran roch, fiel es mir ein: das Sieghafte fehlte. Das Ei war gut, aber er ließ es stehen. Trank statt dessen einen Kognak und bestellte ein halbes Fläschchen auf sein Zimmer.

„Das ist nicht kurgemäß,“ warnte ich.

„Ach was — kurgemäß. Ich reise ab.“

„Nanu!“

„Bitte, Ems ist ein vortreffliches Bad für den Kehlkopf. Was hilft es mir aber, wenn ich meinen Kehlkopf kuriere und wenn mir so ein Prolet ein paar Rippen einschlägt.“

„Aber —“

„Pardon, du sagtest selber, es kann ein Schmied sein. Und ich sage dir, es kann auch ein Müllkutscher sein oder ein Möbeltransporteur oder Schlosser. Kann!“

Es war ersichtlich, daß seine Phantasie mit lauter Berufen operierte, die eine gute Muskulatur und erkleckliche Körperkräfte voraussetzten.

Digitized by Google

„Du wirst mich nicht für feige halten, nicht wahr? Ich würde einem Zweikampf nie aus dem Wege gehen. Und wenn mich heute ein Bruder oder Gatte einer Dame, zu der ich Beziehungen unterhalten, fordern wollte auf krumme Säbel — und ich sähe, daß er ein Hüne ist, und wüßte, daß er im Säbelfechten erste Preise erstiegt hat — egal!"

„Ich verstehe, du würdest einer kavaliermäßigen Erledigung niemals ausbiegen."

„Niemals. Aber du verstehst nicht ganz. Wenn du mich heute aufforderteſt, eine nächtliche Fahrt durch die ruppigſten Berliner Kaſchemmen und Bouillon-Keller zu machen — ich wäre dabei, und wenn ich wirklich ein blaues Auge davontrüge. Ich bliebe dann ein paar Tage zu Hauſe und kein Hahn krähte in der Dreimillionenſtadt danach, was ſich Karl Egon Mayhoff für eine Beule geholt. Aber hier? Du kannſt dich weder verkrümeln noch verbergen. Und wenn du leidlich gut ausſiehſt und das Unglück haſt, mindeſtens einem Teil der Damen aufzufallen, ſo biſt du am dritten Tag bekannter hier wie ein preußiſcher Prinz, der mal zu Fuß geht Unter den Linden."

„Na, na!"

„Bitte, ich halte jede Wette! Woher hat denn z. B. die Gans meinen Namen gewußt, was? Vorgeſtellt hab' ich mich ihr doch nicht ..."

„Nein, du haſt ſie nur lieb angeſchaut!"

„Hör' ſchon auf mit dem lieben Anſchauen! Das hat ſich die Idiotin auch nur eingebildet. Ihr Vater iſt ein Prolet!"

„Das weißt du doch nicht."

„Na, erlaube mal — glaubſt du, ein Gentleman läuft mit einem Stock herum, einen anderen zu verhauen? Oder droht auch nur damit? ... Ich danke! ... Auch kann die Sache auf eine Erpreſſung hinauslaufen. Der Kerl hat einen Brief von mir in der Hand — einen Brief an ſeine Tochter ..."

„Ja ſteht denn in dem Brief etwas dich ſchwer Belaſtendes?"

„Hm. Ich habe ſie ja auch geküßt."

„Alſo doch."

„Was denn! Bloß brieflich habe ich ſie geküßt. Immerhin — dieſer Kuß konnte als Fortſetzung wirklicher Küſſe gedeutet werden. Mit einem Wort: der Schein iſt gegen mich. Darauf kann der Halunke bauen — gleichviel ob er prügeln oder erpreſſen will. Und nun — mißverſtehe mich bitte nicht. Man hat — das iſt meine Überzeugung — die Verpflichtungen ſeiner Perſönlichkeit. Eine vornehme ruſſiſche Dame hat — ich deutete es an — im Herzen mein Bild nach Aſtrachan mitgenommen. Für das Töchterchen eines Gelehrten, für die an einen kränkelnden, alternden Mann geſchmiedete ſtolze Weſtfälin, ja ſogar für dieſes Mädel, dem das Unglück einen Proleten zum Erzeuger gab, repräſentiere ich den Typ einer Männlichkeit, der ihre Träume erfüllt und der — ſagen wir — mit den Erinnerungen an dieſes Bad, dieſen Sommer im Lahntal mit ſeinen Roſen und Nachtigallen, verbunden ſein wird. Ich darf nicht erlauben, daß die Brutalität eines Mißverſtändniſſes durch eine lächerliche, turbulente Straßenſzene dieſes Bild zerſtört.

„Aber, Karl Egon, du wirſt doch nicht ..."

„Ich werde. Energie iſt die unerläßliche Eigenſchaft eines Gentlemans. — Ober!" Dies letzte rief er ſo plötzlich und laut in den Saal, daß wohl ein Dutzend Köpfe von Taſſen, Zeitungen, Handarbeiten erſchreckt und erſtaunt auffuhren. „Ober —" er ſprach das langſam und feierlich, eine leiſe Wehmut im Ton, als gebe er einen hochherzigen Entſchluß kund, den er ſich in ſchwerer Stunde für ſein Volk abgerungen. „Ober — ich fahre mit dem Zwölfuhrzug heute nach Frankfurt. Bitte die Rechnung — und um halb zwölf Uhr einen Wagen. Einen geſchloſſenen Wagen!" —

Ich hatte ihn auf die Bahn gebracht und noch gute Worte über die Frauen, die Liebe, die Vornehmheit der Geſinnung von ihm gehört. Bei der Reſi trank ich ernſt und ein wenig beſchämt meinen Kaffee.

Der Garten war voller Studenten, die von Marburg gekommen waren. Die jungen Herren in Couleur waren laut und fröhlich, und die Reſi, das Brett voller Taſſen, den Kopf voller Beſtellungen, war ganz in ihrem Element. Als ſie wieder ſolch volles Brett auf kräftigen Armen an mir vorbeikam, ſagte ich bewundernd: „Donnerwetter, Reſi, Kraft haſt du aber in deinen Armen!"

„Glaub's ſcho," vergnügt lachend zeigte ſie ihre immer noch prachtvollen Zähne, „mei Vatter ſelig is auch a Hufſchmied g'weſen!"

„Alſo doch —!"

„Wieſo? Schau' i aus, als ob i an lungenſüchtigen Flötiſten zum Vatter g'habt hätt'?" Eine leiſe Kränkung ſprach aus ihrer Frage.

Ich ſah ſie flink und kräftig an dem Studententiſch hantieren; und ich nickte, nicht unzufrieden, vor mich hin. So iſt der Menſch — meine Schuld an der fluchtartigen Abreiſe des Don Juans der Bella Riva ſchien mir geringer, da ich erfahren, daß der Vater der Reſi wirklich ein Hufſchmied geweſen.

Und ich ſchlürfte gedankenvoll meinen Benediktiner, trank ihn ſtill auf das fernere, unbeneidete Liebesglück Karl Egons. Die Marburger Burſchen ſangen: „Vivant omnes virgines ..." Draußen auf der Straße, hinter dem wilden Wein, kicherten Mädchenſtimmen ...

Digitized by Google

Der Feldherr. Von ***

Vier G dürfen dem Feldherrn nicht fehlen: Geld, Geduld, Genie und Glück," schrieb Moltke. Die schwere Sorge um das Geld ist heut im wesentlichen von des Feldherrn Schultern genommen. Während Friedrich der Große mit ihr zu kämpfen hatte durch alle Jahre des Sieges und der Leiden hindurch und den schließlichen Erfolg seines gewaltigen Ringens nicht zuletzt seiner erstaunlichen finanziellen Rüstungskunst dankte, die ihn trotz der perfiden Verweigerung der englischen Subsidien immer neue Mittel finden ließ, muß heut die allgemeine Staatsverwaltung dem Heeresleiter die ungeheuren Summen schaffen, die der Krieg mit Millionenheeren mehr denn je erfordert. Das Glück: ja, der Feldherr gebraucht es wie kein anderer Sterblicher. Das Unvorhersehbare, dem kein Verstand und auch nicht das Genie gewachsen sind, spielt für ihn unheimlich oft eine ausschlaggebende Rolle. Das Glück läßt sich nicht erzwingen und fesseln, rund und wetterwendisch soll es nach einem alten Spruch sein gleich einem Ball. Aber das Glück des Feldherrn ist doch nicht gleich dem Glück des Spielers gegenüber dem sinnlosen Tanz der weißen Kugel in der Roulette. Für das Glück des Feldherrn mag wohl das tiefe Goethewort Geltung haben: „Das Glück tut's nicht allein, sondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln." Und wenn sich das Glück nicht zwingen läßt, so läßt sich doch nicht selten dem Unglück ein Paroli biegen. Ein Unglück war es für Friedrich den Großen, als sein Bewunderer Zar Peter nach kurzer Herrlichkeit vom Throne gestoßen wurde, und die Nachfolgerin Katharina die Hilfstruppen abberief; er jedoch bot diesem Unglück ein Paroli, indem er den russischen Befehlshaber bewog, ein paar Tage noch als Staffage gleichsam stehen zu bleiben, bis der König die letzte Entscheidungsschlacht des Siebenjährigen Krieges, in der er selber befehligte, die von Burkersdorf, geschlagen — und gewonnen hatte. Und Glück hat, schreibt Moltke, auf die Dauer nur der Tüchtige.

Geduld ist eine Charaktereigenschaft, die erst in der Paarung mit anderen groß wird und mächtig: mit starkem Willen und starkem Selbstvertrauen, mit dem Mut der Verantwortung und der Vornehmheit der Seele. Die Geduld, die dem Feldherrn eignen soll, darf nichts gemein haben mit zögernder Entschlußlosigkeit. Der Führer muß geduldig, mit eisernen Nerven warten können, bis der rechte Augenblick zur Entscheidung gekommen. Sieht er den aber vor sich, so gilt es, schnell, fest und energisch zuzufassen und den gefaßten Plan beharrlich durchzuführen, bis zum letzten. „Erst wägen, dann wagen" — und drauf wie Blücher, der gewiß nicht in allem ein großer Feldherr war und dennoch die treibende Kraft, die all die neunmal Weisen im Hauptquartier der Alliierten von 1813 bis 1814 hinter sich herzog. Allezeit soll sein Vorbild uns vorschweben, wenn es zu zeigen gilt, daß nicht die Theorie, nicht das Wissen — so wertvoll sie sein können —, daß vielmehr Eigenschaften des Charakters den Feldherrn machen. In dem unseligen Kriegsrat, der 1806 im preußischen Hauptquartier zu Erfurt stattfand, saßen viele gescheite, manche geistvolle Männer. Aber nur ein Scharnhorst. Der prägte damals den Satz, der seitdem, uns zum Segen, in unserem Heere nie wieder verhallt ist: daß es im Kriege häufig viel weniger darauf ankomme, was man tue, als daß man etwas und dies mit gehöriger Einheit und Kraft tue. Ungehört blieb seine Warnung — und der Tag von Jena und Auerstedt schlug die preußische Monarchie in Trümmer. Jeder Kriegsrat ist fast stets unheilvoll gewesen, und wenn an ihm die besten Köpfe einer Armee teilhatten. Soviel Köpfe — soviel Sinne, und jeder Kopf klügelt nach dem besten Mittel, übersieht aber dabei das zweckmäßigste. Friedrich der Einzige wußte, was er tat, als er seinen Generalen den Kriegsrat untersagte, weil in ihm immer die „timide Partei" das Übergewicht erlange. Der Wille des einzelnen muß entscheiden, und der einzelne muß den Mut der Verantwortung in der Seele tragen.

Digitized by Google

Es ist wahrlich etwas Großes, was damit von dem Feldherrn gefordert wird. Nur ganz starke Charaktere können die Last auf sich nehmen, ohne ins Wanken zu geraten. Der entscheidende Entschluß bedeutet ja oft nicht allein den Tod von Zehntausenden, nicht nur den Verlust einer Schlacht: er kann den Zusammenbruch eines ganzen Staates bedingen. Aus den verschiedensten Quellen mag diese höchste Gabe, mag der Mut der Verantwortung entspringen. Im jungen Napoleon wird der Ehrgeiz die treibende Kraft gewesen sein, wie wohl in Alexander; Friedrich gewann sie vielleicht zumeist aus hartem Pflichtgefühl gegen sein Preußen; in unserem König Wilhelm ruhte sie in der Vornehmheit seiner Seele, in dem festen Vertrauen auf sein Heer und seine Berater, nicht zuletzt gewiß in seinem schlichten Glauben an eine Vorsehung über uns. Ich will, wenn ich ihn nenne, unsern geliebten alten Herrn gewiß nicht in die vorderste Reihe der großen Feldherren stellen. Der göttliche Funken aber lebte in ihm, so daß er in schicksalsschweren Stunden stets das Richtige traf oder dem nicht in den Weg trat.

Kein Zufall ist es, daß fast alle wahrhaft großen Feldherren Herrscher waren oder dem Throne sehr nahe standen: Alexander der Große, Karl der Große, Gustav Adolf, der Große Kurfürst, Friedrich der Große waren es; Cromwell besaß königliche Gewalten, Napoleon errang sich die Herrschaft; für Cäsar und auch für Wallenstein fehlten nur wenige Schritte zum Fürstenpurpur. Die Einheit der Gewalt in einer Hand allein macht stark. Hohe Geburt bringt auch an sich mancherlei Eigenschaften als Wiegengeschenk mit, die dem Feldherrn nützen. So mancher hochbegabte Offizier scheitert an Schwierigkeiten, die einem Prinzen nie begegnen können. Ein Prinz gewöhnt sich früh an große Verhältnisse, ein Fürst gewöhnt sich an Verantwortlichkeit; in jungen Jahren führt raschere Beförderung sie bergauf; Tradition und Erziehung schärfen ihr Auge, lehren sie Menschenkenntnis; der Neid, der so vielen eine Grube gräbt, reicht nicht zu ihnen hinan. Wäre Belisar ein Prinz von Geblüt gewesen, so würde man ihn, der die Goten geschlagen und das morsche Reich gerettet, kaum in den Kerker geworfen und geblendet haben.

In unserem Preußen galt es vom Großen Kurfürsten an dem Herrscher stets als selbstverständliche Pflicht, mit ihrem Heere ins Feld zu ziehen. Nicht jeder von ihnen war ein Feldherr, nicht jeder besaß Willen und Kraft, die Einheit der Gewalten fest in der Hand zu halten, bisweilen waren sie nur hochgestellte Zuschauer. Aber doch hat eigentlich nur ein einziges Mal — einem Napoleon gegenüber, 1806, die Anwesenheit des obersten Kriegsherrn bei dem Heere wirklichen Schaden getan, trotz seiner großen persönlichen Unerschrockenheit. Dann fand, wiederum in Preußen, das Problem des Feldherrntums — der allzu früh verstorbene Generalstabschef Graf Schlieffen führt das sehr fein aus — eine neue, fast möchte man sagen, die moderne Lösung. Im Jahre 1866 zum erstenmal, dann 1870 tritt der König selbst an die Spitze der Armee; ihm zur Seite aber stehen und bleiben der Staatsmann, Bismarck, und der Chef des Generalstabs, Moltke. Keiner von ihnen erfüllte nach Schlieffen vielleicht alle an einen Feldherrn zu stellende Bedingungen; aber jeder besaß ein größeres oder geringeres Maß von Eigenschaften, die einen solchen ausmachen, und konnte die anderen ergänzen. Man muß um der Gerechtigkeit willen hinzufügen: und der Kaiser besaß die wunderbare Gabe, seine Paladine auch im Widerstreit der Meinungen, die nicht ausblieben, zu vereinen.

Mehr als je früher weist heut gebieterische Notwendigkeit den Herrscher zu seinem Heere. Es darf das selbstverständlich nicht so verstanden werden, daß er selbst in das gewaltige Ringen eingreift, vielleicht gar sich an die Spitze eines Kavalleriekorps setzt, um eine Schlachtentscheidung herbeizuführen. Selten genug wird er ja bei der ungeheuren Ausdehnung der Operationen einer Entscheidung persönlich beiwohnen können. Aber die ungeheure Last der letzten Verantwortung muß er auf seine Schultern nehmen, entlasten muß er damit die, welche unter ihm die Operationen leiten. Hier, in solchen Stunden, mag dann mit dem Glauben an sich selber auch der Begriff ‚Von Gottes Gnaden' seine höchste Weihe empfangen. Und noch etwas anderes:

Digitized by Google

Alte Sternwarte in Danzig
Gemälde von Edmund Körner

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

unſere Heere ſind Volksheere geworden im edelſten Sinne des Wortes. Sie ſind keine toten Werkzeuge mehr. Das pſychologiſche Moment hat in ihnen eine ſich ſtetig ſteigernde Bedeutung erfahren. So ſeltſam es klingen mag: in den ungeheuren Maſſen, die der Krieg vereint, gewinnt der einzelne ſeine Sonderrolle zurück. Die rechte Begeiſterung kann wohl von oben aus geweckt und genährt werden, emporſchnellen muß ſie immer von neuem von unten her. Der einzelne, Offizier oder Kämpfer in Reih und Glied, aber will, ſoll wiſſen: Dein Kaiſer, dein König zog mit dir ins Feld! Auch das: das monarchiſche Empfinden wird in jedem Kriege, in dem der Herrſcher mit den Heeren iſt, neu geboren und geſtählt. Es war wohl in etwas anderem Sinne gemeint und paßt doch in dieſen Zuſammenhang, wenn Friedrich der Große ſagte: „Ein General muß populaire ſein!“

Geld, Geduld, Glück: es fehlt von den Moltkeſchen G noch das vierte — das Genie.

Leſſing ſchrieb: „Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrat des Gedächtniſſes, ſondern das, was er aus ſich ſelbſt herauszubringen vermag, macht ſeinen Reichtum aus.“

Das trifft gewiß auch auf den Feldherrn zu. Aber es verlangt eine Einſchränkung. Der Feldherr, der heutige mehr noch als der alter Zeiten, bedarf eines gründlichen allgemeinen Wiſſens neben durchdringender Vorbereitung auf ſeinen Beruf. Cäſar war Philoſoph und Hiſtoriker; Guſtav Adolf beherrſchte ein halbes Dutzend Sprachen; Friedrich beſaß eine umfaſſende Bildung (nur in der Rechtſchreibung mangelte es); Napoleon hatte ſich ſchon in Jahren ungeduldigen Wartens außerordentliche Kenntniſſe angeeignet; Moltke war geradezu ein Gelehrter. Nur in Ausnahmefällen kann ein geſunder Menſchenverſtand, kann die Hilfe erfahrener Berater (Blücher-Gneiſenau) den Mangel an Wiſſen erſetzen.

Trotzdem: das Wiſſen ſteht weit zurück hinter dem Können. Kriegskunſt iſt geradezu Können. Und das große Können iſt ſchließlich nur dem Genie gegeben.

Das — kriegsgeſchichtliche — Wiſſen gibt für faſt alle Lagen Vergleichsmomente

Moltke
Zeichnung von Prof. Anton von Werner

Digitized by Google

mit früheren. Wunderbar ähnlich scheinen sie oft, und der Führer mag leicht glauben, durch den Vergleich die von seinen Vorgängern begangenen Fehler vermeiden zu können. Nur — Feldmarschall von der Goltz hat das einmal treffend ausgeführt — die Lagen gleichen sich doch niemals, sie sind eben nur verwandt, und wer aus dieser Verwandtschaft allein Schlüsse zieht, wird sich meist elend betrogen fühlen. Phantasie und eigener schöpferischer Sinn müssen das Wissen ergänzen, in ihnen vor allem gelangt das Genie des Feldherrn zum Ausdruck: das, um Lessing noch einmal anzuführen, „aus seinem eigenem Gefühl herauszubringen" ist. Die Phantasie schaut in das Verborgene (und im Kriege wird der Feldherr trotz aller heutigen Aufklärungsmittel immer vor Rätseln stehen), sie ergänzt die einlaufenden Meldungen, sie malt vor dem geistigen Auge ein Bild jeder Situation. Der schöpferische Geist findet Mittel und Wege, der schöpferische Geist des wahren Genies wird sie selbst in den verzweifeltsten Lagen zu finden wissen. Friedrich der Große nach Kunersdorf, Napoleon im Feldzuge 1814 zeigten, wessen der schöpferische Geist fähig ist. Er führt zum ungestümen Tatendrang; er gönnt dem Feinde nicht Ruhe noch Rast, nicht Raum noch Zeit zum Atemschöpfen; er läßt auch aus dem Unglück neue Kräfte erstehen. Er ist schließlich die Quelle der Geistesgegenwart und der Entschlossenheit.

Und kein Wort von Tapferkeit? Die persönliche Tapferkeit muß man als etwas Selbstverständliches ausscheiden. Gewiß wird so mancher heutige Feldherr es in der Tiefe seiner Seele schmerzlich empfinden, daß es ihm nicht mehr vergönnt ist oder doch nur in den allerseltensten Fällen vergönnt sein kann, in dem Augenblick der Entscheidung den Degen zu ziehen, sich an die Spitze seiner Bataillone zu stellen, Offiziere und Soldaten mit sich fortzureißen zum Sieg. Aber der Feldherr gehört nicht mehr in die vordere Linie. Er gehört zu seinen Karten, in den Zentralpunkt, in dem die Telegraphen- und Telephondrähte sich vereinigen. Der Schlachtenlärm darf ihn nicht stören. Ausnahmsweise vielleicht nur wird er von überhöhter Stellung aus, wie König Wilhelm bei Sedan, Augenzeuge eines gewaltigen Ringens werden. Trotzdem muß er der Tapferste des ganzen Heeres sein. Denn er muß, wie Feldmarschall von der Goltz so schön sagt, in den Augenblicken der höchsten Gefahr, wo alles um ihn mit benommenen Sinnen arbeitet, immer hellsehender und erfindungsreicher werden. Dann müssen sich seinem Genie alle die moralischen Kräfte vermählen, die ihn hoch über die Massen erheben. In seiner Seele ruhen dann Wohl und Wehe der Heere. Er ist die Armee, oder nach dem Ausspruch Napoleons: Die Menschen sind nichts — ein Mann ist alles!

Ein großes Herz soll der Feldherr sein eigen nennen. Aber weich darf er nicht sein. Den Jammer der Schlachtfelder darf er gewiß empfinden, aber sich nimmer von ihm beeinflussen, beherrschen lassen. Alle großen Feldherren, auch wenn sie im Leben weichen Regungen fähig waren, sind unerbittlich hart im Kriege gewesen. Sie sorgten in Treue für die Gesunden und Leidenden, sie hatten Herz für die Ihren. Aber wenn es gilt, soll der Feldherr kein Menschenopfer scheuen. Nur das eine Ziel, der Sieg, darf vor seinen kalt wägenden Sinnen stehen. Und ein wunderbarer Zug der Menschenseele offenbart sich darin, daß die härtesten Führer stets am höchsten von ihren Soldaten vergöttert wurden — sobald sie den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln wußten, wenn das Heer an sie glaubte. Napoleon mochte eiskalt auf halbausgebrannte Bataillone schauen, nur als rücksichtsloser Rechner erwägend, was er wohl noch von ihnen verlangen könnte: gab der kleine Korporal den Befehl zum Angriff, so zogen sie doch mit jubelndem Vive l'empereur! dem Tode entgegen.

Es wird immer sehr gute Generale geben: die wahrhaft großen Feldherren sind selten. So selten, daß Friedrich der Einzige den vollkommenen General nannte ein „être de raison, eine platonische Republik, das centrum gravitatis der Philosophen, den Stein der Weisen derer Chymisten, ein Werk der Schöpfung, das unsere größte admiration verdient".

In einem großen Heere aber werden im Lauf eines längeren Krieges aus dem Kreise der Generale Talente und oft Genies erstehen, die im Frieden übersehen wurden. Nur der Krieg kann sie erzeugen.

Digitized by Google

Der Stoßvogel

Von Hans Weber

Was das ist, ein Stoßvogel? Na, hört mal, ihr seid aber schön dumm. Einen Stoßvogel kennt ihr nicht? Da geht nur einmal dorthin, wo ich gewachsen bin, an den Niederrhein, ins Bergische, direkt quer über die Krummgasse könnt ihr gehen. Nun ja, es ist kein blankgewichster Asphalt da, nur einfacher brauner wirklicher Erdboden; kein vergastes Benzin in den Lüften, das die Augen beizt und die Kehle ausdörrt, sondern bloß herber Wind oder höchstens der hergewehte Duft vom blauen Flieder, der schwer über die Gartenzäune hängt. Da hört ihr auch keine Hupen tuten von vorn und hinten und rechts und links wie auf dem Potsdamer Platz, sondern höchstens das resolute, tiefheraufgeholte „Muh, Muh!" vom Weidekamp her. Was nun von alledem schöner ist, ja, darüber wird immer noch gestritten; genau wie zwischen jenen beiden, dem Professor und dem Poeten, die heute noch nicht eines Sinnes darüber werden können, was schöner sei: ein Zellenschnitt aus dem Gehirn, als Präparat unter das Mikroskop geschoben, oder ein kleines Liebeslied, geheimnisvoll demselben Gehirn entquollen. Der Professor sagt: „Der Zellenschnitt ist schöner." Der Poet fährt sich mit der gespreizten Hand durch die Haare und entgegnet: „Nein, das Lied!" — Was mich betrifft, so halt' ich's mit dem Poeten. Darum sag' ich natürlich auch: der Erdboden ist schöner und der Wind und der Flieder und das Muh. —

Aber wir kommen dabei ganz von der Krummgasse ab. Da langt ihr euch also, wenn die Schule ausgeht, mitten aus dem dicksten, lärmendsten Bubenknäul einen heraus, da gleich den kleinen strohhaarigen Pausback mit dem stahlblauen Geguck; der hat die längsten Ohren. Den laßt ihr nun nicht eher wieder laufen, als bis er euch haarklein erklärt hat, was ein Stoßvogel ist. Meint ihr, er gibt euch eine Antwort? Nicht eine einzige Silbe. Nur ein heller Schein fliegt ihm wie ein Husch übers Gesicht, und dann nimmt er sein Diktatheft aus dem Tornister und reißt ein Blatt heraus. Die siebzehn roten Striche auf der einen Seite und die elf auf der andern, die hat der Herr Lehrer Knüppelfix auf dem Gewissen, der treibt immer solche Allotria. Aber das nur nebenbei. Unser Knirps also, der hockt sich an die Erde, legt den Tornister über die Knie und das verschandelte Diktatblatt auf den Tornister, bläst die Backen auf, weil's doch jetzt um die Ehre geht — und: hocus pocus spiritus musicus, eins, zwei, drei, vier, fünf Kniffe — da: der Stoßvogel, meine Herrschaften, ist fertig. Ohne alle Apparate, bloß mit hocus pocus spiritus musicus! Ja, das sind die geborenen Hexenmeister, die Bengels am Niederrhein. Achtundzwanzig Fehler auf dem Diktatblatt, das will noch nicht viel heißen, soweit bringen's schließlich die Jungens in Berlin auch; aber aus so einem Blatt im Handumdrehen einen Stoßvogel zaubern, das macht ihnen keiner nach. Und damit nicht genug! Der Stoßvogel mit seinem spitzen Schnabel und den schlanken Flügeln, der fliegt auch, und wie! Und braucht keinen Propeller und keinen Motor dazu. Gebt mal acht, der Pausback zeigt's euch gleich. So, so, dacht' ich mir's doch! Der Bengel ist linkshändig, weil er von Mutterleib an drei Jahre lang am linken Daumen gelutscht hat statt am rechten. Rabau du! Aber wenn du einmal später, so in zehn Jahren etwa, mit dieser Hand da einem Halunken, der sich untersteht, deinem Mädchen schief ins Gesicht zu sehen, solch einen kräftigen Denkzettel hinter die Ohren schreibst, daß er auf sechs Wochen die Engel singen hört, dann soll dir das Linkslutschen verziehen sein, du Sakramenter! — Na, nun also mal los: Stoßvogel, flieg! Flieg und triff! — Wie der Bengel den Arm mit dem Geschoß in der Luft wiegt, wie er den Dickkopf schief nach rechts legt und das eine Auge zukneift und zielt — der reine Schützenkönig, was? Und da: — brrr — brrr — hei—ssssst! ein eleganter Matadorflug hoch im Bogen durch die helle Luft und baff! — der Stoßvogel landet hart auf des Schmitzenkarls dämlicher Nasenspitze. Der läßt sich das natürlich nicht gefallen, wirft seinen Schulballast ab und drückt dem Treffbuben mit Fäusten und Fußtritten seine Ansicht aus, die anderseits nicht unwidersprochen bleibt. Da jeder der Disputanten seine Partei hinter sich hat, so ist augenblicks die schönste Katzbalgerei im Gange, und wir können fürbaß gehen. Wie? nein, spart euch das. Der Pausback nimmt nichts, Geld schon gar nicht. Ja, die muß man kennen, die Sorte da im Bergischen. Da sitzt Stolz im Genick. Wenn die sich auch die Nase am Ärmel trocken wischen — aber einen Stoßvogel bezahlt nehmen? Niemals. Da geht alles um die Ehre. —

Ein Schulkamerad saß mit uns in der Tertia, den wir Stoßvogel hießen. Nicht weil er etwa so aussah, so leicht und rank und schlank; o nein, im Gegenteil. Er war von außen, was sie in der Metzgergilde „kurzgehackt" nennen. Beine, Rumpf, Kopf, fertig. Kann sein, daß auch noch ein Paar Arme dran hingen; ich glaube, rechts und links einer, genau weiß ich's nicht mehr, weil die bei ihm keine Rolle spielten wie etwa beim Linkslutscher heute in der Krummgasse. Denn unser Stoßvogel von damals, das war ein Kopfarbeiter. Ich will damit nicht sagen: in bezug auf das Vokabularium oder das bellum gallicum oder die Anabasis. Nein,

Digitized by Google

das kann ihm nicht nachgesagt werden, daß er gegen diese weniger Verachtung zur Schau getragen hätte als wir andern, unsren Ersten eingeschlossen. Seine Kopfarbeit bestand vielmehr darin: wenn wir es ihm verständlich gemacht hätten, daß jetzt alles darauf ankäme, ein Loch, eine Bresche in die alte Stadtmauer draußen am Wall hineinzustoßen, daß davon nichts geringeres abhinge als die Reputation sämtlicher Tertianer im bergischen Lande — dann hätte das keine Viertelstunde gedauert, und unserer alten Stadtmauer am Wall wäre es an einer bestimmten Stelle gottsjämmerlich schlecht ergangen. Es kam vor, daß es sich noch um höhere Dinge handelte, um die höchsten. Die grimme Erbfehde gegen die Untersekunda wollte fortgesetzt sein. Wen anders hätten wir da an die Spitze unserer tapferen Schar stellen sollen als den Stoßvogel? Der, wenn unsere junge Wut mit Lärm und Gehetz hinter ihm war, der stemmte das Kinn auf den Brustknochen und kniff die Unterzähne in die Oberlippe, schnaufte durch die Nase wie ein Lindwurm und Achtung: eins, zwei, drei, vier, fünf — Stoßvogel flieg! Flieg und triff! — da lag die feindliche Bande, wo sie ranggemäß eigentlich nicht hingehörte. —

Nun, das waren so die auswärtigen Angelegenheiten, die Stoßvogel zur Zufriedenheit beilegte. Nicht minder aber bedeckte er sich mit Ruhm, wenn es galt, die inneren Vorteile des Staates wahrzunehmen. Ich muß es mir ernstlich verbitten, daß dieser Satz da belächelt wird oder jemand etwa denkt, das wäre ein geschraubtes und schiefgedrechseltes Deutsch, bei dem sich die Buchstaben vor Verzweiflung biegen. Das ist nicht wahr. Fragt nur unsern Ordinarius, Obertertia Coetus B, der wird's euch schon sagen, was Deutsch ist. Also: Nicht minder aber bedeckte er sich ..., nun ja, man kann schließlich sagen: Stoßvogel, du warst mit einem Wort ein Prachtkerl! — Ja, mein lieber Prachtkerl, du hast für mich und manchen Kameraden manche Dummheit und Faulheit dir aufgepackt und manche Stunde Arrest abgesessen, die du nicht verschuldet hattest. Das soll dir in deinen längsten Schlaf hinein — denn du hast dich schon früh dahin gelegt, wo wir auch einmal hinmüssen — noch unvergessen bleiben. Stoßvogel, wir hielten dich für dumm, es war aber umgekehrt. Wir waren die Dummen, und du warst der Kluge, insofern nämlich freiwillige Güte des Herzens höher ist als alle Vernunft. Wir knufften einander in die Seiten und kicherten über dich — du dagegen, du lächeltest ein goldenes, unschuldiges, unbewußtes Lächeln. Das war der Unterschied. Du warst nicht schön von Ansehen. Uns wirrten die Krauslocken um Stirn und Nacken, dir starrten gelbe Büschel auf deinem kantigen Schädel. Uns blühten runde, apfelrote Knabenwangen, dir strammte sich blutarme Haut über ungefüge Backenknochen. Wir sprangen und stolzierten zu ganzen Rudeln auf leichten, flinken Sohlen hin, mit täppisch ungelenken Schritten trolltest du deinen Weg allein. Wenn die blondzöpfigen Mädelchen uns mit gesenkten Köpfchen aus frühheißen Augen anblitzten, dich bemerkten sie nur achselwärts. Und doch warst du der Schönste von uns allen. Denn du warst, was nur die wenigsten von uns bestenfalls werden zu müssen ahnten: du warst edel. Du trugst jenen eingeborenen Adel unter deiner schlechten Jacke, der nicht anders zu denken ist als verwachsen mit dem Wort Mut: Edelmut. Und hattest noch einen anderen, größeren: Opfermut. Nicht den befohlenen, den eingedrillten, der in den Schulen gelehrt wird, sondern den freien, ungewollten, gottgeschenkten Opfermut. Dem du dann auch, ein tumber Knabe noch, das letzte, das einzige darbrachtest, was dein war: dich selbst. Davon will ich, dir zum Gedächtnis, jetzt erzählen. —

Wenn ich sagte, daß die Mädelchen den Stoßvogel nicht anders als über die Achsel her ansahen, weil er ihnen täppisch vorkam und ungelenk und nicht die ritterlichen Manieren aufwies, die man als Dame von einem schneidigen Tertianer erwartet, so war das die Regel. Also hatte die wohl auch, denn sonst wär's ja keine richtige Regel gewesen, ihre Ausnahme? Stimmt. Ja. Ein einziges Paar Mädchenaugen war in der ganzen Stadt, das voll schlichter Zärtlichkeit auf Stoßvogels abseits hinpilgerndes Dasein blickte. Malchen Gutberlet, wo bist du? Bist du eines bergischen Trautgesellen ehrlich Weib und Kamerad geworden und schickst deine stolzen Mutteraugen über die Wiese hin, wo dein trotziger Pausback alte, heiliggesprochene Stoßvogelkriege anführt? Und ein flüchtiges Erinnern überkommt dich, wie wenn du versunkene Schätze im Meeresgrund aufblinken und verblassen sähest? Oder hat sich dir auch schon jung die braune Scholle aufgetan und gesagt: Komm, komm herein, hier ist gut sein? ... und liegst und lächelst dem unsern geborgenen Jugendfreunde zu? Denn die Toten sind nicht tot, das soll man nur nicht wähnen. Es ist ein Raunen und Verstehen und Erkennen, es ist ein rätselhaft wallendes Leben unter dem Boden. Ein Wissen und Sagen untereinander von Grab zu Grab, ein Lächeln zu dem, was vergangen ist, ein Eifern über das, was werden soll, ein Hosianna dem entgegen, das kommen muß! — Ihr solltet nur einmal hören, wenn sie einen müden Wurzelfremden eingebettet haben und der letzte Fuß zur Kirchhofstür hinausgelaufen und die letzte Schaufel aufgeplattet ist, was da, sechs niederrheinische Schuh abwärts, für ein Gewisper und Geflüster losgeht: „Heda, Kamerad, alter Schwede, wo kommst denn du her, wie hat's denn dich hierher verschlagen? Zeig' doch mal deinen Heimatschein! Wie, was — aus dem Flämischen? Sapperment, dich haben sie aber schön zusammengejagt da oben. Na, nun mal friedlich, bei uns dahier gibt's keine Entfernungen mehr und

Digitized by Google

kein Gesuch' und Gefrag', das wirst du gleich gewahr werden. Srrr — srrr — drahtloses Fernsprechen, jawohl, mein Bengelchen. Hallo, wer dort? Großvater in Amerika, und Linchen im Bayernland, und der Schusterfranz gar in Südwest, und Mutter in Heimskirchen, und der und da und dort — siehst du wohl, die ganze liebe Sippe wieder fröhlich beisammen." —

Ja, wir finden unsere Toten wieder. Nicht da oben in schwindelnder, bodenloser, unbekannter Höhe, — das glaub' ich nicht. Hier unten in unserer lieben, trauten, heiligen Erde, aus der wir gewachsen sind wie die Bäume im grünen Wald, auf der wir irren und suchen einen kurzen Menschentag lang und zu der wir heimkehren mit bestaubten, wegwunden Füßen, — hier unten, da finden wir sie wieder. —

Malchen Gutberlet war eines Färbermeisters Kind und prangte wie eine Morgenstunde im hellen Mai. Wie sie eigentlich zusammengekommen waren, der Stoßvogel und das Malchen, das wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben, — ich wenigstens, ich wüßte es nicht zu sagen. Ja, weiß man das überhaupt zu sagen, wie zwei zusammenkommen, und wenn sie noch so jung sind? Es war dort und da, und Sonntag war's, und Schlag zwölf war die Uhr, ja, so etwas läßt sich wohl dazu sagen, aber das Wie? das Wie? Nein, das ist eines von den Rätseln, die wir Gott sei Dank nicht lösen können, und das sind nämlich die schönsten und holdesten, Amen. —

Kurz und gut, eines Tages war ein Lauffeuer entzündet und fuhr mit Windesschnelle in der Tertia umher: Stoßvogel hat eine Liebste! — Das hört sich nun wohl ganz harmlos an, aber man muß wissen, was das bei uns hieß, eine Liebste zu haben. Das war Schmach, Schmach und noch einmal Schmach! Später ändert sich ja wohl etwas die Ansicht darüber, aber in der Tertia, da gibt es nichts Unmännlicheres, Verachtungswürdigeres, als eine Liebste zu haben. Weiberknecht? Nein, lieber den Tod als das. Seine Flamme hatte ja ungefähr jeder von uns, das soll ganz unbestritten sein. Aber das war doch ein himmelweiter Unterschied. Eine Flamme, die hat man, wie der Indianer seinen Skalp am Gürtel trägt: als Trophäe, als signum majestatis. Damit prunkt man vor der erstaunten Welt und hält ihr triumphierend die Sklavin ins Gesicht. Aber — eine Liebste? Schmachvoller Gedanke! — Und Stoßvogel hatte eine! Als wir ihn tobender Empörung voll umringten und ihm unser drohendes „Gestehe!" zuschleuderten, — da lächelte er, sein goldenes, unschuldiges, unbewußtes Lächeln — und blickte zu Boden und schwieg.

Von dem Tage an war Stoßvogel aus unserer Gemeinschaft ausgestoßen und verbannt, dem Fluch der Lächerlichkeit übergeben, vogelfrei, Zielscheibe allen Spottes und aller schlechtesten der schlechten Späße. Wirklich, solch eine ungezügelte, sich selbst überlassene Tertianerhorde hat eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit den Indianertrupps, die durch die kleinen blutbunten Groschenbücher schlichen und sich Helden dünkten, wenn sie zwanzig, dreißig, fünfzig tätowierte Köpfe hoch ein einsames Blaßgesicht überfielen, an den Baum banden und nun aus feiger Nähe ihre Giftpfeile auf den armen Kerl losschwirren ließen. Stoßvogel hatte eine Liebste? Alarm! Rache! Genugtuung für die beleidigte Tertianerehre! Unsere Kundschafter folgten ihm auf Schritt und Tritt. Traf er sich mit Malchen des Nachmittags draußen beim Wäldchen: Tertianer waren da und verfolgten das Pärlein mit Gelächter und Gespött, bis es vor Scham und Angst in die Stadt zurückfloh. Bargen sie ihre junge Sehnsucht unter den dunkeln Abendfittich bei Busch und Hecke: Tertianer lauerten im Versteck und brachen mit Kriegsgeheul in den holden Zauber unschuldvollster, scheuer Zärtlichkeit hinein. — Früher war es wohlbestellte Ordnung gewesen, daß Stoßvogel uns unsere Eselsbrücken baute und wir sein dringliches Zugeflüster hinter uns hatten, wenn uns der Geist im Stiche ließ. Heute luden wir freiwillig die miserabelsten Zensuren auf uns, wenn wir nur mit schadenfroh heuchlerischer Entrüstung verkünden konnten: Stoßvogel sagt immer vor! — Ja, das war es eben. Er sagte immer vor! Wir peinigten ihn bis aufs Blut, aber Stoßvogel brachte es um Lebens und Sterbens willen nicht über sich, einen einzigen seiner Peiniger in der Klemme sitzen zu lassen. Er brummte alle Arreststunden ab, die ihm darum aufgebrummt wurden, aber — er sagte immer vor. So ein Kerl war das, der Stoßvogel. —

Die letzte List, dem Liebesskandal ein Ende zu machen, blieb unserem großen Mitschüler und Kameraden Heinrich Brand vorbehalten. Er war nicht ganz so klug und ganz so fleißig wie der Stoßvogel, das will ich zugeben, aber: er war schneidig! Er stellte sich niemals als Heinrich vor, sondern sagte stets: „Angri Brand." Brand sprach er deutsch, aber Angri, das war — wie soll ich sagen? — es war so seine vornehme Krawatte. Ein Tertianer wie er sein soll, der kann nicht schlechthin Heinrich heißen. Heinrich heißen die Publizisten, der Faust, der Treitschke, der jüdische Lyriker, der gute Kleist und solche Knaben; meinetwegen, mögen sie bei Heinrich bleiben. Aber als Tertianer heißt man einfach Angri. Einen diesbezüglichen Triumph erlebte Brand, als er eines Tages, ein Fläschchen in der Hand, in die Apotheke trat. Er stellte das Glas gelassen hin und entgegnete dem fragenden Blicke: „Ich wünsche für zehn Pfennige Bangfeng." — „Wie bitte meinen Sie?" erwiderte der fragende Blick und hielt den Finger ans Ohr. „Bangfeng" sagte Brand noch einmal. Der verblüffte Blick gleitet an den Wänden der Apotheke auf und nieder, ob er nicht doch irgendwo die rätselhafte Inschrift fände. Vergeblich. — Verzweifelnd

Digitized by Google

sieht er den ruhig wartenden Angri an, zu welchem Zwecke denn wohl das dunkle Mixtum etwa dienen solle. — „Bangseng, wissen Sie nicht, was Bangseng ist? Man reinigt die Kleider damit.“ — „Ach so“ — und ein befreites Leuchten überstrahlt den Provisor, „Sie meinen Benzin?“ — „Wenn Sie es so auszusprechen belieben, ja, — ich sage Bangseng.“ Das war also Angri Brand, unserer Tertia schneidigster Rittersmann. Das Einglas war zu jener Zeit noch nicht bis ins Bergische vorgedrungen, sonst hätte es Angri gewiß ins Auge gefaßt. Würde und Anmut des deutschen Jünglings von vierzehn Jahren vertrat er deshalb in seiner beispiellosen Art, den Zwicker zu tragen. Sich überhaupt einen Zwicker auf die Nase klemmen, das kann wohl mancher, das ist noch nicht das Eigentliche. Aber man mußte sehen, wie Angri seinen schwarzrandigen Hornzwicker trug. Wenn ich bedenke, was seines Gesichtes Bedeutung gewesen wäre ohne diesen, gerade diesen Zwicker, so muß ich sagen: Angris Stellung stand und fiel mit ihm. Ich begegnete dem Kavalier einst in den Wellen des Schwimmbades, zwickerlos, erkannte ihn nicht und behandelte ihn wie meinesgleichen. Da plötzlich stand er auf Grund, schwang sich mit überlegenem Witz seine Klemme, die er selbst im Wasser an der Schnur trug, vor die Augen und weidete sich an meiner Verblüffung. Wenn Angri das Kinn bis zur Nase hob, seinen Zwicker spiegeln ließ und mit dem Zeigefinger nachlässig die Asche seiner Zigarre (seiner Zigarre!) abschnippte, das war kurzerhand ein Erlebnis. Das war überhaupt das Überwältigende an ihm, daß er sich fast völlig auf den Gebrauch der sprechenden Geste beschränkte und seinen geistigen Reichtum nicht in Worten verschleuderte. Unter der Damenwelt, soweit sie für uns in Betracht kam, genoß Angri Brand eine etwa an Andacht grenzende Verehrung, welche davon herrührte, daß er es einmal gewagt hatte, sinnliche Beziehungen zu einer kleinen temperamentvollen Sängerin vom Theater einzuleiten. Oder richtiger: einleiten zu wollen; denn ich glaube, diese Beziehungen sind ziemlich seinerseits geblieben und endeten im entscheidenden Augenblicke doch wohl nicht ganz so, wie es Angri wünschenswert erscheinen mochte; man täuscht sich da zuweilen. Indessen die verbriefte Tatsache, daß er das Abenteuer wohl oder übel gewagt hatte, reichte für die Zöpfchen hin, ihm den Glanz Don Juans ums Haupt zu legen. Er hatte neun Flammen, die er mit großartiger Verachtung behandelte, und sie waren sehr stolz darauf.

Wenn man dieses alles bedenkt, dann kann es nicht mehr zweifelhaft sein, in welcher Richtung Don Juans Aufgabe bei der Erledigung der Stoßvogelgeschichte liegen mußte. Das Mädchen zur Vernunft zu bringen, nichts Geringeres als das war es, was er übernahm. Ich begreife heute noch nicht, wie ich den Einwand erheben konnte, daß Malchens Treue vielleicht hinderlich sein möchte. Aber Angri war gütig und verzeihend und klopfte mir nachsichtig die Schulter: „Mon cher ami, Treue gibt es nicht, das mußt du dir für dein ganzes Leben merken.“ So war ich natürlich der Geschlagene, und Angri begann sein Werk. Daß er anfangs die eine und andere Schlappe davontrug und, wie man so sagt, abblitzte, das will ich nicht verschweigen, aber es entmutigte ihn nicht. Wenn Malchen durchaus der Meinung war, daß Stoßvogel eine höhere Errungenschaft sei als der große Angri Brand, so ist das ein „de gustibus non disputandum“, — darüber aber ist noch niemals ein wahrer Ritter gestürzt.

Es wird in der Welt soviel von Weiberlist gesprochen und das mag ja auch seine Berechtigung haben, aber man muß darüber nicht vergessen, daß es eine Männerlist gibt, die auch ihren Platz verlangt. Und diese war es, die unser Phänomen an das sichere Ziel brachte.

Es diene folgendes zur Kenntnis: Malchen Gutberlet war ein süßes kleines Gewächs, das nur eine liebe Forderung an das Leben stellte: Sonne. Das hatte sie mit allen ihren Schwestern gemeinsam, die auf der Weide und im Garten blühen. Sie war wie eine Blume und wäre wie diese vergangen und verblüht, wenn ihre Sonne vergangen wäre. Stoßvogel war ihre Sonne. An ihm hing sie wie die Blüte am Licht. Spott und Verhöhnung konnten darin nichts ändern, und hier war es, wo zunächst Angris schneidigstes Sturmlaufen scheiterte. Kniff er sich den Zwicker noch so scharf ein und setzte sein stärkstes Kennerlächeln auf: „Treue gibt es nicht, ma chère amie, das müssen Sie sich usw.“ —, Malchen lachte ihn aus und ließ ihn stehen, wo er stand. Damit war aber für Angri die Sache nicht abgetan.

„Ich werde Ihnen das beweisen, Mademoiselle.“ Malchen lachte ihn nochmals aus und entgegnete: „Wenn Sie das können, Herr Brand, dann kriegen Sie von mir vor der ganzen Tertia einen Kuß.“ Donnerwetter, das war ein Wort. Angri, Angri, Haltung! Jetzt gilt's, jetzt geht's um den Ehrenpunkt! Das wußte Angri sehr wohl und traf seine Anordnungen. Unter den Flammen gab er die Losung aus: Stoßvogel wird eingepackt. Was das hieß, das sollte er, Stoßvogel, bald merken. Blicke und Briefchen flogen ihm auf einmal zu, über die er ganz betroffen und erstaunt die stillen Augen aufriß. Ja, was war denn das? Wie kam ihm plötzlich dieser Glanz in seine Hütte? Diese schönen, feinen Damen, von denen jede einzelne wert gewesen wäre, eine Prinzessin zu heißen, die sonst so stolz und kühl herabblickten, daß man sich recht als Zwerg empfinden mußte, die bemerkten ihn jetzt? Bemerkten ihn, wo er doch im grellen Licht der öffentlichen Verachtung stand? Er wollte sie ja gerne tragen, diese Verachtung, es fiel ihm nicht einmal so schwer, als man denken mochte. Denn erstens hatte sich in seiner Wiege ein Geschenk vorgefunden, das

Digitized by Google

ihm vieles erleichterte: Verlegenheit. Die half ihm über manchen Stein hinweg, an dem sich sonst der Stolz eine Beule rennt. Seine Verlegenheit war mit dem Lächeln verschwistert, das immer so golden ursprünglich aus seinem Gesichte brach, so oft wir ihn ärgern wollten. Und zweitens: er hatte ja Malchen Gutberlet. Er hatte Malchen, wie man knäblich eine Rose hat und zu ihr sagt: Ich danke dir, daß du so schön bist, und will dir dienen. Das war junger Herzenserguß und Herzensglanz, so hold und verschwiegen wie die Quelle im Waldwinkel. Es wäre ihm gar nicht eingefallen, daß er sich seinem trauten Waldwinkel entrücken könnte, wenn er jetzt mit ernster Wichtigkeit wunderlich gezierte aber schön blankgeputzte Worte auf zierliches Papier stellte und dieser und jener Prinzessin erwiderte, daß es ihm eine hohe Ehre sei, von ihr erblickt zu werden. Es wäre ihm auch nicht eingefallen, vor Malchen ein Geheimnis daraus zu machen, daß es ihm eine hohe Ehre sei, von den Prinzessinnen erblickt zu werden. Es fiel ihm aber am allerwenigsten ein, daß langsam, langsam ein Frost und Reif aus dieser hohen Ehre dringen könnte, vor denen sich erste rosige Blütenblätter frierend zusammenschließen. Ja, die Flammen waren gut an der Arbeit. Stoßvogel wurde eingepackt, und bei Malchen packten sie aus. Das liebe Mädelchen wehrte sich mit allen seinen Rosendornen und lachte die Falschen aus, wie es den Angri ausgelacht hatte. Aber das Lachen wurde kleiner und kleiner — wurde bitter und blaß — und plötzlich, da war es ein Weinen, ein hilflos herzbrechendes Weinen und Schluchzen aus tiefster Verzweiflungstiefe. Das arme Kindchen weinte und weinte, bis ihm der schlimmste Freund die Tränen trocknete, der uns begegnen kann: der Trotz. O, der Trotz, das ist ein übler Freund. Er wird oft mit seinem großen Bruder verwechselt, dem Stolz. Aber wer sie beide einmal kennen gelernt hat, der hält sie gut auseinander. Trotz macht häßlich, Stolz macht schön — das ist die ganze Weisheit dabei. Malchen Gutberlet, das liebe Kindchen, hielt es mit dem Trotz und wurde nicht schöner davon, außen nicht und innen auch nicht. Trotz pfeift seiner Schwester, und auf einmal ist sie da: die Rachsüchtigkeit. Die brachte es nun bald zuwege, daß Malchen neben Angri auf der Straße ging und in die Wolken guckte, wenn Stoßvogel mit einer Prinzessin vorüberkam. Das hielt sie dann für Stolz, es war aber Trotz. Und innen unter der jungen Brust, da weinte doch das kleine Herzchen noch und sehnte sich und bettelte leise: Stoßvogel, wo bist du? — Ja, aber Malchen, Malchen, Stoßvogel steht ja da, siehst ihn denn nicht? Siehst du denn nicht, wie er der Prinzessin an den Arm stößt und sagt: „Ha, Fräulein Prinzessin, ich glaube, das Malchen denkt sich was Dummes über uns beide?“ Ja, wenn du dich doch nur mal umdrehen wolltest, Malchen, dann könntest du auch sehen, wie Stoßvogels Verlegenheitslächeln auf seinem Gesicht zusammenfriert wie das Wasser im Winter an der Dachrinne. Das Malchen und der Angri?! Fliegt denn nicht die Erde in Stücken darüber?!

Der Holunderbusch an der Hecke wartet von Abend zu Abend und schüttelt immer mehr den grünen Kopf: Wo bleiben denn nur meine Kinder? Ja, mein lieber Holderbusch, die Kinder, die kommen nicht mehr, das ist vorbei. Warum denn nicht? Ach, das ist eine böse Geschichte. Sie haben einander verloren und können nicht wieder zusammenfinden. Malchen, Maimorgenstunde, komm doch wieder! Stoßvogel, dummer, dummer Kerl, ich nehm' dich bei deinem gelben Schopf und schwing' dich: Stoßvogel flieg! Flieg und triff! Triff mir den Rittersmann, den Angri, daß er mit seinen langen Beinen in der Luft spaziert und dann im Sande die Scherben seines Klemmers und seiner schönen Haltung zusammensuchen kann. Was nicht? Kannst nicht, sagst du? Ja, was wär' denn das? Ein rechter bergischer Stoßvogel, der fliegt auch beim schlechtesten Wetter, fliegt und trifft. Ich will dir die Schwingen straffen, du, und dir unsere gute niederrheinische Wut ins Blut jagen, dann wirst du schon wieder können. — — Aber es war vorbei, der Stoßvogel war — flügellahm. Eines schönen Abends führte ihn die schönste der neun Prinzessinnen an einem goldenen Seil, an einem goldenen Narrenseil, dahin, wo ihm die Flügel zerbrachen. Da sah er das Malchen, sein holdes, liebes Malchen — in Angris ritterlichen Armen liegen und sah den Kuß geschehen, den das Mädelchen so töricht aufs Spiel gesetzt hatte. — —

Ja, Wut kam wohl über den Stoßvogel, daran hat es nicht gefehlt, — brüllende, gellendlaut aufschreiende Wut. Aber der Aufschrei erstickte, als wie aus dem Boden gestampft die Tertia, die ganze liebe Tertia dastand und ihr wieherndes Gelächter über den armen, armen Burschen losließ. Ja, wir waren feine Helden, was? Der Angri, das muß man ihm lassen, der machte keine halben Sachen.

Wäre es die feindliche Sekunda gewesen, dann hätte Stoßvogel wohl das Kinn auf den Brustknochen gestemmt und die Unterzähne in die Oberlippe gekniffen und durch die Nase geschnauft wie ein Lindwurm und — eins, zwei, drei, vier, fünf, Stoßvogel flieg und triff — da wäre die Sache gut und richtig erledigt gewesen. Aber sein Malchen und seine Tertia — daran zerbrach seine zornige Kraft. Die Wut verschwand, und sein Geschenk aus der Wiege trat an ihre Stelle: die Verlegenheit. Und noch einmal, zum letzten Male, wie er stumm und groß und verwundert die vielen Menschen ansah, das Malchen und uns, da noch einmal brach aus seinem Gesicht das goldene, unschuldsvolle, unbewußte Lächeln. Dann drehte er sich um und lief, lief, lief, über Stock und Stein, weit fort, ins dunkle, dunkle Tor der Nacht hinein. Armer Stoßvogel.

Digitized by Google

Prinz Eugen. Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Von der Stellung nach Südosten ward Österreich groß; hier haftet die Erinnerung seiner Heldenzeiten und hier kehrt sie wieder. Aus den Kämpfen an der Theiß, der Sawe, der Donau, um Belgrad ist die österreichisch-ungarische Monarchie geboren worden, die bis dahin ein Knäuel vereinigter Landesherrschaften im Alpengebiet und böhmischen Gebirgsviereck gewesen. Sie haben die Pforten aufgesprengt, die zur Gebieterstellung Österreich-Ungarns nach der Adria und nach der unteren Donau führen. Und keinen entschiedeneren Vertreter hat diese Zielweisung gehabt als den Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan, dessen große Persönlichkeit den ruhmreichsten Feldherrn, den besten Staatsmann und Diplomaten der Kaiser Leopold und Josef I. in sich vereinigt; es ist seine Schöpfung, was die Donaumonarchie seit zwei Jahrhunderten im europäischen Osten bedeutet hat und was sie dort fernere Jahrhunderte bedeuten und behaupten wird. Nicht lebendiger konnten wir an ihn erinnert werden als durch diese erregungsvolle Gegenwart, wo Habsburgs Waffen wieder gen Osten klirren, die Worte Serbien, Bosnien, Nisch, Serajewo auf aller Lippen sind und vor der „Stadt und Festung Belgerad" aufs neue die deutschen Kommandoworte tönen.

Man sage nur nicht, wir Deutschen des Reiches können es uns nicht wünschen, daß Habsburgs Doppeladler seine Fänge im Osten zeigt, es mehre nur und erschwere nur weiter noch die Nationalitätenfragen, womit das Donaureich belastet ist. Diese Fragen werden nie die Schwächlichkeit und die Verzichte lösen. Österreich hat aus den zuletzt vergangenen Zeiträumen, als seine politische Leitung keine Gedanken aufbrachte, die höher als das Feilschen mit den Nationalitäten, das sogenannte Hinwursteln waren, nur ein stetiges Zermorschen hierdurch erfahren, so daß schon die Weisheit Europas geworden war, mit dem absehbaren Tode des Kaisers würde die Monarchie nichts mehr als ein erstorbener Trümmerhaufen sein; die Ruine eines verlebten Staates, ein Steinbruch für die Nachbaren, die sich die guten Quadern heraussuchen würden. Dem jetzt dahingeschiedenen Thronfolger Franz Ferdinand, der so tragisch von seinem Werke abberufen ward, als ihn soeben die Welt als den Bannerträger der neuen Größe seines Staats erkannte, gebührt der geschichtlich nie wieder zu vergessende Ruhm, daß es sein Geist erschaut hat, wie man auch solche Fragen mitbehandelt durch Ziele und Mittel und Kräfte, die ideengrößer und realer und durch beides stärker als die Macht des Haders

Prinz Eugen von Savoyen
Kupferstich von B. Picard nach dem Gemälde von J. van Schuppen
(Aus dem Kunstantiquariat von Amsler & Ruthardt in Berlin)

Digitized by Google

sind. In der von uns jetzt so eng und freudig miterlebten Erhebung des dynastischen Staatsgedankens liegt die wahre Einheit der Doppelmonarchie sicher fest beschlossen, und der entschiedene Imperialismus, zu dem das neubelebte alte Habsburg seine Völker politisch und wirtschaftlich zusammenzwingt, wird der Überwinder einer auflösenden Art des Nationalismus sein. Das alles, was hier gesagt ist, heißt gewiß nicht die Berechtigung des Nationalitätsgedankens verkürzen. Es heißt nur aussprechen, daß seine Berechtigung nicht dahin geht, sich als die einzige geschichtliche Maßgeblichkeit zu betrachten, die ihre Erfolge in der Auflösung sucht und für kleine Erfüllungen die weit größeren zerstört, die das Walten des krönenden Schicksals den Besten, den Kulturlebendigsten, den auf die Dauer Männlichsten, Sieghaftesten verheißt. Seit es ein starkes Deutsches Reich und ein befreundetes tapferes Donaureich gibt, ist es sehr kleingesichtig geworden, mit Schlagwörtern aus der vormärzlichen Zeit über den „Völkermang" Österreich zu höhnen. Wer auf die inneren deutschen Kräfte und auf die Weltzukunft des deutschen Völkeransehens groß und gut vertraut, der kann nur begeisternde weite und ferne Gedanken schöpfen aus allem, was sich die nun für immer mit uns — wie wir es annehmen dürfen — schicksalsverbundene Monarchie, die die gleichen geschichtlichen Überlieferungen

Herzog Karl V. von Lothringen

wie wir, den gleichen zentralen Ursprung in der Schwertkraft und im Kolonisationsfleiß des deutschen Volkstums hat, an kraftvollen neuen Erfolgen schafft, worin dann der Segen der gestellten Aufgabe und der wundervolle Zwang zum Willen liegt. In diesen Gedankengängen rückt die machtvolle kriegerische Zeit, die uns umbraust, die Erinnerung an den Mann so wieder unmittelbarst uns nahe, der Österreichs Schwert am glänzendsten geführt und seine ergebnisgrößten Friedensschlüsse auf den Schlachtfeldern des Südostens errungen hat.

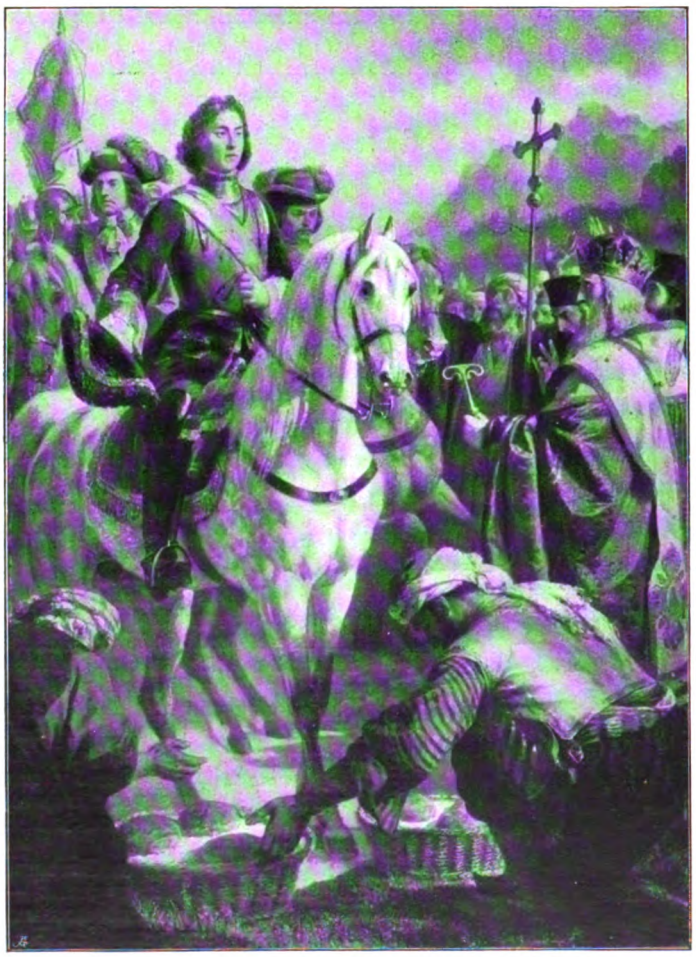
Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden

Ich will nicht darauf zurückkommen, daß seiner letzten Abstammung nach Prinz Eugen ein Deutscher ist; er hat es schwerlich gewußt und nur durch sein Leben ist er der Deutschgesinnte geworden, dessen heraldischer Wahlspruch: „Österreich über alles!" hieß. Seine genealogische Abkunft verliert sich in das Frühdunkel der deutschen Niedersachsen, die Karl der Große unterwarf; aus dem Blute der ostfälischen Grafen von Waldeck ist auch er entsprossen, die die Grafen von Maurienne im burgundischen Jurareiche und weiter die Herzöge von Savoyen und Könige von Piemont-Sardinien und Könige von Italien geworden sind.

Zu Paris — nicht in Savoyen, wo seine Verwandten regierten — ist er 1663 geboren und dort am königlichen Hofe aufgewachsen. Sein Vater ist der Prinz Moritz von Savoyen-Carignan, den Ludwig XIV. als Grafen von Soissons in den

Digitized by Google

französischen hohen Indigenatsadel aufnahm und der sich mit Olympia Mancini vermählte, der Nichte Mazarins und einer dieser schönen vielberühmten Schwestern, die in der Chronik der damaligen Höfe ihre von Bewunderung umhuldigte, aber auch des Abenteuerlichen nicht ermangelnde Rolle gespielt. Eugen, der jüngste von fünf Brüdern, ward früh am Hof der kleine Abbé geheißen, wegen seiner lebhaften, gebildeten Gescheitheit und weil er mit zwei Pfründen vom König beschenkt worden war. Diese Pfründen waren damals so etwas wie gute große Wertpapiere; Unzählige genossen ihre Einkünfte als den einzigen Zusammenhang, der sie mit der amtlichen Kirche verband. Sonst brannte Eugen darauf, Soldat zu werden, was unter dem Absolutismus derjenige weltliche Beruf war, der den selbständigen Fähigkeiten am ehesten sachlichen Spielraum verhieß. Aber König Ludwig und auch sein Kriegsminister Louvois hatten keine rechte Meinung für den Sohn der Gräfin von Soissons. So ging er zu der entgegengesetzten großen europäischen Kriegsmacht, von Bourbon zu Habsburg, wie vor ihm sein Bruder Ludwig schon getan. Gerade als im Juni 1683 die Türken gegen Wien heranzogen, traf der Zwanzigjährige ein und kämpfte schon in dem Rückzugsgefecht bei Petronell, unweit Hainburg, an der inneren Grenze des schmalen ungarischen Landstreifens, auf den sich damals das transleithanische Gebiet Kaiser Leopolds beschränkte. Hier bei Petronell fiel der savoyische Prinz Ludwig, der nur soeben den jüngeren Bruder noch begrüßt. Eugen hat dann unter Ludwig Wilhelm von Baden-Baden und unter dem oberen Befehl Karls von Lothringen teilgenommen an dem denkwürdigen Entsatz des von den Türken belagerten Wiens und an den Großtaten der folgenden Offensive, die nach den Schlachten von Gran und Mohatsch den Türken die madjarische Königsstadt Ofen entrissen und 1688 das starke Belgrad an der Donau und Sawe einnahmen. Nur daß es schon 1690 wieder verloren ging, als während einer türkischen Belagerung eine verhängnisvolle Pulverexplosion die Zitadelle und einen Teil der Stadt und ihrer Befestigung zerstörte. Bei Ofen verwundet, überall sich auszeichnend, rückte der Prinz in stetig wichtigere Befehlshaberstellen, und mit der Anerkennung zusammen, die ihm Ludwig von Baden und Rüdiger von Starhemberg, der heldenmütige Verteidiger Wiens, beim Kaiser zollten, bewirkten es die sich günstig verkettenden Umstände, daß schon 1696 das verantwortliche Kommando gegen die Türkenmacht in seine Hände kam.



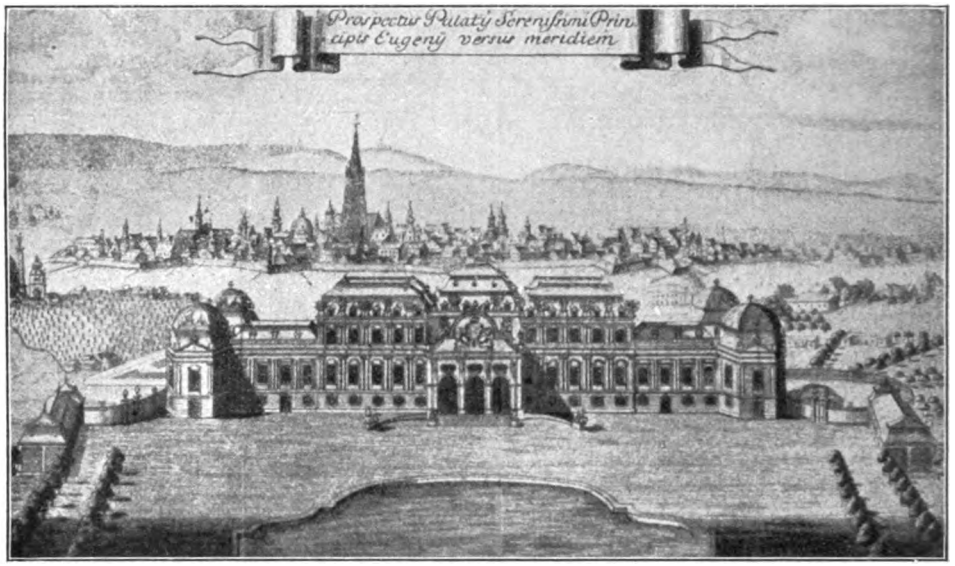
Prinz Eugens Zug nach Bosnien im Jahre 1697
Freskogemälde von Carl von Blaas in der Ruhmeshalle des K. K. Arsenals zu Wien

Während des damaligen Zweifrontenkrieges, den Österreich mit dem Reich zusammen im Westen gegen den Angriff Frankreichs (der „dritte Raubkrieg"), im Osten gegen die mit Ludwig XIV. verbündeten Osmanen führte, glaubte

Digitized by Google

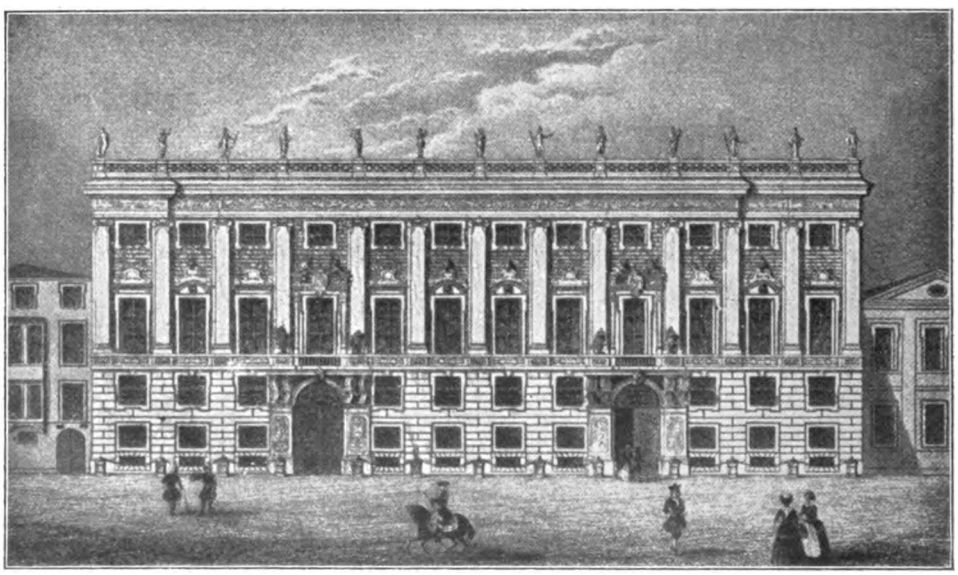
Die Schlacht bei Zenta am 11. September 1697
Freskogemälde von Carl von Blaas in der Ruhmeshalle des K. K. Arsenals zu Wien

Digitized by Google



Das Belvedere, Prinz Eugens Gartenschloß vor den Toren von Wien

Kaiser Leopold die eitlen Wünsche des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen nicht kränken zu dürfen und hatte diesem die Kriegführung in Ungarn übertragen. Eine Kommandoerteilung aus Courtoisie, die ihre Verderblichkeit denn auch richtig zeigte; der „starke August" hat aus diesen ruhmlosen Jahren nichts als eine neue schöne Geliebte, aus dem österreichischen hohen Adel, die er ihrem Gatten wegkaperte, heimgebracht. Die bureaukratische Wiener Kriegsleitung konnte sich der Notwendigkeit endlich nicht verschließen, ihm einen geeigneten Unterkommandanten und Stellvertreter an die Seite zu geben, und hier empfahl nun den Prinzen Eugen das, was ihn andernfalls bei dem geltenden formalen Denken ausgeschlossen haben würde, seine Jugend. Den Dreiunddreißigjährigen brauchte der Kurfürst nicht übelzunehmen, und als nun diesen um die gleiche Zeit der Ehrgeiz, König von Polen zu werden, vollends von seiner wienerisch-ungarischen Kriegsidylle ablenkte und auf sie verzichten ließ, sah sich Eugen



Der Palast des Prinzen Eugen in der Himmelpfortgasse zu Wien

Digitized by Google

Herzog von Marlborough

in seiner militärischen Selbständigkeit frei werden, da er nicht der Mann war, sie wieder aus der Hand zu geben. Als 1697 die Türken von Belgrad aus mit einem riesigen Heere ins mittlere Ungarn vorbrachen, faßte er sie an der Theiß, und mit seiner an Zahl weit schwächeren Armee, deren Ausbildung, Mannszucht, geordnete Verpflegung und Ausrüstung er sozusagen auf dem Marsch, mitten im Feldzug zu reorganisieren vollbracht hatte, schlug er sie am 11. September bei Zenta durch einen erst am Abend begonnenen prachtvollen Sturmlauf auf ihr verschanztes Lager und eine gleichzeitige kühne Umgehung durch die Theiß hindurch, womit er Guido von Starhemberg, den Vetter Rüdigers, betraute. Es war nicht ganz nach der dringlichen Instruktion, die Wien ihm erteilt hatte, „gar caute zu manöverieren"; und das Gedächtnis der volkstümlichen Legende hat das denn auch sehr hübsch dahin zugespitzt: vor Beginn der Schlacht habe Eugen einen eilenden Brief des Hofkriegsrats empfangen und ihn ungeöffnet in die Tasche gesteckt, um ihn lieber erst nachher zu lesen. Es war der Sultan Mustafa II. persönlich, der mit den Resten seines vernichteten, großenteils in der Theiß ertrunkenen Heeres zurück nach Süden floh. Türkischen Widerstand gab es nun nicht mehr, und Eugen rückte ungehindert in Bosnien ein, wo ihn mit Jubel die christlichen Untertanen des Halbmonds empfingen. Mit feurigem Eifer drängte der Feldherr in Wien, ihm nun auch die Mittel zur Fortsetzung des Krieges, zur Eroberung Belgrads zu geben; bei der augenblicklichen Ohnmacht des Türkenreiches lagen die größten und kühnsten Perspektiven offen — aber die Wiener Regierung steckte in den gewohnten verfahrenen Finanzverhältnissen und wollte sich auch sonst, da das Aussterben der spanischen Habsburger nahe zu erwarten war und diese große „Successionsfrage" Europa schon in Atem hielt, nicht weiter im Osten engagieren. In Karlowitz, das zwischen Belgrad und Peterwardein liegt, kam nun der übliche langwierige internationale Diplomatenkongreß zusammen, der seine Verhandlungen und gravitätischen Zeremonialien bis 1699 hinzog. Immerhin verdarb er nicht zu sehr die Siegesfrucht der soldatischen Großtat von Zenta: den Osmanen wurden Temeschwar und die südlichen Grafschaften, die wir heute

Kurfürst Max Emanuel von Bayern
Gemälde von J. Vivien im Kgl. Armeemuseum zu München

Digitized by Google

Die Schlacht bei Turin am 7. September 1706. Freskogemälde von Carl von Blaas in der Ruhmeshalle des K. K. Arsenals zu Wien

Digitized by Google

das Banat nennen, belassen, sonst gaben sie Ungarn und Siebenbürgen frei. Der Friede von Karlowitz erfüllte somit, was seit den Tagen Maximilians I. das große habsburgische Ziel gewesen, aber durch die mit den Türken sich verständigenden einheimischen Fürstenerhebungen durchkreuzt und schließlich durch die unmittelbare Türkenherrschaft auf der Ofener Königsburg vernichtet worden war: endlich nach anderthalb Jahrhunderten der Wirren und Vergeblichkeiten waren die Länder der Stefanskrone im anerkannt erblich-dynastischen und im tatsächlichen militärischen Besitz des habsburgischen Kaisers.

Fast unmittelbar nach dem Karlowitzer Frieden, dessen Vorläufigkeit sich niemandem verbergen konnte, setzt nun jenes vielgestaltige gesamteuropäische Kriegsringen ein, das sich auf den sogenannten nordischen Krieg Karls XII., der von Schweden bis zu den Türken den Osten umfaßte, und auf den spanischen Erbfolgekrieg verteilt. Es wäre die Abdankung Habsburgs gewesen, hätte es sich nicht, wo das legitime Recht auf Spanien bei ihm war, der gigantischen Begehrlichkeit des Hauses Bourbon, des alten roy soleil, entgegengeworfen. Und es war ein immerhin blendender Zuwachs, den es nach durchgekämpftem Kriege sich aus der zerschlagenen Erbschaft rettete: Belgien mit seiner flämisch-niederdeutschen Hauptbevölkerung und seinen blühenden, reichen Städten, die mittlere Lombardei mit ihrer großen Hauptstadt Mailand und das Königreich Neapel. Aber einen guten Teil seiner Kraft hat es dafür aufwenden müssen, um England in den Sattel als die neue Weltmacht zu heben, das damals sich die Schlüsselstellung am Mittelmeer, Gibraltar, nahm, immense Handelsvorteile aus den Gruppierungen des Festlandes herausfischte, die maritime Vormacht der ihm verbündeten Holländer freundschaftlich erwürgte, endlich seinen österreichischen Bundesgenossen rechtzeitig im Stiche ließ, um mit Frankreich für diplomatische Hilfeleistung gewinnreich zu paktieren. Und was Österreich hier von neuen Stellungen in dreizehnjährigem Kriege errang, ist ihm niemals zum organischen Besitz geworden. Neapel hat es schon 1738 wieder aufgegeben, Belgien hätte es längst, ehe es 1797 verloren ging, gegen einen günstigen Tausch gerne aus der Hand gelassen, und mit der Lombardei verknüpfen sich die trüben Erinnerungen, die bis in die Regierungszeit des Kaisers Franz Josef hineinreichen, dem sie Napoleon III. 1859 im Kriege entwunden hat. Vor allem aber hat auch der Besitz jener unmöglich anzugleichenden Fremdgebiete verhängnisvoll beigetragen zu der markloſen Entdeutschung der Wiener Kaiserpolitik, die bis an recht junge Zeit die innerste Ursache ihrer unglücklichen Schwankungen und monarchischen Einbußen gewesen ist.

Auf der vollen Höhe seiner Männlichkeit und seiner militärisch-politischen Bedeutung tritt uns Eugen in diesen von 1701 bis 1714 währenden Kämpfen entgegen. Ihm gebührt das ganz persönliche Verdienst, daß Österreich sich dem Kriege auch gewachsen machte, den es führte. Mitten aus den Schlachtstellungen gegen Frankreich in Italien, wo er nach den ersten erfochtenen Siegen den zu-

Gedenkblatt auf die Schlacht bei Malplaquet am 11. September 1709
Kupferstich von P. Decker

Digitized by Google

verlässigen Guido von Starhemberg zurücklassen konnte, eilte er nach Wien, zerriß das Gewebe der dortigen Kleinlichkeiten und personalen Ränke, brachte sich selber als Präsidenten an die Spitze des Hofkriegsrats und setzte sich Gundakar von Starhemberg, des verstorbenen Rüdiger Bruder — den dritten der trefflichen Männer aus diesem alten oberösterreichischen Geschlecht — als Finanzminister an die Seite. Glorreiche Kriegstaten voll Kühnheit und glücklichster Strategie knüpfen in langer Kette sich an seine Führung. Schon von Anfang der Ausbruch aus Südtirol über nie von einem Heere begangene Gebirgswege, da die Franzosen mit starken Kräften den Ausgang des Etschtals in die Lombardei versperrten, die Siege von Carpi, Chiari, Cremona, Turin, die großen Siege mit Marlborough zusammen bei Höchstädt, Oudenaarde, Lille, Doornick, Malplaquet. Wiederum ist es seine persönliche diplomatische Durch-

Kaiser Karl VI

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Kupferstich von J. D. Schleuen

setzung gewesen, daß England hier einmal wirklich und nachdrücklich dem verbündeten Kaiser zur Hilfe kommen mußte, daß es ein großes Landheer unter einem genialen und siegesbegierigen Feldherrn auf die Beine brachte und es zeitweilig nach Süddeutschland sandte, wo bei dem Zusammengehen Bayerns, des Kurfürsten Max Emanuel, mit den über den Rhein vordringenden Franzosen die Gefahr am größten war. Dafür hat allerdings die maritime Politik Englands dem Prinzen die einzige Unternehmung aufgedrungen, womit er, nach seiner eigenen Voraussicht, gescheitert ist: den Einbruch von Italien aus in die Provence und die Belagerung des starken französischen Seehafens Toulon, den England damals noch vor Gibraltar als seinen Stützpunkt am Mittelmeer in Aussicht genommen. Alle die glänzenden und raschen Offensiven des Prinzen in Italien, Süddeutschland, am Rhein, in den Niederlanden, in Ungarn — wohin er wegen des großen Aufstandes des von Frankreich mit Geld unterstützten Franz Rakoczy eilte —, begleitet eine gesund auf das Wesentliche gerichtete und sich auf dieses beschränkende politische Meinungsver-

Digitized by Google

Die Schlacht bei Peterwardein am 5. August 1716. Kupferstich nach einem Gemälde von Jan van Huchtenburgh

Digitized by Google

Ansicht von Belgrad

tretung, die damit auch eine natürlich deutschgedachte war. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte das Reich in den Verhandlungen von 1709 Straßburg und Teile des Elsaß zurückgewonnen, wozu Ludwig XIV. bei der Erschöpfung Frankreichs erbötig war, und es hätte Habsburg dennoch Spanien als Erbe von Kaiser Josefs Bruder Karl erhalten. Aber kompliziertere, fernerliegende Forderungen gewannen diplomatisch die Oberhand, und das noch ungesättigte England wünschte den Krieg hinauszuziehen, unmittelbar bevor es dann die Sache des Kaisers verließ und den alten König von Versailles nach so vielen Niederlagen noch einmal mit dem Mut der Ausdauer und neuer diplomatischer Kombinationen erfüllte. Damals, als sich die bevorstehende Schwenkung Englands zu enthüllen begann, ist Eugen nach London geeilt. Man hat ihn am Hofe geehrt, von Seite der Minister ihm glatte Gesichter gezeigt, aber schon kam die Wahrheit der Lage zum Vorschein in Flugblättern und Karikaturen, in den Zurufen und Bänkelsängereien, die auf den Straßen den Wagen des kaiserlichen Feldherrn und ebenso den Namen Marlboroughs umhöhnten. Es war, als der Anwalt Österreichs die britische Insel wieder verließ, gegen den Umschwung im Parlament und der öffentlichen Meinung, die einen bequemeren Nutzen Albions als auf den Schlachtfeldern erkannt hatte, nichts mehr zu gewinnen gewesen. Der kaiserliche Feldherr, der in einer Periode tüfteliger Strategie den Geist des entschlossenen Angriffs am glänzendsten verkörperte und von seinen Truppen als Führer vergöttert ward, hat sich mit seinem unzulänglichen Heere seitdem auf die kümmerliche Aufgabe gewiesen gesehen, gegen den Marschall Villars in den Ettlinger Linien — bei Karlsruhe — zu liegen und durch eine abwartende Defensive den neuen Franzoseneinbruch in Süddeutschland möglichst aufzuhalten. So ist dieser Krieg zu Ende gegangen, der den kühnen Savoyer so viele Male als Sieger des Schlachtfelds gesehen. Er drängte auf Abschluß, da er die bloße Verderblichkeit dieses Hinzögerns während des Wiedervordringens der Franzosen sah, die Landau und Freiburg schon besetzten, und so ward ihm denn auch die relativ erwünschte Aufgabe übertragen, mit Villars im Schlosse zu Rastatt über Frieden zu verhandeln. Diesmal kein Diplomatenkongreß; eine bündig vorankommende Besprechung der beiden bevollmächtigten Heerführer. Der Inhalt freilich konnte keine neue Wendung mehr sein, denn vorher zu Utrecht hatten schon England und Frankreich, mit geringschätziger Zulassung der Generalstaaten und anderer Kriegsbeteiligter, über das, was dem noch im Kriege verharrenden Österreich zuzugestehen sei, entschieden.

Das war 1714, und dann haben Ereignisse, die sich im Südosten schon vorbereiteten, dem Prinzen noch einen abermaligen siegereichen Türkenkrieg gebracht. Die Pforte, die sich während der großen christlichen Kriege erholt hatte und von Zuversichten auf Wiederherstellung ihrer alten Ausdehnung geschwellt war, griff zunächst Venedig im Peloponnes und auf Korfu an. Hier steht ein deutscher Name voran: die heldenmütige Haltung des venezianischen Befehlshabers Mathias von der Schulenburg hat damals ganz Deutschland freudig gestimmt und ein helles Aufflammen des nationalen Geistes bewirkt, das ja bis an die Gegenwart in unserem Volke leichter durch die einzelnen Persönlichkeiten hervorgebracht wird als durch eine eigentliche Schulung des politisch nationalen Zieldenkens. Und diese freudige Volkstümlichkeit in Deutschland hat dann auch den Krieg begleitet, als Österreich im Jahre 1716 eingriff. An der Spitze seiner 65000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen zog Prinz Eugen durch Ungarn auf Belgrad, den Schlachtfeldern seiner Jugend entgegen. Bei Peterwardein erfocht er seinen ersten Sieg am 5. August durch einen unwiderstehlichen Sturmangriff seiner Reiterei gegen die dreifache Übermacht der von dem Großwesir Ali Pascha geführten Türken, noch im gleichen Jahre nahm er das schwer befestigte

Digitized by Google

Temeschwar. Der kaiserliche Feldherr hielt die letzten ungarischen Gebiete in seiner Hand, die so lange noch türkisch gewesen; damals in der Folge ist man an die Neubesiedelung dieser wiedergewonnenen Gebiete, des „Paradieses Ungarns“ mit Kolonisten aus dem deutschen Reich gegangen; es sind die „Schwaben“ im Banat, die heute nicht bloß mehr in ihrer arbeitsamen Tüchtigkeit, sondern nun auch in der mannhaften Selbsterhaltung ihres Deutschtums den ein halb Jahrtausend vor ihnen nach Osten gezogenen „Sachsen“ von Siebenbürgen sich an die Seite stellen. 1717 setzten sich die Kämpfe fort um Griechisch-Weißenburg, wie man damals den slawischen Namen Belgrad noch ins Deutsche übersetzte, und nach Zurückdrängung eines mächtigen türkischen Entsatzheeres ward am 18. August die Stadt und Feste, das von den Kerntruppen der Janitscharen verteidigte Eingangstor des osmanischen Balkans, gewonnen.

Damals muß das Volkslied von Prinz Eugenius aufgeklungen sein, das im Zusammenwirken seines herzhaften, prächtigen Textes mit der unvergleichlich packenden (soldatisch schon älter bekannten) Melodie ein unauslöschliches geworden ist. Die kleinen Unerklärlichkeiten des Textes können bei dieser Datierung nicht stören, sie beweisen nur allenfalls, daß das Lied — entgegen späterer Legende — doch wohl nicht im Lager bei den Truppen selbst entstanden ist. Das Volkslied hat mit der Sage gemeinsam, daß es mit größter Leichtherzigkeit in die Tatsachen und die Namen naive Konfusion bringt, wenn nur das, was der Kern seines Inhalts ist, zur empfindungsstarken Wirkung kommt. Peterwardein und Petronell haben sich dem verwechselnden Hören und Wissen hier durcheinandergekramt, und so dürfte der Prinz Ludwig des Liedes, der sein junges Leben lassen mußte, der vor 34 Jahren gefallene Bruder des savoyischen Siegers sein. Seit 1719 liegt das Lied mitsamt der benutzten Melodie in handschriftlichen Sammlungen vor.

Die Pforte mußte sich zum Frieden bequemen, auf serbischem Boden zu Poscharewatz („Passarowitz“ sagte man damals den Deutschen etwas mundgerechter) wurde verhandelt und dem Kaiser Temeschwar mit dem Banat, dazu ein größerer Teil von Serbien mit Belgrad, von Bosnien und der Walachei gewonnen.

Die Jahrzehnte des beginnenden Alters hat Eugen als einer der auch auf den Friedensgebieten verdienstlichen Patrioten in Wien gelebt. Eine jener im besten Sinne weltmännischen, feingebildeten Persönlichkeiten, deren wir im damaligen Europa gerade im höheren Soldatenstand soviel begegnen. Seine reiche Bibliothek ist noch erhalten als Bestandteil der Wiener Hofbibliothek, die das Eigentum des Kaiserhauses ist, doch in der Zugänglichkeit für das Publikum den großen öffentlichen Staatsbibliotheken gleichsteht. Außer militärwissenschaftlichen Korrespondenzen hat der berühmte Feldherr in seiner Ruhezeit einen lebhaften Briefwechsel mit

Prinz Eugen verhindert die Verkündigung seines Ruhmes und zertritt den Neid. Bildwerk von Balthasar Permoser im Belvedere zu Wien

Digitized by Google

Dichtern, Philosophen und politischen Publizisten, u. a. mit Leibniz und mit Montesquieu, geführt. Sein schönes aussichtsweites Gartenschloß vor den damaligen südlichen Toren der Kaiserstadt und die von ihm darin begründete Gemäldesammlung sind es, die der Besucher des Belvedere kennt, das nun zuletzt die Wiener Residenz des Erzherzogs Franz Ferdinand gewesen ist.

Noch einmal sind dem Einundsiebzigjährigen die Waffen Österreichs anvertraut worden, als Ende 1733 der polnische Erbfolgekrieg ausbrach, der den Kombinationen nach ein abermaliger Hegemoniekampf Frankreichs gegen Österreich war. Die Franzosen besetzten Lothringen, das Erbland des auserssehenen Verlobten der jungen Kaisertochter Maria Theresia, und als Prinz Eugen herankam, vermochte er nicht zu hindern, daß sie auch das rheinische Philippsburg, unweit von Speier, einnahmen. Dieser Mißerfolg führte zur Ernennung eines jüngeren Befehlshabers: Prinz Alexander von Württemberg trat an Eugens Stelle, der nach Wien zurückkehrte und mit kluger Voraussicht, doch vergeblich angeraten hat, den Wendungen vorzubeugen, die 1740 in der Tat von Preußen und von Bayern her eingebrochen sind. 1736 ist Eugen, der größte Heerführer und einsichtigste Politiker des damaligen Österreichs, gestorben, ohne daß er eine bessere Kriegführung als die seine erlebte und ohne noch sehen zu müssen, wie sehr er durch die baldigen Ereignisse politisch recht bekommen sollte.

Als der Prinz von Savoyen 1734 an den Rhein rückte, befand sich in seinem Hauptquartier auch der junge Kronprinz Friedrich von Preußen. So denkwürdig begegnen sich hier die gewesene und die kommende Zeit: der Feldherr, der dem Donaureiche seinen Bestand und seine Völkerstellung erkämpft hat, und der zukünftige Führer des Siegesstaates Preußen, — die Schöpfer der beiden deutschen Großmächte, die nun in edler und zwiespaltloser Brudertreue unter den alten Namen Reich und Österreich, doch in verjüngter, lebensvollster Fülle ihrer Kraft heute aufs neue im Zweifrontenkriege gegen Frankreich, gegen seine östlichen Verbündeten, als der jetzt Rußland für die Osmanen eingetreten ist, und gegen die allzeit selbstsüchtig intriganteste aller Nationen, das längst zur Römerperfidie entartete England, stehen.

Denkmal des Prinzen Eugen auf dem Burgplatz zu Wien
Von Anton Dominikus Fernkorn

Digitized by Google

Die Theaterfritzl

Roman aus Inneröſterreich

Von Ernſt Decſey

(Fortſetzung)

Die beiden Herren gingen Arm in Arm die Stiege hinab. Sie ſollten heut abend noch mancherlei erleben, was ihre junge Eintracht auf die Probe ſtellte.

Der Regen hatte aufgehört. Es war ein düſterer Abendhimmel. Das Pflaſter glänzte im Licht der Schaufenſter. Dachlawinen drohten auf die Straße herab, wäſſeriger Schnee ließ ſeine Tropfen fallen.

Murbach drehte ſich vor dem Haus um und zeigte mit dem Stock in die Höhe, zu einer Marienfigur im tiefroten Schein einer alten Laterne über dem ſchön geſchwungenen Steinportal.

„Schau' einmal an, Fred, die ſteinerne Girlande! Siehſt du, das freut mich immer wieder!“ Er drückte den Neffen mit dem Arm an ſich. „So etwas machen die Kerle ja heutzutag' nicht mehr. Überall ſtellen ſie ihre kahlen Kleiderkaſten auf — bitte, ſchau' das neue Kloſter! Die ganze prächtige Straße iſt verdorben. Und daneben noch der Palazzo Attems! Das 18. Jahrhundert! Vornehm, zierlich, wie ein Grandſeigneur. Sehen denn das unſere Baumeiſter nicht? Ein Scheußlichkeitskatarrh hat die Kerle befallen ... ſchau' doch das ſchöne Tor!“

Fred ging voraus. Sie kamen an die Ecke der Sporgaſſe und des Hauptplatzes. Murbach blieb wieder ſtehen. „Da ſchau'! Das Luegg!“

Wieder zeigte er mit dem Stock. Das Luegg war ihm wie ein geheiligter Hain. Jeden Morgen kam er die Sporgaſſe herunter und freute ſich darauf, was es an der Ecke geben werde. Die Herrengaſſe vom Luegg aus! ... Stand die Sonne noch links vom Pfarrturm oder ſchon rechts vom Helm als kupferglühende Scheibe? Wenn ſie rechts ſtand, war es ſchon halb neun, und dann lag die linke Seite der Straße in einem blauen Nebel- und Schattendreieck. Wagen und Menſchen verſchwanden darin. Gegenüber war die Front des Landhauſes mit ihrem ſchönen, leichten Bug, dem Balkon, dem Wanddach darüber, den Rundfenſtern — all das war rötlich angeſtrahlt. Und die Schönheit dieſes Wintermorgens erſtreckte ſich ſogar auf die unten wartenden Fiaker, deren lackierte Dächer ſich in der matten Sonne ſpiegelten.

„Aber ſo bleib doch nicht an jeder Ecke ſtehen!“ ſchrie Fred plötzlich. „So komm doch!“ Und er winkte dem Onkel ungeduldig mit dem Kopf. Dieſes ewige Erklären, mit dem Stock zeigen, dieſes nervenerſchütternde Zeithaben: bei aller Hochachtung und Verehrung, es war nicht auszuhalten. „Onkel, ſo komm doch!“

Murbach ärgerte ſich über Fred. Gar keinen Sinn für Stadtbilder und Heimatſchutz hatte der Kerl. Ein echter, nüchterner Amerikaner. Nur laufen, laufen, laufen und Geld machen.

„Fred, ſo wart' doch. So ſchau' doch!“

„Onkel, komm doch! Vorwärts in drei Deibels Namen!“

Unter ſolchen Zurufen, Anfeuerungen und Zurückhaltungen kamen ſie weiter; es ergab ſich eine mittlere Geſchwindigkeit.

Sepp Murbach hätte Fred ſo gern den Krebſenkeller gezeigt, wo es ſo ſchöne Hofloggien gab wie nirgends in der Welt; dann die alten Türſchlöſſer ... Liliencron war hier geweſen, Liliencron hatte ſie bewundert; aber der Neffe war ſchon mitten in der abendbummelnden Herrengaſſe. In ſeinem gradkrempigen Buffalobillhut erregte er Aufſehen. Damenblicke folgten ihm. Junge Mädchen wehten an ihm vorüber. Das plauderte, guckte, blitzte, flirtete und lachte unter Turbuſchen, Gartentöpfen, weißen Rodelmützen, und hinterdrein kamen, truppweiſe beiſammen, rote, gelbe, grüne Kappen: die Studenten, die Stöcke aufrecht in den Taſchen. Bald eine Wolke von Zigarettenduft, bald eine Welle von Roſenparfüm, und zwiſchen allen vorwärtsdrängend ungeduldige Damen mit hochfriſierten, bloßen Köpfen: kurz vor ſieben! Die Theaterzeit.

Als Murbach wieder bei Fred ankam, bemerkte der Neffe mit trockener, aber befriedigter Schätzung: „Nun, ich ſehe, das jüngere Geſchlecht wenigſtens macht ſich. Ganz gut gediehen! Gelenke, Augen und ſo weiter ... die Stadt entwickelt ſich! Alle Achtung vor den letzten Jahrgängen. Aber die älteren!“

„Iſt das nicht wunderbar?“ rief Murbach begeiſtert und zeigte mit dem Stock auf das dunkle Landhaus, während er Fred beim Ärmel erwiſchte.

Fred ſchwieg wütend. Das Landhaus lag überdies in einem ſichern Dunkel. ‚Wunderbar!‘ antwortete Murbach ſich ſelbſt.

„Ach ja, meinetwegen. Sehr ſchön. Aber ſoll ich deshalb kopfſtehen?“ rief Fred. „Überall auf der Welt iſt's ſchön. Zum Deibel mit eurer Giebel- und Winkeläſthetik. Ja, ich weiß: Altöſterreichs Herrlichkeit! Aber auch die Schleuſen von Gatun ſind herrlich, Miſter Murbach. Und der Dornbuſch iſt es, wenn man vom Schakal geweckt wird, wenn der Schwarze flüſtert: Simba, ſimba, der Löwe!“

„Ja, Löwen klettern nicht bei uns herum,“

Digitized by Google

entgegnete Murbach gereizt. Er keuchte, denn Fred lief wieder voraus.

„Nee, Löwen nicht, aber Bummler! Nirgends hab' ich soviel von dieser Sorte gesehen wie hierzulande. Warum denn wieder stehenbleiben?! Siehst du: das ist das österreichische Tempo. Stehenbleiben! Selbstverehrung! An eure schönsten Berge kann man dabei gar nicht 'ran. Unerreichbar. Das Land des Umsteigens! Da steht ihr dann und jubelt: es ist unerreicht! Deutschland, sieh mal, Deutschland hat Tempo! Österreich — ach Gott! Österreich ist Mittelalter mit Telephon, und das funktioniert nicht!"

Plötzlich drehte er sich nach seinem Onkel um, und nun war es Fred, der stehenblieb. „Weil ihr keine Gedankenkraft habt! Das fehlt euch eben! Wenn ihr ein Ganzes wärt, ein einziger Volksgedanke aus Millionen Köpfen heraus: wir wollen Geld und Glück! Arbeit und Einfluß! Wollen aktiv in der Welt sein. Wollen überhaupt etwas. Dann sollste mal sehen! Aus ist die Dornröschenmisere! Aber bei Louis quatorze! Ihr denkt alle auseinander. Österreich braucht einen Vorspann!"

Sepp Murbach fühlte, wie es ihm heiß aufstieg. Halsschnürend. Er stieß mit dem Stock aufs Pflaster. Er hatte seit Jahren für Anschlußbahnen und reinliche Waggons in Österreich gekämpft! Viel Ärgeres gesagt als Fred! Aber hören? Zu hören brauchte er's nicht. Wir wollen keinen Schulmeister! Gescheitheit mit dem Löffel! Seine Zurückhaltungskünste verloren sich. Er fuhr Fred wütend an. Und Fred, der einen Rückfall ins Steirische erlebte, bellte und blieb nichts schuldig. Schwarzgelbe Fahne und Sternenbanner stürmten erbittert gegeneinander, ein Straßenkrieg mit Ehrverletzungen entstand, bis auf einmal eine feine Damenstimme ertönte: „Pardon, meine Herren, wenn ich störe, Pardon, wenn ich Ihre Unterhaltung ... Verzeihen Sie!"

Doktor von Murbach sah einen roten Theatermantel vor sich, der eine leichte, hohe Dame umsegelte. Ihr Hut stand in einem schikösen Winkel zur wagerechten Weltebene wie die Ekliptik der Erde und bildete einen römischen Schlachtenrundschild, von dem eine grüne Riesenpleureuse herabwehte. Alles wogte und segelte um dieses Frauenzimmer, alles rauschte an ihr, als ob sie immer in einem Winde ginge, und unter dem Hut staute sich ein Gebüsch von Glanzhaar, Orangeblond mit einem rötlichen Durchschuß, ebenso schikös wie der Hut. Dieser Hut war übrigens stadtbekannt, war in seiner Verbindung von Einfachheit und Auffälligkeit beleidigend für alle andern Damenhüte. Er rief schon von weitem: ich bin vom Theater!

„Ach, mein liebes Doktorchen," sang die leichte Dame und spielte mit den Fingern auf Murbachs Arm Klavier, „ach, wie nett, daß ich Sie treffe. Sie gehen doch auch in die Komödie? Nun, kommen Sie doch in meine Loge. Ich hätte sehr viel —"

Sepp Murbach war in doppelter Verlegenheit. Erstens war er immer verlegen, wenn ihn eine Dame vom Theater ansprach, denn er glaubte da besonders witzig und geistreich sein zu müssen, und gerade dann fiel ihm nichts ein. Und zweitens — mußte ihn diese Laria gerade jetzt erwischen! Er schob seinen Steirerhut zurecht. Wie sich das Frauenzimmer an ihn drückte, leise und doch schwer! Und ein Duft ging von ihr aus, als käme der Wind gerade aus Bulgariens Rosenfeldern her ...

„Ach bitte, so reden Sie doch 'n Ton!" rief die de Laria künstlich beleidigt, „ja und dann noch etwas ..." sie sank mit der Stimme, da sie Fred bemerkte, der noch in der Nähe war, sich musternd nach ihr umsah und dann verschwand. „Ja, was ich sagen wollte — wie ist denn unsre Fritzl angekommen? Schon Nachrichten? Geschrieben? Mir natürlich keinen Laut. Na, wenn sie nicht so 'n goldiger Schatz wäre, ich könnt' sie steinigen. Nich' wahr? — Übrigens wo ist sie denn?" sang sie ganz heimlich und schaute von der Seite. „Wo ist mein Schatz?"

Murbach wußte nicht, was er mit Fred anfangen sollte, ob ihn weiter bekämpfen oder vorstellen — übrigens lief der Kerl jetzt gerade davon — „Wo sie ist?" schrie er. „Im Bett!"

Nach einer Pause, die er benützte, um dem Fliehenden sehnsüchtig nachzublicken, schraubte er sich galant: „Ja, küss' die Hand, Frau Gräfin!" und wollte sich drücken.

Aber die de Laria hatte ihn fest beim Ärmel. Sie lachte ins Genick zurück. „Im Bett! Doktorchen! Was für 'ne Ausdrücke! Ich werde schamrot! Aber nee, so schnell lass' ich Sie nich' los! Kommen Sie doch mit!" Sie zog ihn mit sich. Sie schrittelte so feingeknöchelt und hochgestöckelt neben ihm, daß sie jeden Regentropfen einzeln zu zertreten schien. Der Mantel und die Kleider, alles bummelte um sie herum, verführerisch und wehend wie ein Negligé. Er schämte sich vor den Leuten.

Nur um weiter zu kommen, erzählte er rasch alles, was er von Fritzl wußte, und die de Laria fiel von einer Überraschung in die andere. Sie war ganz gekränkte Freundin, der man verheimlicht, was in der Familie vorgeht. Dann sagte sie zuckerspinnend: „Sie müssen mich besuchen, Doktorchen. Auf der Straße kann man ja keinen Ton reden. Gel?" Sie zwickte Murbach sanft auffordernd in den Arm; er sah sich immer hilfloser ihren Umgarnungen preisgegeben. Dann fiel ihr wieder die Fritzl ein. „Gleich muß ich morgen zu ihr 'ran. Goldig ist sie, goldig! Und ich hab' ja niemanden hier als sie. Och, wissen Sie, als mein sel'ger Mann noch lebte! Als ich mein erstes Engagement hatte. Die Blätter — ich sage Ihnen: ganz verrückt! Nein, ich sage Ihnen, Doktorchen, spaltenlange Artikel! Hier ist man ja der Niemand! Man wird nich' 'rausgestellt! Der Direktor? 'n ganz gewöhnlicher Kellner,

Digitized by Google

keine Ahnung von der Oper. Und der Oberregisseur? Ach, Oskar! Glauben Sie, er bringt was 'raus? Und wenn schon! Wer wird 'rausgestellt? Die Lussin! Immer die Lussin! Das will 'ne Senta singen! Haben Sie schon so was gesehen? Das soll 'ne Senta sein? 'ne Köchin ist das — sehen Sie mal her! So! So!"

Murbach war in der gräßlichsten Verlegenheit. Nun fing sie die Senta an! Sie zeigte ihm, wie fabelhaft ungeschickt die Lussin die Hand aufs Herz legt. Als ob sie Magendrücken hätte. Dann, wie sie, die de Laria — das gespielt hätte. Sie stimmte leise die Ballade an: „Jo ho hoe! Jo hoho hoe ...!"

So hatte sie es der Cosima vorgesungen. Ganz Wahnfried war verrückt! Leopold Schmidt schrieb: Die einzige Senta Deutschlands! „Schon vor zwanzig Jahren hab' ich — —" sie unterbrach sich, „und da kommt so 'n junges Ding daher, blutige Anfängerin, und piepst mir vor: Jo ho hoe ...! Nee, Oskar!"

Leute, die vorübergingen, flüsterten einander zu: „Die de Laria", blieben am Straßenrand stehen und beobachteten. Aber die de Laria ließ sich nicht abhalten. Sie war mitten in Sentas Ballade, als etwas Fürchterliches geschah.

Eine wasserschwere Dachlawine, die schon lang gelauert hatte, gab der Schwerkraft nach und schmetterte mit voller Wucht hinab. Ein dumpfer Donnerschlag. Es sprengte Schnee nach allen Seiten, der Hut verlor seinen schiefen Winkel, die Pleureuse knickte ein, und im Mittelpunkt des Sprengschlags standen Murbach und die Dalandstochter in Schneehaufen und Hermelin. Die Leute lachten. Einige Herren halfen der de Laria, schüttelten ihr den Schnee vom roten Mantel.

So peinlich es Murbach war, Mittelpunkt zu sein: er war zu Tode froh über diesen vom Himmel gesandten Schluß der Szene. So schnell er konnte, entwich er ins Dunkel der Seitengasse.

Mit segelndem Mantel, schüttelnd und putzend, folgte ihm die Sängerin. Auf sie hatte die Lawine keinen Eindruck gemacht. Sie war an Regieunfälle gewöhnt. Und während sie ihren Hut in Form bog und ihm den schiefen Winkel wiederzugeben suchte, sang sie hinter Murbach her: „Haben Sie gesehen! Darüber wollt' ich schon lange mit Ihnen sprechen. Sie haben ja den großen Einfluß, nee, nee, nicht Welscher! Ach, Welscher! Sie, Sie ganz allein. Der Direktor hört nur, was Sie sagen, nicht was Welscher ihm einflüstert ..."

Murbach hatte genug gesehen. Er rannte vorwärts ins Theater.

⁂ ⁂ ⁂

Doktor Murbach wand sich durch die Leute, die im marmorglänzenden Vorraum durcheinander schwärmten. Als er die große Mitteltreppe hinaufstieg, während die de Laria unten noch ein Dutzend Bekannte abfertigte, sah er unter sich im Schatten des Geländers einen alten Mann stehen, der, auf einen Regenschirm gestützt, unbeweglich in die schwirrende Menge starrte, als suche er etwas. Jeden Abend konnte man ihn dort bemerken, bevor die Vorstellung anfing, Sommer und Winter auf seinen Regenschirm gestützt. Der Alte war der eifrigste Theaterbesucher; aber er hatte noch nie die Bühne gesehen. Er blieb im Vorraum bei den Zuschauern, sein Vergnügen war das Publikum, nicht das Schauspiel. Wenn das Theater begonnen hatte, war es für ihn zu Ende, dann ging er still nach Hause.

Murbach blieb einen Augenblick stehen: sollte er ihn anreden? Aber er ging weiter. Er wollte dem wunderlichen Greis den Wahn nicht rauben, daß er unbemerkt blieb. Selbst bei der Freundesrunde in der Altdeutschen Weinstube, wo der Alte mittrank, machte Murbach keine Anspielung. Immer fiel ihm der Bettler Iros aus der Odyssee ein, der von der Tafel der Freier die Abfälle erfleht. Der alte Mann war Fritzls Vater, Cäsar Quirin.

Nun saß Murbach neben der de Laria in der großen Balkonloge, die geräumig war wie ein Teesalon. Hier konnte sie Hof halten, empfangen, sich von den Damen bedienen lassen, während die anderen Sängerinnen sich hoch oben im letzten Stock in den Schwalbennestern zusammendrängen mußten und neidisch herunterschwatzten. Die de Laria hatte sich häuslich eingerichtet, öffnete ein graues Perltäschchen und rieb sich das Gesicht mit einer Pudertablette.

Unter ihnen im Parkett saßen unruhig die Scheerbeck und die Zwickein. Sie hatten ein Ehepaar bei sich und schauten sehnsüchtig durch die Operngucker herauf. Fred hatte einige Reihen weiter seinen Platz neben einer alten Frau, mit der er sich vorzüglich zu unterhalten schien; er lachte, man sah die weißen Plakatzähne. Murbach winkte ihm hilfesuchend zu, aber Fred übersah es. Er war der de Laria ausgewichen. Nur keine persönlichen Beziehungen, bevor er nicht gesehen, geprüft, gemustert hatte. Er kannte sie ohnehin.

Murbach wurde es immer peinlicher zumute, im grauen Steirerrock vorn an der Brüstung zu thronen. Man war dem Publikum preisgegeben wie auf dem Präsentierteller. Die de Laria setzte sich absichtlich und mit Behagen in die Auslage. Er mußte nach allen Seiten hin grüßen, er grüßte auch seine Feinde, auch den Briefschreiber ... Murbach suchte in den Gesichtern. Vielleicht haschte er ein verräterisches Lächeln, fing einen huschenden Blick.

Da hatte er wieder seine Gedanken bei dem bösen Brief. Wie schwer war dieses Fredsche System des Wegdenkens! Alle Leute, die er grüßte, schienen zu fragen: Und die Fritzl? Was ist das für eine Geschichte mit der Fritzl? Und er saß gepeinigt und grüßte mit schwerem Lächeln weiter.

Digitized by Google

Murbach suchte nach einem Vorwand, um in den Hintergrund zu rücken. Da ging die Logentür auf, und herein wehten die Scheerbeck und Zwickein, hinter ihnen das Ehepaar. Sie hatten es nicht ausgehalten. Sie sollten unten sitzen, und oben war soviel Platz, Platz neben der de Laria, mit der man auf einen Schlag intim werden konnte? Die Scheerbeck als unentwegt praktische Hausfrau hatte die Übersiedlung ins Werk gesetzt und gleich die Freundschaft mit eingeladen, Frau Theresine Pesserl mit ihrem Gatten, einem schweren Waldbesitzer aus der Umgebung.

Murbach wollte vorstellen, aber man kannte einander ja schon, und die Damen, Seligkeiten in den Gesichtern, durften der de Laria die Hand geben und machten verlegene, zwecklose Haargriffe. Dann ließen sie sich an der Brüstung nieder. Sie frohlockten. Sie hatten den Ehrenplatz ohne Wissen, ohne Hilfe der Fritzl erobert.

Frau Scheerbeck hatte ihren Operngucker sorgsam geputzt, und während sie nun durch das Glas die übrige Welt musterte, sagte sie mit Wehmut zu Murbach: „Schade, daß die Fritzl nicht dabei sein kann. Gerade heute muß sie zu Hause bleiben. An einem so wichtigen Abend. Schade, sie wird sich ärgern ...“ Und von dieser Äußerung zweigte sofort eine zweite im rechten Winkel ab: „Und der Herr Flitsch! Da sitzt er ja. Und wie er herüberschaut! Nein schade, schade ...“ Sie musterte emsig die übrige Welt weiter.

Murbach schaute die Scheerbeck feindselig an. Dieses Gebiß! War der rechte Winkel von der Fritzl zu Herrn Flitsch unabsichtlich oder absichtlich ausgeführt worden, Tücke oder Zufall? Da saß man wieder wehrlos, durfte nicht fragen, mußte schweigen und harmlos tun. Ach ja ... Aber Frau Scheerbeck musterte hold und arglos die Welt.

Drüben thronte Flitsch in einer Loge, drei Damen um ihn herum, wie der Teichkönig zwischen Seerosen. Eine der Seerosen war die Direktorin Frau Cornexl. Hm ...

„Herzig!“ sagte die Scheerbeck zu ihrer Schwester hinüber, die am rechten Flügel der Brüstung saß. „Herzig!“

Sie schaute Flitsch mit entrüsteter Eifersucht an. Nach einer Weile steckte sie den Kopf am Rücken des dazwischen sitzenden Ehepaares vorbei und flüsterte die Schwester Zwickein an: „Du, hat dich der Murbach auch so schäbig behandelt? Merkt er was? Glaubst?“

„Ach, er ist überhaupt ein Zwiderling!“ flüsterte Frau Zwickein zurück. „Ungalanter Mensch. Nicht einmal die Hand hat er mir geküßt. Und die pneumatische Gräfin. Was sagst du? Schauerlich!“

„Ja, ja, so ist das Leben,“ äußerte die Scheerbeck laut, indem sie sich zurückbog und mit den Fingern auf der Brüstung trommelte. „Wenn's nur schon anginge!“

Sie war von der Auskunft der Schwester befriedigt. Der Brief hatte gewirkt, Murbach ahnte nichts, sein „Grant“ war eine allgemeine Eigenschaft.

Im Theater herrschte eine andere Jahreszeit als draußen, ein anderes Wetter, ein gewitterzuckender Frühling, Sonne, die durchbrechen, Elektrizität, die austoben wollte. Es war gepreßt voll: „Der fliegende Holländer!“ Und eine Hiesige sang zum erstenmal. Fräulein Anka Lussin in ihrer ersten großen Rolle, als Senta. Cornexl hatte trotz dem Abraten seiner Kapellmeister drauf bestanden und hatte richtig gerechnet. „Unser Theater ist wie a Tiergarten — sie kommen nur, wenn's hinterm Gitter brüllen hören.“ Die Scheerbeck erzählte es, sie wußte alles, alles kam in ihre Raspel.

Das Licht erlosch plötzlich.

Die Ouvertüre erhob ihren sturmrauschenden Flug, und Fred fühlte einen seltsamen Schauer, der durchs ganze Haus floß. Die Damen lagen zurückgegossen, hingenommen, wie man sich vom Meere schleudern läßt. Seelen berührten einander, Herzen verständigten sich. Und er saß neben einer Frau, die — er hatte es vorhin gesehen — rot gebänderte schwarze Witwenstrümpfe trug und immer von ihrer Tochter sprach. Eine Theatermutter, die schrecklichste Form von Mutter. Ach! Sie hatte sich ihm vorgestellt und ihm eine fürchterliche Abneigung gegen die Tochter eingeflößt. Er haßte diese Künstlerinnen aus Witwenkreisen.

Aber er war neugierig. Was wird kommen? Eine rätselhafte, süße Spannung ergriff ihn. Er war auf einmal ein König, der heute eine Krone zu verschenken hatte, ein Herrscher, der seine Länder auf der Hand anbot und vor fremden Königinnen hinkniete: Nimm meine Lande nimm mein Herz. Doch sie gingen vorüber. Die Krone war wertlos ... Fred ärgerte sich über seine Sentimentalität. Welche Duselei! Man saß hier wie in einer Heißluftkammer der Gefühle, ganz wehrlos.

Immer überfiel es ihn wieder.

Wie ein Seufzen ging es manchmal durch das Dunkel, wie ein Ächzen sehnsüchtiger Gefangener, die sich ans Gitter preßten. Das waren die Lebensgefangenen. Die Vorväter derer, die jetzt im Stadttheater saßen, hatten ihre Kraft in Türkenkriegen ausgerast, ihre Wut in Franzosenschädel eingehämmert. Sie hatten Burgen gebaut und zerstört, auf der Kühtratte die Degen gekreuzt. Nun raste ihre Kraft im Sport aus — und heimlich im Theater. Da war der Mensch noch echt, wie in der Liebe. Und ist die Liebe nicht selbst wie ein Theater, in dem wir gespannt vor dem Vorhang sitzen, bis er aufgeht, wir uns in der Dunkelheit winden und uns vor den beleuchteten Zwischenakten fürchten?

Fred zwang sich, der Musik zuzuhören. Sie ging wie ein geheimnisvoller, heißer Äther durch den Raum. Wie aus rätselhaften Welten floß die Musik. Ja, das Theater! Die Heiligkeit alles Spiels. Es war ein Mysterium mit Sensation, eine Religion mit Nervenspannung, ein Krieg mit

Digitized by Google

Gewitter. Gemälde von Prof. Toni Stadler

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

dem Leben, ein Tempel für Götzen oder der Pranger des Mittelalters.

Frau Zwickein wisperte inzwischen höchst ungehalten. Sie tadelte die ungeschickte dramaturgische Anlage des „Fliegenden Holländers". Keine Zwischenpause. Ein Stück „ohne Akte"! Frau Pesserl ging nicht darauf ein. Sie sprach nur, was sie wollte, und sagte: „Das Theater hat kein Niwoh mehr, kein Niwoh ..." Frau Pesserl war selbst einmal jugendliche Sängerin gewesen und hatte so ausgiebig zur Erhöhung des „Niwohs" beigetragen, daß es seitdem nur sinken konnte. Es gab keine nachpesserlischen Jugendlichen mehr, es war aus. Die Pesserlzeiten kehrten jedenfalls nicht wieder. Glanz und Glück des menschlichen Geschlechts, wie schwindest du dahin!

Der Mann Pesserl, der dieser Laufbahn eben ein unzeitiges Ende gemacht und sie dem Theater entführt hatte, war entzückt. Er besuchte nur Wagnervorstellungen, weil Wagner der einzige Komponist war, der ohne Fremdwörter komponierte. Er haßte das seichte Getändel der andern und kannte die Texte auswendig. Nach der Ouvertüre streckte er seine Arme nach rechts und links und ließ die hohlen Handflächen zusammenschlagen wie zwei Holzpfannen. Die Loge dröhnte. Er wurde immer begeisterter, und mit der Begeisterung wuchs sein Ungestüm. Er stieß um sich, er war mit seinen Beinen überall.

Plötzlich schrie Frau Märi Zwickein hoch auf: „Au, au!" Vor einer Viertelstunde hatte Pesserl nämlich einen seiner Füße auf ihre Zehen gestellt, und Frau Zwickein hatte das als einen galanten Versuch, als Vorspiel zu einer Reihe weiterer im Dunkel verlaufender Zärtlichkeiten aufgefaßt. Als Pesserl aber an einer besonders schönen Stelle seiner Begeisterung innigsten Ausdruck verlieh, wurde sie über die wahre Natur dieses Drucks aufgeklärt und stieß den Fuß beleidigt von sich. Der Waldbesitzer jedoch schaute unter den Stuhl, als müsse er dort Ordnung machen. Sie wandte sich entrüstet ab.

Nach der Ballade Sentas streckte Pesserl wieder seine Arme aus. „Großartig, großartig!"

Aus dem Parkett zischte es herauf. „Ruhe, Ruhe!"

Pesserl wurde wütend. Jetzt klatschte er aus Demonstration. Das ließ sich das Parkett nicht gefallen, und es entlud sich ein alter sozialer Ingrimm gegen die Logenbesitzer überhaupt in anhaltendem Zischen. Die Lage wurde gefährlich, und die alte Frau neben Fred wurde so ängstlich, daß sie seinen Arm ergriff. Offenbar mißfiel die neue Senta. Pesserl aber hielt durch, und als alles verklungen war, hörte man noch immer seine verirrte Huldigung wie den Beifall eines Querköpfigen. Niemand applaudierte sonst. Einmal schien die Sängerin zu stocken, das Orchester einen Augenblick auszusetzen, ein unterseeisches Murren lief im Haus herum: Schiffbruchsfreude.

Auch Frau Pesserl war unbefriedigt. Sie zog die Nase ein, schüttelte den Kopf, Frau Scheerbeck leerte laut raschelnd ihr Zuckersäckchen. Es war eine Demonstration gegen die junge Sängerin, man brauchte sie weiter nicht zu hören.

Der Schluß kam. Das Licht flammte auf. Ein wütender Theaterkampf erhob sich. Leidenschaftliches Zischen aus dem Parkett wie aus Dampfhähnen. Immer lauter wurde ein Name gerufen, immer lauter: „De Laria! De Laria!" Die Leute sahen begeistert zur Loge auf, wo die de Laria thronte, während die junge Sängerin wie vom Regisseur gestoßen vor dem Vorhang erschien. „De Laria!" schrien sie ihr ins Gesicht. Sie schien einen Augenblick zu wanken, zu zerbrechen, Fred mußte die Mama halten.

Pesserl aber hatte sich in die Mitte der Brüstung gepflanzt und arbeitete mit seinen Armflügeln und schrie, wie wenn er durchs Rolandshorn bliese: „Wacker! Wacker! Lussin! Heraus!" Er entrüstete mit seinem Beifall sämtliche Damen der Loge. „Was tust du denn?" rief seine Frau, während sie den Hut aufsetzte. „Siehst du denn nicht?" Und sie deutete mit den Augen auf die de Laria.

Aber Pesserl ließ sich nicht abbringen. Er stand wie eine Eiche im Sturm. Seine Begeisterung tobte und riß andre mit. Jede Mehrheit fängt bei einem an. Als sie den Roland in der Loge sahen, sammelte sich eine Widerstandsgruppe, und so oft der Name de Laria erscholl, erscholl auch der Name Lussin.

Aus dem Stehparterre stürzten Hilfstruppen herbei, Studenten bis vorn ans Orchester jagend, von Pesserl aus der Höhe befeuert: ein neuer Brandherd von Beifall entstand. Endlich mußte die Sängerin noch einmal heraus.

Sie erschien mit geschlossenen Augen, wie traumwandelnd. Die Hände hingen zu Fäusten geballt herab. Sie schien etwas zu murmeln.

Die Scheerbeck und die Zwickein halfen der de Laria in ihren Mantel. Sie sah Murbach mit der Miene dessen an, der gesiegt hat, ohne kämpfen zu müssen. Sie zuckte über den fortarbeitenden Waldbesitzer die Achseln.

Der Kunstkrieg aber hörte nicht auf. Nun fingen sie zu stampfen an, es dröhnte wie von Eisenhämmern. Herr Cornexl eilte bei dieser unangenehmen Musik flugs auf die Bühne, um die Heiligkeit des Spiels zu beenden, bevor das Theater in den Keller gestampft würde. „Den Eisernen herunter!" kommandierte er. „Sonst bleiben's mir über Nacht da!" Und der Eiserne senkte sich über das rasende Schlachtfeld.

Als letzter ging Herr Pesserl hinaus. Er hatte die Schlacht um Senta entschieden. Seine robuste Naivität hatte hier für eine neue Kraft die Bahn gebrochen.

Digitized by Google

Blau flammte es von den Lichtmasten vor dem Theater durch die Winternacht. Die Menge schwirrte auseinander.

Fred stand mit seiner Theatermama beim Bühnenausgang. Er hatte sich mit ihr rasch aus dem Saal gemacht. Nun warteten sie zusammen auf Anka. Alle Leute, die vorüberschossen, redeten noch von dem Vorfall. Chorsänger und Musiker stritten. Es war wie ein Herdfeuer, das hoch aufzischt, wenn Wasser darauf gegossen wird.

Die Mama hielt sich die Ohren zu, sie wollte nichts mehr hören.

Murbach suchte nach Fred. Wo war der Indianer? Nichts, nichts, kein Fred! Kein Buffalo-Bill. Es schwebte Murbach vor, den Abend in der Weinstube verklingen zu lassen. Aber nicht allein. Es kam ihm beinahe vor, als sehne er sich nach Fred. „Verdammter Indianer!"

Langsam leerte sich der Theaterplatz. Die Menge strömte den blinkenden Fenstern der Thalia zu, dem Schauspielerlokal.

Fred war still.

Endlich kam sie. Sie war in einen blütenweißen Mantel gewickelt und trug einen hellen Turbusch mit einer Reiherfeder. Aus ihrem Kopf stachen zwei dunkle Leidenschaftsaugen. ‚Eigentlich,' dachte Fred, ‚hat sie nichts als Augen. Eigentlich wäre das für Richard Strauß etwas: er braucht diese genialen Katzen ohne Stimme! Welche Salome!"

Anka grüßte die Musiker und Choristen vor dem Bühnenausgang. „Servus, servus!" hörte Fred alle Stimmen durcheinander.

Sie trat auf die Mama zu. „Guten Abend! Ach . . .?"

Die Mama stellte Fred vor.

„Fräulein, verzeihen Sie," sagte er leise, als ob er nur von ihr gehört werden wolle, „ich habe Ihre Frau Mama gebeten, mich vorzustellen — eigentlich habe ich Ihnen nur danken wollen. Ihre Senta hat mich sehr interessiert." Er hielt noch immer ihre unruhige, schmale Hand. Jetzt schüttelte er sie kräftig. „Nein, wirklich — endlich einmal keine Wagnerhofrätin, keine Simplizissimusheroine, sondern . . ."

„Aber Herr von Murbach," fiel die Mama ein, „Sie sollen die Anka nicht so eitel machen. — Der Herr ist nämlich aus Amerika," erklärte sie der Tochter, um anzudeuten, daß man Leuten von dort nicht alles glauben dürfe.

„Das war das Leben! Vielleicht sprechen wir darüber noch einmal genauer. Verzeihen Sie, heute wollte ich Ihnen bloß das sagen. Wer übrigens das mitmachen mußte, was das Fräulein eben mitgemacht hat, liebe Frau, der verträgt wohl auch ein bißchen Lob. Ja, ich habe selbst ein Theater in New York: auch Theaterdirektor." Er verbeugte sich. „Das soll Sie aber nicht abhalten, mir zu glauben!"

Sie sah ihn an. Er betrachtete sie näher. Jetzt sah sie aus wie eine kroatische Bojarin mit einem Minervakopf. ‚Jeden Augenblick,' dachte er, ‚sieht sie anders aus. Was brennt in diesem jungen Weib?' „Lassen Sie sich nicht abschrecken, Fräulein! Wenn die Leute über einen Künstler streiten, so ist das immer ein Beweis für den Künstler. Und mir ist das Gewitter der genialen Begabung, selbst wenn sie sich vergreift, jedenfalls lieber als der ruhige Landregen der Mittelmäßigkeit."

„Ich mein' halt immer," sagte die Mama bekümmert, „die Anka soll heiraten."

„Sie haben mich angeblasen, aber es hat mir wenig gemacht," sagte Anka ruhig dazwischen. „Die Leute haben ja recht: ich kann noch nichts. Aber ich komm' in die Hofoper, Mutter, wirst sehen!" Sie drückte ihre Fäuste gegeneinander, hielt sie fest vor die Brust und blickte in den Nachthimmel hinauf, als ob von dort die Hilfe käme. „Ich komme!"

„Darf ich die Damen vielleicht einladen? Gehen wir noch wohin . . .?"

Ehe Fred Antwort erhielt, tauchte neben ihm Murbach auf. Er berührte seinen Neffen am Arm. Er wollte ihn mitnehmen. Er blieb stehen.

Die Mama entschuldigte sich. Sie könne mit Anka heute nirgends mehr hingehen. „Wir essen unsere Wurscht zu Hause. Also ein anderes Mal!"

⁂ ⁂ ⁂

Fred mußte mit Murbach gehen, der ihn in die Weinstube führte.

Es war ein berühmtes Lokal, leer und still wie im Innern eines Tempels. Nur um den letzten Ecktisch war eine Gesellschaft festgewachsen. Fünf weiße Häupter erhoben sich stumm, als Murbach eintrat, fünf alte Hände streckten sich ihm stumm entgegen, der mit seinem waldbraunen Haar, seiner stämmigen Gestalt in dieser Gesellschaft fast unorganisch erschien.

Fred sah sich um. Auf schlanken Holzsäulen ruhten die Wölbungen der farbigen Decke; an den Vorsprüngen der braungetäfelten Wände standen und lehnten edeln Zechens würdige Sinnbilder: grüne Römer, Steingutkrüge, Zinnteller, Humpen, alles echt und gediegen, nicht lackierte Kaffeehaus-Eleganz. Von der Decke aber leuchteten in bunter Schrift die Namen der berühmten Weinorte, geographisch wohlgeordnet: die linke Seite war Niederösterreich: Oberhollabrunn, Vöslau; die rechte Steiermark: Pettau, Radkersburg, Mureck. Die beiden rebengesegneten Marken der Babenberger ließen die Trauben den Zechern gleichsam auf die Köpfe hangen.

Die fünf Herren erhoben wortlos die Gläser und sahen einander beim Willkommtrunk in die Augen. Fred hatte den Eindruck, hier fühle Murbach sich wohl. Hier saß er wie in einer alten Rittertrinkstube, als Kneipant in Trinkerherrlichkeit wie seine Vorväter, hierher floh er alle Abend aus seinem Heim.

Murbach stellte seinen Neffen vor. Es

Digitized by Google

saßen da im Kreis um den eichenen Tisch: Herr Oberlandesgerichtsrat Zahlbrucker, der von seinem Lieblingsinstrument, der Kniegeige, den Weinnamen Obergerichtscello erhalten hatte. Neben ihm mit seinem Patriarchenbart der Herr von Sechsundsechzig... Das war der Oberst Hennenfeind, der noch die Schlacht bei Königgrätz mitgemacht und davon ein steifes Bein behalten hatte. Er trug einen Gummikolbenstock und zeichnete jeden Vormittag den Defensivhaken Benedeks in den Sand des Stadtparks. Und jedesmal gewann er nachträglich die Schlacht, die die „kolossalen Oxen von Anno 66" verloren hatten. Sein Nachbar war Murbachs Schwiegervater, der stumme Cäsar Quirin Himmelfreudpointner, der in einem Kasten der Weinstube ein Geheimbuch aufbewahrt hatte, worin er alle Freuden eintrug, die ihm die Tante Tuba täglich bereitete. Jeden Tag schrieb er heimlich in der Weinstube, und Murbach hatte ihm versprechen müssen, das Gedenkbuch dereinst herauszugeben: des Dulders posthume Rache.

Der vierte war der Junggeselle Professor Franz Rüßler, ein magenkranker Herr mit gelben Zügen, der immer nach Tabakpfeife roch und als seine Familie die Eichhörnchen im Stadtpark betrachtete, die er jeden Morgen liebevoll fütterte. Wenn er abends Paprikahuhn gegessen hatte, konnte er nicht schlafen, und diesem Umstand verdankte die Literatur seine zahlreichen Werke: wo etwas Großes in der Welt vorkam, wurde es in Beziehung zur Steiermark gebracht, obwohl gewöhnlich nichts dabei herauskam. Professor Rüßler, der deshalb der Beziehungsfranzl hieß, wurde durch die Gedenktafeln, die er wehrlosen Dichtern setzen ließ, immer berühmter. Er lebte übrigens in ewigem stillem Hader mit seinem Nachbar, Doktor Heinrich Landsinger, der die Runde abschloß. Denn während Rüßler mit Goethes Besuch in Steiermark kein Glück gehabt hatte — der Mann war eben nicht hereinzubringen —, hatte Landsinger den jungen Hugo Wolf entdeckt, das Liedergenie der Steiermark. Das wurmte Rüßler; aber deshalb hatte Landsinger die glänzenden Augen der Erinnerung. Früher ein ehrlicher Zahnarzt, war später altes Künstlerblut in ihm erwacht und hatte ihn in die Fremde getrieben wie seinen Großvater Franz von Holtei, an dessen Schreibtisch er heute noch Noten kopierte und Empfehlungsbriefe für Musiker schrieb.

Das waren die fünf Schloßbergritter, die Murbach seinem Neffen vorstellte. Sie hoben die weißen Köpfe, sahen Fred langsam an, nickten und tranken weiter. Er wurde als Neophyt behandelt. Er sah die goldenen Tafeln an, die in die braunen Holzwände eingelassen waren und worauf in schönen Lettern Weisheitssprüche standen. Jeder Ritter hatte seinen Leibspruch.

Da standen die lachenden Verse Roseggers:

Der Adam hat d'Liab aufbracht,
Der Noäh den Wein;
Der Davidl 's Zitherschlag'n:
Müss'n Steirer g'west sein.

Murbach aber hatte Hamerlings Trinkspruch gewählt:

Sitzt beim Trunk ein weiser Mann, gottbeseelter Zecher,
Kränzend sich mit Laub die Stirn, kränzend auch den Becher;
Muse rechts, Grazie links wiegend auf dem Knie;
Solch ein Zecher wird berauscht, doch betrunken nie.

Fred mußte insgeheim lächeln. Er drehte die Daumen, las die Namen an der Decke, dachte an Wallstreet und kam sich in dieser Gesellschaft wie ein Säugling vor. Er berechnete im stillen das Gesamtalter der Herren und kam bis in die Miozänzeit. Niemand sagte etwas. Sie saßen und rauchten Zigarren aus weißen Papierspitzen.

Der Abend der „Ritter vom heiligen Schloßberg" wurde durch ein würdiges Schweigen eingeleitet, das das Schweigen vorbereitete, mit dem die Sitzung begleitet wurde. Nur Rüßler hielt es nicht aus. Er war das rieselnde Wasser in diesem Kreis. Die andern tranken stumm und feierlich: es war ein Trunk aus Opposition, nicht der Bauernrausch der Weinphilister. Sie tranken gegen das Zeitalter, das immer vegetarischer und abstinenter wurde, das nicht mehr fröhliche Kräfte zu vergeuden hatte. Sie tranken gegen die Gesellschaft, gegen die Teewasserabende und Karrieremenschen; es war ein religiöser Kult.

Schweigen lag in den leeren Ecken, Schweigen hing aus den grauen Tabakwolken von der Decke herab: die Unterhaltung war in bestem Gange.

Auf einmal kam Leben in den Tempel. Man hörte draußen Stimmenlärm. Ein Rudel junger Leute stürzte lachend herein. Sie schoben eine große Dame vor sich her, die sich offenbar geweigert hatte, und brachten sie glücklich ins Lokal. Die Dame leuchtete wie ein rotes Banner. Sie wurde an einen Tisch gedrängt, bewacht und umringt. Es war die de Laria.

Die jungen Herren trugen kurze Taillenröcke mit großen Knöpfen und hatten Schwarzglanzscheitel, mit denen sie auf die Welt gekommen zu sein schienen, um die steifen, schwarzen Modehüte passend auszufüllen. Sie kamen aus dem Café Kaiserhof und wollten nun, von Welscher geführt, König Murbach besichtigen, den Weisheitssuff der Schloßbergritter ansehen, wie das üblich war. Denn Murbach und seine Genossen wurden in der altdeutschen Weinstube aufgesucht und betrachtet wie eine städtische Sehenswürdigkeit, zu seinem Ärger angestaunt wie die alte Waffensammlung im Zeughaus.

Die jungen Leute, die Murbach „Manschettenrudis" zu nennen pflegte, waren taube Blüten eines rasch reichgewordenen Bürgertums, das selbst aus bäuerlicher Erde ge-

Digitized by Google

kommen war. Sie suchten Jüngst-Wiener Finessen einzubürgern, aber erreichten das Vorbild weltstädtischer Gelassenheit nicht, denn in ihnen war eine letzte Welle von Kraft. Sie fühlten sich ungemein schön im Smoking, nicht wund und weh wie der Dekadent. Im Grund waren sie gut lackierte Stainzer Bauernsöhne, und die Zigarette begleitete sie in allen Lebenslagen.

Die de Laria hatte Murbach erblickt. Es war ihr peinlich. Sie schwankte. Was tun? Sie grüßte hinüber, erhielt aber nur ein stummes Nicken als Gegengruß. Am liebsten wäre sie wieder davon. Sie wußte nur zu gut, wie Welscher und Murbach jetzt zueinander standen. Sie hatte allen Grund, sich's mit Murbach nicht zu verderben, und Welscher war in der Absicht gekommen, seinen früheren Kompagnon lächerlich zu machen! Wenn nur um Gottes willen nichts geschah! Sie nahm ihren Hut nicht ab, blieb im Mantel, erfand eine wichtige Stellprobe für morgen acht Uhr früh; aber Welscher ließ sie nicht aus.

Welscher, der zuletzt hereingekommen war, war ein Herr, der immer mit ausgebogenen Armen ging, als ob er beiderseits in wichtige Personen eingehängt wäre, wobei er mit den letzten zwei Fingern seine berühmten breiten Manschetten hielt. Er hatte einen Champagnerkübel aufmarschieren lassen. Jetzt stießen sie alle an. „Hoch das Wachsfigurenkabinett!" schrien sie halb unterdrückt.

Sie meinten die Schloßbergritter, die für ihre Augen nur mimisch saßen, nur mimisch tranken. „Hoch das Wachsfigurenkabinett!"

Sie warfen sich in die Stühle zurück. Ihr Lachen knatterte durch den stillen Raum.

Mit einem Ruck stand Murbach auf.

Totenstille.

„Herr von Goroschetz?" fragte er Welscher drohend. Er hatte eine Miene, als wolle er ihm den Kopf obreißen.

Doktor von Welscher zuckte zusammen. Sein Vater hatte den Beamtenadel erworben, das Prädikat Edler von Welscher. Der Familienname war Goroschetz gewesen. Der Sohn aber hatte allmählich den slovenischen Goroschetz abgestoßen und das deutsche Prädikat zum Namen erhoben.

Murbach stand drohend. Seine Stimme klang gefährlich. Es konnte unangenehm werden.

Welscher tat, als ob er nichts gehört hätte. Die de Laria wurde kalkweiß im Gesicht. „Um Gottes willen, jetzt gehen sie mit Messern aufeinander!" Sie griff nach Welschers Arm. Er war ihr bester Freund. Ihr Berater. Aber ihren Murbach brauchte sie auch.

Sie erhob sich mit nervöser Entschlossenheit. „Meine Herren, bitte, lassen Sie mich 'raus! Bitte, lassen Sie mich!"

Sie nickte Murbach mit aller Freundschaft zu, die sie in diesem Augenblick aufbrachte, schwebte an seinen Tisch heran: „Entschuldigen Sie vielmals ..." und ging in erregtem Bogen hinaus.

Die jungen Herren rissen ihre Röcke vom Ständer und liefen ihr nach, zurückrufend, zuredend, bedauernd.

Welscher ging allein und zuletzt hinaus. Er zahlte für alle. Er rauchte eine Zigarette an, blies hoch in die Luft und pfiff laut. An der Tür drehte er sich noch einmal lässig, herausfordernd um; aber er wurde von der de Laria hinausgezogen.

Murbach hatte sich wieder hingesetzt. Er hob seinen Römer, trank ihn aus und stellte ihn schwer hin. Das gleiche taten die anderen. Fred lächelte.

Schweigen lagerte sich wieder über die Schloßbergritter. Der Kellner kam auf den Zehen und brachte frischen Riesling, das trinkbare Gold. Sie tranken weiter. Weinträume kamen, ihr inneres Auge sah alles größer. Gegen Mitternacht hob sich die Decke, die Säulen schwebten davon, die Dinge der Welt lagen ohne Hülle, des Auges Düsterung verging. Sie sahen ihre Stadt, strahlend wie auf dem Berg Sinai, die erste des Universums! So machten die edel Berauschten Entdeckungsfahrten ins Land der Phantasie, erholten sich von der Wirklichkeit, sahen die Heimat mit dem mystischen Auge des Herzens — und glaubten daran. Als sie dann still auseinandergingen, waren alle hochbefriedigt. Sie fühlten sich wie Jünglinge. Sie hatten ihre Gegner aus dem Feld geschlagen, sie hatten ihren Hauptfeind, das Alter, wieder einmal überwunden und waren nüchtern in der Trunkenheit.

⁂ ⁂ ⁂

Fred empfahl sich eilig. Er dachte an den „Fliegenden Holländer", an die wundersame Senta.

Murbach ging allein durch die Nacht nach Haus. Als er vor der Villa stand und die Gartentür aufschloß, sah er auf dem Vorsprung des Gitters eine dunkle Gestalt sitzen. Er blieb stehen. Sie rührte sich nicht. Der Regen fiel leise. Die Fenster waren dunkel. Murbach ging ganz nah heran. Er ließ auf den dunkeln Klumpen einen Strahl aus seiner Taschenlaterne fallen. „Was machen Sie da?"

Er sah einen jungen Menschen in seinen Havelock gehüllt. Jetzt hob der sein fahles Gesicht aus den Händen und wehrte mit der Rechten das Licht ab, erwachend, ängstlich.

Lois Spittaler aus Villach!

„Was machen denn Sie da?"

Doktor Murbach kannte den Kärntner Studenten flüchtig. Er hatte ihn manchmal in seinem Haus gesehen und Späße über den Romantiker gehört.

„Wünschen Sie etwas?" Aber Spittaler war schon aufgesprungen, sah ihn einen Augenblick wortlos an, machte eine Gebärde, als wolle er sprechen, schnappte nach Luft und verschwand im Dunkel. Murbach sah ihm nach. Wie sonderbar, wie sonderbar ...

Lois Spittaler hatte schon über eine Stunde dagesessen und nicht Regen, nicht Kälte gefühlt. Er betrachtete nur den Schatten am

Digitized by Google

Fenster. Sie kämmte ihr Haar. Sie war aufgestanden. Warum? Manchmal näherte sich ihr Schatten dem Fenster, spielte im Vorhang, wurde langgezogen und verschwand wieder. Manchmal war sie selbst dicht am Fenster. Dann stand sie wieder im Licht, und er genoß die Neigung ihres Nackens, ihres Halses wie den Bug eines schönen Schiffs, eines Schwans, einer schönen Melodie. Er genoß mit der Wehmut des Aussichtslosen.

Er stand auf und schaute verklärt. Er setzte sich wieder hin, wenn sie verschwunden war, den Kopf in den Händen. Gestalten Etea Hoffmanns umflogen ihn. „Du bist wie Serpentina! Und ich? Ach ich, der Herr Spittaler, bin wie Anselmus!"

Diese Liebe zerfleischte sein Herz, sie zerstörte seine Gesundheit; aber durch die Schmerzen, die sie verlieh, machte sie ihn selig. Die Schmerzen kamen von ihr! Er gab ihr alles und empfing nichts, ja er war der einzige gewesen, der einzige von allen, der sich über ihre Rückkehr gefreut hatte, und gerade ihn warf sie hinaus wie einen lästigen Köter.

Er hätte ihr allen Schmuck Dalmatiens um den Hals gelegt, wenn er gewußt hätte, daß ihr einer fehle. Und wenn er es gekonnt hätte. Er hätte diese Frau mit Kleidern umdichtet, wenn sie arm gewesen wäre. Dieses Gefühl war das Rosengewinde um sein ärmliches Leben, ihr Bild umschwebte den Schreibtisch, woran er die Romantik studierte. Von dieser Liebe lebte er, an ihr siechte er dahin. Die Liebe der Aussichtslosen ist die reine, ungefälschte. Denn diese Liebe schenkt nur und wird immer reicher durch Verschenken, sie verheert und beglückt, sie tötet und stachelt zu neuem, heißem Leben. Und am Ende von allem steht die Hoffnung, steht das Weib, das immer begehrenswerter wird, weil es sich niemals gibt.

⁂ ⁂ ⁂

Spittaler war mit seinen Anselmusgedanken am Gitter neben dem dicken Baum gesessen, als durch die Nacht die grellen Augen eines Autos heranleuchteten, spähend, jagend. Schon war es da. Tagweiß war der Straßenboden erhellt. Schon hielt es vor der Villa, gerade als ob es Spittaler abholen wollte. Es surrte und fauchte. Ein Herr sprang heraus. Im gleichen Augenblick ging oben das Fenster auf. Wie auf ein Stichwort. Fritzl! Ein beeiltes Hin- und Herflüstern.

Spittaler lauschte gierig; aber es war nichts zu verstehen. Der Regen fiel, und die Maschine ratterte.

Er sah, hinter dem Baum geborgen, den dunkeln Frauenkopf, das Haargespinst mit den weißen Lichträndern. Sie beugte sich, sagte etwas durch die vorgehaltene Hand; der Herr schwenkte seinen Hut um den Kopf wie eine Fahne. Er mußte eine süße Botschaft gehört haben ...

Es war Herr Flitsch.

Ihr Arm schimmerte hell durchs Dunkel. Sie winkte Abschied, als wäre sie gern mitgefahren, während Herr Flitsch, den Rücken voran, eilig zurückging. Oft und oft winkte der Arm, und jedesmal rief Spittalers Herz sein Weh aus.

Tosend kehrte das Auto um, als sei es sein Recht, hier zu lärmen, und schoß gespenstig davon. Spittaler sank vor dem Gitter zusammen. Herr Flitsch! Und immer wieder Herr Flitsch! Als ob einer der spukhaften Grauensträume Etea Hoffmanns Wirklichkeit geworden wäre!

Dann war Murbach gekommen, der andere Glückliche! Wie vom Satan geschickt kamen sie, die ihren Hals umfangen, ihren Nacken küssen, die Ringe an ihren Fingern drehen durften. Und er saß da mit dem eignen Gesicht in der Hand.

Er rannte im Fieber davon. Sein Kopf wirbelte, als ob sich eine Glasscherbenkrone herumdrehte. Er lief über die Glacisstraße durch den Park, über die Murbrücke, fort, fort, in dunkle Quartiere. Es jagte ihn wie der Sturm die Feuerfunken. —

Lange war Murbach gestanden und hatte ihm nachgesehen. Was mußte in dem überschüchternen Studenten vorgegangen sein, daß er plötzlich unhöflich wurde? Er schaute hinauf. Das Schlafzimmer lag im Dunkeln. Sie hatte nicht gewartet. Sie schlief mit ihrem Geheimnis. Er tappte ins finstre Haus. Alles lag heute im Dunkel.

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Tag trat ein stattlicher Herr mit wohlwollend wehendem Vollbart ans Bett der Frau Fritzl, wo er lebhaft begrüßt wurde. Er verbeugte sich exakt, stemmte den braunen Bart gegen die weiße Weste, fuhr dann plötzlich mit der rechten Hand hinter den Rücken, wo die Linke etwas gehalten hatte, und zauberte ein frisches Veilchenbukett hervor, das er Frau Fritzl strahlend überreichte. Frau Fritzl hielt es dankbar an die Nase, und das Strahlen war nun auf ihrer Seite. Doktor von Hupfer, der Spender, war ein Arzt mit Blumen. Er verstand Frühling in dumpfe Krankenstuben zu tragen und wirkte damit unwiderstehlich: sein Frühling erfrischte die Leidenden und hielt andere, blumenlose Ärzte fern. Früher war Doktor von Hupfer Blinddarmist gewesen, hatte sich dann auf die Damennerven geworfen, die in der Elisabethstraße immer aufs neue wuchsen, hatte ein Sanatorium in den Wäldern der Umgebung aufgeschlagen und beschränkte sich auf eine gewählte Praxis: nur Theaterkreise, Automobilklub, Gebiete, die ebenso einträglich wie auszeichnend waren. Er behandelte nur vornehme Nerven, wurde in Krankenhauskreisen, von bürgerlichen Schnupfen- und Hustenkollegen in mißgünstiger Weise der Nervenhupfer genannt.

Nun saß er ängstlich forschend am Bett, und während er den weißen Arm der Patientin sanft am Puls hielt, erzählte er Geschichten, an denen er unerschöpflich war: Verhältnisse, Freundschaften und Zusammenbrüche, vermied es aber in taktvoller Weise,

Digitized by Google

Frau Fritzl nach der Ursache ihrer Rückkunft zu fragen, die er bei der nächsten Patientin zu besprechen gedachte. Dann ließ er den Arm los, legte zwei Gebetshände spitz an den Mund und ließ sich die Krankheitsgeschichte ausführlich vortragen. Alles stimmte.

„Gnädige Frau haben eben ein labiles Nervensystem," erkannte er am Schluß der Erzählung und teilte die Diagnose wie ein Lob mit. Wenigstens faßte Frau Fritzl das labile Nervensystem als eine interessante Charaktereigenschaft auf, fühlte sich damit glücklich und äußerte: „Acht, vierzehn Tage, mein' ich, werd' ich halt liegen müssen, nicht wahr? Bis zur ‚Walkür' hoff' ich —"

„Hoff' ich auch!" bestätigte Herr Hupfer und strahlte ihr Entzücktheit aus seinem schönen Auge zu. „Ausgezeichnet! An Ihnen ist ein Arzt verloren gegangen, Gnädigste!" bemerkte er.

Er verschrieb das Nötige, gebot noch einmal Bettruhe bis zur „Walküre", womit Frau Fritzl einverstanden war, denn sie gewann Zeit und brauchte das Ereignis nicht zu versäumen.

Doktor Hupfer stand auf.

Bevor er sich jedoch verabschiedete, zog er aus der Tasche seines Kaiserrocks einen Bogen, faltete ihn verheißungsvoll auseinander und murmelte: „Es trifft sich, meine Gnädigste, eigentlich famos, daß Gnädigste sozusagen indisponiert sind und ich die Ehre habe, Sie besuchen zu dürfen, denn —" er betonte das Denn, so daß er einen Spannungseffekt erzielte — „Gnädigste, werden wohl auch die Unterschrift, die werte Unterschrift, — nicht wahr? Es handelt sich ja um eine gewissermaßen nahestehende Dame: Frau de Laria, die unserer Bühne durch das kunstliebende Publikum erhalten bleiben soll —"

Mit graziösem Ruck reichte er den Bogen Frau Fritzl, die den Text sogleich zu buchstabieren begann und die darunter stehende Reihe von Unterschriften studierte.

Es war einer der Bogen, die in jeder Spielzeit die Runde durch die Gesellschaft machten und immer zugunsten eines in seinen Rechten gekränkten Künstlers umliefen. In jeder Spielzeit gab es Künstler, die verletzt worden waren, da eine eigensinnige Direktion die besten Elemente immer verkannte, sie zu wenig oder zu schlecht, meistens aber gar nicht auf die Bühne stellte. Und wenn es nicht triumphierende Gesichter von Fachkollegen gegeben hätte, die eben „zu oft" beschäftigt wurden, hätte man meinen können, das Theater bestehe nur aus verkannten Talenten.

Aber ob alt, ob jung, ob Held, ob Pferdesattler, jeder der Verkannten hatte seine Garde, die mit ihm jubelte, mit ihm litt, die um seinetwillen kam, um seinetwillen wegblieb. Diese Leute hießen Bogenschützen; sie verbanden die Energie von Märtyrern mit der Geschütztreue von Kanonieren. Plötzlich erschien ein geheimnisvoller Bogen, ein Aufruf, der einen unerträglichen Zustand abzustellen, Ordnung einzuführen und dem Direktor Wahrheiten in Form von Bitten zu sagen suchte.

Am nächsten Tag las man den Text in allen Zeitungen, fett gedruckt, als offenen Brief an den Direktor. Das Publikum wurde mitgerissen und wußte nie, von wem das ausging. Man hätte meinen können, der liebe Gott habe inseriert.

Diesmal hatten die Bogenschützen der de Laria einen geharnischten Aufruf entworfen: „An Direktor Cornexl! Sie werden aufs dringendste ersucht, Fräulein de Laria in ihren Glanzrollen auftreten zu lassen. Namentlich wäre es geboten, dieser unvergleichlichen Künstlerin die neue Isolde zu geben, damit auch die Gerüchte von einer Kündigung verstummen. Vierhundert eifrige Theaterbesucher." Das war packend. Eine Kriegserklärung.

‚Die neue Isolde,' das war das Ereignis der Spielzeit. „Ein ganz verrücktes Stück," hieß es, „aber sensationell: von einem Hiesiegen!"

Die Sache stand besonders gefährlich, und Hupfer erzählte, was gestern geschehen war. Cornexl spielte jetzt sichtlich die Lussin aus, die zwar scharf wie ein Messer singe, aber billiger und für den Augenblick sensationeller sei als die de Laria. Cornexls Politik gehe nur aufs Sensationsmachen, besonders wenn es sich mit der Billigkeit verbinde. Die de Laria, die einige kleine Schulden habe, sei, was ja natürlich ist, mit einer Gagenerhöhung gekommen, Cornexl habe mit Grobheiten geantwortet, um eine Herabsetzung zu erzielen. Es gab ein Aneinanderkrachen in der Direktionskanzlei, Cornexl sei massiv geworden, habe die Gräfin eine vierzigjährige Wunschmaid genannt, ihr gleich ein paar ihrer Rollen abgenommen.

„Ja, ja," meinte Hupfer und betrachtete sich im Toilettespiegel, „ja, ja ... was wollt' ich sagen? Ja! Sehen Sie, eine Dame paßt nicht unters Theater. Das ist eine andere Welt. Die Rolle der bürgerlichen Wohlanständigkeit ist die einzige Rolle, die einer wahren Komödiantin nicht liegt. Und Frau de Laria ist eine Dame, so gar keine Komödiantin. Lächerlich: so alt! Sie kann dreißig, fünfunddreißig sein, höchstens sechsunddreißig —"

„Vierzig!" warf die Fritzl ein. „Vierzig schon!"

Aber wo denn! Dreißig ... ich bitt' Sie ..."

„Vierzig!"

Und nachdem das Alter der Freundin in einer Ausgleichshöhe festgelegt worden war, unterschrieb Frau Fritzl mit ihren Kinderbuchstaben. Die Schmuckgeschichte war ja recht peinlich: man mußte die de Laria bei Stimmung zu erhalten trachten.

Professor von Hupfer lächelte verstohlen. Fritzls Kratzfüße belustigten ihn.

Die Patientin roch zum Dank an den Veilchen. Er steckte den Bogen hochbefriedigt zu sich, stemmte den braunen Bart an die Hemdbrust, stellte sich noch einmal an der

Digitized by Google

Tür auf und verschwand exakt, wie er gekommen war.

Als Professor Hupfer die Vorzimmertür schloß, kam Murbach gerade aus seinem Zimmer. Er nickte ihm bitter nach.

Fräulein Copia saß im Vorzimmer in ihrem gestreiften Kattunkleid auf dem Sessel. Sie hatte auf den Knien ihr Buch, die Memoiren der Frau von Guyon, und strickte. Sie fühlte sich in diesem Leben so eingesperrt wie die Guyon in der Bastille. Deshalb las sie schweigend dieses Buch. Murbach sah sie an, während er seinen Winterrock von der Wand nahm. Sie schaute auf, erhob sich und wollte ihm in den Mantel helfen. Aber er wehrte sie ab. „Nein, nein — das darf nicht einmal der Kaiser!"

Er hatte die Hand auf die Klinke gelegt und schaute zurück. Das alte, treue Gesicht! „Hast jetzt wieder zu tun bekommen . . .?" fragte er leise, indem er mit dem Kopf nach Fritzls Schlafzimmer und dann in die Richtung deutete, in der Hupfer abgegangen war.

Fräulein Copia lächelte ergebungsvoll. Ihr ganzes Leben hatte sie in Vorzimmern gesessen. Sie war eine Nennkusine der Fritzl, aus einer armen Linie der weitverzweigten Dynastie der Himmelfreundpointner, und gehörte zu den stillen Menschen, die immer lächeln, die niemandem im Weg stehen und jedem helfen wollen. Lange Jahre war sie Anstandsdame im Mädchenlyzeum gewesen, hatte dort im Korridor gesessen — „die alte Copia" als sie noch jung war! — und dann, als Murbach heiratete, war sie von ihm ins Haus genommen worden. Sie besorgte die hundert unscheinbaren Kleinigkeiten der häuslichen Frauenarbeit, die niemand sieht und niemand schätzt, sie nahm Fritzl alles ab, und unter ihren stillen, alten Händen arbeitete die Maschine klaglos, ohne Knarren. Sie nähte, flickte, wusch und putzte und saß doch immer nett und rein in ihrem Vorzimmer bei den Memoiren der Frau von Guyon, der armen Gefangenen der Bastille. Alle Sonntage früh ging sie in die Kirche. Sie wollte es nicht wahrhaben, davon nicht sprechen. „Nur nicht lästig fallen!" war ihr Lebensmotto, und danach lebte sie. Man wußte nicht, wie alt sie war, ob sie krank, ob sie gesund, man wußte nicht, was hinter diesen Apfelrunzeln lebte, welches Herz sich unter dem Kattunkleid sehnte. Nur Murbach wußte es. Er kannte das Geheimnis, die Geschichte dieses stillgewordenen, alten Provinzmädchens, aber er ließ es nie merken.

Heute kam es plötzlich merkwürdig über ihn, als er sie ansah. Sie hatte sich wieder gesetzt und las. Er betrachtete den dünnen Scheitel mit seinem altblonden Fräuleinshaar. Er trat noch einmal von der Tür weg und legte ihr die Hand auf den Kopf.

Sie sah auf. Er sagte langsam und leise: „Du guter Kerl!" und ging hinaus.

Frau Fritzl, die gehofft hatte, ihre Unterschrift werde auf die de Laria großartig wirken, täuschte sich. Es kam ganz anders.

Sie erschrak schon, als die Freundin bei der Tür hereinsegelte. Ihr Händedruck, ihre Erkundigungen, ihr Bedauern — alles hastig und obenhin. Sie war ganz verändert. Sie mußte etwas auf der Leber haben und begann auch gleich von ihren Angelegenheiten. Wie eine Meereswoge brach sie rauschend auf das Sofa hin und rief: „So leid es mir tut, ich muß meinen Schmuck haben! — Ich muß alles zu Geld machen!"

Fritzl erbleichte. Sie mußte mit der Wahrheit heraus.

Stockend und stotternd erzählte, bekannte, beichtete sie: Verloren! Oder verlegt. Sie wußte nicht. Alles sagte sie, alles, bis auf einen Punkt: Flitsch. Aber sie rührte die de Laria nicht.

Die Künstlerin war langsam aufgestanden. Mit großen Brunhildenschritten ging sie auf und ab. Dann blieb sie plötzlich stehen. „Verlooooren?" Fürchterlich rollte das dramatische R.

Fritzl vergaß Hupfer und ihre Krankheit, rutschte aus dem Bett, eilte auf die Freundin zu, umarmte und beschwor sie. Sie war völlig ratlos.

„Und gar keinen Anhaltspunkt?" fragte die de Laria. „Hast du nicht einmal versucht es anzuzeigen? Mit deinem Mann zu sprechen?"

„Um Gottes willen, nur nicht Polizei und mein Mann!"

Sie war bereit, ein Vermögen zu geben, sie wollte alles tun, alles veranlassen, herbeischaffen, besorgen, sie wollte helfen —

Nach einer Pause des Nachdenkens sagte die de Larie: „Mit zwei- bis dreitausend Kronen wäre mir geholfen. 'ne Bagatelle, nich' wahr? Aber sollst mal sehen, wenn ich im Herbst meine Opernschule eröffne, meine Liebe, mit einem Schlag bin ich 'raus! Aber was Opernschule! Fällt mir gar nicht ein. Wir gehen an die Adria. Bist mein Gast. Mein wundervoller Palazzo am Meer, sollst mal sehen! Oder ich verkaufe den ganzen Plunder. Ich hab' es satt! Sag' mal, hast du Sekt?"

Fritzl würgte und schluckte. „— tausend? Zwei- bis dreitausend? Nicht hundert?"

Aber sie hatte nicht mißverstanden. Die de Laria meinte tausend, und Fritzls Nerven wurden jetzt wirklich labil. Es flog in ihr.

Ihre Natur hatte auf einmal Schwung bekommen. Sie bestellte bei Fräulein Copia Sekt, entschuldigte sich, daß nur Asti im Haus sei, und als die Flasche kam, trank sie mit der de Laria um die Wette.

So schnell hatte sie in ihrem Leben noch nicht gesprochen und getrunken. Sie versprach alles. „Bis morgen, längstens übermorgen . . . nur nicht bös sein, ich bitte dich . . . ein Unglück! Und ja nichts sagen! Niemandem ein Wort! Wer braucht zu wissen, daß es dein Schmuck war? Hast du Appetit?"

Digitized by Google

Die de Laria hatte Appetit, und so ließ Fritzl noch ein Frühstück kommen, das für den Augenblick eine Besänftigung herbeiführte.

Fritzl hatte bisher nur das heitere Gesicht des Lebens gesehen, Theater, Unterhaltung. Nur Herbert war dazwischen gekommen.

Aber sonst waren alle Dinge leicht, man brauchte keinerlei Stellung zu nehmen, es ging sie auf der Welt eigentlich gar nichts an. Nun, auf einmal sah sie die finstern Mienen des Lebens.

Woher das Geld nehmen? Woher die Riesensumme? Wer borgte ihr dreitausend Kronen? Da saß sie in ihrer Villa und hatte nichts. Und ihr Mann hatte alle Schlüssel und fragte immer: „Wozu?" Immer ihr Mann, überall der Mann!

Die de Laria ließ es sich schmecken. Während sie eine Sardine enthäutete, sagte sie: „Weißt du, Fritzl, sag' mal, könntest du mir nicht — aber nimm mir's nicht übel — augenblicklich zweihundert Kronen leihen? Oder hundert? Ich habe diese schreckliche Frau Flögl auf dem Hals. Nein, ich bleib' dort nicht. Um keinen Preis! Ich ziehe ins Hotel. Ach, ich hab' ja kein Heim, ich liege auf der Straße. Soviel schöne Wohnungen stehen leer, und ich bin obdachlos. Kein Heim! Das ist der Dank, wenn man sich künstlerisch ausgegeben hat! Leih' mir wenigstens fünfzig Kronen. Oder dreißig. Nich' wahr?"

Fritzl fühlte Mitleid: dreißig Kronen! Sie war selig, sie konnte helfen. Sie umarmte die de Laria in ihrer Freude und lud sie ein, anfangs verlegen, aber immer kühner, bei ihr zu wohnen. Die große Villa stehe ja halbleer. „Wir wohnen im Parterre." Und das Balkonzimmer im ersten Stock sei schön möbliert, und tausendmal lieber als irgendwem andern räume sie es der de Laria ein. „Du genierst uns gar nicht! Ob wir für zwei kochen oder für drei, ganz einerlei. Nicht wahr, du sagst nicht nein?"

„Ist auch 'n Bad dabei?" erkundigte sich die de Laria.

„Ja, auch ein Bad. Du wirst es herrlich haben!" ‚Und ich bin aus aller Ungelegenheit heraus,' setzte Fritzl in Gedanken dazu. Sie gab der Freundin rasch das nötige Geld und erkundigte sich, wann sie übersiedeln wolle. „Es wird herrlich sein. Nur bald, nur recht bald . . ." Sie unterbrach sich: „Da fällt mir etwas Glänzendes ein: Einzugsfeier! Mein nächster großer Teeabend soll dir zu Ehren stattfinden. Ich lade alle ein, unsern ganzen Kreis, alle unsere Freunde, Direktor, Kapellmeister, und — ja! — die Herren von der Presse. Da hast du alle wunderschön beisammen: das ist hundertmal mehr wert als Aufrufe und Unterschriften. Mit einem Schlag hast du gewonnen! Wenn man die Leute persönlich kennt, geht alles — —"

„Nur bitte ich das eine," unterbrach die de Laria, und sie strahlte schon ein wenig — „gib die Gesellschaft ja nicht an einem Freitag. Freitag, weißt du, nicht! Und den Doktor Müller, bitte, bitte, den lade nicht ein, der hat den bösen Blick, das ist mein Feind. So oft ich singe, hat der Mann etwas auszustellen. Ich habe Cornexl mal gesagt, der Mensch bringt mich ganz aus dem Konzept, der Mensch darf nich' ins Theater. Aber Cornexl und seine Künstler schützen! So klein ist er vor der Presse!" Sie zeigte den niedrigen Abstand mit der Hand.

Fritzl war ganz Sonnenschein nach dem Gewitter. Alles fügte sich so köstlich und so spielend, nachdem es erst wie Unglück ausgesehen hatte.

Einige Tage später zog die de Laria in die Villa Fritzl ein. Sie brachte keine Lorbeerkränze mit, denn eine vornehme Künstlerin besaß nicht, was jeder Tenor besitzt. Sie brachte Bilder von der Materna, der Brand, der Lucca, der Patti, alle mit wunderschönen Widmungen. Sie brachte ein Album mit Kritiken und eine Bronzebüste: Joseph Kainz als Hamlet.

Fritzl war noch nie in so vergnügter Stimmung wie an dem Tag, wo sie die Wirtin der de Laria wurde. Sie hatte mehr Glück, als sie dachte. Denn sie sollte auch in den Besitz von Geld gelangen, schneller als sie vermutete, beinahe durch ein Wunder.

⁂ ⁂ ⁂

An einem dieser Tage war Murbach plötzlich an das Bett seiner Frau getreten. Sie hatte kein angenehmes Gefühl dabei. Was wollte er?

Er steckte seinen grünen Hut in die Tasche und rauchte eine Virginia an, was auf die Absicht einer längeren Unterredung schließen ließ. Er setzte sich nieder. „. . . . lieber wäre es mir schon gewesen, wenn wir Fred ins Haus genommen hätten statt einer Fremden. Aber — wie du willst." Murbach schlug ein Bein über das andere und saß mit geballten Fäusten. „Sag' einmal, Fritzl, was fehlt dir eigentlich?"

Sie war ungehalten, aber sie wagte nicht, es ihm zu zeigen. Sie war verwirrt von seinem Blick, von seiner Frage. „Was mir fehlt? Ein labiles Nervensystem, sagte Hupfer. Gott, wie soll ich das erklären? Männer wissen selten, was uns Frauen fehlt."

Er schüttelte den Kopf. „Was fehlt dir?"

„Also, ein labiles Nervensystem . . ."

„Das glaub' ich dir nicht," sagte er ruhig. „Dir fehlt ein Betrag von achthundert Kronen!" Er sagte das so ruhig wie ein Untersuchungsrichter, der schon alles weiß. Und ihr war zumute wie einem Bankdirektor, dem man sagt: ‚Herr, schwindeln Sie nicht, Sie haben die Depots verspielt.' Sie ließ den Blick fallen.

Murbach verfolgte ihre Augen und ergänzte: „Siehst du, das fehlt dir. Und damit du nicht länger im Bett zu liegen brauchst und Komödie zu spielen, wozu dir übrigens jedes Talent fehlt — hier ist dieses Geld!" Er zog aus der Brusttasche einen Brief, aus

Digitized by Google

Der Sieger von Metz. Zeichnung von Prof. Leo Samberger

Herz, laß dich in Erz verwandeln
Und eiserne Mauern!
„Die Pflicht heischt jetzt handeln,
Nicht trauern."

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

dessen Umschlag er einige Banknoten herauszog, die er langsam auf die Bettdecke zählte. „Hier. Achthundert. Das Geld ist mir gestern zugeschickt worden, und der Übersender schrieb dazu —“ Er setzte seinen Zwicker auf und las: „... damit niemand glaube, ich sei ein Dieb, sende ich hier die Summe, die Frau Fritzl ebenso vermissen wird wie ...“ Er faltete den Brief zusammen und steckte ihn in den Umschlag. „Dir fehlt nämlich noch etwas. Außer dem Geld und — dem Nervensystem fehlt dir — ein Schmuck. Jawohl!“ Er sah sie streng an. „Ein Schmuck. Und dir fehlt er ebenso wie unserer neuen Hausgenossin. Den hab' ich aber nicht!“

Mit Geringschätzung hatte er nach der Richtung gedeutet, wo Frau de Laria wohnte. Jetzt flammte er Fritzl an. Er stellte ihr vor, in welche peinliche Lage sie ihn mit dieser Schmuckgeschichte gebracht habe. Die de Laria werde nicht zögern, überall, wo es gut schien, zu erzählen, die reichen Murbachs hätten sich von ihr Schmucksachen geborgt, und die reichen Murbachs gäben diese Sachen nicht zurück. Nun sei man dieser Dame ausgeliefert, und das Peinlichste: man könne ihr ihren Schmuck nicht geben — nicht zurückstellen, ja, nach allem, was der Brief sagte, nicht einmal ersetzen. Was sich mit Geld ordnen lasse, sei immer noch am leichtesten zu ordnen. Wenn aber Geld versage? Ein Familienerbstück lasse sich nicht bezahlen. Damit hätte man aber ganz anders umgehen müssen. „Wozu, sag' mir, borgst du dir fremde Sachen aus! Aus einem mir noch ganz rätselhaften Grund hat sich jemand in den Besitz dieses Schmuckes gesetzt. Vielleicht hat der Schmuck für ihn irgendeinen Wert, vielleicht war er ein Gläubiger — Künstlerinnen sollen ja welche haben —, der sich auf eine allerdings seltsame Weise bezahlt gemacht hat. Oder es war ein Feind, ein Neider — auch die sollen Künstlerinnen haben —, der die de Laria in Verlegenheit zu bringen gedachte. Die Sache wird mir immer rätselhafter, je länger ich darüber nachdenke. Sag' mir, hast du gar keinen Verdacht? Es gibt auch vornehme Diebe, Herren, die nicht mehr nehmen, als sie brauchen ... Wer hat also den Schmuck genommen? Was glaubst du?“

„Ich glaube gar nichts. Es hat ihn ja niemand genommen, kein Mensch war ...“ rief Fritzl sich verzweifelnd windend. „Ich habe ihn verloren. Niemand hat ...“

„O ja, jemand hat! Und um dir's zu erleichtern, vielleicht kann ich deinem Gedächtnis etwas nachhelfen: Wer war zuletzt bei dir? Damals vor deiner letzten Wiener — Fahrt?“

Bei dieser schrecklichen Frage wurde Fritzl ganz übel. Sie wäre am liebsten aus dem Bett gesprungen und davongelaufen. Aber der entsetzliche Mensch mit seinen Fäusten und Augen war wie ein Scharfrichter. Sie würgte: „Die Copia war da, die de Laria, sonst niemand, niemand!“

„Denk' nur nach. Vielleicht fällt dir noch ein Name ein, ein Name, den ich nicht aussprechen will ...“

„Aber niemand, niemand!“

Murbach stand mit einem Ruck vom Sessel auf und legte die Zigarre aufs Fensterbrett. Dann kam er zurück. „Einerlei. Ich weiß nicht, war er da, war er nicht da, oder wo er sonst noch war und wo du warst — einerlei! Du liebst ja, deine Angelegenheiten zu verhüllen, aber du zwingst mich, einen Namen auszusprechen, den ich lieber ungenannt in diesem Hause wissen möchte, und ich sag' ihn dir auf den Kopf zu: Herr Flitsch!“

Er sah sie drohend an und wartete.

Sie zitterte. Sie setzte sich im Bett auf. Sie würgte zwischen Lachen und Weinen. Jetzt hielt er Flitsch für einen Dieb. Der Mann war wahnsinnig! Aber sie wagte nicht zu sprechen.

„Wer denn sonst? Wer hätte denn Interesse daran?“ Er ging mit schweren Schritten auf und ab. Der Boden zitterte. „Dieses Individuum!“

Fritzl wurde der wirbelnden Gedanken nicht Herr. Jedenfalls wünschte sie zu sterben, um nichts mehr zu hören.

Ja! Flitsch war — zuletzt bei ihr. Ganz allein.

Ein paar Minuten. Die Tasche stand im Zimmer. Sollte es möglich gewesen sein? Das Undenkbare denkbar? Sie sah ihren Mann angsterfüllt an. Was würde dann kommen? Murbach war kein Mann des leichten Wortes. Wie er dort stand, in den Boden gewachsen mit seiner Überzeugung, schloß er jeden Zweifel aus. Er mußte mehr wissen. Vielleicht hatte er noch andere Briefe bekommen, Erkundigungen eingezogen. Oder Copia? Aber Copia war doch fort gewesen! Oder eine der lieben Freundinnen? Frau Zwickein, Frau Scheerbeck? O, man war bewacht von hundert Augen! Und zwei Augen hatten genügt, um Flitsch aus der Villa gehen zu sehen, eine liebe Hand hatte genügt, einen Brief an Murbach zu schreiben, da hatte man's! Die lieben Freunde!

Sie weinte. Sie drehte sich um, und er sah die hübsche Frau mit zitterndem Rücken in die Polster schluchzen. Aber sie rührte ihn nicht. Er mußte hart sein. Er bedeckte den zausigen Schnurrbart mit der Hand und sah sie an. Die Sorge, die Sorge ...

Nach einer Weile sagte Murbach: „Du darfst mich nicht mißverstehen, liebe Fritzl. Ich gönne dir deinen Herrn Flitsch. Er liebt dich, wie er hundert Frauen liebt, ich warne dich auch nicht. Wenn man Frauen vor Gefahren warnt, dann laufen sie erst recht hinein. Ich gönne dir Herrn Flitsch und sogar so sehr — daß ich dich bitten möchte, gehöre ihm ganz an!“

Fritzl warf sich herum, sie sah ihren Mann mit einem Ausdruck an, der zwischen Entsetzen und Unglauben schwankte.

„Ja, siehst du, liebe Fritzl, wir sprechen

Digitized by Google

ja nicht viel miteinander. Heute will ich dir also sagen: ich bin ein Freund des reinen Tisches. Entweder — oder. Nimm deinen Flitsch, heirate ihn, geh unters Theater! Dann werde ich deinetwegen keine Briefe mehr bekommen, dann werde ich mit mir in Frieden leben! — Aber, liebe Fritzl, mir scheint — du bist ja erschrocken?"

Er hielt auf seinem Marsch durchs Zimmer inne. Er bedeckte den Schnurrbart mit der Hand. Mit vernichtender Ruhe, wie der Richter, wenn er das Urteil verkündet, sagte er: „Du hast ein leeres Herz! Du magst mich nicht, magst dein Haus nicht. Du hast nur den Theaterkoller. Also gut. Irgend etwas muß der Mensch ja haben. Der eine hat die Kirche, der andere hat die Astronomie, der dritte die Touristik, du hast das Theater. Gut. Dann mußt du aber auch den Mut zu deiner Romantik haben. Man nennt dich allgemein Theaterfritzl. So sei es wenigstens ganz! Aber du willst Romantikerin mit Renten sein, Geliebte, eine sicher Verheiratete! Du sagst nicht: mein Mann oder Flitsch, nein, du sagst: alle beide! Du liebst Herrn Flitsch mit meinem Namen, mit meiner Villa! Du bist eine der Frauen, die immer in einem Roman leben müssen, die sich mit Vergnügen kompromittieren. Ein Künstler muß es sein! Wenn er gestern auch vielleicht Friseurgehilfe war. Aber deine lieben Freundinnen sollen sich ärgern! Du suchst das doppelt versicherte Glück. Aber welches Glück verbreitest du im Leben?

„Du magst ja diesen Flitsch auch nicht! Ich sage dir, du bist eine Luxusfrau, du bist in Gefahr, die überflüssigste aller Frauen zu werden. O! Herbert . . ." Er brach einen Augenblick ab. Dann flüsterte er beinahe: „Herbert . . . . Herbert, mein Kind! Im Theater ist das Kind gesessen, nicht im Wald. Du hast es in deinem Leichtsinn mitgeschleppt. Und wo warst du, als es nach dir verlangte? Im Theater! Herbert . . ." Der Vaterschmerz brach aus seiner leisen Stimme. Er blieb stehen, den Blick auf dem Boden. Er rückte sich zurecht und knöpfte seinen Rock zu. Seine Fäuste ballten sich wieder. „Also, Fritzl, das Geld hast du jetzt. Den Schmuck werde ich zu erobern trachten im Interesse unseres guten Rufs — und du entscheide dich. Ich dränge dich nicht. Aber —" er lächelte bitter — „in dieser Theatersaison will ich noch von dir erfahren: mit wem du das Glück spielst, mit Herrn Flitsch — oder mit mir!"

Damit verließ er das Krankenzimmer.

Sie sah ihm zornig nach. Er hatte sie in ihrer Wehrlosigkeit gepeinigt. Ihre Augen brannten. So hatte sie ihn noch nie gehaßt wie in diesem Augenblick. Dies Sichhinpflanzen und Aufdiebrustschlagen: ‚Ich: Mein Name! Meine Stellung! Meine Villa!' Der echte Bauerngeiz. Der Eigentümer, der Untersuchungsrichter! Sie legte den Kopf auf die Arme und schaute zur Decke.

Der arme Poldl Flitsch! Was ein Künstler alles ertragen muß. Wie sich der Klatsch an seine Fersen heftet, der Neid der Unkünstler ihn verfolgt. Flitsch sollte einen Schmuck genommen haben! Es war doch zu toll. Die Ausgeburt eines Juristenhirns! ‚Flitsch, mein armer, lieber Flitsch! Ja —: Du oder er! O, ich komme, ich komme, mein lieber, armer Freund!'

Die kahle Trauerweide vor dem Fenster bewegte ihre Äste langsam im Wind. ‚Meine Villa . . .!' Noch klang es ihr im Ohr. Sie lachte. „Das soll auch deine Villa bleiben, mein lieber Murbach, deine lustige, ungeteilte Trauerweidenvilla!"

⁂ ⁂ ⁂

Unterdessen war der Theaterkrieg ausgebrochen und hatte bald seinen Höhepunkt erreicht. Die Stadt erregte sich, ihre Nerven zitterten. Die Anzeige für die de Laria war erschienen und hatte ungeheure Wirkung getan. Das war wie ein Sprengschlag. Wie? Cornexl wagte daran zu denken, einer Künstlerin ohne Grund zu kündigen, wagte es, die Oper ohne die de Laria zu führen? Man entsetzte sich über die Torheit des Direktors, während man seine Tücke verurteilte. Eine geistige Verkehrsstörung war entstanden.

Aber auf Conexl machten weder Anzeige noch Publikumsturm irgendeinen Eindruck. Er war abgebrüht.

Auch die Gegenseite blieb nicht faul. Eines Tages war eine Gegenanzeige erschienen: „Altes Brunhildenlager, vom Hoftheater ausgemustert, zu verkaufen. Wir wollen Fräulin Anka Lussin als Senta nochmals hören. Sie soll auch die neue Isolde singen. Fünfhundert eifrige Theaterbesucher."

Das ging auf die de Laria.

Diese war auch nicht müßig gewesen. Nun griff sie persönlich für ihre Isolde ein, besorgte das Geschäft der Verankerung im Publikum und war den ganzen Tag im Wagen. Die einflußreichen Familien, die Aristokraten der Elisabethstraße wurden von ihr plötzlich besucht, die anderen fanden im Briefkasten ihre Karte. Sie war über und über beschäftigt und sehnte eine Gelegenheit herbei, die Lussin ordentlich hineinzulegen.

Fast täglich erschienen nun in den Zeitungen Theateranzeigen, die einander bekämpften. Hie de Laria! Hie Lussin! Man wußte nicht, wer Siegerin bleiben würde, man stritt, und nur Herr Cornexl zog daraus Gewinn, indem er beide Sängerinnen abwechseln ließ und immer volle Häuser machte.

Die Partei der Anka war die Partei der Jungen — der Impressionisten, der Apostel Richard Straußens, der lyrischen Dichter, Seminarbesucher, Kunsthistoriker, der Unerlösten. Die de Laria-Partei war die der Arrivierten, Unverrückten, der Gesetzten und Besitzenden, der Kreise, die für Ordnung, schöne Linie und Mendelssohn schwärmten. Lois Spittaler konnte sich nicht entscheiden. Er betete zu beiden. Er fühlte sich von der Reife der de Laria ebenso durchschauert wie von der Herbigkeit der Lussin, die sich wie

Digitized by Google

eine Messerklinge bog. Er feierte sie alle beide in seinem Wochenblättchen.

⁂ ⁂ ⁂

Fred stand auch nach der Wiederholung des „Holländers“ vor dem Bühnenausgang und wartete.

Er hatte sich vorsichtig nach Anka erkundigt. Sie stammte, wie er vermutet hatte, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Ihr Vater war Grundbuchführer gewesen. Die Ordnung, die dieser Mann im Grundbuch gehalten hatte, hielt er auch bei der Verheiratung seiner vier Töchter. Die vier Mädel durften nicht kunterbunt drauflosheiraten, sondern, wie es im k. k. Dienst üblich war, streng nach der Anciennität. Bei den ersten dreien war es geglückt; aber bei Anka hatte der Turnus völlig versagt. Sie nahm überhaupt keinen Mann, sondern ging unters Theater. Vater Lussin war von dieser gestörten Ordnung so erschüttert, daß er zu kränkeln anfing und starb. Anka trat beim Chor ein, und der alte Lippert hatte es übernommen, sie auszubilden. Schon als siebenjähriges Kind hatte sie durch einen Ruck der Schultern einen mageren Engländer machen können und durch Wippen mit den Fußspitzen eine Balletteuse. Und dieses Talent hatte sich unter den sorgsamen Händen des alten Schauspielers Lippert so entfaltet, daß sie bald kleine Soli übernehmen und jetzt schon erste Partien singen konnte.

„Was das kostet, davon machen Sie sich keinen Begriff!“ sagte seufzend die Mama, als sie zusammen durch den Stadtpark spazierten. „Mir wär' immer lieber gewesen, sie heiratet. Aber der alte Lippert meint halt ... und er ist der einzige, dem ich was glaub' ...“

Es war wunderbar, in dieser Parkstille zu sprechen. Aus wehenden Wolken traten einige Sterne wie blinkende Silberspitzen heraus und hingen bis an den Horizont herab. Man wußte nicht, waren es die Sterne oder die fernen Laternen, die auf dem dunkeln Waldrücken des Schloßbergs flimmerten. Ausgeruht lag der Abend. Fred führte Frau Lussin am Arm, die sich gegen diese weltmännische Huldigung erst sträubte. Aber sie war schlecht auf den Beinen. Er spürte den mütterlich harten k. k. Staatsbeamtenknochen der Frau. „Und Gesang hat sie gar nicht gelernt. Ich hätt' die Anka gern nach Wien g'schickt, singen hätt' sie lernen sollen bei einem Professor, aber wir müssen halt sparen. Ach, wenn mein Mann das wüßt'! Sängerin! Er dreht' sich im Grabe um. Es wär' vielleicht wirklich g'scheiter, sie heiratet. Schauen Sie, so ein Abend wie neulich! Ich hab' mich den nächsten Tag nicht auf die Gassen getraut. Überall wird man angeschaut, überall ausgerichtet, ausgelacht. Und die Zeitungen! Geh, Anka, sei g'scheit! Alles wegen dir! Nimm doch den Herrn Flitsch, er meint es so gut mit dir: der hat ein schönes Verdienen. Ach ewig diese Sorgen ...“ Sie erklärte Fred, welch schöne Stellung Flitsch einnehme. Erster Operettentenor, zwölfhundert Kronen monatlich. Sie fing zu schluchzen an.

„Gnädige Frau,“ sagte Fred, „was machen Sie sich denn für Sorgen. Was Gesangslehrer! Es wird Ihnen vielleicht komisch vorkommen, aber suchen Sie keinen Gesangslehrer, suchen Sie auch nicht Herrn Flitsch! Suchen Sie den Glauben an Ihre Tochter. Glauben Sie fanatisch an ihren Erfolg! Der Glaube zieht Kräfte heran. Das ist wie der Wind, den man kaum spürt, wenn man die Hand hält, und der doch Mauern umwirft. Gedanken sind Kräfte! Glauben Sie nur!“

„Ja, glauben! Und die de Laria läßt sie nicht aufkommen! Seit die Anka nicht mehr im Chor ist, ist's aus und geschehen! Früher war sie ganz nett zu ihr. Jetzt? Nichts als Intrigen, nichts als Lügen. Geh, Anka, folg' mir auch einmal! Schau, der Flitsch ist so ein netter, schöner Mensch! Du wärst mit einem Schlag heraus. Aber sie schreckt ja den armen Menschen ab.“

Anka ging stumm daneben. Sie zuckte einen Augenblick zusammen, als die Mutter von ihrem Flitsch sprach.

Fred sah sie an. Sie mußte seinen Blick gefühlt haben. Nach einer Weile hob sie den Kopf und schaute ihn traurig an. Er sah ihre umrahmten, dunklen Augen. Das konnte keine Grundbuchstochter sein, das war das Kind eines Malers, das war die Enkelin einer Principessa. Irgendein versprengter Blutstropfen war vielleicht nach Jahrhunderten in dieser Familie wieder aufgewacht.

Anka ließ den Blick nicht von ihm. „Bleiben Sie nur, was Sie sind, Fräulein,“ sagte er warm, um Gedanken fortzusetzen. „Eine kleine Natur geht immer auf den Effekt, eine große niemals. Eine große Künstlerin zieht die Welt zu sich heran, eine kleine unterwirft sich ihr. Die de Laria kann Sie niemals unterkriegen. Immer hat die Persönlichkeit noch über die Routine triumphiert. Wer immer nachmacht, verliert sich selbst. Denken Sie an Joseph Kainz, der den elendesten Körper bezwang! Denken Sie an die Bellincioni, die nur sich selbst spielt: ohne Stimme, die unerreichte Sängerin!“

„Die Bellincioni ...“ flüsterte Anka und sah voll Willen in die Sterne.

„Und dann: glauben Sie an sich! Glauben Sie an sich, studieren Sie noch dieses Jahr, sammeln Sie Rollen, soviel Sie können, und — ich will es mit Ihnen versuchen. Ich bin zwar nicht der reiche Erbonkel aus Amerika, der im vierten Akt mit Reisetasche und Scheck erscheint, aber ich habe das Gefühl, Ihre Senta wird einschlagen. Wir haben auch einen vorzüglichen alten Esel als Regisseur, der wird Ihnen — na! Ich werde Sie emporbringen. Ich bin Ihr erstes, dankbares Publikum!“

Die Mutter war vor Überraschung sprachlos. Sie schüttelte Fred beide Hände. Amerika: das war der Sieg über die de Laria, Amerika bedeutete ein Dukatenfaß, und Fred

Digitized by Google

war, was er auch reden mochte, doch der Erbonkel mit der Tasche. Anka sah ihn so an, wie sie früher die Sterne angesehen hatte. Ihre feine Gestalt zitterte. Sie konnte nicht reden. Sie drückte ihm die Hand.

Sie waren, ohne es zu merken, wieder auf der Dammallee angelangt. Wie eingewoben standen sie von Dunkel und Stille. Einige verspätete Theaterbesucher schritten stumm vorüber. Plötzlich fuhr Anka zusammen. „Sie entschuldigen, Herr Direktor, aber wir müssen heut noch —" Sie war sichtlich unruhig und drängte fort.

„Ja, kommen's nur mit, Herr. Heut können wir schon zusammen bleiben, ich hab' so ka' Nachtmahl zu Hause. Kommen's nur mit. Auch der Herr Flitsch ist dort . . ."

Anka wiederholte die Einladung der Mutter nicht. War es ihr nicht angenehm, daß Fred mitging? Die Mutter hatte Fred wie selbstverständlich untergefaßt, sie ließ ihren Erbonkel nicht mehr los. Anka ging rasch durch den Park zurück, wie auf ein Ziel zu. ‚Sonderbares Geschöpf,' dachte Fred.

Verheißungsvoll leuchtete es ihnen aus dem Parkdunkel entgegen. Es war das Theaterrestaurant Thalia. Fred betrat mit Anka und der Mutter die Veranda, einen Glasvorbau, der an dem dunkeln Gebäude hing wie ein Badebassin am Vogelbauer; dahinter lag wie eine riesige, weiße Tonne der Speisesaal. Aus grauen Tabaknebeln tauchten runde Riesentische auf, und der Qualm, der Fred entgegenschlug, versetzte ihn in seine Knabenzeiten. Unter solchen Rauchstreifen hatte er seine ersten Theatermeinungen entwickelt, hier die ersten Schauspielerinnen verehrt. Und alles war gleich geblieben, Rauch und Debatten. Es schwatzte und lachte um die Tische, Damen und Herren, Schauspieler und Publikum.

Als Fred eintrat, wendeten sich im Badebassin sogleich alle Köpfe nach ihm. Einen Augenblick Stille, Betrachtung. Dann senkten sich die Gesichter zueinander. Biographisches Geflüster. Er war der Fremde, der Neue. Flitsch thronte in der Mitte zwischen Damen. Er führte die Unterhaltung, und wenn er erzählte, lachten die Damen verschämt.

Sein Gesicht erschien Fred nicht sympathisch. Unter einer maulwürfigen Nase liefen zwei tiefe Furchen wie Dreiecksschenkel weg. Geschminkt aber nahmen diese plumpen Züge einen wunderbar glatten, vornehmen Ausdruck an, und die Damen, die Flitsch als Operettenfürsten mit Lebemannscheitel gesehen hatten, sahen den Fürsten auch im Wirtshausqualm.

Als Anka eintrat, schien er einen Augenblick zu erschrecken. Er hob, sichtlich nicht freudig überrascht, seinen massigen Körper ein wenig vom Stuhl. Fred und die Mama Lussin schien er gar nicht zu bemerken. „Servus! Gesungen hast du heut wieder wie a — — na, es war eine lederne Himmelfahrt!" Er setzte sich und griff nach dem Bierglas.

„Das geht dich gar nix an!" rief Anka wütend. „Für di' is schön g'nug! Schau' nur, daß dir nix passiert, du dummer Kerl!" Sie stampfte mit den Füßen zornig auf den Boden. „Überhaupt weiß i gar net, warum i da hergeh. Wegen dir net! I möcht' in a Cafehaus!"

Fred war verblüfft. Das reine Hochdeutsch Ankas war wie weggeblasen und ein grobes Uridiom an seine Stelle getreten. Und mit dem Hochdeutsch war auch die Anka von früher verschwunden. Wie eine Maske war das gefallen. Sie war ein Rätsel.

Sie zankten laut. Mutter Lussin machte zu Fred hilflose Gebärden: Da siehst du — so ist sie immer mit ihm!

Fred wurde endlich vorgestellt. Er mußte sich neben Frau Direktor Cornexl setzen, die ihn gleich in ein Fachgespräch verwickelte. Er beobachtete Flitsch. Was war das für ein Gesicht? Offenbar hatte die Natur einmal den Versuch gemacht, einen griechischen Faun nachzubilden, und der Versuch war gelungen. Eigentümlich war auch sein Blick. Flitsch sagte etwas Gleichgültiges, aber der Blick, womit er Anka dabei ansah, verschob den Sinn ins Pikante. Fred zog Schlüsse: Anka mußte zu Flitsch in Beziehungen stehen. Aber Flitsch machte keinen Unterschied, auch die andern Damen sah er so an. Was er er mit den Augen sagte, war zweideutig.

Nur mit Doktor von Welscher, der ihm gegenübersaß, redete er anders. Er erzählte ihm mit Behagen und Triumph, wie er in Wien Alexander Girardi niedergesungen habe. „Ja, da hätt'st du dabei sein müssen!" Es war natürlich ein Märchen, aber Flitsch glaubte seine Visionen. Auf einmal stieß er einen gellenden Schrei aus. Die Damen fuhren zusammen; er aber lachte aus vollem Halse: das war sein Spaß, wenn er schon etwas bezecht war. Er stand auf und lief durch das Lokal. Dann warf er sich in den Stuhl zurück, schaukelte sich vor Vergnügen, steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff einen Marsch. Dieser sonderbare Direktor mit Kniehosen aus Amerika tat ihm leid. Dann fing er zu singen an. Die Direktorin wehrte ab. „Pst! Du wirst dir ja die Stimme ruinieren!"

„Ruhig, Ausbeuterin!" schrie Flitsch und sang erst recht. Die Damen lachten bewundernd. Er probierte die Höhe seines Tenors aus, sang bis in die Grenzspitzen hinauf und stimmte sein Leiblied an: Quand l'amour meurt . . .

„Aber Poldl," mahnte die Direktorin sanft, „morgen hast du doch Probe!" Poldl aber beantwortete die künstlerische Besorgnis der Dame mit einer nicht mißzuverstehenden Geste.

Kellner sammelten sich um den Tisch. Von den andern Tischen waren alle Köpfe auf Herrn Flitsch gerichtet, man wollte das Schauspiel genießen. Die Gespräche hörten auf, Flitsch aber kam immer tiefer in die Krakeelstimmung, umarmte die Damen, stritt mit Anka, bestellte Wein, trank und johlte.

Digitized by Google

Fred war angewidert. Heimlich verließ er die Wirtsstube.

Vor der Tür knöpfte er den Rock auf und schlug dessen Flügel hin und her, um Rauch und Dunst aus den Kleidern zu schütteln. Dann atmete er tief. Er ging nicht nach Hause. Es zog ihn in die Stille des Parks. Dort setzte er sich auf eine einsame Bank.

Als er sich wieder erhob, verbeugte er sich feierlich vor dem, der eben dort gesessen hatte. „Esel!“ Fred hatte noch nie so innig sich selbst gemeint. Er schlug sich mit der Hand vor den Kopf. „Diese Anka!“ Das Theater gab immer neue Rätsel auf.

In dieser Nacht wälzte Fred sich nicht in seinem Hotelbett. In dieser Nacht las er ruhig in seinen drei Büchern, im Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius, in den Blümlein des heiligen Franz von Assisi, in der Weltharmonie des Ralph Waldo Trine, schlief ein und schnarchte bis zum Morgen.

Der Kampf zwischen Routine und Persönlichkeit tobte inzwischen weiter und erhitzte die Stadt bis zur Weißglut. Der de Laria fiel ein, daß sie das Wichtigste bisher versäumt hatte, daß alles halbe Arbeit war, wenn sie sich eines Mannes nicht versicherte, der hier entscheidend wirkte. Als das Wichtigste erschien ihr ein Besuch bei Herrn Schriftleiter Placidus Zeitlieb, der in seiner Liebenswürdigkeit einen flammenden Artikel zu ihren Gunsten gewiß nicht abschlagen würde. Wie würde es zünden, wenn eines Tages statt der Anzeige in der Zeitung stand: „Ein Besuch bei unserm Stern“ oder „Unsre de Laria in ihrem Heim.“ Diesen Artikel wollte sie bestellen, erbitten, erschmeicheln, erlisten, erobern!

So segelte sie denn ins alte Pressehaus, das sich über nichts mehr wunderte, seit es seine einstmals gräfliche Seele mehr und mehr den Forderungen eines Zeitungsbetriebs opfern mußte. Das Haus war ein Palazzo gewesen, und noch sah man vom Hof aus im ersten Stockwerk die stolze, weiße Säulenreihe einer Loggia. Die Sängerin stieg in den zweiten Stock, wo hinter Zeitliebs Glastür Talente gemacht, Hoffnungen bestätigt oder zerstört wurden. Sie mußte warten. Der Boden des Vorzimmers zitterte leise ... ein fernherrollendes Geräusch von Maschinen ... ein unbestimmbarer, eigentümlicher Hauch ... der Redaktionsgeruch.

Zeitlieb war noch nicht erschienen. Er war immer gehetzt. Es gab keine Minute in seinem Leben, wo er nicht redigierte. Beim Friseur zog er Zettel aus der Tasche und schrieb, auf der Trambahn sah man ihn, wie er gerade einen Zettel an die Fensterscheiben drückte und korrigierte, aus seinen Taschen kam nur „Stoff“: Artikel und Notizen, die man ihm zuschob, er war ein Redigierautomat, aber ein lächelnder. Placidus machte die Welt rosig, die Charaktere hold, Frauen und Mädchen erhob er zu einem „Damenflor“, für Verstorbene errichtete er Triumphbögen, kurz er war der gesuchteste Schriftleiter, weil er der liebenswürdigste war, und da er alle Welt mit der schmelzenden Süße seiner Berichte erfreute, wurde er von aller Welt der Doktor Zuckerstreuer genannt.

Die de Laria wartete nicht allein, denn trotz der frühen Stunde standen schon viele Leute in Zeitliebs Vorzimmer und belagerten seine Glastür. Ganz vorn ein Dramatiker, dem die weißen Manuskripte aus dem Winterrock starrten. Er brauchte eine Empfehlung an Cornexl, suchte einen Verlag für Lyrik und hatte für alle Fälle eine wunderschöne Skizze bei sich, die Placidus auf der Stelle lesen sollte. Dichtgedrängt warteten die Leute, um sich auf Zeitlieb zu stürzen, von dem sie gehört, beraten, beurteilt, gefeiert werden wollten.

Endlich kam er. Er hatte sich ganz dünn durch die Wartenden geschlängelt. Sie drängten ihm nach bis in sein Zimmer, und während er den Winterrock vom Leib riß und noch im Zylinder stand, überreichte ihm schon der Diener Pfingstl Anton die Visitkarten, die er in der Hand hielt wie ein Tarokspiel.

„Ja, wer denn zuerst?“ fragte er keuchend. Der Diener Pfingstl, der durch ein verschwiegenes Trinkgeld angefeuert worden war, antwortete flüsternd: „O, Herr Doktor, a Wunderscheene is' draußen. Mit an Mordshuat! Die war die erschte!“ Er zwinkerte mit den Augen: „Wunderscheen ...“ und gewährte mit den Händen schon den halben Einlaß, indem er auf Zeitlieb blickte, der die andere Hälfte zu gewähren hatte. „Also ja. Herein mit ihr!“

Endlich saß die de Laria vor dem Mann der Gnaden. Sie enthüllte Intrigen, legte Verschwörungen bloß, kennzeichnete mit ein paar Strichen Cornexls Charakter, die Unkunst der Lussin, die auf die Presse schimpfe. Sie erläuterte die Perfidie des Theaters, die himmelschreiende Zurücksetzung ihrer Person; sie flehte und sang: „Nur mein liebes Doktorchen kann da helfen, nich' wahr? Ach, so 'n Artikelchen von Ihnen! O Ihr Stil! Nein, ich lese überhaupt nur Ihre Artikel. Was die andern Esel schreiben, Ihre Herrn Kollegen, das nie, nie! O, mein liebes Doktorchen, Sie sind der einzige!“

Der einzige hatte unterdessen „Stoff“ aus der Tasche gezogen und suchte nach Papier; in seinem Geist brannten schon Lessingsche Stilgedanken, während er hilflos lächelnd den Enthüllungen zu lauschen schien. Auf einmal gellte das Telephon. Er ergriff den Hörer, sein Ohr saugte sich fest.

„Meine Kunst ist mir ernst und heilig!“ schwor die de Laria.

Er aber klebte schon ganz in der neuen Angelegenheit ...

Der Setzerlehrling im blauen Kittel trabte herein und hielt ihm einen verschmierten Zettel hin, den Zeitlieb las, während er horchte.

Die Künstlerin kam jetzt auf ihr eigent-

Digitized by Google

liches Thema. „Wissen Se, Doktorchen, im Vertrauen: ich kann dankbar sein!“ Aus ihrem Aug' brachen verheißungsvolle Gluten.

Mit verzweifeltem Ausdruck wendete er sich wieder dem Schreibtisch zu, an dessen Schmalseite die Künstlerin saß und erzählte.

Er griff in den Stoß von Zetteln, fing zu redigieren an, tremolierte mit dem rechten Bein, sah auf die Uhr, schrieb und hörte lächelnd zu.

Plötzlich unterbrach er seine Beschäftigung und schob mit der linken Hand unmerklich einen Photographieständer heran, aus dem ihm das Antlitz seiner Gattin entgegenlächelte. Vorsichtig wendete er den Ständer um, und während er von den Enthüllungen der Künstlerin ganz ergriffen schien, rückte er ihn immer näher. Er lächelte scheinbar höchst interessiert, nickte bestätigend, mitempfindend und versuchte den Ständer so aufzustellen, daß die de Laria lesen mußte, was darauf stand.

Es sollte ein Wink mit dem Zaunpfahl sein. Aber die Künstlerin wurde immer erbitterter. Ihre Augen rollten, die Pleureusen zitterten. Sie sah den Wink mit dem Zaunpfahl nicht. Sie ergriff den Ständer und drang damit auf den abwesenden Cornexl ein, schmetterte die Rivalin zu Boden, und Zeitlieb sah es immer vor seinen Augen auf und ab tanzen: „Heute ist mein vielbeschäftigter Tag!“ Das war nämlich mit großen Buchstaben auf die Rückseite des Ständers gedruckt.

Aber die de Laria stand jetzt auf, ganz Höhepunkt, ganz dritter Akt und schwang den vielbeschäftigten Tag wie ein Racheschwert. Das Telephon gellte in diesem Augenblick.

Während er mit angepreßtem Ohr lauschte, kam der Diener Pfingstl Anton mit einem Augenzwinkern herein: „Herr Doktor möchten einen Augenblick hinaus — nur einen Augenblick!“

Zeitlieb lächelte wehrlos. „Ja, Frau Gräfin, wir werden halt sehen —“ überlegte einen Augenblick, dann riß er sich vom Telephon los und sprang in verzweifelten Sätzen hinaus.

Die Künstlerin wartete. Das Telephon fing wieder zu gellen an. Zeitlieb kam nicht zurück. Er war verschwunden.

Verzweifelt war er die Hintertreppe hinabgestiegen. Wenn es nämlich kein Ende mehr nahm, wenn er fühlte, daß er Nein sagen müsse, wenn die Pistole ihm auf der Brust saß — dann drückte er heimlich auf einen Knopf. Der Diener Pfingstl erschien, der schon Bescheid wußte. Er grinste. „Hinaus möchte der Herr Doktor ...“

Als die de Laria endlich absegelte, sah sie, wie der treue Diener seines Herrn mit beschwörenden Priestergebärden, halb zurückdrängend, halb vertröstend, vor den Leuten stand: „Abberufen ... abberufen!“ Er sah die Leute mit tiefem Mitleid an.

Langsam und nachdenklich stieg die Künstlerin die Treppe hinab. Aus alldem schloß sie, daß ein Artikel Zeitliebs dem Direktor jedenfalls nicht angenehm sei, denn Zeitlieb schrieb nie Artikel, die unliebsam waren. Hier war also ein deutlicher Widerstand. Sie war offiziell nicht mehr gut angeschrieben. Wer würde die neue Isolde singen?

⁂ ⁂ ⁂

Es war noch ganz ungewiß.

Die Direktionskanzlei widerhallte von streitenden Damenstimmen, es gab Tränen und Drohungen, aber auch die Temperamente vermochten die Frage nicht zu entscheiden.

Die Isolde, die hier zu singen war, war nicht die Richard Wagners. Sie war eine Schöpfung Lois Spittalers. Er hatte eine Neudichtung der Tristansage vorgenommen, worin er seine ganze innere Welt zu lösen gedachte. Seine Probleme sollten im Strom gewaltiger Verse an das Herz der Fritzl schlagen und es bezwingen, indem sie das seine zugleich enthüllten.

Cornexl hatte das Stück angenommen. Wie ein Märchen überfiel es Spittaler. Angenommen! Aufgeführt!

Jeden Bekannten hielt er auf der Straße an und erklärte mit hopsender Zunge: „Ich werde aufgeführt!“ und lud jeden unter Huldigungsbücklingen ein. Er strahlte Seligkeiten von sich — o, Fritzl! —, und sein Havelock flog im Wind. Er pries Cornexl als das Muster eines literarischen Direktors, aber Cornexl hatte das Stück nicht einmal gelesen: für ihn genügte es, daß der Verfasser jede Woche zehn Zeilen über das Theater in ein Wochenblättchen schrieb. Er war von der Oberbehörde des Theaters, von der Presse.

Als nun die beiden Sängerinnen um die Titelrolle stritten und Cornexl das Stück immer verschieben mußte, bekam Spittaler die große Angst. Und die Angst gab seinem Geiste Flügel. Er löste die Streitfrage spielend. Ihm kam es nicht darauf an, er griff rasch in den Topf der Weltliteratur und arbeitete seine Komödie um. Er nannte sie jetzt „Salome und Isolde, ein tantristanales Nocturno“, worunter sich allerdings kein Mensch etwas vorstellen konnte. Aber gerade das wirkte. Mit dreieckigen Augen lasen die Leute die Vorankündigungen: „Demnächst ‚Salome und Isolde‘ von Lois Spittaler.“ Und die Hauptsache war: jetzt konnten beide Sängerinnen mitmachen. Salome und Isolde!

Die Rollen wurden ausgeschrieben. Es war ein Rendezvousplatz sämtlicher Liebesprobleme. Die Inbrunst des Novalis, die Deutlichkeit des Boccaccio waren miteinander verschmolzen, und Cornexl erzählte nach der ersten Probe: „In dem Stück schaut's aus wie in einem Wirtshaus, wo g'rauft worden is'!“

Spittaler hatte nicht vergebens des Menschengeistes Schätze herbeigerafft, nicht umsonst sein eigenes Wesen multipliziert: er war selbst Jochanaan und Tristan, er löste

Digitized by Google

auch das Problem der Ehe zu vieren, wie es Friedrich Schlegel vorgeschwebt, er kämpfte gegen die moderne Geburtenverweigerung, Paracelsus, Jakob Böhme, Baudelaire: alle hatten Zettelkastengedanken beigesteuert, und über dem Ganzen schwebte in angenehmen Schnörkeln wie ein Punschduft triumphierend: Etea Hoffmanns Zaubergeist.

Die Aufführbarkeit seines Dramas hatte der Dichter damit gekrönt, daß in dem Nocturno, das gesprochen wurde, zwei Sängerinnen auftraten, die singen mußten wie richtige Opernsängerinnen. Es schwebte dem Autor dabei eine Verfeinerung des Gesamtkunstwerkes vor — wo blieb der alte Wagnerzopf! — und zugleich der Gedanke: Musik und Weib sind eins! Mit Schleiermacher rief Spittaler den Frauen zu: Achtet auf den Sabbat eures Herzens!

Cornexl griff sich an den Kopf und wieherte vor Vergnügen. Er erhöhte rasch die Eintrittspreise, er war seines Theaterskandals sicher.

An dem großen Abend war die ganze literarische Welt versammelt. Frau Fritzl thronte in ihrer Parterreloge, eingemauert von der Zwickein, der Scheerbeck und deren Männern; im Hintergrund stand wie ein Baum Herrn Pesserls wuchtige Gestalt. Frau Fritzl trug einen königlichen Delariahut. Sie fächerte sich und ließ sich von den Operngluckern mustern, sah erhaben über das Sitzparterre, wo die Beamtenfrauen mit Ermäßigung saßen, und über das Stehparterre, das von Studentenköpfen starrte. Alle Germanisten hatten sich dort eingefunden, alle Ameisen der Philologie, Goethedetaillisten, Reimstatistiker, von Exaktheit strahlende Linguisten — alle auf die Niederlage eines der Ihren lauernd, der unexakt genug war, zu dichten, und der ohnehin nach Presse stank.

Der Vorhang ging auf. Die Frauen rückten näher und horchten hingenommen. Die Versuchsehe wurde gepredigt, die Liebe aller zu allen statt des Kriegs aller gegen alle. Die Gesellschaft war angegriffen, aber angelockt zugleich. Aber Spittaler war kein geschickter Angler. Er führte die Gesellschaft in den Urwald der Liebe und ließ sie dort stehen. Statt eines neuen Gedankens, warf er deren dutzendweise heraus, das Werk stotterte sozusagen, es wurde immer konfuser, der Wechselgesang der Delaria und der Lussin wurde mit verblüfftem Schweigen aufgenommen. Jakob Böhmische Nebel brauten, und als der Held mit vollem lyrischem Pathos ins Haus schmetterte: „Ihr sollt mit dem Herzen zeugen!“ hörte man plötzlich Pesserls Gebirgsbaß: „Mordsblödsinn!“ Ein Gejohle, wie auf Kommando! Das Publikum spielte mit, entsetzt verschwand der Dichter aus seiner Loge, wo er versteckt gesessen hatte. Er flüchtete.

Pesserl lachte bei jedem Vers und johlte von Herzen. Schon während der letzten Szenen des pausenlosen Nocturnos verließen viele Damen ostentativ das Parterre. Die Scheerbeck sagte wütend aus der Loge heraus: „Lauter Stücke ohne Akte und solche gemeine Sachen! ...“

Die letzten Verse erklangen:

Salome, Isolde ... Worte sind's und Schall!
Doch unsre Liebe leuchtet im ewigen All!

Der Vorhang fiel. „Spittaler heraus!“

Vom Fuß des Regisseurs gestoßen, flog Lois Spittaler aus Villach vor die Rampe. Man hatte ihn gefunden. Seine Brillengläser funkelten, er verbeugte sich bis zur Wagrechten und betrachtete sich in seinem ärmlichen schwarzen Rock als des Theaters ungekrönten König. Die Zuschauer aber vergaßen, daß sie beleidigt worden waren. Sie trieben ihren Spaß mit ihm. Das war das Satyrspiel.

Fred stand still in der Mitte, betrachtete, die Arme verschränkt, das Publikum. In all dem flimmernden Blödsinn der Komödie stak für sein Gefühl doch eine schwüle, gärende Kraft, eine rasende Sehnsucht, eine sonore Anklage. Durch das angelesene wirre Zeug, durch tolle Grimassen schlug es stellenweise wie ein unerschütterlicher Choral. Und diese Treue des Kärtners, dieses innige Höhen-Anrufen: es rührte Fred beinah. Zweimal hatte er nun solche Theaterschlachten mitgemacht, zweimal die sonderbaren Talente gesehen, die in dieser Alpenwelt erwuchsen.

Und immer wieder erschien Spittaler wie der Wurstel auf dem Jahrmarkt.

Am nächsten Tage wichen ihm die Leute auf der Gasse aus wie einem unsittlichen Menschen. Frau Zwickein zog ihre zwölfjährige Tochter rasch vom Bürgersteig, als sie Spittalers ansichtig wurde. Die Zeitungen verulkten den Dichter. Der Eigentümer der Revue, an der Spittaler wirkte, hatte diesmal die Kritik über den Kritiker übernommen und gelangte nach vielen Windungen zu der melancholischen Frage: „Wie kann man solche Dinge überhaupt sagen?“ Er entschuldigte sich bei den Lesern, die er zugleich mit dem Versprechen tröstete, fortan selbst die Theaterberichte zu schreiben.

Alle rückten von Spittaler ab; aber Spittaler flog stolz dahin. Nach einem ausgiebigen Katerfrühstück war er ausgegangen, um seinen Ruhm anzusehen. Er bewegte sich lässig der Universität zu, und die Germanisten im Seminar feierten ihn, als er eintrat. Sie waren hocherfreut über seine Hinrichtung. Doch Spittaler ging mit geheimnisvollem Stolz von dannen. Er bemerkte, daß ihm verschiedene junge Damen unter den Hüten versteckte Feuerblicke zuschossen, einander seinen Namen zuflüsterten. Er hatte — die Jugend für sich! Die Liebesenergie seines Stückes, die man ihm gar nicht zugetraut hätte — sie wirkte! Und er fühlte, daß sich nach ihm Köpfe drehten, daß er angesehen wurde wie ein interessanter Verbrecher. Und geschwellt von diesem Bewußtsein flog er mit seinem senfbraunen Havelock durch die Straßen: er war heut wie Herr Flitsch!

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Deutsche Kriegsdichtung

Von Carl Busse

Auf einem „Fliegenden Blatte“ des Jahres 1620 heißt es:

„Deutschland, du hast gesessen nu
Im Rosengarten lang mit Ruh;
Frisch auf, frisch auf!
Nu wird's einmal gehn anders her,
Ihr guten Deutschen, greift zur Wehr,
Dem Feind frisch widersteht!“

Über Jahrhunderte tönen und dröhnen die schlichten Worte wie ein Anruf zu uns herüber — in eine neue Eisenzeit, da die „Trummen“ wieder „Lerman! Lerman!“ sprechen. Und wieder singen über den Trommeln und Pfeifen, über dem dumpfen Marschtritt der Heere als eiserne Lerchen die Lieder mit — anfeuernd, aufreißend, vorwärtsstachelnd — Lieder, in denen das erregte Gefühl einer sich in äußerster Kraftanspannung erhebenden Nation nach Befreiung und Erlösung sucht. Solche Lieder sind Mitkämpfer; sie können zu einem moralischen Faktor von gewaltiger Bedeutung werden; sie sollen wie Schwerter klirren, wie Hämmer schlagen, wie Fäuste rütteln und schütteln. Was die Dichtung vor einem Jahrhundert zur Befreiung der Nation beigetragen hat, lebt in aller Herzen. Sie hat, wie der Freiherr vom Stein sagte, ein gut Teil des Feuers entzündet, das dann die Franzosen verzehrte; sie wurde nach Adam Müllers Wort eine „kriegführende Macht“.

Mit Hymnen und Liedern zogen schon die alten Germanen ins Feld. Unter dem vorgehaltenen Schilde brauste dumpf und Kampflust entflammend der barditus hervor. In der christlichen Zeit erhielt dieser Schlachtgesang ganz geistlichen Charakter. Es wird berichtet, daß gerade die Deutschen in den Kreuzzügen gesungen hätten. Aber das eigentliche deutsche Kriegslied ist erst ein Kind des 16. Jahrhunderts: entstanden und weiter getragen von den frommen Landsknechten im Felde. Es ist meist derb, kernig, echt volkstümlich, und man hört es förmlich aus rauhen Kehlen über die Heide brausen:

Ei werd ich's dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit.
So schlägt man mir den Bummerleinbum,
Der ist mir neunmal lieber,
Denn aller Pfaffen Gebrumm!“

Welch prachtvolle Kampffreudigkeit, Macht und Volkstümlichkeit steckt auch in den Liedern eines Luther, eines Hutten! Und wenn im 17. und 18. Jahrhundert mit der gesamten deutschen Lyrik auch die Soldatenweisen an Wert und Ursprünglichkeit verlieren — noch gibt es, während die Bildungsdichterei alles überflutet, ein paar starke Stücke. Da klingt der Schlachtgesang: „Kein schönrer Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen auf grüner Heid in freiem Feld darf nicht hörn groß Wehklagen!“ Da wird die deutsche Fassung des Marlborough-Liedes gesungen: „Marlbruck zog aus zum Kriege, Mirong tong, mirong taine!“ Da vor allem entstand das unverwüstliche, gerade jetzt wieder durch ganz Österreich erschallende

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.“

Nach der Überlieferung soll dieses Lied ein Brandenburger gedichtet haben, der unter dem Fürsten von Dessau im Heere Eugens dienend bei Hochstedt und Turin mitfocht. Bald sollten die Brandenburger ihre Stoffe näher finden. Denn schon hatte die große Entwicklung brandenburgisch-preußischer Geschichte begonnen, die vom Kurfürsten zum Kaiser, die von Fehrbellin über Roßbach und Leuthen bis Sedan führte. Und fast alles, was an Kriegs- und Sieges-, Schutz- und Trutzliedern in Deutschland aufklang, es folgt dieser großen Linie und verknüpft sich mit ihr. „Frisch auf, ihr Kameraden! Unser Kurfürst reitet vorauf!“ sang ein Brandenburger vor Fehrbellin, und aus der Einzelstimme wird ein brausender Chor, als Fridericus Rex seine Soldaten gegen eine Welt von Feinden führt. Wohl konnten die gelehrten Dichter sich von ihren Schulformen noch nicht befreien, aber sie ahnten doch, daß eine neue große Zeit emporstieg, und die „Kriegslieder von einem preußischen Grenadier“, die der brave Gleim verfaßte, behalten als Ausdruck solcher Ahnung und Stimmung historischen Wert. Mit Ramler und der Karschin an der Spitze sang die preußische Lyrikergarde das Siegergenie Friedrichs an, und Ewald von Kleist jubelte kurz vor seinem Heldentode bei Kunersdorf seine „Ode an die preußische Armee“ empor — an das „unüberwundne Heer, bereit zum Siegen oder Sterben“!

„Sieh, Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!“

Das alles war nun gewiß Buchpoesie — die Grenadiere, die Friedrichs Schlachten schlugen, sangen derbere und ursprünglichere Lieder, die mit der Zeit kamen und gingen. Besonders seit dem Tage von Roßbach füllten sie sich mit Spott gegen die Franzosen, gegen Soubise, die Pompadour, die „Reißaus-Armee“. Und prächtig kommt der Stolz

Digitized by Google

Trompeter

Gemälde von Prof. Friedr. Fehr

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

der preußischen Truppen in jenem Liede zum Ausdruck, das 1758 als fliegendes Blatt gedruckt ward. Es erzählt von dem gefangenen preußischen Husaren, der vor Prinz Clermont geführt wird und ihm tapfer Rede und Antwort steht. Fast ebenso bekannt ward das fränkische Volkslied von der Prager Schlacht: „Als die Preußen marschierten vor Prag".

Trotzdem sind ja nicht diese Soldatenweisen die schönsten poetischen Folgen von Friedrichs Siegen. Die herrlichsten Früchte reiften erst später. Durch seine unvergleichlichen Taten weckte der große König in seinem Volke, ja in der ganzen deutschen Nation einen neuen Stolz, ein starkes Bewußtsein des Wertes, führte er der deutschen Poesie einen höheren Lebensgehalt zu, schuf er die notwendige Voraussetzung einer großen Literatur. Deshalb waren die Männer, die uns die klassische Dichtung heraufführten, die Klopstock, Lessing, Goethe, so ganz „fritzisch" gesinnt. Er gab ihnen die große Wirklichkeit, an der sie sich heranbauen konnten; ohne ihn sind Lessing und der junge Goethe nicht denkbar, und wenn man will, ist in einem weiteren Sinne die Blüte jeder Literatur aus Kriegssaat entstanden. Sie entfaltet sich im Frieden, aber die Keime dazu werden in der ungeheuren sittlichen Anspannung gelegt, die ein großer Krieg mit sich bringt, werden von der Erhebung und dem Stolze, die heldenhaften Taten folgen, ans Licht gerissen. Es mußte ein Achill sein, bevor ein Homer sein konnte.

Deshalb ist Friedrich der Große der Lieblingsheld der deutschen Dichtung geblieben — auch noch nach den gewaltigen Ereignissen von 1870/71. Die deutschen Poeten wurden nicht müde, ihn, seine Schlachten, seine Paladine zu besingen. Willibald Alexis hat im prächtigsten Volkston sein kerniges Grenadierlied „Fridericus Rex, unser König und Herr" geschaffen — ein Musterstück dafür, wie solche Stoffe gepackt werden müssen; Fontane hat Schwerin, Seydlitz auf dem Falben, Ziethen aus dem Busch in allbekannten Versen gefeiert; Hermann Besser lebt noch mit seinem „Choral von Leuthen"; Geibel und hundert andere haben den Schloßherrn von Sanssouci in guten oder minder guten Strophen verkündet, und der größte von allen, Detlev von Liliencron, hat sich ein halbes dutzendmal jubelnd zu ihm bekannt. Sein Kolin-Gedicht „Wer weiß wo?" ist echte Volkspoesie in künstlerischer Läuterung, während mehr naturalistische Verse kurzweg erklären, daß ihr Schöpfer den Himmel einst „aufbrüllend" mit einem „Vivat Fridericus Rex" betreten wolle.

Nach dem Tode des alten Fritz geht es mit Preußen rasch bergab, und weder die zeitliche noch die spätere Dichtung findet Taten, an denen sie aufranken konnte. Das Unglücksjahr 1806 bringt nur wenig Kriegslieder hervor; sie halten sich an die Lichtblicke in der Dunkelheit: an den Draufgängermut des Prinzen Louis Ferdinand, an die tapfere Verteidigung Kolbergs. Aber kaum ist die Betäubung des Sturzes gewichen, da regt sich ein neuer Geist und bereitet die Erhebung vor. Wie die Dichtung hier eingriff, wie sie unermüdlich ward und die Gesundheit künftiger Tage herbeiführen half, das braucht keines Wortes. Von Jahr zu Jahr verstärkt sich der Chor vaterländischer Sänger, und als 1813 der Sturm losbricht, da fliegen zu Hunderten die Sturmvögel der Lieder ihm voran: die klassische Zeit deutscher Kriegsdichtung beginnt.

Man empfindet sofort den großen Unterschied, der die Kampfpoesie der Befreiungskriege von derjenigen früherer Epochen scheidet. Bisher war der Soldat, wie es schon im Worte liegt, ein Söldner; sein Lied ein Berufslied; der Gegensatz zum Bürger und Bauern war immer da. Nun plötzlich steht das ganze Volk in Waffen und kämpft nicht mehr um des „Traktaments" und der Beute willen für einen zahlenden Potentaten, sondern es kämpft für sich selbst, für seine eigne Freiheit, für Haus und Herd; es kämpft wider den Fremden, der es knechtet. Seit der Reformation hatte Deutschland niemals eine solche Volksbewegung gesehen. Die nationale Idee ward wach und gab auch den Liedern einen ganz anderen Charakter. Die Worte „Vaterland" und „Freiheit", die der älteren Kriegsdichtung fast fremd waren, beherrschen die neue vollständig. Nicht mehr die preußische Armee und ein König oder Held werden darin gefeiert. Nein, „das Volk" steht auf — das Volk, das einen „heiligen Krieg" führt, das sein Schicksal in die eigne Hand nimmt, das den König einfach mitreißt. Wohl hat die Dichtung der Zeit in Schill, in Lützow, noch mehr in Blücher volkstümliche Lieblingshelden, aber die eigentlichen Kriegslieder nennen und kennen sie nicht: sie rufen die Nation an, nicht mehr einen einzelnen. Und während sich vorher die Kriegspoesie ziemlich streng in eine solche der Bildungsdichter und eine im Berufsheer selbst entstandene soldatisch-volkstümliche schied, schließt sich 1813 diese Kluft zwischen beiden völlig: die Dichter werden selber Soldaten oder sind doch von dem gleichen Ingrimm und Gefühlsbrand ergriffen wie die Kämpfer, wie die ganze Nation, und während sich in Friedrichs Feldzügen die Truppen noch ihre Weisen selber ersinnen mußten, da sie die Lieder der Literaturdichter überhaupt nicht verstanden, legten die Sänger der Befreiungskriege dem marschierenden Volke das erlösende Wort auf die Zunge. So geschieht das Merkwürdige, daß die größte neuere Volksbewegung in Deutschland erstaunlich wenig anonyme Volkslieder hervorbringt — eben weil es nicht nötig war, weil die Dichter restlos erfüllten und gaben, was die Stunde verlangte.

Es ist überflüssig, die Klassiker dieser „tyrtäischen" Poesie von 1813 zu nennen: den studentisch-stürmischen Theodor Körner,

Digitized by Google

der seine besten Lieder schrieb, wenn „nachts die Pferde der feindlichen Vorposten“ herüberwieherten; den männlich-knorrigen, protestantischen Starrkopf Ernst Moritz Arndt mit seiner harten Wucht; den romantisch-katholisierenden Kaiserherold Max von Schenkendorf mit seiner zarten, etwas weichlichen Schwärmerei. Ihre schönsten Lieder kennen wir alle; sie sind unserem Volke unverlierbar und sie rauschen mit mächtigen Flügelschlägen gerade dann über uns, wenn Deutschland marschiert. Und auch was Kleist und Uhland, Fouqué und Rückert, Eichendorff und viele andere damals gesungen haben, soll unvergessen sein.

Nach dem Sturme kam die Stille, die Friedhofsstille der Restaurationszeit. Doch als ein Vierteljahrhundert später Thiers auf einen Krieg um die Rheingrenze loszusteuern schien, da scholl wieder klirrender Gesang über Deutschland. So hart und kraftvoll wie in seinen Mannestagen reckte der 71 jährige Ernst Moritz Arndt sich noch einmal auf:

„Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben.
Und bringe das Schrecken und trage das Graun
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gaun,
Und klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!“

Gleichzeitig sang Nikolaus Becker sein Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ Gleichzeitig entstand die „Wacht am Rhein“ von Max Schneckenburger, und nicht lange darauf, am 26. August 1841, dichtete Hoffmann von Fallersleben auf der Klippe von Helgoland ein Lied der Deutschen. „Hören Sie zu,“ sagte er zu seinem Verleger Campe, „ich habe ein Gedicht geschrieben, das kostet aber vier Louisdor.“ Er begann zu lesen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ — und er war noch nicht zu Ende, als Campe die Goldstücke schon aufzählte.

Diese Lieder konnten (mit einer Ausnahme) nicht wirken, da der Kriegslärm sich legte. In Gesangvereinen fristeten sie mühsam ihr Dasein. Aber dreißig Jahre später — als Alldeutschland wirklich nach Frankreich hineinmarschierte — kam ihre große Stunde. Da waren sie plötzlich auf aller Lippen; da nahmen sie die Zuversicht und Sehnsucht der Nation auf ihre Flügel. Und es bleibt doch merkwürdig, daß die Stimmung des Augenblicks sich am glücklichsten in Versen spiegelte, die schon ein Menschenalter hinter sich hatten.

Über die Kriegslyrik von 1870/71 ist ja von vielen Seiten später herb abgeurteilt worden, und daß sie hinter derjenigen von 1813 weit zurückbleibt, ist keine Frage, ist aber auch kein Wunder. Die Lyrik der Befreiungskriege ist ihrem Charakter nach Jünglingslyrik; die von 1870 haben in der Hauptsache alternde Männer geschrieben, die über das rhetorische Pathos der Achtundvierziger nie ganz hinauskamen. Aus brennender Schmach und tiefer Not riefen unsere Vorderen vor 100 Jahren empor. Not aber lehrt nicht nur beten, sondern auch singen. Von solcher Not war 1870 nichts zu spüren; der Sieg schien allen von vornherein sicher. Deshalb kam sehr schnell in die Lieder, die das Volk sang, die humoristisch-übermütige Note hinein, die 1813 fast ganz fehlt. Ein behaglicher Spott beherrscht sowohl Kreuslers „König Wilhelm saß ganz heiter“, wie das auf Vorposten vor Weißenburg gedichtete Kutschkelied:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium!
Was will der alte Louis dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!“

Nur diese beiden Lieder wurden während des Krieges vom Volke aufgenommen — keiner der „Berufsdichter“ hatte das Glück, seine Worte ähnlich zünden zu sehen. Trotzdem sich eine wahre Sturmflut von Lyrik ergoß, ward der monumentale Ausdruck für die unvergänglichen Taten nicht gefunden. Alles in allem nimmt Emanuel Geibel unter den Heroldsrufern von dazumal wohl die erste Stelle ein. Als Jüngling hatte er der Kaisersehnsucht volltönigen Ausdruck verliehen. Dann jenes Gedicht veröffentlicht, das heut wie eine Prophezeiung zu uns herüberklingt:

„Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren,
Taten wird zu dieser Frist,
Helden dir die Not gebären,

Bis du wieder stark wie sonst,
Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,
Vor Europas Völkern thronst,
Eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage denn empor,
Läuterungsglut des Weltenbrandes!
Steig als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!“

Und nun begleitete Geibel die großen Tage der deutschen Geschichte von der Mobilmachung an mit seinem tönenden, religiös gefärbten Pathos. An den ersten allzu rhetorischen Heroldsruf: „Empor, mein Volk!

Digitized by Google

Das Schwert zur Hand" schloß sich mit größerem Glück bald das Lied der „Deutschen Siege":

„Habt ihr in hohen Lüften
Den Donnerton gehört
Von Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?"

Mit biblischen Akkorden ließ er den Psalm von Sedan erklingen: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm." Und ob er auch in der Begrüßung des jungen Kaiserreiches matt blieb: er versuchte doch der Sprecher der Nation zu sein. Neben ihm trat mit schwerwiegenden Gaben Ferdinand Freiligrath auf den Plan. Sein überlautes „Hurra, Germania!" zeigt allerdings nur die lobenswerte Gesinnung, aber die Verse „An Wolfgang im Felde", an den Sohn, der das Rote Kreuz am Arm trägt, sind tief empfunden, und gar seine „Trompete von Vionville" ist künstlerisch angesehen wohl das Beste, was die damalige Kriegslyrik hervorbrachte. Soll ich noch Wilhelm Jensen mit seinen „Liedern aus Frankreich", Julius Wolff mit der „Fahne der Einundsechziger", Theodor Fontane mit dem „Einzug" nennen? Die Kriegslieder von Grosse und Dahn, Gerok und Gottschall, Julius Sturm und ungezählten andren erwähnen? Keiner wollte zurückstehen; jeder wenigstens eine Liebesgabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Und die Gewalt der Stunde gab auch Männern, die sonst der Lyrik fernstanden, Kraft zu dichterischem Fluge. Das schönste Beispiel bietet hier Treitschke mit seinem „Lied vom schwarzen Adler":

„Mächtig rauschen deine Schwingen,
Hellen Auges, schwarzer Aar,
Schaust du auf die blanken Klingen
Deiner deutschen Heldenschar!"

Tausende, die sonst nur im stillen Kämmerlein Dichtversuche anstellten, trugen ihr Lied auf die Gasse — „Gott der Herr," klagte eine Zeitung, „hat uns gnädig verziehen, was wir seit Ausbruch des Krieges an Kriegsliedern und Schlachtgesängen gesündigt haben und hat uns trotz dieser poetischen Frevel den Sieg gewährt!" Aber auf diesen Stoßseufzer gab Julius Sturm eine hübsche Antwort:

„Ganz Deutschland zählt kaum soviel Bajonette
In diesem Krieg als Kampf- und Siegeslieder,
Und jeder neue Tag bringt neue wieder,
Und immer länger wird die lange Kette.

So klagt ihr; doch ich bitt' euch, nicht zu schelten
Der Lieder Menge, die ja nur bedeuten,
Wie frisch das Herz des deutschen Volkes schlage. —

Laßt freudig jedes Lied als Blume gelten
Im Kranze, der zu Ehren wird gewunden
Für unsres deutschen Volkes größte Tage!"

Julius Sturm hat recht. In dem Augenblicke, wo die ganze Nation sich zu blutigem Ringen erhebt, kommt es auch gar nicht darauf an, ob ein Gedicht ästhetisch besser oder schlechter ist, sondern einzig darauf, ob es Tugenden, die dann am nötigsten sind, also Mut und Siegeswille, Begeisterung und Mannhaftigkeit, selber atmet und bei anderen befördern kann.

In den langen Friedensjahren des neuen Reiches schien erklärlicherweise das Blasen der Trompeten dann völlig einschlafen zu wollen. Aber es schien doch nur so. Die deutsche Jugend, die zur Zeit von Sedan noch kurze Höschen getragen hatte, wuchs als ein kampffrohes Geschlecht auf, und ihre Strophen klirrten bald stärker als die der Dichter von 1870. Einer ihrer Führer, Arno Holz, schrieb in einem Gedicht „Zum 2. September":

„O Tag, an dem in leuchtender Wehr
Noch immer schwarz-weiß-rot
Die deutsche Flagge von Fels zu Meer
Nord-, ost- und westwärts loht:
In Einigkeit verbunden
Durch die heilige Schar, die an dir verblich,
O Tag voll Blut und Wunden,
Wir grüßen dich! Wir grüßen dich!"
Und in die Zukunft spähend:
„Die Zeit, die Eisen und Blut verschweißt,
Wir ahnen sie längst vor den Türen stehn;
Die Trommel, die wirbelnd die Luft zerreißt,
Kann schon morgen durch unsre Reihen gehn.
Dann werden auf deutschem Herde
Die alten Gluten noch einmal sprühn,
Und rot auf französischer Erde
Um junge Gräber Rosen blühn!"

In dem gleichen Jahre, in dem dieses Sedan-Gedicht im „Buch der Zeit" von Arno Holz erschien — es war 1884 —, kam in Leipzig ein schmales Lyrikbändchen unter dem wunderlichen Titel „Adjutantenritte und andere Gedichte" heraus. Es wurde wenig beachtet, nur die Jugend horchte auf und bekam plötzlich klopfende Herzen. Denn sie empfand, daß hier ganz unvermutet und längst nicht mehr erwartet der große Dichter kam, der den Heldengeist von Sedan uns auch in der Literatur spüren ließ, der Dichter des Schwertes, der wahre Dichter des siebziger Krieges, der Hiebfrohe und Mannhafte, der trotzig mahnte: „Gib den Flamberg nicht aus Händen!" In triumphierendem Aufstieg ist dieser Dichter — Detlev von Liliencron — nun längst vor der Nation erhöht worden, und aus seinen Schöpfungen lesen wir jetzt (stärker und besser als aus der Lyrik von 1870) ab, welch Siegesgeist unsere Väter einst durchatmete. Wie herrlich, kraftvoll und gewaltsam mitreißend sind allein die Schilderungen, in denen die „Adjutantenritte" ausklingen! Eben ist in das Kampfgetümmel durch einen Johanniter die Meldung gebracht worden, daß aus dem „greisen, großen König" ein Kaiser ward:

Digitized by Google

„Und zum Salute donnern die Batterien
Den Kaisergruß, wie niemals er gebracht.
Zweihundertfünfzig heiße Munde schrien
Den Gruß hinaus mit aller Atemmacht.
Scheu schielt aus gelbgesäumter Wolkennacht
Zum erstenmal die weiße Wintersonne,
Und schwefelfarben leuchtete die Schlacht
Bis auf die fernst marschierende Kolonne —
Daß hoch mein jung Soldatenherze schlug
in Wonne.

Tot lag vor mir ein Garde mobile du Nord,
Es scharrt mein Fuchs und blies ihm in die
Haare.
Da klang ein Ton herüber an mein Ohr,
Den Höllenlärm durchstieß der Ton, der klare.
Nüchtern, nicht wie die schmetternde Fanfare,
Klang her das Horn von jenen Musketieren.
Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanteriesignal zum Avancieren.
Dann bist du sicher vor Franzosen und Baschkiren.

Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schreien!
Drauf!
Es sprang mein Degen zischend aus dem Gatter.
Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,
Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.
Lerman, Lerman! Durch Blut, Gewehrgeschnatter,
Durch Schutt und Qualm! Schon fliehn die
Kugelspritzen.
Der Wolf brach ein, und matter wird und
matter
Der Widerstand, wo seine Zähne blitzen.
Und Siegesband umflattert unsre Fahnenspitzen!“

Wir wissen heut längst, daß Liliencron wie zu einem Feste in die Schlacht zog — strahlend in Jugend und Kampfeslust. Aber wenn wir es nicht wüßten, wir würden es spüren. In seinen Versen lebt etwas Ungestüm-Attackenhaftes, lebt die draufgängerische Kühnheit des Geschlechtes, das von Sieg zu Sieg stürmte. Während die Dichter von 1870 doch nur auf Phantasterossen ins Schlachtgetümmel ritten, warf er sich als junger Offizier selber in den Kampf, und nun hat er aus heißem Erleben jene prachtvolle Bewegtheit, Echtheit und niederwerfende Wucht, die unfehlbar bezwingen. In seinen Reiterattacken braust man mit:

„Zügel fest, Fanfarenruf,
Donnernd schwappt der Rasen.
Bald sind wir mit flüchtigem Huf
An den Feind geblasen.

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten.“

Der Soldatentot „in Ähren“ und Ehren, die „Attacke“, „Fühler und Vorhang“, das „Siegesfest“, „In Erinnerung“, „Krieg und Friede,“ „Mit Trommeln und Pfeifen“, eine Handvoll anderer Gedichte noch: sie gehören zum Schönsten, was die deutsche Kriegslyrik aufzuweisen hat. Und immer von neuem sind aus dem wundervollen „Cincinnatus“ in diesen Wochen die Verse zitiert worden:

„Muß das Vaterland drangvoll die Sturmflaggen hissen,
Ho heida! Die Klinge der Scheiden entrissen.
Und droht es von Osten und dräut es von
West,
Wir schlachten den Bären, den Hahn uns
zum Fest.“

Wenn man dies alles liest und wieder liest, kommt einem immer von neuem der Gedanke: Wenn doch Liliencron dieses Eisen- und Blutjahr 1914 erlebt hätte! Wie wäre sein altes Soldatenherz im Sturme gegangen! Und wie hätte er uns vorangesungen!

Nun, die Lieder werden uns auch diesmal nicht fehlen: als wären alle himmlischen Trausen gezogen, geht der Regen und Segen prasselnd auf uns nieder. Laßt sie sausen und brausen! Verspottet sie nicht und seid nicht zu kritisch! Sie sind eine luftige und beschwingte Armee, die der anderen zur Seite steht! Napoleon hat nicht umsonst heimlich seinen Truppen Lieder mitgegeben, die sie begeistern sollten. Blücher und Gneisenau haben nicht umsonst in ihren Heeren ein schwermütiges Landwehrlied zu singen verboten, weil dieses „Schwerenotslied“ die Stimmung der Kämpfer zu trüben drohte! Lieder können eine ungeheure moralische Macht ausüben; sie sind die Waffe derjenigen, die zurückbleiben müssen und die in den harten und großen Tagen des Vaterlandes ihre Kraft nicht minder steigern sollen als die draußen Kämpfenden — wenn es auch nur ist, daß ihre Brust sich spannt, ihre Faust sich ballt, ihr Nacken sich steift. Nichts davon ist gleichgültig oder verloren! Denn wie von einem gewaltigen und entfernten Werke fließen dadurch ununterbrochen ungeheure Kraftströme nach vorn in die Front und schaffen dort den gewaltigen moralischen Rückhalt. Ein Heer kann auf die Dauer nur siegen, wenn hinter ihm der gespannte Siegeswille einer zu allem entschlossenen Nation steht.

In ihren Liedern aber kommt nicht zuletzt dieser Wille der Nation zum Ausdruck. Deshalb hat 1870 die Redaktion des Preußischen Staats-Anzeigers noch während der Mobilmachung die Aufforderung ergehen lassen, alle in Zeitungen und Zeitschriften erscheinenden Kriegsgedichte ihr einzusenden, um sie heftweise zu sammeln. Aber nicht diese eine Sammlung entstand damals, sondern gleich ein halbes Dutzend, und noch während des Krieges konnten sie aus ihrem Reinertrag viele tausend Taler für verwundete und erkrankte Krieger zur Ablieferung bringen.

So soll diese flüchtige, von der drängenden Stunde eingegebene Skizze mit der Anregung schließen, daß auch heut die stürmisch hervorbrechende Zeitlyrik so gesammelt werde, wie sie den Ereignissen folgt, damit sie ihre doppelte Aufgabe erfüllen kann: den Siegeswillen der Nation zu straffen und die geschlagenen Wunden nach Kräften zu heilen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Theo Malade, Die Geschichte vom lütten Schnieder (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Helene von Mühlau, Die zweite Generation (Ebenda) — A. M. Frey, Solneman der Unsichtbare (München, Delphin-Verlag) — Charlotte Niese, Die Hexe von Mayen (Leipzig, Fr. W. Grunow) — Johannes Jegerlehner, Hohlicht (Heilbronn, E. Salzer) — Des Girolamo Cardano von Mailand eigene Lebensbeschreibung (Jena, Eugen Diederichs) — Benvenuto Cellini, übersetzt von Goethe, mit 303 Originallithographien von Max Slevogt (Berlin, B. Cassirer)

Noch stand golden und schnittreif der Roggen im stillen Ernteland, als die nachfolgenden Buchbesprechungen geschrieben wurden.

Und nun, während ich sie noch einmal überlese, erröte ich fast, und die Hand zuckt mir, als müßte ich alle diese Worte über gleichgültige Romane zurückreißen und beiseite werfen. Denn von draußen dröhnt es wie Gesang und Marschtritt eines ganzen ziehenden Volkes, und nichts ist uns über Nacht entbehrlicher geworden als Buch und Feder. Keine Dichtung — auch die größte nicht — kann jemals an die Gewalt und Herrlichkeit der Stunden heranreichen, die wir erschauernd, „dem höchsten Leben nah und nah dem Tod," in der ersten Augustwoche unseres Schicksalsjahres erlebt haben. Was nun auch werden und kommen mag — einmal, einmal haben wir wieder frei geatmet; einmal sind wir gnädig erlöst worden aus Haft und Enge der Persönlichkeit; einmal wurden wir wieder ein Ganzes, Einiges, Unsterbliches: emporgerissen von einer Riesenfaust, geschüttelt wie die Wipfel eines Waldes vom gleichen Sturmwind. Das allein schon hat Leben und Sterben gelohnt, das hat uns den falschen Plunder, mit dem wir tändelten, vom Leibe gerissen, und was an Flecken noch an uns sein mag, es wird gewaschen werden mit Strömen teuersten Blutes. Wenn diese Zeilen einst hinausgehen, läßt sich vielleicht schon erkennen, welche Wege die Vorsehung uns führen will. Aber ob wir zu strahlenden Gipfeln oder durch dunkle Täler geleitet werden: jeder Weg wird Segen sein durch den Zug der großen Flamme, die uns alle durchlohte und reinigte.

Wenn die Unterhaltungsschriftsteller früherer Generationen durchaus nicht mehr wußten, was sie mit ihrem Helden anfangen sollten, so spedierten sie ihn nach Amerika. Und die hoffnungsloseste Verwicklung lösten sie wohl dadurch, daß sie sich einen verschollenen Goldonkel mit edlem Herzen und rauhen Umgangsformen aus der Neuen Welt verschrieben.

Das ist längst unmodern geworden. Amerika hat seine große Rolle in unseren Romanen ausgespielt. Dafür erfreut sich Deutsch-Südwestafrika seit Jahren einer steigenden Beliebtheit. Es tritt immer häufiger als literarischer Nothelfer auf, wie früher die Vereinigten Staaten. Es wird für unsre Erzähler zu dem fernen und doch vertrauten Schicksalsland der Gegenwart, das allerhand deutsche Lebensläufe auf diese oder jene Weise vollendet.

Der Ausgangspunkt dieser neuen Mode läßt sich klarer erkennen, als es sonst wohl möglich ist. Es ist ja noch gar nicht lange her, daß sich mit Ausnahme einiger Berufspolitiker und Interessentengruppen keine Katze in Deutschland um die Kolonie kümmerte. Selbst der große Aufstand änderte daran zunächst gar nichts. Unter der Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit der Nation litten die Truppen geradezu, die dort kämpften. Es machte sich in der Heimat niemand recht klar, was sie leisteten und mit wieviel Mühsal und Todesnot die Behauptung des Landes bezahlt werden mußte. Da kam Frenssen mit seinem „Peter Moor". Hunderttausende haben das Buch gelesen; hunderttausenden ward plötzlich zu Bild und Anschauung, was bisher nur dürre Zeitungsmeldung gewesen war. Und mit einem Male war das tiefere allgemeine Interesse vorhanden. So sieht man auch hier, wie die Kunst, die ihre beste Kraft aus dem Leben zieht, selber wieder auf das Leben zurückwirkt. Ja, man kann noch mehr beobachten: ob nämlich Dutzende und Aberdutzende von Romanen und Novellen uns seitdem nach Südwest geführt haben — die literarische Prägung, die Frenssen dem Lande verlieh, ist geblieben. Er, der Afrika nie betreten hat, speist oft selbst diejenigen, die drüben waren, aus seiner Stimmung und Vorstellung. Unbewußt erliegen sie der suggestiven Macht des aufgestellten Vorbildes.

In zwei Büchern, die heut einer Besprechung warten, dämmert unsre afrikanische Küste empor. Als Soldat zieht ein armer tapfrer Landjunge hinüber; als Farmer ein weniger tapfrer reicher Fabrikantensohn. Beiden bringt das endlose Land dort drüben die Entscheidung. Von dem Landjungen erzählt Theo Malade in seiner „Geschichte vom lütten Schnieder" (Berlin, E. Fleischel & Co.), und was der hübsche, irgendwie anheimelnde Titel verspricht, das wird in dem hübschen und anheimelnden Buche ge-

Digitized by Google

halten. Gleich am Anfang, noch ehe der künftige Held es zu seinem Einzug in diese Welt gebracht hat, schmettern und klingen Trompete und Geige, Kontrabaß und Flöte. Ein behaglicher Humor durchwärmt schon die ersten Seiten; man hat sofort das Gefühl, daß hier einer mit Lust und Liebe schreibt. Meister Zippig und seine Meisterin, die sich ihre „lütten Schnieders ganz allein maken"; die gelähmte Großmutter, die immer noch nicht tot ist und über ausgezeichnete Ohren verfügt; die Dorfmusikanten, die mit Begeisterung und Ausdauer ihre Kunst üben — sie sind uns doppelt rasch vertraut, weil sie etwas Urdeutsches und Typisches haben. Als Typen sind sie auch behandelt: sie werden mit immer den gleichen Zügen und Bewegungen charakterisiert. In ihrer Mitte, in gesunder pommerscher Landluft, wächst der lütte Schnieder heran, und ohne daß tiefere Töne angeschlagen, Probleme berührt oder besondre Künste gezeigt werden, gewinnt sich der kleine Held unser Herz. Denn er ist ein offner, tapfrer und kluger Junge, der auch standhält, als er durch den Spott der Kameraden seinen körperlichen Mangel erkennt. Er ist nämlich ein wenig zu kurz geraten; alle andern überragen ihn um Haupteslänge. Zuerst überkommt ihn der Neid; dann jedoch lehnt er sich trotzig gegen das unverdiente Schicksal auf: er wird halt den Leibesfehler durch doppelte Tüchtigkeit ausgleichen. Und mit Behagen sieht man zu, wie klug und tapfer er seinen Weg geht, wie er sich als Schneider, als Soldat, als Sohn und Bräutigam mit Ruhm bedeckt. Da — während dem Tüchtigen schon die freundlichsten Ziele winken — bricht er plötzlich aus. Um in einem frischen Kampfleben mit allerlei Mucken fertig zu werden, meldet er sich zur Schutztruppe, ohne daß der Leser die Notwendigkeit dieses Schrittes begreift. Man hört, daß er den Heldentod fürs Vaterland stirbt; man soll offenbar dadurch erhoben werden, aber der Abschluß hat nichts Zwingendes: er ist zufällig und gewaltsam! Wenn wir im Handwerklichen bleiben wollen: ein schöner, fester, für eine lange Naht geknüpfter Faden wird jäh zerschnitten. Es ist ästhetisch belanglos, ob das durch eine schwarz-weißrote Schere geschieht.

Der pommersche Landarzt, der dieses sehr liebenswürdige Buch geschrieben hat, trägt einen französischen Namen, aber er ist kerndeutsch. Man wird nicht im Zweifel sein, daß Gustav Frenssen auf ihn gewirkt hat: der lütte Schnieder stammt aus der Familie Jörn Uhls, wenn er auch aus dem Stralsundischen kommt und wesentlich engere Bezirke beherrscht. Die Geschichte, die seine Taten kündet, wird von einem ganz positiven Geiste getragen; die konservativ-agrarische Grundstimmung des Erzählers ist unverkennbar. Da sie sich jedoch immer in Gemütswerte umsetzt, so bleibt sie stets im Dichterischen, und darauf allein kommt es im Kunstwerk an. Ich glaube ja nun nicht, daß Theo Malade das Zeug dazu hat, in unsrer erzählenden Literatur stärker hervorzutreten. Seine Welt ist klein, seine Kunst nicht groß, aber in seinen bescheidenen Grenzen leistet er doch sehr Erfreuliches. Er hat einen echten Kern und festen Wurzelstand, er hat Liebe zu den Leuten, die er schildert, und herzlichen Humor, er besitzt eine lebendige Darstellungsgabe und ist manchen guten Kräften der deutschen Volksseele innig verbunden. Da wird er bald auch eine lauschende Gemeinde finden, die mit ihm geht und alle seine lütten Schnieders dankbar aufnimmt.

Von ganz andrer Art als der kleine Fadenzieher Zippig ist Herr Wendelin Steinthor, der kuriose Held, den Helene von Mühlau in ihrem jüngsten Roman „Die zweite Generation" nach Südwest hinüberschickt. Die Tragödie dieses jungen Mannes möchte ich gern erleben, oder besser: ich erkläre mich mit Freuden bereit, ihm die Last, aus der sein Kummer fließt, abzunehmen. Er hat nämlich, kurz gesagt, zuviel Geld. Er jammert auf 400 Seiten darüber, daß er zu reich ist. Er macht seinem Vater heimlich die bittersten Vorwürfe, daß er in Arbeit und Mühe ein Riesenvermögen aufgehäuft hat. Denn — philosophiert er — da mein Vater allein schon für zwei Generationen gesorgt hat, so bin ich eigentlich überflüssig. Es bleibt mir nichts mehr zu tun übrig. Das jedoch ist schrecklich langweilig. Ja, wenn ich arm wäre! Wenn ich von vornherein hätte arbeiten müssen! Dann wäre ich, der Wendelin Steinthor, ein großartiger Mensch geworden! Armut allein gibt Kraft und Energie, Reichtum erschlafft. Und deshalb hat mein Vater, indem er allzu gut für mich sorgen wollte, schlecht für mich gesorgt: er hat mich der Notwendigkeit enthoben, selbst etwas zu verdienen; er hat mich des höchsten Glückes beraubt, aus eigner Kraft emporzukommen. So bin ich schwach und untüchtig geblieben, bin ein Tor und Sonderling geworden, ganz der Typ der zweiten Generation: verweichlicht, kampfunfähig und ohne Selbstbewußtsein. Beweis: der hier vorliegende, von mir selbst geschriebene Lebenslauf. Kann man törichter handeln, als ich es tat? Kann man energieloser sein? Kann man weniger Menschenkenntnis besitzen? Nun wohl — das ist der Fluch des Geldes! Quod erat demonstrandum.

Vor dieser weiblichen Logik und Übertreibungssucht flüchte ich auf die Bank der Spötter. Wenn ich nicht so reichliches Distelfutter gehabt hätte, sagte der Esel, so wäre ich todsicher ein Löwe geworden! Und alle Grautiere vor der gefüllten Krippe nicken Beifall. Denn selbstverständlich sind immer nur die Verhältnisse schuld. Sie allein haben auch Herrn Wendelin auf dem Gewissen. Wenn er schon als Kind ungesellig, einsam und steif war; wenn er alle seine Mitschüler zu Feinden hatte; wenn er mit Mühe und Not durch die Klassen geschoben wurde; wenn er gar keine Fähigkeit hatte, sich anzupassen;

Digitized by Google

wenn er zweck- und ziellos durch die Welt reist, auf alle Phrasen hineinfällt, sich von jedem Geschäftsmann einseifen läßt und ausgerechnet immer den falschen Leuten die kalte Schulter zeigt — so sind das alles die schrecklichen Folgen des Reichtums. Sollte sich daraufhin ein erschütterter Leser seines Bankguthabens auf schmerzlose Weise entäußern wollen, so bitte ich, meine Adresse auf der Redaktion zu erfragen.

In Südwest kommt der arme Reiche endlich zur Erkenntnis und zu dem Entschlusse, sein Leben zu ändern. Man hat ihm da eine riesige Farm in der Größe eines deutschen Herzogtums aufgehängt, und da tut er zuletzt den Schritt, den jeder Leser schon 100 Seiten früher erwartet: in der Überzeugtheit von seiner eignen Unfähigkeit übergibt er den Besitz einem tüchtigen Freunde — einem Schutztruppenoffizier, der schon deshalb vorwärtskommen wird, weil er arm ist. Er bildet also das Gegenbeispiel; er krankt noch nicht an der Schwäche all derer, die der „zweiten Generation" angehören.

Daß Helene von Mühlau die Kolonien kennt, wissen wir aus der lustigen Geschichte vom Hauptmann „Hamtiegel"; daß sie gewandt schreibt, aus vielen Romanen. Sie hat diesmal kein Glück gehabt und muß sich ein wenig Spott gefallen lassen.

Wenn der Vorhang jetzt zum dritten Male aufgeht, erscheint auf beleuchteter Wand der Schatten des Herrn Hciebel Solneman. Sein Name ist nicht das Verblüffendste an ihm. Er selber — soweit man von ihm reden kann — verblüfft unvergleichlich mehr. Man höre: zum Oberbürgermeister einer deutschen Stadt kommt ein Fremder und wünscht für einen bar zu erlegenden Kaufpreis von 73 Millionen, den er der Einfachheit halber nachher freiwillig auf 150 Millionen erhöht, den städtischen Park zu kaufen. Er will ihn nicht etwa für Terrainspekulationen haben, sondern nur zurückgezogen und unbelästigt darin leben, ja, nach seinem Tode soll der Park wieder an die Stadt zurückfallen. Als Legitimation hinterläßt der erstaunliche Mensch einen faustgroßen Diamanten von unermeßlichem Wert.

Es ist klar, daß man schon aus reinem Spannungsreiz ein so verrückt beginnendes Buch weiterliest. Es führt den Titel „Solneman der Unsichtbare" (München, Delphin-Verlag); es nennt A. M. Frey als Verfasser und wird als „Roman" bezeichnet. In Wahrheit ist es eine phantastische Groteske mit satirischem Einschlag. Dieser Hciebel Solneman nämlich ist und bleibt für uns wie für die Stadt, in der er sich ansiedelt, ein Rätsel; er ist ein Maskenträger, ein Hexenmeister, ein Unfaßbarer. Wenn man ihn glücklich erwischt zu haben glaubt, hält man etwa eine falsche Nase oder Perücke in der Hand, und irgendwoher scheint ein spöttisches Kichern zu tönen. Das könnte auf die Dauer langweilig werden, aber tatsächlich ist Solneman auch gar nicht der Held des Buches. Er ist nur Mittel zum Zweck. Durch den Parkkauf, durch seine Verborgenheit, durch die rätselhaften Einrichtungen, die er trifft, beginnt er mehr und mehr die Phantasie seiner Mitbürger zu erregen, und je strenger er sich selber von der Stadt abschließt — er zieht eine 30 Meter hohe, unübersteigbare Mauer um seinen Park —, um so gewaltiger wird die Neugier der Bevölkerung. Daß niemand etwas von ihm weiß, niemand ihn je gesehen hat, daß er es wagt, ein undurchdringliches Geheimnis um sich zu breiten, daß er die Neugierigen ganz offenbar zum Narren hält, kurz, daß dieser Einsame sich erlaubt, sein Spiel mit den braven Bürgern zu treiben, — das wird den Vielzuvielen allmählich unerträglich. Die Herde rottet sich gegen den einen zusammen, der alle Gemeinschaftsinstinkte verleugnet. Aus unbefriedigter Neugier wird Empörung, wird das schadenfrohe Verlangen, den Einsamen zu stören und ihm Fallen zu stellen — kurz, bald ist ein erbitterter Kampf zwischen der Stadt und dem unheimlichen, tausendfach schillernden, niemals faßbaren Mitbewohner im Gange. Die vergeblichen Versuche der Masse, Solneman den Unsichtbaren zu überlisten, zu besiegen, ja nur einmal in seiner wahren Gestalt zu sehen, geben natürlich Anlaß zu satirischer Beleuchtung der Herdenmenschen, aber die Satire ist immer in Handlung aufgelöst, und man bleibt in einem Wirbel phantastischer und grotesker Szenen bis zum Schlusse.

Überflüssig zu bemerken, daß ein Roman wie Solneman nicht durch Gefühlserregung auf unser Herz wirkt, sondern durch barocke Einfälle, kühne Verknüpfungen, seltsame Gestaltungen nur unsre Einbildungskraft in Tätigkeit setzt. Er gehört natürlich zu jener bizarren Phantastik, die als Schwester der Gruselromantik und Gespensterliteratur in mittelpunktlosen Zeiten an die Oberfläche drängt — ähnliche Blasen treiben ja gerade in der Gegenwart zu hunderten empor, und Hanns Heinz Ewers gibt ganze Sammlungen davon. Aber A. M. Frey scheint mir doch wesentlich höher zu stehn als diese bloßen Kuriositätenjäger, die ihr Gehirn nach neuen Sensationen zermartern. Schon daß der Solneman-Roman in allen grotesken Verrenkungen eine sehr ernsthafte Grundidee verfolgt und durchführt, spricht für ihn. Dann jedoch ist er auch in der stofflichen Umkleidung dieser Idee von wirklicher Originalität, und gibt man einmal die bizarren Voraussetzungen zu, so entwickelt sich alles übrige ganz folgerichtig. Der Erzähler hat des weiteren begriffen, daß ein Buch solcher Art nur durch den raschen Sturz der Geschehnisse wirken kann, und auch in der Erfindung einzelner seltsamer Gestalten — etwa des Wühlmenschen — zeigt er eine spezielle Begabung. Wer also will es mit Hciebel Solneman, diesem Vexiergeist, dessen Namen man von rückwärts lesen muß, versuchen? Ich kann nicht versprechen, daß

Digitized by Google

er jedem gefällt, vielleicht aber, daß er jeden interessiert.

Eine Stippvisite bei der herzenswarmen Charlotte Niese, die für gewöhnlich ein heitres Altfrauenlächeln parat hält, sollte den immerhin einseitigen Eindruck der Groteske nach der Gemütsseite hin ergänzen. Aber die Absicht gelang nicht recht. Gerade was man bei der humorvollen Holsteinerin sucht, wird man in ihrem jüngsten Werke, der „Hexe von Mayen (Leipzig, F. W. Grunow), nicht finden. Man erwartet ein gesundes Nationalgericht — Hausmannskost, wie sie zwischen Elbe und Eider gedeiht, und bekommt ein ausgekochtes Stück Fleisch in der allgemeinen deutschen Reichstunke. Charlotte Niese ist in der „Hexe von Mayen" nicht Charlotte Niese mehr. Sie verläßt ihren Mutterboden, indem sie nach der Koblenzer Gegend auswandert; sie verliert gleichzeitig ihre behagliche Sicherheit. Doch wenn ihr das Holstein der dänischen oder deutschen Zeit fehlt und wenn außerdem ihr Humor im Hintergrund bleibt, woran sollen wir uns dann bei dieser freundlichen Vertreterin der Heimatskunst halten?

Es ist nun zwar richtig, daß die „Hexe von Mayen", die adlige Jungfrau Heilwig von Sehestede, eines dänischen Staatsrats Tochter ist, aber ihre Hexenrolle spielt diese Dame am Rhein, und zwar zur Zeit, als die Truppen von Louis le Grand das linke Rheinufer verwüsten. Da wird die Ketzerin gefangen und als Hexe in den Turm gesperrt. Ein gläubiger Katholik, der kleine Junker von Wiltberg, rettet sie durch ein Loch in der Mauer. Aus beiden würde wohl auch ein Paar werden, aber das verschiedene religiöse Bekenntnis scheidet sie. So folgt Heilwig einem holsteinischen Vetter als Frau. Erst viele Jahre später kehrt sie im Gefolge des Plöner Herzogs an den Schauplatz ihrer Aventiuren zurück und tritt beruhigten Herzens dem einst Geliebten gegenüber.

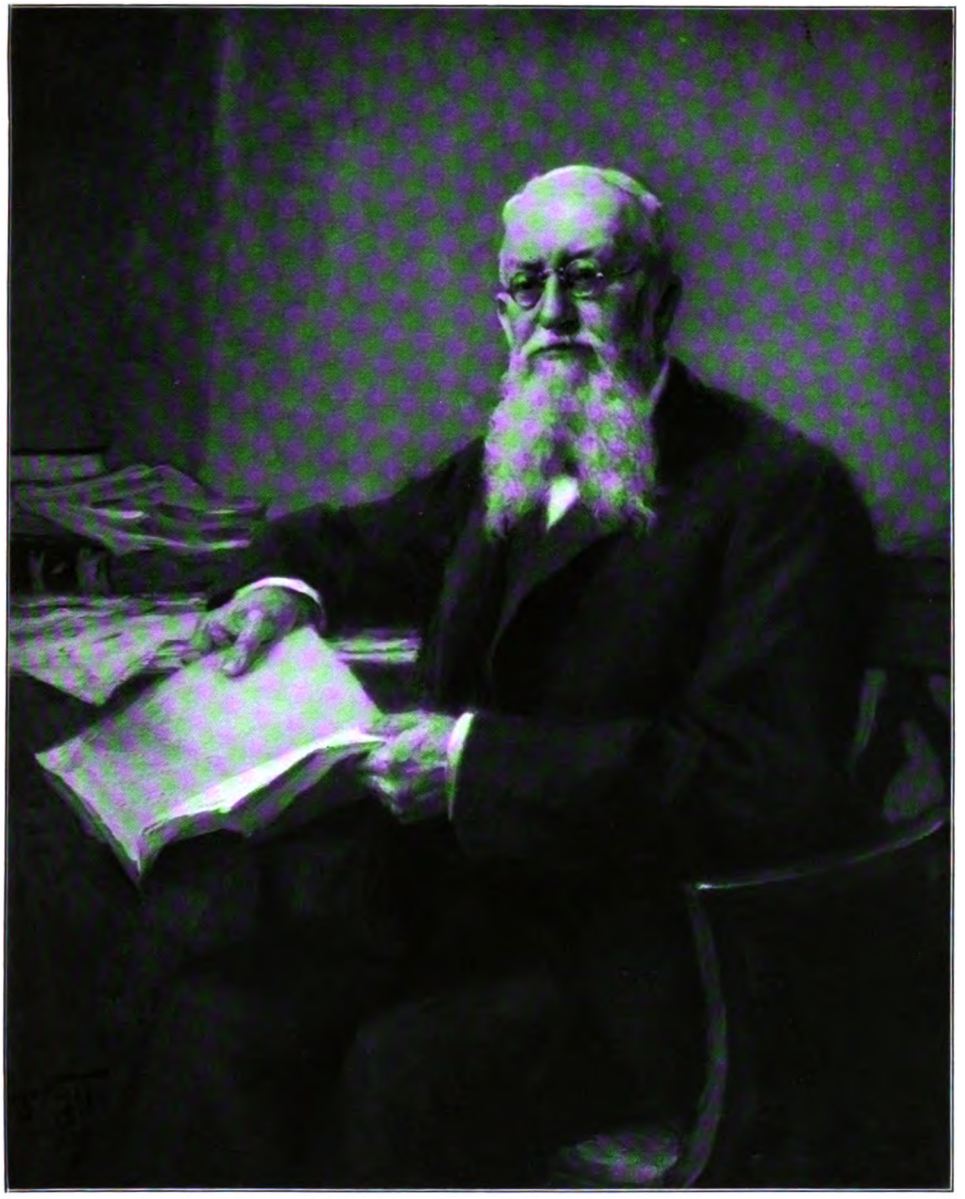
Dieser Roman erinnert etwa an eine Schnur, die aus verschiedenen Bindfadenresten zusammengeknüpft ist. Oder ohne Bild: jede Aktion, die Charlotte Niese darin unternimmt, bleibt unterwegs stecken und muß durch eine neue ergänzt werden, die auch wieder nicht langt. Der Hexenroman, die konfessionell beschwerte Liebesgeschichte, die Wiederkehr — nichts davon wird durchgeführt, alles läuft aus wie das Hornberger Schießen. Wir wollen uns also nicht länger dabei aufhalten und lieber so lange warten, bis die Holsteinerin wieder einmal rote Grütze mit Flöde serviert.

Wer für die Traulichkeit und Enge ausgesprochner „Heimatkunst" Sinn hat, mag es derweilen mit dem Schweizer Johannes Jegerlehner versuchen. In seiner Erzählung „Hohlicht" (Heilbronn, Eugen Salzer) ist auf einem Fleck alles versammelt, was zu einer richtigen Schweizergeschichte gehört. Da üben die Gebirgssoldaten, da funkelt 2300 m über dem Meere aus der höchsten Kapelle des Landes ein Lichtlein ins graue Nebelmeer, da schimmert der gewaltigste Gletscher der ganzen Alpenwelt, der Aletschgletscher, bleich, düster und geisterhaft, und man hört die Wasser in der Tiefe rauschen. Die Hauptszene ist selbstverständlich ein gefährlicher Marsch über das Jungfraujoch, ein Marsch bei Nebel und Schneesturm durch die großartige Vereisung, wo aus schwarzen Gründen der Tod lockt. Aber ein rechter Schweizerbub, der zu seinem Dirnlein will, läßt sich nicht halten, und während er in Gefahr schwebt, wacht und betet das Meitli in der Hohlichtkapelle und sieht akkurat so aus wie die Helvetia mit den dicken zitronengelben Zöpfen auf den eidgenössischen Goldmünzen. Auch für den bekanntlich recht kräftig entwickelten Erwerbssinn des biedern Völkchens wird ein hübsches Symbol gefunden: der Schneider Niggi, die beste Gestalt, veranstaltet täglich ein Vogelkonzert von seinen „Kanarienvögeln, die kein Futter kosten", nämlich von seinen 137 Goldstücken, und er lauscht entzückt, wie sie singen, wenn er sie durcheinanderschüttelt.

So ist alles beisammen, was das Schweizerherz bewegt; es kommt auch alles zu gutem Ende. Der Held versinkt in keine Gletscherspalte, und wie er die Naturmächte besiegt, so besiegt er nicht minder den Widerstand der Menschen, die ihm das Meitli verweigern wollen. Allzu schwer macht es ihm Jegerlehner nicht. Er war offenbar froh, als er beim Verlobungstrunk anlangte. Da hebt der Bräutigam sein Glas auf den Schneider Niggi und seinen soliden Fadenschlag. „Was der zusammenknüpft mit seinem Eisenfaden, sei es ein Knopf oder junges Ehevolk, das hält auf Manneslebtag."

Zuletzt noch etwas Biographisches! Der Verlag von Eugen Diederichs in Jena veröffentlicht „Des Girolamo Cardano von Mailand, Bürgers von Bologna, eigene Lebensbeschreibung". Schon Goethe hat sie gekannt und hat auf manche Ähnlichkeiten aufmerksam gemacht, die zwischen ihr und der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini bestünden. Trotzdem ist sie meines Wissens niemals ins Deutsche übersetzt worden, bis Hermann Hefele das lange Versäumte nachgeholt hat. Cardano, der berühmte Arzt und Mathematiker des 16. Jahrhunderts, der „Mann der Erfindungen", von dem wir noch heut die Cardanosche Formel (zur Auflösung von Gleichungen des dritten Grades) und das sog. Cardanosche Gelenk kennen, war ein Zeitgenosse des großen Goldschmiedes. Über seine wissenschaftliche Bedeutung und seine Arbeiten unterrichtet jedes Konversationslexikon. Sein Menschentum und seine besonderen Lebenserfahrungen bewahrt jenes hier vorliegende zwiespältige und widerspruchsvolle Erinnerungsbuch auf, das er im hohen Alter niederschrieb. Wie Cellini ist er ein echter Sohn der Renaissance, frei von allen moralischen oder religiösen Hemmungen, ungeheuer eitel, mit

Digitized by Google



Dr. Johannes Kaempf
Präsident des Deutschen Reichstags in der Sitzung vom 4. August
Gemälde von Prof. Hugo Vogel

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

vollen Backen seinen eignen Ruhm verkündend, rücksichtslos nach Macht, Geltung, Reichtum ringend, ein Mann mit heißem Kopf und kaltem Herzen, der nicht übermäßig sympathisch wirkt. Während seiner Lebenszeit trat jener Umschwung der Geister ein, der historisch als Gegenreformation oder Barock festgelegt ist und dem sich Cardano so wenig zu entziehen vermochte wie Cellini. Nicht zuletzt deshalb strotzt seine Autobiographie von so merkwürdigen, psychologisch interessanten Widersprüchen. Sie fallen doppelt in die Augen, weil der Gelehrte nicht wie der Künstler Cellini sein Leben fortschreitend wie eine bunte Epopöe erzählt, sondern es zerlegt und schematisch unter stofflichen Gesichtspunkten ordnet. Dabei geht natürlich auch viel Spannungsreiz verloren, und da das Dasein des Universitätslehrers sowieso in bescheideneren und mehr bürgerlichen Bahnen verlief, als das des florentiner Goldschmieds, so tut man dem Werke Cardanos keinen Gefallen damit, wenn man es in allzu große Nähe Cellinis rückt. Denn gegen dessen Lebensbeichte wirkt es natürlich grau.

Man mache einmal, um den ganzen Unterschied zu sehen, das Experiment und lese nach den Bekenntnissen des Mathematikers die seines Zeitgenossen Cellini in der Goetheschen Übersetzung! Eine prächtige von Max Slevogt mit über 300 Lithographien geschmückte und dadurch doppelt lebendig wirkende Neu-Ausgabe des Goetheschen „Benvenuto Cellini“ (Berlin, Bruno Cassirer) macht die Aufgabe nur verlockender. Welche Heiterkeit, Kühnheit, Farbenpracht, welche Darstellungsgabe vor allem hat der Florentiner gegenüber dem Mailänder, der Künstler gegenüber dem Gelehrten! Es ist nicht verwunderlich, daß ein Meister der modernen Illustration aus seiner Erzählung, die alles gegenwärtig und lebendig macht, die reichsten Anregungen schöpfte. Bei Cardano wäre das nicht möglich. Man sitzt bei ihm vor einem Herbarium, während Cellini in den blühenden Garten führt.

Entsühnung

Das war für Leben und Sterben gut
In diesen Wundertagen:
Ein ganzes Volk von gleicher Glut
Geschüttelt und durchschlagen!

Nun bringe die Zukunft dem Vaterland
Nacht oder Siegessonnen --
Uns hält ein ewiger Schauer gebannt,
Der ist uns immer gewonnen!

Was haben wir tief in Gier gesteckt!
Wie lockten die güldenen Eier!
Gottlob, nun hat uns das Eisen erweckt,
Der Krieg ward unser Befreier.

Der üppige Tand ist nichts mehr wert,
Dem wir uns lüstern verschrieben.
Doch unter dem Plunder ist unversehrt
Die deutsche Seele geblieben.

Und klebt noch ein Flecken an unsrem Kleid
Und Schuld an klimpernden Taschen —
Sie werden in dieser Schicksalszeit
Mit dem Blut unsrer Söhne gewaschen!

Carl Busse

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am Sedantag 1914

Welch ein Sedantag 1914! Noch nicht fünfzig Jahre seit jener großen Kapitulation sind vergangen, die die große Mehrzahl unserer Volksgenossen nur noch aus Erzählungen und aus schon ein wenig verblassenden Feiern kannte. Und heute liegt das Schlachtfeld von Sedan bereits im Rücken unserer Truppen, die wieder auf wenig Tagemärsche sich Paris genähert haben. Einen solchen Offensivfeldzug hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen, wie diese deutsche Sturmwelle, die in sieben breiten Flutrinnen über das östliche Frankreich hinrauschte. Vom Tage der Abreise des Kaisers zur Armee bis zum 2. September, in sechzehn Tagen, ist eine 400 Kilometer lange deutsche Front, getrennt marschierend, vereint schlagend, in mindestens neun großen Schlachten — weder Zahl noch Namen dieser Schlachten stehen uns schon fest — vorgedrungen auf die Linie von Amiens bis zur burgundischen Pforte. Und diese Leistung strategischen Geistes und wunderbarer Volkskraft war ja nicht die einzige. Zu gleicher Zeit schlugen die deutschen Soldaten den einen russischen Gegner vom Reichsboden hinaus, kämpften sie vereint mit den Österreichern, kreuzen die Flotten Deutschlands und Englands die Waffen, schlagen Österreicher und Serben aufeinander, sind unsere Kolonien in Afrika und Asien von dem großen Kriege betroffen.

Bisher der Kunst gewidmet, soll diese Rundschau nun während des Krieges den Lesern durch dieses gewaltige Drama den Faden führen. Aber auch für solche Berichterstattung ist es heute anders als in den bisherigen Kriegen. Nichts mehr von der Keckheit und Romantik früherer Kriegsberichterstattung; der Riesenkrieg von heute vollzieht sich unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit. Wir wußten nicht, wo unsere Brüder und Freunde hindirigiert waren, wo unsere Prinzen standen, wann unser Kaiser zur Armee abging, wer von unseren Heerführern im Westen, im Osten, daheim kommandiert — nur ab und zu hob sich der Schleier: ein paar Depeschen des Wolffschen Bureaus in lapidarem Stile, dann wieder Stille, Nachrichtendürre. Wohl war das hart für die Daheimgebliebenen, aber absolute Notwendigkeit, die gar nicht näher begründet zu werden brauchte. Beispiele des Krieges von 1870 und des Burenkrieges schreckten, und wir freuen uns, daß in unserer geschwätzigen Zeit dieses eherne Schweigen überall hin möglich war. Ruhig und in festem Vertrauen schaut unser Volk, ohne zu drängen, nur auf die Nachrichtenstellen des Generalstabs und des Admiralstabs und nimmt still die immer mehr anschwellenden Verlustlisten entgegen. Freilich stehen wir so gut wie wehrlos gegen die lügnerische Beeinflussung der neutralen öffentlichen Meinung da. Jetzt spüren wir, wie ich im vorigen Hefte sagen konnte, was das englische Kabelmonopol und das Nachrichtenmonopol der verbündeten Telegraphenagenturen, des englischen „Reuterschen Bureaus“ und der französischen „Agence Havas“, bedeuten. Wir haben im Frieden versäumt, uns dagegen die Waffen zu schmieden; nun müssen wir warten, bis sich allmählich die Kunde von unseren Siegen in der weiten Welt verbreitet.

Fast denken wir heute schon nicht mehr an die letzten Juli-, die ersten Augusttage, in denen eine Spannung von sechs Jahren zu ungeheurer Entladung kam und unserm Volk die Probe auferlegt ward, ob die langjährige Friedensarbeit an Heer und Flotte sich bewähren werde. Aber wenige Worte muß auch auf diese Tage unser Bericht richten. Mit einem Male stand alle Welt in Waffen gegen uns, sechs, sieben Gegner und Gegner von stärkster militärischer Kraft. Es wird in alle Zukunft deutscher Geschichte unvergessen sein, wie unser Volk diesem Sturm sich entgegengestellt hat. Leicht hat es ihn nicht genommen, dafür aber mit einer Einigkeit, Entschlossenheit und Opferwilligkeit, die viele auch bei uns nicht erwartet hatten. Daß ein Angriff auf Deutschlands Grenzen die Begeisterung wecken werde, daran zweifelte freilich trotz aller Zerrissenheit im Innern niemand. Aber was wir in diesen Wochen in unserm Volk spüren, das ist mehr: eine stille, fast kalte Entschlossenheit, getragen von einer verhaltenen, aber um so stärkeren Glut, weht durch unser ganzes Volk, eine wenig Worte machende, aber um so tiefere Überzeugung, daß es aufs Ganze gehe, das ist mehr als rauschende Begeisterung, das ist der Geist von 1813, das ist der kategorische Imperativ, das verbürgt Dauer! Und ein anderes: Überraschend ist uns dieser Krieg gekommen, aber er hat uns nicht überrascht. Wir waren bereit! Das Wort aus dem „Hamlet“, das wir unseren Hörern und Lesern in all den letzten Jahren immer nur predigen konnten, daß „Bereitsein alles sei“, unser Volk hat's bewährt, der Generalstab, die Eisenbahn, die Reichsbank, das Rote Kreuz und alle anderen. Daran ist die Lieblingsidee des französischen Generalstabs, gleich beim Kriegsbeginn in elsässisches Gebiet einzubrechen, gescheitert, daran ist die

Digitized by Google

Prophezeiung, die russischen Heeresmassen würden unsern Osten bis Frankfurt a. O. widerstandslos überschwemmen, zuschanden geworden, und daran ist die englische Drohung, der deutsche Michel würde eines Morgens in seinen Zeitungen lesen, daß seine Flotte auf dem Grund der Nordsee ruhe, als freche Renommisterei zerschellt.

Das ist auch mehr als 1870! Wenn heute die Mobilmachung so glänzend „klappte" wie damals, wenn heute mit einem Male eine ganze Reihe von glänzenden Strategen Siege erfochten, wenn heute die Truppen sich durch denselben Offensivgeist im Gefecht und durch dieselbe Fähigkeit zu gewaltigen Marschleistungen auszeichnen, so ist das schon mehr als 1870. Denn die Maßstäbe, die Zahlen, die Entfernungen, die es zu überwinden gilt, sind trotz hoch gesteigerter Verkehrsmittel heute absolut größer als damals und die Natur des Menschen mit all ihren in ihr liegenden Widerständen gegen außerordentliche Leistungen heute doch dieselbe, ja, physisch gegen 1870 sicherlich eher schwächer. Und trotzdem diese großen Erfolge! Wohl folgte auch 1870 das Volk einig und geschlossen dem Rufe zu den Fahnen und ebenso einig alle verschiedenen deutschen Stämme. Aber die geschlossene Einigkeit unseres Volkes in diesen Augusttagen, die hatte die Welt nicht erwartet. Wir wissen natürlich, daß nach dem Kriege die alten Gegensätze wieder hervortreten werden und daß unser öffentliches Leben wieder vom Kampf der Parteien widerhallen wird, aber diese Zeit eines völligen inneren Gottesfriedens, die bleibt in unserer deutschen Geschichte stehen, die bleibt ein köstliches und weiterhin wirkendes Kleinod unseres Volksdaseins. Noch mehr: Wir dürfen sagen: Nicht die Armee ist heute mobil, sondern das ganze Volk. Verhältnismäßig spät brauchte 1870 die Landwehr erst eingesetzt zu werden, der Landsturm brauchte überhaupt nicht aufgerufen zu werden. Heute trat nicht nur die gesamte Landwehr sofort zu den Fahnen, gleich am ersten Tage wurde der Landsturm in den Grenzkorps aufgerufen, sehr bald folgte der Aufruf auch im Innern und die Mobilmachung des Landsturms selbst. Bereits melden uns die Verlustlisten Namen von im offenen Kampf gefallenen Landsturmmännern. Und dahinter eine Phalanx von über zwei Millionen Kriegsfreiwilliger, alt und jung, vor allem die jungen, die, in rascher Ausbildung begriffen, bereit sind, als Ersatz in die vorne gerissenen Lücken einzurücken. Ganz anders als 1870 ist heute die gesamte, irgend wehrfähige Mannschaft unseres Volkes mobil. Und während die Männer sich rüsteten und nach den Grenzen eilen, stand im Nu die ganze deutsche Frauenwelt auf dem Plan. Was 1870 erst nachträglich geschaffen werden mußte, war heute schon beim Ausbruch fertig in Krankenpflege und allem dazu Gehörigen. Wo außergewöhnliche und nicht vorhergesehene Organisationen erfordert waren, wie zum Beispiel für das Einbringen der Ernte, da schießen sie in Überfülle aus der Erde. Und noch eins — der Leser gestatte, daß wir diese nüchternen Zahlen hier anführen, aber sie gehören unbedingt zum ganzen Bild —: vom 17. bis 23. Juli sank die französische Rente um 5 und 6 Prozent, die berühmten englischen Konsols um 4, unsere Reichsanleihe nur um 2¾ und 1,8 Prozent; die Bank von England ging in drei Tagen in ihrem Diskont von 3 auf 10 Prozent, die Deutsche Reichsbank dagegen hat vom 23. Juli bis 7. August dem Verkehr für über zwei Milliarden Mark Zahlungsmittel zur Verfügung gestellt und brauchte im Diskont nur von 4 auf 6 Prozent zu gehen. Wir wissen noch nicht, wie alles dies im einzelnen bei unseren Gegnern gegangen ist, aber das dürfen wir sagen: eine so konzentrierte und so geordnete Kraftanstrengung einer ganzen Nation und in diesen Maßstäben hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen, die gewaltige Fähigkeit zur Organisation, die an unserem Volke schon im Frieden den Fremden in Erstaunen setzte, hier leistete sie das Größte, hier soll sie den Anforderungen des Krieges gegenüber noch Größeres leisten.

⁂ ⁂ ⁂

Moltke hat das prophetische Wort gesprochen, daß Deutschland, was es 1870 errungen hat, fünfzig Jahre werde mit dem Schwerte verteidigen müssen. Das Wort ist heute jedem im Volke klar und geläufig. Aber es sagt noch nicht alles, weil es noch nicht die Konstellation erklärt, die heute gegen uns in die Waffen tritt. Nicht nur das Deutschland von 1870, das neue Reich, das Moltke im Auge hatte, sondern dazu das neue Deutschland, das — sei der Ausdruck erlaubt — Weltdeutschland Kaiser Wilhelms II. soll jetzt bewähren, was an innerer Kraft in ihm ist. Mit einem Wort: der Weltpolitik, an der Deutschland seit zwanzig Jahren seinen von den andern immer beargwöhnten Anteil nahm, entspricht als Fortsetzung der Politik der Weltkrieg.

Aber seine Entscheidungen fallen auf den Schlachtfeldern und Meeren Europas, und die europäische Konstellation war's, im allgemeinen und im besonderen, die diesen Krieg heraufführte. Ihr Ausgang war und bleibt der französische Revanchegedanke. Allein unfähig zur Rache für 1870, suchte und fand er Anschluß an die Abneigung Rußlands gegen ein starkes Deutsches Reich in Mitteleuropa. Aber diese Verbindung, die Frankreich wirtschaftlich und politisch seiner Selbständigkeit beraubte, reichte nicht aus. Der jahrhundertealte Gegensatz zu England wurde beiseite geschoben, die brennende Schande von Faschoda (1898) vergessen — 1904 reichten sich die beiden alten Gegner die Hand zum deutsch-feindlichen Bund. 1905, als Delcassé an der Marokkofrage den Ausbruch herbeiführen wollte, war es für England noch zu früh, noch war man sich Österreichs und Rußlands nicht sicher, und

Digitized by Google

so scheiterte der französische Revanchepolitiker an der festen Haltung Deutschlands. Im August 1907 besuchte König Eduard VII. Kaiser Franz Joseph in Ischl, er wollte ihn auch in sein System gegen Deutschland hereinziehen — Österreichs Herrscher wies ihn ab. Als König Eduard von Ischl wegfuhr, schieden sich klar die beiden Mächtegruppen, die heute im blutigen Kampfe miteinander stehen. Österreich gewann man nicht, dafür hatte im selben Monat Sir Edward Grey mit Rußland jenes persische Abkommen beschlossen, das, viel mehr auf europäische als auf asiatische Möglichkeiten hinblickend, den gewaltigen Gegensatz der beiden asiatischen Mächte um des Deutschenhasses willen vertagte. Im Juni 1908 besuchte König Eduard dann seinen Neffen in Reval, da sind zwischen Iswolski und Sir Charles Hardings die Grundzüge des Zusammenarbeitens beider Mächte gegen Deutschland im Kriegsfall gelegt worden. Weder König Eduard noch Grey mögen direkt den Krieg gewollt haben, in dem doch auch für Englands Kapitalinteressen und Kolonialherrlichkeit Gewaltiges auf dem Spiele steht. Aber was sie mit eiserner Konsequenz und Unehrlichkeit gegen die ehrlichen Friedensfreunde in beiden Reichen verfolgt haben, war: falls ein Krieg ausbrach, in ihn erst zuletzt einzutreten, wenn Frankreich und Rußland schon in ihm festlagen, in der alten Tradition englischer Politik, den Kontinent sich bis aufs Blut befehden zu lassen, damit Englands Interessen den Nutzen davon hätten. Nur in einem ist dies kaufmännisch-rechnerische Kalkül schwer gestört: England kann nicht nur sein Geld fechten lassen oder sich auf Kanonaden ungeschützter Städte und Flottendemonstrationen beschränken wie vordem, sondern: wie auch das Ringen der stolzen englischen Flotte, die übrigens seit Trafalgar keinen ebenbürtigen Gegner sich gegenüber gesehen hat, mit unserer jungen Marine ausgehe, es wird auch viel, sehr viel englisches Blut dabei fließen!

Wie ein immer engmaschiger werdendes Netz wollte sich diese französisch-russisch-englische Politik über Deutschland legen. Mit ehrlicher Friedensliebe trat ihr dieses überall entgegen, oft wollte man bei uns an diese unbedingte Feindseligkeit nicht glauben, die nach dem Motto: „Eine Großmacht zu viel!" uns überall entgegentrat und die zum kriegerischen Ausbruch immer nur deshalb nicht kam, weil einer dem andern das Risiko des Anfangs zuschob. Das haben nach sechs langen Jahren der Spannung denn die Russen auf sich genommen und haben Deutschland gezwungen, das Netz zu zerreißen, das es zu ersticken drohte.

Wie ein Symbol steht der Revaler Entrevue gegenüber der Besuch aller deutschen Fürsten zum Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs in Wien im Mai 1908. Er ist im Bilde festgehalten worden, das man in vielen Stuben Österreichs sehen kann. Wie ein harmonischer Ausklang eines schwergeprüften Herrscherlebens erschien diese dem Herzen Kaiser Wilhelms entsprungene Kundgebung, der Bund Deutschlands und Österreichs als Friedenshort Europas. Aber auf sie fielen schon die ersten Schatten einer Spannung, die Europa sechs Jahre lang in Atem gehalten hat. Darum, was uns in den ersten Tagen fast unverständlich erschien, daß an der Weigerung eines halbbarbarischen Kleinstaates, Sühne zu leisten, binnen einer Woche ein Weltkrieg entbrennen konnte — eine Schwüle von sechs Jahren, die auf dem wirtschaftlichen Leben schwer gelastet, Europa seit 1908 nicht seines Lebens hatte froh werden lassen, entlud sich, nachdem es dreimal, 1909, 1911, 1913, schwer gewetterleuchtet hatte, in einem furchtbaren Gewitter.

Mit der Annexion von Bosnien und der Herzegowina, der Grey-Iswolskischen Mazedonienpolitik und der türkischen Revolution von 1908 kam die alte orientalische Frage wieder ins Rollen. Österreich und Rußland traten wieder gegeneinander auf den Plan, Österreich ohne Eroberungspläne und -absichten, Rußland, das selbst den Balkan zu erobern, seit den Kriegserfahrungen von 1856 und 1878 hat aufgeben müssen, mit dem Streben, auf alle Weise die slawischen Balkanstaaten sich zu Vasallen zu machen und auf Kosten Österreichs zu vergrößern. Und da an Österreichs Großmachtstellung, die so vital bedroht wurde, das deutsche Interesse hing, und an Rußlands Abenteurerpolitik das französische Bündnis und die englische Entente, so verschmolzen geradezu automatisch die Weltgegensätze und die Orientfrage zu einem, und lichterloh schlugen aus dieser Verbindung die Flammen des Weltkrieges.

Zweimal in den letzten sechs Jahren hatte Serbien Europa hart an den Rand dieses Krieges geführt, 1909 und 1913, beim dritten Male hat es das Ziel erreicht, Serbien, das heute von allen Balkanstaaten am weitesten im Anschluß an die europäische Kultur zurück ist. Rumänien, Griechenland, Bulgarien, selbst Montenegro übertreffen es an innerer Festigung, an Ordnung, an sittlicher Reife — in keinem von ihnen wäre eine so freche, so öffentliche Vorbereitung des Attentats vom 28. Juni möglich gewesen. Und für diesen Staat entfesselte Rußland den Krieg und treten zwei Mächte ältester und höchster menschlicher Kultur in diesen ein!

Sechs Jahre hatte Österreich eine wilde großserbische Propaganda mit angesehen, bis das Attentat von Serajewo es einfach zwang, die Langmut, über die Europa sich manchmal gewundert, aufzugeben. Seine eigene Großmachtstellung, die eigene Menschenwürde seiner Dynastie und seiner Völker verlangten die scharfe Wendung vom 23. Juli. Serbien verweigerte die Sühne, es konnte hoffen, auf Rußland zählen zu können, das ihm Bosnien und Herzegowina auf Kosten Öster-

Digitized by Google

Der Deutsche Kaiser spricht zu seinem Volke. 31. Juli 1914
Zeichnung von Paul Paeschke

Digitized by Google

reichs in Aussicht stellte, damit es sein Mazedonien an Bulgarien abtreten könne. So brach der Krieg aus. Deutschland stand Schulter an Schulter mit Österreich. Das eine Gute hat die lange Dauer der Spannung, die doppelte Krise vorher, gehabt, daß unserem Volke diese Notwendigkeit, Österreich zu stützen und Rußland in den Weg zu treten, in Fleisch und Blut überging. Was 1909 noch nicht überall verstanden wurde, daß der Bund mit Österreich ohne weiteres auch auf Konflikte aus der bosnischen Angelegenheit ausgedehnt wurde, das wurde 1914 als selbstverständlich, als notwendig auch für uns empfunden. Wir wollten gar nicht den Bundesvertrag, den Bismarck einst in ernster Stunde veröffentlichte, erst lesen, ob sein casus foederis zutreffe, wir kümmerten uns nicht, wer nun den Krieg erklärt habe, also militärisch der Angreifer sei, während der Bund nur ein Defensivtraktat ist, wir empfanden ganz einfach und sicher: nostra res agitur!, empfanden den Bund als einen auf Leben und Tod und gegen jedermann: die beiden Zentralmächte Europas, Habsburg und Hohenzollern, gehen als eins in den Kampf um ihre Existenz.

An Rußland hing Frankreich — so folgte nach für Frankreich sehr unrühmlichem Hin und Her und mit unerschrockener Festigkeit Deutschlands der Kriegserklärung an Rußland am 31. Juli/1. August die an Frankreich am 3. August. Keiner in Deutschland hat mit der Wimper gezuckt darum, daß so Deutschland vor der Geschichte als der Angreifer dasteht, die Gegner hatten den Krieg schon ohne Erklärung begonnen, und jeder im Volke war aufs tiefste überzeugt, daß ein längeres militärisches Zögern geradezu frevelhaft gefährlich gewesen wäre. Was die Thronrede und die Manifeste des Kaisers dazu sagten, das wird bis in die letzten Tage deutscher Geschichte als die heiligste und tiefste Wahrheit empfunden werden, und weil dem so war, antwortete die Nation ihrem Kaiser am 4. August durch den Reichstag mit einer zustimmenden Einmütigkeit ohnegleichen.

Beim Ausbruch waren Rußland und Frankreich Englands nur insoweit sicher, daß es sie in kritischen Situationen nicht im Stich lassen würde. Vielleicht wollte auch England gar nicht gleich mit voller Kraft in den Krieg hineingehen. Da ist es durch den kühnen, wahrhaft friderizianischen Kriegsbeginn Deutschlands gezwungen worden, von Anfang an Farbe zu bekennen. Um des großen militärischen Zieles willen, das jede Anschauung der französischen Nordostbefestigungen ohne weiteres lehrt, und obgleich es wußte, daß England in den Krieg hereingezogen wurde, brach Deutschland die Neutralität Belgiens. Sofort erklärte am 4. August England an Deutschland den Krieg; es ist ein unumstößlicher Satz englischer Politik, daß die „Germans“ nicht an den Kanal kommen dürfen. Einen Augenblick durchzuckte wohl die deutsche Nation die Empfindung, wie durch diesen mächtigen Gegner die Gefahr des Kampfes wüchse, dann stimmte ein jeder dem heroischen Entschlusse zu, der eine unter allen Umständen faule und gefährliche Neutralität Englands unmöglich machte. Belgien zog es vor, die von Deutschland gebotene Hand nicht anzunehmen und ihm auch den Krieg zu erklären; der Verlauf des Krieges und die Friedensverhandlungen danach werden zeigen, ob es damit das Richtige wählte.

Italien erklärte am 4. August seine Neutralität. Das hat in Deutschland und Österreich verstimmt, wo man sich so sehr daran gewöhnt hatte, im Dreibund ein Fundament der europäischen Politik zu erblicken. Soweit wir uns den Wortlaut des Bündnisvertrages mit Italien, der bekanntlich heute noch geheim ist, konstruieren können, handelte Italien durchaus diesem Wortlaut gemäß, wenn es nur die wohlwollend neutrale Haltung gegen die Dreibundgenossen einnahm. Und Bismarck hat immer die Überzeugung vertreten, daß Italien mit seiner langen Küstenlinie und den zahlreichen ungeschützten Städten an ihr niemals in einen feindlichen Gegensatz zu England treten könne — versteht sich: solange dies die unbestrittene Seeherrschaft im Mittelmeer behauptet. Diesen Druck begann auch England sogleich auszuüben, indem es am 13. August Österreich den Krieg erklärte.

Der rasend rasche Gang der Entwicklung hatte den Dreibundmächten nicht mehr die Zeit gelassen, zu Rumänien in ein klares Bundesverhältnis zu gelangen. Es hat mobil gemacht wie die Türkei, wie Holland, Schweden und die Schweiz. Daß alle diese Staaten neutral bleiben können, wird niemand glauben. Und nun, während schon die ersten Schläge fielen, kam Japan mit einem so unverschämten Ultimatum an Deutschland, daß dieses darauf gar nichts zu antworten hatte. Wie die Räuber stürzen sich die Japaner auf den deutschen Kolonialbesitz in Ostasien, der ihnen lange ins Auge stach. Auch da blieb das deutsche Volk ruhig in dem Bewußtsein, daß die Entscheidungen dieses Ringens auf den Schlachtfeldern Europas fallen und daß nachher die große Abrechnung über die Kolonialmacht kommt. So war der diplomatische Aufmarsch vollendet: Deutschland und Österreich kämpfen vereint und allein gegen Rußland, Frankreich, England, Belgien, Japan, Serbien und Montenegro. Wie 1756 nahm der deutsche Heerkönig die Krone auf die Spitze seines Degens gegen eine Koalition, die ihn zu ersticken drohte. Und seine schlichten Worte fühlte jeder im ganzen Volke: Jetzt geht's aufs Ganze, geht es tatsächlich um Sein und Nichtsein des deutschen Staates in der Welt. Nicht deutsches Volk und deutsche Kultur sind bedroht — die können in der Menschheitsgeschichte nicht untergehen, aber sein

Digitized by Google

herrlicher, sich immer mehr entfaltender Staat, ohne den auch Volk und Kultur sich nicht zur höchsten Blüte entfalten können.

⁂ ⁂ ⁂

Am 1. August wurde die deutsche Mobilmachung angeordnet, am 16. ging Kaiser Wilhelm zur Armee ab. Das ist die Zeit des Aufmarsches, das Präludium. Trotzdem geschah in diesen 16 Tagen viel mehr als in der entsprechenden Zeit von 1870. Das Ergebnis war dieses.

Gegen Rußland wurden alle Invasionsversuche des Feindes glänzend abgeschlagen, vielmehr der russische Grenzschutz mit Erfolg durchstoßen, eine erste Zone des feindlichen Landes besetzt: von Kalisch über Wjelun nach Czenstochau. Die österreichische Offensive erreichte bereits Kjelce, die Fühlung mit den deutschen Grenzschutztruppen — als mehr wurden sie amtlich gar nicht bezeichnet — wurde gewonnen. Und schon ließ diese Invasion erkennen, daß die russische Herrschaft in Polen nicht auf starken Füßen steht: als Befreier wurden die Deutschen und Österreicher begrüßt.

So geheim der Kriegsplan des deutschen Zweifrontenkrieges war, das wußte man auch in Frankreich, daß der erste Stoß der deutschen Offensive Frankreich treffen würde. Das ist denn auch gekommen: am 7. August wurde Lüttich im Sturm genommen, eine moderne Festung mit Forts und allem Raffinement der Befestigungstechnik stürmender Hand genommen! Am 10. August folgte der erste Sieg auf offenem Schlachtfeld, bei Mülhausen, am 11. August wurde zwischen dem Kampfplatz im Norden und Süden, bei Lagarde, östlich von Nancy, eine gemischte französische Brigade geschlagen, 1000 Gefangene gemacht, die erste Fahne erbeutet. Gesamterfolg: kein Franzose mehr auf deutschem Boden und erfolgreicher Beginn des Vormarsches durch Südbelgien nach Frankreich hinein. In Ost und West wurden während des Aufmarsches die Grenzen nicht nur behauptet, sondern auch überschritten gegen einen Feind, der an beiden Stellen schon im Frieden bereit und gerüstet war, in das Land des Gegners einzustoßen.

Fast mit noch stärkerem Anteil lauschte das Volk auf Nachrichten von seiner Flotte, die es, seinem Kaiser folgend, mit soviel Liebe sich geschaffen, daß die Armee manchmal fast meinte, zurückgesetzt zu werden. Da blitzten die ersten Nachrichten auf: Libau in Brand geschossen gleich am 2. August von der „Augsburg", — Philippeville und Bone an der algerischen Küste von der „Goeben" und der „Breslau", die dann in Messina auftauchen und verschwinden, desgleichen, — Minen in der Themsemündung (seit de Ruyter sie hinauffuhr, war kein feindliches Schiff wieder dort erschienen), gelegt von einem Bäderdampfer „Königin Luise", er wird vom englischen Kreuzer „Amphion" zum Sinken gebracht, aber der läuft selbst auf eine Mine und geht zugrunde. Dann hier Schweigen über Nordsee und Ostsee und Kanal.

Noch nirgends — außer Lüttich — größere zusammenhängende, folgenreiche Entscheidungen, auch in den blutigen Kämpfen der österreichischen Kameraden an der Drina nicht, aber gute, gute Anfänge!

⁂ ⁂ ⁂

Vom 16. August bis 2. September rollt nun der erste Akt vor unseren Augen vorüber, nur noch nicht ganz zu Ende auf dem österreichisch-russischen Kriegsschauplatze. Der strategische Gedanke des Zweifrontenkrieges, den wir in dieser Anlage dem 1906 zurückgetretenen Chef des Großen Generalstabs, dem verstorbenen Grafen Alfred von Schlieffen, danken, war einfach und groß: schnellster Einmarsch mit überwältigenden Massen nach Westen und Niederwerfung Frankreichs — zunächst nur verteidigende Aufnahme der russischen Offensive mit ihrer viel langsameren Mobilmachung. Wie ist dieser Plan bis heute durchgeführt worden auf den Fluren Belgiens und Frankreichs und in Ostpreußen! In sieben großen Armeen, deren Stärke und Einzelzusammensetzung uns heute noch ein Geheimnis ist, ist die deutsche Front mit rasender Schnelligkeit vorgetragen worden: eine Schlacht neben der andern geschlagen, nicht gleichmäßig im Erfolg, aber keine ein Fehlschlag, mehrere glänzende Siege. Wir wiederholen: Von Amiens bis zur burgundischen Pforte steht diese Front, die sich im Norden schon stark auf Paris umbiegt, und während dieses Vormarsches erlagen die stärksten feindlichen Forts einer deutschen Artillerie, von deren Vorhandensein nicht einmal die ganze Armee etwas wußte, geschweige das Volk oder gar die feindliche Öffentlichkeit. Auf Schlachtfeldern des Krieges von 1870 wurden so erneute Lorbeeren um die deutschen Fahnen gewunden. Das Ergebnis: Mit der Schlachtmeldung, die am 2. September eintraf, ist die französische Offensive gänzlich gebrochen, Frankreich hat das selbst Belgien mitgeteilt, Belgien ist bis auf Antwerpen erobert und der erste Teil der englischen Landarmee völlig zurückgeschlagen.

Man fragte sich in diesen ersten Wochen des Krieges oft, wo die englische Flotte bliebe, deren Ansturm gegen unsere schwächere Flotte man gleich im Anfang erwartete. Sie deckte in einem Geheimnis, das auch auf das stärkste gewahrt blieb, den Transport der englischen Landarmee über den Kanal, deren erster Teil bei St. Quentin vernichtend zurückgeschlagen wurde. Seitdem ist die Kriegsidee Englands völlig klar geworden: Frankreich durch ununterbrochenen Nachschub englischer Soldaten vor der völligen Niederwerfung zu bewahren, inzwischen den deutschen Handel mit aller Beiseitelassung des Völkerrechts überall zu schädigen und die Flotte aufzusparen zu dem entscheidenden Schlage, den England herbeizuführen hofft auf den Fluten der Nordsee vor seinen Küsten.

Digitized by Google

Daher griff unsere Marine in diesen ersten Akt nur in einem Gefecht vor Helgoland ein, in dem in heldenmütigem Kampf mehrere kleine Kreuzer sanken (28. August).

Seit Monaten, ja, seit über einem Jahre war die Mobilmachung der russischen Streitkräfte im Gange; sie ist dann eher fertig geworden, als man erwartete. Die längst und mit größter Genauigkeit verabredeten Pläne der russischen und französischen Heerführung waren ja auch bekannt: offensiv vorzustoßen, zuerst Frankreich, dann Rußland, bis der Friede in Berlin diktiert werden könne. Der französische Vorstoß ist bereits gänzlich gescheitert, der russische richtete sich währenddem, in zwei Armeen, im Norden auf Ostpreußen, im Süden auf Ostgalizien, — also nicht, was bei den geographischen Verhältnissen nahegelegen hätte, auf Posen-Frankfurt-Berlin, einfach deshalb, weil die russische Heerführung den Krieg vorwärts Warschau in dem absichtlich unwegsam gelassenen Lande und der feindlichen Bevölkerung scheut. Mit ungeheurer Übermacht brachen die russischen Truppen von Osten und Südosten in Ostpreußen ein, das eine Wiederkehr der Tage des Siebenjährigen Krieges erlebte. Heldenmütige und siegreiche Kämpfe im Norden vermochten den Ansturm noch nicht aufzuhalten, schon fluteten Massen der Bevölkerung nach der Weichsel und über sie hinweg und spürte dieses herrliche deutsche Land die Kriegsführung eines barbarischen Staates, da warf eine dreitägige Schlacht bei Hohenstein und Tannenberg diesen Feind kurzerhand zum Land hinaus. Auf den Fluren, wo 1410 die Blüte des deutschen Ordens vor dem Heere aus Polen, Litauen und Russen zusammenbrach, hat eine meisterhafte Leitung, noch dazu mit unterlegenen Kräften, den strategischen Kunstgriff der Einkreisung so glänzend durchzuführen vermocht, daß er eine ganze russische Armee vollständig zertrümmerte. Der russische Offensivstoß auf Ostpreußen war damit gescheitert (28. August).

Zur gleichen Zeit rangen tagelang Österreicher und Russen in einer 400 Kilometer hin wütenden Schlacht, die von der Linie Krasnik — Lublin nach Osten sich erstreckt über Lemberg in das östliche Galizien und die Bukowina. Mit zähester Tapferkeit stehen dort die Österreicher noch im Kampf gegen die Truppenmassen des Südwestens. Gelingt es auch ihnen, die russische Offensive zurückzuwerfen, dann wird ganz Russisch-Polen vom Feinde frei und es reichen sich die deutschen und österreichischen Korps die Hände zum gemeinsamen großen Angriff.

Nur episodische Bedeutung haben neben diesen Kämpfen, die an Ausdehnung und Menschenmassen alles in der Kriegsgeschichte bisher Erlebte übertreffen, die Zusammenstöße in Serbien und Montenegro und in den deutschen Kolonien. Auch in Serbien sind die Österreicher mit überwältigender Tapferkeit vorgegangen, in schwierigstem Terrain, und haben große Erfolge erstritten. Aber die Hauptsache bleiben die französischen und russisch-polnischen Schlachtfelder. Millionen stehen gegeneinander in Waffen, bis in die fernsten Erdenwinkel zittern schon die ersten Wirkungen dieses Völkerringens, aber die Linien, auf denen es entscheidend verläuft, sind einfach und klar gezeichnet: Paris und die englisch-französische Feldarmee, die russische Zentralarmee und die englische Flotte, das sind unsere Hauptziele.

Noch kann sich heute niemand schon wirklich vorstellen, welche Summe von geistiger und physischer Kraft in diesem Kampfe aufgewendet wird, aber das wenigstens haben uns die letzten Meldungen gebracht, daß uns aus der unpersönlichen Arbeit des Generalstabs nun die Führer entgegentreten, denen wir diese Siege danken. Wir haben sie wieder, die glänzenden Strategen, wie 1866 und 1870: drei Kronprinzen nebeneinander (der sächsische Kronprinz, zum Heerführer noch zu jung, steht in der Front), der Westfale Kluck, der Sachse Hausen, der Märker Bülow, der Hesse Heeringen, der Ostpreuße Hindenburg, ihre Namen gehen jetzt ein in die Ruhmeshalle deutscher Feldherrngröße. Die meisten von ihnen, Männer von fünfzig bis siebzig Jahren, sind schon in dem Kriege der Reichsgründung beteiligt gewesen und haben ein langes Leben eisernster Pflichterfüllung hinter sich. Nun zogen sie in einem Alter, da sonst der Mann müde seinen Stab niederlegt, ins Feld und leiteten hunderttausende reisiger deutscher Männer, die ihr Kriegsherr ihnen anvertraute, zu strahlenden Siegen, Schüler Moltkes alle, und doch ganz selbständige, geniale Heerführer. Und neben ihnen die drei Kronprinzen, unter ihnen der künftige Träger der deutschen Kaiserkrone, der nun schon zwei große und bedeutungsvolle Siege erfochten hat. Und über ihnen das große Hauptquartier, der Allerhöchste Kriegsherr selbst, und sein Generalstabschef Helmut von Moltke, dem Konrad von Hoetzendorf auf der österreichischen Seite entspricht. Tiefernst, mit heißer Dankbarkeit steht schon heute unser Volk vor diesen Leistungen seiner Söhne und ihrer Führer, und alle, daheim und draußen, durchzittert am Schluß dieses ersten gewaltigen Kriegskapitels das entschlossene Wort: „Durch muß des Kieles Erz!"

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Kaiser Karl der Große

Ausschnitt aus einem Gemälde von Albrecht Dürer

(Im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 — Heft 3. November 1914

Was einst dem deutschen Reich gehörte

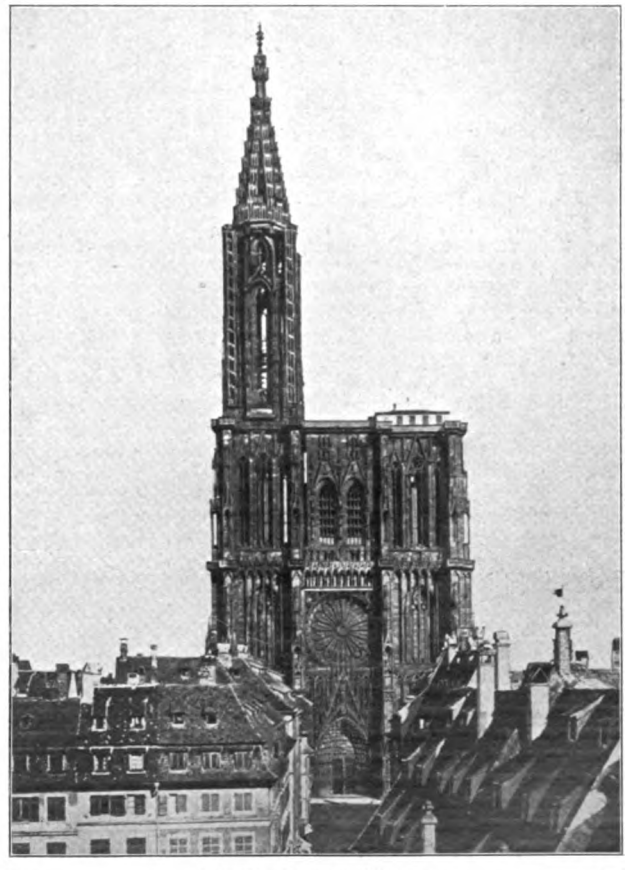
Von Professor Dr. Eduard Heyck

Ich ging im Walde so für mich hin — am Sonntag im heißatmig brütenden Berliner Kiefernwald. Vor mir im Marschtakt zog ein Trupp junger Menschen durch die Bäume, voran sechs Burschen mit Mandolinen; die dann folgten, trugen den Handstock über der Schulter; dazu ein paar sonntäglich weiße Mädchen. Ein Zither-Verein junger Arbeiter oder dergleichen. Sie spielten „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt". Ins Wispern der singenden Saiten klang der dunkle Rhythmentakt der Füße. „Horch, patriotisch!" sagte eine Bürgersfrau zum Mann; sie waren begegnend stehen geblieben und hörten zu.

Eine Unvergänglichkeit der deutschen Geschichtsempfindung weht um dies Lied, das ihr textlich undeutbar bleibt und um so stärker — wie immer — die Stimmung, die ganze Gemütsmacht, die wehmütig dunkle Sehnsucht aufwühlt. In diesen Tagen, da wir Deutschen nicht wären, was wir sind, wenn wir Straßburg nicht schon wieder gehabt hätten, wacht mit seinem ganzen beschwerten vaterländischen Gefühl dieses alte Volkslied auf:

Darinnen liegt begraben
So mannicher Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlassen hat.

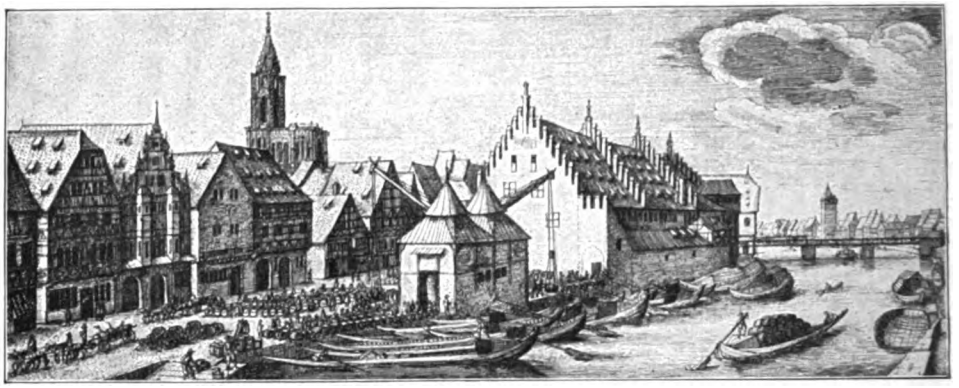
Verloren, verschollen, begraben in harter Werber-fremde. Verloren, verschenkt von der Heimat, vom deutschen Elternblut, in Ketten der Fremde geschmiedet wie Straßburg selbst, die wunderschöne Stadt — — —



Das Straßburger Münster

Nachdruck verboten. Copyright 1914 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google



Aus der Reichsstadt Straßburg: Der Weinmarkt. Stich von Wenzel Hollar

Die Frau hatte recht: aus den unklaren, aber auch den gefühlsstärksten Tiefen der Vaterlandsliebe klang in dem jungen Arbeitertrupp die alte sehnsuchtsvolle Weise auf. Verdunkelt bis zur Unleserlichkeit, aber romantisch-poetisch zur Lyrik des trauernden Liedes gedämpft, lebt die Erinnerung nach, daß wir im Westen die Schmach des geduldeten Unrechts an unserm Volk erlitten und daß wir in trüber und vaterlandsarmer Zeit noch selber die Schuld eines „böslichen", heimatverlassenen Dazutuns auf uns geladen.

Aber es ist nicht Straßburg allein, dessen so lange betrauerter Name die nach poetischer Form verlangende Romantik dieser Volkserinnerungen — denn aller Romantik Born ist die einst gelebte Volksvergangenheit — erweckt, dieser halbdunkel umschleierten Zeiten vom alten Reich, von dem, was einst mit ihm verbunden und deutschen Volkes war. Auch in anderen Volksliedern noch klingt das scheue, ablenkende Gedenken ans deutsche Elsaß, an Metz, die Magd, oder ans Lothringerland, ans fröhliche Vlaandern, an das reiche, schöne Herzogtum Brabant. Gehen wir weiter zurück, wo noch kein zagendes Gefühl, kein Druck auf der Ehre sich zu dieser Volkstümlichkeit gesellt: in den epischen, landläufigsten Sagen und jünger daraus gewordenen Volksbüchern dehnt sich der Schauplatz vom Niederrhein an die Nordsee, über den britischen Kanal hinüber; die Volksverwandtschaft und Verbindung dieser alten Reichsgebiete springen heraus in formender, weiterlebender Erinnerung, die das poetische Suchen des Volkes nie aufgegeben hat. Wiederum unsere deutschen Sagen und Märchen sind's, die auch in jenen entferntesten westlichen Gegenden weiterleben, und aus Niederdeutsch-Vlaandern kam uns die köstliche Fassung des satirischen Tierepos, des Reineke, zurück: „van den voß Reinaerde". Eine unmittelbare Eindrücklichkeit des Romantischen umschwebt die noch so unbezweckten Namen, wie etwa die Herzogstochter Elsa von Brabant, und die ganze Empfindung würde leerer, wenn Lortzing seinen Sänger von einem friesischen oder holsteinischen Mädchen, anstatt „Leb' wohl, mein flandrisch Mädchen!" hätte sprechen lassen. Schließlich darf hier selbst jene durstfrohe Phantasie nicht übergangen sein, die ihren gelblockig umwallten König Gambrinus bald in Brabant und bald in Vlaandern geschichtlich suchen möchte, in den Heimstätten derberer Genußfreude, wohin zu gehören ein gewisses Recht ihm sicherlich auch beikommt. Dem Alten, Naiven tritt das Verstehen der Gebildeten hinzu, die bei Belgiens wundervollen Rathäusern, den herrlichen Tuchhallen, Brothäusern, Gildehäusern an die gesamtdeutsche große Gewerbe- und Bürgerzeit des späten Mittelalters denken, die bei Jordaens' lustigen Dreikönigs- und Bohnenfesten, bei Teniers' Bauernhochzeiten und Kirmessen ein Volksleben, das behaglich und denkbarst urdeutsch ist, empfinden. Austausch von Kultur und Menschen, wurzelnd im vollen Bewußtsein natürlicher Volksgemeinsamkeit, ist denn auch in diesen alten langen Zeiten hin- und hergegangen, über den Rhein bis über die Schelde und wieder von jenseits der Schelde zur Weser, zur Elbe, ja über die Oder. Einwandernder Vlaminger gedenken wir in dem Namen des märkischen Höhenzugs, des Flämings; an der niederdeutsch-ostelbischen Kolonisation haben die wirtschaftlich vorgeschrittenen Vlaamen, denen das Land ihrer dichtbesiedelten Gebiete bald zu enge ward, weithin bedeutsamen Anteil gehabt. Unvergessen, einst von vielen mitgesungen und durch die Hansen weitergetragen, so daß es u. a. bis heute ein schwedischer Volksgesang geblieben, ist ihr Lied, mit dem sie in jenen Stauferzeiten aus der Heimat zogen:

Naar Oostland willen weij reyden,
Naar Oostland willen weij mee,
All over de gruune Heiden,
Frisch over de Heiden,
Daar is'n en bêetere Stee.

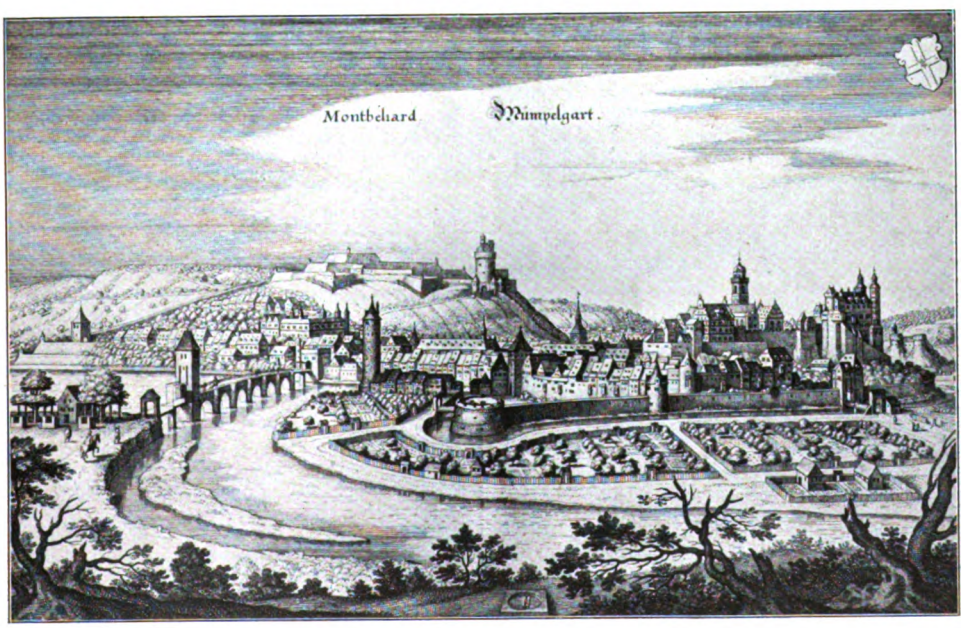
Geschichtlich gar nicht wegzudenken wäre aus unseren östlichen Niederdeutschen dies deftige alte Niederfrankenblut, das der Teniersschen Bilder. —

Man hat bei der alten deutschen Reichsgrenze, die am gewaltsamsten Ludwig XIV.

Digitized by Google

und schließlich die Revolution und Napoleon zerstörten, zu unterscheiden, was wirkliches, beständiges Reichsgebiet und was lediglich Habsburgs war, auch wenn letzteres jene seine Außengebiete in den Verband und — ach! — den Schutz des heiligen römischen Reiches aufnehmen ließ. Dahin gehört namentlich die Freigrafschaft Burgund mit Besançon und Dôle, die Franche Comté, die zwar auch alter Reichsboden war, wo Besançon, Bisanz, wie die Deutschen sagten, mit Stolz sich freie Reichsstadt nannte, aber die doch schon mittelalterlich an französische und burgundische Inhaberschaft und später dann wieder an das spanische Habsburg entfremdet wurde, so daß von einem eigentlichen unmittelbaren deutschen Einfluß auf diese volklich außenliegenden Gebiete sehr wenig die Rede sein kann.

Entledigen wir die alte Reichsgrenze solcher zweifelhaften oder künstlichen Zubehöre, so beginnt sie bei Mömpelgard, südwestlich von Belfort, in dessen ausgebreiteten Befestigungsring heute jene Stadt mit hineinfällt. Im Jahre 1397 wurde die Herrschaft Mömpelgard — die ein Teil des Sundgaus, d. h. des südlichsten Gaus des alemannischen Elsaß ist — an die Württemberger Grafen vererbt. Von diesem Hause ist sie vier Jahrhunderte verwaltet worden, und erst die Napoleonischen Umgestaltungen haben sie 1801 der Krone Württemberg entrissen. — Von hier gelangen wir nördlich in das Reichsherzogtum Lothringen, westlich der Vogesen, das 1738 verloren ging. In dieses ausgedehnte Herzogtum liegen eine Anzahl kleinerer selbständiger weltlicher Reichsterritorien eingesprengt, die zum Teil auch dem Herzog gehörten; namentlich aber erstrecken sich hier die stattlichen reichsunmittelbaren Bistumslande von Toul, Metz und Verdun oder Virten. In der letzteren Stadt war 843 der weltgeschichtliche Vertrag geschlossen worden, der das Reich Karls des Großen in eine westfränkische oder, wie man später sagte, französische Hälfte, mit wälschen Bewohnern, und eine ostfränkische, deutschsprechende teilte. Verlassen wir Lothringen, so fällt weiter ins Reichsgebiet das von der Alzet und Sauer und Ourthe über Ardennen und Eifel sich ausdehnende Herzogtum Lützelburg. Es hat dem Reiche einen seiner hochgemutesten Kaiser, den die Stauferüberlieferung erneuernden Heinrich VII., den hohen Arrigo Dantes, gegeben, und in seinem Enkel Karl IV. einen der realistisch klügsten Herrscher, die es je beherrschten. Nur ein Rest dieses Herzogtums ist heute als das souveräne Großherzogtum Luxemburg mit seinem verdorbenen deutschen Namen übriggeblieben; der andere Teil aber ist erst 1839 zu Belgien geschlagen worden: dort sitzt bis auf die Gegenwart ein guter Teil von hochdeutschen, rheinfränkischen Bewohnern wie im Großherzogtum. Wiederum nördlich schließt sich das geschichtsreiche Lüttich an, das Reichsbistum an der Maas, das einst manches Erzbistum an Gebietsgröße überragte. In der mittelalterlichen Kaisergeschichte hat Lüttich eine vielbedeutsame Rolle gespielt; hier sei nur an die Treue erinnert, die der Bischof Otbert dem verratenen Heinrich IV. bis an dessen Tod gehalten hat; in Lüttich ist auch der leidensreiche Kaiser,



Mömpelgard. Aus Merians Topographie

Digitized by Google

Toul. Aus Merians Topographie

während er seine Lothringer zum neuen Entscheidungsversuch um sich sammelte, gestorben.

Östlich klemmt sich zwischen Lüttich und Herzogtum Jülich das bescheidene Herzogtum Limburg ein. Westlich liegen dem Bistum die Grafschaften Namen (Namur) und Hennegau vor, das Bistum Kambrijk oder Cambrai, und vor allem, nach Norden bis an die untere Maas reichend, das blühende große und hochberühmte Brabant. Dieses wird im Süden bewohnt von dem eigenartigen Volkstum der aus Kelten und versprengten Germanen — den Belgen des Cäsar — romanisierten Wallonen. Dagegen wohnt, im größeren nördlichen Teil, im eigentlichen Kulturlande Brabant mit Brüssel, Löwen, Mecheln, das niederdeutsche, vlaamische Hauptvolk des heutigen belgischen Landes. Das sind die ehemaligen salischen Franken oder See-Franken, Niederfranken, die zur Verfallzeit des römischen Reiches weiter und weiter in diese Gegenden der römischen Provinz vorgedrungen sind, bis sie endlich zur Eroberung ganz Galliens unter ihren merowingischen Führern vorgingen. Das kraftvolle salische Herrenvolk, dem seit König Chlodwig die Schöpfung einer staatlichen deutschen Reichsgeschichte verdankt wird, ist somit das gleiche mit dem, welches vorher die fruchtbaren ebenen Gegenden zwischen der Maas und der Schelde erobert und weiter das niedere Waldland bis an die Nordsee — Ostende, Dünkirchen — besetzt hatte. Es hat diese seine bleibenden Stammgebiete fortan zu einer nirgends überbotenen bäuerlichen und gewerblichen Blüte entwickelt und sie während des Mittelalters zum reichsten, geschmücktesten Städteland Europas, das mit dem so viel älteren Italien voll den Vergleich verträgt, emporgehoben.

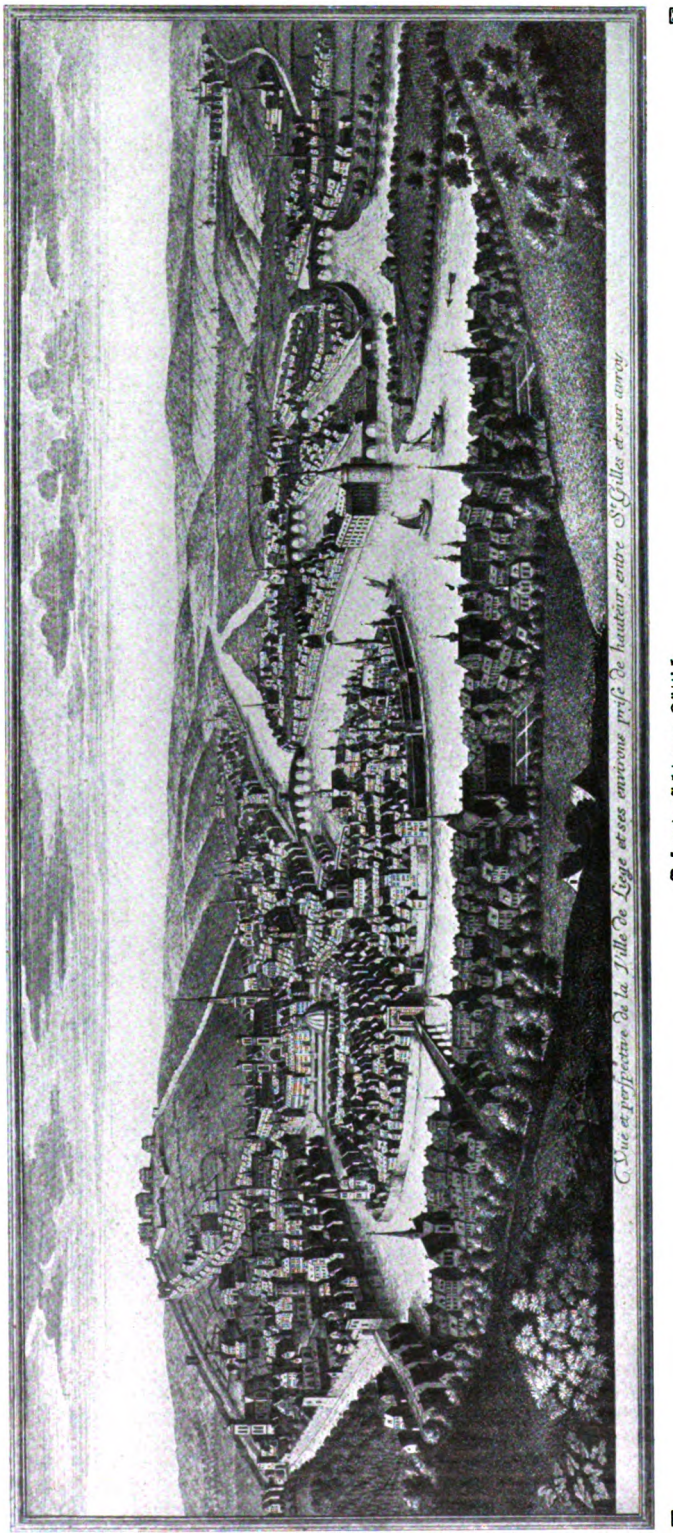
Die Vlaamen oder alten salischen Franken, die das Land der Belgen, von welchen Cäsar spricht, somit in seinen schöneren Siedlungsgegenden rein deutsch machten, warfen die vorher schon romanisierten Belgen — daher Wälsche, Wallonen genannt — in die engen, waldigen, minder zum Landbau geeigneten Gebirgsgegenden des Südens zurück. Sie, die Vlaamen, bewohnen also auch den Hauptteil von Brabant und keineswegs nur, was wichtig hervorzuheben ist, die enger nach ihnen genannte Grafschaft

Verdun (Virten). Aus Merians Topographie

Digitized by Google

Vlaandern, die ſich an Brabant und Hennegau nordweſtlich gegen die Nordſee und die Straße von Calais hin anſchließt. Desgleichen wohnen Vlaamen auch noch im nördlichen Teil des ehemaligen Bistums Lüttich, während näher um dieſe Stadt Wallonen ſitzen. Das geſchichtlich Eigentümliche iſt nun aber, daß das einheitlich und ungemiſcht von Vlaamen, Niederfranken, bewohnte Weſtgebiet, die große Grafſchaft Vlaandern oder Flaandern, nicht auch wie Brabant oder Lüttich und die anderen genannten Territorien, Beſtandteil des alten Reiches geweſen iſt.

Die politiſche deutſche Grenze ſprang hier in auffallender Ausbuchtung zurück, was allein ſchon auf eine Gewaltſamkeit gegen die Front der volklichen Siedelung hindeutet. In den Verträgen von 870 und 879 iſt von Seite der deutſchen Karolinger dieſe Grafſchaft dem weſtfränkiſchen Karl dem Kahlen überlaſſen worden. Der Anlaß zu dieſem Zugeſtändnis wird, da man damals ſolche nationale Preisgabe noch leichter nahm und die ganze Politik mehr nach dynaſtiſchen Geſichtspunkten wog, darin zu ſuchen ſein, daß der tüchtige Graf in dieſem Gebiet Baldwin Eiſenarm, der Schwiegerſohn des weſtlichen Königs war. Das Land Vlaandern iſt daher im Mittelalter von Frankreich zu Lehn gegangen, wenn es auch nicht unter die unmittelbare franzöſiſche Monarchie gekommen iſt. Was die Deutſchen hier für Arbeit in der Trockenlegung und Urbarmachung des „Vlaelandes“, der großen Waldſümpfe vollbracht haben, die die Belgen zu tun ihnen übrig



Geſamtanſicht von Lüttich

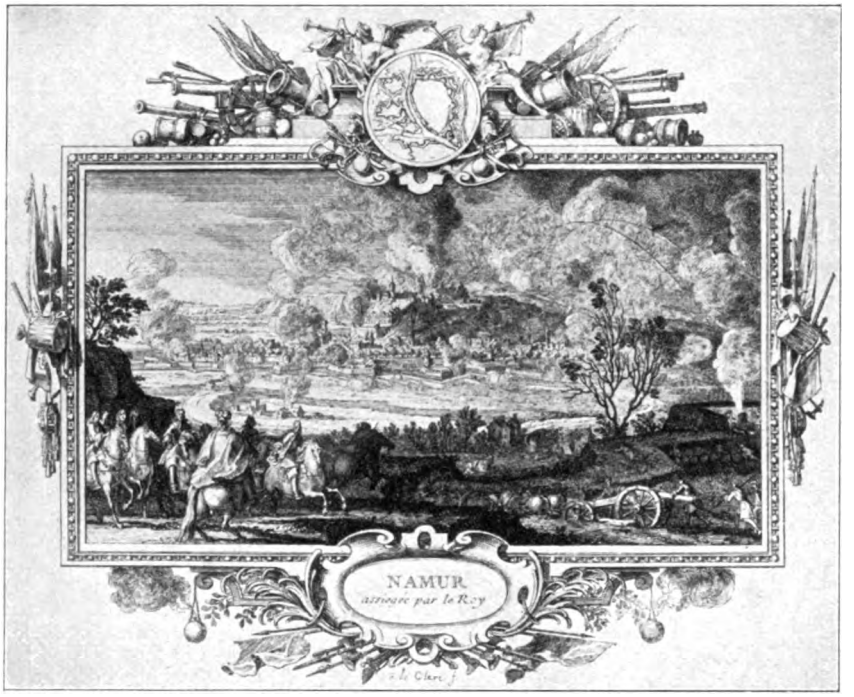
Digitized by Google

Die Bestürmung von Huy im Jahre 1705. Stich von Paul Decker

gelassen hatten, davon erzählen die Namen der an den Schleusen und Kanälen oder auf den Rodungen entstandenen Ortschaften wie Sluis, Brügge, Lichtervelde. Aber noch über die heutige belgisch-französische Grenze reichen die Namen der deutschen Arbeit und Besiedelung. Vlaamen mit jetzt noch nicht erstorbener niederdeutscher Mundart wohnen im französischen Dünkirchen oder Gravelingen bis nach Calais, auch dort in den Städten ragen die Belfriede wie in den belgischen Städten, sieht man die blonden großen Frauen der vlaamischen Gemälde; das Denkmal Jan Baerts steht in Dünkirchen, des kühnen Freibeuters im Engländerkriege, der nach gelassenem Humor und derber unabhängiger Persönlichkeit so gar nicht zwischen die Franzosen passen will.

Ein Zwischensatz — jetzt ist, wenn je, die Zeit, ihn mit Nachdruck einmal zu sagen —: wollten doch unsere deutschen Kartenmacher nicht immer die ersten sein, die geschichtsdeutschen Namen freiwillig zu verwälschen! Sie mögen Dünkerk schreiben, aber nur nicht solche Wechselbälge wie Dunkerque! Es dreht sich etwas im Leibe um, wenn man

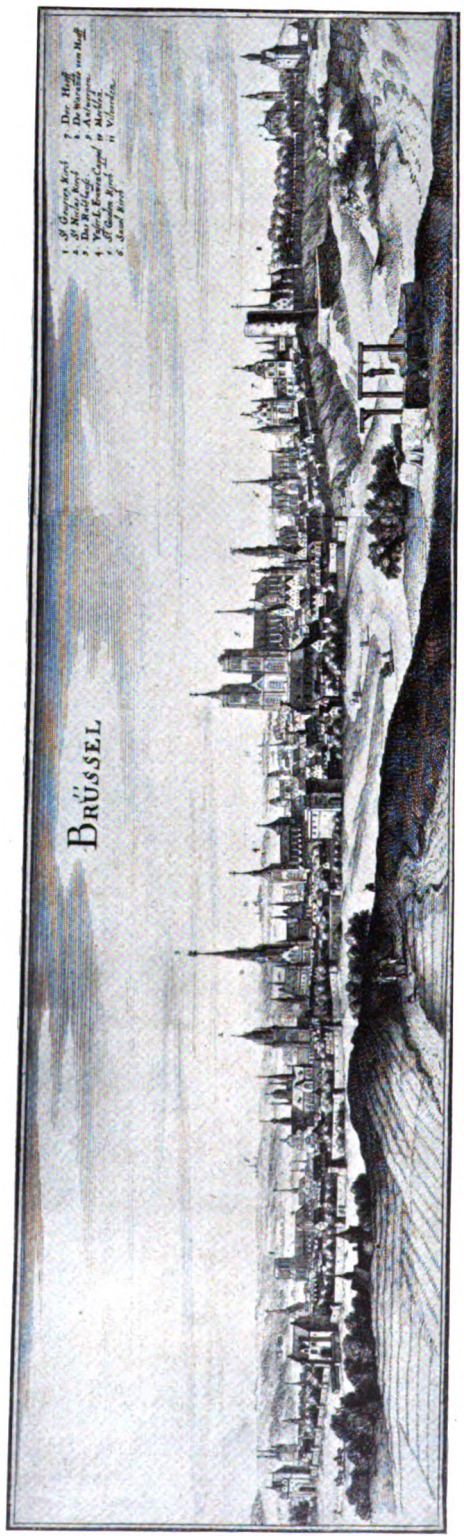
Digitized by Google



Belagerung von Namur (Namen). Stich von Le Clerc

Gesamtansicht von Namur (Namen)

Digitized by Google



Gesamtansicht von Brüssel. Aus Merians Topographie

auf den Siegeskarten dieser Tage statt Warschaus, wo einst der Große Kurfürst die preußische Souveränität erfocht, ein verzückt geblasenes Varšava findet! Werden die Herrschaften jetzt vielleicht auch Petersburg eiligst in Petrograd verwandeln?

Dies Vlaandern ist nun immer ein sehr deutsches Land geblieben. Als das Grafenhaus im Jahre 1127 ausstarb und König Ludwig VI. von Frankreich die Vlaamen unter einen Grafen aus der Normandie stellen wollte, ließen sie ihm mit aller Gemütsruhe sagen, sie hätten schon den Grafen Dietrich vom Elsaß gewählt und König Ludwig betrachteten sie nach seinen Handlungen an ihnen für einen Meineidigen. Im Zeichen andauernder lebensfroher Arbeit — die dem Küstenschutz und der stetig wachsenden Schiffahrt die jahrhundertelang verbesserten berühmten Wasser- und Deichbauten schuf, deren sogar Dantes Divina Commedia gedenkt — ist das Land vielseitig erblüht und Brügge der umfassendste mittelalterliche Handelsplatz geworden, der kaufmännische Mittelpunkt von ganz Europa, wo West und Ost und Nord und Süd sich trafen, die Hansen ihr wichtigstes Kontor hielten, die italienischen großen Bankhäuser ihre Niederlassungen wie heute die deutschen ähnlich in London besaßen. Am meisten lag damals England unter der wirtschaftlichen und gewerblichen Abhängigkeit von Brügge und Vlaandern. Brügge, Gent und Ypern werden in Deutschland am meisten genannt, aber sie erschöpfen bei weitem das belebte Bild der Geschichte dieser Lande nicht. Wer kennt denn etwa Veurne oder Furnes, wie der reichsdeutsche Geograph es ohne Not verwälschen hilft? Nur eine ist das dieser kleineren kostbaren, stimmungsvollen, schöngebauten Städte, — mit welchem Entzücken habe ich da auf dem Grooten Markt gesessen (Grande Place sagt — das Reisebuch) und mich gemütlich mit der Wirtin in einem Mittelding von Meckelbörgsch und Vlaamsch unterhalten! Dies nur ein rasches Beispiel all jener kulturgeschichtlich so reichen Städte und Städtlein, wo überall die erstaunlichsten Rathäuser, Tuchhallen, Fleischhallen und anderen Gildegebäude, die mächtigen, wehrhaften Belfrieds und die fast übergroßen, hochragenden gotischen Kirchen wiederkehren.

Doch nun wenden wir uns endgültig in das amtliche alte Reich zurück, dem wir übrigens ebensowenig eine moderne Maßgeblichkeit zugestehen möchten wie umgekehrt der Ausscheidung Vlaanderns, weil jede geschichtliche Zeit sich durch ihren stärksten Willen selbst bestimmt.

Im alten deutschen Reich sind die westlichen, dem Stamm nach von Franken bewohnten Gegenden zunächst in dem großen Herzogtum Lothringen vereinigt gewesen. (Das Elsaß gehört als alemannisch zum Herzogtum Schwaben.) Kaiser Otto der Große hat dann aus Gründen der strafferen Reichsobrigkeit eine Teilung in Ober- und

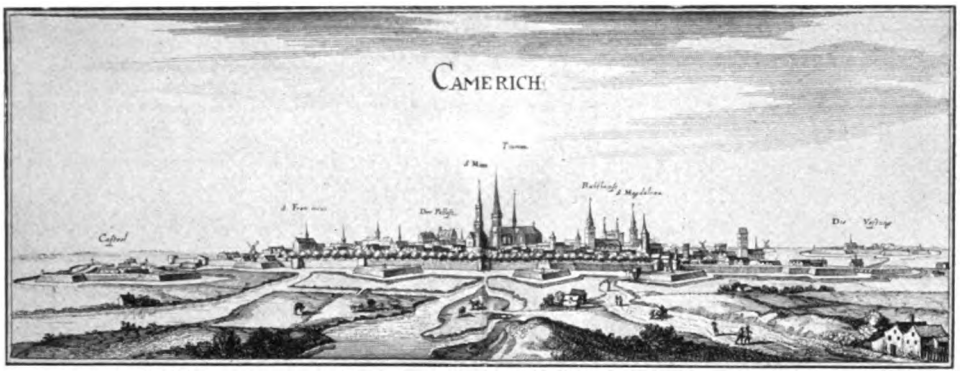
Digitized by Google

Stadtbild aus dem alten Brüssel. Gemälde von Jan van der Hedve
(In der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google



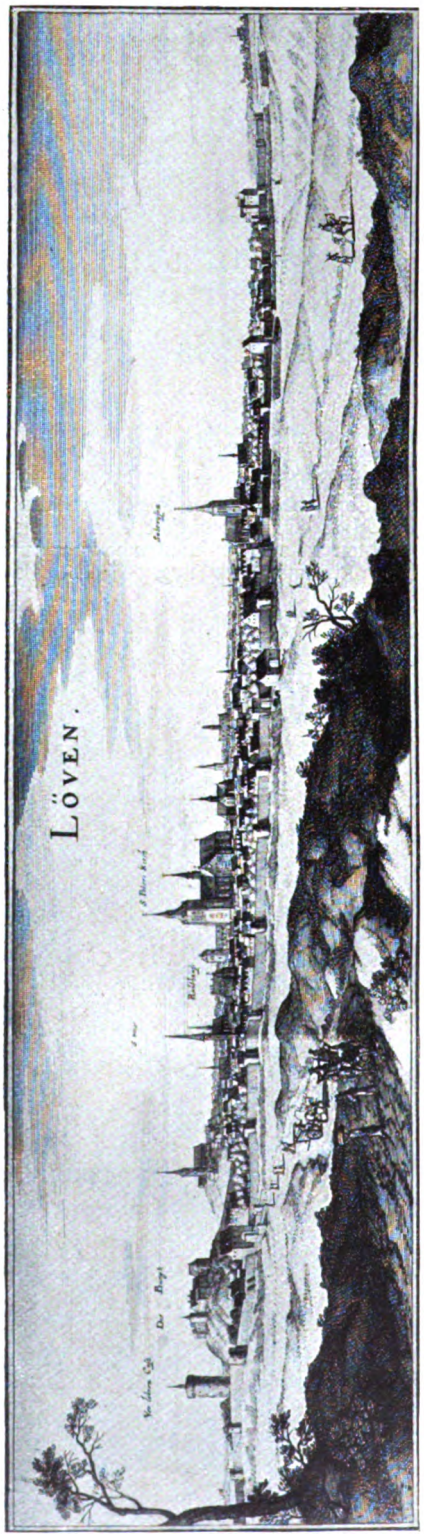
Camerich (Cambrai). Aus Merians Topographie

Niederlothringen vorgenommen. Erſteres wird durch die Gegenden an der Moſel und der oberen Maas gebildet — wo kürzlich das deutſche Heer ſeine Rieſenſchlachten kämpfte —, während Niederlothringen nebſt den Ardennen die Gebiete an der mittleren und unteren Maas und zur Schelde hin umfaßt. Da hier gegen Vlaandern Reichsgrenze war, ſo gab es auch eine Grenzmark. Das war die Mark Antwerpen, die alſo zum Reich gehörte, genannt nach der Stadt „aan't Werp“, die ſich ſogar von vielen Deutſchen, um es nun zum letztenmal zu erwähnen, die törichte Entſtellung zu Anvers gefallen laſſen muß. Antwerpen iſt groß geworden durch die Bemühungen Kaiſer Maximilians I., zugleich dank den ſteigenden Raumverhältniſſen der Schiffe, die jetzt beſſer in die Schelde als in die kleinen Süßwaſſerläufe von Brügge einfuhren. Erſt neuerdings hat ein leiſtungsfähiger Seekanal dieſe Ungunſt, die Brügge allmählich im 16. Jahrhundert zu einer „toten Stadt“ gemacht hatte, wieder in erneuerte Zukunftsanſprüche verwandelt.

Die binnenländiſche Blüte der Gewerbe und feineren Kunſtfertigkeiten knüpft ſich in dieſen Gegenden vor allem an das Land Brabant, deſſen Name eine fränkiſche alte Gaubezeichnung iſt. Aber eben dieſe Entfaltung zerſprengte allmählich den Verband des niederlothringiſchen Herzogtums. Die gräflich-territorialen Geſchlechter wurden reich und mächtig, aus ihrem Emporwachſen neben dem Herzog entſtand die ſchließliche Selbſtändigkeit von Hennegau, Namen (wie die Vlaamen ſagen, ſonſt Namur), Brabant, Limburg. Die Reichs-

Das Rathaus in Brüſſel

Digitized by Google



Gesamtansicht von Löwen. Aus Merians Topographie

herzöge haben im Jahre 1186 den Titel von Niederlothringen fallen lassen und dafür den ihres engeren Landes Brabant eingesetzt. So ist Brabant zum Herzogtum geworden, und unter ihnen ist Brüssel als Residenz zu seiner Bedeutung herangewachsen. Weil die Limburger zeitweilig das Herzogtum innegehabt, führten auch sie den Herzogstitel weiter.

Somit gab es nun auch keine Niederlothringer mehr, was ohnedies keine rechte gewachsene Bezeichnung für ein Volkstum ist. Statt dessen ist auch über diese Niederfranken in Brabant, Lüttich, Limburg allmählich von Vlaandern her die Benennung als Vlaamen mit ausgedehnt worden. Vlaandern ist eigentlich das Vlae-land und bedeutet Tiefland, der Sache nach also etwas ähnliches wie die Marschen in Schleswig-Holstein. Die Vlaamen in Vlaandern und die neuen außerhalb davon sind aber von jeher dasselbe Volkstum gewesen, denn sie sind alle die einstigen salischen Franken.

Seit dem 14. Jahrhundert hat dann ein landfremdes Haus sich in diesem Gebiete, dem reichsten des europäischen Festlandes, eingenistet und durch eine fabelhafte glückliche Geschicklichkeit im Heiraten von Erbtöchtern, mit der sich noch eine rücksichtslose Politik verband, alles, was Niederlande ist, in seine Hand gebracht, bis auf die geistlichen Herrschaften. Das ist die Dynastie Burgund. Sie trägt ihren Namen nach dem südlich entlegenen Herzogtum Burgund oder Bourgogne, um Dijon, in den Saônegegenden, mit welchem 1363 der König von Frankreich seinen jüngsten Sohn, Philipp den Kühnen, belehnte. Dadurch wird er der Stammvater dieses meteorhaft aufsteigenden Hauses, das nach wenigen Generationen mit Karl dem Kühnen oder mit seiner Tochter Maria, der jungen Gattin Maximilians von Österreich, erlischt. Von dem französischen Lehn ausgehend, haben die Herzöge den großen Machtbesitz, den sie zusammengebracht, wesentlich aus deutschem Reichsgebiet aneinandergefügt. Mit der Freigrafschaft Burgund, dem deutschen gleichnamigen Nachbarland des Herzogtums, beginnen sie, worauf sie durch Heirat noch wieder ein bedeutendes Lehn von Frankreich erheimsen: Vlaandern. Nun erlangen sie Brabant, Limburg, Hennegau, Namen, Lützelburg in rascher Folge dazu, nebst den kleinen Gebietsherrschaften, darunter früh die Mark Antwerpen; sie gewinnen ferner über das alte Niederlothringen hinaus die holländisch-friesischen Gebiete, deren Geschichte wir aber hier im gesamten Zusammenhang nicht verfolgen, weil sie durch ihren Unabhängigkeitskampf gegen Spanien und (1648) auch nach Staats- und Völkerrecht aus dem Reichsverbande ausgeschieden sind; das sind also die in den Generalstaaten vereinigten nördlichen Niederlande.

So war in der Westzone des Reiches

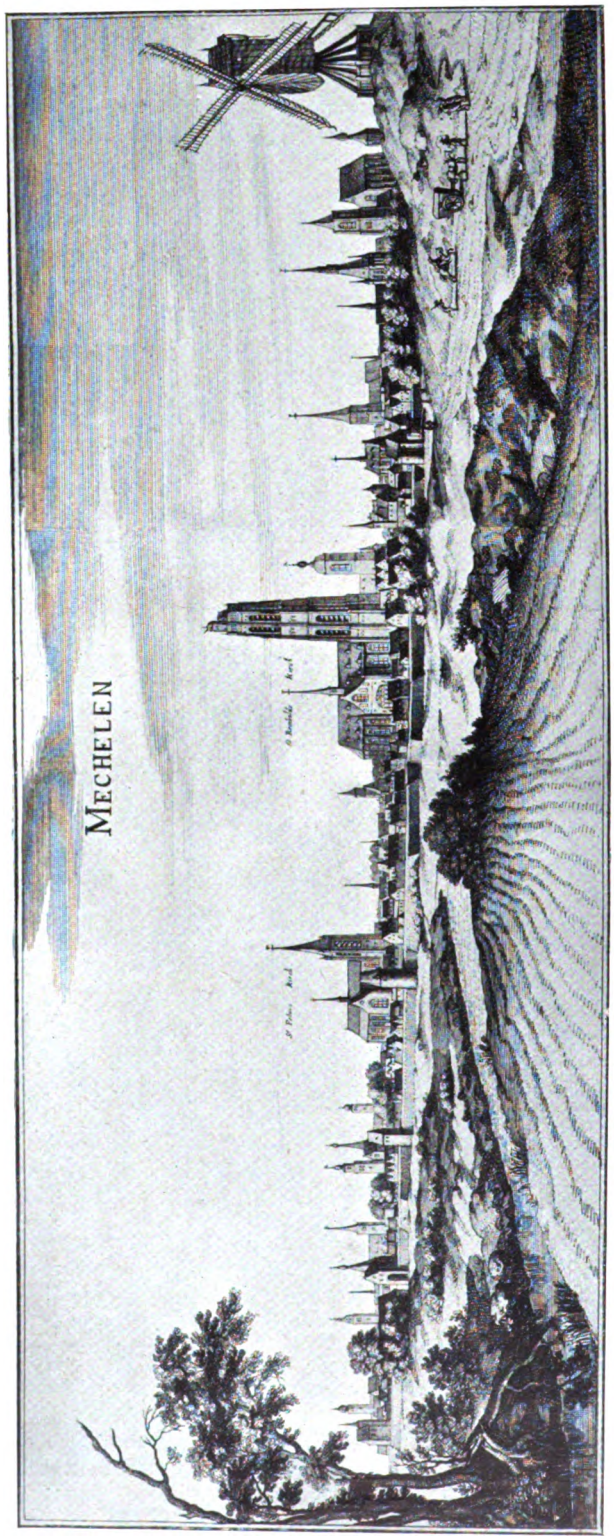
Digitized by Google

eine Dynastie mit französischem Ursprung und französischem Hofwesen die mächtigste geworden, die den tatsächlichen Inhalt der Zugehörigkeit zum Reich nahezu zum Nichts verflüchtigt hat. Das hat natürlich auf ihre Untertanen nicht ohne Einflüsse bleiben können, und eine beginnende Höherschätzung des französischen Wesens ward von den höfischen, lehnbaren Schichten mit Beflissenheit vertreten und verbreitet. Der Habsburger Friedrich III. ist am wenigsten der Kaiser gewesen, um dem Burgunder seine Reichspflicht aufzuzwingen. Er schätzte desto mehr an Herzog Karl dem Kühnen den Mangel männlicher Erben, und in der Endfolge dieser früh eingeleiteten Berechnung ist wirklich die ganze mächtige Ländermasse durch die Hand Marias an den Kaisersohn Maximilian gekommen. Im Kriege und Friedensschluß (1493) mit Frankreich, das diese Partie nicht so einfach hinnahm, hat Maximilian zwar das Stammherzogtum Burgund (um Dijon) und andere französische Teile fahren lassen müssen, dagegen hat er die Freigrafschaft Burgund gerettet und noch über die bisherige Reichsgrenze hinaus blieb der habsburgische Besitz der Niederlande auf ganz Vlaandern ausgedehnt, auch auf Atrecht oder Artois, worin die durch ihre Teppichwebereien berühmte Stadt Arras gelegen ist.

So würden die heutigen Verhältnisse in diesen Gegenden nach allem menschlichen Ermessen ein anderes Gesicht tragen, hätte nicht Karl V. die habsburgischen Niederlande insgesamt, ebenso die Freigrafschaft, seinem jüngeren Sohne Philipp II., dem Erben Spaniens, zugeteilt. Sie blieben zwar als burgundischer Reichskreis im Reichsverbande. Doch bedeutete das dem Reiche nicht mehr, als daß es fortan hier eine spanische Stellung mit seinen ohnedies zerspaltenen und ziellosen Kräften verteidigen helfen sollte. Tatsächlich beginnt nun die Zerstörung hier im Westen. Frankreich hatte schon 1552 den Schmalkaldener Krieg benutzt, um in wenig verkappter Form, als „Vikar" des Reiches, von diesem die Bistümer Metz, Toul, Virten und Kambrijk abzulösen. Von Ludwig XIV. wurden dem Reiche erhebliche Teile des Elsaß, die Reichsstadt Straßburg, eine Anzahl kleiner versprengter Herrschaften und dazu die Freigrafschaft Burgund, Spaniens Reichsland, teils durch die verschiedenen Kriege, teils durch die berüchtigten „Réunionen", oder auch nur durch einfache grobe Gewalttat abgerissen. Nach dem Ausgang des Spanischen Erbfolgekrieges kehrten zwar die südlichen Niederlande, die Philipp II. zur Zeit des Abfalls der Generalstaaten, trotz ähnlicher Regungen im Süden, für Spanien und den Katholizismus hatte retten können, an das österreichische Habsburg zurück. Aber inzwischen war dieses ein großer geschlossener Oststaat geworden, der wenig dazu getan hat, sie wieder in die engere Verbindung mit den deutschen Verhältnissen zu setzen und sie am liebsten für einen günstig gelegenen Tausch, was mehrmals mit Wit-

Das Rathaus in Löwen

Digitized by Google



Gesamtansicht von Mecheln. Aus Merians Topographie

telsbach geplant ward, weggegeben haben würde.

Es bleibt noch von dem Herzogtum Oberlothringen um Nanzig zu berichten, das sich nach Westen bis über Bar („Bar-le-Duc") erstreckte und nach dem Zerfall des „unteren", niederländischen Herzogtums schlechtweg wieder Lothringen genannt worden ist. Ein großenteils deutsch bewohntes Land, jedenfalls erheblich über die heutigen Sprachenverhältnisse hinaus. Wer über die westlichen Waldabhänge der Vogesen hinunterkommt, den heimeln baulich und in der Anlage noch immer die alten Ortschaften an, wo bei der Kirche und auf den Stadtplätzen die deutsche Linde steht; in Sankt Deodat oder Sankt Diez mit seinen schönen Kirchen, woraus ein St. Dié geworden ist, wohnte einst der deutsche Geograph Waldseemüller, von dem noch außer der Urheberschaft des Namens Amerika zu erzählen wäre.

Darin, daß nach dem hochgesinnten Lützelburger Kaiser Heinrich VII. die Kaiserpolitik mit einiger Tatkraft nur noch die Ziele ihrer Hausmacht verfolgte, wurzelt der Zerfall des Reichs im Westen. So ist auch dies Lothringen im ganzen auf sich selbst gewiesen geblieben, während auf der gegnerischen Seite ein monarchisches und politisch entschlossenes Frankreich stand. Demgemäß ist die schlecht gehütete Reichshoheit in Lothringen mehr und mehr zerbröckelt. Zuerst mußten die Herzöge für ihre Grafschaft Bar die französische Lehnshoheit anerkennen, und immer blieben sie bald von Frankreich, bald von Burgund bedrängt; Karl der Kühne von Burgund ist bei der Belagerung der Lothringer Hauptstadt Nanzig im Jahre 1477 durch die Eidgenossen besiegt worden, die statt des Reiches zur Hilfe kamen, und in diesem Kampfe gefallen. Eine Neuordnung brachte endlich 1543 der

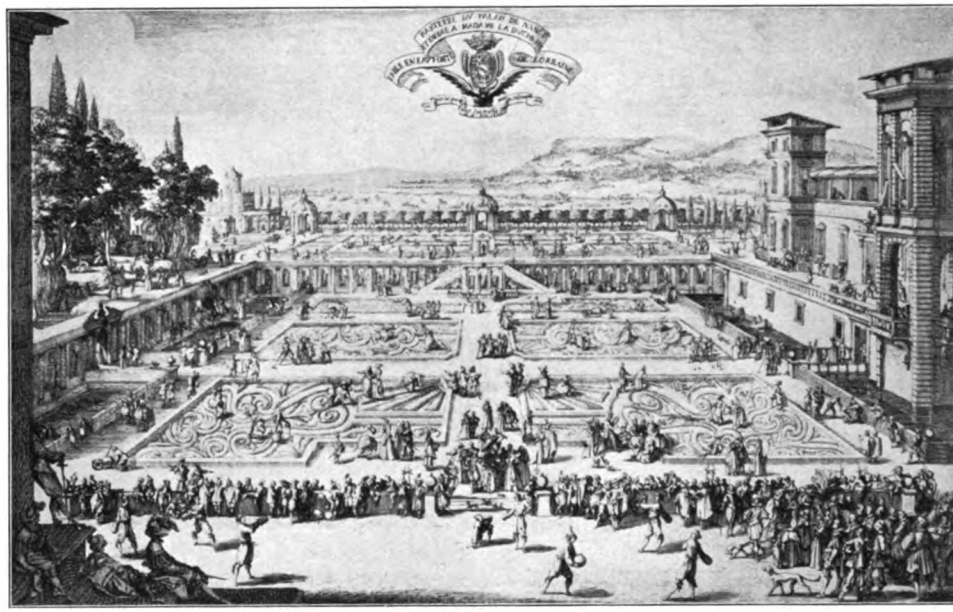
Digitized by Google

Nürnberger Vertrag, der die verworrenen und verfallenen Verhältnisse dahin regelte: der Herzog, der für Bar nach wie vor Frankreichs Lehnsmann war, wurde vom Reiche als „freier" Reichsstand anerkannt, d. h. das Reich verzichtete auf den Lehns-Heimfall beim eintretenden Erlöschen der männlichen Linie. Gleichzeitig wurde die ungeminderte deutsche Lehnseigenschaft einer Anzahl von einzelnen Reichsgebieten bestätigt, darunter der Markgrafschaft Pont-à-Mousson, der Reichsvogtei über Toul — wo das Hoheitsrecht aber schon zehn Jahre später Frankreich an sich brachte —, der Grafschaft Blankenburg oder Blamont, deren Hauptort kürzlich die deutschen Truppen nach dem großen Siege des Kronprinzen Rupprecht besetzten, der Herrschaft Bilstein u. a. m.; die Herrschaft Nemeny trug der Herzog zu Lehn vom Bistum Metz. Das Reich übernahm die Ausübung eines fortan besseren, geordneten Reichsschutzes über Lothringen, — dessen Kläglichkeit dadurch am drastischsten illustriert wird, daß Ludwig XIV. das im Dreißigjährigen Kriege besetzte Herzogtum noch bis an den Rijswicher Frieden 1697, entgegen der klaren Bestimmungen des Westfälischen Friedens, einfach in der Hand behalten hat. Generationenlang blieben die Herzöge vertrieben, sie kämpften auf eigene Faust mit Söldnern oder traten in fremde Dienste; Karl V. von Lothringen ist so der große Feldherr Österreichs gegen die Türken und Franzosen geworden und war auch der Kriegslehrmeister des noch größeren Prinzen Eugen. Aber auch die Rückgabe von 1697 hat seinen Nachkommen nicht viel Ruhe gebracht, sie mußten Nanzig schleifen und französische Garnisonen blieben im Lande stehn. Im Jahre 1733 im polnischen Erbfolgekrieg hat dann Frankreich wieder sogleich die Hand auf das Herzogtum gelegt. Mit diesem wurde dann sein polnischer Schützling Stanislaus Leschtschinsky beim Friedensschluß entschädigt, der Lothringer Herzog Franz Stefan — Gemahl Maria Theresias — dagegen mit der Anwartschaft auf das Großherzogtum Toskana, wo damals die Medici am Aussterben waren, abgefunden. Nach Leschtschinskys Tode, der nur noch Platzhalter für Frankreich gewesen, hat dieses gemäß den Abmachungen von 1735 das alte deutsche Reichsherzogtum zum unmittelbaren französischen Besitz an sich gezogen.

Bilder verflossener, in ihrer Schwäche und Zielllosigkeit hoffentlich nun für immer vergangener Zeiten. Hell nur hebt sich von der Lahmheit und Jämmerlichkeit der deutschen Reichsführung ab die Selbsttreue niederdeutscher Volksart, die besser als die Oberdeutschen gegen widrige Umstände allerart, fremde Hoheit, undeutsche Modeströmungen in Art und Sprache, sich in ihrem Eigenwesen mit gelassener, zäher Selbstverständlichkeit behauptet hat. Daß das sie in jenen traurigen Reichszeiten dem rechtsrheinischen Deutschtum nicht näher gebracht, sie vielmehr nur in ihrem heimatlichen Fühlen und Denken um so partikularer befestigt hat,

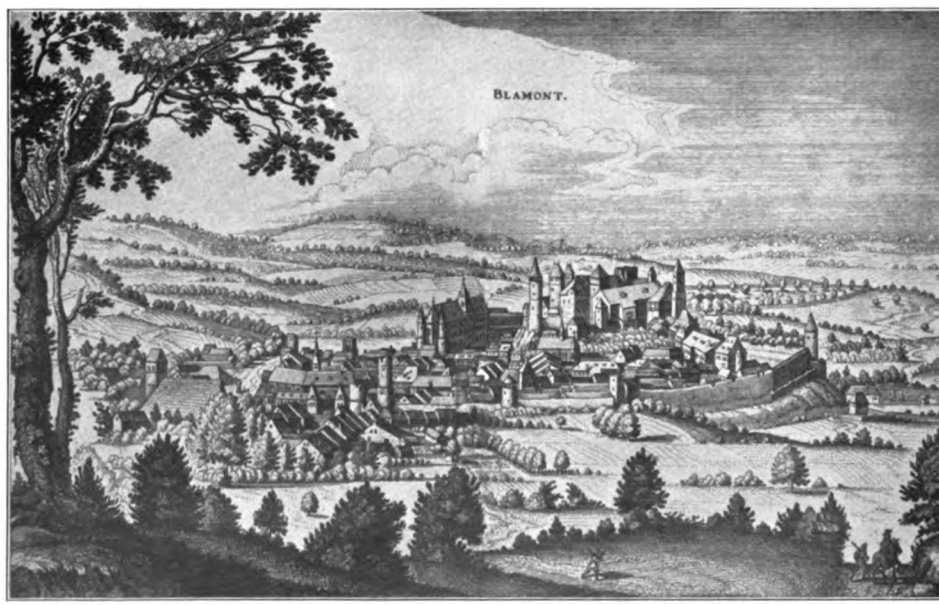
Gesamtansicht von Nancy (Nanzig). Stich von Israel Silvestre

Digitized by Google



Gartenfest im Park des Schlosses zu Nancy (Nanzig). Stich von J. Callot

können wir ihnen, wenn wir geschichtlich und nicht mit blinden, theoretischen Forderungen sehen, am wenigsten verübeln. Erst die Entstehung eines selbstbesinnungsvollen, lebendig deutschen Nationalgefühls im 19. Jahrhundert, der ruhmvolle Aufstieg der deutschen Macht und der deutschen Friedenstüchtigkeit seit den großen Tagen Bismarcks sind auch auf jene, so lange sich selber überlassenen Niederdeutschen nicht ohne eine — mehr mittelbare, als eigentlich bewußte — Rückwirkung geblieben, die sich in dem erfolgreichen Zielerstarken der volkskräftigen vlaamischen Bewegung, in einzelnen ersten Annäherungen ihrer Führer an den deutschen Volksgedanken und anderseits in der erheblichen Ausbreitung des Hochdeutschen als geistig vermittelnder Bildungssprache zeigt.



Blamont (Blankenburg). Aus Merians Topographie

Digitized by Google

Die Treppe

Roman von Viktor v. Kohlenegg

(Fortsetzung)

Um diese Zeit gab Heinrich Nonnemann seinen jährlichen ‚musikalischen Tee', auf dem er allerlei Neuerwerbungen seiner Instrumentensammlung vorführte. Er kannte viele Menschen, verkehrte in einigen reichen und bekannten Häusern, wo er alle Welt traf. Die lud er zwanglos ein. Man kam nicht zu ihm in die stille Dörnbergstraße, wo er fünf Zimmer bewohnte, sondern in die Bureaus von Nonnemann und Peschke, wo der Oberlichtraum, in dem sonst die Zeichner hockten, hergerichtet war. Es verpflichtete zu nichts, man brachte seine Damen mit, hatte auch das Recht, Freunde einzuführen. Nonnemann schickte seine Karte an Fremde, wenn er sie schätzte. Und sie kamen und verlebten einen genußreichen Nachmittag.

Nonnemann empfing, vermittelte hier und da und überließ seine Gäste ihrem eigenen Vergnügen. Bei den Damen machte Hanna die Honneurs. Man begrüßte auch sie und ihren Vater, als gehörten sie zum Haus.

Aber das war nicht alles. So war Nonnemann nicht. Einen Tee mit Baumkuchen und Kaviarsemmeln konnten auch andre geben. Es waren berühmte Leute da, denen man den Ruhm nicht immer ansah: Künstler, die wie Patrizier oder Staatsanwälte aussahen, Kritiker, die man für Legationsräte oder frische Stabsoffiziere hielt, Männer der Literatur und Wissenschaft, die überraschend jung und fröhlich dreinblickten oder, gewandt und glatt rasiert, für Abbés gelten konnten; und natürlich auch Virtuosen auf dem Klavier und der Geige — nun, einige von ihnen waren unverkennbar wie der Kakadu am Schopf oder sie trugen große Hornbrillen wie ihre Urgroßväter. Tiefsinn und Talent, Lärmende und Stille, Echte und Bluffer und dazu Damen in üppig-bunten Winterhüten.

Auch Meister William Rodenius war da; auch Herr Bernhard Clausing, der ebenfalls alle Welt kannte und im eigenen Haus empfing und überall fröhlich begrüßt wurde. Felix hatte Heinrich Nonnemann um seine Einladung gebeten.

Nonnemann sah befriedigt umher. Das führende Berlin — es war nicht zu leugnen —; er liebte das, aber in Auswahl und Grenzen.

Mitten an der einen Längswand stand ein herrlicher Flügel und daneben ein uraltes Klavierchen; auf ihnen lagen alte Streichinstrumente, eine Viola di bardone und andres, und in einem Winkel lehnte eine Gambe. Von diesen Dingen wußte man. Sie lockten stärker als die Samowars und die Baumkuchen.

Hanna hatte es abgelehnt zu singen. Sie haßte und fürchtete die Öffentlichkeit. Sie kannte dieses beschämende Tremolo, das zu ihrer dunkeln Schönheit so gar nicht paßte. Dafür traten Künstler und Künstlerinnen von Namen auf den Plan. Auch Heinrich Nonnemann streichelte die Gambe. Und Hede Lau, die ähnlich wie Hanna sehr ernsthafte musikalische Studien betrieb, spielte am Flügel . . .

Felix Wieland war überrascht, als er sie hörte. Menschlich gab sie sich auch in diesem Kreis völlig unbekümmert und etwas gewaltsam, aber doch lebhafter, sogar einige Male laut in den Lärm der andern. Ihr Ton, als sie am Flügel spielte, besonders im Baß, war oft zu stark, zu dick, aber es war viel Kraft und stürmisches Leben und auch bisweilen ein schöner weicher Klang in ihrem Spiel. Daß sie dabei fehlgriff und ein paar Takte umwarf, kümmerte sie nicht sonderlich. Sie lächelte bloß. Sie war noch nicht fertig mit sich, würde es vielleicht nie sein; auch sie mied die große Öffentlichkeit, achselzuckend und bequem. Oder furchtsam — wie Hanna Wiedeborn.

Felix beobachtete sie und fühlte die warme sinnliche Welle, die stets von ihr kam. Er war ihr noch öfter im Atelier von Rodenius begegnet und war dann immer

Digitized by Google

ein Stück mit ihr gegangen. Sie war jedesmal wortkarg, fast mundträge und abwartend geblieben. Nur ihr Blick hatte geforscht. War ihre Seele im allerengsten Kreis unbeholfen? Verlangte sie vom Mann eine stärkere und derbere Initiative? Hatte sie das schon von andern verlangt — gewünscht? . . .

Man bildete Gruppen, besonders um die Künstler und die alten Instrumente. Nonnemann gab einige Erklärungen und sah dann, daß Hanna in sein kleines Privatatelier hinüberging. Da löste er sich nach einer Weile von seinen Gästen, um nach ihr zu sehen. Hanna weilte an fremdem Ort niemals gern lange zwischen vielen Menschen.

Das Licht brannte in dem schmalen Raum. Es war still und kühl. An dem Regal hingen angepickte Rechnungen und Briefe. Auf dem Tisch lagen Zeichnungen und Rollen. In der Luft war alter, kalter Zigarrenrauch. Es war seine Welt, sein Reich; Nonnemann fühlte es ebenfalls, da er von den andern kam, und noch stärker, als er Hanna darin sah.

Sie stützte sich auf den Zeichentisch und betrachtete dies und das. Und dann sah sie ihr Bild, die einzige Photographie in dem Raum. Sie wandte sich langsam und nahm für einen Augenblick in dem Sessel hinter ihr Platz.

„Bist du nicht lustig, Hanna?“ fragte Heinrich besorgt.

„Doch, Henri. Aber wir haben heute schon drei Besuche gemacht, und ich habe am Morgen zwei Stunden gesungen.“

„Darf ich dir etwas bringen?“

Sie ergriff flüchtig dankend und abwehrend seine Hand. Heinrich Nonnemann neigte sich und war ernst. Aber er küßte nur die Hand. Und da streichelte sie kaum merklich mit einem Finger über seine Wange. Es konnte und sollte ein Zufall sein.

„Schade, daß du nicht sangst, Hanna.“

„Es war recht gut so. Es hätte dir mehr Pein als Freude bereitet, wenn es irgendwo mißlungen wäre.“

Er schüttelte gemessen den geschorenen und knapp gescheitelten Kopf. „Ich glaube, du kannst mir keine Pein bereiten, Hanna, — niemals.“

Sie sah dunkel gereizt zum Fenster hin, das bloß zur Hälfte Vorhänge und Zuggardinen aus gelber Leinwand hatte. Sie waren nicht zugezogen. Von unten her kam ein dämmriger Schein. Man erkannte schwarze Dächer, Fenster, die hell waren, und einen schweren Wolkenhimmel. Auf der Straße unten brauste es, klingelte und tutete es. Fern. Ein paarmal blitzte es von einer Kontaktstange der Elektrischen auf, man glaubte die Funken knistern zu hören.

„Willst du eine Zigarette?“

Sie sah ihn fast liebevoll an. „Dummer Heinrich . . . Geh hinüber, Henri, und schicke mir Papa. Ich will von hier aus gehen. Geh, sonst kommen die andern. —“

Felix Wieland stand jetzt bei Hede Lau und gab ihr Feuer für die Zigarette. Er sagte ihr etwas über ihr Spiel. Aber sie hörte nicht darauf. Sie blickte umher und schien seine Nähe kaum zu beachten. Sie hatte auch vorhin kaum hingesehen, als er sie auf einem Blättchen Papier am Flügel zu zeichnen versuchte.

„Sind Sie wirklich mit Leib und Seele dabei?“ fragte sie plötzlich. Es klang geradezu.

„Wobei?“ fragte Felix.

„Nun — man sieht Sie jetzt in Zeitungen und an den Säulen und anderswo.“

„Ah so. —“ Er betrachtete gleichmütig seine Zigarre. „Gefällt es Ihnen?“

„Recht gut. Es erinnert mich allerdings, ich kann nicht sagen wo, etwas an Cecil Aldin oder mehr noch an George Lanahan. Ich kann mich aber gänzlich irren.“

Felix biß sich auf die Lippe. „Lanahan . . . Ich kenne kaum seinen Namen. Was kennen Sie von ihm?“

„Was er so macht. Ich kenne ihn auch persönlich. Von London.“

„Nett?“

„Unelegant und brummig. Er ist magenleidend und ganz anders wie seine Zeichnungen.“

„Das hat man oft. Ich kenne fast nichts von ihm. Waren Sie auch in seinem Atelier?“

„Nein. Dahinein läßt er keinen. Ich sah ihn bloß beim Weekend. — — Aber man muß nun wohl gehen. Die ‚großen Tiere‘ brechen auf. Es ist sieben durch. Wo ist denn Hanna Wiedeborn hingeraten? Auch Herr Rodenius rüstet sich . . . Ich modelliere jetzt bei ihm.“

Digitized by Google

Bildnis meiner Frau

Gemälde von Berthold Clauß

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„So so. Wollen Sie auch umsatteln?“

Sie schüttelte kurz den Kopf und gab ihm schwer, steif und fleischig die Hand. „Wiedersehen. — Wie geht es Fräulein Münchhoff? Hanna hat gezankt, daß ich meinen Winterhut nicht von ihr genommen habe. Vielleicht komme ich nochmal mit 'ran.“

„Da wird sie sich freuen.“ Felix sank, ohne es klar zu wissen, von einer Höhe herab; und Käthe stand fern, in einer häßlichen Straße, hinter einem blanken Ladentisch . . . und sah ihn an. „Ich weiß übrigens nicht, wie es ihr geht.“

„Ich sah Sie neulich beide. Ich fuhr an Ihnen vorüber . . . Grüßen Sie Fräulein Münchhoff inzwischen.“ Sie sah ihn wieder an. Fast spöttisch. Und dann ging sie in ihrer lässigen, unbekümmerten Art davon.

Felix hatte sich knapp verneigt. Ja, er war rot geworden. Wie ein ertappter Schuljunge. Sie hatte es merken müssen. Nun kaute er gereizt und wütend an seiner Zigarre. Zog daran und legte sie weg.

Da bemerkte er, daß sie an der Tür noch einmal ruhig den Kopf wandte und langsam nach ihm zurücksah.

‚Unangenehme Zeitgenossin . . .‘ dachte er. ‚Schwer und plump. Taktlos! . . .‘ Aber er hatte zugleich auch die Empfindung, als wäre etwas von ihm weggeglitten. Ein warmer Hauch verweht. Und ein nüchterner, harter Hohn zurückgeblieben. Als hätte man ihn abgeschüttelt, weggeschoben. Verrückt — — umso wärmer und sicherer umgab einen wieder der geliebte Alltag.

Er schlenderte zu Nonnemann, sprach mit Clausing, der in sprühender Laune war. Der tätschelte ihm den Rücken, lobte ihn väterlich scherzend vor andern Genossen und vor einem Kritiker. Es war ersichtlich, daß er eine persönliche Schwäche für ihn hatte.

Es tat ihm sehr wohl. Rechtschaffen wohl sogar. Ein Haken in seinem Fleisch zog sich langsam und sacht wieder heraus. Etwas in ihm hob gemächlich und stolz wieder den Kopf.

Er hatte hier so behaglich und selbstbewußt geweilt, unbedrückt, ohne Reue vor dem Gestern und unbeirrt vor dem Morgen. Er hatte aufrecht und ruhig zwischen den andern gestanden, ihnen gewissermaßen gleich, ihnen nahe. Er hatte sie schon ein wenig eingeholt, galt schon als eine kleine Nummer . . . Und nun? Was war denn los? Lappalie. Geschwätz. Sie hatte ihn mit Käthe gesehen — warum sollte sie nicht? War es ein Verbrechen? Lächerlich. War er nicht auch mit dieser Hede Lau gegangen? Es hatte sie vielleicht in ihres Herzens reiner Tiefe gekränkt — oder enttäuscht, gequält oder ernüchtert — — Er freute sich dessen dunkel!

Und plötzlich, wider Willen, fiel ihm ein gesuchtes Wort Heinrichs ein: ‚Es ist eine Liederlichkeit, sich bloß ernsthaft zu verlieben!‘ Der Gute meinte natürlich die Ehe ohne feste bürgerliche Unterlage damit. Freilich die Ehe — die Ehe — — Und Felix Wieland umschnürte wieder ein Druck und eine wachsende Not.

Man brach auf und ging hinaus. Nonnemann schüttelte Hände und dankte. Im Ankleideraum war es eng und warm. Felix stand eine Weile eingekeilt, warmer, sinnereizender Frauenduft, der von den Schultern aufstieg, umgab ihn, und weiche Glieder streiften ihn. Da dachte er jählings wieder an Käthe.

Sie war in seinem untersten Bewußtsein immer da gewesen! Auch als er mit Hede Lau sprach und sich über sie ärgerte . . . auch — später noch — — Denn Käthe — ja Käthe war gestern nun auch als Privatperson in der Prinzenstraße eingezogen. Er hatte ihr einen Korb voll Blumen geschickt und einen schönen gemütlichen Ohrenstuhl, in dem sie ihr Nickerchen halten, wo sie lesen und hin und wieder von ihm träumen sollte. Sie hatte ihm stürmisch gedankt. Sie war jetzt manchmal so rückhaltlos und stürmisch.

Felix kämpfte um seinen Mantel und stülpte sich seinen Hut quer wie einen Napoleonshut auf. — Und dann war er wieder unten.

Er ging schnell. Es war ihm heiß in dem stattlichen väterlichen Gehpelz. Er knöpfte ihn auf. Und plötzlich, wie schon einmal, es war Jahr und Monate her, und er war ebenfalls vorher mit Hede Lau zusammen gewesen — verrückt! — hob er den Stock gegen ein Auto. Er stieg ein. Moritzplatz. Dann wollte er gehen. Ja, er wollte bei ihr klopfen, ganz leise und lächelnd. Auch

Digitized by Google

wenn der Laden noch nicht geschlossen wäre. Und sie würde rot und scheu dastehen und dann wohl auch lächeln und ihm alles stolz zeigen. Er hörte sein Herz klopfen, und sein Blut rann süß und schwer.

Nimm dich in acht, du! raunte es böse in ihm. Ach was! Er hätte sich früher hüten müssen. Nun trieb man weiter. Wer weiß denn überhaupt von seinem Leben, wie es einmal verläuft und verlaufen soll und muß? Keiner! Er sei denn Postassistent oder Regierungsassessor! Bin ich nicht . . .

Er hatte vorhin oben beim Weggehen von der weißen Damasttafel eine der kleinen Glanzpapierbonbonnieren unauffällig verschwinden lassen, die eigentlich zum Herumreichen für die Damen bestimmt waren. Die kleine Tüte wollte er ihr bringen. Zum Zeichen, daß er ihrer gedacht. Und einen Kuß und ein neues Glückauf! Er lehnte sich tief zurück, als suche er das Dunkel, und atmete leise.

⁂ ⁂ ⁂

Er klingelte behutsam wie ein armer Reisender. Dabei dachte er völlig unvermittelt, er sollte lieber wieder gehen! Eine schmerzhafte Nüchternheit, die im Warten wuchs, wünschte fast, daß es vergeblich wäre.

Drinnen blieb es still. Vielleicht war sie gar nicht da, sondern sah sich nach dem Husten und Schnupfen der kleinen Frau Roedebeck um. Ausgeschlossen.

Doch da kam sie leicht und lässig. Sie nahm sich Zeit. Es war wohl die Portierfrau oder ein Bäcker aus der Nachbarschaft, es hatten sich schon sieben angeboten. Sie öffnete, aber die Sperrkette lag vor.

„Ich bitte um eine kleine Gabe . . ."

Da traf ihn wieder der ernste Blick.

Und sie löste leise und rasch die Kette. „Felix, was tust du?"

„Ich hielt es nicht aus . . . Ich mußte wissen, wie es hier aussieht. Die andern machten mich zuletzt krank. Alles scheint mit einmal verändert und neu, seit du hier bist."

„Neu?"

„Du bist mehr losgelöst. Gehörst noch mehr zu mir."

Sie sah ihn dankbar und doch ängstlich an wie ein großes, wissendes Kind. Sie war rot geworden. Sie streichelte seine Hand. „Aber du darfst doch nicht. — Man kennt mich in der Straße, man erfährt alles. Das nimmt man übel."

„Nur heute!" Und er umfing und küßte sie.

Ja, es war ganz neu, völlig verändert! Viel mehr als das erstemal, da er hier gewesen. Sein Herz und sein Arm zitterte. Nichts stand zwischen ihnen. Sie wurzelte mit all ihrem Sein, mit Leib und Seele nur hier. Und er stand neben ihr und hielt sie.

Da machte sie sich frei. Ihre Hand glitt über sein Haar

„Vernünftig sein. Und dann mußt du gleich wieder gehen."

„Ach, Käthe!"

„Du mußt folgen."

„Nicht mal eine Tasse Tee? Ich bin so durstig."

Sie zauderte. Dann lachte sie und nickte. Sie wollte sich sogleich daran machen.

Aber da hielt er sie fest. „Nicht. Dann habe ich gar nichts. Du sollst nicht andre Dinge haben neben mir. Zeige mir alles, Schatz. O, wie gemütlich! Und sieh, das habe ich für dich stiebitzt. Das wollte ich dir bringen — !" Er gab ihr die kleine Bonbontüte. „Ist das keines Dankes wert?"

„Lieber." Sie küßte ihn. Aber sie zog ihn fort.

Es war blitzblank und allerliebst. Das Sofa, die Sessel hatten eine einfache, behagliche Form. Der Tisch war ein schweres Sechseck aus Eiche; eine seidne Decke lag darauf. Ein niedriges, schmales Büfett stand da. Der Boden war mit einfarbigem grauem Stoff bespannt. Und daneben war das kleine, schmale Schlafzimmer. Er sah hinein. Käthe schloß sogleich wieder die Tür. Aber da stand auch sein Ohrenstuhl, richtig am Fenster vor dem Nähtisch! Und auf dem Fensterbrett standen seine Blumen in Heberleinschen Vasen und auch Töpfe. Es schimmerte und duftete, als wäre Geburtstag.

„Ja, Käthe, sehr behaglich! Sowas gibt es in der Prinzenstraße, Hof parterre? Man hört kaum einen Laut — nur da vorn rasselt und klingelt es. Wer doch öfter hier einkehren und sitzen dürfte . . ." Und er nahm auf dem Ohrenstuhl Platz, und dann zog er sie zu sich nieder, daß sie auf seinen Schoß glitt. Und er umschlang sie.

Sie war nie so weich gewesen wie in

Digitized by Google

dieser Stunde, in dieser ganzen letzten Woche. Es war die Freude darüber, sich selbst ein Nest gezimmert zu haben, der Stolz, es zeigen zu dürfen, die Überraschung und auch — die Angst, die in ihr züngelten. Sie stand unter demselben Bann wie Felix: sie waren auf einer Insel, eines beim andern — und alles lag in ihrer Hand...

„Wir wollen vernünftig sein," sagte sie.

„Ich kann nicht."

„O du mußt. Laß mich los, Felix! Du zerbrichst mir den Kamm!"

„Ach, immer nur da draußen. Es ist ja Qual, Käthe. Es macht einen so mürbe. Es könnte so herrlich sein. Du bist so entzückend ... so himmlisch warm ... so taumelsüß... Immer die Straßen, Kneipen, Theater. Und manchmal, wenn's nicht regnet und schneit, der Winkel auf unserm Holzhof!"

„Das tu' ich schon für dich!"

„Es sieht dich da keiner am Abend. Es ist zu wenig, Käthe!"

„Was willst du?"

„Dich!"

„Sei vernünftig ..."

„Einmal hab' ich dich doch."

Sie zitterte und riß sich los. Sie atmete hoch und legte die Hände an Wangen und Haar. Sie war blaß, und ihr Blick brannte. So war sie nie gewesen, und sein Herz jubelte. Auch er stand auf, müde und schwer.

Doch sie streckte starr die Hände aus. In ihrem Blick war jetzt etwas Drohendes, Überwaches. Sie kannte nun längst auch sich.

Es handelte sich für sie um das letzte Ziel, um des Lebens Gewinn oder Verlust. Niemals hatten sie es beide zugleich so klar und nackt gesehen Und sich selbst. Sie waren wie mit einemmal erwacht, eins durch das andre. Diese heiß ans Unbeherrschte und verbotene Taumelwunder heranstreifende Stunde erschloß zugleich eine Tür ins harte und blendendhelle Leben hinaus — —

„Du mußt nun gehen, Felix," sagte sie wie damals vor langer Zeit. Sie zitterte noch. Es lief ein Schauer über ihren Leib auf und nieder. „Ich danke dir, daß du an mich gedacht hast! Auch für die Blumen und den Stuhl! Lieber! Guter! Ich werde immer drin sitzen. Geh nun — du mußt —!!" Ihre Augen wurden groß und beschwörend.

Sie zitterten beide voreinander.

Er sah sie regungslos an. Von der ernsten Zukunft wie mit Händen — Fäusten gefaßt — betäubt, umkrallt — und dennoch heischend in dieser Welle hoher Leidenschaft und stürmischer Sehnsucht.

Doch sie ballte die Hände. „Ich will es!!"

* * *

In der folgenden Zeit zog es Felix wieder häufig nach dem nächtlichen Berlin W. hinüber.

Haus lockte bei Haus. Die einmal so stille, brav erleuchtete und früh schlafende Straße war zu einer einzigen flimmernden Zeile von Lichtreklamen geworden, zu einer endlosen Kette von schnaubenden, grell spähenden Autos und zu einem Klanggewirr von hochstöckligen Lackschuhen, von raschelnden Kleidern und leichtfertigen Stimmen.

Felix traf dort Bekannte aus seinem neuen Beruf. Manche von ihnen holten sich hier ihre Stoffe und waren deshalb bei vielen Leuten berühmt und geschätzt. Sie waren tadellos gekleidet, kaum einer im Straßenrock.

Felix, der nie seine Herkunft vergaß, liebte sie nicht sehr. Sie waren und blieben für ihn Zigeuner, Tangotänzer, Eisläufer. Und sie selbst hielten ihn für einen Eindringling, für einen geschickten Dilettanten oder gefährlichen Nebenbuhler. Manche von ihnen verdienten ein Heidengeld, besaßen kleine flinke Tourenautos, die sie selbst in tadellosem ‚Dreß' steuerten, fühlten sich als modernste Geschmacksvermittler, sogar als ‚Kulturträger' ... du lieber Gott... und trugen die lächelnde, kühle Miene lässiger Überlegenheit zur Schau.

Felix begrüßte sich mit einigen von ihnen. Er nahm aber nicht an ihrem Tisch Platz.

Er hatte neuerdings auch bei den Arbeiten dieser Herren Anregung und Anlehnung gesucht und gefunden. Aufträge verlangten es, und es reizte ihn selbst, das Rennen mitzumachen. Man mochte und durfte nicht immer sich derselben Manier anheimgeben. Manche von ihnen waren sogar recht witzig und überraschend anmutig.

Aber gerade diese hier — es war zufällig ein ganzer Tisch, der sich zusammengefunden hatte — verkehrten nur zum kleinsten Teil im Clausingschen Haus.

Digitized by Google

Herr Clausing bevorzugte mehr eine frische, auch derbe, jedenfalls aus gesunden Säften blühende Zeichenkunst und Karikatur als die mehr oder minder hüllenlose liebeheischende Linie.

Alles in allem — er fühlte sich wie nach längerer innerer Entfremdung wieder daheim hier, von einem vertrauten Licht umweht. Sein Blut war unerträglich schwer . . .

Er trank, taute auf und zeigte ein lächelndes Behagen. Er hatte ja Geld, mehr als je. Die gute Mama brauchte vor nichts Schlimmem mehr zu zittern. Die wilden, rüden Szenen mit Onkel Kaeding schienen Märchen aus ferner Zeit. Die Mama schlug wohl ängstlich und gelegentlich fassungslos mit den Flügeln — was sollte das werden? Felix, was tust du da? Ist es auch das Richtige, um Gottes willen? Onkel Kaeding aber maß ihn, wenn sie sich im Haustor grußlos trafen, mit seinen rotunterlaufenen Bulldoggenaugen noch verächtlicher und spie aus. Wie sich der Bengel anzog — wie'n Graf. Schulden? Warf man ihm das Geld für sein dummes Geschmiere in die Hände? Lausejunge.

Felix war auch vordem zuweilen hier eingekehrt, nicht bloß als kühler Lebensbetrachter und reiner Tor. Aber jetzt freute er sich lauter, skrupelloser, trotziger darüber, daß einige Damen entzückt waren, als er kam. Er beobachtete Linien und Bewegungen. Er verglich sogar mit Absicht . . . Suchte gewisse Ähnlichkeiten.

Er trank besonders mit einer. Sie war schlank, rank und dunkel. Sie hatte ebenso helle Augen wie eine andere . . . Aber nicht so kühne, fragende und wundervoll klare und jetzt oft so weiche . . . Sein Gewissen schlug ein paarmal hart auf bei diesen frechen Vergleichen und Wünschen. Es war ein lästerliches Verlangen in ihm, jene andere, aus der Ferne zu empfinden, zu beugen, zu besitzen.

Die Musik rauschte wie ein heißer Sommerwind. Sie erregte die Nerven. Was war mit ihm los? Die Welt sah anders aus, heller, greller, drehte sich spürbar. War er aus einer Dumpfheit erwacht? War er betrunken? Kein Gedanke daran! Er war jung gewesen, eselsjung, monatelang — jahr- und monatelang — — Wußte er das so plötzlich — —? Ach, ebenfalls längst — längst —

Aber er hatte vor einigen Tagen in einer Sekunde erschrocken die Augen aufgetan und in einem starren, weiten Blick gelesen, der ihn band, eine Hand heiß gespürt und brennend geküßt, die ihn schmeichelnd und unerbittlich fesselte . . . Nun verbarg sich sein Herz in einem harten, jachen Widerstreben, ihm selber neu, vor diesem Ernst — vor dieser — dieser Feindseligkeit; und war doch noch quälerisch bewegt, voll stürmischer Wünsche, die eine andre ihm wehrte.

Und er umschlang das schlanke, duftende Mädchen und sprach dicht auf seiner weißen nackten Brust.

* * *

Nun hatte er Käthe heute und gestern abend wieder gesehen. Sie war weich und zärtlich gewesen und warb mit den Augen. Sie wollte wieder gut machen und alles auf die alte Bahn bringen. Es rührte ihn. Er streichelte sie und hielt ihre Hand, die er im Gehen oft küßte.

Er hatte sie lieb — lieb — wie eine kleine Schwester! Unsinn! Sie war neulich so stark und stählern fest gewesen. Und doch hatte sie sich unauffällig schon seit Wochen gewandelt, war sie zu ihm herübergewachsen, hatte sich ihm zugeneigt wie eine Pflanze, die Sonne und Leben sucht.

Es hatte schon einmal ein sengender Frühling in der Luft gelegen. Man schrieb Ende März. Käthe hatte Blumen und Stroh in Hülle und Fülle verkauft, und bei Josty am Potsdamer Platz hatten die Leute draußen gesessen, und die Obermieter waren gebeten worden, keine Zigarrenstummel mehr zum Fenster hinauszuwerfen. Aber eines Tages hatte es wieder geschneit, so viel wie im ganzen Winter nicht, und die Luft knackte von der Kälte.

Käthe war traurig, als sie von seiner neuesten Verabredung hörte.

Ein paar Herren hatten bei Wiedeborns die Idee aufgebracht, daß man sich zu guter Letzt noch ein rechtes Schneevergnügen bereiten sollte. Nonnemann konnte nicht mit. Auch Hanna hatte abgelehnt ihrer Stimme oder ihres Halses wegen. William Rodenius, der sich nach längerer Pause durch Hede Laus Einfluß wieder in der Meinekestraße sehen ließ, hatte mit Schlitzaugen gelächelt, was bei ihm stets als Zustim-

Digitized by Google

mung galt; und noch dieser und jener hatte sich angeschlossen. Auch Hede Lau natürlich. Und zuletzt mit einem raschen, vagen Entschluß Felix Wieland.

Weit durfte es nicht sein — Harz oder Thüringen. Ein paar Stunden gemütlicher Fahrt — famos! Das wäre überhaupt das Hübscheste, so von heute auf morgen aus dem Alltag zu springen und sich vergnügt bei der Hand zu nehmen.

Käthe, als sie von Felix davon erfuhr, streichelte ihn. Sie war mal wieder nach dem Holzhof gekommen, dessen Wege am Abend nur der Wächter passierte. Man war hier unter der alten Kastanie am ungestörtesten. „Ja, geh mit, Felix — tu mit ... Du mußt alles mitmachen. Du wirst eine Karte schreiben, Schatz."

„Aber gewiß. Vielleicht sogar einen Brief."

„Wird nicht verlangt. Und wie lange bleibst du?"

„Das steht noch nicht fest. Jedenfalls nicht lange. Die meisten haben wenig Zeit. Siehst du, Käthe, ich habe derlei wohl schon gezeichnet, aber nie selbst gesehen. Eigentlich ein Skandal! Als wir noch wohlhabende Leute waren, kam es nicht dazu, teils dieserhalb oder ich war beim Militär oder saß auf der ollen dreckigen Klitsche in Mecklenborg. Nun will ich es mal gründlich studieren! Nonnemann, der immer praktisch und väterlich ist, sagte sofort: Benutze die Gelegenheit, mein Lieber. Das kann sehr brauchbar sein."

„Man muß alles sehen und kennen lernen. Und wer kommt außerdem mit? — Ja, die nanntest du schon; und Hanna nicht? Auch Nonnemann nicht? Und — Hede Lau ... Wie? — Ja! Die nanntest du auch schon. Die kommt auch mit."

„Was ist mit ihr?"

„Nichts Besonderes. Riet auch sie dir zu?"

„Was sollte sie für ein Interesse daran haben?"

„Wer weiß das. Heinrich Nonnemann gilt in jeder Hinsicht für hervorragend väterlich und weise."

„Wieso? Versteh' ich nicht. — Ach, das ist ja blödsinnig, Käthe! Benimmt dich der Abschiedsschmerz? Na hör' mal — sei bitte so gut. Eifersucht?"

„Habe ich sie —?" Und sie hob sich hoch, legte die Arme um seinen Hals und sah ihm durch das Dunkel tief in die Augen. „Ja, ich bin es vielleicht! — Ich kenne Hede Lau. — —" Und sie küßte ihn mit aller Kraft, die ihn seltsam binden sollte und erschütterte. —

Am Mittwoch darauf stieg Felix in der Stallschreiberstraße um eine frostklare Morgenstunde in ein Droschkenauto. „Adieu, Minna, passen Sie auf Mutter!"

Sie schmetterten vorm Potsdamer Bahnhof vor. Felix fuhr allein. Die andern, die mehr oder minder Dienst hatten, kamen mit den Damen am Nachmittag nach. Man hatte noch gleich von Wiedeborns aus telegraphiert. Aber es gab Sonderwünsche: die einen wollten geheizt haben, die andern nicht; auch wünschte eines der Ehepaare zwei Schlafzimmer; Felix hatte sich erboten, als freier und lediger Mann vorauszufahren.

Er zündete sich auf dem Bahnsteig eine große Zigarre an, kaufte sich ein paar Zeitungen, die er dem Gepäckträger übergab: „Fensterplatz vorwärts!" Man mußte frei und leicht gefiedert sein. Er schritt, die Hände in Wildleder und in den weiten Taschen seines Ulsters, die Zigarre genießerisch zwischen den Lippen, groß, bedächtig und stolz zwischen den Zügen, die bereits schnaubten, zwischen den Menschen, die hin und her rannten, sich küßten und verlegen ansahen, auf und nieder. Der Schaffner zeigte einen gewaltigen Respekt, Frauenaugen streiften ihn, Männer betrachteten ihn spöttisch und geringschätzig. Ja, er fühlte sich als großer Herr, reich, verwöhnt, voll gesellschaftlicher und sozialer Bedeutung. Er las diese Anerkennung in den Augen der andern.

Niemand ahnte, daß er mit Vergnügen daran dachte, wie er erst gestern einige hundert Mark eingeheimst hatte und weitere in absehbarer Zeit bekommen würde, immer mehr, mit einer gewissen Regelmäßigkeit nach dem Rhythmus seiner Aufträge. Sie hätten ihn verachtet, diesen stolzen Herrn mit Gamaschen, scharfer Bügelfalte und hellen Handschuhen.

„Einsteigen!! — — Bitte sehr," sagte der Schaffner höflich zu Herrn Felix Wieland. Der tat es huldvoll. Der Gepäckträger war schon vorausgesauft, hatte belegt, stand atemlos, die Mütze in der Hand,

Digitized by Google

erwartungsvoll und schwitzend. Er wurde befriedigt. Er machte sogar eine Verbeugung. Und dann flog man in eine helle, blaueste Ferne hinaus, die eine vollkommene Erneuerung des Lebens zu bergen schien.

In Potsdam hielten sie. Ein paar Jäger mit Lederfutteralen stiegen ein, brachten feuchte Kühle und Ledergeruch mit, rauchten stark, sprachen laut, als kämen sie bereits vom Jagdfrühstück. Die Stille war weg. Felix las. Dann schloß er wie der alte Herr gegenüber in der Ecke die Augen. Aber da sah er in einem weichen, fernen Licht Käthe. Sie sah ihn an. Ihr Gesicht hatte einen blassen Glanz. Sie war mitgefahren. Sie saß schon lange da drüben anstatt dieses schlafenden alten Knaben. Ja, einmal hatte er gemeint, er müßte ihr zunicken oder ihr die Hand hinüberreichen. ‚Da bist du. Ist es nicht reizend? Haben wir es nicht oft so gewünscht?' Der Lärm um ihn trieb ihn tiefer in sich zurück. Ihre Sehnsucht war mitgegangen. Ihre aufspringende Sorge.

Unsinn. Warum sollte er nicht für ein paar Tage fort? Es würde noch öfter vorkommen. Er bekam Briefe, Anfragen und Aufträge von auswärts. Lag er an der Strippe? Das war gänzlich philisterhaft. ‚Käthilein,' sagte sein Herz plötzlich mitleidig und zärtlich. Er hatte sie lieb. Gerade jetzt beim Davonfahren, mit Herz und Sinn.

Weg. Er zog mit kräftigem Schlag eine Luftklappe auf und dachte an die bunte Reisegesellschaft der nächsten Tage. Professor Gallehn, Ethnograph, mit seiner reizenden, temperamentvollen Frau, sie wünschten zwei Schlafzimmer — er schlief ihr zu unruhig! Doktor Wiesel, ein kleiner, dürrer, heller Sachse, mit ‚großer Lippe', Regierungsarzt in den Kolonien, zurzeit im Kolonialamt; seine Frau schlank, groß, blond und vornehm still — er wirkte etwas affenhaft neben ihr. Korvettenkapitän von Grimme, schwarz und beweglich mit einer nervös ausgelassenen aschblonden Gattin. Sie liebten sich sehr. Rodenius mit den vergnügten Schlitzäuglein und dem spitzgeschorenen Kakerlakenbart. Und Hede Lau — Hede Lau. — —

Felix schloß wieder die Augen.

Nun saß Hede Lau da drüben. Weniger schwipp und rank. Aber mit einer wurzelfesten Ruhe. Brünett, auch an der Haut, sogar an den Händen. Und sie betrachtete ihn taxierend mit schiefergrauen Augen. War auch sie in einer Unruhe? Sie besaß ein schweres Blut und verdachte es nicht jedem, wenn er auch auf ihr Geld sah. Sie war eingeschlossen in ihre blutheiße, drückende Schwere und Gefühlsunbeholfenheit. Das Gefühl war zu stark, zu stark — sie hatte Angst vor ihm.

Käthe . . .

Er faltete die Hände über dem Magen fester und legte den Kopf anders in die Ecke. Der Wagen schwankte an einer scharfen Kurve und wiegte Felix hin und her. Es tat ihm wohl.

Und nun richtete er sich auf, zündete sich die Zigarre frisch an und sah in den Schnee und Frost hinaus, der wieder über den Frühling gekommen war. Es war ein Jammer! Die Wintersaat war schon weit heraus, und an den Bäumen und Büschen froren die dicken Knospen. Einer der Jäger hatte eine Spanne weit das Fenster herabgelassen, es zog gerade in Felixens Ecke hinein. Er fürchtete sich nicht vor Zug. Aber es war etwas Aufreizendes, Rüttelndes in dem Windstoß, so daß seine Gedanken sich noch schärfer regten.

Er sah plötzlich auf sein eigenes Leben zurück. Wer war er? Leute wie er liefen jetzt zu Dutzenden herum. Heute rot, morgen tot. Heute flimmernd, morgen erloschen. Mode — Mode — Mode. Eine gräßliche Zeit. Immer was Neues. Jahrmarkt. Tollhaus. Das Haar sträubte sich, man hielt sich die Ohren zu und lief davon.

Was spintisierte er da? Man sollte das Fenster schließen! Unter seiner Kopfhaut prickelte es wie von feinen Nadeln. Sein Blut wehrte sich gegen die scharfen Ströme der Kälte. Er stand auf und schloß das Fenster. Diese Bewegung und Kraftanstrengung erfüllte ihn mit neuer Wärme und Behagen.

‚Gefühl ist alles!' dachte er spöttisch. Und Käthe? Sie hatte kluge, schlanke, energische Hände. Sie hatten ihn ein bißchen beherrscht, bis er auf diesem schwanken Boden fester ausschritt. Da rötete sich seine Stirn. Hatte sie ihn fangen wollen? Ein rechter Kerl läßt sich nicht fangen!

Und da saß wieder Hede drüben mit den grauen prüfenden Augen, in Breit-

Digitized by Google

schwanzjacke, mit einem einzigen riesigen brillantenumsäumten Türkis an der Hand, ein Bild des Reichtums und der Geborgenheit.

Er legte die Zigarre weg. Dazu fuhr man doch nicht hier heraus. Allons — gehen wir mal ein bißchen essen! Draußen lief der weißjackige Kellner von Tür zu Tür und erklärte, daß es so weit wäre.

Eine Stunde später stieg man aus, setzte sich in einen biedern Schlittenkasten, steckte die Beine ins Stroh und deckte sich mit Decken und einem alten Schafsfell zu. Das Pferd war hochbeinig und knochig, sein Winterhaar stand in bereiften Büscheln ab, zwei kleine Hausglocken hingen auf seinem Rücken — hühо — hallo! — kling klang! So fuhren sie steil in die Höhe und in den Wald hinein, in dem die Schneelast knisterte. Und das war ein Märchen.

Hoch oben lag das einsame Haus. Ein Hotel oder auch keins. Es war höchst gemütlich und hatte wenig Komfort. Alte dicke Kachelöfen wärmelten, sie wurden von außen mit mächtigen Holzscheiten geheizt. Die Fenster waren mit Strohzöpfen verwahrt, und von dem Schieferdach hingen herrlich-mächtige Eiszapfen. Ringsum lag Schnee, daß man zwischen mannshohen Mauern heranfuhr. Man hörte den ganzen Tag das Knirschen und Kreischen der Schaufel. Das Haus wirkte schwarz und winzig in der weißen viele Meter tiefen Fläche, die herandrängte und mit dem Dach, aus dem der graue Essenrauch stieg, fast zusammenwuchs.

Es waren wenig Gäste hier oben. Niemand hatte mehr mit diesem neuen weißen Segen gerechnet.

Aber an diesem Abend, als die Sonne längst weg war, und nur der Schnee leuchtete und die feine Mondsichel weit drüben über dem Brocken hing, da herrschte hier oben das hellste Leben. Hühо! Die Fenster strahlten. Der Hund heulte und zerrte an der Kette. Die Dackel kläfften wahnsinnig ums Haus. Schlitten klingelten heran, in denen vermummtes Lachen saß, leichtes, lockres Frauenlachen und tiefes, brummiges, lärmendes Männergelächter. Laternenlicht schwankte zwischen dampfenden Pferden; Laternen schwankten vor dem Haus. In der Küche lohten Flammen und britzelte Braten. Die Wirtin trieb die Mägde und lief hinaus, hochrot in der großen Schürze. „Guten Abend — Willkommen — hereinspaziert die Herrschaften!“ Denn man kannte sich schon. Das Haus über der Welt war berühmt, aber nur bei Kennern.

Felix Wieland hatte die größte Laterne an einer Stange in der Hand und schwenkte sie gerade über Hedens Kopf. Die lachte, noch begeistert von der Fahrt, und streckte ihm die warme Hand hin, daß er ihr helfe. Und er ergriff sie fast stürmisch.

„Haben Se ooch zwei Zimmer für'n Professor Gallehn, Meister Wieland?“ fragte der sächsische Herr Doktor Wiesel.

„Jawohl, Herr Bundesbruder,“ und Wieland hob als zweiten den dürren Königlichen Sachsen am Schlafittchen über die Schlittenwand.

⁂ ⁂ ⁂

Man vertrug sich vortrefflich. Die Ehepaare waren befreundet.

Um halb acht Uhr früh wurde aufgestanden. Die Weckrufe pflanzten sich von Wand zu Wand fort. Türen klappten, Wasserkannen und Stiefel flogen herein, die Herren schwenkten die Beine, und die Damen huschten erschrocken fort. Weh dem, der nach neun Uhr unten war! Aber dann saß man doch ausgiebigst beim Frühstück, schmauste die frischen Semmeln mit köstlicher Butter und bißfestem Schinken, klopfte große weiße Eier auf und trank immer noch eine Tasse von dem starken Kaffee. Draußen funkelte die Sonne und krachte und knirschte der Schnee. „Aufhören!“ — „Noch einen Happen!“ — „Kinder, wir werden zu voll!“ — „Dann trudeln wir!“ Und dann ging's aus der warmen, dampfenden, duftenden Stube hinaus.

Fünfzig Schritt hinter dem Haus begann die Bahn. Sie war gut imstande mit sanft gehöhten scharfen Kurven und starkem Gefäll. Hoho! Und der schwarzbärtige bewegliche Marinemann von Grimme, in Kniehosen, Wadenstrümpfen, Sweater und derben Schnürstiefeln, eine weiße Wollkappe über den Ohren, lag bereits bäuchlings auf seinem Schlittchen, stieß mit den Füßen ab und sauste als dunkler Punkt hinab. Die Damen in leuchtenden Jacken schrien vor Ungeduld; Hedens Stimme klang rauh wie die eines Jungen, und ihre Fäuste packten derb zu — sie zierte sich nicht,

Digitized by Google

schlang den knöchelfreien Rock um die festen Beine. „Hei!!“ schrie sie und machte die andern mit ihrem Ruf noch wilder. Es flog Pritsche um Pritsche hinab, so ein Weiberherz klopfte manchmal in Angst und Feigheit bei Beginn der Fahrt, trotz allem Wildtun. Mitunter kippte ein Schlitten um, daß man Beine, Hosen, Röcke in einer dicken Schneewolke umeinanderwirbeln sah — niemand hatte Mitleid, auch die Ehemänner lachten und freuten sich boshaft wie die Straßenjungen.

Hinauf ging es langsamer. Man zog tapfer mit glühendem Atem sein Schlittchen hinter sich her. Nun war es an der Zeit, den sächsischen Bundesbruder für seine aufreizenden Ratschläge und seine riskante Lippe mal ins Gebet zu nehmen. Eine gigantische Schneeballschlacht begann: Doktor Wiesel fand bei Hede und Felix Wieland Unterstützung, und zuletzt ergriff man den vollkommen neutralen William Rodenius, um ihn in Schnee zu wickeln und als Lawine zu Tal zu schicken. Nach dieser Episode rannte die gänzlich kindische Gesellschaft nach dem Schuppen, um die Schier herauszuholen, und nun begann die ernste Arbeit.

Frau von Grimme knöpfte heiter-nervös den Rock ab und stand plötzlich als entzückender frischer Bengel da. Sie selbst, ihr Mann, die Sachsen und Hede Lau waren schifest. Ganehl, der Ethnograph, schnallte sich mit unglaublicher Gewaltsamkeit die Hölzer verkehrt an und wunderte sich über die Schnäbel hinten. Felix vertraute sich Hede an und war zu jeder Blamage bereit. Für den Anfang aber schien es geboten, erst wieder mal den gänzlich unkundigen Meister William loszulassen — hollo — hü und hott —!

„Sie, der Stock is Sie keen Regenschirm und ooch keene Spazierstange, Maestro, ... rückwärts stoßen, verstehnse?!“

„Füße parallel setzen und keinen Stechschritt mit den Beinen — gleiten — Knie einknicken — genau wie Twostep — feste — feste — —!! Mut, Sir William! Links um die Ecke 'rum — — wir kommen gleich an den Ablauf — —!“ Verdammt! Nach dem Ablauf hatte Meister Rodenius die geringste Sehnsucht. „Los!! — Stock nach hinten — gleiten — huhu!! — —“ Der Stock blieb weit hinten, Rodenius taumelte, sauste — hupp! er verschwand, und man sah nur noch seine Beine und die Hölzer monumental hochragen. Und nun folgten die andern, fast alle warfen zuerst die Beine gen Himmel und krochen als pustende Schneemänner, betäubt und erschrocken, wieder hervor; aber alle, selbst Sir William, brachten es zuletzt zu einer gewissen Eleganz.

Nein, es gab keinen Ernst mehr in der Welt! Um zwölf Uhr rief die Mittagsglocke oben im Haus. Die Sonne stand als strahlende Goldscheibe mitten im Himmel. Der Brocken stieg weit drüben in den blauen Himmel. Man sah die flachen Gebäude in der frostklaren Luft; man erkannte sogar den Rauch der Essen. Und rechts fernhin, endlos sah man in die verschneite goldne Aue. Man stand bestürzt und beglückt — selbst der gescheite magre Königliche Sachse schwieg und hakte sich bei seiner schönen Frau ein, als wäre sie ein Teil von alledem, überwältigend neu in diesem weiten weißen Wunder. Man trank die Stille.

Aber da klingelte es noch einmal mit heller Klosterglocke. Der Schall flog rein durch die Luft und gellte im Kreise nach. Er brachte eine Ahnung, einen Duft von Gänse- oder Putenbraten, von heißer starker Suppe und sonst noch was mit! Man riß sich los. „Schade, daß mer'n Magen ham!... Nu da — hoffentlich gibt's was Guts, ich hab'n Kannibalenhunger! Los — wer zuerst oben is!“

Am Nachmittag, bis die Sonne sich rötete, hielt man's mit dem Bobsleigh. Man hatte geschlafen; man war wieder frisch; man hatte sich von neuem am lebensstarken Kaffeetopf gelabt. Man neigte sich rufend bei den Kurven und warf sich wieder zurück, man hielt und umklammerte sich. Felix saß meist hinter Hede Lau oder sie hinter ihm, und er fühlte in allem Übermut die Kraft ihrer Beine und Arme.

Dann sank die Sonne. Mattgelb vom Frost oder rot von der Schneefeuchte. Es wurde still und dunkel. Man war müde, gütig, zärtlich. Das warme Blut drängte zum warmen Blut. Die Herzen klopften, und das Ehevolk suchte sich zärtlich. Auch das Jungvolk dachte so. Felix erinnerte sich einmal Käthens. Wo war sie? Weitab. Auf einem andern Stern. Man ging hinein. Spielte, tanzte, trank Punsch, erzählte

Digitized by Google

Träumerei am Abend
Gemälde von Albert Welti

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

sich Spukgeschichten, was Rodenius, der viel las und diese Dinge in allen Literaturen bevorzugte, vortrefflich verstand. Er rächte sich jetzt bei Damen und Herren für manche erlittene Unbill.

Um zehn wurde man stiller. Und da standen die Ehefrauen auf, ein wenig blaß und hinfällig, und man sagte sich herzlich mit seltsam leuchtenden Augen gute Nacht.

Die Sachsen, die beiden Junggesellen und Hede Lau beschlossen, noch einige Tage zuzugeben.

Man machte ein paar weite Spaziergänge und Ausflüge auf Schneeschuhen in die Wälder hinab, die unter der Schneelast sich tief bückten. Wild stand erschrocken und witterte. Alte Reisigweiblein mit schwerer Last begegneten ihnen wie brummige Waldhexen; die Köhlerhütten standen leer, und die Hillebille, deren Ton sonst hell in den Wald sprang, hing verschneit an eisglitzerndem Faden.

Am dritten Morgen dampften die Wälder ringsum. Starker Rauch zog nach oben. Das Holz, der Schnee, alles schien zu brennen, zu schmelzen. Dicke, graue, beizende Schwaden stiegen auf, zogen in Strömen um den Berg, hoben sich wolkenhaft, und bald war die Luft ein einziges Nebelmeer.

Sie saßen auf der geheizten Veranda noch beim Frühstück, rauchend, schwatzend, sehr verständig und gemütlich. Sie beobachteten mit Staunen das neue Wunder. Stürmisch drängte das graue Gespinst heran, umzog das Haus, drückte gegen die Scheiben, daß sie tränten. Drüben war die Wegöffnung zum Wald. Mitunter tauchte ein Mensch dort auf, riesengroß, rübezahlhaft, ein Knecht, ein Förster, ein Krämer. Oder er schritt in den Nebel hinaus, und mit einemmal, vor der Waldöffnung, war er verschwunden, verschluckt gleich einem Gespenst!

Hede Lau hatte plötzlich Lust, sich da draußen im Wald zu ergehen. Es war nicht ungefährlich. Aber man konnte sich auf dem breiten Weg halten. Felix erklärte sich bereit. Wiesel jedoch hatte Bedenken, und seine Frau wollte mit Rodenius ein paar Zeitaufnahmen versuchen. Vielleicht glückten sie! Der Doktor schlenderte, behaglich rauchend, mit vors Haus. Man konnte erst mal „sei Zigärrchen“ schmauchen und in die Kälte gucken. Lange konnte es ja mit dem grauen Schwindel nicht dauern. „Nehmen Se sich in acht!“ sagte er wohlwollend.

Aber Hede war gänzlich unbekümmert. Der Nebel wogte, und so traten sie in den Wald. Man konnte nur wenige Schritte weit sehen, doch der Weg am Boden war zu erkennen. „Das ist lustig,“ sagte Hede.

„Hänsel und Gretel.“

Hede sah ihn von der Seite an. „Wir sind zwar im Harz. Aber ich möchte doch mal ‚Rübezahl!‘ rufen.“

„Tun Sie es doch!“

Hede Lau lächelte bloß und sah mit Augen, die grau waren wie der Nebel, und mit eigentümlich weiter Pupille in das ziehende Leben.

„Rübezahl! — Rübezahl!“ rief Felix schallend in das Holz. Der Nebel schien sich zu teilen und danach wieder zusammenzustürzen. Hede erschrak. Und nach einem Weilchen kam es zurück — „Ha! — ha —!“ Ein Echo. Vielleicht die Stimme eines Nebelwanderers, der sie neckte.

Dann neue Kirchenstille. Der Nebel roch bitterlich, der Schnee duftete. Von den Bäumen tropfte und rieselte es. Es wurde ihnen warm in den dicken Wolljacken wie in einer Stube. Hede knöpfte den roten Sweater auf. Felix fand, daß ihr der gestrickte hohe Kragen vortrefflich stand. Er hob die weiche Rundung des Kinns fraulich hervor, gab ihr Farbe. Auch Felix ward es heiß in dieser wehenden wachsenden Stille und Zweisamkeit.

Und dann verliefen sie sich doch.

Felix zog seinen kleinen Kompaß hervor. „Wir müssen nach links. Also quer durch. Oder wollen wir auf unsern Spuren zurück?“ Das war zu weit, dabei verlief man sich erst recht.

Sie schüttelte den Kopf und betrachtete prüfend den knietiefen Schnee im Holz. „Es sind noch andre hier gegangen. Wagen wir's!“

Sie schürzte den Sportrock noch höher. Sie trug hohe, weiße Gamaschen bis übers Knie. Es würde einige Anstrengung kosten. Felix schritt voran und machte es ihr, so gut er konnte, leichter. Ihr Mund dampfte. Man sank krachend schwer bis zu den Knien ein und zog die Beine langsam wieder

Digitized by Google

heraus. Alle fünf Minuten mußten sie verschnaufen. Hede war tapfer, man las ihr die Strapaze von Stirn und Mund. Auch Felix atmete stärker. Ihre eigentümlich dunkle, olivenmatte Haut war jetzt, wie oft in diesen Tagen, gerötet und erhitzt.

„Macht es Ihnen Spaß?"

„O ja!"

„Ich hielt Sie für weniger ausdauernd. Für bequemer und — schlaffer, offen gestanden."

Ihre Augen gingen über sein Gesicht hin. Aber sie antwortete nicht.

„Sie sind überhaupt nicht ganz durchsichtig, wie mir scheinen will, Fräulein Lau! Verzeihen Sie gütigst," sagte er gemütlich im Schreiten und blieb dann stehen.

„Weshalb?" Es klang fast ein wenig unsicher.

Sie ging bereits wieder. Sie war nicht gerade für Vertraulichkeiten. Vielleicht auch jetzt in dieser Irrnis nicht. Sie trug zwanzig Riegel vor Mund und Herzen — und litt darunter oder fürchtete, daß sie plötzlich aufsprängen!

Felix schritt gemächlich wieder neben ihr, faßte kräftig ihren Oberarm und hob sie unter der Achsel. Der Schnee knirschte, krachte und barst.

„Sie waren, wie mir scheinen will, nicht immer so umgänglich. Sie waren es in diesen Tagen eigentlich sehr. Grazia, Signorina! Sie waren in der Tat ein etwas vertauschter Mensch — aufgeschlossener, ausgelassener. Auch warm und hingerissen. Wundervoll!"

„Finden Sie?" Hedens Stirn rötete sich noch mehr, aber es konnte von der Anstrengung des Laufens kommen.

„Tja, man verrät sich. Ich glaube, Sie brauchen etwas, das Sie herausreißt —"

„Besonders aus diesem Schnee. Uff! Das war hart!" Sie wankte, und er half ihr, er hielt sie mit beiden Armen fest. Sie standen dicht beieinander und spürten beide des andern heißen Atem.

„Sie sollten womöglich immer so sein, Fräulein Lau!"

Sie lachte mit raschem, zitterndem Hauch. „Man kann nicht alle Tage rodeln!"

Er sah sie aufmerksam von der Seite an, sie hielt den Blick nach vorn und sah es doch. Schweigen. Beider Atem ging laut und manchmal hart. Hede reckte die Brust vor, hob den Hals.

„Sind wir auch auf dem rechten Weg?" fragte sie nach einer Weile mit rauher Stimme.

„In der rechten Richtung bestimmt. — Stützen Sie sich fester."

Er fühlte ihren Arm, ihre Last, und plötzlich umspannte seine Hand ihren Unterarm, stützend und erregt. Die ganze Situation, das erhitzte, pochende Blut war schuld, ihre Schwäche — und er dachte an ihren Reichtum und den gewaltigen Zauber, den er einschloß. Alles andere lag hinter Wald, Schnee und Nebel — fern!

Er nahm die gestrickte Mütze ab und trocknete sich die Stirn. Sie standen wieder Brust vor Brust.

„— Man sollte sich eigentlich auch in Berlin mal sehen. Wie? Nicht bloß so etepetete bei Hanna. Auch so mal. Wie? Wir haben uns hier doch gut vertragen!"

Sie hatte ebenfalls die Kappe abgezogen, ihr dunkelblondes Haar, das seidig glänzte, war über der Stirn zerzaust. Besonders über den Schläfen. Sie lockerte den Sweater noch mehr, lachend und Atem schöpfend. Sie schien nicht sehr eitel zu sein.

„Nun?"

„Was wollen Sie eigentlich?"

„Eine Antwort."

Sie betrachtete ihn frei und derb, wie ihm schien. „Das läßt sich ja machen. Ich bleibe noch eine Weile in Berlin. Ich werde Ihnen mal die Sammlung meines Onkels Philipp zeigen, wenn Sie Lust dazu haben — natürlich."

„O gewiß! Das wäre . . . das wäre wundervoll —"

Er hielt wieder ihr Auge fest.

„Wann denn?"

„Sie fragen furchtbar viel, Herr Wieland! Hurra — dort ist der Weg. Und der Nebel hebt sich auch. Es wird hell und morgen taut es. Après nous —" Sie sah sich gleichmütig und doch in einer Art harter Erregung um. Felix folgte ihr schweigend; ernst und entschlossen um die Augen.

„Nun bin ich gekränkt," sagte er kurz.

„Weshalb? Es wird nicht so schlimm sein."

„Doch!"

„Es war nicht so gemeint," sagte sie.

Digitized by Google

Er hielt ihren Arm, führte ihre Hand. Sie gingen rascher und schwankten. Die Schneedecke krachte. Seine Finger umpreßten ihre Achsel. Er hielt und zog sie zurück. Sie mußten zum letztenmal halten, hochatmend, glühend. Er spürte nicht bloß mit den Händen ihre Wärme; fast die Wange. So nahe war man sich. Und dann neigte er sich vergessen. Sie sahen sich an — starr, wie höhnisch lachend — böse. Hatte sie es schon öfter erlebt? Er spürte ihre Wange. Sein Arm lag in ihrem Nacken. Und dann an ihrem Mund. Und sie schüttelte es ab und lief davon.

Hatte er —?

Ja! — Die Wange. — Und dann mitten auf den üppigen Mund.

⁂ ⁂ ⁂

Es stand für Felix fest, daß er in absehbarer Zeit eine eigene kleine Wohnung mit einem Studio beziehen würde.

Er konnte es den Leuten, die etwas von ihm wollten, nicht zumuten, nach der Stallschreiberstraße zu laufen. Das konnte ihm bloß schaden. Aufmachung: das war das große Wort, das zog. Er dachte dabei auch an Hede Lau. Die hatte ihm in dem glitzernden Winterwald vor einigen Wochen in einer letzten Stunde ein böse vertrauliches Wort gesagt: ob denn das wirklich etwas Reelles wäre? Unbeholfen und brüsk, wie es ihre schwere Art war. Es hatte ihn geärgert, eine harte Resonanz in ihm geweckt. Sie litt selbst an der Sehnsucht der Bürgerin. Ach was — auf den Tiefgang des Lebenskahns kam es überall an! Nur Liederlichkeit und Pfuscherei und — vielleicht Erfolglosigkeit waren verpönt! Er wollte diesen Tiefgang. Ihr sollte imponiert werden!

Felix hatte jetzt noch öfter Reisen zu machen. Man wünschte ihn wegen einiger Arbeiten zu sprechen oder er wünschte selbst eine Aussprache. Er saß gern auf der Bahn, liebte eine gehaltene Geschäftigkeit mit Ortswechsel und Hotel. Gerade die eigentümlich vornehme Fassung seiner Blätter hatte ihm erheblich genützt. Das war für Deutschland schätzenswert und entsprach der Neigung größerer Kreise.

Käthe sah ihn bei weitem nicht täglich. Sie war auch selbst noch in der Saison, die des langen Winters wegen diesmal länger währte. Und das war gut so. Denn seit jener Szene am ersten Abend in ihrer Wohnung stand eine Scheu und Furcht zwischen ihnen. Eine Weile lang ein Zwang. Man ging behutsamer miteinander um und stürmte zuletzt doch zueinander.

Sie ahnte, daß er sich anderswo schadlos hielt. Das verwirrte und verstörte sie noch mehr. Es war Schmerz, Zorn, Erbitterung. Auch heißkalte, bitter quälende Eifersucht! Aber es war nicht nur das. Alle diese Kreise, von denen sie selbst ausgeschlossen war, zogen ihn ab und fort von ihr.

Sie gingen noch aus, trafen sich und waren dann froh und sehnsüchtig. Sie verwandte ihren feinsten Geschmack auf ihre Erscheinung. Er war immer wieder überrascht, auch wenn er einmal mißmutig und zweifelsüchtig daher kam. Es faßte ihn an, beglückte ihn. Sie war immer wieder reizend, immer wieder neu, hübscher, entzückender als je.

Doch einmal ergriff sie eine noch dunklere schwere Sorge, als er eines Tages erklärte, daß er sich endlich mit seiner neuen Behausung beschäftigen müßte. Es wäre ein alter Wunsch von ihm, der sich nun zu einem dringlichen Gebot der Klugheit auswüchse. Rodenius hätte ihm schon im Harz erzählt, daß oben in dem roten Atelierhaus etwas frei würde. Es wäre nicht teuer und besäße neben dem Atelier ein Wohnzimmer und eine Kammer.

Ihr Herz hatte dumpf geschlagen. Und das geschah noch jetzt, wenn sie daran dachte. Sie fürchtete sich wie vor einer neuen Gefahr! Es würde nun alles noch anders — ganz anders werden —. Hatte sie auch diesem Neuen gegenüber die Kraft, ihn und — sich selbst zu lenken und zu hüten, oder gar ihn zu halten?

Von Hede Lau hatte Felix wenig erzählt.

Aber was er gesagt, sogar absprechend und spöttisch, hatte Käthe schärfer hinhören lassen. Sie beschäftigte ihn, das war unzweifelhaft. Und er beschäftigte dem Anschein nach auch sie, nach allem, was er von ihr erzählte. Etwas an dieser Dame reizte ihn und sein Selbstbewußtsein, und das bedeutete nicht Gleichgültigkeit. Käthe wußte, daß er sie öfter sprach. Daß er sie auch einmal auf eine seiner Berliner Studienfahrten durch winklige alte Gassen und trübselige Schlupfwinkel mitgenom-

Digitized by Google

men hatte. Und er sprach davon, daß er sich ihres Onkels berühmte Sammlungen in der Matthäikirchstraße nächstens ansehen müsse.

Käthe schwieg zu allem.

An andern Abenden, wenn er fern von ihr weilte und ihre Hände von der Arbeit ruhten, saß sie über seinen Büchern, sah sie in seine Welt. Doch oft träumte sie starren Blicks über den Rand der Bücher und Hefte hinaus. Es war seine Welt. Sie selbst stand noch draußen, sah bloß durch die ein paar Spannen weit offene Tür hinein! Sie wollte hinein. — Wollte!

* * *

Hede Lau war schon da, als Felix an einem Mittag in der stillen Matthäikirchstraße klingelte.

Es war ein altes, vornehmes Haus aus der Mitte der siebziger Jahre. Ein alter Diener kam heraus. Der Garten blühte und duftete, Drosseln pfiffen. Auch hinter der schweren Eisentür in der Vorhalle standen Blumen. Bunte, kostbare Kirchenscheiben gaben farbiges Licht, und geschnitzte, vermorschte Holzreliefs zwischen alten Bronzen machten das Ganze feierlich.

Felix gab seine Karte.

Hede hatte heute morgen angeklingelt, daß sie zum Frühstück käme. Weiter nichts. Und da hatte sich Onkel Philipp im stillen gefreut. Dann hatte ihm Hede erklärt: „Um eins kommt Herr Wieland, Onkel Philipp."

„Wieso?"

„Ich erzählte dir mal: Harz; Wiedeborns. Er ist Künstler. Netter, manierlicher Junge."

„Naja — ich hatte mich auf das Frühstück mit dir gefreut —" Der hagere Herr, der knapp größer als Hede war, schob nervös die Hände unter das dunkle Röckchen. „Du sagst, er versteht was — wie?"

„Sicher."

Philipp Lau hakte sich zwecklos den Lesekneifer auf die Nase. „Ich habe ein paar neue Sachen da, Hede..." Er zeigte seine Schätze gern, wenn er Verständnis voraussetzte. „Künstler, sagtest du. Maler? Bildhauer?"

„Er zeichnet — soviel ich weiß," sagte Hede lässig.

„Graphiker? — Wieland? Nie gehört. Naja, diese neuen Sachen!"

Hede ging zum Fenster, wo ebenfalls Blumen standen, bog sich vor und roch daran. „Eigentlich hätt' ich ihn gleich zu unserm Stippfrühstück mitbringen können. Er ist ein frischer, gescheiter Mensch ..."

„He — he — he —! Ja, was machen wir mit dem jungen Mann?"

„Wir essen. Und wenn wir noch nicht fertig sind, trinkt er ein Glas Wein mit, und ich mache ihm eine Käseschnitte."

Der Kneifer flog wieder gänzlich zwecklos auf die Nase. Philipp Lau lachte und betrachtete vergnügt die Nichte. „Ihr seid gute Freunde — wie?"

„Gute Bekannte."

„Das ist so eure Art jetzt! Alex, bring' die Suppe. Komm, mein Kind, ich habe tüchtig Hunger und nicht die geringste Lust, mich zu beeilen."

Felix fiel in das Kompott.

Er wartete drei Minuten in einem geräumigen Salon, an dessen Wänden alte Kupferstiche in schwarzen Rahmen hingen. Die eine Wand nahm ein herrlicher Gobelin ein, und davor standen große altchinesische Porzellanvasen: Magnolien auf apfelgrünem Grund.

Da kam Hede herein, die Serviette unterm Arm, sie kaute noch, und mit ihr zog ein Duft von Gebratenem und gutem Wein ins Zimmer.

„Ich störe, Fräulein Lau."

„I wo. Sie sehen, es schmeckt mir noch."

Hinter ihr trat Onkel Lau rasch in die Tür, Hede hatte eine Art, die ihm nicht immer paßte. Er schien jetzt noch hagerer und begrüßte knapp und artig den jungen Gast, ganz Großindustrieller, Leineweber en gros, berühmter Sammler. Er betrachtete Felix. Der alte Herr liebte gut angezogene junge Leute von sicherer Haltung, Jugend mußte patent sein! Im Alter wurde man von selber bequem und läßlich, manche sogar ferkelhaft. Hübscher Junge. Ob Künstler oder Auswärtiges Amt, das sollte der Teufel heutzutage unterscheiden!

„Herr — Herr Wieland? Sehr erfreut. Kommen Sie, trinken Sie ein Glas Wein mit uns. Verzeihen Sie — wir sind gleich fertig. Nachher werde ich Ihnen einiges zeigen."

Diese Konstellation hatte Hede gerade gewollt.

Er bekam zu seinem Pfälzer ein Schnitt-

Digitized by Google

chen mit würzigem Chesterkäse. Bananen und Weintrauben lehnte er ab. Hede selbst hatte es nicht eilig und pellte sich eine große Birne ab.

„Go! Looke alive! Fire away!“ rief sie dann, faul und gequetscht die Leute vom Hammelland karikierend, spülte die Finger und trocknete sie an die Serviette, die sie zusammenknüllte. Sie hob die Tafel auf und brach das Gespräch ab.

Die Zimmer waren hoch und bekamen Licht durch große Fenster. Der Diener zog die seidenen Portieren auf. Es fing mit einer Skulptur aus dem 4. Jahrhundert an. Dann kam uraltes Kunstgewerbe aus China. Dann Skulpturen, Bilder, unter denen die alten deutschen Meister und die guten Niederländer bevorzugt waren. Aber auch seltene Meister der Frührenaissance, Hochflorentiner, Spanier und Franzosen. Alles alt, es steckte ein riesiges Vermögen in den Dingen. Man gab sein schweres Geld nicht für Spielereien weg, die heute Kurs hatten und morgen — einen Pappenstiel wert waren! Onkel Philipps Gesicht strahlte, wenn er zärtlich eine Kleinbronze von Spannhöhe auf den Fingerspitzen hielt. „Ich habe sie für achttausend Mark in Paris gekauft.“ Er lobte die Arbeit, die Linie, die Auffassung, und Felix war entzückt, aber dazwischen dachte er gleichgültig: ‚Wenn das heute einer machte, wäre es recht belanglos!‘ Es hatte Seltenheitswert, vielleicht wissenschaftlichen Wert — aber dieser reiche Leineweber zeigte stürmische Gefühle. Er hatte einen merkwürdigen Riecher für Echtheit, aber nicht eigentlich für Qualität. Nun, Nonnemann sammelte alte Geigen. Ein anderer Töpfe oder Spazierstöcke. Es war eine üppige Art der Berufsausspannung.

Hede war gründlich. Sie nahm Felix manches Stück aus der Hand oder sie hielten es gemeinsam.

Felix versteckte sein Licht nicht. Er besaß die Gabe, sein Urteil scharf und knusprig abzufassen. Er hatte einen hellen Sinn für Stil und Personen. Es war ein Vergnügen, ihm die Dinge zu zeigen. Philipp Lau vergaß ganz, daß Hede dabei war. Er sprach zu ihm wie zu einem Gleichaltrigen, Gleichbürtigen, als ständen nicht Millionen und ein Leben voll rastloser Arbeit zwischen ihnen.

Da nahm Fräulein Lau allmählich wieder ihre lässige Art an. Sie war scheinbar ermüdet. Ihre dunkle Haut über den Wangen schimmerte matter. Sie ging mit der Ziellosigkeit einer versteckten Erregung hierhin und dorthin ...

Plötzlich, nach etwa drei Viertelstunden, sah Herr Lau nach der Uhr. Ein altes, ganz flaches Stück mit silbernem Zifferblatt und durchbrochenem Goldrand.

„Verzeihen Sie, ich muß weg. Ich habe eine Konferenz, lieber Herr Wieland. Hede könnte Ihnen den Rest zeigen — wir haben bei manchem zu lange verweilt. Oder Sie kommen wieder. Es macht mir Spaß ... habe mich sehr gefreut. Klingeln Sie mich mal an. Ich habe einen Giotto in Aussicht und ein paar Sachen von Veit Stoß. Ich würde mich freuen, wenn Sie die mal mit ansähen. Mit Herrn Rodenius zusammen — wie? Ich lass' es auch ihn wissen. Ja ... Und bringen Sie mir mal was von Ihren eigenen Arbeiten mit. Sie sind Graphiker ... Ich habe drüben in der Bibliothek ein paar Mappen mit alten Blättern — besonders Italienern. Ich habe mich gefreut. Es tut mir aufrichtig leid, aber man ist Sklave — Sklave — — Auf Wiedersehen.“ Und er gab Felix in seiner etwas harten Art die Hand. „Hede — liebes Kind, willst du dann Alex klingeln? Ich muß mich umziehen.“ Noch ein Kopfnicken, dann klappten seine Absätze kurz und dumpf über die Teppiche und hart und hastig über das Parkett.

Hede lächelte. „Wir sind entlassen.“

„Es war wundervoll. Ich danke Ihnen herzlich. Und ich wäre in der Tat glücklich, wenn ich hier wieder mal hereingucken dürfte. War es ernst gemeint? — Gestatten Sie die Frage, Fräulein Lau.“

„Nehmen Sie ihn ruhig beim Wort. Das liebt er. Sie gefallen ihm.“

„Wie gütig Sie sind.“

„Das bin ich gar nicht!“

Alles — alles hier dünkte ihn wundervoll. Unbeschreiblich. Diese ganze Atmosphäre. Und nun stand er in der feinen Dämmerung des Zimmers vor Hede Lau und sah ihre lose, durchsichtige weiße Bluse schimmern. Keine Miene an ihr hatte in diesen Wochen verraten, daß sie noch jener Szene im Winternebel gedachte. Aber sie mied ihn auch nicht — im Gegenteil. Nie-

Digitized by Google

mand wurde klug aus ihr. Sie war nur wacher im Blick und stärker; und ihr weich geschlossener üppiger Mund schien zuweilen zu lächeln.

„Bringen Sie ihm aber lieber nichts mit! Die moderne Kunst ist ihm gleichgültig, wenn es sich nicht um Flächenmuster für Gebildweberei handelt," sagte sie dann.

Sie gab ihm die Hand. „Adieu," sagte sie kurz, so daß Felix enttäuscht war und sich verletzt fühlte. Merkwürdig, mit einemmal konnte sie wie vertauscht sein. Nun war er entlassen, und sie hätte doch gleich ein Stück mit ihm kommen können. Aber so unberechenbar war sie jetzt oft.

Kam keiner an sie heran? Man mußte klug und vorsichtig sein. Oder plötzlich — wagen —. Er gefiel ihr, das war ihm klar. Vielleicht vom ersten Blick an. Und damals im Wald hatte sie der süße Schreck getroffen.

Draußen wartete Alex mit Hut und Stock. Der Garten blühte, und der Tiergarten stand herrlich grün und war voller Menschen und Kinderwagen.

⁂ ⁂ ⁂

Man schrieb Ende Juni. In dem Arbeitszimmer hatte noch eine zweite muntre Philine Platz gefunden. Käthe hätte wieder zufrieden sein können, und sie war es auch in dem Punkt.

Vor einer Woche hatte sie gelesen, daß sich Fritz Heberlein verlobt habe. Es stand dick und stattlich in der Zeitung obenan. Mit Fräulein Sigrid Zadebusch, einziger Tochter des Herrn Fabrikbesitzers Klemens Zadebusch.

War es das, was sie beschäftigte? Gewiß nicht! Sie gönnte ihm seinen Schatz. Der war gewiß blond, rundlich, hübsch, hatte Geld und eine ebenso stattliche Mama, wie es Frau Linc Heberlein war. Adjüs, mein Junge! Über Jahr und Tag waren kleine Heberleins da, prall und krägel, halb Zadebusch, halb Heberlein, und die Buckelglasscheiben in der Oranienstraße wurden immer blanker.

Käthe saß am Abend viele Stunden in ihrem Wohnzimmer am Schreibtisch. Sie hantierte mit Büchern, die Metallecken und einen bunten Schnitt besaßen, mit Rechnungen, Abschlüssen und ihrem Bankkonto. Sie saß streng da. Oft stand eine Falte zwischen den Brauen, und ihre Hand schrieb Zahlen über Zahlen. Sie rechnete ab.

Auf dem Schreibtisch leuchtete die elektrische grüne Lampe. Die kleine Uhr tickelte, an den Wänden schimmerten dämmrig ein paar von den hübschesten Blättern Felix Wielands, auf denen behaglicher Reichtum sein Wesen trieb. Und hinter der Lampe stand eine Photographie, ein Brustbild, das seinen klugen, schönen Kopf eindrucksvoll auf einem weichen Mattdruck zeigte.

Käthe hob mitunter den Blick dahin, und die strenge Falte über der Nase verschwand.

Sie stellte das Bild immer nur auf, wenn sie allein im Zimmer war. Sonst schloß sie es weg. Und des Nachts stand es neben ihrem Kopf am Bett, ihr voll zugewandt, so daß ihr letzter Blick und Gruß es traf und der erste Blick am Morgen es fand. Manchesmal aber nahm sie es auf das heiße Kissen und kühlte die Wange an dem kalten Glas.

Es gab Tage, wo sie die liniierten Bücher in Unruhe und Unlust schloß und sich ein wenig Bewegung und Luft gönnen mußte. Dann reckte sie die Arme in einem heißen, harten Verlangen. Aber Felix war nicht jederzeit zu erreichen. Er hatte vielerlei Verpflichtungen und mußte Reisen machen.

Er war auch noch ein zweites Mal bei Herrn Philipp Lau in der Matthäikirchstraße gewesen. Er war entzückt von dem alten Herrn. Er war bei dieser Gelegenheit mit Rodenius zu einem kleinen Herrenimbiß zugezogen worden, wobei er die gewichtigsten Leute getroffen hatte.

„Ach, Käthilein, es wird mir selber zuviel! Das kannst du glauben. Was soll ich machen? Ich säße auch lieber alle Abende bei dir. Aber das darf ich doch nicht. Du ahnst nicht, Schatz, wieviel geheime Kanäle es gibt, durch die einem Verbindungen zufließen. Jammerschade, daß es so ist. Manchmal faßt auch mich eine ganz wilde, tolle Sehnsucht an, auszureißen —!" So sprach er. Es klang etwas umständlich, und sie glaubte auch einen Ton der Verlegenheit oder Beschwichtigung herauszuhören. Und dann küßte er sie.

Aber es war auch richtig. Sie durfte — sie wollte ihn nicht hemmen. Er sollte nicht verwinkeln. Er sollte frei, stark und kühn dahinschreiten. — —

Sie sah ihn mitunter die halbe Woche und länger nicht. Oft verstrich die ganze Woche, ehe sie ihn wieder zu Gesicht be-

Digitized by Google

kam. Das ging andern ebenso, und manche sprachen sich noch seltner. Aber sie war verwöhnt. Er selbst hatte sie verwöhnt! Sie waren ja beide frei. Und sie empfand von fernher etwas feindlich Drohendes . . .

Der Juni war heiß. Er erregte und ermattete sie. Es war ihr zu Zeiten der Muße unmöglich, zu sitzen und nüchtern ihre Gedanken zu sammeln — Felix hatte sie immer wissender und wilder geküßt, so daß das heimlich Glühende, Niedergehaltne in ihr aufgescheucht war — ein Gift. Sie war allein. Sie war frei. Sie wußte um alle Abgründe. Sie lag mitunter schlaflos des Nachts und knirschte mit den Zähnen.

Es war auch Eifersucht! Die dunkle Angst und ein wühlendes, bohrendes Mißtrauen. Sie wußte es: ein Mädchen wie sie mußte immer auf der Hut sein. Auch andre waren nicht häßlich —! Und manche von ihnen obendrein reich! Sie haßte diese andern, besonders diese eine — —. Die sah gerade so aus, als könnte sie gleichmütig, mit ihren vollen, breiten Lippen lächelnd, die unzarte Hand ausstrecken und etwas wegnehmen, unbekümmert, ob ein andrer zitterte vor Zorn, Haß und Schmerz oder schrie wie ein wundes Tier.

Sie litt. Noch war es stumm und dumpf. Aber sie ließ nicht los — niemals —! Lieber — lieber das Letzte, Äußerste. Kampf. Mit allen Mitteln. Mit allen Kräften und Listen und bitterstem Ernst. Das war ihr Fatalismus. Das war ihre alte Hartnäckigkeit. Und doch erschien sie sich in andrer Stunde sich selbst entfremdet — so als könnte ihr Wille und Wesen plötzlich einmal ihren Händen entgleiten.

⁂ ⁂ ⁂

Der Juli lag noch heißer in den Straßen und auf den Höfen. Felix war wieder nach Dresden und Leipzig gefahren, wo er zu tun hatte. Er wollte dazwischen auch nach Wien, um die große Plakatausstellung zu sehen.

Käthe lebte in Sehnsucht und Angst. Er hatte ein paar Karten und einen kurzen Brief geschickt. Ob er heute zurückkam? Es war nun die zweite oder gar dritte Woche. Sie wünschte es und wünschte es nicht. Niemals hatte sie sich so nach seinen Lippen und Händen gesehnt. Und nie war sie so voller Zweifel, Sorgen und häßlicher Ängste gewesen. Es war die sommerliche Luft, es war die lange örtliche Trennung. Es war ihr Blut und der bohrende Zweifel an seinem Wesen. Sie glaubte ihn zu kennen und zu beherrschen. Sie wußte, daß ihre Gegenwart ihn immer entzückte und berauschte. Dann war alles wieder verwischt und fort.

Ein paarmal dachte sie, ob er ähnlich wie damals im Winter mit Hede Lau und den andern auch diesmal zusammengetroffen wäre — so daß sie einen Abstecher nach der Bastei, Schandau und den Winterbergen gemacht hatten. Es durchzuckte sie kalt, und dann schalt sie sich selbst.

Gegen Abend hatte sie einige telephonische Bestellungen aufzugeben. Sie besorgte das heute auf der Post. Sie hatte den unbezwinglichen Drang, für eine Weile aus dem Zimmer zu kommen. Sie hielt es nicht mehr aus.

Käthe eilte durch die heiße Straßenluft wie durch einen Schleier hindurch. Die Häuser standen noch schmutziger und schlaffer da, die Farben der hundert Reklameschilder waren schrill und eklig.

Sie ging die Dresdner Straße hinauf. Die Luft in dem Postamt war erbärmlich, dick und schwer, hundert Menschen, Kisten, Pakete und Säcke dünsteten aus ihr. An den Schaltern standen keilförmige Menschenmassen. Auch die Fernsprecher waren besetzt. Käthe mußte warten. In diesen Minuten der Rast, unter dem drückenden halben Dämmerlicht fühlte sie erst, wie hinfällig und erschöpft sie war. Sie fragte sich: ‚Woher bloß? Was fehlt dir?‘ Aber sie fand keine Antwort.

Sie machte nervös die Tür eines Verschlags auf. Sofort hörte sie die abgebrochnen Sätze lauter. Ein Hinterkopf mit einem Hut bewegte sich wütend. Sie klappte die Tür wieder zu. Es war gräßlich. Endlich verließ ein dicker, schwitzender Herr die Zelle, und sie eilte hinein. Aber sie wagte kaum zu atmen.

Sie nahm ein paar Groschenstücke aus ihrer Handtasche, die sie spitz anfaßte. Sie hätte doch lieber in dem Thomanschen Kontor telephonieren sollen, wie es gelegentlich in eiligen Fällen geschah. Aber eins tat ihr wohl: es war dunkel hier. Sie knipste kein Licht an. Dann schloß sie die Augen, um zu sprechen.

Es waren drei geschäftliche Gespräche zu

Digitized by Google

erledigen. Käthe sprach langsam und deutlich, und das gab ihr für eine Weile Haltung und Frische.

Dann war sie fertig damit. Sie nestelte wieder umständlich und zaudernd an ihrer Tasche. Draußen warteten schon wieder andre und sahen wütend durch die Scheiben. Natürlich eine Dame! Die konnte sich auch anderswo verabreden und kein Ende finden! Andrerleuts Geschäfte waren wichtiger! Käthe kümmerte sich nicht im geringsten darum, nur ihre Nervosität wuchs. Ihre Hände zitterten, und ihr Blut stockte.

Ihre Hand lag schwer an der Kurbel. Sie drehte leise, als meine sie es gar nicht so. Und dann sagte sie mit trockner Stimme: „Amt Kurfürst." Dann die Nummer. Sie hob sich auf die Fußspitzen, obwohl das unnötig war. Ihre Füße und ihre Knie zitterten. Es blieb still. Sie hatte es erwartet, sie atmete ernüchtert auf und war doch erbittert und enttäuscht.

Aber da raschelte es im Apparat, es schnappte schwach ein Hebel. Käthe räusperte sich, denn ihre Stimme saß ganz hinten. Dann sagte sie leise, als könnten es sonst die Grimmigen da draußen hören: „Hier Käthe." — „Guten Tag, mein Liebling. Wo bist du?" — „Auf der Post. Ich hatte zu sprechen. Und da klingelte ich auf gut Glück an. Bist du zurück?" — „Seit Mittag, Schatz. Ich wollte dir eben schreiben!" — „Bloß schreiben?" — „Kind — ich mußte gleich an die Arbeit, ein paar Skizzen machen! Ich stehe hier in Hemdsärmeln und ohne Kragen, verzeih. Ich rauche wie wild, um die Schlappheit loszuwerden. Ich habe es zu morgen versprochen. Es muß mit dem Leipziger Frühzug fort." — „Ist es auch wahr —?" — „Aber Käthe!" — „Ich habe solche Sehnsucht. Über vierzehn Tage —" — „Liebling! . . . Es ist eine aussichtsreiche Sache. Ich hatte unterwegs ein paar Einfälle und kritzelte schon in der Bahn. Man muß die guten Stunden nützen." — „Ja. Tu es, Felix —"

Es klang traurig und sehr enttäuscht. Früher hätte er wohl auch in solcher Lage eine Stunde für sie gefunden und die Nacht zu Hilfe genommen. Früher? Gab es schon ein Früher? Nein — nein —. Er war bloß müde, und doch geistig angeregt und in Arbeitslust. Es tat ihm selbst leid! Nun störte sie vielleicht seine Stimmung und machte ihn unlustig!

„Wenn es nicht so weit wäre, würde ich dir ein wenig Abendbrot bringen," sagte sie lächelnd, und ihr Herz klopfte.

„— — O, tu das doch, Käthilein! Tu das doch, Liebling! O, das wäre herrlich!"

„Nein, ich würde dich stören!"

„Nein — — das würdest du nicht tun, Liebes! Nicht der Rede wert, Käthe! Ich bin nun doch — erst recht — in Unruhe, das kannst du glauben. Liebling . . . Ich habe dich Tag um Tag entbehrt! Ich wollte mich erst morgen melden. Bewunderst du mich nicht? . . . Komm! — — Du kannst mir zusehen, dann geht es um so besser. Aber bringe nichts mit. Ich schicke den Atelierdiener von nebenan. Bring dich nur selber. O, ich freue mich kindisch . . . und werde einen frischen Kragen umbinden. Und du kannst mir auch ein bißchen helfen: ich kann einiges nach dir zeichnen — famos —! — Wie?"

Draußen rüttelten wilde Hände und dröhnten Stimmen.

Käthe hörte es gar nicht mehr.

Sie stand hingegeben am Apparat. In ihr war alles Jubel, Zweifel und Not. Sie war einmal dort gewesen. Und dann noch einmal auf einem Geschäftsgang. Sie hatte sich's doch ansehen müssen. Aber sie hatte nur kurz Platz genommen, war hierhin und dorthin gegangen und hatte sich seinen stürmischen Armen immer wieder entzogen. Seine Küsse und Umarmungen waren hier anders — noch anders als bei ihr daheim, wo sie Herrin war. Sie war in seiner Macht hilfloser, daß es in ihr selbst rückhaltloser drängte.

„Ich komme," sagte sie leise.

Und plötzlich war es ihr, als würfe sie einen Schatz vor sich her in eine Tiefe und müsse nachspringen. Wo war Hede Lau? Sie lächelte böse.

Sie hängte ab. Draußen in dem Schalterraum hatte man inzwischen Licht gemacht. Es blendete sie. Sie war jetzt ganz ruhig und trat stolz heraus. Auch die Straße erschien ihr nicht mehr häßlich. Die schwüle Luft umhüllte sie wohlig und erfrischend. Sie schritt langsam aus und war daheim freundlich und heiter zu ihren Leuten.

Aber als plötzlich die zierliche Uhr drüben in ihrem Wohnzimmer halb schlug, weitete

Digitized by Google

Pirschgang
Gemälde von Albert Gartmann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

sich Käthens Blick. Sie legte alles weg. Und dann machte sie sich fein, zog ihre schönste Bluse an, und unter dem Rocksaum schimmerten die zartesten Strümpfe und Schuhe. Die hübsche Philine bewunderte sie. Sie schien ebenfalls in Erwartung zu sein. Käthe hatte jetzt einen scharfen Blick dafür, und es störte sie eine Sekunde lang. Dann war sie beschämt. War es nicht überall dasselbe? Der Sommer! Nein — die andern lebten nur der Stunde, spielten wie Mücken in der Sonne.

Dann fuhr Käthe davon. Sie nahm verschwenderisch am Moritzplatz ein Auto. Doch am liebsten hätte sie das Verdeck schließen lassen, um ganz für sich zu sein. Sie flog dahin.

Ja — sie war zweimal bei ihm gewesen. Aber schon das zweitemal hatte sie sich gesagt: ‚Du darfst es nicht wieder tun!‘ Und nun fuhr sie hin.

Sie hielt ein paar Blumen in der Hand. Nein, Herr Rodenius kannte sie nicht. Und hier gingen viele ein und aus. Damen, Modelle. Ob Felix auch Modelle brauchte? Er hatte davon gesprochen. Täglich stellten sich welche vor, ließen sich ansehen und wurden notiert. Das paßte ihr nicht. Sie mochte nicht dran denken. Sie kannte Felix, er lebte so sehr im Augenblick ... War er nicht heute stillschweigend heimgekehrt — aber plötzlich hörte er ihre Stimme — und nun würde er sie sehen — und nun stand er wartend und lief rastlos in Ungeduld umher, trat immer wieder spähend ans Fenster und rauchte.

‚Wer ihn hatte, hatte ihn!‘ lästerte sie, während sie durch das Treppenhaus schritt. Nun kam der Garten, Heliotrop und Jasmin dufteten, es roch frisch nach Erde und Wasser. Ein Gärtner sprengte, und oben vor ihr blinkten die großen halboffnen Fenster im Dämmerlicht. Sie erkannte das von Felix im dritten Stock linker Hand. Da zitterte und frohlockte sie wieder. Sie hätte laufen, rennen mögen, atemlos und besinnungslos, bis sie oben wäre auf der breiten, kahlen, steinkalten Treppe. Dieses Ihmnäherkommen erfüllte sie mit einem durchdringenden Glücksgefühl. Die Stufen waren hoch, und wenn sie dem dünnen Eisengeländer der frei steigenden Treppe zu nahe kam und in die Tiefe hinabsah, dann schwindelte ihr.

Felix zog sie herein.

Er streichelte sie; ihre Schultern, ihre Wange, ihr Haar, er löste die Nadeln aus ihrem Hut; alles geschah rasch, mechanisch und schier fassungslos. Auch er hatte sie entbehrt. Vierzehn Tage — länger! Er umfing sie. Er küßte ihren Hals, und dann fand er endlich wie in Angst und Glück ihre festen Lippen. Wie war sie entzückend, sommerjung, frisch, duftig, kühl, glühend wie das liebreiche Leben selbst. Er erkannte es mal wieder. Immer von neuem. Sie war eine Bezauberin! War er ihr in Gedanken treu gewesen —? Ganz gleich! Sie war hier.

„Wie bist du entzückend, Käthe. Laß dich ansehen. Was ist das für eine himmlische Bluse. Nein, sowas ist gar nicht gleichgültig und sollte nicht erlaubt sein!“ Und er legte das Gesicht darauf. „Liebstes...“ Sie streichelte sein Haar.

„Sei vernünftig, Felix. Sonst muß ich gehen.“

„Das darfst du nicht.“

„Hast du gearbeitet? Laß sehen.“

„Ein wenig. Erst du! ... Ich war plötzlich verrückt vor Sehnsucht. Erst du!... Mein Gott, ist man noch jung ...“

„Plötzlich? Plötzlich ...?“

Er sah sie ernst an und hielt ihre Hände. „— Käthe, du bist die Schönste — — Nie — nie hab' ichs so gefühlt!“

Sie schüttelte kaum merklich den Kopf. „Nie und plötzlich? Es sollte Immer und Stets heißen! Weißt du, was du mir bist und was du aus mir gemacht hast, daß ich mich selbst nicht mehr kenne? Du weißt es. Nie und plötzlich. Ich möchte es halten, immer und ewig! Ach, warum ist das Leben nicht demantklar?“ Und sie ballte die schmalen Hände, als hielte sie es stählern fest. Und nun war sie zu ihm geflogen und fast gehastet. Und ihr Gesicht war weich und voll süßester Zärtlichkeit, ihre Lippen dürsteten offen, und die lieben Hände streichelten wieder suchend sein Gesicht.

Es war dämmrig, und sie wünschte, daß er Licht machte. Sie war ohne Hut, Handschuhe, Tasche und Schirm. Sie war daheim hier, wie hüllenlos. Sie nahm müde und leise befreit auf dem großen Sessel Platz. Ihr Hauch ging schwach. Er setzte sich auf die Lehne und atmete ihre Nähe. Er bat und schmeichelte. Die heiße Sommer-

Digitized by Google

luft kam durch das Fenster, ein süßer Hauch des Gartens mit dem sinkenden Zwielicht. Und seine Lippen umbrannten sie. Er bat leise, sie möchte ihm doch mit ihren Armen sitzen. Das habe er am Telephon gemeint. Sie blieb stumm. Aber ihre Brust zitterte kaum merklich unter dem langen Spitzenausschnitt. Sie schüttelte den Kopf. Er nestelte an ihrer Bluse und fühlte ihre Haut. Sie wehrte ihm, und in ihr schrie es. Und dann glitt er nieder und küßte bettelnd ihre Hände und Knie. Sie legte den Kopf auf sein Haar, und ihre Arme lagen weich um seinen Hals.

„Du mußt mir schwören, Felix, daß du mich unauslöschlich liebst. Du mußt es mir noch einmal sagen. Für immer und ewig — —!"

„. . . Ich hab' dich lieb. Ich hab' dich lieb. Für immer und ewig. Nur dich! — —"

⁂ ⁂ ⁂

Eines Abends sah Käthe das Heberleinsche Familienglück über die Straße gehen. Es war ein imposanter Aufzug. Voraus das Brautpaar. Fritz in Bastseide und Panamahut, Sigrid Zadebusch in duftigem Musselin. Hinterher die beiden Glucken in heller Seide. Die Braut war ganz so, wie Käthe sie sich gedacht hatte. Mollig-schlank, rosig wie Porzellan, verliebt, mit nüchtern-blanken Augen, Stupsnase. Sie würden bestimmt drei Kinder haben, rasch hintereinander. Aber dann würden Sigrid und Mutter Zadebusch erklären, daß ‚man nun noch etwas vom Leben haben müsse'!

Ein andermal, wieder an einem Abend — Käthe ging jetzt oft denselben Weg, der nach dem Westen führte — sah sie Herrn Georg Thoman in offnem Auto vorüberfahren. Er kam nicht mehr nach der Prinzenstraße. Er schien stärker geworden zu sein und fahler.

Bei seinem tiefen Gruß war Käthe errötet, und ihr vogelleichter Schritt hatte einen Zickzackkurs durch das Gewühl der Menschen eingeschlagen. Denn ihr Herz, das eben noch glücklich drängend pochte, war unter diesem festen Blick erschrocken, als könnte man ihr die Unruhe und den harten Schlag eines schlechten Gewissens anmerken. Sie sah sich nicht um und nahm gleich darauf eine Bahn, um rascher davonzukommen.

Und wieder ein paar Wochen später traf sie auf dem gleichen Weg zwischen Süden und Westen ihren alten kritischen Freund Theo Haberland. Sie schienen jetzt alle diesen Weg zu kreuzen . . .

Er sah recht gut aus in seinem hellen Sommeranzug mit kleinem buntbebänderten Strohhut und einem grünen Schlips. Er war noch hager und eckig. Trotzdem glaubte sie den Schimmer eines höheren Selbstgefühls um ihn zu bemerken. Käthe wußte schon lange, daß Haberland seinen Doktor gemacht hatte. Sie hatte es in der Zeitung unter einem Artikel von ihm gelesen, wie er sie manchmal schrieb. Felix hatte über ihn gespöttelt wie über einen ehrgeizigen Narren. Käthe aber hatte sich gefreut und jenen verteidigt. Er war ebenfalls einer, der von unten herauf drängte . . .

Aber was das Erstaunlichste war: er ging diesmal mit einer Dame, deren eine Wange am Mund durch ein großes Mal entstellt war. Er hatte sie soeben begrüßt. Sie war aus einem Laden getreten und hatte ihm dann die Hand gereicht. Sie sah fein, gut und klug aus.

‚Sieh da!' dachte Käthe, indem sie rasch vorüberstrich, daß er den leisen Veilchenduft ihrer Spinnwebbluse hätte spüren müssen.

Das war keine ‚Genossin'. Es schien auch keine Kämpferin gegen anmaßenden Reichtum und satte Bourgeoisie zu sein! ‚Ach — ach, guter Theo, sie sieht sehr wohlhabend und apart aus, trotz dem arg entstellenden Mal. Du hast eben mit einem respektvollen Lächeln dein Strohhütchen gesenkt wie ein rechter Kavalier und ihr die kinderhafte Hand in weißem Leder geschüttelt.'

Käthe reckte lächelnd die schöne Büste sehnsüchtig und glühend ins Leben. Sie hatte sich oft hitzig über seine Schulmeisterei geärgert. —

Käthe sah die Menschen und doch waren sie bloß Schatten. Huschten vorüber und verwehten. Ihr Weg war immer derselbe, ihr Ziel immer das gleiche. Sie hätte es niemals geglaubt. Sie war nun vollends eine andre geworden. Sie glühte und brannte, war weich und zärtlich; und war stark und zäh nur in dem Gefühl für ihn.

Sie lebte nur für diese Abende. Sie war fleißig und geschickt daheim. Nichts blieb liegen. Sie war leidenschaftlich tätig

Digitized by Google

und tüchtig wie sonst. Aber der Tag zog wie eine glühende Kette an ihrem Herzen, und plötzlich lief sie in Sehnsucht und war da. Er brauchte ihre Arme für eine Arbeit, ihren Hals. Sie folgte ihm erbebend und eiskalt und trat hinter dem Vorhang wieder hervor. Und dann lagen seine Lippen brennend und verzehrend auf ihren Armen, auf ihrem Nacken. Es war ein Kampf, der ermattete und schürte. Sie waren allein in der Welt, in seiner Welt, die jetzt ihr Leben umschloß. Und da wollte sie ihn mit ihrer starken, stürmischen Liebeskraft festhalten.

Wenn sie einmal daheimblieb, dann saß sie mit einem Heißhunger über seinen Büchern und las mit helleren Sinnen als je, um ihm nahe zu sein. Sie las und streichelte die Blätter, las, um zu vergessen und zu gewinnen, umklammerte sie mit den Händen, mit ihrem ganzen Wesen. Sie sah und träumte in ein Land hinein, in einen Lebensbereich, wo es noch kostbarere Blüten und Früchte für Leib und Seele gab; wo sich ihr Frauenwesen ganz rein, weit und stark zu entfalten vermöchte, in reichster Fülle. So lebte auch jetzt, gerade jetzt die Zukunft auf dem Grund ihrer Wünsche.

Sie sprach einmal leise und unter Küssen davon. Auch von greifbaren Tatsachen. Daß sie den Laden erweitern würde und vielleicht später vergrößern. Es klang durch, daß das einen festeren Halt für sie beide böte, gewissermaßen eine Verdoppelung des Bodens. Sie erzählte von ihren guten Erfolgen, nannte Zahlen und rechnete, wobei sie mit den Lippen warm und weich über seine Wange strich. Felix hörte es. Es klang rührend. ‚Wie wenn ein Vögelchen vor seinem Nest zwitschert,' so dachte er. Es erfüllte ihn auch mit Dank. Dennoch hörte er es nicht gern — als wäre es gegen seine Mannes- und Herrenwürde.

So hielt sie abermals in tiefster Stille und mit heißem, zähem Willen fest. Sie würde jederzeit aufschnellen, aufspringen können aus ihrer verträumten, lebensvertrauenden, seligen Hingabe. Sie war dieselbe geblieben und — doch nicht dieselbe. Sie war himmlisch. Ihre Liebe war voll süßen Dufts. Sie hatte sich schon vorher immer reicher und bezaubernder entfaltet. Nun war sie ein Wunder. Es war schwer für Felix, den Kopf oben zu behalten und seiner selbst Herr zu bleiben.

Felix hatte jetzt wenig oder nichts zu tun. Seit den letzten Aufträgen im Juli war es still. Sommerzeit. Das bedeutete am Ende nicht viel, das ging andern ebenso. Immerhin, er spürte es. Er hatte vieles angeschafft und brauchte viel. Er hatte sogar wieder Schulden, die langsam wuchsen. Es brachte ihm auch von neuem die Unsicherheit seiner ganzen Tätigkeit zum Bewußtsein.

Ein paar Wellen hatten ihn gehoben, Zufälligkeiten. Er war wie ein Stück Strandgut dem fruchtbaren Ufer zugetrieben worden. Er war neu gewesen für die andern! Würden diese Wellen wiederkommen? Würde es so weitergehen? Die Stille jetzt um ihn her war unheimlich. ‚Reich werden! Reich sein!' durchzuckte es ihn dann plötzlich, ähnlich so wie damals im Harz und auch später unablässig — bis in die letzte Zeit.

Einmal als Käthe wieder von ihrem Geschäft sprach, sagte er ausweichend und abweisend: „Nur kein Hasardieren mehr, Kind! Und — meine Frau soll auch kein Geschäft haben. Nur nichts Halbes mehr. Man will untadelhaft vor der Welt dastehen!" Das Wort traf sie, so daß sie blaß und stumm ward und eine kalte Hand an ihrem Herzen spürte.

In ihren Nächten träumte Käthe davon, mit ihm zu reisen. Es war das Schönste! Reisen mit dem geliebten Mann! Sie war nur wenig hinausgekommen. Bloß als Kind hatte sie ein einziges Mal eine Reise mit Hanna und deren Eltern nach Tirol gemacht, und diese Vergangenheit lebte noch jetzt mit Märchenschimmer in ihrer Erinnerung. Aber sie konnte nicht fort. Sie war gebunden. Sie konnte das Lädchen nicht der muntern Philine oder gar der kleinen naseweisen Kuske überlassen. Nur über Sonnabend und Sonntag flogen sie davon. Und dann war die Welt verzaubert, bis zum Himmel hinauf voll Glück, still und golden.

So kam der September. Der Sommer war heiß und wich in diesem Jahr nicht. Das Laub flammte und verbrannte, aber die Rosen blühten immer wieder neu, so daß niemand an den nahenden Herbst glauben konnte. Felix seufzte mitunter. Auch

Digitized by Google

er hätte einmal für längere Zeit herausgemocht. Denn es war immer noch tote Zeit. Und die verborgene Kette begann zu drücken und zog heimlich schmerzhaft in die Zukunft. Die Hitze erschlaffte. Und so hoch sein Entzücken immer wieder war, so tief stand oft die Laune seiner Skepsis, und ihr folgte nicht selten der Katzenjammer. So leidenschaftlich er war, so leicht war er gesättigt und auch dem Überdruß, der Gleichgültigkeit nahe. Immer das Neue — am liebsten das Neue — — Nur ihre Gegenwart hatte befreiende und beschwichtigende und auch hinreißende Macht. Das war schon früher, war immer so gewesen. — — —

⁂ ⁂ ⁂

In der zweiten Septemberwoche wurde Felix schon um halb acht Uhr früh angeklingelt. Er war immer noch ein Langschläfer und ärgerte sich über die Störung. Erst beim dritten Anruf erhob er sich und ging an den Schreibtisch. „Ja? Wieland." Es klang ungnädig und soviel wie: ‚Hol' dich der Deibel!' Wahrscheinlich eine falsche Verbindung. Höchstens Nonnemann. Der Wahnwitzige ritt schon um sieben. Das möchte er auch tun, sobald seine Geschäfte wieder regelmäßig und besser gingen. Lotterleben, man wurde fett und schlaff. Oder sollte mit der Mama was — —

„Wieland!" rief er dringender. „Wer ist denn dort?"

Nein, mit der Mama war nichts geschehen. Aber Onkel Kaeding war plötzlich mitten im Kontor, kaum daß er seine Mütze an den Haken gehängt hatte, umgefallen. Schlag. Tot. Er hatte eben noch draußen mit zwei Kutschern geflucht.

Felix erschrak doch und setzte sich, um sich das Nähere berichten zu lassen. Er war sich nicht klar darüber, was ihn erregte. Jedenfalls zum geringsten Teil der Tod. Kaeding war nun ein stummer Mann. Keine Rede davon. Es war die Sorge um die Mutter. Als er den Hörer hinlegte, erhob sich sofort in ihm die Frage: Wie stand es ums Geschäft, und was würde nun werden?

Natürlich mußte er hin, und zwar auf schnellstem Wege. Schon der Mama wegen. Es graute ihn vor diesen Dingen und vor dem, was dahinterliegen mußte. Sie waren dunkel für ihn, häßlich, störend und vielleicht sehr ernst und erbärmlich traurig. Wo hatten die Wielands einmal gestanden? Es war abwärts mit ihnen gegangen — abwärts —! Es war störend —! Die jüngste Vergangenheit mit ihrem Rosenschimmer und Sonnenduft verblaßte. Die Nüchternheit und harte Sachlichkeit der Gegenwart stellte sich ungestüm davor und gab dem andern einen Schein des Leichtfertigen, sogar des Verstiegnen. So empfand er es dumpf und wirr.

Als Felix auf dem Holzplatz ankam, standen der windige Buchhalter und der Lehrling zwischen den gewaltigen Kutschern, deren Schurzleder knatterten, und zwischen Frauen mit wenig Haaren und über dem Leib gefalteten Händen. Die Frauen erzählten, daß sie ihn noch 'ne halbe Stunde vorher „janz vajnügt und munter, er pfiff sogar und schimpfte uff jedem Absatz" gesehen hätten. „Jotte doch — Jotte doch —"

Felix sprengte den Konvent. Die Frauen schlichen zur Seite. Die Kutscher stampften lederknatternd zu ihren Pferden und Ställen und sagten gar nichts. Der Stift stand mit hochroten Ohren da, während ihm die Augen aus dem Kopf sprangen, weil der Buchhalter die ganze traurige Geschichte ungenau erzählte, wie Herr Kaeding drin gelegen, mitten im Kohlenstaub, das Gesicht nach unten, die Mütze war davongeflogen und die Zigarrentasche und der Bleistift waren aus der Tasche gefallen. Er — er, der Stift hatte ihn gefunden!

„Es ist gut," sagte Felix ernst. „Erledigen Sie die laufenden Geschäfte, meine Herren." Der Buchhalter verneigte sich, und der Stift wuchs, als wäre er zum Prokuristen ernannt worden. „Die Schlüssel sind vorn. Ich werde täglich, bis auf weiteres, auf einige Stunden hier sein. Sagen Sie das den Leuten." Felix machte eine Handbewegung, die die Kutscher und alles was zum Geschäft gehörte, umschloß. „Sie werden mir dann immer die Tageseingänge vorlegen. Adieu, meine Herren!"

Den Verstorbnen hatte man mit einem Krankenwagen nach seiner Wohnung geschafft, die in der Nähe lag. Felix kannte sie kaum. Er erinnerte sich an zwei häßliche, kahle, ungemütliche, von groben Füßen und Gliedern verwohnte Zimmer. Doch da regte sich plötzlich auch ein dumpfer Respekt in ihm, der aus der Frage aufstieg: Für

Digitized by Google

was und wen hatte der Verstorbene gelebt und geschuftet? Wer hatte es ihm hier gedankt? Kaum die Mama, die sich vor ihm am liebsten verkroch. Hatte er heimlich in die eigne Tasche gearbeitet? Felix fröstelte es. Es verbanden sie immerhin einige Tropfen des gleichen Bluts. Die Kaedings — die Wielands waren herabgekommen. Er sah auf sein eignes Leben. Aber er war noch jung und stark und gerade jetzt in einem Aufstieg begriffen. Und doch — — es war ein seltsames Aufschrecken, eine harte, häßliche Entnüchterung, die aus dem Todesschauer aufwitterte. Vanitas. Lebensfeigheit. Kam es daher, weil nun auch dieser Boden hier wankte und vielleicht zerbarst?

Er sah rasch zu der alten Seitenpforte hinüber, die von der Alexandrinenstraße unmittelbar auf den Holzplatz führte. Durch sie war Käthe bisweilen zu dunkler süßer Stunde eingetreten. Und da drüben an der Mauer stand der alte verkümmernde Baum mit einer Bank . . .

Sein Herz sehnte sich plötzlich! Auch nach ihrer Frische und Kraft. Als gäbe es an ihrer Seite keinen Kleinmut und kein Verzagen.

Die Mama war bereits in Schwarz. Sie hatte in ihrem Schrecken nur an diese Dinge denken können. Sie weinte leise, als hätte sie ein schwerer Schlag getroffen. Felix streichelte sie. „Tag, Mama. Ja, es kam sehr plötzlich. Es tut auch mir leid."

Er sah, daß es bei der alten Frau nicht bloß die Nerven waren. Onkel Kaeding war ihr trotz allem ein Halt gewesen. Es würde nun wohl alles drunter und drüber gehen. Gott ja, Felix war ihr geblieben. Aber er lebte in einer ihr völlig fremden Welt. Und gerade das erbitterte sie oft. Da hätte er auch Gesangskomiker in den Reichshallen werden können . . .

Felix ordnete das letzte. Der Alte würde hart gebrummt und ihn grob von sich gewiesen haben, wenn er es zwischen seinen braun lackierten Brettern hätte tun können. Wielands hatten in der Bergmannstraße ein altes Erbbegräbnis. Dort setzte man ihn endlich am dritten Tage hinein, zwischen die feinen fröhlichen Damen und die jovialen alten Herren, die sich alle nie viel aus dem borstigen und dickschädligen Gustav Kaeding gemacht hatten. Doch nun waren sie friedlich.

Nonnemann war da und Herr von Wiedeborn. Ein paar derbe schwere Bekannte des Toten, die sich in einer Kneipe versammelt hatten und nachher wieder dahin ziehen würden. Die Kutscher, die in erstaunlich schwarzen Röcken und sehr niedrigen oder sehr hohen Zylindern einen Kranz brachten und die Frauen mit wenig Haaren; der windige Buchhalter, und der Stift in steifem Hütchen und Konfirmationsanzug. Die Mama war daheim geblieben. Der Geistliche hatte ihn gerühmt als treuen, unermüdlichen, sorglichen Mann . . . Ein weicher Kern in rauher Schale. Onkel Kaeding lag schweigend unter dem Sargdeckel und widersprach nicht. Die Frauen weinten, und der Stift machte ein ernstes Gesicht.

Felix ging mit Nonnemann und Herrn von Wiedeborn zurück.

„Wie steht es?"

„Schlecht, Herr Regierungsrat. Ich habe die Bücher prüfen lassen. Das Geschäft ist zurückgegangen. Und was noch schlimmer ist: es gehen Wechsel um und beträchtliche Objekte sind verpfändet. Er hat ebenfalls spekuliert! — Und natürlich: für sich! — —"

„Und was wird?"

Achselzucken. „Der Mutter bleibt sehr wenig. Es ist unmöglich, die Karre weiterzuschieben. Und wer soll es tun? — Die Mama muß vorläufig von dem winzigen Kapital leben, das übrigbleibt. Dann müssen wir weitersehen. Es ist das beste, wenn alles so bald wie möglich verkauft wird."

„Das ist schlimm."

Felix war ernst und blaß, und die beiden Herren rechts und links von ihm hörten nachdenklich zu.

„Und wie steht es um Ihre eignen Aussichten, lieber Wieland?" fragte der Regierungsrat.

„— — O, ich denke gut. Zum Herbst werde ich mich tüchtig regen."

„Sie glauben also bestimmt, daß es weiter aufwärts führt?"

„Ich habe die begründete Hoffnung, Herr Regierungsrat."

Nonnemann schwieg.

Die beiden Herren fuhren in Wiedeborns Auto davon. Felix überquerte den Platz vor der Kirche, um zu einer Droschke zu gelangen. Da rief ihn jemand. Und als er sich umsah, sah er Käthe vom Friedhof her auf sich zukommen.

Digitized by Google

Sie war in der Nähe der Grabstätte gewesen, von Büschen verborgen, und war den Herren von weitem gefolgt. Er hätte sie an sich ziehen und küssen mögen. Er war ihr jählings dankbar. Jeder, der vom Tod kommt, grüßt das warme, leuchtende Leben.

„Käthilein."

„Liebling."

„Wir gehen ein Stück. Ich muß heute bei meiner Mutter essen. Hast du Zeit?"

Sie nickte, Auge in Auge mit ihm.

Er hätte sich am liebsten bei ihr eingehängt. Aber man sah ihnen vom Kirchhofsgitter nach, die Weiber, die Kutscher und Kontorjünglinge. Es war gleich.

Dann nahm er doch ihren Arm. Und als er die Wärme und weiche elastische Fülle spürte, da versank die erdenkühle Erinnerung der letzten halben Stunde, es war ihm, als hörte er Amseln pfeifen und das Sonnenlicht rinnen.

„Was wird nun, Felix?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Du mußt nun auch an deine Mutter denken . . ."

„Ja."

Da preßte sie seinen Arm leidenschaftlich, fast hart. „Felix, ich habe solche Angst!"

„Warum, Käthe?"

„Ahnst du das nicht? Du mußt nun doppelt und dreifach fleißig sein!"

„Ich weiß das," sagte er ruhig.

Er sagte es hart in die Luft, aber es klang eigentümlich flach.

„— — Felix, sei nicht böse. Die Stunde ist nicht alltäglich. — Denke daran, was ich dir einmal sagte. — Wir könnten beide zusammen schaffen — versteh mich recht!" Sie sprach tapfer und hob das kühne Profil. Dabei drückte sie wieder mit wachsender Kraft krampfhaft seinen Arm. Sie hatte viel gegrübelt in diesen Tagen und Nächten. Über das, was geschehen war und was kommen könnte und kommen mußte! Nun floß es heraus.

„Ja, Käthe, ja. Du meinst es gut. Aber das Leben hat nicht immer so einfache Formen, läßt sich nicht immer so leicht gruppieren. Siehst du, man muß da auch abwarten können. Auch die Dinge müssen sich gewöhnen, nicht bloß die Menschen."

Und nun peinigte es ihn ebenso rasch, daß sie hier war.

Ein Schatten sank zwischen ihnen nieder. Sie schwiegen beide, seltsam erstarrt, und blickten im Sonnenglast, der auf den Steinen blitzte, gerade aus. Ihre Schritte klangen. Dann sprachen sie wieder, zärtlich und doch verborgen gereizt und aufsässig, und preßten sich die Hände. Und endlich meinte Felix: „— — weißt du, Käthe, ich möchte in absehbarer Zeit am liebsten für acht, vierzehn Tage mal heraus! Wenn hier alles geklärt ist . . . Mehr ist vorderhand nicht zu tun. Irgendwohin! Ich habe es dringend nötig. Bis zum Oktober ist Zeit, dann muß allerdings für die Mama etwas geschehen. Wir liquidieren dann. Es bleiben ihr vielleicht noch einige zwanzig Mille. Ja, mal heraus . . .! Ich sehne mich förmlich nach der See, auch nach ihrer Einsamkeit . . . Ich rieche und schmecke sie tausend Meilen weit von hier!"

„Ich kann leider nicht fort," sagte sie leise.

Er drückte leidenschaftlich ihren Arm. „Ja — das wäre schön! Das wäre herrlich! Ich weiß ja auch noch gar nicht, ob ich es machen kann, Käthe. Wahrscheinlich wird es nichts. Nun dann ist es auch schön hier — schön — schön — — Ich habe ein paar Außenstände, wenn ich die hereinkriege, dann ließe es sich vielleicht ermöglichen."

„Wohin würdest du dann gehen?"

„Ich weiß es noch nicht. Am liebsten natürlich: Nordsee."

„So weit?" Sie lächelte ihn an. Es sah sehr schmerzlich und verzweifelt aus. — „Käthilein! Einziges!" sagte er. Und da sehnte er sich wieder stürmisch nach ihr. Aber er mußte nun auch nach einem Wagen ausblicken. Es war hohe Zeit. Und mit einemmal war eine Art nervöser Unruhe in ihm, die ihn noch eifriger trieb, und da schlug er ihr vor, wie sonst zuweilen noch ein Stück mit ihm zu fahren.

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte Käthe nach einer Weile.

„Ich schreibe dir oder telephoniere via Thoman nebenan. Wir sitzen daheim noch bis über die Ohren in Papieren und Buchungsbüchern. Heute abend — —?"

Sie nickte.

Er hatte sie heute kaum ein einziges Mal Liebling oder Schatz genannt. Er sagte das überhaupt nicht mehr so oft wie sonst. Sie hatte es längst bemerkt . . . Immer bloß Kindlein oder Käthilein.

Digitized by Google

Dann fuhren sie. Käthe nahm seine Hand und küßte sie. Und plötzlich war wieder das stürmische Verlangen in ihm. Er dachte an alle die herrlichen Stunden. Heute abend. Nach dieser tristen, kalten Totenluft mit Kränzen und häßlichen Geschäften. Wärme! Wärme! Er flüsterte ihren Namen. Und dann: Lieber — lieber Liebling!!"

Aber ihre Augen standen voll Tränen, und um ihren Mund zuckte es krampfhaft.

⁂ ⁂ ⁂

Am Ende der neuen Woche brachte die Post für Felix eine Einladung des Herrn Philipp Lau. Sie war auf eine einfache Postkarte geschrieben. Er wünschte, Herrn Rodenius und ihm etwas zu zeigen.

‚Zufall — Schicksal?' fragte sich Felix lächelnd und wog die leichte Karte in der Hand. Niemand weiß es vorher. Es ist immer besser: ex post zu prophezeien! Und jedenfalls konnte man nichts Besseres tun, als ja zu sagen und hinzugehen.

Es waren noch vier andere Herren da. Und da schimmerte auch ein kahler Schädel über weißblondem Bart und pfiffigen Schlitzaugen: Meister Rodenius.

Philipp Lau lief behende vorweg, um seine Gäste zu führen, die gespannt wie eine richtige Kommission folgten.

Es handelte sich diesmal um eine Büste des Florentiner Quattrocento, die Mino da Fiesole zugeschrieben wurde. Um ein kleines plakettenartiges Relief des Francesco di Laurana. Und vor allem um den Zinkguß einer Reiterstatuette des Großen Kurfürsten . . .

„Nun? Nun?" fragte Philipp Lau ungeduldig und strich nervös mit der dünnen haarigen Hand über seine Schätze. „Na und hier, meine Herren. Hier ist noch was." Philipp Lau führte behende in einen Nebenraum.

‚Ach, reich sein' — dachte Felix — ‚reich — reich! Sich in ein gemachtes Nest setzen und dann sich regen auf gerader, geebneter, festbestimmter Bahn — ganz gleich ob in der Schwerindustrie oder als Leineweber en gros!' Das Regieren würde auch er bald gelernt haben — im Aufsichtsrat, im Bureau, in dröhnenden und schnurrenden Großbetrieben! Nur nicht dienen und sich drücken und durchzwängen müssen! Gerade aufgerichtet gehen von Beginn an, unter den zustimmenden Augen tüchtiger Väter, Onkels, Vettern! Es floß doch altes Kaufmannsblut in seinen Adern! . . .

Rodenius sah nicht auf den Zinkguß aus der Schlüterzeit, sondern putzte sich die Nase.

Felix seinerseits wunderte sich. Er betrachtete den Reiter, ging drum herum und sah auf Rodenius, der mit seinem blütenweißen Taschentuch beschäftigt war.

„Nun, Herr Rodenius?" fragte Philipp Lau. „Ich habe diese Rarität einer öffentlichen Sammlung zugedacht. Ich will sie nicht behalten — wissen Sie!"

„Ja, Herr Lau . . ." sagte William Rodenius.

„Es hat Zeitcharakter. Eine Rarität von historischem Wert, wie gesagt, weiter soll es nichts sein."

„Ja," sagte nun auch Felix, und es reizte ihn plötzlich, die Autorität dieses reichen, vielbewunderten Mannes ein wenig zu bedrängen. Es war schließlich auch seine Pflicht, und er war seiner Sache ziemlich sicher. „Verzeihen Sie, Herr Lau . . ."

„Wieso?"

„Waren Sie schon mal im Märkischen Museum?"

Rodenius steckte sein Taschentuch ein und wurde tiefernst. „Natürlich war ich da."

„Es tut mir leid, Herr Lau. Aber ich halte es für meine Pflicht, Sie auf eine Dublette hinzuweisen. — Ich weiß im Augenblick nicht, in welcher Ecke dort ein ganz ähnlicher Zinkguß steht. Ich gestatte mir, zu raten, diese Statuette doch erst mal mit jener zu vergleichen. Ich kann mich natürlich irren —"

„Herr Rodenius!"

Der trat vor und sagte offen und ehrlich, er hätte sich erst nochmal überzeugen wollen, ehe er zu sprechen gedachte. Im übrigen hege er ein ähnliches Mißtrauen.

Philipp Lau wurde für eine Sekunde steif und still. Er hatte viel Geld für diese „Rarität" gegeben. Das mochte hingehen, obwohl ihn auch das kränkte. Aber er war vielleicht 'reingefallen. Und in dem Punkt war er empfindlich und eitel wie alle Sammler.

Felix entschuldigte sich und bedauerte noch einmal seinen Einwurf. Der Hausherr dankte ihm bloß. Er würde gleich morgen sich selbst an Ort und Stelle unter-

Digitized by Google

richten. Aber er war und blieb merklich verstimmt und lenkte rasch auf andres ab. —

Als die Herren nach einer Weile ins Eßzimmer zurückkamen, stand Hede Lau an dem niedrigen breiten und schweren Büfett und schälte sich einen großen saftigen Apfel. Sie war im Hut. Ihre langen Handschuhe hingen schlaff auf einer Stuhllehne am Tisch.

Felix trat als letzter ein und sah sie erst gar nicht, da die andern Herren vor ihr standen und sie begrüßten. Dann durchrieselte es ihn stark und jäh.

Er kam langsam und lächelnd heran. „Wie geht es Ihnen? Wir haben uns sehr lange nicht gesehen, Fräulein Lau."

Sie reichte ihn zwei Finger ihrer Hand, weil die andern vom Saft ihres Gravensteiners feucht waren. „Ich war verreist."

„So lange?"

„Erst mit Onkel. Dann in England."

„Und gar keine Sehnsucht?"

„Sehnsucht?"

„Nun, ich meine nach Berlin. Und ein wenig nach uns andern."

„Man kann nicht immer, wie man möchte," sagte sie und fing mit dem Mund den stärker rinnenden Saft auf.

„Sie bleiben jetzt hier?"

Sie schüttelte den geduckten Kopf und hielt dabei seinen Blick aus.

„Sie reisen wieder?"

Sie nickte.

„Oh — —"

„Ich habe mir im Hammelland den Hals verdorben und muß noch was für mich tun."

„Das ist schade. Ich freute mich eben mächtig, als ich Sie hier stehen und Ihren delikaten Apfel verzehren sah, als wären Sie nie weg gewesen, Fräulein Lau! Es war doch manchmal recht — recht hübsch — denken Sie an den Harz! Und dann hier, später oft. Und nicht einmal eine Karte."

Sie suchte nach einer Obstserviette. Ihr Lächeln war nicht schön, breit und zweifelnd. „Ich glaubte nicht, daß Sie es vermissen würden," sagte sie, und dann trocknete sie sich Mund und Finger ab.

„Doch. Ich habe es vermißt!"

Aber sie ging nicht darauf ein. Und plötzlich fragte sie forschend: „Ihr Onkel ist gestorben?" Und nach einer kurzen Weile, während sie die Serviette zusammenknüllte, ebenso unvermittelt: „Ich habe davon gehört."

„Ja. — — Eine traurige und sehr trübe Sache."

„Weshalb? Sie standen ihm doch nicht nahe."

„Nein. Es handelt sich mehr um meine Mutter. Um die Firma und vielleicht um das ganze Haus Wieland." Er zuckte ironisch mit der Achsel. Sie sollte das hören — sollte — als wäre alles andre, was sein Leben sonst noch hoch und heiß erfüllt hatte, daneben gleichgültig und störend, hemmend und fesselnd geworden . . .

Aber da wandten sich ihr die andern Herren wieder zu, die jetzt zum Teil aufbrachen. Er selbst hatte ebenfalls nichts mehr hier zu tun. Dennoch hielt ihn etwas fest. Ein Wunsch, eine Hoffnung, ein Gedanke — vielleicht hatten sie dann den gleichen Heimweg draußen auf der Straße.

Rodenius sprach noch mit dem Hausherrn. Felix hörte den beiden zerstreut zu. Hedens Blick war ihm langsam gefolgt — ebenfalls wie in einer Spannung, als könnte er im nächsten Augenblick mit den andern gehen und verschwinden.

Sie legte Messer und Serviette weg. Zwei der Herren empfahlen sich. Sie nickte ihnen zu und schüttelte kurz die Hand. „Wiedersehen!"

Da trafen sie wieder zusammen.

„Ich will gehen. Leben Sie wohl, Fräulein Lau."

Er drückte ihre Hand fest und herzlich und bewegte sie ein paarmal auf und nieder.

„Adieu, Herr Wieland. Ich reise heute nach Hamburg."

„Hamburg?"

„Ich will nach Westerland."

„Westerland . . .? Das ist weit."

„Es ist nicht aus der Welt," sagte sie, und dann verzog sie den starken Mund. „Haben Sie nicht Lust und Zeit?" Sie lachte. „Es will leider niemand mit. Ich habe schon alle Welt gefragt! Dann könnten wir wieder auf Abenteuer ausgehen."

Er hielt ihre warme Hand noch. In ihm wuchs etwas. Sein Auge glänzte. Schicksal — Wille — Wunsch —.

„Etwas spät für da oben . . ."

„Gar nicht. Man rechnet diesmal bis Oktober!"

„Ich weiß noch nicht, ob ich es machen

Digitized by Google

Blick auf Seeon. Gemälde von Prof. Richard Kaiser

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

kann — —" sagte er, und sein Herzschlag stockte. Er neigte sich, als wollte er ihre Hand küssen. Sie nickte.

Die Stimmen der andern erhoben sich lauter. Da wurde es Zeit, daß auch er sich empfahl.

⁂ ⁂ ⁂

Felix saß in der Bahn. Er hatte gesagt, daß er plötzlich nach Hamburg gerufen worden wäre. Eine Automobilfabrik in Eilbeck hätte ihn um eine Unterredung wegen eines Plakats gebeten.

Dieser Gedanke war ihm ganz plötzlich eines Morgens gekommen. Die Luft draußen war jubelhell.

Er hörte die See rauschen. Roch ihr Salz, ihren Tangauswurf. Hamburg — Helgoland — Westerland — —! Wer hatte ihm davon gesprochen?

Er hatte schon vor Monaten von einer Eilbecker Firma einen Brief erhalten, in dem man ihn nach seinen Honorarforderungen fragte. Nichts weiter. Man plane im Herbst eine durchgreifende Propaganda. Felix hatte geantwortet, und man hatte mit Dank geschrieben, daß man darauf zurückkäme.

‚Man' könnte von hier aus darauf zurückkommen. Es war eine große Firma. Und plötzlich wuchs seine Lust, von den Fußsohlen auf. Er machte sich fertig, braute seinen Tee, frühstückte. Die Post brachte nichts. Es war ihm lieb. Dieser flaue Geschäftsgang bestärkte ihn fast. Alles wirkte zu gewissen Zeiten bei ihm als Zeichen und Zustimmung.

Käthe wollte heute abend zu ihm kommen. Und bei dem Gedanken daran durchrann es ihn wieder lähmend und heiß. Nein — nein — nein — —. Sie sollte nicht kommen. Heute nicht mehr. Felix rauchte, spazierte im Zimmer und grübelte. Seine Stirn war gerötet, aber nicht bloß von der Anstrengung des Nachdenkens.

Dann hatte er Käthen jäh entschlossen ein Telegramm geschickt. „Muß heute Hamburg. Können wir zusammen essen?"

Und sie kam. Er hatte Kempinsky gewählt, das er sonst mied. Sie trafen sich im Vestibül. Sie lächelte, war ein bißchen atemlos und gab ihm stumm die Hand. Nur die Augen sprachen und durchdrangen ihn in der ersten Sekunde. Sie hatte sich auf heute abend so gefreut... Wie reizend sie wieder war. Felix bemerkte es mit einem Bangen im Herzen.

„Warum hier in dem Trubel?" fragte sie.

„Ich glaubte, es läge dir am bequemsten. Und ich hatte so vielerlei noch zu besorgen — hier in der Nähe."

„Zu besorgen?"

„Ja. — Ich bin doch in Hamburg. Es ist schon die halbe Reise. Es wäre doch schade um das Reisegeld. Gönn' mir die paar Tage, du weißt, ich lechze nach der See. Es ist wie ein Fieber, eine fixe Idee. Ich brauche Stoffe, muß unbedingt ein paar Studien machen. Man ist in jedem Sinn ausgetrocknet! Ich kann Mutterns Klagen, so furchtbar leid sie mir tut, nicht mehr anhören. Wenn du doch mitkönntest — —!" Er brach ab und senkte den Blick.

„Ja Felix." Es war ein leiser Wehlaut darin.

Er hätte die schmale Hand streicheln und küssen mögen. Heute abend — — Man mußte auch hart gegen sich sein können.

„Ich denke an Helgoland, Käthe. Oder Norderney — am liebsten Westerland!"

„Wie lange willst du bleiben, Felix?" fragte Käthe.

„Acht — allerhöchstens vierzehn Tage, dachte ich. Es hängt natürlich von meinem schmalen Geldbeutel ab. Juli, August waren mager. Ich nehme mein Handwerkszeug mit und einen kleinen Vorschuß von Clausing. Man ist leichtsinnig — ja! Geb' ich zu. Aber weißt du, ich habe den Aberglauben, daß der, der trübetimpelig und kleinlaut ist, erst recht untern Schlitten kommt."

Käthe aß und trank nur wenig. „Danke, ich mag nicht mehr! Wann fährst du?"

„Drei Uhr fünf. — Ich fahre gleich heute nach Eilbeck."

Sie nickte. Und sie tat ihm leid! Er hätte sie abermals unter einem Impuls streicheln mögen. Sie hatte etwas empfindsam Verklärtes. Sie sprach beherrscht und blickte dann grüblerisch auf die Menschen, die eifrig schmausten. Hin und wieder holte sie tiefer Atem, dann zitterte ihre Brust und ihr Mund, aber es kam wohl von der dicken Hitze. Und dann legte sie, ganz gleichgültig dagegen, ob es die andern am Tisch sahen, ihre Hand auf seine Hand und hielt sie fest mit bebendem Druck.

„Wirst du auch wiederkommen, Felix?"

Digitized by Google

Er lächelte gutmütig. „Na höre —“

„Sag'!“

„Man kann so etwas doch nicht versprechen.“

Sie sah ihn groß an.

„Felix — —“

„Kind!“ Er legte ihre Hand zurück und sah nach dem Kellner, dem er winkte. „Es ertrinken in jedem Jahr welche. Krampf, Schlag; Dampferstege brechen, man wird gegen die Buhnen geworfen!“

„Felix, was sprichst du da? Meinst du nicht, daß mich auch das ängstigt und quält? Ich denke Tag und Nacht an dich!“

„Das sollst du nicht.“

„Ich tue es! Und du? . . . Nein — du denkst noch an andres!“ Es klang plötzlich bitter, scharf und vorwurfsvoll, daß nun auch ihre Stimme zitterte. Ihre Augen waren feucht. Er hätte wohl auch erst morgen fahren können, nicht so plötzlich, daß man sich kaum einen Kuß geben konnte! Sie war schwer enttäuscht. Man sollte sich gerade jetzt unter dem Druck dieser neuen erschwerten Verhältnisse immer fester aneinander schließen — —

Aber dann nahm sie sich zusammen und stand auf.

Felix bangte es plötzlich vor dem eigentlichen Abschied und er wünschte ihn schon vorüber. Sein Gepäck stand beim Portier. Felix folgte Käthen schweigend. Sie würden nun im Auto fahren und dann noch auf dem Bahnhof stehen. Er hatte es nicht gern, wenn ihm jemand nachwinkte und er selbst am Fenster grüßen mußte. Es würde nun noch ein Abschied sein — ein zweiter und wohl schwererer!

Käthe war jetzt ganz Zärtlichkeit und Güte. Sie nahm seinen Arm, schmiegte sich eng an ihn, spreizte die Finger zwischen seine Finger, und manchmal hob sie verstohlen seine Hand, bog sich nieder und küßte sie.

‚Käthe — Käthe'! rief es in ihm. Sie schnurrte wie ein Kätzchen, schmeichelte wie ein Tierlein. Sie bat ihn, ja vorsichtig beim Segeln und Schwimmen zu sein. Er sollte ihr auch gleich schreiben. Sie sprach von der Eilbecker Fabrik, und daß er es klug und vorsichtig anfangen solle! Und zuletzt davon, daß er sich später nicht zu sehr mit den Damen einlassen möchte, alle so gesund verbrannt und übermütig vor Frische und leichter Kleidung! Dabei drückte sie krampfhaft seine Hand. Und wenn er was vergessen hätte, solle er sofort telegraphieren. Sie würde es gleich besorgen und nachschicken.

„Ja, Käthilein.“ Sie trank mit offnen Lippen und Sinnen den Abschiedskuß.

„Magst du mich auch noch?“

„Ja — ja! Was sprichst du!“

„Wenn ich doch mitkönnte — Es wäre der Himmel! — Du Schatz: soll ich den Laden für ein paar Tage im Stich lassen? Nur für ein paar Tage . . .?!“

Felix wehte ein Schrecken und eine Gefahr an.

„Käthe, du hast doch stark zu tun. Wir wollen nicht noch leichtsinniger sein! Ich fürchtete schon, du könntest dir nicht mal diese wenigen Stunden absparen. Es wäre wundervoll — —“

„Ach, Felix, früher sprachst du anders!“

„Wir wollen nichts Falsches tun, Kind.“

Sie betrachtete ihn von der Seite. Er redete wie ein Großpapa. Bedrückte ihn die häusliche Misere wirklich so stark? Ja, er hatte Sorgen, mehr vielleicht noch, als er ihr sagte! Und sie beugte sich wieder auf seine Hand nieder.

Nur als der Schaffner ihn zum Einsteigen mahnte, da umfing sie ihn noch einmal und preßte ihn leidenschaftlich und fast wild an sich. „Komm wieder — komm wieder — komm wieder!!“ sagte sie dreimal inbrünstig. „Ich habe nur dich! Ich lebe nur für dich!“ Sie küßte ihn vergehend auf die Lippen.

„Bitte einsteigen!“ mahnte der Schaffner dienstlich.

Auch Felixens Augen waren feucht geworden. Er küßte ihr noch einmal die Hand. Dann stieg er rasch hinauf. Er blieb an dem Türfenster stehen. Sie reichte ihm die Hand hinauf und ging ein Stücklein mit. Dann mußte sie loslassen. Sie winkte, aber er sah, wie bitter sie kämpfte und daß ihr die Tränen aus den Augen stürzten. —

Nun saß Felix in der Bahn, aber das Behagen wollte sich diesmal nicht so leicht einstellen. Er hatte gelogen, und das Herz tat ihm selbst weh. Er sah sie, schlank und hell, in ihrer unbekümmert heißen Mädchenliebe stehen. Jetzt trat sie völlig vereinsamt auf die brennende, dunstende Straße

Digitized by Google

hinaus. Er aber flog ins Vergnügen. — Wohin noch? — —

⁂ ⁂ ⁂

Felix wohnte in der Nähe des Strands. Es standen noch die alten braven Strandhallen aus Holz und Glas und die klappernde Trampelbahn. Es war ganz herrlich und noch sehr voll.

Felix erhob sich schon vor acht, weil ihm die Sonne die blauen Vorhänge versengte. Man sehnte sich hinaus in Buntheit, Trubel, unbesorgte Munterkeit, in heißen weißen Sand und kühles salziges Wasser!

Wo war Berlin? Gab es Sorgen, Ängste, Pflichten, Gewissensbisse, gab es überhaupt einen Zeitbegriff außer der hellen, lebendigen Gegenwart? Das war alles Selbstbeschwernis; das sank zurück wie ein schwarzes Phantom.

Er hatte beim Frühstück die Kurliste durchgeblättert. Sie erschien nicht mehr so häufig wie in der hohen Saison. Aber er fand nicht, was er suchte, und war enttäuscht, sogar erschrocken; dann sagte er sich: in der nächstfälligen Liste. Man kam nicht immer gleich hinein.

Mit einer neuen feinen Spannung war er davonspaziert, mit weißen Hosen und blauer Jacke und hatte scharf hierhin und dorthin gespäht. Wäre es nicht sogar hübscher, wenn Fräulein Lau i h n da unten liegen sähe und dann schweigend und unbekümmert plötzlich vor ihm stünde?

Er sah sie auch am dritten und vierten Tag nicht. Und da wurde er unruhig. Er dachte sehr prosaisch an die Kosten dieses Aufenthalts und fühlte sich gewissermaßen ein wenig genarrt. Wohnte sie in Wenningstedt? Vielleicht gar in Kampen? Doch da war sie auch nicht aufgeführt. Sollte er jeden Strandkorb und jedes Haus absuchen?

Er tat es bereits, las die Tafeln in den Hotels, ging durch die Reihen der Körbe und Burgen. Er war auch in Wenningstedt herumspaziert und wollte endlich einmal nach Kampen hinaus. Er hatte es bislang verschoben, um hier nichts zu versäumen...

Ein paarmal dachte er spöttisch: ‚Sie sitzt in Norderney oder Ostende oder Noordwijk!‘ Da wurde er recht nüchtern und sah auch plötzlich wacher zurück: — wie ging es Käthe? Er hatte ihr von Hamburg eine Karte geschrieben, eine nicht ganz ehrliche Karte: „Geschäft noch ungewiß. Erfordert vierzehntägige oder längere Frist. Reise nach Westerland.“ Und herzliche Grüße und K. Und ob sie auch brav sei? Eine zweite Karte hatte er am Tag nach seiner Ankunft mit einer umfangreichen Ansicht, die viel Platz wegnahm, geschickt. Sie wartete ja. Er hatte wieder gezaudert, unlustig und auch ehrlich, und hatte schließlich dumpf und trotzig entschlossen den Stift herausgezogen und blindlings gekritzelt. Wer wußte denn, wie es kam?

Heute am Sonntag gewitterte es und goß es in Strömen. Da gab er Kampen auf. Lächerlich, was sollte sie in Kampen? Dann setzte er sich doch in die Wüstenbahn, aber sie war auch nicht in Kampen.

Er wünschte sich etwas Gesellschaft. Die Einsamkeit wurde drückend. War es die Enttäuschung oder der Trubel? Konnte er nicht vier, fünf Tage in Einsamkeit leben? Nicht bei diesem Lärm! Er lief, besonders gegen Abend, rastlos umher. Er versuchte daheim zu lesen, aber die schwarzen Gedanken fielen wie Mücken auf sein Buch.

Es war Ebbe, und die Sonne stand schräg. Felix wollte heute später essen. Der Strand war leer, nur zwischen Westerland und Wenningstedt marschierten ein paar Leutchen. Das Wasser war weit hinausgetreten. Der feuchte Sand war fest und federte. Und auf Wasser und Sand lag ein leichter topasfarbner Abendschein.

Man hatte die Vorstellung ins Endlose zu pilgern. So kam Felix wieder einmal Wenningstedt nahe. Hier und da im nassen Sand lagen Petroleumtonnen, die das Meer angespült hatte. Und da schlug mit einemmal sein Herz. Ja — auf einer dieser Tonnen, nicht weit vom Hotel Kronprinz vor Wenningstedt, saß Hede Lau.

Sie hatte ihn noch nicht gesehen. Sie saß vorn auf der liegenden Tonne, das eine Bein hochgestützt, und zeigte ihm den Rücken. Sie trug eine lange weiße Jacke über der Bluse und eine holländische Haube mit kleinen blanken Schläfenringen. Das Abendlicht färbte auch sie. Ihre brünette Haut hatte einen goldigen Ton, und das dunkle Nackenhaar über dem freien Hals glänzte. Sie saß ohne Bewegung, schien zu träumen und starrte weit hinaus. Vielleicht sah sie den Möwen zu, die über dem Wasser ihre tiefen Kreise zogen und klagend schrien.

Digitized by Google

Er ging um die Tonne herum und stand vor ihrem Blick, daß sie ihn nicht zu heben und zu wenden brauchte.

Da war es merkwürdig: sie schrak ganz leicht zusammen. Ihre Schultern bewegten sich kaum, als liefe bloß ein Zittern über ihre Haut. Ihr Blick war groß und ernst, völlig unverstellt.

„Guten Abend," sagte er leise. Er trug den Hut in der Hand; sein Haar, vom Wind verweht, hing ihm seitlich in die Stirn.

Sie nickte, zu ihm aufblickend. Sie rührte weder Fuß noch Hand. Er reichte ihr die Hand, umschloß die ihrige eine Weile und drückte sie.

„Wo steckten Sie?"

„Hier," sagte sie.

„In Wennigstedt?"

„Ja."

„Ich habe Sie gesucht. Ich bin seit Freitag in Westerland!"

„O," sagte sie leise. Dann sah sie langsam wieder aufs Meer. „Ich glaubte nicht, daß Sie kommen würden. Ich sah in Westerland Bekannte. Das störte mich. Da ging ich hier heraus."

„Aber ich fand Sie auch nicht in der Kurliste."

„Ich habe ein paar Zimmer in einem kleinen Haus und verschrieb meinen Namen. Sie druckten Grau statt Lau. Man kennt so viele... Ich sagte dann der Wirtin, sie solle es so lassen."

„Das war klug, Fräulein Lau. Aber für mich nicht günstig. Ich hielt mich an Ihr Wort... Sonst wäre ich kaum gereist, obwohl auch ich es nötig hatte und schon selbst daran dachte. — Auf andre Menschen hatte auch ich, offengestanden, nur wenig Appetit."

Sie lächelte mit ihrem vollen Mund. „Man muß auch dem guten Zufall vertrauen." Und nach einer kurzen Pause fragte sie, als hätten sie sich alle Tage gesehen: „Wollen wir ein Stück gehen?"

„Kommen Sie mit nach Westerland, Fräulein Lau. Wir essen zusammen. Ich bringe Sie dann zurück. Das ist ja köstlich! Wer hätte das gedacht! — Vor einer halben Stunde noch machte man sich dumpf und mißmutig auf den Weg, — und nun — —!"

Hede überlegte. „Nein," sagte sie dann. „Man sieht mich da, und dann ist es vorbei mit der Ruhe. Wir können auch hier essen, im Kronprinzen oder bei mir. Ich lasse mir das Essen meistens holen."

Sie betrachtete ihn noch einmal und lächelte ganz wenig in den Mundwinkeln. Dann hob sie sich mit einer langsamen Bewegung von der schwarzen Tonne los. Er aber hätte ihre Hände, die in dem Abendlicht wärmer leuchteten, fassen, streicheln, drücken und küssen mögen — die ganze Gestalt, das Gesicht, die blaßroten Lippen! So froh war er, so befreit von einer dumpfen, häßlichen, zermürbenden Enge und Leere — und nun umwittert von ihrer Gegenwart.

— — — — — — — — — — — —

Felix hatte für Bernhard Clausing ein paar Kleinigkeiten zu machen, es war auch noch ein andrer unbedeutender Auftrag über Berlin zu ihm gekommen. Aber er war unlustig und faul: Hede mußte ihm für seine Zwecke Modell sitzen. Allein er spürte, fern von allen Vorbildern, seine Unsicherheit noch peinlicher als daheim.

Einmal fragte ihn Hede, während er auf einem größeren Blatt, das er auf ein Kistenbrett gespannt hatte, mit einem Stück Kohle kratzte und mit der andern Hand wieder wegwischte, ob ihm das auch früher schon Vergnügen gemacht habe. Sie lag träge in dem Strandkorb, hatte die Beine seitwärts hochgeschoben und hielt ein dickes Buch von John Galsworthy oder Meredith auf dem Schoß. Aber sie las keine Zeile. Das Buch langweilte sie. Felix saß zu ihren Füßen auf einem Sandsitz, den er sich geschaufelt hatte.

„O ja, früher schon eher — augenblicklich gar nicht!" sagte er. Er schwieg und betrachtete Hedens prall umspanntes Knie, das er gerade für seine Zeichnung brauchte.

„Erfüllt es Sie?"

„Großes Wort. Was erfüllt einen? Ich habe mancherlei erstrebt — — Sie werden es wissen, Fräulein Lau!"

„Warum?"

„Teils dieserhalb, teils — — Wollen Sie bitte still sitzen. Ich brauche die Falte unter Ihrem Knie. — Ja, es macht mir zuweilen außerordentlich viel Spaß. Sehr ernsthaft, mein Fräulein! Und nährt mich vorzüglich. Man müßte sich bloß noch besser regen können. Aber das kann noch kommen! — — Haben Sie übrigens schon einmal einen Menschen getroffen, der nicht zugleich

Digitized by Google

in sein Gegenteil verliebt gewesen wäre? Wissen Sie, was ich in diesen faulen Bummeltagen manchmal denke? — nicht wünsche, das wäre um eine Nuance zu viel. Man sollte eigentlich ein Mann der Tat sein! — In irgendeinem größeren . . . ganz großen Betrieb. Eisen, Holz — meinetwegen auch Buchdruck und Leinwand, Fabrikherr mit Perspektiven. Sowas regt sich einmal plötzlich, wenn man von sich selbst genug hat, seiner überdrüssig ist. Kennen Sie das nicht auch?"

Er schabte, wischte, rauchte. Sie schwiegen.

Dann fragte Hede Lau: „Haben Sie eigentlich meinem Onkel mal was gezeigt?"

„Nein. Er fragte niemals mehr. Er schien es vergessen zu haben."

Sie verzog den Mund. „Sicher. Sie sind ja noch nicht dreihundert Jahre tot. Aber er interessiert sich doch für Flächenmuster und so."

„Erlauben Sie mal."

„Nein, gar nicht. Es gibt da sehr schöne Sachen. Haben Sie sich mal so einen Betrieb angesehen? — Das sollten Sie doch tun. Das würde Ihnen imponieren. Der in Nowawes ist nicht sehr groß, die Hauptfabriken liegen in Schlesien. Sie sollten . . . Sie sollten Onkel Lau trotzdem mal bitten, vielleicht komme ich mit und führe Sie in Nowawes."

Er sah sie an. Die eine Braue war gehoben, daß eine flache Falte darüber stand. Das machte er so beim Arbeiten . . . Er setzte ein paar Striche auf die Zeichnung. „Das würde mich allerdings stark interessieren. Ich werde Sie gelegentlich beim Wort nehmen, Fräulein Lau. — — Danke. Nun dürfen Sie sich rühren. Sogar Kopf stehen, wenn Sie wollen. — Es lebe die Kunst!"

Er schwieg. Hede sah auf ihn und sein Brett nieder, hinter dem er noch kratzte und schabte. Er hatte den weichen Hut irgendwohin in den Sand geworfen. Sein braunes Haar wehte im Wind. Seine Stirn war schön. Sein Gesicht fest und edel. Hede bewegte die Hände leise und zog die Zähne über die volle Lippe, daß es sie schmerzte. Sie legte das Bein anders; mochte die Falte, die er gebraucht hatte, entzweigehen.

Er war einer von den Verwöhnten, eine Frucht des Reichtums, wenn der auch vergangen war, gerade deshalb. Ein von Haus aus Arrivierter . . . Hede verstand das. Sie war selbst so. Sie wollte ihn auch verstehen. Sie glaubte auch zu erfassen, was er mit seinen Worten gemeint. Ihr Blick hing fest an seiner Stirn, an seinen Lippen, wenn er sprach und wenn er es nicht sah. Sie war Egoistin von Erziehung und noch mehr aus innerer heißer Not. Sie kümmerte sich nicht um Meinungen. Sie sah und fühlte nur sich selbst und folgte gleichmütig und herrisch ihrer Neigung. Und sie war im Grunde auch bis zur Schwäche gutmütig, wie oft diese Ungelenken. Diese Lippen hatte sie einmal gespürt. Frech und doch unvergeßbar. Ihre Scheu hatte sie immer rauh verschlossen, auch den Dreisten gegenüber. War sie reif und fällig für ihn gewesen? Ihrer selbst müde, sich selbst zu schwer? Er hatte es gewagt. Nein, das allein nicht . . .

Er vergrub seinen Zigarettenstummel sorgfältig im Sand, legte die Kohle mit dem Blechhalter hinters Ohr und faltete die Hände auf dem Brett. „Jetzt bin ich faul und kann sagen: glücklich! Sehen Sie, die Ebbe beginnt — herrlich! Wollen wir hinauslaufen? Man wird schlaff vom Sitzen. Und Sie haben mich etwas melancholisch gemacht."

„Nein . . ."

„Ja. Akrobat oder Feuerfresser — weiter ist man doch nichts. Und das Größere — Große — — Du lieber Gott!" Er seufzte tief und kroch über den Sand nach seinem Hut.

Sie sah ihn herzlich an, tat die Beine herab und bog sich vor. „Man hat sein Geschick immer in der Hand!" sagte sie leise. Es war das erstemal, daß sie so zärtlich zu ihm sprach. Und er reichte ihr langsam die Hand, um sie, zugleich mit sich selbst, hochzuziehen. Aber er hielt erst die Hand eine Weile leidenschaftlich fest, und sie ließ sie ihm.

„Seid gut und liebreich zu mir, ihr Menschen," sagte er lächelnd.

Sie nickte ihm lachend und ungelenk zu, und da versuchte er ihre Hand zu küssen. Aber sie duldete bloß seine Lippennähe. Dann zitterte ihr Arm, daß sie ihm die Hand schroff und fast böse entriß. Was war das? In Felix frohlockte etwas. Hinter

Digitized by Google

ihr stand die Qual ihres Lebens — so daß sie sich vor ihrer Gewalt und Befreiung fürchtete . . .

Dann patschten sie ausgelassen und laut in dem nassen Sand und fanden Seesterne und riesige blaue Quallen.

— — — — — — — — — — — —

Am Anfang der dritten Woche fuhren sie in dem Bähnlein nach List. Hede saß schon im Zug, Felix stieg in Kampen ein, denn er hatte vor einigen Tagen ein kleines nettes Hotel zwischen Kampen und Wenningstedt bezogen.

Dann gingen sie. Der Himmel stand blau gewölbt über dem weißen Sand, und die Sonne schien noch immer mit Wüstenkraft. Möwen flogen mit blitzendem Flügelschlag, umkreisten die beiden Menschen klagend, als wären sie eine Beute der Einsamkeit.

Das Hügelland der Dünen. Endlos. Einsam. Groß. Steile, gelblich gleißende Sandberge erhoben sich, kahl, glimmernd, glühend im Sonnenbrand. Ganz drüben sah man auf einer Dünenhöhe einen schwarzen dünnen Strich. Er schien zu rufen, sogar zu jodeln. Aber die Endlosigkeit verschlang die Laute. Nur die Möwen schrien.

Sie legten sich nach einer Stunde Gehen und Klettern ins Dünengras. Dicht vor ihnen fiel ein Abhang tief und weiß hinab. Die Möwen flogen jetzt ganz unten, und ihr Schrei weckte ein klagendes Echo. Felix und Hede staunten und lauschten. Antwortete eine andre Möwe oder ein einsamer Mensch? Der Ruf kam immer wieder mit der gleichen, verhallenden, fernen Verzweiflung.

Hede schwieg lange . . .

Und dann sprach sie von Käthe. Sie hatte sie niemals erwähnt.

Felix spielte mit dem Sand, häufelte ihn zwischen seinen Beinen. „Ich bekam vor einiger Zeit eine Karte. Es scheint ihr gut zu gehen."

„Sie sind gute Freunde."

„. . . Man kann so sagen."

„— — Mehr?"

Felix sah auf. Fest und stark in die Augen hinein. Sie wandte nicht den Blick. Da wurde sie kaum merklich rot.

Felix sah vor sich hin und ließ den weißen Sand in Strömen aus den hohlen Händen rinnen.

Hede legte sich zurück und kreuzte die Arme hinterm Kopf. So lag sie gelöst und fremd und völlig einsam neben ihm. Ihre Brust hob sich regelmäßig und stark unter ihren Atemzügen, die immer tiefer wurden.

Plötzlich erhob sich Hede Lau halb. Sie war ganz blaß und hatte Schatten unter den Augen. Vielleicht von der prallen Sonne, die sie versengt und erschlafft hatte.

„Nun können wir wieder gehen."

„Nein! — Ich bin Ihnen noch eine Antwort schuldig."

Sie lachte kurz und hart. „Antwort?"

„Jawohl. — Ich habe sie — — ich hatte sie sehr gern. Sie wissen, wen ich meine. Sie ist ein feines, kluges, sehr schönes Mädchen. — Aber es steht mancherlei zwischen uns. — Ich kann sagen: Welten! Man vergißt es niemals. Auch wenn man es wünschte. Man fühlte es immer, auch wenn man es nicht wollte. Es hat immer zwischen uns gestanden. Verneinend und trennend. Wollen Sie noch mehr wissen?"

Nun hatte er sich tiefer gelegt, seitwärts den Oberkörper geneigt, seine Hand spielte mit dem Sand, und sein Gesicht legte sich auf den glühenden Boden. Wollte er Scham und Reue wegbrennen und verbergen? Er hörte den klagenden Schrei, der zerrte an seinen Nerven, erregte ihn, machte ihm fast übel.

Hede hatte die Hände um die Knie geschlungen und saß unbewegt. Ihre Augen waren starr. Ihre Brust hob sich noch stärker. Und plötzlich hörte er, wie sie ein paarmal rasch und leicht die Schneiden ihrer Zähne aufeinander schlug. Da schob er sich heran. Er umspannte ihren Knöchel. Er küßte ihren Spann. Sie erhob sich jäh und stieß ihn fort. Mit einem rauhen Ton im Hals, der wie Zorn klang oder wie ein dumpfer Angstlaut.

Sie starrte ihn an. Alles, was sie seit Jahren litt unter dieser schweren, süßen, schrecklichen Sinnlichkeit, sprach blitzhaft aus Ton und Blick. Nun hatte sie sich an diesen schönen, jungen, starken Menschen gehangen. Just an diesen — diesen — — Das nie empfundne Glück umstrickte sie. Es war wie Wut in ihr, so kämpfte es sich hoch. Sie vertraute blindlings und rücksichtslos der unheimlich bewegten Tiefe. Seiner Tiefe. Wer er auch war oder viel-

Digitized by Google

leicht durch sie erst sein würde! Ihr Blut summte, ihr Herz war schwer wie Eisen, schmerzte vor Spannung und Süße. Es war Wahnsinn.

Sie ging davon. Sie lachte. Ihre Knie zitterten. Sie sprang die hohe Düne hinab, sank tief ein und kam nicht weiter, sank hin und fiel. Er war bei ihr.

„Was tun Sie, Hede?"

„Ich rolle mich hinab," sagte sie sinnlos.

„Wollen wir?"

Er umfaßte sie. Sie war wie ein Stein so hart. Bloß ihre Lippen zuckten. Ihr Auge blickte wieder weit, und ihr Atem bewegte die Nasenflügel.

„Ich habe Sie lieb, Hede!" Das starke, wilde, verhaltne Gefühl in ihr berauschte auch ihn. Er fesselte hart ihre Hände, daß ihre Haut brannte. Er küßte den Arm hinauf. Ihre Wange, die das Haar umwehte, ihren Mund. Aus Hedens Kehle brach wieder jener Laut. Ihre Zähne knirschten. Sie schloß die Augen. Sie war willenlos in all der furchtbaren Spannung, sank darin zusammen, schmiegte sich hinein, bot die Lippen, weich, brennend, durstig, biß vor Qual.

„Was wollen Sie?" fragte sie kindisch, ungelenk, rauh.

Er schloß ihr leidenschaftlich und zärtlich die Lippen, streichelte, bat und schwur. Er dankte ihr. Er wolle, wünsche dieses stärkste Leben. — Nun ließe er sie nicht mehr — was auch komme! Er fühlte es wirklich so. Er sprach fast wahr. Es berauschte ihn, riß ihn selbst hin. In ihr war des ganzen Lebens Erfüllung — Zukunft — Wiedergeburt — Leben —!

Wie eine Dämmerung und Niederung lag die jüngste Vergangenheit hinter ihm. Es war kein wirklicher Aufschwung gewesen! — Bloß wieder ein Aufwärtstasten. Man mußte auch hart und scharf sein können, das verlangte das Leben, wenn man es für sich bezwingen wollte! Hier — hier war die Erfüllung, glühend und alle Sättigung des Lebens verheißend — — die Heimat, der leuchtende Hafen, alles Irrens Ende.

Er sprach wahr. Er zitterte selbst in Leidenschaft. Er fand sie begehrenswert und beglückend.

Die rastlose Möwe klagte schreiend. Und in der Ferne antwortete der wehe, todestraurige und nimmer endende Widerschrei.

⁂ ⁂ ⁂

Als Felix an einem der nächsten Abende heimkam, lag ein kleiner, doppelter Brief für ihn auf dem Posttisch.

Er selbst hatte seit geraumer Zeit an niemand mehr geschrieben. Was hätte er schreiben sollen? Lügen? Er hatte es auch aus Mitleid unterlassen oder aus Feigheit. Oder weil es ein zu schwieriges Geschäft war.

— Vielleicht half ihnen beiden ein Zufall! Und gewiß besaß das Schweigen eine vorbereitende Wirkung, eine Kraft, die den Weg ebnete. So hatte er auch nichts mehr beantwortet. Nur zuletzt ein Telegramm, gerade am Morgen jenes Ausflugs nach List, das war nicht zu umgehen gewesen. „Demnächst folgt Brief," hatte er nach langem Zaudern mit einer ungeschickten Geste auf das Formular geschrieben. Es war grausam in dieser Kürze und unbestimmten Verheißung, aber das sollte es sein, wie ein Vorruf.

Und nun wieder ein Brief.

Er wog den Brief in der Hand. Er verspürte wenig Neigung, ihn aufzuschlitzen. Er schob ihn in die Tasche, denn er hatte heftigen Durst und wollte noch ein Glas Pilsner trinken und eine Zigarre rauchen, um die Nerven zu stärken und zu beruhigen.

Darauf stieg er hinauf, setzte sich in einen großen grünen Sammetsessel und öffnete den Brief.

Er war über Westerland gekommen. Käthe konnte nicht wissen, daß er hier abseits weilte. Aber sie wußte, daß Hede Lau hier war. Hede hatte zwei Karten an Hanna Wiedeborn geschrieben. Käthe hatte wohl eine Hutofferte gemacht, vielleicht bloß telephonisch und in heißer Unruhe. Der Brief schien in der Nacht geschrieben worden zu sein. Der Poststempel verriet eine früheste Morgenstunde. Sie fragte und forschte dringend, und aus jeder Zeile sprang ihre Angst und ihre große, stürmische Liebe. Ob er krank wäre? Dann erwähnte sie Hede. Was er habe, warum er schweige, was er treibe —?!

Die Angst, die Sehnsucht, das Bitten und Schmeicheln klang leidenschaftlich aus den Zeilen. Und immer wieder ihre große, ungestüme Liebe.

Digitized by Google

Felix faltete die Blätter zusammen und schob sie in den Umschlag zurück. Er rieb sich nervös die Stirn. Er lag noch eine halbe Stunde dumpf im Sessel. Die Fenster standen offen. Es war nachtkühl und stürmisch. Es wurde jetzt abends und nächtens herbstlich frisch. Auch über Tag wehte mitunter ein harter Wind, gegen den man sich lehnen konnte. Es wurde wohl Zeit dafür.

Felix fror. Er knöpfte seine Jacke zu. „Naja!" sagte er und kam sich dumm und kläglich vor. Sie tat ihm furchtbar leid. Ihre Schrift war wie ihre Sprache, hatte Leben, Wärme, einen heißen, bestrickenden Atem. Aber die weibliche Zähigkeit darin und ein gewißes rührsames Bitten und Betteln, wie er es empfand, verstimmten ihn. War man bloß dazu da? War denn das die Hauptsache — ? Überhaupt! Er tat sich leid. Andre sprangen mit beiden Beinen immer wieder ins Neue, Frische. Von Anfang an.

Und nun zerrte wieder die Vergangenheit an seinen Beinen. Ach, das tat sie schon längst, von der ersten Stunde an. Aber sie mußte einmal zerren und würde es noch mehr und spürbarer tun.

Gut so. War die Stunde schon da? Schneller, plötzlicher gekommen, als er je geglaubt hatte? Man stand verwirrt und betäubt vor den Tatsachen. Seine Augen blinzelten. Er rauchte noch immer stark. Aber er war furchtbar müde, sogar erschöpft. Es war ein langer und starker Tag gewesen, — bis zu dieser Stunde.

Er ging ins Bett, aber schon um sechs war er wieder wach. Plötzlich lag er, wie durch einen Schrecken oder ein Pochen geweckt, mit offnen Augen da. Er räusperte sich und dachte nach. ‚Herein!' brummte er. Aber alles schlief noch. Wahrscheinlich selbst der Hausknecht. Er mußte geträumt oder sich geirrt haben. Hm. Der Brief — — Der Brief war wohl in seinen Schlaf gefallen mit einem schweren Krachen.

Er dehnte sich übernächtig und doch hellsichtig und klar. Die Balkontür stand offen. Draußen war es schon wieder sonnenhell und frisch. Es begann von neuem ein wundervoller Tag mit hohem, warmem Mittag — wie gestern. Gestern? . . . Er sprang auf. Es schien ihm viel länger her zu sein. Eine Welt von Geschehnissen lag dazwischen — eine Wandlung des Lebens.

Er zog die Vorhänge weg. Spazierte auf den Balkon hinaus, ließ sich von der Frische peitschen und rauchte eine Zigarette. Einmal mußte es doch geschehen. Es wurde mit jedem Tag nur schwerer. Jetzt hatte ihn noch keine Stimme von draußen berührt, er schwebte noch im Zeit- und Hemmungslosen, so daß alle Vorstellungen und Entschlüsse sich wie Träume federleicht und unwirklich seinem Willen fügten. Jetzt gleich. Eh' noch eine Stunde des Tags abgenutzt und vom Leben belastet war. Wie Blitz und Schlag — traumhaft, unwahrscheinlich — so blindlings fast, wie der Wechsel seiner Stimmungen, Wünsche und — Schicksale sich vollzog. Er schrieb, aber er zerriß zwei Bogen.

Er schrieb wieder. Er schrieb improvisierend, wie unter der Macht einer Eingebung. Er schrieb gut und leidenschaftlich, einfach, gütig und furchtlos streng gegen sich selbst. Er hatte sich nie so klar erkannt und andern so hüllenlos gezeigt. Es gewährte ihm eine Befriedigung. Er nahm frei und willig die Schuld auf sich. So war er, so war er geworden. Verwöhnt, im Lebenswillen niemals gestärkt, nicht geschaffen, sich durchzubeißen und zu verzichten. Weich, schwach, unbezwinglich unlustig, wenn ihm das Schicksal Steine in den Weg warf. Lieber würfe er selbst das Leben weg. ‚Leben und Schicksal' war das Leitmotiv. Die Mutter. Er übertrieb dieses Motiv der Sorge um die Mutter. Er hatte sich in Wahrheit nicht allzu stark damit beschäftigt. Er dachte immer mehr an sich. Es hatte nur geschürt und geholfen, seine Ungeduld zum Fieber gestachelt, als der neue herrliche Ausblick sich auftat. Aber es paßte ihm. Es sollte den zwingenden Grund bieten. Er mußte doch einen Grund haben. Er verweilte dabei, dann wieder bei sich selbst. Und nun die Misère. Und daß er leider kein Held sei. Stark und tüchtig nur auf gutem Boden. Sonst eine Kompromißnatur wie tausend andre. Er schrieb rasch. Immer rascher und leidenschaftlicher. Von schwerster Reue. Von unzerstörbarem Dank. Von Schuld — Schuld — quälender, mahnender, niederziehender Schuld — vor der ihm doch, wie er nur zu klar fühle in seiner Schwäche und Menschlichkeit, die Hände gebunden seien. Von Bitten. Von Unbegreiflichkeiten des Geschicks. Es wurde zu

Digitized by Google

Aufziehendes Gewitter im Tuileriengarten

Gemälde von Prof. Hermann Göhler

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

lang. Er hatte keinen Mut zum Schluß. Im Grunde — das Übliche.

Es klang ihm banal. Er drängte zum Ende, eilig und hastig. Er wollte nur alles rund und wirklich vor sich haben.

Und dann war er in der Tat fertig. Er atmete heimlich auf — und schämte sich. Nein, den Brief mochte er nicht abschicken. Er erklärte zuviel. Er war nicht einfach und sachlich genug. Besser ins Mark treffen, als sich pathetisch biegen und winden. Sein Kopf war heiß, rot und schmerzte. Und in einem hilflosen Zorn zerriß er den Brief abermals.

Dann frühstückte er. Und nun spürte er ein drängendes und wachsendes Verlangen nach Hede. Einen Heißhunger auf sie. Sie war das Klare, Helle, Neue, Fels und Quell in seinem Leben, Labsal und Stärkung, Freude und Lust. Das Glück — das große Glück.

Er ging rauchend in dem dürftigen Gärtchen ums Haus herum. Er hätte den Brief nicht zerreißen sollen. Nun konnte er schon im Kasten liegen, und er war es los. Mochte kommen, was da wollte! Das war ja sein Fluch — dieses ewige Zaudern, dieses Erwägen, diese schlappe Empfindlichkeit. Wie sie es erfuhr, war doch am Ende egal — die Tatsache blieb in jedem Fall die gleiche. Sollte, mußte bleiben. Er rauchte hastig. Ein neuer Entschluß stieg auf. Er war nun schon vertrauter mit diesen Dingen, sie hatten bereits etwas von ihrer Neuheit und Schreckhaftigkeit verloren durch diesen Kampf und sein Hin und Her.

Und Hede — —

Er lief wieder hinauf, warf das Stubenmädchen mit seinem Besen und Lappen hinaus und setzte sich von neuem an den Schreibtisch.

Und er schrieb. Draußen wurde es laut. Er hörte es nicht. Eine Zigarette um die andre ging darauf. Und dann, als es im Korridor zehn schlug, war es endlich getan.

Dicht am Haus war der Kasten. Doch da kam gerade der verträumte, blonde, schöne, dickliche Briefträger. Nonnemann schickte zwei Zeilen und ließ Hede grüßen. Er ahnte offiziell nichts. Er war ganz Haltung. Ja, da war auch die Zeitung, Mord und Totschlag auf jeder Seite. Felix Wieland spazierte lesend vorm Haus auf und nieder.

Und dann stand er am Kasten.

Plumps! machte der Brief. Felix erstaunte, erschrak und stand betäubt. — —

Hede wartete schon auf ihn. Sie saß mitten auf der Düne und rief und winkte herüber, als er dicht am Wasser heranmarschierte. Sie war belebt und verwandelt. Sie hatte eine feine Farbe auf den Wangen und ein tiefes Leuchten in den Augen. Sie war heitrer, freier, oft lärmend ausgelassen; und er fühlte frohlockend, daß sie von Tag zu Tag schmiegsamer wurde in seiner Hand. Sie konnte freilich auch noch verschlossen sein und in ihr altes prüfendes Wesen verfallen. Doch dann küßte er ihr die Hände und Lippen und erlöste sie daraus. Dann wurde sie weich wie Wachs.

Felix wußte nicht, ob er zu ihr von Käthens Brief sprechen sollte. Sie war in dem Punkt gewiß Egoistin und vermochte mit Ruhe und starker Unbekümmertheit alles Störende abzulehnen ... schweigend, achselzuckend. Was ging es sie an? Es tat ihr vielleicht leid. Aber das zeigte sie nie. Und das Ganze war doch bloß eine Dummheit gewesen, eine Episode, ein krasser Unverstand. Ein Sichverplempern! Sollte man deshalb sentimental werden und Edelmut triefen? Er hätte ihr den Brief vielleicht sogar zeigen können.

Aber er ließ es doch damit.

Es wurde jetzt leer auf Sylt. Die ersten Herbststürme kamen. Wenn man in Kampen über die Heide ging, flog einem das Wort vom Mund. Wolken jagten phantastisch, und die weißen Möven taumelten wie zerfetzt. Die Luft glich einem unablässig knatternden Leinentuch, das sich einem um den Leib schlug und hart das Gesicht umklatschte.

Felix wartete auf eine Antwort. Er weilte nun schon in der dritten Woche hier.

Der ganze Tatbestand schien ihm traumhaft — unwirklich. Auch sein Brief, der jetzt zielbewußt übers Wasser flog, über Land raste. Das überwog alle andern Empfindungen. Auch die der Furcht. —

⁂ ⁂ ⁂

Eines Abends aber war Käthe selbst da.

Sie hatte in Westerland übernachten müssen. Die Dampfer in Hamburg gingen nicht mehr täglich. Sie war mit der Bahn gefahren und hatte in Hoyerschleuse viele Stunden lang auf die Flut gewartet. Dann ging keine Wüstenbahn mehr nach Kam-

Digitized by Google

pen. Ein endloser Abend. Eine bitterböse Nacht.

Sie hatte versucht, ihn anzurufen. Aber er war um diese Abendstunden nie daheim. Sie hatte dem Bureaufräulein ihren Namen nicht genannt. Und Felix hatte sich am nächsten Morgen gewundert. Eine Dame? . . . Aus Westerland? Hatte sie sonst nichts gesagt?

Er wartete. Ihm war nicht gut. Dann wurde er vom Frühstückstisch ins Bureau ans Telefon gebeten. War es diesmal Hede? Die Stimme in der Ferne zitterte. Sie sprach, als wäre nichts geschehen. Eine Stimme, die er geliebt hatte, der er zugejubelt hatte und die ihn plötzlich traurig machte und bis in die Knie erschreckte. „Ich bin hier, Felix. Käthe. Guten Morgen. Ich fahre jetzt nach Kampen." „Ja," sagte er. „— Ja. Wo kommst du her?" — „Aus Berlin. Ich möchte dich sprechen." — „Ja. Ich werde dich erwarten, Käthe."

Sie kam. Sie stieg aus und gab ihm stumm die Hand. Ihre Augen fragten starr und waren ausgetrocknet. Ihr Mund wartete. Es war erschütternd, sie lebendig wieder vor sich zu sehen, mit todblassen Wangen, die nun ein Fieber rötete. Ihr Mund lockte, das Mitleid rief, und Felix war nahe daran, sie in diesem ersten Augenblick in die Arme zu nehmen. Doch er beherrschte sich. Er ergriff ihre Hand und küßte sie. Da zitterte ihr Arm, ihre ganze Schulter. Sie zerbiß ein würgendes Schluchzen. Es erstickte wie ein Schrei in ihrer Kehle. „Komm!" sagte sie. Und er führte sie.

Und nun begann der Kampf, den er gefürchtet und vorgeahnt hatte. Und in dem Felix Wieland mehr schwieg als sprach.

Er schloß im Gehen oder wenn man haltmachte und irgendwo niedersaß die Augen und litt. Litt an sich, an Käthe, an der ganzen schrecklichen Situation, die er im voraus erlebt hatte, — weitab in Berlin sich abspielend, in seinem Studio, auf der Straße, Szene um Szene, Wort um Wort — so wie jetzt. Nur daß alles im Geist blitzhaft vorübergehuscht war. Er litt. Es war eine Maske. Aber es war auch Wahrheit. Er mochte nicht zurück, konnte nicht, wollte nicht! — lieber sofort den Schritt und Schnitt als später! Eh' es noch weher tat und zu spät war! ‚Lieber ein Schuft als ein Hinhalter und schwächlicher Selbstzerstörer!' dachte er. Hunderte taten es, ohne den Schlaf zu verlieren — Kerle! So versteinte sein Wesen zu einer schmerzhaften, schamdurchquälten Dumpfheit.

Er hatte sie gestreichelt, einmal ihre Wangen, ihren Mund. Hatte ihre Hände an seinen Mund gepreßt, als sie ihn an das Gewesene erinnerte, an sein Wort. Als sie außer sich zusammenbrach, deshalb weil sie sich an ihn verschwendet hatte — in Schmerz — in furchtbarer Bitterkeit —! Als sie ihn an sich riß! Dennoch dachte er dabei, als er in Scham und auch bittend schwieg und zerknirscht, betäubt vor ihr lag —: ‚Wir spielen Theater. Auch Käthe will wirken — nein, Käthe weniger! Aber ich. Es ist unerträglich. Wenn es doch vorbei wäre. Dabei hab' ich sie noch von Herzen und mit allen Sinnen lieb — und mißachte mich selbst. Theater. Das macht es noch lächerlicher und unerträglicher. Meine Rolle ist furchtbar schwer.'

Käthe redete zuletzt gegen eine blasse Mauer, so verhärtete es ihn. Der stürmische Wind betäubte ihn. Und das Brausen der See höhlte seine Nerven aus.

„Du mußt einen Bissen essen, Käthe."

„Danke. Keinen Bissen — keinen Tropfen — —!!"

„Wo willst du wohnen?"

„Hier!"

„Käthe — das geht doch nicht."

„Warum nicht? Ich bleibe im Freien. Hier im Sand! Ganz egal! Alles egal! Ich weiche keinen Schritt von hier. — Keinen Schritt — —!!"

Die Mauer, das Schweigen wuchs. Die Zeit aber blieb stehen. Nur mühsam krochen die Minuten und Stunden durch den tiefen, zähen Sand. Eine endlose, träge Kette, als trügen sie schwere Lasten durch Sonne und Sturm.

Und als dann der Abend dieses fruchtlosen, marternden Tags endlich dunkelte, ging Käthe frank und frei zu Hede. Die wußte wahrscheinlich längst, wie es um sie beide stand. Sie redete offen und bat kühn. Hede Lau aber fragte: „Was wünschen Sie von mir, Fräulein Münchhoff?"

„Da Sie es nun wissen —?"

„Ich vermutete es lange."

„Aber nicht so!"

Digitized by Google

„Ich kann hier nichts entscheiden, Fräulein Münchhoff. Ich darf und kann mich auch nicht mal einmischen. Soll ich für — Sie Partei ergreifen? Das muß Herr Wieland selbst tun, das steht bei ihm. Er muß wissen, was er zu tun hat. Sie verlangen Unmögliches von mir."

„Ein Wort von Ihnen — —"

Doch Hede Lau schüttelte bestimmt und hart den Kopf. Das war klug. Jene war seine Geliebte bis vor kurzem gewesen, wenn sie es auch nicht gerade gestand. Das verletzte sie und bedrängte auch sie mit häßlicher Sorge.

Sie standen in der Nähe des kleinen Fensters, dessen Zwielicht sie beide fahler machte. Weit drüben glühte der Himmel. Einer der nach außen geöffneten Fensterflügel knarrte an seinem rostigen Haken, der Wind schlug dagegen, und hinter der Düne rollte die See. Käthe hatte kein Merk für die Zeit, der andern aber dehnte sich die Zeit unerträglich. Es war zwecklos. Was wollte sie? Sollte sie die Mittlerin spielen? Hede dachte es feindselig und ungeduldig und auch verächtlich von der Höhe ihres Lebens herab.

Und dann verlor Käthe doch die Fassung. Aus ihrem blassen Stolz, aus ihrem demütigen Gram irrten Tränen und der Zorn. Sie war dicht ans Fenster getreten, hatte das Knie aufgestützt und die Stirn gegen die Scheibe gepreßt. Es war eine Geste der Hilflosigkeit und krampfhaften Trotzes: Ich weiche auch hier nicht — —

Und da hatte Fräulein Lau verlegen die Achseln gezuckt. Und dann verließ sie schroff und rücksichtslos, wie es ihre Art sein konnte, wenn sie etwas beengte und erregte, das eigne Zimmer und ließ Käthe stehen.

Käthe erbebte. Hielt jene sie für so eine? Ein Spielzeug — ein Verhältnis, das man auf gute oder schlimme Manier wegwarf, wenn das Leben ernst wurde? Waren denn diese Menschen wahnwitzig? Was waren das für Menschen? Von heut auf morgen — wie es ihnen paßte — —?! Oh — — — das war Käthe Münchhoffs bitterster Tag und bitterste Nacht. Sie aß auch am Abend keinen Bissen. Sie ging in kein Bett. Felix hatte für sie sorgen wollen. Aber sie hatte alles erbittert und hartnäckig abgelehnt. Sie saß die ganze Nacht allein in einem Strandkorb am Bollwerk. Das Wasser der Flut kam fast an ihre Füße heran. Sie rührte sich nicht. Sie zitterte vor Frost und war doch wie versteint, im Herzen und am ganzen Körper.

Sie war allein auf der Welt. Es war ihr recht. In Finsternis, Flutbrausen und Sturm. Als das Frührot erschien, saß sie immer noch totenblaß und erstarrt. In Schmerz, in Haß und Verachtung. — War es denkbar? Felix, der sie umjubelt — noch gestern. Man stieß sie mit dem Fuß zurück wie eine Lästige, Widerwärtige. Eine Schutzlose. Eine von unten. Verhältnis — — Sie hielten zusammen und raubten sie aus. Sie hatten die Macht, und jene andere, die sie haßte aus tiefster Seele, das Geld! — — Auch sie glaubte zu träumen! Es war ja Wahnwitz. Es war ein Fieberspuk! Von gestern auf heute — — O, sie hatte es immer fast abergläubisch geahnt und zuletzt auch dies dunkel gefürchtet. Sie war seiner nie ganz sicher gewesen. Sie hatte ihm nie bis zu ihres Herzens Ruhe vertraut. Aber nun war es doch wie Blitz und Schlag — daß man schier hätte lachen können.

Sie schluchzte hart. Sie ballte die eiskalten Hände. Sie verachtete sich selbst und mehr noch jene! Und rief doch nach Felix. Sie wollte nichts — nichts als ihn! Sie wollte alles entbehren. Nur ihn —! Sie hatten ihr die Zukunft zerschlagen, an der sie mit hundert Phantasien und Eifern gebaut —! Und dann wieder wild und stürmisch, daß es die Brandung übertönte: „Ich will nicht — ich will nicht — ich will nicht — —!!"

Sie blieb noch. Sie kämpfte noch. Auch am dritten Morgen. Sie ließ sich nicht wegschieben! Diesmal nicht! Sie sprach ihn wieder. Kampf, Kampf. Doch da sprach er zuletzt, nach steinschweren Pausen und hinter ruhigen, gepreßten und leidenschaftlichen Worten, die das Geschick und die eigene, das ungebrochene Leben unabänderlich suchende Art anklagten, auch von freundschaftlich-herzlicher Fürsorge — und von Geld. Wieder Geld — — —

Da würgte es sie. Da hätte sie aufspringen und ihn schlagen mögen. So war sie nicht. So war sie nicht mehr. Er war kein Mann — er war ein Knabe! Von jener Geld, denn nur von ihr konnte es

Digitized by Google

kommen — von jener — jener — — Die stand tausend Klafter unter ihr! Lieber hungern! Lieber wieder in Stellung! So war sie doch nicht mehr! So wäre sie auch früher nicht gewesen — in Demütigung gefügig und erbärmlich. Niemals. Auch sie hatte zu jeder Zeit hassen und verachten können. — —

⁂ ⁂ ⁂

Die Tage waren voll Sonne, und das Meer brauste. Hede Lau war wieder stumm und einsilbig. Auch Felix war nicht beredt. Und am Abend dieses vierten Tages sagte Felix zu ihr: „Hede, du kannst mir ruhig sagen: Ich will nicht mehr."

Sie schwieg.

„Bitte antworte mir."

Sie hob die Schulter. „Es war eklig — häßlich!"

„— Weiter nichts?"

Und nach einer Weile, kurz und rauh: „Warum willst du mich?"

„— Das weißt du, Hede! Du weißt auch, wie das alles mit Käthe Münchhoff kam. Und ich würde in den andern Verhältnissen ersticken. — — Du sollst auch das wissen."

Hede betrachtete ihn. Dann stand sie auf und ging zum Wasser hinüber, wo sie regungslos stehen blieb. Felix legte sich in den Sand zurück. Aber nach einer Weile erhob auch er sich und ging zu ihr hin.

„Hede," sagte er leise neben ihr. „Ich werde morgen früh nach Berlin reisen. Wir können, wenn du es willst, später darüber reden."

Sie antwortete auch jetzt nicht. Da küßte er ihr die Hand und ging. Einmal sah er noch zurück, als er schon weitab war. Sie stand klein in ihrer hellen langen Wolljacke und unbewegt immer noch vor dem Wasser. Am Morgen aber, als er vom Frühstück kam, um sich erregt noch eine Stunde auszulaufen, da stand sie in den Dünen.

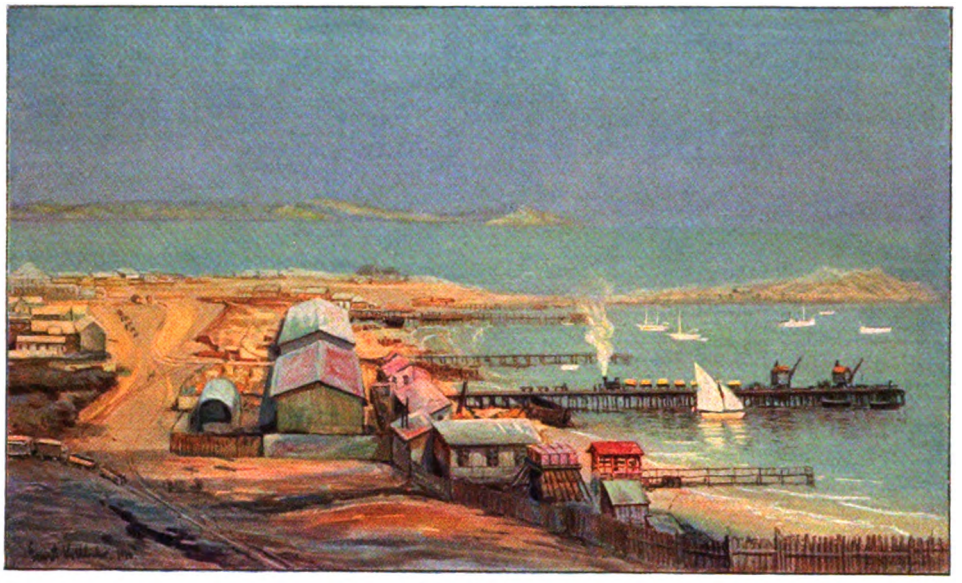
„Hede!" Und sie sah den hellen Blitz des Jubels in seinem Auge, und da nickte sie ihm stumm zu. (Schluß folgt.)

An den Kriegsmond

Golden leuchtender Mond,
Auf dem allein noch Friede wohnt,
Hoch über der waffenblitzenden Erdennacht!
O, zeige dem Feldposten auf der Wacht
Die feindlichen Reiter, die sich durch den Hohlweg winden!
Laß die Ulanen am Wald die schlafenden Heerlager finden
Und leuchte dem Luftschiff auf der Geisterreise,
Daß es die Burg der Verderber zerschmettre und zerschmeiße!
Du feuchtest den Verwundeten, auf dem Schlachtfeld vergessen,
Mit Nachttau die berstenden Lippen .. Gönnst den Müttern
Die um die hochgewachs'nen Söhne zittern,
Im Traum den Siegeslorbeer in Jünglingshaar zu pressen ..
O, zeig' den Kanonen die Schluchten, daß die Feinde beim Morgengraun
Ringsum in die Schlünde der tödlichen Rohre schaun
Und überwunden die weiße Fahne hissen!
Denn wie die Scheibe deiner goldnen Glut
Über den Finsternissen
Ist das deutsche Herz und möchte die Flut
Seiner Liebe über die blutige Erde gießen,
Bis wir den Feind, den wir besiegt mit den Waffen,
Auch mit der Seele besiegen und wieder Frieden auf Erden schaffen.

Leo Sternberg

Digitized by Google



Lüderitzbucht

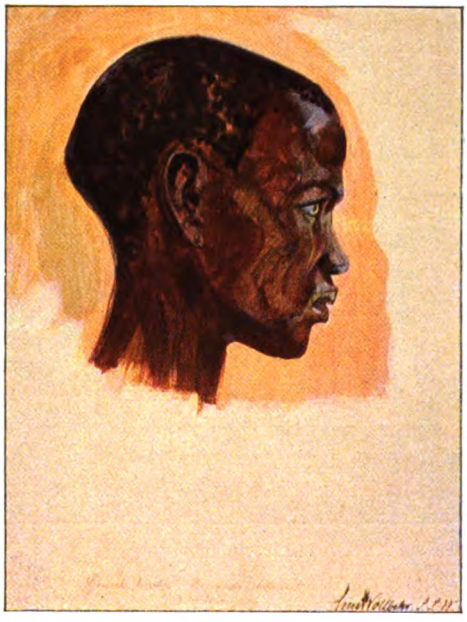
Aus Deutsch-Südwest

Bilder von einer Künstlerfahrt. Von Ernst Vollbehr

Wie lieb ist mir das Land geworden! Ich spüre es am tiefsten in dieser Zeit, da es mit unsern andern Kolonien von der Habgier übermächtiger Feinde bedroht ist. Als ich das schöne Stück Welt, bevor ich es mir künstlerisch eroberte, zum erstenmal erblickte, war ich freilich stark enttäuscht. Diese trostlos öden Klippen, diese dürre Dünenküste ohne Baum und Strauch, ohne einen einzigen grünen Grashalm: das war Südwest? Hier sollte ich mir als Maler Motive suchen? Ein Allerweltsreisender lehnte neben mir an der Reeling. Er war nicht weit nach Südwest hineingekommen, sondern in dem öden Küstengürtel wieder umgekehrt und dampfte nun noch vor Entrüstung. „Nee, Vollbehr," meinte er, „kehren Sie gleich wieder um. Was glauben Sie, was Sie da zu sehen kriegen? Nichts wie Sand, Sand und ausgetrunkene Bierflaschen. Ich will Ihnen mal erzählen, was mir passiert ist. Ich fuhr damals in dem bekannten Sekundärbahntempo ins Innere hinein. Der Schaffner, auf dem Trittbrett stehend, beugte sich weit über, um zu ölen oder eine Schraube anzuziehen. Plötzlich machte das Zügle einen besonders heimtückischen Hopser, der Schaffner flog herunter und bohrte sich, mit dem Kopfe voran, in den tiefen Sand. Entsetzt lief ich nach vorne, erzählte einem Mitreisenden aufgeregt den Vorfall und suchte, vereint mit diesem, den Lokomotivführer auf das Unglück aufmerksam zu machen. Wir riefen und riefen — er hörte nichts. Schließlich trommelten wir so fest auf die runde Glasscheibe der Lokomotive, daß sie in Scherben ging. Da endlich drehte er sich um. ‚Halten Sie um Gottes willen sofort an, wir haben unseren Schaffner verloren! Der liegt dahinten!' ‚Was? Schon wieder?' brummte er, griff widerwillig in seine Hebel, brachte den Zug langsam zum Stehen, schließlich auf Rückwärtsfahrt und steuerte langsam seinem verlorenen Schaffner entgegen, der mühsam durch den tiefen Sand dahergehumpelt kam. Sehen Sie, das ist echtes Südwest. Bleiben Sie mir bloß mit dem Lande vom Leibe; fahren Sie lieber weiter nach dem schönen tropischen Kamerun." Zum Glück fielen mir aber in diesem entscheidenden Augenblick die begeisterten Schilderungen von Schutztruppen-Offizieren und Farmern ein, die mir von weiten Fernblicken, von stillen, mondbeschienenen Landschaften und gewaltigen unberührten Gebirgsgegenden er-

Digitized by Google

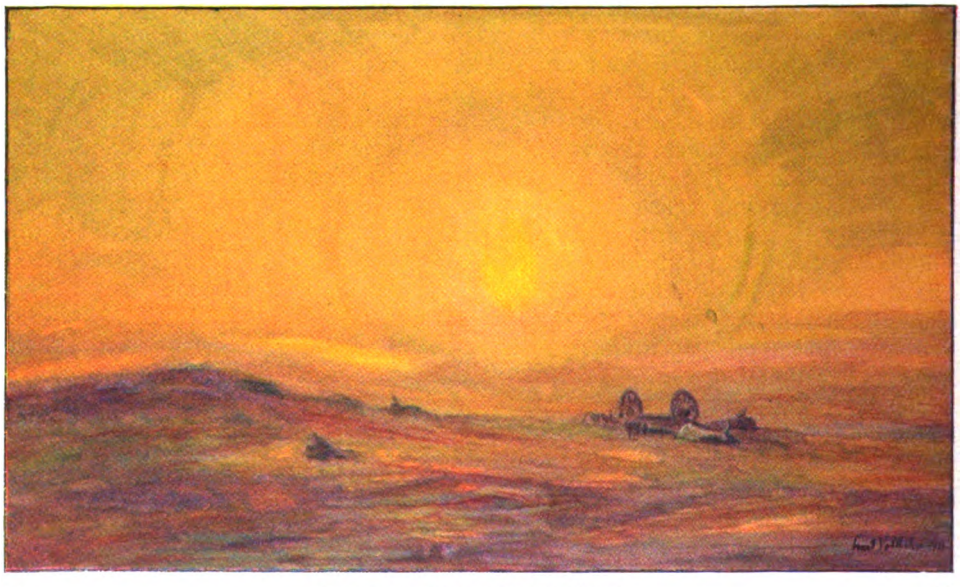
zählt und von den unbeschreiblich schönen Sonnenuntergängen vorgeschwärmt hatten, bei denen die Tafelberge und die Wüste in nie gesehener Farbenpracht erglühten. Erst wenn ich das gesehen hätte, könnte ich verstehen, warum unsere Afrikaner immer und immer wieder der Sehnsucht nach diesem unwirtlich erscheinenden Lande hätten. Ich würde begreifen, warum unsere Offiziere und unsere Mannschaften, die dort so unsägliche Qualen erlitten hatten, doch immer wieder von Heimweh nach Südwest geplagt würden.



Hottentotte

Vor uns lag die Einfahrt in den Hafen von Lüderitzbucht. An öden, mit Guano bedeckten und von Pinguinen umschwirrten Felseninseln kamen wir vorüber. Im Hintergrunde lag das Festland, der Nautilushügel, das Wahrzeichen des Hafens. Ihm zu Füßen der einzige Rest von der ersten deutschen Niederlassung Angra Pequena, ein kleiner, unscheinbarer Friedhof, auf dem die ersten deutschen Überseepioniere zur ewigen Ruhe gebettet sind. Hier war es, wo das deutsche Hoheitszeichen, die Kriegsflagge, am 7. August 1884 unter dem Salut der Geschütze unseres Kriegsschiffes ‚Leipzig' und dem dreimaligen Hoch der weißen Bevölkerung entfaltet und somit Südwest als deutsches Land erklärt wurde.

Ein Walfisch schwamm pustend im Hafen und zog die Aufmerksamkeit auf sich, und daher war ich ganz erstaunt, als plötzlich dicht vor uns Lüderitzbucht mit seinen vielen Kaufhäusern, Landhäusern und Zollschuppen auftauchen. — In Lüderitzbucht war ich Gast der Woermann-Linie; das Wohnhaus lag hoch, so daß ich von ihm



Sandsturm auf den Diamantfeldern

Digitized by Google

Bergdamaramädchen aus Usakos

aus in Bequemlichkeit den Ort in den verschiedensten Stimmungen malen konnte. Eine solche Stimmung gebe ich hier im Bilde wieder, und zwar einen Blick auf die Zollschuppen, die Landungsbrücke und die Haifischinsel, die, da sie bei Nippebbe mit dem Festland verbunden ist, auch als deutscher Besitz anerkannt wurde, während alle anderen im Hafen liegenden Inseln, vereint mit der kürzlich von deutschen Truppen besetzten Walfischbucht, England zufielen . . .

Der Ort Lüderitzbucht ist auf Felsen und Sand aufgebaut; die holperigen Straßen, aus denen noch Felsen herausragen, passen schlecht zu den modernen Häusern, die unter dem Eindruck der Diamantenfunde schnell entstanden und jetzt, wie ich höre, billig

Digitized by Google

zu haben sind. Mitten in der Stadt erhebt sich der seit alters her so benannte Diamantberg, dessen Name doch wohl darauf hindeutet, daß man schon früher, vielleicht in weit zurückliegenden Zeitläuften, hier Diamanten gefunden hat.

Es gibt kein Süßwasser; es muß vielmehr durch einen Kondensator aus Meerwasser hergestellt werden. Dieses künstliche Getränk schmeckt aber scheußlich. Daher benützt man stets Selterswasser, selbst zum Zähneputzen, was auf die Dauer recht kostspielig wird, denn die Flasche Selters kostet eine halbe Mark.

Etwas Grünes, außer den angeschwemmten Algen, sieht man in ganz Lüderitzbucht nicht. Ich mußte angesichts dieses Mangels an einen freudig in die Zukunft blickenden Kolonialschwärmer denken, der die Kolonien mit eigenen Augen nie gesehen hatte, aber munter prophezeite: „Ja, lieber Vollbehr, es wird nicht lange dauern, dann werden die reichen deutschen Herren ihre Villen in Lüderitzbucht am blaugrünen Meer stehen haben und im Winter dort wohnen.“ — „Das glaube ich nicht,“ würde ich ihm heute erwidern, „denn dann müßten diese reichen Herren über hundert Kilometer durch die Wüste reiten, wenn sie sich einmal am Grün des nächsten Grashalmes erfreuen wollten. Viel eher könnte ich mir das schöne Hinterland, wie z. B. die Waterberg- und Windhukgegend, für solche Winterfrische geeignet denken.“

Von Lüderitzbucht aus war ich verschiedene Male auf den Diamantenfeldern, habe auf dem Hinritt und an Ort und Stelle viel erlebt und sogar 23 Diamanten aufgelesen, die ich nach der Vorschrift abgegeben und später in Berlin nach Erlegung des Zolls zurückerhalten habe.

Aber ich war nicht der Diamanten wegen da, sondern zum Malen, und so lieh ich mir denn beim Pferdeverleiher ein lammfrommes Pferd und ritt mit Wasser, Farben und anderem Malgerät gut versehen in den schönen Sonntagmorgen hinein. Selbst die öde Wüste, in der viele Skelette und Mumien von verendeten Zugochsen den Weg bezeichneten, das Steingeröll, der tiefe Sand, die weiten Flächen: alles war an diesem frühen Morgen in Sonntagsstimmung. Aber das Unheil kam, denn ich ahnte nicht, auf welch edlem Tier ich saß, ahnte nicht, daß Lüderitzbucht einen Rennplatz hatte, ahnte noch weniger, daß mein Gaul am folgenden Sonntag mitlaufen sollte und bereits täglich seinen Galopp übte. Wir kamen an dieser Rennbahn vorbei, und plötzlich raste mein Gaul wie wild los, wie toll um den Platz herum. Ich riß ihn nach links, — er sah weites Land vor sich, raste darüber hinweg wie der Sturm über die weiten Wüstenflächen und nahm alle Hindernisse glänzend. Schon hatte ich Mütze, Reitstock und Satteldecke verloren; mir war gar nicht wohl zumute. Ein großer Haufe von alten Konservenbüchsen tauchte auf. Auf ihn zu lenkte ich die wilde Jagd, und er setzte auch wirklich und zu meinem Glück dem Renner und seinem Ehrgeiz ein Ziel. Ich war selbst erstaunt, daß ich noch oben saß und alle Gliedmaßen beisammen hatte.

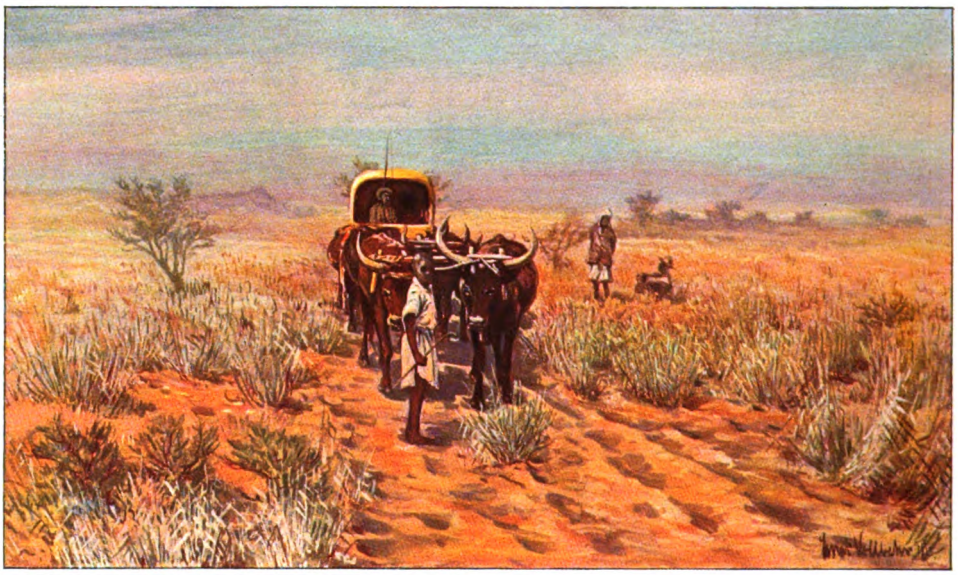
Nun ging es sittsam weiter, und nach dreistündigem Ritt war ich auf den Diamantenfeldern. Mit Aufmerksamkeit sah ich zu, wie durch das Schüttelsiebverfahren Diamanten gefunden werden. Im Schüttelsieb, dem Baby, wird der diamantführende Kies vom Flugsand getrennt; der Kies wird in runde Siebe getan, in Bottichen voll Wasser geschüttelt, zum weißen Angestellten gebracht und umgestürzt. Ein runder Sandkuchen liegt dann auf dem Tisch, in dessen Mitte ein rötlicher Kern, aus kleinen Granaten bestehend, das sogenannte Herz sich vorfindet. Mitten in diesem Kerne liegen als die schwersten Steine die funkelnden Diamanten.

An einem andern Nachmittag kam ich, fernab von jeglicher menschlichen Behausung, mit meinem Malzeug in eine wohl nie begangene Dünengegend. Die Luft war voll Flugsand, jedes Teilchen war von der untergehenden Sonne glühend beleuchtet. Ich ritt drauf los und hörte nicht auf die warnenden Zurufe meines Bambusen (Hottentotten), der denn auch, ohne daß ich es merkte, kehrt machte und mich verließ. Vor mir tauchten eine umgefallene Karre und sieben Ochsenkadaver auf. Was können diese armseligen Trümmer von bitterer Not, von Wassermangel und brennendem Durst, von unsäglich gequälten Menschen und Tieren erzählen! Ich malte

Digitized by Google

Abendfrieden im Hinterland von Süd-West

Digitized by Google



Ochsenkarren in der Grassteppe (Mittagssonne)

dieses unheimliche Motiv. Glühend heiß schlug der Sand in mein Gesicht, füllte Nase und Mund und überzog mein Bild mit einer Sandschicht. Die dahinstürmenden Sandmassen verschleierten und verdunkelten die Sonne; ich war in einen regelrechten Sandsturm geraten, und als ich mein Bild fertig hatte und meine Sachen einpackte, hatte ich jegliche Richtung verloren: meine Fußspuren und die Hufspuren meines Pferdes waren unsichtbar geworden. Zum Unglück hatte ich auch keinen Kompaß bei mir. Mein Pferd lag, zum Sterben bereit, geduldig in sein unvermeidliches Schicksal ergeben. Ich glaubte mit meinen schnell schlagenden Pulsen und in meiner Fieberaufregung, daß die Klippen um mich Grimassen schnitten und über ihre verirrten Opfer hohnlachten. Da aber sah ich durch die dahinbrausenden Sandmassen eine rotglühende Stelle. Dort ging die Sonne unter, dort mußte Westen liegen. Rasch riß ich den Gaul hoch, auf den sich mein neuer Lebensmut zu übertragen schien, und ritt durch den Sturm, durch die Sandmassen meiner Rettung entgegen, denn nach Westen, wußte ich, lag der Weg. Ich hatte mich nicht geirrt. Halb versandete, schnell aufeinanderfolgende Ochsenkadaver zeigten mir die Richtung: ich war mit meinem Pferde gerettet. Ich fand bald meine lieben Begleiter wieder, die in großer Sorge um mich gewesen waren. —

Hottentottenweib

Von Lüderitzbucht fährt man in zwei Tagen mit der Bahn nach Keetmannshoop. In Kuibis, einer Oase in der Wüste, machte ich Halt. Hier war Wasser gebohrt und reichlich gefunden worden und floß nun ständig durch die

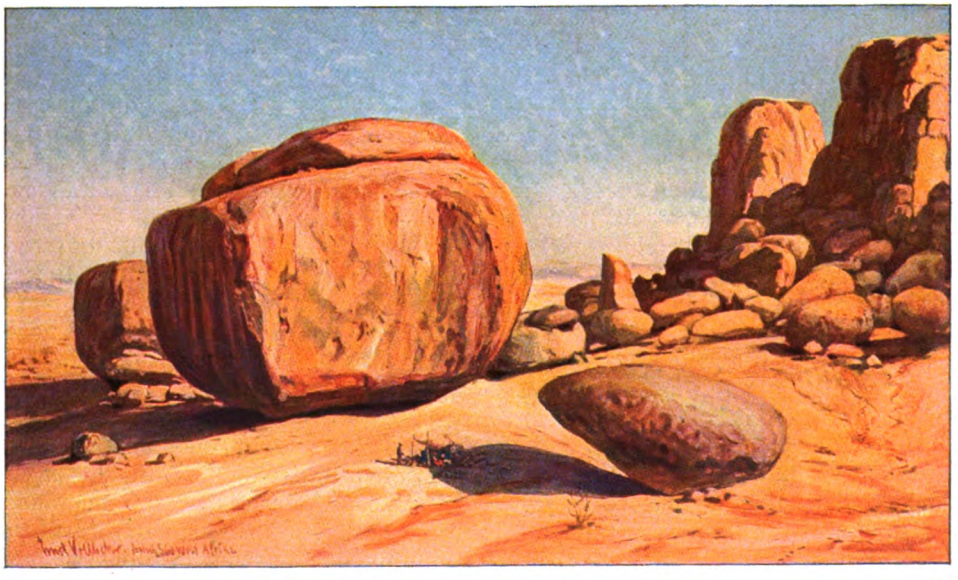
Digitized by Google

Erongegebirge, von Usakos gesehen

Kraft eines Windmotors aus einer armdicken Röhre. Und was war der Erfolg? Ein üppiger Gemüsegarten, hohe Bäume, Blumen und Weinanpflanzungen. In der Nähe dieser Oase befanden sich Eingeborenen-Siedelungen, und hier hatte ich Gelegenheit, das Familienleben der Hottentotten und Hereros kennen zu lernen und in Bildern festzuhalten.

Eine zweite Oase auf meiner Fahrt ins südliche Hinterland war Seeheim am Fischfluß. Der Himmel war, als ich in Seeheim einfuhr, dunkelviolett von schweren, abziehenden Wetterwolken, und die Tafelberge und die unendliche Wüste waren rotglühend von der Abendsonne beleuchtet. Niemals werde ich dieses „Wüstenglühen" vergessen.

Von Keetmannshoop aus besuchte ich später die Karrasberge, teils im Automobil,



Zyklopensteine am Abhange des Erongegebirges

Digitized by Google

teils mit Ochsenkarren. Man muß viel Zeit haben, wenn man mit letzteren reist. Die Zugochsen, oft 6 bis 12 Stück, die eingeborenen Treiber und Führer haben selbstverständlich bei der lähmenden Hitze keine Eile; man muß sich darein fügen. Hält die Karre, so sucht man unter dem großen Wagen, im einzigen Schatten weit und breit, Schutz vor der glühendheißen Sonne. Es setzt stets zuerst einen Kampf mit den Hunden ab, die diesen Schattenfleck auch als ihren angestammten Aufenthaltsort beanspruchen. Die Beine darf man aber nicht ausstrecken, wenn man darunter liegt, denn sollte mal einer der Zugochsen anziehen, so könnten die Räder der Karre über die ausgestreckten Füße gehen. Die begleitenden Eingeborenen stehen schlaff herum und erzählen sich in eigenartigen Schnalzlauten Geschichten, in denen Sehnsucht nach Wasser und nach Essen die Grundstimmung bildet.

Hereromädchen

Gerade heute ging mir viel durch den Kopf. Auf der Rückfahrt von den Karrasbergen sollte mich hier das Auto von Keetmannshoop erwarten und — o Schreck, es war nicht da. Was war geschehen? War wieder ein Hottentottenaufstand ausgebrochen? Aber auf keinen Fall ließ man mich im Stich! Oder war das Auto entzwei? Es ist viel zu heiß zum Denken! Man sitzt unter dem Wagen im Schatten, legt den Finger an die Nase und versucht, seine Denkmaschine in Tätigkeit zu setzen. Sehr lange dauert es, aber plötzlich geht einem ein Licht auf: man hatte tags zuvor viele Regenwolken in der nordöstlichen Richtung gesehen. Das sandige, breite Bett des Löwenflusses ist wahrscheinlich über Nacht ein reißender Strom geworden, durch den das Automobil nicht hindurchkommen kann. Mit neuer Zuversicht ging es in der Mittagshitze weiter, und um 4 Uhr nachmittags sah ich zu meiner Freude, daß mein Schluß richtig gewesen, daß der Löwenfluß ein reißender Strom war und daß auf der anderen Seite das Auto stand und schon stundenlang auf mich wartete. Ich war durstig, hungrig und müde. Die Offiziere zeigten mir von der anderen Seite Getränke und Essen und ließen mich dadurch Tantalusqualen durchkosten, denn es schien fast aussichtslos, durch den breiten Strom hindurch zu kommen. Zum Glück wußte ein Hottentotte in der Nähe eine Furt, und kühn zogen wir hindurch. Dann ging's im Auto in rasender Eile über Dornbüsche, an Felssteinen vorüber wieder hinein nach Keetmannshoop.

Die ‚Sterbe' war ausgebrochen, d. h. die Zeit, wo die Sterbemücke fliegt, deren Stich den Ein- und Zweihufern tödlich werden kann. Uns wurde abgeraten, mit der Ochsenkarre nach Windhuk zu reisen — die Bahn war noch nicht eröffnet —; ich fuhr daher nach Lüderitzbucht zurück, dann mit Dampfer nach Swakopmund, darauf wieder durch die öde Wüste, die Namib, bis Usakos erreicht war, wo ich in der schönen Villa des Eisenbahnbetriebsleiters gemütliche Unterkunft fand. Eines Morgens lag in wundervoller, violetter Tönung das nahe Granitmassiv, das Erongegebirge in den ersten Sonnenstrahlen vor mir. Ein Bild des Friedens! Obgleich ich eigentlich auf dem Wege zur Bahn war, um in aller Herrgottsfrühe abzureisen, mußte mein ganzes Gepäck wieder aus- und umgepackt werden, damit ich meine Malsachen herausbekam, um dieses feenhafte Bild des Morgenfriedens malen zu können. Auch ge-

Digitized by Google

Sonnenaufgang am Waterberg

Digitized by Google

lang es mir an dem Tage noch, die riesigen Monolithe, die herabgerutschten Zyklopensteine, die um das Gebirge herum zerstreut lagen, bei Gewitterstimmung im grellen gelben Abendsonnenschein festzuhalten.

Ich zog eines Tages ins nahe mit Bäumen umstandene Kahnrivier, wo einige Farmgärten hergerichtet waren, und malte in großer Hitze ein Motiv, das es mir angetan hatte. Kleine Holzteilchen fielen,

Eine Schöne aus Süd-West

während ich malte, in meiner Nähe zur Erde. Man ist aber bei der Hitze viel zu faul, sich unnötig anzustrengen, etwa den Kopf zu drehen, um nachzuforschen, woher solche Holzteilchen eigentlich stammen. Es wurde aber immer schlimmer, und einige Hölzchen fielen auf mein Bild und verletzten es. Da kennt der Maler keinen Spaß, nimmt seine ganze Willenskraft zusammen und sucht den Übeltäter. Was sehe ich im nahen dunkelgrünen Baum? — Zuerst eine weiße Stelle, eine Zahnreihe, zwei blitzende Augen und dann erst das Drum und Dran, das sich als eine lustige schwarze Evastochter entpuppte. Ich holte sie mir vom Baume der Erkenntnis herunter und siehe da, es war ein entzückendes Porträtmodell, das ich nebenstehend verewigt habe.

Hier bei Usakos beginnt nach Norden und nach Osten hin das unendliche Gebiet des meist mannshohen Dornbusches. Hier fanden 1904 die blutigen Gefechte gegen die Hereros statt; auf allen vieren kriechend, konnten die Schwarzen sich natürlich schneller vorwärts bewegen als die aufrecht gehenden deutschen Soldaten, denen die langen Dornen der Büsche die Uniformen zerrissen und Haut und Augen verletzten.

Wie schöne üppige Oasen ragen aus diesem Gebiet die vielen fruchtbaren Farmen am Waterberge hervor, den ich auf Seite 365, beleuchtet vom grellen Morgensonnenschein, wiedergebe. Auch die Landeshauptstadt Windhuk liegt, vom hohen Auasgebirge umgeben, wie ein entzückendes Harzstädtchen im Gebiete des Dornbusches.

Bei den großen Kupferbergwerken Tsumeb war ich am Schlusse meines Südwest-Aufenthaltes. In dunkler Nacht kam ich dort an. Hunderte von elektrischen Lampen wurden sichtbar, und aus den Hochöfen wurden leuchtende Schlacken gegossen, die minutenlang die gebirgige Umgebung und die Fabrikgebäude erhellten. In einem kleinen Bahnwärterhäuschen mit den notdürftigsten Einrichtungen suchte ich mir mein Nachtlager auf. Sehr müde, wollte ich gleich zu Bett gehen, um bei Sonnenauf-

Digitized by Google

Das Kupferbergwerk Tsumeb

gang wieder frisch auf den Beinen zu sein. Ich beabsichtigte nämlich, die gewaltig glühenden Schlacken im Kampfe gegen die Morgensonne zu malen. Im Rheinland und in Westfalen hätte ich oft dazu Gelegenheit gehabt, aber hier inmitten Afrikas reizte es mich noch mehr. Eine Konservenbüchse mit Ölsardinen und ein Stückchen Brot vom Bahnmeister sollten mein Abendbrot sein. Plötzlich, wie aus der Erde gestampft, standen aber zwei schwarze Diener vor mir und boten mir Platten mit Silberzeug und Porzellan, alles beladen mit herrlichen Eßsachen. Mit dem Finger wiesen sie auf die Fabrik, um mir anzuzeigen, daß dieses lukullische Mahl von dort käme. Der Direktor war von meiner Ankunft verständigt worden und wollte mir diese Überraschung bereiten, trotzdem ich ihm meine Aufwartung noch nicht gemacht hatte. Die Eßherrlichkeiten gingen gar nicht in die Hütte hinein, und wir mußten sie draußen auf

Familienleben vor einer Hererohütte

Digitized by Google

die Erde stellen und dort verspeisen. Wie ein Heinzelmännchen mit einer Laterne beleuchtete der Bahnwärter die vor uns ausgebreiteten Genüsse. Er war selig, soviel davon abzubekommen. In der ärmlichen Umgebung ein richtiggehendes Tischleindeckdich!

Im frühesten Morgengrauen wurde ich geweckt. Frierend zog ich mit meinem Malgepäck los, stellte mich zwischen die rangierenden Lokomotiven und malte die kräftigen Silhouetten des Schmelzofens mit seinen Schornsteinen gegen den violetten Morgenhimmel, der sich am Horizont aufhellte. Glühend ergossen sich die brennenden Schlacken aus dem Gebäude. Die Schnüre der elektrischen Lampen leuchteten hell aus der Dunkelheit, die Oberflächen der vielen Eisenbahnschienen waren wie helle, in einem Punkte sich treffende Striche sichtbar. Zitternd vor Kälte nahten schwarze Kerle und zogen an mir vorbei zur Arbeit in den Tagbau der großen Kupferbergwerke. Diese Schwarzen fielen mir ordentlich auf. In all diesen industriellen Anlagen hatte ich schon gar nicht mehr daran gedacht, daß ich in Afrika war.

Als ich später am Schluß meines Südwestaufenthaltes im Zuge saß und durch das fruchtbare Farmland des Waterberges gen Usakos zurückfuhr und als die Abendsonne alles vergoldete, hatte ich auf der Plattform meines Eisenbahnwagens bereits Heimweh nach diesem eigenartigen Lande, nach seinen trostlosen, weiten Wüsten, nach seinem Dornbusch und seinen grotesken Gebirgen, — Heimweh, schon bevor ich das Land verlassen hatte.

Letzte Fahrt

Toter, der du einsam fährst,
Weder Lust noch Leid begehrst,
Für die Sonne blind, die Sterne,
Für die Nähe, für die Ferne,
Für das Alter, für die Jugend,
Für das Laster, für die Tugend,
Durch das bunte Volksgebraus
Hinaus
In dein stilles, kühles Haus —
Sage mir, was lehrst du mich?
Fährt man fort mich einst wie dich?

Und du redest steinernen Gesichts:
Nichts!

Aber ich, ich will dir sagen
Von den blühenden, jauchzenden Tagen,
Da dein Fuß dich fortgetragen
In die schimmernde Welt hinein,
In den lärmenden Freudenreihn.
Sehnsucht kam auf tausend Wegen
Feuchten Blickes dir entgegen.
Und es blühten deinem Herzen
Manchmal auch willkommene Schmerzen.
In die Kinderlebensfaust
Nahmst du, was da lockt, was grauft.
Bautest dir ein bunt Gemach.
Schmücktest froh dir Dach und Fach.
War dies alles nichts?

Nichts!
So sprichst du steinernen Gesichts.

Oder — sag', du stumme Leiche,
Schmerzerblaßte, arme, bleiche:
Nahmst vielleicht am Straßenrand
Du Besitz schon von dem Land,
Dem der höchste Stolz sich neigt,
Drinnen Lust wie Elend schweigt?
War dir in des Daseins Welle
Das Verzweifeln gleich Geselle?
Tatst du Böses eisigen Blutes?
Tatst gleichgültig du ein Gutes?

Immer sprichst du steinernen Gesichts:
Nichts!

Hat man dich mit Lob gepeinigt?
Hat man dich mit Fluch gesteinigt?
Standen Menschen bang umher?
So wie du von Fragen schwer?
Hörten geisternde Musik?
Fern das ewige Geschick?
Das unsehbar um uns kreist?
Hierhin, dorthin stumm uns weist?
Traf dich noch ein Liebesblick?
Gingst du einsam zum Geschick?
Zu empfangen mit wunden Händen
Unbeschreibliches Vollenden? —

Sag', was fliehst du?
Sag', was siehst du?

Und du sprichst versteinernden Gesichts:
Nichts! —

Geh, du Bruder,
Geh voraus!
Bis ich folg' ins stille Haus!
Andere werden so mich fragen.
Und das Gleiche werd' ich sagen.

Albert Geiger

Digitized by Google

Deutsche Engländerei

Von Fritz Bley

„Das Herz sieht weiter als der Kopf!“ Das gilt nicht nur nach Carlyle in dem Sinne: Was du verstehen willst, mußt du zuerst lieben! Denn noch weitsichtiger als die holde Schwester Liebe ist ihr wilder Bruder, der Haß. Wenn es auf Gottes Erdboden ein Volk gibt, das wir politisch so gutherzigen Deutschen zu hassen gerechte Ursache haben, so sind es die Engländer. Und nicht nur wir Deutschen, ganz Europa befindet sich in demselben Fall. Mit kühler Berechnung und gepflegter Doppelzüngigkeit hat England seit den Tagen der Elisabeth ganz Europa überlistet und diese Treulosigkeit zum höchsten Inbegriff seiner Staatskunst erhoben, im unverrückten Bestreben, alle anderen Mächte aus dem Weltwettbewerb zu verdrängen. Zutreffend ist das Geheimnis der Erfolge dieses phönikerhaft schlauen Verfahrens schon in einer holländischen Denkschrift vom Jahre 1779 gekennzeichnet mit der schlagenden Beweisführung von der „Dummheit der anderen Völker“, deren Erhaltung und Ausbeutung das wahre Machtmittel Englands sei.

Einer Erneuerung und Fortsetzung dieser geschichtlichen Begründungen bedarf es in heutiger Zeit um so weniger zum Beweise, als wieder einmal vor unseren Augen die Gewandtheit der englischen Politik, andere Völker zum Opfer zu machen, die rastlose Verleumdung, Verhetzung und Anlügung, die es kraft seiner telegraphischen Verbindungen in allen Erdteilen und im eigenen Lande spielen läßt, die Heuchelei in einheimischen Auslegungen und Ministerreden ihre bedenkenlosesten Fähigkeiten zeigen. Wenn hinwiederum jetzt, nach erfolgtem Ausbruch des Krieges, nicht nur einzelne Engländer, sondern selbst die amtlichen Blätter aus dringlichen Zweckgründen die Maske fallen lassen und die letzten Ziele verraten, die den leitenden Persönlichkeiten bei Anstiftung des Krieges vorschwebten, so bieten diese Enthüllungen nichts Neues. Es entspricht einer eingewöhnten jahrhundertelangen Gepflogenheit, wenn kürzlich in der preisgekrönten Denkschrift eines englischen Seeoffiziers ausgeführt ward:

„Wir Engländer ziehen nicht in den Krieg aus sentimentalen Gründen; ich zweifle, ob wir das jemals taten. Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten, das Ziel, dem Gegner diejenige Handelsbedeutung durch unser Schwert aufzudrängen, die wir für notwendig erachten zum Vorteil unseres Handels. Wir lassen alle Arten von Kriegsursachen gelten, aber zugrunde liegt ihnen vor allem der Handel.“

Diese Offenheit gibt uns nicht nur Aufschluß über die Entstehung des jetzigen Krieges. Sie enthüllt die Triebfeder aller englischen Politik, den groben Materialismus, der diesem Staat die Sittlichkeit der gerechten, tatkräftigen Idee ersetzen muß. Unzweideutig spricht der Verfasser aus: „Das erste und hauptsächlichste Angriffsobjekt ist nicht die feindliche Kriegsflotte, sondern der Handel.“ Wie sich die Londoner Handelskreise den Krieg gedacht haben, zeigte auch eine Zuschrift an die „Daily Mail“, in der ein Herr Arnold White fordert, daß Deutschland für immer abgetan werde, koste es, was es wolle:

„Wir wünschen, befreit zu werden von dem deutschen Schreckgespenst, diesem Gernegroß, der die Welt beherrschen möchte und der uns in ein Meer von Angst und Sorge stürzt. Der Krieg darf nicht eher aufhören, als bis alle deutschen Kriegsschiffe in den Grund gebohrt, alle Festungen dem Erdboden gleichgemacht, das Heer vernichtet und diejenigen, die die Pforten der Hölle so leichtsinnig geöffnet haben, erschossen oder verbannt sind. Delenda est Germania.“

In einem andern Briefe wird die Regierung Englands doch wieder klüglich gebeten, dafür zu sorgen, daß Deutschland nicht ganz und gar vernichtet werde. Als kleiner Staat unter englischer Oberherrschaft möge es noch fortbestehen, zum nutzbaren Schutzwall gegen die Slawen!

Wie war es möglich, daß angesichts dieser jedem Unbefangenen längst bekannten Denkweise und im Hinblick auf die jahrhundertelangen Tatsachen sich in Deutschland so breite Kreise in vollständiger Verkennung der Absicht der in England führenden Klassen befinden konnten! Die Englandfahrten nicht nur der Arbeiter — denen bei ihrem sie verblendenden Traum von dem „völkerverbrüdernden“ Inhalt des Sozialismus schließlich kein gar so großer Vorwurf zu machen wäre —, sondern gerade der Blüte der deutschen Gebildeten, der Bürgermeister, Geistlichen, Tagesschriftsteller, Handelskammern usw. stehen vor der Geschichte als eine beschämende Verkörperung öffentlicher deutscher Denkfehler. Und doch sind sie überboten durch das Verhalten des zum Diplomaten bestellten letztverflossenen Botschafters! Was soll man dazu sagen, daß der Vertreter des Deutschen Reiches gerade vor den volksstolzen Engländern im Überdrang vielrednerischer Gunstwerbung den Nationalbegriff als eine „Zwischenstufe zwischen der Individualität und der Menschheit“ bezeichnet hat? Was soll man ferner zu dem beschämenden Schauspiel

Digitized by Google

sagen, daß gegen die ernsthaften Männer, die auf solche Unwürdigkeiten hinwiesen, welche eben so große Unzweckmäßigkeiten sein mußten, amtliche Warnungen ergingen: sie seien Störer der ehrlichen englischen Annäherung! Ich erwähne das wirklich nicht aus dem Bedürfnis heraus, die eigene Haltung gegenüber dieser unheilvollen Beurteilung des englischen politischen Charakters aufzutrumpfen. Dazu haben die Tatsachen allzu grell uns recht gegeben. Aber jeder Unbefangene wird zugeben müssen, daß man sich nicht über das dürre Holz wundern darf, wenn solches am grünen geschieht! Denn letzten Endes teilen die Staatsmänner, je weniger sie es sind, um so naiver die Schwächen der Bildungskreise, denen sie entstammen.

Klagen über die Zerlassenheit des deutschen Wesens, die Willensschwäche und Unklarheit des politischen Denkens gerade in führenden deutschen Schichten sind alt begründet und bilden längst einen betrüblichen Abschnitt der nationalen Geistesgeschichte. Namentlich in der Stadt des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich und des Verfassers der „Reden an die deutsche Nation" haben das Wolkenkuckucksheim der öffentlichen politischen Gedankenvertretung und die Blindheit für die wirklichen Bedürfnisse des Volkskörpers stets eine schlimme Schattenseite auf dem lichtvollen Bilde von Preußens Größe dargeboten. Dem steht die stolze Art des Britentums gegenüber, die sich in der Abgeschlossenheit des Inselvolkes ausgebildet hat; erkennbar genug ist diese scharf herausgeprägte Volkspersönlichkeit einem männlichen Geiste des öffentlichen Lebens entsprossen, wie anderseits wieder die persönliche Tüchtigkeit der unzählbaren einzelnen auch jeweils der britischen Staatskunst fühlbare Schwungkraft verliehen hat. „England ist stark, weil der Engländer stark ist!" Man stelle sich vor, daß ein britischer Staatsmann oder Dichter seinem Volke zurufen wollte: „Gedenke, daß du ein Brite bist!" Ja, was sollte er denn denkbar anders sein? Auf der ganzen Welt nur in Deutschland allein konnten wir alle, die wir unserm so leicht in Ichsucht und Weltbürgerei zerfließenden Volke die Mahnung des Großen Kurfürsten vor Augen gehalten haben, jahrzehntelang als Leute behandelt werden, die kaum ernst genommen zu werden verdienen, bis nun die Rücksichtslosigkeit des Krieges wieder das Verständnis für die Lage unsres Vaterlandes geweckt hat und selbst die fremdseligste Asphaltpresse in rührender Umwertung ihrer Vergangenheit verkündet: „Wir siegen oder sterben hier den süßen Tod der Freien!"

Bei alledem sind die ehrenwerten Züge des englischen Charakters wohl von keiner Seite aufrichtiger gewürdigt worden als gerade von denen, die in England den unversöhnlichen Gegner des freien und einigen Deutschlands erblicken mußten. Wer mit der Entwicklung Englands halbwegs vertraut ist, weiß auch, daß die Überlegenheit des Engländers nicht auf bloßer Anlage beruht, sondern das bewußt gewordene Ergebnis seiner Lebensbedingungen und seiner Geschichte ist — wobei denn freilich auch dem aufmerksamen Blick sich enthüllt, wie sehr gerade in Englands nicht in allen Hinsichten gesundem Aufstieg schon das Schicksal seines Niedergangs beschlossen liegt. — Mit Recht hat Friedrich List darauf hingewiesen, daß „die Engländer die ärgsten Taugenichtse der Welt waren, bis ihre Könige sie in heilsame Zucht nahmen". Doch schon Shakespeare legt die Keime jener Politik bloß, die in ihrer Überspannung England schließlich zum Verderben werden muß. Wenn er Heinrich IV. in seinem Vermächtnisse sagen läßt: „Die Klugheit will ich segnen, wenn Frankreichs sich und Österreichs Schuß begegnen!", so kennzeichnet er damit bereits die politische Vorliebe, mit fremden Stieren zu pflügen, seine Schlachten mit fremdländischem Degen zu schlagen, dank der „berühmten Dummheit der anderen Völker". Wir Deutschen haben durch das unbeirrt monarchische Preußen eine straffe Zusammenfassung der vorhandenen Volkskräfte gefunden und sind durch die preußische Zucht zur Erkenntnis gelangt, was es bedeutet, einem machtvollen Staate anzugehören. Wo aber diese Staatlichkeit aufhört, da trägt — oder trug bis vor ganz kurzem — den Deutschen kein gesellschaftliches Weltgefühl mehr, das in seiner Nation lebendig und selbstverständlich ist. Bedenkt man nun, daß in England die Gesellschaft alles, der Staat fast nichts und der König gar nichts bedeutet, so wird man verstehen, welche Anziehungskraft die britische, keiner Staatserziehung sich noch bedürftig fühlende Volkspersönlichkeit gerade wegen ihrer Herbheit, Unnahbarkeit und hochmütigen Abgeschlossenheit auf einen so großen Teil der Deutschen zwangsmäßig ausüben mußte. Wie hätte der aus der Enge des thüringischen oder ostpreußischen Kramladens nach Hamburg und von dort nach England verschlagene junge Handelsbeflissene nicht in Bewunderung dieses Britentums aufgehen sollen, das die See als sein Erbe bezeichnete und das „Rule Britannia" für sich in Anspruch nahm. Und haben nicht alle Richtungen im deutschen Geistesleben dazu beigetragen, ihn in dieser Bewunderung und blinden Meinungsunterwerfung zu bestärken? Hat es nicht der politischen Arbeit von vier Jahrzehnten bedurft, um nach der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches den selbstmörderischen Einfluß des Cobden-Klubs im deutschen Wirtschaftsleben wenigstens soweit zu brechen, daß die Nichts-als-Freihändler nur noch maskiert aufzutreten wagen? Kam nicht in so vielen Zügen des hamburgischen, bremischen Wesens die eingesogene englische Art und Lebensauffassung zum Ausdruck, die eine gezeigte Geringschätzung des Heimischen, Deutschen in sich schloß? Freilich wirkt das heute schon ebenso belustigend wie so manche

Digitized by Google

Erinnerungen an die althannoversche Zeit, wenn Herr Wilhelm Meier, dem der Bath-Orden verliehen war, sich als Sir William begrüßen ließ! Aber bevor wir über diese seltsamen Streber den Stab brechen, müssen wir uns doch erinnern, wie wenig die deutschen Fürstenhöfe gerade in dieser Hinsicht dem Volke mit gutem Beispiele vorangegangen sind. Oder hätte es etwa auf den Kleinbürger und verschüchterten Beamten von Hohendingsda erhebend wirken sollen, wenn er sah, daß jenseit der scharfen Scheidelinie, die in Serenissimi Theater ihn von der Hofgesellschaft trennte, als „Ausländer von Distinktion" jeder Mr. Brown breitspurig Platz nehmen durfte? Und sind etwa diese Unerfreulichkeiten auf das kleinstaatliche Leben beschränkt geblieben? Herrn Cecils karierte Hosen und die sonderbaren Schicksale von Charleys Tante stehen doch noch in frischer Erinnerung; und wir können nur von Herzen wünschen, daß die tiefe Läuterung dieser Tage manche andere vielgepflegte dynastisch-verwandtschaftliche Zärtlichkeit gründlich gelöst haben möge, nachdem nun erkannt ist, wieviel sie wert war und was sie gefruchtet hat!

Immerhin könnte alles dies nicht restlos entschuldigen, daß unser Volk in seiner von englischen Schriftstellern mit am schonungslosesten gekennzeichneten politischen Unfähigkeit geblieben war, trotz seiner sonstigen glänzenden Eigenschaften. Wir, die wir im Ausland gelebt haben, wissen, mit welchem Gemisch von Staunen und Verachtung man dort diese geradezu krankhafte deutsche Unfähigkeit zu gesundem staatlichem Denken beobachtet hat und wie dies uns immer wieder um die Früchte unsrer geistigen, ja unsrer kriegerischen Leistungen bringen mußte. In sieben Völkerschlachten — im Teutoburger Wald, auf der katalaunischen Ebene, bei Tours und Poitiers, auf dem Lechfeld, bei Liegnitz, vor Wien gegen die Türken und bei Leipzig — hatte das Schwert der Deutschen Europas Freiheit und seine Gesittung gerettet. Auf allen Gebieten des Wissens und der schönen Künste standen wir voran. Wir waren die besten Ansiedler, die besten Seeleute und selbst die besten Kaufleute. Und dennoch gelangten wir nicht zu unserm Anteil am Erbe der Welt, weil wir sogar nach Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches immer noch nicht lernen wollten, die politische Selbsterniedrigung von uns abzutun und der Schändung deutschen Geistes in allen Weltteilen ein Ende zu machen!

Eine solche Unfähigkeit konnte nicht lediglich in unsrer vormaligen geschichtlichen Zerrissenheit ihre Begründung finden. Sie mußte zugleich in verhängnisvoller Anlage beruhen. Und tatsächlich sehen wir hier einen unausgeklärten Gegensatz aufklaffen, der in unsern Größten auch seine Vergeistigung gefunden hat. Schiller als Erzieher des Volkes zu edler Männlichkeit und starker Vaterlandsliebe auf der einen, und Goethe auf der andern Seite als Verkünder eines schönheitstrunkenen Idealismus, der aus den Kulturen der ganzen Menschheitsgeschichte das Edelste als persönliches Erlebnis heraushebt, den mittelalterlichen Faust mit der antiken Helena vermählt und damit erst recht eigentlich die Höchstgebildeten zum Bewußtsein ihres Wertes führt. Auch die übrige Welt und insbesondere die britische hat damals erkannt, daß der „Faust", die menschlichste aller Dichtungen, zugleich auch die deutscheste sei. Und dennoch ist in der Wertschätzung unsres Volkes an der vorigen Jahrhundertwende Schiller weit höher gestiegen als der Olympier der Weltliteratur. Denn er vor allem hat die Seite des deutschen Wesens überwunden, die Ausdruck gefunden hat in den Worten, die Goethe in Körners Vaterhause gesprochen hat: „Rüttelt nur an euren Ketten, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen." Aber darin liegt sinnbildlich die Überwindung dieses scheinbaren Gegensatzes, die glückliche Versöhnung zur höheren Einheit, daß auch ein Goethe sich den miterlebten Ereignissen und — der größeren sittlichen Gestalt des Freundes beugte.

Geradezu selbstverständlich mußte bei jener Sachlage auch die selbstachtungslose Bewunderung aller kleinfürstlich regierten Deutschen für den englischen Parlamentarismus erscheinen, zumal man sich diesen und das ihm zugrundeliegende Wahlrecht — sehr im Widerspruch mit den Tatsachen — als die verklärte Abgezogenheit mathematischer Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, zu denken liebte. Wie sehr in Wahrheit gerade die Engländer ihre Wahlfreiheit mit Bürgschaften ummauert haben, ist in der deutschen Presse stets mit ängstlicher Sorgfalt verschwiegen. Und viel zu wenig ist noch immer die einzigartige Tatsache beachtet, daß das englische Parlament, diese angeblich höchste Bürgschaft aller politischen Freiheit, überhaupt gar nicht gefragt wurde, als England jetzt in seinen größten Krieg gezogen ist, der ihm nach menschlichem Ermessen den Anfang vom Ende bringen wird. Gleichwertig steht dem die Tatsache zur Seite, daß nach Aussage von Gefangenen die verschifften Truppen erst auf französischem Boden erfahren haben, daß es in den Krieg gegen Deutschland gehe.

Niemand hat die Hohlheit dieses Staatswesens so tief durchschaut wie der alte Blücher. Als man ihm vom Turme der St. Paulskirche aus den Rundblick auf London bot, murmelte er im Hinblick auf das unschöne Wirrsal der schmutzigen Riesenstadt das verächtliche Wort „Plunder", was die ihn begleitenden Engländer dahin mißverstanden, daß der alte Marschall am liebsten das ganze Nest geplündert haben würde. Am meisten sind dagegen die Londoner zufriedengestellt gewesen von dem Besuche, den Friedrich Wilhelm IV. im Januar 1842 aus Anlaß der Taufe des späteren Königs Eduard

Digitized by Google

der Königin Viktoria und dem Prinzgemahl abstattete. Auch er zeigte sich damals hochentzückt von allen britischen Einrichtungen und wohnte sogar der Eröffnung des Parlaments bei, nicht als schlichter Zuschauer, sondern gleichsam als großbritannischer Reichsverwandter und auf einem besonderen Sitz, der ihm zwischen dem Throne der Königin und den Plätzen der Lords bereitet war. In dem König klang die religiöse Stimmung dieser Pilgerfahrt noch lange nach, wie der sonderbare silberne Glaubensschild bewies, den er für sein Patenkind anfertigen ließ. Und unser auswärtiges Ministerium ermüdete nicht, dem britischen Kabinett Zärtlichkeitsbeteuerungen zu senden, zumal seit Graf Maltzahn im Amte durch Bülow ersetzt war. Mit Recht betont Treitschke, daß diese Englandschwärmerei, die nur den persönlichen Neigungen des Königs und seiner Vertrauten entsprach, unmöglich lange vorhalten konnte:

„Zu einem politischen Bündnis der beiden Mächte lag gar kein Anlaß vor, ja ihre volkswirtschaftlichen Interessen gingen augenblicklich sehr weit auseinander. Sobald Preußen einige seiner Zölle um ein geringeres erhöhte, zeigte sich Peel tief entrüstet, gleich als ob England, dessen eigene Zölle noch weit höher standen, in seinen Rechten gekränkt worden wäre; und wenn Bunsen friedfertig erwiderte: ‚Der Zollverein ist noch immer der beste Kunde Eurer Industrie', so konnte doch sein königlicher Herr selbst nicht verkennen, daß der deutsche Gewerkfleiß danach trachten mußte, dieser Abhängigkeit zu entwachsen ... Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Österreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftswerbungen in England wenig Anklang gefunden, und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkte man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn."

Der Glaubensschild Friedrich Wilhelms IV., der den König in Pilgerhut und Muschelmantel auf einem von Engeln gelenkten Schiffe der englischen Küste zusteuernd zeigte, mag in seiner seltsamen Symbolik dem weltlich gesinnten Prinzgemahl wohl belustigend genug erschienen sein. Aber daß aus derartigen kleinen Zügen die englischen Politiker lehrreiche, für die deutsche Gegenwart nicht eben nützliche oder auch nur schmeichelhafte Vergleiche zogen, ist klar.

Als dann 1856 Her Gracious Majesty hohenzollerische Schwiegermutter wurde, hielt die von Bismarck so tief beklagte Engländerei auch in unsere Kammern, Zeitungen, Gerichtssäle und Sportklubs feierlichen Einzug. Die langhin wirkenden Folgen haben wir zu spüren bekommen in der Dreistigkeit, mit der noch britische Staatsmänner unserer Tage, wie z. B. der Premierminister Sir Campbell Bannerman 1907, die Zuverlässigkeit der deutschen politischen Gedankenlosigkeit in ihre Berechnung einstellten. Jedem Unbefangenen war es damals schon klar, daß Campbell Bannerman den Zweck verfolgte, durch die Haager Friedenskonferenz Deutschland in Verlegenheit zu bringen. Ausdrücklich wiederholte er auch am 5. März im Unterhause gegenüber dem Konservativen Lee:

„daß eine starke Geistesströmung unter den denkenden Menschen in allen Staaten Europas vorhanden ist für Schiedsgerichte und für friedliche Schlichtung von Streitigkeiten und für einiges Loskommen von den riesigen Aufwendungen, die der gegenwärtige Zustand mit sich bringt. Ich hätte gemeint, unrecht zu handeln, und wäre nicht länger in meiner jetzigen Stellung geblieben, wenn ich nicht von jeder mir gegebenen Möglichkeit Gebrauch gemacht hätte, um jene Geistesströmung zu fördern und zu unterstützen, so sehr ich kann."

Der laute Beifall, der diesen Ausführungen folgte, war ebenso verständlich wie die sinnvoll erkennbare Absicht, eine etwa ablehnende Haltung Deutschlands gegen den hinterhältigen Abrüstungsgedanken um so unberechtiger erscheinen zu lassen und ein nicht Gefolgschaft leistendes Deutschland damit noch mehr zu vereinsamen. Dazu hatten aber am besten die angeblich „denkenden Menschen" in Deutschland die Hand geboten. —

Besser ist unser Verhältnis im Sport gewesen, denn da ist die Nachäfferei englischen Wesens eigentlich doch nur von den albernen Mitläufern betrieben, die von der Sache das wenigste verstehen. Insbesondere hat der Sport in Rot hinter englischen Meuten und in irischen Koppeln doch nur das wirklich Gute gelernt, und die Leistungen unseres deutschen Halbblutes zeigen, wie sehr wir es verstanden haben, den eigenen Verhältnissen und Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Verkennen zu wollen, wieviel wir Männern wie Lord Fitzwilliam, Sir Robert Willmot, Mr. Robert Watson, Whyte-Melville u. a. verdanken, würde als Geschmacklosigkeit von jedem echt deutschen Herrenreiter abgelehnt werden. Wenn wir heute stolz sind auf die Wirkungen, die der eigene Hindernissport auf unsere Landespferdezucht ausgeübt hat, so wäre es doch töricht, die Anregungen zu verkennen, die wir auch dafür in England gefunden haben. Gegenüber diesen Tatsachen spielen die „nearly killing"-Gigerl mit den aufgeblasenen Breeches und der Scherbe im faden Gesicht ebenso unbestritten lächerliche Figuren wie ihre Freundinnen im Schlitzrock.

Ernster aber ist die Tatsache, daß wir von England den Ausdruck Gentleman so unbesehen übernommen haben. Ehedem der Inbegriff vornehm gerechter, freundwillig billiger Denkweise und ausgeglichener Lebens-

Digitized by Google

formen, ist dieses Wort, worin die britische Nation ihr Eigenstes, Bestes und Edelstes zusammengefaßt hatte, längst entwertet. Wer wundert sich heute noch über den durch die Veröffentlichung des deutsch-englischen Depeschenwechsels ans Licht gebrachten Treubruch des Königs Georg? Er ist ein Gentleman wie alle anderen seines Landes, mindestens so gut wie der Prinz von Wales, der in einem Pariser Klub wegen falschen Bakkaratspiels eigenartige Dinge erlebte und dennoch als Eduard VII. später Europas erster Gentleman hieß, auch durch Erfindung neuer Westenformen und Bügelfaltenhosen diesen Ruhm zu rechtfertigen bestrebt war. Gentlemen sind auch die ehrenwerten Offiziere der Königsdragoner, des stolzesten Regimentes Großbritanniens, die es nicht unter ihrer Ehre gehalten haben, im Kasino das Bild des deutschen Kaisers, ihres Chefs, in nicht wiederzugebender Weise mitten im Frieden zu besudeln. Ein Gentleman war nach der Versicherung englischer Blätter auch der rebellische Hottentottenführer Morenga, den die listige Kap-Regierung als kriegführende Partei im Sinne des Völkerrechts uns gegenüber anerkannte. Diese Denkweise entspricht der britischen zivilisierten Seeräuberei, die seit Jahrhunderten um kein Völkerrecht sich gekümmert hat. Und diese Seeräubermoral britischer Gentlemen steht auf der gleichen Höhe mit der Steppenmoral ihrer Verbündeten. Von den rohen Gewalttätigkeiten der Franzosen gegen die Deutschen in Marseille und Nizza bis zu den behördlich organisierten Franktireurkriegen in Frankreich und Belgien und den russischen Greueln in Ostpreußen, der durch Serbien begünstigten Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares ist es die gleiche Kette einer entsittlichten Kriegführung, in der die Nichtachtung aller völkerrechtlichen Gesetze und Verpflichtungen nachgerade als Selbstverständlichkeit erscheint.

Auch hier ist es der Geist, der sich den Körper baut. Und wenn wir Deutschen mit Recht erkennen, wie sehr wir es bisher versäumt haben, unser Volkstum, als lebendige, zielbewußte Gesamtpersönlichkeit betrachtet, zum Ausdruck in den Welterscheinungen zu bringen, so steht zu hoffen, daß die hier sich eröffnenden Aufgaben auch noch in wirklich deutschem Geiste gelöst werden. Schon Ernst Moritz Arndt hat in seinem Schriftchen „Ein Wort aus der Zeit“ auf die sinnbildliche Bedeutung der Kleidertracht hingewiesen, und eine deutsche Eigenform — unter Verzicht auf die Albernheit des launenhaften ewigen Wechsels, der sich „Mode“ nennt und in Wahrheit mit seiner Vernichtung aller Überlieferung der Todfeind jeder echten Kulturentwicklung bleibt — ist ebenso aus wirtschaftlichen wie gesellschaftspolitischen Gründen heute im Zeitalter des Weltverkehrs doppelt dringende Pflicht. Hoffentlich wird die Frage ohne Phantasterei und Absonderlichkeit in der Weise gelöst, daß der deutsche Mann und die deutsche Frau gut angezogen und nicht etwa kostümiert, zigeunerhaft, aufgeputzt oder halb angezogen aussehen. In dieser Hinsicht ist gute deutsche Sitte stets mit der englischen in der Vorliebe für das Schlichte und Einfachwürdige zusammengetroffen.

Anderseits bietet gerade die englische Entwicklung uns das warnende Beispiel, über der Äußerlichkeit der leiblichen Erscheinung im weitesten Sinne nicht die Richtung zu natürlich-menschlicher Lebensauffassung und sittlicher Tiefe zu vergessen. Das Schicksal hat es, wenn nicht alle Zeichen trügen, gnädig mit uns gemeint, und die Gesamtheit aller Deutschvölker sieht vor ihren Augen sich nun bewahrheiten, was ich vor zwanzig Jahren geschrieben und vertreten habe: daß die Begründung des Deutschen Reiches den Anfang und nicht etwa den Abschluß unserer Entwicklung als Volk bezeichnen müsse. Als ein starkes, reiches, mächtiges Volk werden wir nach dem Kriege, wenn uns der Himmel den Sieg gibt, vor der Welt stehen. Und den letzten Aufgaben der Menschheit werden wir am sichersten dienen, indem wir die eigene Volkspersönlichkeit in heller Leuchtkraft herausarbeiten. Ein Volk, das sich bewußt ist, Träger so hoher Menschheitsgedanken zu sein wie das deutsche, ist gewiß nicht berufen, unterzugehen oder den Mörtel zu bilden, mit dem fremde, minderwertige Völkerschaften ihren bewußt politischen, also uns feindlichen und nach unserer Auffassung der menschlichen Entwicklung hinderlichen Staat aufbauen.

Aber sicherlich werden wir dieser hohen weltgeschichtlichen Aufgabe nur gerecht werden, wenn wir nach wie vor mit allen Fasern unseres Herzens in der Heimatscholle wurzeln und alle Aufgaben, die die neue große Zeit uns bringt, aus der männlich-ernsten Auffassung der Väterzeit heraus zu lösen trachten.

Sprüche

Bequeme Gewohnheiten werden Sklaven,
Die bedient werden, statt zu dienen.
Zu gute Helfer werden uns Strafen,
Schließlich zittert der Herrscher vor ihnen.

Es heilt die Zeit! — Wie heilt die Zeit?
In klarem, ruhigem Ermessen!
Hoffen, Erinnern und Vergessen
Verteilen unter sich Dein Leid!

Frida Schanz

Digitized by Google

Die Bremse

Eine Kriegsepisode von Fritz Döring

Wir trafen den Oberst von Gellingen, der sonst der ärgste Knurrhahn der Welt war, in rosigster Laune. Durch ein Vergrößerungsglas las er eine vor ihm liegende Karte des östlichen Kriegsschauplatzes und steckte zufrieden brummend ein schwarzweißrotes Fähnchen bei einer glücklich erwischten Grenzortschaft fest.

„Haben Sie gelesen?“ schrie er uns entgegen. „Mein Regiment ist im Feuer gewesen. Und die Kosakenbande ist wirklich wieder auf den alten Witz 'reingefallen.“

Er lachte dröhnend und rieb sich die Hände.

„Das haben uns die Österreicher schon 1866 verdammt krumm genommen. Sie hatten eine herrliche Kavallerie — alles, was recht ist. Schönre Truppen als ihre roten Kaiserkürassiere oder ihre Stadionkürassiere hab' ich mein Lebtag nicht gesehn. Und daß ich es nun noch erleben darf, die beiden Heere Schulter an Schulter kämpfen zu sehen, das kann einen beinah mit dem dreckigen Rest eines überflüssigen Daseins versöhnen.“

Er schoß unter seinen buschigen, weißen Brauen einen halb wehmütigen, halb zornigen Blick nach unten — auf seine mit Decken verhüllte Beinpartie. Denn schon seit Jahren war er so gut wie gelähmt.

„Ja,“ sagte er, „die Österreicher waren damals nicht gut auf uns zu sprechen. Sie wollten so einen richtigen Reiterkampf, Roß gegen Roß und Mann gegen Mann — na, Sie wissen ja, die vielbeschrienen Kavallerie-Attacken, die immer viel gefährlicher aussehn, als sie sind. Und wir jüngeren Offiziere gierten und gieperten nicht weniger danach. Wenn man zwanzig Jahr ist, dann will man einfach drauf los. Aber es war wohl doch besser, daß wir es zum Ärger der Schwarzgelben anders machten. Wir stellten uns nämlich nur selten. Meistens reizten wir nur zum Angriff, und wenn die prachtvollen Regimenter ihn aufnahmen und angeklirrt kamen, daß der Boden dröhnte — hinter dem Kommandeur der Feldgeistliche mit erhobenem Kreuz, der schließlich im Galopp seitwärts abschwenkte —, dann flatterten wir im letzten Augenblick auseinander, und die hinter uns in Deckung liegende Infanterie setzte mit Schnellfeuer ein. Das Zündnadelgewehr hat auf diese Weise mancher schneidigen Attacke ein Ziel gesetzt und blutige Patzer über manchen weißen Waffenrock gespritzt.

Und nun . . . haben Sie's gelesen? . . . nu haben sie's, bald fünfzig Jahre später, an der russischen Grenze ebenso gemacht, nur noch feiner. Denn diesmal standen Maschinengewehre hinten! Wissen Sie, was Maschinengewehre heißt? Na also! Deubel, da möcht' ich dabei gewesen sein, wie sie die losgekurbelt haben!“

Das verwitterte Gesicht strahlte. Er hieb auf den Tisch, daß ein paar Stecknadelfähnchen in der Karte sich lockerten.

„Tja,“ nickte der sanftere Geheimrat, „Gott hat unsre Waffen bisher sichtbar gesegnet. Er wird auch weiterhelfen.“

Der Oberst verzog die Stirn. Er nahm das Vergrößerungsglas vor und schien eifrig nach einem Namen zu suchen.

„Lieber Freund,“ erwiderte er nach einer Weile, „Sie drücken es idealistisch aus, und ich habe allen Respekt davor. Es ist immer gut, wenn man sich mit dem großen Alliierten im Himmel eins weiß. Im übrigen denken wir Soldaten: kurz beten und lang schlagen! Und nun ist das Dreschen dran. Das hängt von den schärfsten Schwertern ab, und in den Einzelfällen entscheidet auch manchmal ein blöder Zufall.“

Der Geheimrat hüstelte. Er kannte das schon: es war ihr alter Streitpunkt.

„Der eine nennt es Zufall, der andre Ratschluß,“ antwortete er. „Wer will entscheiden, wo die Wahrheit liegt? Gottes Wille hat tausend Verkleidungen und wählt sich oft wunderliche Werkzeuge.“

„Ich bin kein Philosoph,“ brummte der alte Offizier. „Hab' zeitlebens ein einfacheres Handwerk betrieben. Und ich kann mir nicht denken, daß das ekelhafte

Digitized by Google

Biest von dazumal 'ne besondere Mission auszuüben hatte."

Er stemmte die Hände gegen die Tischplatte und schob sich ein wenig davon ab.

„Sehn Sie, meine Herren, wenn einer als junger Dachs zwei Feldzüge mitgeritten hat, und wenn er nu als Krüppel im Rollstuhl sitzt, wo wieder die Trompeten blasen, dann möcht' man manchmal verrückt werden. Soviel Bitterkeit wie die ersten Tage nach der Mobilmachung hab' ich seit zehn Jahren nicht geschluckt. Man will auf und kann nicht. Man fühlt sich jung wie'n Leutnant und möchte wieder mal 'nen Gaul zwischen den Schenkeln haben, aber die verfluchten Beene rücken und rühren sich nich — Deubel, man könnte vor Wut heulen. Na, es nützt nichts! Still halten und Zeitung lesen, anstatt selber mitzumachen! Und in aller Wehmut ist man doch glücklich, daß man das noch erlebt, daß man sieht und hört, wie die jungen Leute 'rangehn. Da wachen hundert Erinnerungen auf; man kommandiert wieder im Traum; man fühlt die alten Wunden brennen und wird wieder vom Sturme mal ausgelüftet. Herr Gott, wieviel Dreck und Staub ist in ein paar Stunden und Tagen von uns allen weggeblasen worden! Und jede Siegesnachricht versetzt einem einen Stoß vors Herz. Bei jeder denkt man: bist du da vor vierundvierzig Jahren nicht auch mal 'rumgeritten? Und man ist so aufgeregt . . . die alten Pfoten zittern einem . . . ich hab', weiß Gott, eine Viertelstunde gebraucht, eh' ich Longwy auf der Karte gefunden habe. Sünde und Schande, aber es ist so!

Ja . . . und wie ich so suche und unterm Glas die Dörfer ablese, da seh' ich einen Namen . . . einen Namen, der wie ein Blitz bei mir einschlägt. Donner und Doria, denk' ich, da bist du doch gewesen! Das war doch das Lauseneſt, wo wir damals die verrückte Attacke ritten! Zwar, es ist schon zu lange her, und mein Kopf fängt an konfuse zu werden, aber der Name läßt mich nicht los, und plötzlich ist auch die Erinnerung da. Als ob im Theater der Vorhang aufgeht!

Das muß in der letzten Augustwoche gewesen sein, da hielten wir, nur schlecht gegen die heiße Vormittagssonne geschützt, neben einem kleinen Gehölz. Wir hatten zwei greuliche Tage hinter uns. Ruhelos waren wir hierhin und dorthin gezogen worden, hatten stundenlang angriffsbereit gestanden, waren wieder zurückgenommen worden, wurden nachts alarmiert, ohne daß es zum Gefecht kam, kurz: Offiziere und Mannschaften waren allmählich durch dieses scheinbar sinnlose Hin und Her in einen Zustand nervöser Ungeduld geraten. Die ewige Spannung begann der Lustlosigkeit und Erschöpfung zu weichen, wozu die Witterungsverhältnisse das ihre beitrugen. Die Sonne stach schon am frühen Morgen. Oft verkroch sie sich hinter Wolken, ohne daß der ersehnte Regen niedergehen wollte. Bei jeder Bewegung steckten wir in undurchdringlichen Staubwolken. Der Staub verhüllte einem manchmal fast die Vordermänner. Er setzte sich uns im Halse fest, er überzog uns mit einer grauen Schicht. Und dazu die drückende Schwüle, daß einem alles am Leibe klebte; dazu — schlimmer als alles andere! — eben die unsre Kraft zermürbende geschäftige Untätigkeit, unter der selbst die Pferde zu leiden schienen.

Gewiß: der Soldat hat gewöhnlich keine Ahnung von dem, was vorgeht. Er folgt dem Befehl, und damit gut! Man hat weder Lust noch Zeit, sich viel Gedanken zu machen. Aber er muß das Gefühl haben, daß oben einer dirigiert, der genau weiß, was er will. Zum ersten- und einzigen Mal war dieses uns sonst so herrlich begleitende Gefühl ins Wanken geraten. Und wir Offiziere waren uns klar darüber, daß es so nicht lange mehr weiterginge.

Da hielten wir also nun schon wieder eine Stunde lang neben dem Wäldchen. Es hatte sich uns zur Seite ein kleines Scharmützel entwickelt, das allmählich, da auf beiden Seiten Verstärkungen eintrafen, zum größeren Gefecht wurde. Plötzlich griffen von drüben auch Geschütze ein. Und da man bemerkt haben mochte, daß im Laufschritt ein paar Kompanien unsrer Infanterie vorrückten und das Gehölz besetzten, so ging das Geknatter munter gegen die Bäume los. Es tat nicht viel Schaden; meistens wurde zu kurz geschossen. Hin und wieder sauste eine Granate durch die Wipfel und überschüttete uns mit Kiefernbüscheln und Astwerk, daß die Pferde scheuten und nur mit aller Mühe gehalten

Digitized by Google

werden konnten. Erst als ein stärkerer Prügel mit seinen scharfen Bruchenden einem Gaule den Leib aufriß, ging das Regiment weiter zurück.

Damit aber verloren wir das letzte bißchen Schatten. Die Pferde glühten und dampften, der Schweiß rann uns am ganzen Leibe 'runter, die Zunge klebte am Gaumen. Und obwohl uns die Geschosse so gut wie nichts mehr taten, hatten wir doch das schreckliche Gefühl, gleichsam wie eine Scheibe stillhalten zu müssen, ohne selber dreinschlagen zu dürfen. Der Oberst hielt zu weit vor der Front, als daß man sein Gesicht hätte sehen können. Wahrscheinlich hätte dieses Gesicht auch nichts verraten. Aber er mochte fühlen wie wir alle. Adjutanten flogen hin und her. Immer von neuem hofften wir, daß einer den ersehnten Befehl zum Vorgehn bringen würde.

Umsonst — sei es, daß das Oberkommando den Feind für noch nicht erschüttert genug hielt, sei es, daß irgendein andrer Grund vorlag: wir hielten, hielten, hielten! Mein Rittmeister zog eine böse Lippe und fluchte heimlich. Er schwor, daß wir wieder nicht recht an den Feind kommen würden. Die Mannschaften hinter uns schwiegen; nur manchmal lief durch das Klirren, Trappeln, Prusten und Schnaufen eine Bemerkung durch die Reihn.

Es war fast nicht mehr zum Aushalten. Der psychologische Moment war nahe, wo die fieberhafte Spannung und Unruhe in Niedergeschlagenheit und Entmutigung umschlagen mußten. Auch die Pferde schienen mit immer stärkerer Nervosität angesteckt zu werden. Sie wurden so schreckhaft, daß wir verzweifelte Anstrengungen machen mußten, sie in der Hand zu behalten. Hier und da brach eins aus, dort warf sich eins mit seinem Reiter zu Boden und verwirrte auch die nächsten Tiere, andre scheuten und drängten zusammen, daß den Leuten die oft sowieso schon geschwollenen Beine gequetscht wurden, und bei dem Sausen verirrter Kugeln zuckten sie scheu, als wären Bremsen in der Nähe, die sich auf sie stürzen wollten.

So brach die Mittagsstunde an. Das Gefecht schien zu stehen. Das Schießen ward matter, setzte manchmal ganz aus und ging plötzlich von neuem los. Der Geschützdonner schwieg schon merkwürdig lange.

Mit einem Male fängt mein Brauner mit allen Zeichen des Entsetzens zu tanzen an. Zum Glück seh' ich gleich, was los ist. Vorn auf der Nase sitzt ihm eine Bremse. Ich verscheuche sie, aber in wildem Zickzackfluge versucht das rotbraune Biest immer wieder 'ranzukommen.

Sie schwärmen nämlich in der Mittagsstunde heißer ruhiger Spätsommertage und versuchen, ihre Eier in der Nase oder an den Lippen der Gäule abzulegen. Die Angst davor macht die Pferde manchmal rasend. Niemand kann sie mehr halten. Mit erhobenen Schweifen stürmen sie davon.

Das weiß man als Kavallerist natürlich, und deshalb schlag' ich nach dem Biest und pack' die Zügel fester.

Da beugt sich der Rittmeister vor. „Aus!" sagt er ingrimmig. „Wir können wieder spazieren reiten!" In der Erregung verzerrt sich sein Gesicht; es ist fast ein Wutkrampf, der ihn schüttelt.

Ich seh' ihn an und will ihm antworten, doch im gleichen Augenblick muß das ekelhafte Insekt, das ich einen Augenblick aus dem Gesicht verlor, wohl sein Ziel erreicht haben. Denn hast du nicht gesehen — mein Brauner wie ein Zirkusgaul in die Höhe, wie verrückt um sich schlagend, mit peitschendem Schweif die ersten Pferde hinter ihm zum Scheuen bringend und dann los — wie der Blitz los — in Raserei vorwärtsschießend! „Deubel!" schreit der Rittmeister. Ich ahne mehr, als ich sehe, daß sein Gaul auf Tod und Teufel mit dem meinen mitgeht. Und hinter uns packt es die Nächsten, dann reißt es den ganzen Zug, dann die Eskadron. Nur einen Augenblick stutzen die Folgenden: sie brausen gleichfalls los ... vielleicht von der allgemeinen Bewegung fortgerissen, vielleicht in der Angst, den Befehl überhört zu haben. Schon fegt und klirrt das ganze Regiment voran ...

Der Oberst, der weit vor der Front hält, hört das donnernde Gestampf. Er wirft sein Pferd herum. Er starrt einen Augenblick fassungslos uns Anbrausenden entgegen. Er hebt sich im Sattel und beugt sich vor, als wolle er uns zurückschleudern. Aber er erkennt sofort, daß das unmöglich ist. Es gibt kein Halten mehr.

Und mit einer prachtvoll ungestümen Bewegung wendet er, steht hoch in den Bügeln,

Digitized by Google

Der Dorfpolitiker

Gemälde von Oskar H. Hagemann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

das energische Gesicht halb zurückgedreht, den Säbel hoch und blank in der gleißenden Sonne, und fliegt uns im nächsten Augenblick voran.

Erst da braust aus trockenen rauhen Kehlen ein brüllendes Hurra empor, und wie die Teufel, von ungeheuren Staubwolken verhüllt, donnern wir vorwärts. Die Erde dröhnt und schwankt, die Sättel janken, Geklirr und verwehte Rufe — wir sehen nichts, wir hören nichts, wir reiten nur, wie wir seit drei Tagen reiten wollten, die Köpfe gegen den Bug der Pferde geneigt, daß im entgegenwehenden Zuge die Mähnen der dahinfegenden Gäule uns ins Gesicht flattern.

Wie aus endlosen Fernen klingen, kaum vernehmbar, die Hörner der Infanterie zu uns herüber. Das Signal zum Avancieren ertönt und wird auf der ganzen Linie aufgenommen. Offenbar ist nur unsere überraschende Attacke der Grund dazu.

Was ist da noch viel zu reden . . . wir haben den Feind, der wahrscheinlich keine Ahnung von uns hatte, überritten, durcheinandergeschmissen, in Schrecken und Verwirrung gestürzt. Wie die Wilden fuhren wir drein — die Leute brüllten: es war Erlösung, Befreiung nach unerträglicher Spannung. Die Franzosen mochten in der ersten Verwirrung unsere Stärke auch bedeutend überschätzen, und als sie wieder zu sich kamen und die Sache ein wenig brenzliger wurde, stürmten mit aufgepflanztem Bajonett schon die ersten Infanteriekolonnen heran und warfen die verehrte Gesellschaft vollends über den Haufen.

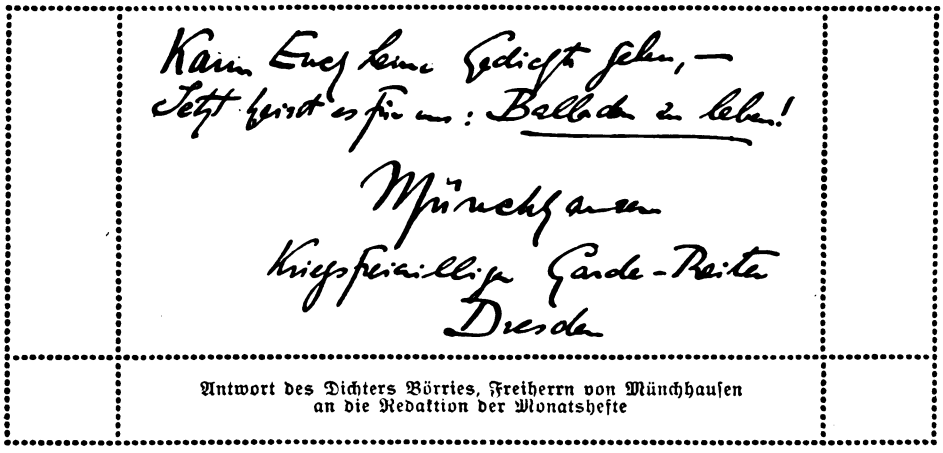
Unser Regiment hatte im ganzen nur zwanzig Mann verloren. Der Oberst bekam das Eiserne Kreuz und hatte vier Wochen später eine Brigade. Ich aber wusch eigenhändig meinem sich noch immer recht teufelsmäßig gebärdenden Braunen die Nasenlöcher aus und dachte an das rotbraune Biest von Bremsfliege, dem wir allein diese etwas verrückte Attacke zu danken hatten.

Nee, mein Lieber, Zufall ist Zufall, und es gibt im Kriege eine lausige Menge davon. Bei uns ist es damals gut gegangen, aber ebensooft kann in einer erschöpften Truppe durch irgendeine Kleinigkeit eine Panik ausbrechen, die sich später niemand erklären kann. Man munkelt davon, daß bei Trautenau zwei ausgezeichneten Kavallerieregimentern Ähnliches passiert ist. Aber ich kann mir nicht denken, daß der Himmel mit Bremsen und Schmeißfliegen etwas zu tun hat."

Der Geheimrat zuckte die Achseln.

„Warum nicht?" sagte er. „Gottes Wege sind wunderlich und seine Werkzeuge oft gleichfalls. Auch Gastrophilus nasalis, die Nasenbremse, kann ihm zum Mittel dienen. Und wenn's irgendwie mal not tut, dann wollen wir hoffen, daß er auch diesmal die Dasselfliegen schwärmen läßt. Aber ich denke, es wird nicht nötig sein."

„Nein, nein," erwiderte der Oberst strahlend und ballte die Hände. „Es scheint, sie gehen so schon 'ran, als wenn jedem Gaul so'n Biest in der Nase säße. Zu jedem Morgenkaffee kriegen wir einen Sieg serviert. Herr Gott, Herr Gott, es ist wieder eine Lust zu leben!"



Antwort des Dichters Börries, Freiherrn von Münchhausen an die Redaktion der Monatshefte

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Im Knödelländchen

Jugenderinnerungen von Hanns von Zobeltitz

Mein Bruder Feodor hat in diesen Heften zu meinem 60. Geburtstag einiges aus unserer gemeinsamen Jugend ausgeplaudert. Ich hoffe, nicht zu wiederholen, wenn auch ich von ihr erzähle. Denn ich will nicht nur von mir berichten, mehr sogar von anderen, und ich möchte vor allem zunächst versuchen, ein Bild des Lebens auf den kleinen Landsitzen des märkischen Adels in der Zeit etwa von 1860 bis 1870 zu geben, einer Zeit, die ja gar nicht so weit hinter uns liegt und seit der sich doch so ungeheure Veränderungen im Leben des einzelnen, im ganzen Volksleben zugetragen haben.

Ich bin 1853 in Spiegelberg geboren, das seit Jahrhunderten im Besitz meiner Familie ist. Das Gut liegt in der Neumark im damals noch ungeteilten Kreise Sternberg, der ein wenig spöttisch das Knödelländchen genannt wurde. Wer es nicht wissen sollte, dem sei es erklärt: die Knödel ist eine armselige Birnenart, die angeblich auf unserem recht sandigen Boden besonders gut gedieh. Zur Ehrenrettung meiner lieben Heimat muß ich aber bemerken, daß sie außer dem Sande auch wunderschöne Wiesen, große Seen und herrliche Wälder besaß und besitzt. Es ist ein hügeliges Land; dicht bei unserm Gut erhebt sich sogar der Hohe Spiegelberg zum größten Berge — wenn man so sagen darf — der ganzen Mark, und eine halbe Stunde weiter liegt Lagow, das kleinste Städtchen Preußens, mit seinem alten romantischen Johanniterschloß zwischen zwei mächtigen Seen in einer der landschaftlich schönsten Gegenden der vielverkannten Heimat. —

⁂ ⁂ ⁂

Die Erinnerungen meiner frühesten Jugend knüpfen sich merkwürdigerweise weit weniger an meine Eltern, als an meine Großeltern. Denn diese waren die stärkeren Originale.

Der Großvater — Opapa — war einer der Freiheitskämpfer von 1813 und trug neben seinen russischen und österreichischen Orden das Eiserne Kreuz mit hohem Stolz. Ganz seltsam berührt's mich, während ich dies niederschreibe: vor wenigen Wochen erkämpfte sich sein Urenkel, mein geliebter Sohn, dasselbe Kreuz vor Namur!

Großvater war einer der anspruchslosesten, einfachsten Menschen, die ich je kennen gelernt: anstatt des Morgenkaffees aß er „aufgepritschte" Brotsuppe, und nur dann und wann erlaubte er sich am Abend ein Fläschchen dünnes Bier, in das er einen kleinen Löffel Zucker tat, damit es recht schäumte. Von kleiner, zäher Gestalt, blieb er bis ins hohe Alter hinein kerngesund und lebenslustig, auch der holden Weiblichkeit ergeben.

Großvater war gutherzig bis zum Leichtsinn. Nur in einem Punkte war er grausam wie ein Folterscherge. Ein eifriger und weidgerechter Jäger dressierte er vortreffliche Jagdhunde; seine Dianen waren weithin berühmt. Aber seine Dressur würde man heut schlechterdings als Tierquälerei bezeichnen. Peitsche und Korallenhalsband spielten die entscheidende Rolle. Ich erinnere mich, daß nachmittags manchmal zwei Hunde hinter dem Hause an den Korallenhalsbändern hochgezogen in den Tannen hingen, bis sie am Verrecken waren. Dabei war er gleichzeitig fabelhaft nachsichtig gegen die Köter. Einmal hatte eine der berühmten Dianen sich in Mutters Speisekammer geschlichen und aus einem Topf irgendeinen Bratenrest herausgefressen. Da war der alte Herr hinzugekommen. Er deckte persönlich ein Brettchen über den Topf und erklärte Mutter, als der Verdacht auf Diana fiel: „Kind, Diana ist sehr klug, klug wie ein Mensch. Aber — das heißt („das heißt" war sein Lieblingswort, und er schaltete es nach jedem zweiten Satz ein), das heißt — so klug ist Diana doch nicht, daß sie den Topf wieder zudecken würde. Also kann sie's nicht gewesen sein."

Großvater war ein großartiger Rechenmeister. Er hätte öffentlich als Kopfrechner auftreten können, addierte, subtrahierte, multiplizierte mit fünf- und sechsstelligen Zahlen, daß uns Kindern Hören und Sehen verging. Er war stolz darauf und erzählte gern, wie er's gelernt hätte. Nicht viel anders nämlich, als seine Dianen das Apporte. Sein Informator — der Hauslehrer — hatte noch mit dem Bakel regiert und ihn oft stundenlang mit dem Zopf hinten am Stuhl festgebunden.

Der großartige Rechenmeister war aber im praktischen Leben der schlechteste Rechner, den man sich denken kann. Von Haus aus wohlhabend, hatte ihm meine Großmutter, eine Reichsgräfin Schmettow, ein für damalige Verhältnisse sehr großes Vermögen — ich glaube 100000 Taler — in die Ehe gebracht. Sie hatten mit drei Gütern angefangen; als ich geboren wurde, beschränkte sich der Besitz auf das kleine Spiegelberg. Beide Großeltern waren für ihre Person äußerst sparsam, aber hauszuhalten, gut zu wirtschaften verstanden sie in keiner Weise. Ein Beispiel dafür, so unglaublich, daß es uns Heutigen wie ein Märchen klingt: in den vierziger Jahren erbte meine Großmutter unerwarteter Weise noch einmal 40000 Taler.

Digitized by Google

Die Erbschaft kam bar, in kleinen Tönnchen, in Spiegelberg an; das Geld wurde nie angelegt; die hübschen Tönnchen wurden vielmehr unter die Betten der Großeltern gestellt, und wer etwas brauchte, nahm heraus: die alten Herrschaften selbst, die Söhne, wenn sie auf Urlaub kamen, vielleicht auch noch andere hilfsbereite Hände. Als ich geboren wurde, war der Schatz längst verbraucht. Übrigens trauerte Großvater dem Geld nie nach. Für seine kleinen Ansprüche, für einen neuen Rock, für Pulver und Blei, für ein Trinkgeld langte es ihm immer noch.

Großvater war ein überaus wahrheitsliebender Mann. Nicht nur, daß er die Lüge in jeder Form stets streng verdammte — ich habe auch nie das geringste unwahre Wort von ihm gehört. Trotzdem war sein Leben von einem ganz originellen Lügenkranz umsponnen. Er hatte als Premierleutnant den Abschied genommen; als er aber älter und älter wurde, erschien die Würde des Leutnants seinen Bauern und Knechten nicht bedeutend genug: sie nannten ihn Herr Rittmeister. Bald hieß er im ganzen Kreise so, und wenn er auch anfangs sich gewehrt haben mag, schließlich ließ er's geschehen. Ja, er unterschrieb sogar als Rittmeister a. D. Damals nahm man das alles nicht so genau; selbst die Steuerkasse in Zielenzig ließ auf seinen Pensionsquittungen den Rittmeister gelten. Da kam das Jahr 1863 heran, und alle noch lebenden Ritter des Eisernen Kreuzes wurden vom König zur Jubelfeier der Befreiungskriege nach Berlin eingeladen. Auch Großvater; aber die Einladung war an den Premierleutnant a. D. gerichtet. Das nahm er gewaltig krumm, schimpfte erst ungeheuerlich, überlegte sich's dann wohl. Seinem König absagen, das ging gegen sein preußisches Empfinden. Aber krank konnte man werden. Kurz und gut, er legte sich zu Bett und stand erst wieder auf, als das große Fest vorüber war. Dann war er aber auch wieder der alte Rittmeister, und als Rittmeister ist er beerdigt worden.

Verschiedenere Menschen als Großvater und Großmutter kann man sich kaum denken. Er war, abgesehen von seinem unwirtschaftlichen Sinne, ein Mann, der mit beiden Füßen fest im Leben stand, von gesunder Derbheit. Großmutter — Omama — lebte eigentlich immer im Reich der Phantasie.

Großmutter Sophie (Fiekchen) muß in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein. Noch im hohen Alter, sie starb erst 1874, zeigte ihr Gesicht, umrahmt von schwarzen — falschen Locken, trotz aller Falten Spuren davon, vor allem wundervolle, blaue, leuchtende Augen. Für das Leben einer schlichten Landedelfrau war sie wenig geschaffen, denn sie war so unpraktisch wie nur möglich und von einer Gutmütigkeit, die nach allen Richtungen hin mißbraucht wurde. Sie verschenkte alles. Als sie starb, fand meine Mutter, die sie bis zum Tode gepflegt hatte, in ihrem Wäschkasten noch drei Hemden; alle übrigen hatte sie weggegeben.

Dabei war sie eine geistig hervorragend begabte Frau, für ihre Zeit hochgebildet, sehr belesen und ein Plaudertalent ersten Ranges. Mit überraschender Deutlichkeit steht noch heute das Bild vor mir: mein Bruder Feodor und ich bei ihr hockend, sie uns von ihrer Kindheit erzählend, etwa von der französischen Einquartierung Anno 1806 auf dem Schloß Pommerzig, wie die Grenadiere Napoleons dem Pontak im väterlichen Keller zu Leibe gerückt wären und wie sie die Betten aufgeschlitzt und es zu den Schloßfenstern heraus hätten schneien lassen. Oder sie sang uns alte wunderliche Lieder mit ihrer weichen, etwas müden Stimme.

Die Phantasie spielte der lieben Großmutter so manchen Streich. Es gab da vor allem eine Parallele zu dem Rittmeister des Großvaters. Omama erzählte nämlich mit Vorliebe, daß ihr Theodor Körner im Park von Pommerzig sehr stark gehuldigt hätte, und sie schmückte das uns Kindern mit den glühendsten Farben aus. Ich zweifle nicht einen Augenblick: sie hat es so lange erzählt, bis sie es selbst glaubte. Wir, alle Welt glaubten es auch. Aber als ich später Körners Spuren nachging, mußte ich erkennen, daß er niemals in Pommerzig war.

Ein hübsches poetisches Talent war Großmutter zu eigen. Leider sind ihre Gedichte, die sie in einem kleinen, zierlich mit blauen Schleifchen zusammengebundenen Glaskasten aufbewahrte, nach ihrem Tode nicht aufzufinden gewesen. Wir mußten annehmen, daß sie selbst sie vernichtet hat. Nur ein Gedicht ist erhalten: die Bitte, nicht im Erbbegräbnis beigesetzt zu werden:

Ach mauert nicht von kaltem Stein
Die letzte Ruhestätte,
Wenn ihr mein müdes Herz senkt ein
Mit herzlichem Gebete.

Hier, wo ich gerne weilen mag,
In diesen grünen Räumen,
Laßt mich dem Auferstehungstag
Mit Lust entgegenträumen.

Einst möcht' ich schlummern kühl und süß
Im Schatten dieser Linden,
Wo Lieben, die ich hier verließ,
Die Stätte immer finden.

Mit weißen Rosen könnet ihr
Den grünen Hügel kränzen,
Und brennend laßt der Lychnis Zier
Dazwischen blühend glänzen.

Sie seyn ein Bild vom Herzen treu,
Das heiß geliebt hienieden,
Das nun, von Schmerz und Kummer frei,
Geweiht der Heimat Frieden.

Auf uns beide, meinen Bruder Feodor und mich, hat meiner festen Überzeugung nach Großmutter einen bedeutenden Einfluß gehabt. Die Lust zum Fabulieren, die uns wurde, ist ein Erbteil von ihr.

Die Eltern —

Digitized by Google

Ich habe aus meiner frühen Kinderzeit von meinem Vater, Carl Constantin, nicht viel mehr als flüchtige Eindrücke festgehalten, und ich muß sie daher hier mit einzelnen aus späteren Jahren ergänzen.

Er war, bis an sein Lebensende, ein stattlicher, auffallend schöner Mann. Rosig das feingeschnittene Gesicht, schlohweiß schon sehr früh das volle Haupthaar, der starke Schnurrbart und der zierliche Henri quatre; sehr elegant im Auftreten, von einer geselligen Liebenswürdigkeit, der sich niemand entziehen konnte; geistig ungemein rege, begnadigt mit einem köstlichen, auch in den mißlichsten Lebenslagen nie versagenden Humor; zum jähen Aufbrausen geneigt, im nächsten Augenblick wieder weich und von großer Güte. All dem stand ein tiefer Schatten gegenüber. Vater fehlte nur eins: eine Million. Aber ich glaube fast, eine Million hätte auch nicht gereicht.

In meinen Kinderjahren war er selten in Spiegelberg. Er lebte meist in Berlin, war viel auf Reisen im Auslande. Ursprünglich mochte eine Art von Notwendigkeit ihn fortgetrieben haben. Die liebe kleine Klitsche konnte zwei Familien, die Großeltern und die Eltern, kaum ernähren. So mußte er einen Nebenverdienst suchen. Wir hörten schon als Kinder: Papa ist in London, um ausrangierte Militärgewehre nach Südamerika zu verkaufen. Oder Papa ist in Warschau, war zum Diner beim Generalgouverneur Grafen Berg — die Aussichten für die von ihm geplante Bahn Breslau-Warschau stehen gut. Bisweilen klang auch, etwas später, bereits der Name des großen Spekulanten Strousberg an unser Ohr, mit dem er zeitweise zusammen arbeitete. Alles das mit wechselndem Glück. Er erzielte bisweilen große Gewinne. Aber das Geld zerrann ihm unter den Händen, und auf erfolgreiche Zeiten folgten stets solche des Mißgeschicks.

So mußte uns unsere teure geliebte Mutter auch den Vater ersetzen. Im Sturmjahr 1848 hatte er, als Offizier nach Torgau verschlagen, dort die frische anmutige Patriziertochter kennen gelernt und erobert.

Ich sage es mit Bewußtsein und ich sage nicht zuviel: meine Mutter war der gütigste Mensch, den ich je kennen lernte. Gottlob war ihrer Güte aber ein starkes Maß praktischer Lebensweisheit zugesellt — sonst hätte sie uns Kinder nicht zu ordentlichen Menschen erziehen können, sonst wäre das Schifflein, auf dem wir dem Leben zusteuerten, früh elend gestrandet. Soweit ich zurückdenken kann, trug Mutter schwere Lasten. Doch das Herrliche war: sie trug sie frohen Herzens. Und wenn sie die Sorgen drückten — wir spürten wenig davon, und auch der Welt verbarg sie stolz ihr Leid. Vor allem aber haben wir Kinder eins von ihr gelernt: arbeiten! Sie war unermüdlich tätig, bis in ihre letzten schweren Lebensjahre hinein. Und sie prägte uns immer wieder ein, daß es ohne Arbeit keine Ernte gäbe.

Man mag sich heut schwer einen rechten Begriff von der Einfachheit der Lebensführung machen können, die damals auf solch einem kleinen Rittergut herrschte. Und doch erfuhren wir, daß es „in den guten alten Zeiten", von denen oft die Rede war, noch viel einfacher zugegangen wäre. Dicht neben dem schlichten, aber geräumigen Herrenhaus — die Bauern nannten es Schloß — stand das Leutehaus. Das hatten die Großeltern, ehe Großvater das „Schloß", etwa 1830, baute, bewohnt; mein Vater und seine Geschwister waren darin geboren. Nun, dies strohgedeckte Häuschen hatte in seinen vier niedrigen Stuben nicht einmal einen breiternen Fußboden, vielmehr eine Lehmtenne!

Unsere Lebensführung war aber nicht nur deshalb so einfach, weil die Mittel knapp waren; manchmal kam ja wohl auch ein Geldschiff vom Vater aus Berlin, das eine etwas größere Üppigkeit gestattet hätte. Auch nicht, daß Mutter bei aller Sparsamkeit ängstlich genau gewesen wäre. Nein — der Zuschnitt in unserem Hause entsprach, mit wenigen Ausnahmen, von denen ich noch erzählen werde, ganz dem auf allen Nachbargütern. Es war überall Grundsatz, daß abgesehen von den unentbehrlichen Kolonialwaren, eigentlich nur das verzehrt werden durfte, was auf dem Gute „zuwuchs". Und mit den Kolonialwaren geizte man; die Zuckerstückchen waren unheimlich klein; starker Kaffee galt als höchst ungesund; Tee kannte man kaum, außer medizinischem, in dem Großmutter groß war. Großvater trank wohl am Abend sein Fläschchen Bier; wir bekamen nur ausnahmsweise ein Glas einer seltsamen Sorte Braunbier, das in der Nachbarschaft gebraut und beim Abziehen noch stark mit Wasser verdünnt wurde. Wein erschien bei Tische nur, wenn Gäste im Hause waren. Champagner ist — ich erinnere mich dessen genau, weil es mir einen überwältigenden Eindruck machte — in meiner Kindheit nur zweimal getrunken worden: bei der Taufe meiner Schwester und der goldenen Hochzeit der Großeltern. Freilich gab es ja damals nur echten Sekt, französischen. Der deutsche Schaumwein trat erst später in die Erscheinung, für uns zuerst in Gestalt der Grüneberger „Landkarte". Und dann hatte es mit dem Champagner auch noch einen besonderen Haken: Eiskeller gab es nicht. So wenig wie eine Badeeinrichtung. Im Sommer plätscherten wir im kleinen Pleiskefluß hinter dem Garten; im Winter wurden wir, wenn es dringend notwendig schien, unten im Keller in einem großen Waschfaß abgeseift.

Man denke nun aber nicht etwa, daß es uns an Delikatessen gebrach. Der Begriff ist ja so relativ. Uns erschien es schon als eine Delikatesse, wenn die Semmelmuhme wöchentlich zweimal frische Semmeln aus Lagow brachte und Omama aus dem unerschöpflichen Tragkorb der Alten ein Stückchen Kuchen herausfischte. Dann spielten Kartoffelpuffer, zumal in der Verbindung mit Leinöl, eine große Rolle; Sauermilch

Digitized by Google

mit „Torf", d. h. geriebenem Schwarzbrot und Zucker darüber, stand in hoher Achtung, und Obst gab's, viel Obst — und nicht nur Knödeln. Den Magen durften wir uns nicht verderben. Aber gedoktert wurde bei uns bedenklich viel. Großmutter war nicht wohl, wenn sie nicht eins ihrer unzähligen Hausmittel in Wirksamkeit setzen konnte. Sie selber hielt für sich daran fest, den Anschauungen ihrer Jugend entsprechend, daß man jährlich mindestens zweimal zur Ader lassen oder Blutegel ansetzen müsse. Damit durfte sie freilich unserer Mutter nicht kommen, obwohl mir deutlich in Erinnerung ist, daß Omama jedesmal nach der Prozedur wie verjüngt erschien. Aber unseren Löffel Rizinusöl erhielten wir in regelmäßigen Zwischenzeiten, ob's not tat oder nicht und so sehr wir uns sträubten. Dazu stand auf einem Sims meist ein ausgehöhlter, mit Zucker gefüllter Meerrettich in einem Glase, und die allmählich durchtropfende Tunke wurde uns teelöffelweise eingegeben. Bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten gab's Kamillentee, Flieder-, Baldrian- oder Lindenblütentee; Akonit war sehr beliebt, und alle Naselang wurde die Ziehfrau aus dem Dorf ins Schloß zitiert. Die legte uns auf den Fußboden, streckte, rieb und dehnte die Glieder: eine Art einfacher Massage, die gar nicht so uneben war. Der Onkel Doktor aus Sternberg wurde selten geholt: das kostete Geld. Wenn er aber kam, verschrieb er nach der Art der Zeit unzählige, endlos lange Rezepte, und das Komische an der Sache war, daß Omama jeden Rest in einer Medizinflasche gewissenhaft selber leerte. Die Tränklein müssen sehr unschuldiger Art gewesen sein, denn es hat ihr nie geschadet.

Die Einfachheit der Lebensführung kam auch in der Kleidung zum Ausdruck. Sauber mußten wir sein — soweit Landkinder das sein können, aber geputzt wurden wir nicht. Uns Jungen fertigte Meister Thiele, der Dorfschneider, die Anzüge; für Mutter und das Schwesterchen kam etwa alle Jahre Fräulein Emma nach Spiegelberg, eine kleine ausgedörrte Person, die von Gut zu Gut zog und den lieben Klatsch von einem zum andern trug. Leinen wurde im Hause gesponnen. Meine Frau benutzt heut noch einige unverwüstliche Spiegelberger Gedecke.

⁂ ⁂ ⁂

Du liebes altes Spiegelberger Haus —

Vorn die große Veranda, auf der sich im Sommer fast das ganze tägliche Leben abspielte, mit den beiden Kastanienbäumen davor, die damals nur bis zur Verandadecke reichten, heut weit übers Hausdach hinaus. Rechts von einem dämmerigen Flur, wo jetzt Bruder Feodor einen Teil seiner unheimlich umfangreichen Bücherei untergebracht hat, wohnten die Großeltern in zwei Stuben. Links lag das große Wohnzimmer mit der Speisekammer daneben. Hintenhinaus ein kleines Zimmer unserer Mutter, dann ein recht stattliches, dreifenstriges Eßzimmer, der Saal, und zwei Schlafzimmer für die Eltern und uns. Die Einrichtung war stark gemischt. Neben den gediegenen Mahagonimöbeln aus der Ausstattung der Mutter standen viele alte birkene und fichtene Stücke. Ich erinnere mich vor allem eines ungeheuerlichen Schreibtisches, der sich schon durch Geschlechter fortgeerbt hatte und allgemein die Kossätenscheune genannt wurde. Stileinheit kannte man nicht. Aber behaglich war es trotzdem mit den immer blendend weißen, gestärkten und in kunstreiche Falten gelegten Gardinen, den bunten Läufern, die aus Abfällen gewebt wurden, und den großen weißen, im Winter mächtig bullernden Kachelöfen. Im Wohnzimmer stand ein Flügel auf Glasfüßen, deren akustische Bedeutung mir Großvater auseinanderzusetzen nicht müde wurde; das mit rotem Plüsch bezogene Sofa war ein zweites Stück, dem wir Kinder Respekt schenkten, weil es uns streng verboten war, darauf zu sitzen. Respekt heischten auch die zwei schmalen, hohen Trumeaux zwischen den Fenstern; das Spiegelglas bestand aber aus zwei Stücken. Höchst merkwürdig war der zwischen Garderobekammern eingebaute winzige Raum, in dem die Großeltern schliefen. Erhellt und gelüftet wurde er durch ein rundes Fensterchen, das Ochsenauge. Großvater, der gern etwas hohe Vergleiche zog, hatte für dies Ochsenauge immer einen solchen aus dem Versailler Schloß in Bereitschaft.

Oben, unterm Dach, lagen vier Fremdenzimmer mit schnurrigen Namen. Die Bleikammer hieß das eine, weil in ihm im Sommer eine schwelende Hitze war; das Handtuch ein zweites, so genannt, weil es ganz schmal und sehr lang war; Pompeji das dritte, nach zwei merkwürdig geformten Bettstellen, die, glaube ich, heut auf jeder Ausstellung preisgekrönt würden. Dazwischen quetschte sich irgendwie die Räucherkammer ein, für uns eine Stätte süßen Gruselns, nicht der Würste und Schinken halber, sondern weil sich hinter ihr eine geheimnisvolle Versteckkammer „für den Russeneinfall" verbarg.

Unten im Erdgeschoß hauste Großonkel Wilhelm mit seiner Wärterin. Es war das ein älterer Bruder Großvaters. Als kleines Kind, so sagte man, hatte seine Amme ihm das Gehirn einfrieren lassen, und so war er blöde. Ein stumpfsinniger Greis, der niemand etwas zuleide tat. Man merkte eigentlich nur zweierlei von ihm: einmal pflanzte er während der ganzen warmen Jahreszeit Kastanien, von denen die meisten nicht fortkamen, aber viele zu großen Bäumen herangewachsen sind. Dann spielte er, und merkwürdigerweise ganz gut, Ziehharmonika. Oft genug klang's in den Nächten leise webend durchs Haus. Onkel Wilhelm kann nicht schlafen, hieß es dann, und Mutter raubte sich wohl selber die Ruhe, um ihm sein Vergnügen nicht zu stören.

Es war jedoch — nicht ständig, aber sehr viel — noch ein andrer Onkel im Hause, ein

Digitized by Google

weit unruhigerer Gast: Onkel Fritz, meines Vaters ältester Bruder. Ohne Zweifel der genialste der drei Brüder, aber ein Mann von ganz ungezügelten Trieben. Ich denke mir, daß er bei der Leerung der Goldtönnchen aus der letzten Erbschaft der Großmutter am tätigsten war; nachher nahm er als Hauptmann den Abschied und lebte immer als Vetter. Das ging damals ganz gut: wenn er nicht in Spiegelberg war, war er Gast bei anderen Verwandten, wochen-, monatelang. Wo die Jagd am besten, wo Küche und Keller am reichlichsten bestellt, blieb er am längsten; nicht zuletzt im Schmettow-Schwerinschen Damenstift zu Ritschitz, auf das wir von Großmutters Seite her einen gewissen Anspruch hatten und wo damals noch die Frau Äbtissin vierelang fuhr und im Stil alter Zeit weitgehende Gastlichkeit übte. Man fürchtete Onkel Fritz ein wenig, aber man schätzte ihn auch als blendenden Gesellschafter. Er war in der Tat ein Mann von vielseitigstem Wissen. Er war wie ein Konversationslexikon, wo man aufschlug, wußte er Bescheid. Aber nichts fesselte ihn auf die Dauer, am längsten noch eine recht verwickelte Aufgabe aus der höheren Mathematik. Unser Großonkel Karl in Gustau in Schlesien, der durch die Einführung der Merinoböcke in Preußen zum sehr wohlhabenden Mann geworden war, hatte sich eine Sternwarte eingerichtet, meines Wissens die erste private Sternwarte in deutschen Landen, und seine Töchter zu den astronomischen Rechnungen angelernt. Wenn Onkel Fritz auf einer seiner Vetternfahrten nach Gustau kam, dann war es ihm höchste Wonne, mit dem alten Onkel Karl und den Mädchen in den kniffligsten Rechnungen zu wetteifern. Im Jahre 1866 trat er noch einmal ein und führte eine Kompagnie beim Ersatzbataillon des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments. Damals brach in Berlin die Cholera aus — er aber aß den ganzen Tag Melonen, nicht so sehr, weil sie ihm schmeckten, als weil die Ärzte ihren Genuß nach der Ansicht jener Zeit für das sicherste Mittel hielten, von der Epidemie befallen zu werden — er wollte auch ihrer spotten, wie er aller Welt spottete. Zuletzt hat er auf der Spiegelberger Dampfmühle gehaust, einer ganz verfehlten, bald außer Betrieb gesetzten Spekulation meines Vaters. Nach seinem Tode fanden wir im Zimmer einige wenige, aber erlesene Bücher — und hinter dem Ofen, fein säuberlich bis fast zur Decke aufgestapelt, hunderte und aber hunderte von Flaschenkorken — —

Selige Kindertage!

Da war der große Spiegelberger Garten mit seinem alten, dichtverwachsenen Fliedergebüsch, in dem sich so wundervoll, wie sonst nirgendwo in der Welt Versteck spielen ließ. Da war der kleine, aber wildreiche Forst, Opapas Domäne, in dem wir mit ihm auf den Dohnenstrich gehen durften. Da war der erste Freund, des Schullehrers Sohn, der so herrliche Vogelfallen zu bauen wußte, und die erste Freundin, des Pfarrers jüngste Tochter, mit der wir spielten, während die Frau Pastorin uns Butterbrote schmierte, wie wir sie unsrer Ansicht nach zu Hause nie bekamen. Und dann hatte ich, sobald meine Beinchen ihrer natürlichen Neigung zum Längerwerden einigermaßen gefolgt waren, meinen Pony, den ich Velocitas taufte, während Onkel Fritz, der mir den ersten Reitunterricht gab und dabei meine nackten Knie mit der Peitsche oft erbarmungslos bearbeitete, ihn zu meinem größten Schmerz nur Pigritia nannte. Da waren die Dienstboten im Hause, die Mägde und Knechte, die Tagelöhner. Kein einziger darunter, dem ich nicht ein freundliches Andenken bewahrt hätte von unserer Kindermuhme Beate („Frau" Beate wurde sie genannt, obwohl sie nie verheiratet gewesen, wohl aber ein Töchterlein ihr eigen nannte — man war in dieser Beziehung merkwürdig weitherzig) bis zum eisgrauen Christian, der unser Eselgespann unter seiner Obhut hatte und die Grauen, wenn sie faul sein wollten, mit einem durch einen Eisenstachel bewehrten Stock an besonders empfindlichen Körperteilen zu zwicken pflegte.

Es bestand damals noch ein wirklich gutes, patriarchalisches Verhältnis zu den Leuten. Der Tagelohn war freilich verzweifelt gering; ich besinne mich, daß eine Botenfrau, die den ganzen Nachmittag unterwegs war, zwei gute Groschen, das sind fünfundzwanzig Pfennig, bekam. Aber schlecht ging es ihnen wahrhaftig nicht. Sie hatten ihr Stückchen Land, hatten ihre Hühner, ihr Schwein, ihre Ziege, die besseren sogar eine Kuh — und waren's zufrieden. Fleisch kam, außer nach dem Schlachtfest, nur sehr, sehr selten auf ihren Tisch. Aber sie „meckselten" ihre Toffeln mit Schmalz und Speck, und die Jungen wurden dabei groß und stark. Wenn ich von der heutigen Fleischnot und Fleischteuerung höre, tauchen immer wieder diese kerngesunden, kräftigen Leute vor mir auf, denen Fleisch nur eine seltene Delikatesse war für die hohen Feiertage.

Auch zu den Bauern und Kossäten im Dorf bestand noch ein patriarchalisches Verhältnis. Es waren einige recht wohlhabende Bauern darunter, die auch ihren richtigen Bauernstolz hatten; der „Herrschaft" aber erwiesen sie doch den gebührenden Respekt als etwas selbstverständliches. Freilich bekümmerte sich die „Herrschaft" auch um sie in allen Nöten des Lebens, nahm Anteil an ihren Freuden und Leiden. Es gab keinen Kranken im Dorf, den meine Mutter und Großmama nicht besucht hätte; es gab keine Hochzeit und keine Kindtaufe, auf der wir Kinder hätten fehlen dürfen.

Dann war da — ich habe es schon gestreift — das liebe, efeuumrankte Pastorhaus.

Unser guter Pastor Hickstein wäre heut unmöglich. Ein Prachtmensch war er doch bei allen seinen Schwächen. Ursprünglich war er ein sehr gelehrtes Haus gewesen und hatte wohl hoch hinaus gestrebt. Eine umfang-

Digitized by Google

reiche, in meinen Kinderjahren schon auf dem Pfarrboden verstaubte Bibliothek legte noch stummes Zeugnis davon ab. Nun hatte er sich ins Schicksal eines Dorfpfarrers gefunden und auch unter das Regiment seiner energischen Frau, die das knappe Einkommen durch gute Sportelwirtschaft geschickt im Gleichgewicht zu halten wußte. Wehe dem Bauern, der zu kleine Eier brachte!

Ich hatte als Kind ja kein Urteil darüber, aber ich hörte immer wieder: an unserm Hickstein ist ein Hofprediger verloren gegangen. Und später, als Jüngling, habe doch auch ich die Wucht seiner Rede empfunden. Es kam wohl vor, daß Großmama, die ein feines Verständnis besaß, nach der Predigt zu ihrem alten Freunde sagte: „Hicksteinchen, heute haben Sie aber mal wieder einen alten Bock geschlachtet," d. h. eine ältere Predigt wiederholt. Aber das war doch eine Ausnahme. Er verfügte über das ganze Register: vom hohen Zorn bis zu den sanftesten Tönen. Um Kirchenzucht, um die Schule, gar um Diakonie im heutigen Sinne kümmerte er sich blutwenig. Aber wenn etwas in der Gemeinde ‚passiert' war, dann donnerte er seine Bauern zusammen, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Über seine religiöse Stellung bin ich mir auch später nie klar geworden. Es steckte wohl ein Rest des Rationalismus seiner Jugendzeit in ihm, aber er trug's nicht zur Schau. In seinen Predigten zeigte er sich durchaus positiv. Freilich — recht ernst nahm er's vielleicht nicht. Ich hatte, um vorzugreifen, meinen Konfirmationsunterricht in Berlin bei einem ziemlich weit links stehenden Geistlichen gehabt, sollte aber in Spiegelberg eingesegnet werden und bei Hickstein noch einige Ergänzungsstunden erhalten. Als ich bei ihm eintrat, saß er in seiner verräucherten Hinterstube im tiefen Lehnstuhl, fragte mich einiges — um dann zu sagen: „Na, lieber Junge, es hat eigentlich keinen Zweck. Wenn ich dir was anderes vorkauen wollte, als der kluge Berliner, würdest du's mir doch nicht glauben. Weißt du — Mutter hat Krebse gekocht, die woll'n wir jetzt essen." Dazu gab's Rotspon, den er sehr liebte, und beim zweiten Glase offenbarte er mir: „Wenn du Student oder Offizier bist, lieber Sohn, dann duzen wir uns natürlich. So hab' ich's mit deinem Vater und mit Onkel Ernst in Topper auch gehalten."

Bei uns und in Topper, wo Onkel Ernst residierte — es wird davon noch die Rede sein — war er weit weniger der geistliche Berater als der lebensfrohe Hausfreund. Auch seinem Robber Whist war er leidenschaftlich ergeben. Wobei er, wenn die Karten stark abgespielt waren, jedesmal erklärte: „Ihr müßt die Karten zum Kantor (Schulmeister) schicken, damit er sie wäscht." Man nahm an einem kartenspielenden Pastor damals durchaus keinen Anstoß. Man ging, soweit das Verzeihen in Frage kam, überhaupt bis an die Grenze — oder darüber hinaus. Als der blöde Onkel Wilhelm starb, kamen die Verwandten, sogar recht entfernt wohnende, zur Beerdigung. Ihr folgte ein Essen, wie das durch die ländlichen Verhältnisse bedingt ist. Auch Tante Ida Oppen hatte sich eingestellt, ein Original, das die Frauenfrage längst, ehe sie überhaupt aufgeworfen war, gelöst hatte. Sie war unvermählt geblieben, bewirtschaftete ihr väterliches Gut selber, trug hohe Männerstiefeln und Männerhosen, mit einem kurzen Röckchen darüber, ritt im Männersitz wie ein Toller, rauchte die schwersten Zigarren, trank ihr reichliches Maß, wenn sich Gelegenheit bot, fluchte wie ein Dragonerwachtmeister — und spielte leidenschaftlich Whist. Sie war's dann auch, die diesmal gleich nach Tisch ihr Spielchen verlangte. Im Nu hatten sich ein paar Partien zusammengefunden, und mitten darunter saß unser Pastor. Meiner Mutter war's etwas peinlich, denn sie war eine wirklich fromme und eine sehr feinfühlige Frau. Aber über ein Gefühl leiser Mißbilligung kam auch sie nicht hinaus, dachte wohl: Mein Gott, der alte Onkel ... und ließ die Petroleumlampen anstecken, die damals etwas ganz Neues waren und gerade anfingen, die Rüböllampen abzulösen. Mein Großvater hat sie bis an sein Lebensende als höchst feuergefährlich erachtet und nie in seinem Zimmer geduldet. Gerade so wie er von den Schwefelhölzern nichts wissen wollte, mit Schwamm und Stahl Feuer schlug oder sich eines sogenannten Döbereinerschen Zündapparats bediente. Und immer mußten wir ihm Fidibusse falten.

Wenn ich aus unserer schnellebenden Zeit an meine Kinderjahre zurückdenke, wundere ich mich eigentlich: es „passierte" auch damals immer etwas. Ich habe noch erlebt, wie die Chaussee von Frankfurt a. O. durch Spiegelberg nach Schwiebus gebaut wurde, wie die Pappeln an ihr groß wurden, und wie sie dann, viel später, durch die Märkisch-Posener Bahn abgelöst wurde, an deren Gründung mein Vater stark beteiligt war. Die Chaussee und die Post: die trennen sich in meiner Erinnerung nicht. Fast an jedem Abend gingen wir zur Chaussee hinaus, um auf die Post zu warten und die Beichaisen zu zählen. Schon von weitem kündigte sich der Schwager Postillon durch ein Liedchen an, und dann schleuderte er uns vom hohen Bock herab mit kühnem Schwung die lederne Posttasche zu. Solch eine Posttasche besaß jedes Gut, jedes „Dominium", wie man mit Vorliebe sagte. Den einen Schlüssel führte der Posthalter in Sternberg, den andern bei uns Mutter. Wir stürmten mit der schwarzen Tasche nach Hause. Erwartungsvoll wurde sie geöffnet. Mutter suchte oft vergebens nach einem Brief von Papa. Großvater aber riß die Zeitung an sich, natürlich die Kreuzzeitung, und wenn er sie gelesen, dann ging er in der Wohnstube auf dem diagonal gelegten Läufer aus den alten Tuchresten spazieren und hielt uns Vorträge über die Läufte in der Welt. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Blüchers Lachen

Von Marx Möller

Als Blücher die Franzoſen ſchlug,
Da hat er ſie wirklich »geſchlagen«!
Ob er auch ſiebzig Jahre trug,
Er mußte es ihnen »mal ſagen«!
Er iſt wütend hinter den Fliehenden her
Mit klopfendem Säbel geritten,
Um jede etwaige Wiederkehr
Energiſch ſich zu verbitten!

Die Tränen, die Luiſe vergoß,
Verſickerten längſt im Sande;
Die Wut, die da Vater Blüchern durchſchoß,
Die wettert auch heut durch die Lande;
Der Zorn, der den Alten »rebelliſch« gemacht,
Soll auch heute den Landsfeind vertreiben!
Und das Lachen, das da Vater Blücher gelacht,
Soll uns Fanfarenklang bleiben!

Das Lachen, das da der Alte gelacht,
War gewürzt von tauſend Humoren;
Und war aus reinſter Treue entfacht,
Und aus kindlichſtem Glauben geboren!
Unſer Lächeln brachte uns wenig Gewinſt!
»Kein Staat« war damit zu machen!
Wir haben lange genug gegrinſt!
Uns hilft nur ein blücherſches Lachen!

Solch Lachen iſt fromm; wenn auch nicht weich!
Nur Schande will es ja nehmen!
Zur Lehre vom doppelten Backenſtreich
Will's freilich ſich wenig bequemen!
Solch Lachen iſt deutſch; ohne doppelten Sinn;
Da läßt ſich nichts feilſchen und biegen!
Vater Blüchers wetternder, lachender Sinn,
Sei mit uns! Hilf uns ſiegen!

Digitized by Google

Die Theaterfritzl

Roman aus Innerösterreich. Von Ernst Decsey

(Schluß)

Als Spittaler am Abend den kleinen Vorsalon der Frau Fritzl betrat, empfing ihn ein verräterisches Schweigen. Sie hatten also von ihm gesprochen. Er trug eine glatte Glanzfrisur und feine Lackstiefel, sah in seinem Frack geradezu weltstädtisch aus oder wie jemand, der plötzlich eine Erbschaft gemacht hat. Die de Laria reichte ihm aus ihrem Sessel, halb abgewendet, die Hand zum Kuß. „Gratuliere . . .“ sagte sie formelhaft-kalt. Sie wütete. Dieser Ochse hatte sie um einen Triumph gebracht. Wenn sie allein gespielt hätte, wäre die Komödie ganz anders aufgenommen worden! Sie hätte wenigstens eine gute Presse gehabt: ‚Nur dank der hinreißenden Kunst unsrer de Laria hielt sich . . .‘ Jetzt schrieb keine Zeitung ein Wort von der Darstellung; die Künstler wurden nur im allgemeinen bedauert.

Auch Frau Zwickein und Frau Scheerbeck sagten, etwas spitzig, die Formel auf: „Gratuliere . . .“ und ließen dabei Blicke zu ihren Männern abgleiten. Frau Fritzl aber war milder als sonst. Sie stand mit hoher Frisur in der Mitte der plaudernden Damen und streckte ihm die Hand entgegen.

Seine blassen Lippen bebten an ihrer Hand, als er sich zum Kuß beugte. Fritzl war in ihrem teegrünen, schleierleichten Gesellschaftskleid geradezu verführerisch. Er hätte seine Arme um ihre Schultern schlagen und sie forttragen mögen, diese schwere Schönheit. Dann stand er wieder allein und kämpfte gegen sein Gefühl. Niemand sprach mit ihm.

Nach und nach kamen die Gäste. Zuerst erschien der kleine Supplent Doktor Sauseng mit seiner Frau, die eine Kugel mit einem Kopf daran war. Sie glaubte niemandem etwas und sagte immer: „Ah, gehn's zu . . .!“ Sie wurde jedoch von Herrn Scheerbeck still und feurig geliebt. Sauseng ließ ein Gesamtlächeln im Kreise herumgehen, das aber bei Spittaler plötzlich einfror. Er sagte trocken: „. . . die Ehre!“

Dann erschien der majestätische Herr Wilhelm Wackernagl, ein Hüne mit einem Hildebrandsprachtbart. Er war Wasseringenieur und der schöne Mann der Stadt. An seinem Arm hing eine kleine, uralte schwarze Großmutter. Frau Fritzl stellte vor: „Herr Oberbaurat Wackernagl samt Gemahlin!“ Spittaler fiel vor Schreck fast um. Unter dem roten Türverhang taucht jetzt ein blitzender Brillantknopf auf einer weißen Hemdbrust auf. Es war Herr von Grieser, ein ungeheuer reicher, gemütlicher Junggeselle. Ballmütter folgten dem Brillantknopf mit sehnsuchtsvollen Blicken. Nach Grieser trat Fräulein Anette von Morellenfeld mit ihrer Mama ein, Tochter eines Ministers a. D.; hinter ihr erschien die alte backenbärtige Exzellenz von Szabo, die unter Benedek in Italien Lorbeern erworben hatte, und mit ihr wälzte sich, als alte Tarockpartnerin, Tante Tuba herein. Sie zog Cäsar Quirin mit, dem das Schneesilberhaar in langen Strähnen über den Nacken fiel. Er wäre lieber mit Murbach bei den Schloßbergrittern gesessen oder hätte für sich allein alte Madrigale auf der Orgel gespielt, aber er war zu diesem Abend befohlen worden und mußte folgen.

Man war so ziemlich versammelt. Auch der geschniegelte Professor von Hupfer erschien mit der strahlenden Miene. Er kam zugleich mit der jungen Witwe Trummer, die er neben der de Laria in seinem Herzen trug, die aber glühende Gedichte auf Poldl Flitsch machte. Sie hielt das Schauspiel für gebildeter als die Oper und besuchte sonst nur Schauspielneuheiten; Poldl Flitsch zuliebe aber ging sie auch in die Operette. Zum Schluß kam noch ein Herr, der jedem etwas Unangenehmes sagte und der in keiner Gesellschaft fehlte.

Einige junge Mädchen, Anhängerinnen der de Laria, flatterten vergötternd um sie herum; auch einige junge Herren, Konzeptspraxis, waren geladen und stellten in diesem ehrwürdigen Kreis die Jugend vor.

Herr Pesserl, der zum erstenmal in Fritzls Haus erschien, hatte zur Feier des Tages den flohbraunen Anzug angelegt, mit dem das Warenhaus die Herren in dieser Saison auszustatten pflegte. Fred strahlte im Smoking, und seine Tadellosigkeit wurde von Fritzl angenehm empfunden. Sie stellte den überseeischen Verwandten beglückt vor. „Ein steirischer Amerikaner . . .!“ Mit ihm ließ sich Staat machen. Daß er es gewesen, der ihre Ankunft Murbach unfreiwillig verraten hatte, ahnte sie nicht.

„Ich muß aber bald wieder gehen,“ sagte Fred vorbeugend, „entschuldige . . .“

„Soso. Vielleicht ein Stelldichein? Ja, ja . . .“ Sie wollte humoristisch werden und suchte nach einer feinen Wendung, aber es fiel ihr nichts ein.

„Du bist heute sehr hübsch, steirische Schwägerin!“ bemerkte Fred musternd, während sie errötete. „Du müßtest nur andere Gedanken denken — dann würden auch deine schönen Hände schöner werden.“

Sie lächelte ins Leere und dachte: ‚Das ist wieder eine von seinen verrückten Sachen. Die neuen Sachen sind alle so ungalant.‘

Fred wurde von den Gästen ins Gespräch

Digitized by Google

gezogen. Man fragte ihn, wie es ihm in Europa gefalle, und er wußte nur eine Stadt, wo sich's als Naturfreund leben ließe, womit er aber allgemeinen Widerspruch hervorrief. Als er aber erklärte, dann wisse er nur noch eine zweite Stadt, das Ideal eines Betriebes — Berlin, bewirkte er dieselbe, aber entgegengesetzte Enttäuschung. Er zuckte die Achseln: er konnte es seinen Landsleuten nicht rechtmachen.

Fritzl sah nach der Uhr. Schon neun! Sie ging, wie Fred, der zu ihr herüberblickte, schmunzelnd feststellte, mit „provinziellen" Schritten umher, drehte an ihrem Perlenhalsband, sprach hier und da ein Wort... So viele Leute! Und die Haupteingeladenen waren noch nicht erschienen oder hatten abgesagt. Cornexl fehlte mit Frau, der Bürgermeister, zwei Stadträte fehlten, der Kapellmeister, Redakteur Zeitlieb — wie eine Verschwörung war das!

Fritzl ging hinaus: sie ließ rasch die Tafel, die auf dreißig berechnet war, auf zwanzig umbauen. Es wurde spät. Sie war unglücklich. Die de Laria lächelte zwar bezaubernd, fieberte aber vor Wut. Was diese Fritzl unternahm, fing sie dumm an! Wie hatte sie wieder diese Gesellschaft zusammengestellt! Was sollte man mit dem halbtauben General beginnen! Mit der Witwe Trummer! Mit einem Herrn Spittaler! Was war nun mit dem Wiederengagement?

Die Tochter des Ministers a. D. schwebte zu Spittaler und lächelte ihn herablassend an. „Sie sind ja ein Dichter! Wie finden Sie heuer das Theater? Wie? Sagen Sie, warum gastiert denn niemand?"

Spittaler wußte nichts, und das Fräulein rümpfte die Nase. Ein Theaterdichter, der die wichtigsten Sachen nicht wußte!

Spittaler wollte zur Entschädigung von seiner Sommerreise erzählen. Er war heuer beim Einsiedler von Krieglach gewesen, seine Augen weilten in ferner Erinnerung. Wie oft hatte er ihn im Stadtpark gesehen, einen Schritt vor den andern schiebend, fast unkörperlich durch den Abend schwebend wie ein geisterhafter Vogel. Spittaler hatte sich gescheut, ihn anzureden. Aber niemand war je von diesem Mann gegangen, ohne ein Gastgeschenk mitzunehmen: ein gutes, ein kluges oder schalkhaftes Wort. Der Weise von Krieglach! In einer Person der Tolstoi, der Schleiermacher, der Renan des Alpenlandes! Da hatte denn Spittaler die Wallfahrt zum Sommerhäuschen gemacht. Und er sprach den Namen mit einer schüchternen Innigkeit aus! „Ich war beim Peter Rosegger ... er hat mich empfangen."

Die alte Exzellenz Szabo war herangewackelt. „Rosegger?" fragte sie, die Hand am Ohr. Die Exzellenz hatte am vorstehenden Gelenk einen zitternden Zeigefinger, der herabhing: sowie jemand etwas erzählte, winkte der Finger es weg. Der Finger hatte schon alles erlebt, er leugnete das ganze Leben. „Rosegger?" murrte die Exzellenz und wandte sich andern Personen zu. „Ich werde Ihnen was sagen," fuhr er im Zusammenhang fort, „wie ich in Garnison war, bin ich immer dorthin gegangen, wo die Artilleristen waren — da war immer das beste Pilsner!"

Spittaler sah hilflos, wie sein Rosegger aus der Welt gewischt wurde. Eine fröhliche Stimme schlug an sein Ohr. Es war Fred. „Trösten Sie sich, junger Mann. Übrigens haben Sie unseren Dinosauriern gehörig eingeheizt! Sapperlot! Wissen Sie — entschuldigen Sie, wenn ich von mir spreche — aber Sie sind eigentlich eine Entwicklungsstufe von mir. Ich habe das gleiche erlebt, ganz das gleiche. Aber, bei Louis quatorze dem Fünfzehnten, das Weib ist überlebt! Goethe ist überlebt! Das Weib zieht uns hinan? Mein lieber Freund — es soll uns nur nicht hinabziehen! Das Weib muß Episode bleiben! Ich gebe Ihnen einen guten Rat: Spielen Sie Fußball, laufen Sie Schie — nur so entkommen Sie dem reizenden Verhängnis!"

Frau Fritzl drückte in diesem Augenblick die Doppeltür zum Speisezimmer auf. „Bitte, bitte, meine Herrschaften!" Sie klatschte in die Hände. Drinnen zeigte sich die gläserfunkelnde Tafel. Vom Kronleuchter hingen rote Blumengewinde herab.

Frau Fritzl führte den Vorsitz und erklärte, daß Fred „auf dem Kontrapunkt" sitzen und den abwesenden Hausherrn heute vertreten müsse. Ihr Gatte sei leider abgehalten. Frau Scheerbeck tauschte mit Frau Zwickein Blicke. Sie wußten, wo Murbach heute wieder saß ...

Zwei als Herrschaftsdiener verkleidete Hotelkellner gingen mit dem Fisch herum. Spittaler saß zwischen der Ministertochter und der jungen Witwe Trummer. Er betrachtete die Goldleisten, die so sinnlos auf der grünen Tapete umherliefen. Immer hatte er die Zimmer mit blinder Ehrfurcht angesehen, heute musterte er sie mit Kritik. Die Möbel stammten zum größten Teil aus dem Jahr 1890, schwere Fürstenrenaissance, von der Tante Tuba ausgesucht, als Fritzl heiratete; die Möbel sahen ganz nach Tante Tuba aus.

Das Stimmengewirr nahm zu. Einer wusch dem andern das Wort weg, jeder redete so schnell wie möglich, weil er schon den andern spürte. Die Schauspieler des Stadttheaters boten eine unerschöpfliche Stoffquelle, von jedem, jedem gab es Anekdoten. Supplent Sauseng erhob seine Stimme: „Kein Schauspieler spricht ein reines Deutsch! Bitte, unterscheiden Sie einmal genau: Tränen, Trennen, Dröhnen ... bitt' Sie, Fräul'n!"

Fräulein von Morellenfeld mußte Tränen, Trennen, Dröhnen sagen, und der Chor wiederholte belustigt und angeregt: „Tränen, Trennen, Dröhnen!"

Der schöne Wackernagl beschwerte sich über Cornexl, der den deutschen Charakter im Spielplan vernachlässige. Sein Gefühl war verletzt. „Wo bleiben, frage ich, die guten deutschen Dichter?"

Digitized by Google

„Lois Spittaler hoch!“ rief halb unterdrückt ein spöttischer junger Herr am unteren Ende der Tafel. Die Mädchen kicherten.

Pesserl beteiligte sich nicht am Gespräch. Er hatte sein Gesicht im Teller. Er schnupperte und schmatzte und schaufelte mit fröhlichem Landmannsfleiß alles in die weitgeöffneten Speicher seiner Körperlichkeit, was die bunte Erde in Paradiesesfülle gedeihen ließ, und hatte schon soviel Geflügelknochen aufgestapelt, daß ihn seine Frau besorgt in die Seite stieß.

Frau Fritzl hätte gern die de Laria in die Mitte der Unterhaltung gerückt und unternahm öfter schüchterne Anläufe; aber heute schien niemand Sinn dafür zu haben. Gesellschaften haben oft verzweifelte Ähnlichkeiten mit dem Theater: es kommt immer ganz anders; man bemüht sich, aber der Erfolg entschlüpft. Die de Laria saß verkniffen auf ihrem Platz, und in dem weißstrahlenden Licht kam sie der Fritzl eigentümlich verändert vor. Wie merkwürdig! Wo war die rosig-braune Lasur des Gesichts? Fritzl musterte den Hals der Sängerin. Der berühmte Schmuck fehlte daran. Im Haar ein blühender Orangenhain, dazu ein Goldreif: aber die Haut darunter war alt und grau.

Fritzl blickte weg. Es kam ihr immer deutlicher zum Bewußtsein, was ihr heute fehle. Die ganze Zeit hatte sie es dumpf vermißt: jetzt lag es klar in ihr. Ihre Gedanken wanderten in die Weite hinaus, zu ihm. Sie zog ihn herbei, in das Haus, in das er nicht geladen werden konnte. Wo war er jetzt? Sie sah sein vornehmes Gesicht, fühlte die Glut seiner Augen, hörte seine Stimme ...

„Mahlzeit! Mahlzeit!“ Man hatte sich erhoben. Es schnarrte und rasselte. Eine hohe Männerstimme schlug aus dem Nebenzimmer herüber: „Mach' auf, mach' auf, mein Kind! ...“

„Du bist ja ganz geistesabwesend!“ zischte die de Laria. Die Sängerin hatte sich fest vorgenommen, vor diesem Publikum unter keiner Bedingung zu singen. Aber man forderte sie heute gar nicht auf, niemand verlangte nach Kunst. Die jungen Leute hatten das Grammophon aufgezogen zum heimlichen Ärger des Fräuleins von Morellenfeld, die ihre Noten für alle Fälle im Vorzimmer deponiert hatte. Nun standen alle im Kreis um den blinkenden Trichter. „Bravo, Slezak, bravo!“ Aus dem Gestell tönte das perlende Ständchen von Richard Strauß, eine hochblühende weibliche Mannesstimme sang es, der König Immerlustik der Opernsänger, Leo Slezak. Und sie sahen sein berückendes Lächeln, seine Blicke, sogen ihm das Mezzavoce von der Lippe, schlürften den hohen Schlußton und klatschten so begeistert, als müsse der Göttliche nun selbst aus dem Trichter treten. Slezak wurde stürmisch gerufen, mußte eine Nummer nach der andern zum Besten geben, sang alles gleich schön und beging nur den einen Fehler nicht selbst zu erscheinen.

Der Champagner wurde herumgereicht, und mit dem Stimmungswein kam neues Leben. Im letzten Raum, dem früheren Kinderzimmer Herberts, saßen die Alten bei den Karten. Im Speisezimmer aber war das Hauptquartier der jungen Leute. Zuerst hatte Langeweile geherrscht: erotische Windstille. Nach und nach wurden zurückgehaltene Männlichkeiten kühner, der sanft geheizte Ofen tändelnder Liebelei wurde immer wärmer und röter, und der Salon der Fritzl bildete eine Art Anwärmestube. Die jungen Leute rückten auf den Sofas dicht zusammen. Man hörte Getirr und Gekicher. Es war etwas im Werk.

Sauseng stand düster im Klavierzimmer und eiferte mit der Zigarre gegen Spittalers Stück. Herr von Grieser, die Witwe Trummer und Frau Zwickein standen um ihn herum und lauschten dem Vortrag. Sausengs Stimme durchbohrte den Lärm von drei Zimmern. „Ach was, das ist ja alles plem, plem!“ Er beschrieb mit der Zigarre einen Kreis vor seiner Stirn. Dann lehnte er sich überlegen mit einem Arm aufs Klavier, legte den Kopf zurück und stach mit der Zigarre nach Spittaler. „Sagen Sie mir einmal, Herr Spittaler, wo haben Sie denn den Konflikt? Hm? Ich will nichts wissen als: wo haben Sie den Konflikt? Alles andere geht mich nichts an. Zeigen Sie mir den Konflikt!“

Spittaler stotterte: „Konflikt? Ich wollte die ideale Leidenschaftsehe herausarbeiten, ich ...“

Die Witwe Trummer fiel begeistert ein: „Bravo, bravo! Dazu gehört eben Gefühlsverständnis, nicht das Lehrbuch! Wir ...“

„Ich frage nach dem Konflikt,“ schnitt Sauseng mit seiner Zigarre die Begeisterung der Witwe ab. „Sie haben gar keinen! Sie haben sich der starren eigenmächtigen Ausdehnung Ihres Ichs hingegeben. Flirrende Verse! Prunkende Worte! Aber die Umwelt ist nicht zu Wort gekommen! Sie werfen, wie Hebbel, Idee und Dialektik durcheinander. Wo — ist — der — Konflikt?“

„Ach was, Konflikt,“ sagte Grieser gemütlich und klopfte Sauseng vertraulich auf die Schulter. Seiner Junggesellennatur hatte die ideale Leidenschaftsehe und die Ehe zu vieren außerordentlich zugesagt. Der Dogmatiker mißfiel ihm. „Ich pfeif' auf Ihren Konflikt, mein lieber Herr Professor. Konflikte sind mir ganz Wurscht — unterhalten will ich mich im Theater, und mir hat die Geschichte ganz gut gefallen!“

Sauseng bekam ein rotes Kathedergesicht. Widerspruch ertrug er nicht. Er schüttelte Griesers Hand von der Schulter. „Dann gehen Sie lieber ins Kino, Herr von Grieser! Auch das Kino besteht übrigens nicht ohne Konflikt. Ich habe im letzten Gymnasialprogramm gerade diese Frage auseinandergesetzt. Aber für Leute wie Sie und Dichter

Digitized by Google

wie —" Er warf auf Grieser und Spittaler Blicke, die den einen aus der Gesellschaft, den anderen aus der Literatur schleuderten, und schritt funkelnd von dannen.

‚Ein junger Mensch mit alter Seele,' dachte Spittaler.

In diesem Augenblick stürmten die jungen Leute zur Tür herein und brachten hoch erhoben einen Lorbeerkranz, der aus Servietten geflochten war. Sie umringten Spittaler und setzten ihm hinterrücks den Kranz auf den Kopf. Die jungen Mädchen tanzten klatschend einen verzückten Reigen um ihn herum und wüteten im Zimmer auf und ab. Einer stieg auf einen Stuhl und hielt eine Ansprache: „Pscht! Silentium! Der Boöt, der uns das großartige Schauerdrama von Isolde und Salome aus den Tiefen seines Kärntner Gemüts geschenkt hat, soll leben: Hoch, hoch, hoch! Heil unser Held Tristan!" Geschrei und Tanz umtobten den armen Gefeierten, der immer deutlicher fühlte, wie unter den Füssen des Champagners Leben gewann, was auf dem Grund dieser Seelen hämisch gelauert hatte: die Rache für gestern. Er stand blaß und bebend.

Ein junger Mann tanzte heran und reichte ihm einen Champagnerkelch: „Prosit, stärken!" Alle schauten gespannt, ob Spittaler trinken werde. Aber Spittaler kannte diesen Spaß. Ins Glas hatte man heimlich Zigarettentabak und Pfeffer gestreut. Man freute sich königlich. Er packte das Glas und riß es in die Luft, daß die Champagnertropfen auf den Teppich flatterten. Die Damen schrien auf. Aber seine Hand blieb mit dem Glas steil in der Luft. Langsam senkte er es und stellte es ruhig, ganz behutsam weg. Er legte still den Lorbeerkranz daneben. Seine Stimme kroch heiser aus dem Hals: „Ich bitte um Entschuldigung ... Meine Ahnen haben einst die Mistgabel geschwungen — jawohl! Sie, meine Herren, schwingen den Tennis-Schläger. Bitte wollen Sie in Ihrem Interesse diesen Tatbestand berücksichtigen. Gute Nacht!"

Seine Fäuste zitterten. Es ging bis in die Schultern hinauf, bis in den krampfhaft gehaltenem Kopf. Man wich ihm aus. Man hörte nur die Karten der Alten auf den Tisch schlagen. Schweigen löschte alles andere aus ...

⁂ ⁂ ⁂

Der Schnee fiel weich und baumeisterte still im Stadtpark herum. Er baute weiße Wasserfälle, Vorhänge, Domkuppeln, die von den schwarzen Gerüsten der Bäume gestützt wurden. Wie die Stille selbst schwebten die Flocken durch die Nacht und machten die Wege der Erde weich.

Spittaler ging barhaupt und ließ die Flocken auf seinen heißen Kopf fallen. Die Nässe rann ihm aus dem Haar und floß über die Backen gleich Tränen. So fand ihn Fred, der ihm nachgegangen. Er faßte Spittaler unterm Arm. „Wehe Ihnen, Spittaler, wenn Sie das Glas zerschlagen hätten! Der Weise muß immer den Gleichmut bewahren, sonst ist er nicht weise. Sie haben sich gut gehalten! Wer sich über die Menschen ärgert, sinkt unter sie, denn er verliert an Kraft. Also gut, gut, mein Sohn! Gläser zerschmettern wäre Wirtshaus, wäre kärntnerisch gewesen. Nun sind Sie auf dem Weg, ein Weiser zu werden!"

Spittaler ging mit herabhängendem Kopf.

„Sie wissen nicht, Herr Fred, wie weh das tut, wenn man immer zum Bajazzo gemacht wird. Ich bin ein Bauernsohn, ewig heimatlos in der Stadt, habe mich in die Literatur eingewickelt, um den Bauern zu verstecken, und immer stoßen sie in die Wunde, immer wieder, immer wieder. O, diese Tennisgehirne!

„Lieber, guter Spittaler," sagte Fred und drückte den Arm des Studenten, „glauben Sie mir, auch dieser hochmütige Bürgeradel, alle Hochstapler des Ichs, wie man sie nennt, sind Bettler. Sie leiden wie wir, wie alle. Alle haben Nächte, wo ihr Schmerz ins Polster beißt, denn, sehen Sie, der Herrgott kommt zu allen, sieht nach, daß er nur kein Haus, kein Zimmer vergißt, und holt für jeden etwas von seiner gerechten Wage. Das sind die Schmerzgeschenke, die wir zum Leben brauchen, um die Freude zu ertragen. Schauen Sie, diese weltunbeholfene Fritzl! Das ist so eine arme Krabbe, die im bewegten Wasser hilflos ist! Mit irrendem Herzen schleppt sie sich durchs Leben, sucht und sucht und sucht, bettelt um ein Herz — und wirft Sie hinaus! Ein Erzeugnis kleinbürgerlicher Erziehung. Da wird einer jungen Seele allerlei aufgeklebt wie eine Briefmarke, ein an sich wertloses Ding, aber den Brief bringt es an seine Adresse. Und die Adresse heißt: der Mann! Und dann — sehen Sie nur die Mutter an, die Tante Tuba. Viele Frauen haben nichts Besseres zu tun, als die Tante Tuba zu überwinden, die in ihnen steckt!"

„Nein, Herr Fred — Fritzl war heut vielleicht die netteste von allen; die andern aber — wie kommt das? Ich bin scheu, geduckt, fröstelnd in das Leben getreten wie jemand, der in der Frühe vom Bahnhof in eine fremde Stadt schleicht. Diese jungen Leute aber kommen wie der Kronprinz an, gehen gnädig lächelnd über den roten Teppich, kennen die Stadt schon längst ...! Ach nein, ich bin nicht im Theater durchgefallen — heut erst bin ich ausgepfiffen worden, im Salon!"

„Lieber Spittaler, Sie haben doch Erfolg gehabt! Ist es nicht ein Erfolg, daß diese Leute heut zum erstenmal von einem Dichter sprachen? Über ein Werk gestritten haben? Und gekrönt zu werden, selbst mit einem Leinwandlorbeer — das ist doch Krönung und Erhöhung! Poeta laureatus! Aber lieber Spittaler, warten Sie — so!"

Er spannte seinen Regenschirm auf, und beide gingen nun unter einem Dach vereint durch die weiche Schneenacht. Es war eine der Bummelnächte, wo man auf Umwegen nach Haus geht, immer wieder umkehrt, das Herz öffnet und sich mit der Welt versöhnt.

Digitized by Google

„Wissen Sie, Herr Fred, ich bin in einem kärntnischen Tal geboren, wo im Sommer nur zwei Stunden die Sonne scheint. Ist das nicht ein sinnbildlicher Geburtsort? Zwei Stunden Sonne! Der kleine Buchladen war der erste Gruß der geistigen Welt, das Entführende, Entfremdende. Ich lief dem Abenteuer der Wissenschaft nach wie andere Buben dem Wanderzirkus. Und heute? Heimatlos, nicht Bauer, nicht Städter! Meine Geschwister sind mir entfremdet, meine Eltern. Ich stehe ganz allein! Das Schicksal des in den Bildungsstrom geratenen Alpenländers: wer kennt es? Die Berliner Herren, die zu uns kommen, sehen nur den Sommermenschen, den ‚treuherzigen' Alpler — uns kennen sie nicht. Wo ist unsere Heimat? Was ist unser Weg? Von den Bergen herab, sagt man, strömen alle Starken in die Städte wie die Wasser, die sich in Wärme und Licht verwandeln. Wo aber sind unsere Städte? Österreich ist ein Haus, worin ein einziges Zimmer bewohnt wird: Wien! Alles andere steht leer. Herr Fred, begreifen Sie, daß die Kärntner so schöne traurige Volkslieder singen? Wenn man nicht eins aufgerichtet hätte, immer wieder, ich hätte an allem verzweifeln müssen: bis heute hat mich der — Waldschulmeister am Kragen gehalten, die Religion des Herzensfriedens. Und sehen Sie — das ist das Schönste, was der Alpengeist hervorgebracht hat: Rosegger!"

„Lieber Spittaler, Ihren Geschwistern entfremdet? Wie? Welcher Mensch darf sagen, er stehe in der Welt allein? Denken Sie doch nach! Und dann: Bleiben Sie nur nicht in der Heimat — so werden Sie Ihre Heimat finden! Gehen Sie von der Philologie ins Leben, gehen Sie in die Welt! Man dient seiner Heimat nicht, wenn man zu Haus auf seinen Talenten sitzen bleibt; man dient ihr, wenn die Fremde unsere Gaben bestätigt: dann kommen die Herren Gelehrten und suchen und finden die Ursache — in der Heimat! Dann heißt es: Ja, dieser Lois Spittaler aus Villach ist in Berlin deshalb so berühmt, weil er aus Villach ist! Sehen Sie, Ihr Chef will Sie entlassen. Sie haben sich durch Ihr närrisches Stück unmöglich gemacht. Unmöglich! Entlassen! In Berlin würde man Ihnen nachlaufen, Sie auf der Stelle anstellen — wegen eines verrückten Stücks. Also auf! Davon aus dem Schattental . . .!"

Sie waren vor Freds Hotel angelangt... Sie schüttelten einander die Hände.

„Sehen Sie, Spittaler, heut ist das Pfingstwunder geschehen: Ihre Zunge ist gelöst! Seien Sie nie ein Egoist des Schmerzes... und nun auf Wiedersehen, mein Weggenosse unterm Schirm! Gute Nacht!"

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Tag ging Spittaler nochmals in die Murbachsche Villa. Im Flur, am Stiegenaufgang stand wie gestern die weiße Venus, die sich schamhaft verhüllte. Wieder hielt er sich an der roten Samtschnur beim Hinaufsteigen, und doch war so vieles anders geworden. Er wollte Frau Fritzl einen Entschuldigungsbesuch machen; aber er traf sie nicht zu Haus, sie war ausgegangen. So ließ er denn ein paar Zeilen für sie zurück, worin er sie um Nachsicht wegen des Vorfalles von gestern abend bat und händigte die Karte Fräulein Copia ein. Auch ein Buch gab er ihr für Fritzl. Copia nahm es lächelnd. Beide erinnerten sich des „Goldenen Topfes", der einst so schlecht behandelt worden war, beide erinnerten sich des Tags, wo Spittaler mit der Tür ins Haus fiel.

„Wo waren Sie eigentlich gestern abend?" fragte Spittaler, dem einfiel, daß er die Copia im Vorzimmer nicht gesehen hatte, und daß Fritzl über ihre Dienstboten klagte, als sie die Tafel neubauen mußte.

„Gestern, ja gestern war ich zum erstenmal in meinem Leben krank," antwortete Fräulein Copia, wie wenn sie sich entschuldigen müßte. Spittaler fiel ihre Stimme auf. Er sah sie jetzt genauer an. Sie trug ein schwarzes Tuch um die Schultern. Er fand, daß sie eigentlich schlecht aussehe: trüb, matt, fröstelnd. Aber er war schon soweit Weltmann, daß er es bei sich behielt.

„Sie sollten mehr an die Luft . . ." sagte er verlegen. „Dieses im-Vorzimmer-Sitzen..." Er brach ab. Er hatte den Gedanken, das Vorzimmer könne bei ihr ein böses Sinnbild sein. Gibt es nicht Leute, die nie in die Staatszimmer des Glücks gelangten und immer im Vorzimmer sitzen mußten?

„Sagen Sie, Fräulein," fragte er, um sie auf etwas anderes zu bringen, „warum heißen Sie eigentlich Copia?"

Sie spielte blätternd mit seiner Visitenkarte, fast als wolle sie darin die Erklärung ihres Namens ablesen.

Eigentlich hieß sie gar nicht Copia. Ihr Urgroßvater war Schauspieler in Weimar gewesen. Er hatte noch dem Geheimrat der Menschheit ins sonnenhafte Auge geblickt und mit Corona Schröter Komödie gespielt. Daher hieß sie Corona. Ihr Großvater war einer der Freunde Schuberts gewesen und hatte, einer der ersten, im Kreis Anselm Hüttenbrenners die „Forelle" gesungen. Daher war sie Anselma, Selma, getauft worden. Ihr Vater, ein Hofrat aus der Zeit der frommen Reaktion nach 1848, hatte seine Tochter Pia genannt. Das großväterliche Anselma fiel aus und Corona und Pia wurden zu Copia zusammengezogen. „Also beginnt mein Schicksal eigentlich bei Goethe und endet...?" Sie brach lächelnd ab.

Spittaler sah sie erschrocken an. Aber er scheute sich, sie zu fragen. Er fühlte, daß er Wunden berühren könnte, und schwieg.

„Copia, die Fülle . . ." sagte er nach einer Weile. Und dachte bei sich: ‚Die Fülle der Bescheidenheit und Güte.' „Ich hoffe, ich komme noch einmal wieder, und Sie können mir dann mehr erzählen. Menschen sollen sich aussprechen... Entschuldigen Sie, Fräulein," schloß er plötzlich, „entschuldigen Sie,

Digitized by Google

wenn ich Sie einmal beleidigt oder übersehen haben sollte." Er drückte warm ihre harte, alte Hand und ging rasch davon. Er mußte lang an sie denken.

Über den Promenade-Ring schritt er. Heute gefiel ihm auf einmal die Straße, die er hundertmal gleichgültig durchschlendert hatte. Die schöne Biegung, die sie machte! Die dicken, schneebeladenen Bäume am Rand der asphaltierten Fahrbahn, die mitmarschierten wie alte Soldaten. Sie gingen friedlich in der Sonne, auf dem zugeschütteten Ring von Festungsgräben und Bastionen, die die Türkenvölker abgewehrt hatten. Drüben die alten, gelben Häuser mit ihren Erkern und Biedermeierstirnen. Und aus den Bäumen heraustretend ein neuweißes Gebäude mit schlankem, säulengetragenem Vorbau, im Mittagslicht strahlend: das Theater. Es stand so licht da, als ob es die ganze Stadt bestrahle, seine Sonne, sein Leben ...

Die Sonne brannte ihm warm durch den Winterrock. Er ging ein Stückchen weiter und sah über die Straße. Rechts zwischen den Häusern wand sich in zierlicher Schlingung die steile Burggasse hinauf, lief der alten kaiserlichen Burg zu, deren dickes Tor sie aufsaugte wie ein Mund. Oben in der Höhe über einem Schneegiebel- und Kirchendachgewirr die sechs Turmspitzen, eine grüne Kupferkuppel darunter: der minarettgleiche feine Rundturm des althabsburgischen Mausoleums. Und über allem der Rücken des Schloßberges, der über den Dächern mitzulaufen schien, als Spittaler vorüberging.

Spittaler mußte lächeln. Alle Sinnbilder der Alpenstadt waren hier versammelt: da das Theater; rechts drüben in einem dieser großen gelben Häuser die Tante Tuba, die von dort aus die Stadt beobachtete; ihr gegenüber auf der andern Seite, im großen Eckhaus, hoch oben: der Waldpoet, der das Land besang ...

Spittaler ging weiter. Die arme Copia! Es schien ihm jetzt, als suche sie eine Seele in der Ferne, als würde sie die Lider schließen, wenn einmal im Leben jemand sie liebend in die Arme nehme. Ihr ruhiges Auge schien zu sagen: Es kann der eine jeden Tag, jede Stunde zu mir kommen und wird mich nur dabei überraschen, daß ich an ihn gedacht habe.

Im Goethekreis entsprossen, verdorrte hier ein Gewächs, um das sich keiner gesorgt hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Spittaler hatte Frau Fritzl seinen Gemütszustand kurz angedeutet, soweit er es ihr gegenüber vermochte, und sie gebeten, das neue Buch zu behalten, das er zur Sühne sendete. Fritzl behielt es auch. Es war das erste Buch von Lois Spittaler, das sie nicht zu Boden warf.

Einige Tage hatte es unbeachtet auf ihrem Damenschreibtisch herumgelegen. Eines Nachmittags packte sie es aus dem Schutzkarton aus und gedachte, sich noch einmal dem Genuß der rieselnden Spittalerischen Verse hinzugeben. Allein ihr Erstaunen war groß, als sie auf dem Titelblatt nicht „Salome und Isolde" las, sondern „Richard Wagners Briefe an Mathilde Wesendonk".

Noch einmal las sie den Titel und blätterte. Sie erinnerte sich. Alle Frauen ihres Bekanntenkreises verschlangen in diesem Winter den Briefwechsel. Das Buch hatte unter den Weihnachtstischen gelegen, und nach Neujahr fühlten sich so viele Damen als Mathilden.

Auch Fritzl wurde von dem Buch erfaßt. Sie geriet in einen Wirbel von Gefühl, träumte von venezianischen Mondnächten, von Gondolieren, die Tasso-Stanzen sangen, und sah sich selbst im Boot auf schimmernder Lagune, den Kopf zu seinen Füßen. „Mir erkoren — mir verloren ..." Sie fand eine Stelle, bei der sie auffuhr, denn diese Worte waren auf sie selbst geschrieben: „Was ist eine Ehe, die wir in taumelnder Jugend auf die erste Regung des Gattungstriebes hin für das Leben eingehen!" Es waren die schlagenden Worte eines andern, aber dasselbe hatte sie ja immer empfunden. Sie schrieb die Stelle ab und noch eine, die angestrichen war, offenbar von Spittaler: „Ich habe einmal das Herz und die Seele gefunden, die ... mich ganz verstand ... Ich bin geliebt und bin erkannt." Und Poldl Flitsch schrieb nicht! Was sollte sie beginnen? Hatte er sie vergessen? Nein, er konnte sie nicht vergessen, sie zog ihn ja mit ihrer Sehnsucht zu sich. Das Gefühl, das Lois Spittaler mit diesem Buche erregte, strahlte nicht auf diesen zurück, sondern auf Herrn Flitsch, der nie so wahr, nie so heiß geliebt wurde.

⁂ ⁂ ⁂

Mit aufgewühlter Brust ging Fritzl ins Theater. Es war ihr ähnlich zumute wie auf ihrer verhängnisvollen Reise: auch heute tat sie alles bewußtlos. Sie war zuerst mit klopfendem Herzen in die Mandellstraße gelaufen, wo Herr Flitsch wohnte; allein er war nicht zu Hause. Er war auf der Probe. Sie wollte mit ihm sprechen, sie mußte es! Sie lief ins Theater.

Sie trat ein, nannte den Namen Flitsch. Der Portier ließ sie durch. Sie ging eilig einen langen Gang hinab, kam an einem Glasverschlag vorbei, hinter dem sie dunkle Schatten sah. Sie öffnete die kleine Tür und fuhr zurück: „Verzeihung!"

Drinnen war ein halb angezogener Herr gestanden, der sie sogleich mit einer leichten Handbewegung einlud. „Wen sucht mein schönes Kind ...?"

„Pardon!"

Rechts führten Stufen zu einer kleinen Eisentür, die offen stand. Sie lief hinauf. Kalte Luft schlug ihr entgegen. Sie sah in einen hohen Schacht mit Treppen, Stangen, Stricken und Traversen.

„Laßt's doch den Mond net so dumm aufgehen!" schrie Cornexl ein paar Theater-

Digitized by Google

arbeitern zu, die eine Milchglastrommel an Stricken in die Höhe zerrten.

Der Mond! Er hat so oft ihre Theaterliebesnächte verklärt. Jetzt hing eine alte Trommel schief an einem Strick.

Vorn vor dem Souffleurkasten stritten zwei Damen in Pelzen mit erregten Gebärden. Fritzl fuhr zusammen: Wenn die de Laria sie hier erblickte!

Fritzl drückte sich hinter eine Kulisse zurück. Sie fragte einen Feuerwehrmann nach Herrn Flitsch. Der Mann kannte den berühmten Sänger nicht. Ein anderer rief: „Der Flitsch? Er ist hinaufgegangen. Er wird in einer Loge sitzen."

Fritzl ging zurück. Ein niedriges Pförtchen führte ins Orchester hinab. Von da fand sie die geheime Tür, die zum Zuschauerraum führte. Durch sie gingen sonst nur die Geweihten, der Direktor oder ein Kapellmeister. Heute ging Fritzl hindurch...

Sie stieg hinauf. Im Logengang war heller Tag. Sie öffnete die rote Tür einer Loge und blickte in den nachtschwarzen Theaterraum hinaus. Langsam erst gewöhnte sie sich an das Dunkel. Vorne leuchtete gelb ein Lämpchen beim Souffleurkasten. Sie sah im Parkett die Schatten einiger bekannter Herren und Damen, die der Generalprobe beiwohnten: die unbeschäftigten Schauspieler.

Die Nachbarloge schien besetzt zu sein. Sie hörte Geflüster. Sie ging wieder hinaus und schritt draußen wartend auf und ab. Dann klopfte sie verlegen an. Erst Schweigen. Sie klopfte noch einmal. Dann wurde eine Männerstimme laut, die etwas herausschrie: der Ärger über eine Störung war deutlich zu hören. Die Tür wurde aufgerissen. Herr Flitsch stand vor Fritzl. Sein Gesicht war etwas zerwühlt. Er war schauerlich überrascht. Aber er preßte ihre Hand sogleich innig an sein Herz. „Ich habe jetzt leider keine Zeit ... Generalprobe," flüsterte er. „Aber heut nachmittag — — kommst du zu mir. Nicht wahr?"

Er stand vor ihr in einem wunderbaren Kostüm. Himmelblauer Waffenrock, weiße Perücke, hohe Stulpenstiefel: als Pandurenoberst Baron Trenck. Er breitete die Arme aus und ließ sich bewundern.

Sie trennten sich voneinander. Am Ausgang stand Flitsch noch einmal und salutierte, die Hand am Oberstenhut. „Ich liebe dich!" Sein Blick wiederholte die Einladung, und er fügte hinzu: „Bestimmt!"

⁂ ⁂ ⁂

Seit diesem Tag ging sie heimlich in die Wohnung des Herrn Flitsch. Es war ein Bruch mit ihrer Erziehung, mit aller Überlieferung. Aber sie wäre lieber gestorben, als in ihrer Trauerweidenvilla allein gesessen. Sie wollte leben, leben, leben und das Leben erschöpfen aus seinem Grund, wo es am tiefsten und geheimnisvollsten war. Aus der Dürre ihrer Einsamkeit wie ein fruchtbringender Baum wollte sie wachsen und Muse werden, wie es Mathilde war. Sie wollte einer Künstlerseele ihre Liebe einverleiben, daß sie mächtig werde und sieghaft: Flitsch wollte sie den Schritt zur Oper erleichtern — von Trenck zum Tristan! — Sie sah ihn schon in Bayreuth.

Flitsch hatte eine Erbwohnung inne. Dort hatten alle ersten Operettentenöre gewohnt, einer hinterließ sie dem andern. Man brauchte nicht Stiegen zu steigen, an neugierigen Nachbarstüren vorbei zu schleichen. Gleich unter dem Haustor war ein eigener Eingang. Dort schlüpfte sie hinein. Sie hatte ihren Privatschlüssel bekommen und freute sich kindisch, so oft sie das Schloß aufsperren durfte. Sie schmückte die kahle Lorbeerkranzbude und brachte innen über der Tür einen wunderschönen roten Samtvorhang an. Sie zog heimelige, weiße Gardinen auf, machte Schulden und kaufte Teppiche, Polster, Lampen, Felle, um es ihm in diesen Schneekältetagen so traulich wie möglich zu machen, um ihn vor rauher Luft und Erkältung zu schützen und dann nestlich, warm bei ihm zu sitzen.

Herr Flitsch war nicht ganz undankbar. Er schien sie als seine Muse zu betrachten: sie mußte ihn am Klavier begleiten, wenn er studierte. Er saß neben ihr, und es war so süß, den Kopf an seine Schulter zu betten und seiner Stimme ganz nah zu lauschen. Wenn es dann dunkel wurde, die Theaterzeit kam, erhob sie sich seufzend von seiner Seite. Und es dauerte jedesmal eine Weile, bis sie sich entschlossen hatte, hinter dem roten Samtvorhang zu verschwinden, immer schaute sie noch einmal hervor; noch einmal nahm sie mit den Augen dieses Zimmer in sich auf, bis sie endlich ging.

Dann atmete der Sänger auf.

Fritzl war in ihrem Heim nur abends flüchtig sichtbar, zu Tisch kam sie selten. Das gemeinsame Speisezimmer blieb leer. Denn Murbach, der sie einige Male vergeblich erwartet hatte und nicht mit der de Laria an einem Tisch essen wollte, war jetzt auch zu Mittag Gast der altdeutschen Weinstube geworden. Da saß er denn im Dunkel, still und verknurrt. Das ganze Hauswesen wurde nur noch äußerlich betrieben, die weite Villa war nur ein Nachtquartier für drei Personen, die kaum miteinander sprachen.

Die de Laria fühlte sich am wohlsten bei diesem Zustand. Allmählich wuchs sie in die Rolle der Herrin hinein, leitete den Betrieb und empfing ihre Besuche nicht mehr in dem Balkonzimmer, sondern in Fritzls Salon.

Fräulein Copia war das Hauptopfer der Veränderungen in der Villa Fritzl. Sie wurde von der de Laria als die Verwalterin und Garderobefrau, als Vertreterin der Hausfrau behandelt, die für alles klaglos zu sorgen hatte; und von der Tante Tuba, die öfter „nachschauen" kam, als Dienstbote, der alles „drunter und drüber" gehen ließ. Mechanisch folgte sie allen Befehlen, aber sie hatte die Kraft verloren.

Digitized by Google

Sie war blaß wie eine Nonne und saß oben in ihrer Mansarde, nicht mehr im Vorzimmer. Lange sah sie von ihrem Turm in die Landschaft hinaus. Die Wipfel der Tannen zitterten, wie von leisem Frösteln, am Vogelhäuschen vor dem Fenster hing ein Eiszapfen. Die ganze Landschaft hatte sich in den grauen Nebel zurückgezogen, die Berge waren unsichtbar. Es sah aus, als ob der Nebel gefroren sei und nun in kleinen Brocken herabfalle. Sie hörte das Gekniſter auf dem alten Ziegeldach, die Natur lag zwischen Leben und Sterben.

88 88 88

Fritzl war anfangs nur einige Male in der Woche zu Flitsch gegangen. Er hatte sich alles lächelnd gefallen lassen. Jetzt kam sie täglich, was für Flitsch eine Unbequemlichkeit bedeutete. Er mußte Briefe schreiben, damit die Dame mit niemand zusammenstieß. Fritzl schien sich seiner ganz bemächtigen zu wollen. Es entsprach weder der Überlieferung, noch seiner Natur, und er kreuzte damit auch die Politik Direktor Cornexls, der nicht wünschte, daß seine Helden und Tenöre allzufest gebunden seien: man mußte den Anteil des Publikums rege erhalten.

Fritzl aber schloß täglich die süße, geheime Tür auf. Es kümmerte sie nichts.

Eines Nachmittags hatte sie sich besonders schön gemacht. Hingeworfen auf das Sofa wollte sie ihn empfangen, sich schlafend stellen — und er müßte kommen, auf den Zehen heranschleichen, sich beugen, sie küssen. Und dann wenn sie erwachte, dann sollte er den Lohengrin singen, die erste Opernrolle, die er studierte. O, sie wollte ihr feines Ohr anstrengen, ihm jeden Fehler sagen, damit er um so sicherer triumphiere.

Die Zeit verging. Sie stand auf und legte im Ofen nach.

Sie nahm eine Decke und legte sich von neuem hin. Nein, er sollte sie nicht gleich finden. Sie rollte sich ganz zusammen, hüllte sich ein; nur der Kopf sah ein wenig hervor.

Sie sah ihn im Theater. Seine silberne Rüstung glänzte. Sie rief ihn vor den Vorhang. Er kam heraus. Sie wollte ihn an sich ziehen, an ihre glühende Brust. Aber der Silberpanzer war kalt. Und er entschwand ihr unter den Händen, mit denen sie sein Gesicht umklammert hatte, er verging im Dunst der Schelde. Sie fröstelte ...

Als sie erwachte, war es ganz dunkel. Ihr Kopf war schwer und schmerzte.

Es mußte spät sein. Sie machte Licht. Sieben Uhr! Er war nicht gekommen.

Vielleicht war er jetzt schon im Theater. Warum war er nicht gekommen? Er hatte doch heute einen probefreien Nachmittag gehabt. Sie verließ die Wohnung und eilte ins Theater. Die Vorstellung hatte schon begonnen. Die Logenschließerin zeigte ihr zögernd die Loge, wo Herr Flitsch saß. Er war mit einer Dame. Fritzl ließ ihn heraus bitten.

Er kam mit kaum verhaltenem Zorn. „Du weißt, ich habe das nicht gern, dieses Herausfischenlassen! Ich bitte dich, die Logenfrau! Und überhaupt, ich mag das nicht vor allen Leuten. Ein für allemal!"

„Liebst du mich denn nicht mehr?" flüsterte sie, bebend vor Angst.

Er stampfte mit dem Fuß. „Aber ja. Aber jetzt, bitte, ist nicht Zeit ... Also morgen." Nach diesen flüchtigen Worten verabschiedete er sie.

Sie verwand es. Sie kannte seine Augenblickshitze. Sie entschuldigte ihn bei sich selbst. Eine Künstlernatur ...! Er ahnte nicht, was sie litt. Als er am nächsten Nachmittag seine Wohnung betrat, war sie ganz Sklavin. Sie zog ihm den Mantel aus, legte seinen Hut weg und blieb dann stumm und reglos sitzen.

„Du mußt meine Entspannung sein," sagte er und legte sich bequem auf den Diwan, „nicht meine Nervenkrise. Ich hab' Aufregung genug im Theater. Wenn ich hier bin, will ich rasten ..." Er gähnte schwer. So kauerte sie denn, während er auf dem Diwan lag, zu seinen Füßen und sah ihn an. Er hatte ein Mannikogesicht. Er war schön. Das dichte dunkle Haar fiel ihm so wundervoll in die Stirn. Sie konnte sich nicht halten, sie kraute ihm in den Haaren herum. Er aber schob ihre Hand weg. Es war ihm unangenehm.

Still kauerte sie wieder zu seinen Füßen. Das Feuer sang im Ofen. Die Dämmerung kam. Draußen starrte der kalte Wintertag. Die Vorhänge hielten Welt und Winter ab. Aus dem Ofen fiel ein glutroter Schein ins Gemach und gab den Dingen phantastische Schatten. O es war schmerzvoll schön, einen Künstler zu lieben ... schmerzvoll! Sie kroch nach vorn und küßte ganz leise seine herabhängende rechte Hand ... berührte sie nur mit den Lippen — — Sie fing leise zu reden an. Er wehrte es nicht. Sie erzählte von Mathilde Wesendonk. Von der Sendung, die das Weib an Künstlerherzen zu erfüllen habe. Sie sprach von sich, sie erzählte ihr Leben, die Geschichte ihrer Ehe. „O, an einen Mann gebunden sein, dem man geistig überlegen ist ...! Aber ich bin ihm treu geblieben. In all den sieben Jahren habe ich mir nichts vergeben ... Auch als du in mein Leben getreten bist." Sie nahm alte, angelesene Phrasen zu Hilfe, um die tiefe Verzweiflung irgendwie auszudrücken, denn ihren Empfindungen waren eigene Worte nicht gegeben.

Es kam keine Antwort. Sie hörte ein Schnarchen. Er schlief fest.

Da schrie sie ihm ins Ohr: „Hier bin ich — ich, deine Fritzl ..." Und sie rüttelte ihn ...

Er erwachte. Unwillig fragte er: „Ja, was ist denn?"

Da brach sie in Schluchzen aus, sank neben dem Divan zusammen und weinte so herz-

Digitized by Google

Sehnsucht

Gemälde von Walter Püttner

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

zerbrechend, wie nur ein aufs tiefste gedemütigter Mensch weinen kann.

Langsam kam ihm das Verständnis für die Lage der Dinge. Er überlegte eine Weile: sollte er erhören, sollte er nicht? Ihm kam es ja nicht darauf an. Dann entschied er sich. Er machte Licht. Im Schein der Lampe sah er ihr qualverzerrtes rotes Gesicht. Er ging auf und ab, die Hände unter dem Rock, zündete eine Zigarette an, blieb stehen, stemmte den Fuß auf einen Sessel und sah, wie sie auf dem Teppich kniete und noch immer in die Polster schluchzte. Das Sofa und der Teppich. Das alles hatte sie ihm geschenkt.

„Ich gehe von ihm," jammerte sie, „ich bleibe bei dir auf ewig ..."

„Nein," winkte er mit der Zigarette und lächelte weitblickend. Er fürchtete die Treue der Hausfrau, er kannte sie, die verwünschte. bleischwere, schützende und lähmende Treue, Fritzl als Frau! Dann machte sie Szenen, dann weinte sie, dann wollte sie die einzige sein — und er war für eine einzige nicht geschaffen. Er war es sich schuldig, frei zu sein!

Er ging auf sie zu, nahm ihren Kopf und sagte: „Ich bin dein Freund," holte ihren Mantel vom Kleiderhaken und legte ihn ihr um die Schultern. „Es ist spät, ich muß weg. Also morgen oder übermorgen. Übrigens — richtig, richtig: da fällt mir ein, ich muß doch diese Woche in Wien gastieren. Wirst es morgen lesen. Ich muß ja auf acht Tage fort. Also vielleicht heute in acht Tagen ... Ja? Wenn du — mich nicht — ganz — vergessen hast ..." fügte er mit gezwungener, nicht ernst genommener Befürchtung hinzu.

Fritzl nickte schwer mit dem Kopf. In diesem Augenblick fiel ihr Lois Spittaler ein. Wie eine verklungene Melodie meldete sich sein Gesicht. Damals als sie im Bett lag und ihm die Tür wies. Sie preßte das Taschentuch an die Lippen. Dann ging sie mit stummem, wehmütigem Händedruck — ein ewiger Abschied!

Aber am nächsten Tag war sie wieder in der Mandellstraße. Flitsch war etwas verlegen. Das Wiener Gastspiel sei telegraphisch abgesagt worden. Er suchte nach dem Telegramm; aber ob wahr oder nicht — es war ihr einerlei: sie hatte ihn wieder! Sie hatte nur nachsehen wollen — nun durfte sie in seiner Nähe sein!

Um sie zu beruhigen, sie aus der Wohnung zu bringen, schlug Flitsch eine Autofahrt vor. Es war halb sechs, vollkommen dunkel, und Fritzl hatte sich dicht verschleiert. Niemand konnte sie erkennen. Es war ihr auch ganz gleichgültig geworden.

Sie gingen durch den Stadtpark, kamen über den Promenadenring. Mama Tuba lag im erleuchteten Fenster und spähte.

Als sie in die Autodroschke stiegen, erkannte Fritzl beim Schein einer Laterne — Fred. Er ging vorüber, ohne sie zu sehen. Er war nicht allein ... Er redete einer fremden alten Frau zu. Warum weinte die alte Frau? Was wollte sie von Fred?

Los! Das Auto flog. Flitsch ließ das Fenster herab. Es war ihm heiß geworden. ‚Morgen mach' ich ein Ende,' dachte er. Nein, — wozu noch einen Zweikampf hervorrufen? Das war zu viel. Überhaupt, es wäre an der Zeit gewesen, mit dieser Stadt ein Ende zu machen.

Fritzl war wie bewußtlos. Der Wagen raste durchs Dunkel. Er raste wie mit Leidenschaft dahin. Sie hätte das Auto jagen lassen mögen über die Grenze, über die Berge, über Meere, über —

Auf einmal ließ Flitsch halten. Im Schein der kleinen Glühwürmer sah er auf die Uhr. „Dreiviertel sieben! Umkehren, umkehren! Ich *muß* um sieben im Theater sein, ich *muß*! Chauffeur, hören Sie, Sie müssen um sieben in der Stadt sein!"

Er redete hastig und erschrocken. Im Augenblick war er wie verwandelt. Sein Gleichmut war wie weggeblasen. Er tobte nervös. Der Chauffeur zuckte die Achseln. „Das Gefälle, die Vereisung, aber ich werde es versuchen."

„Um Gottes willen, wenn wir jetzt nur keine Panne haben!" Flitsch dachte an die furchtbaren Möglichkeiten, die Weiterungen, die Zeitungen, an Cornexl! Wenn er zu spät käme, wenn sie nicht anfangen können! Er hatte heute den Grafen von Luxemburg. Ein krachend volles Haus. Bis er geschminkt und angezogen war, war es mindestens halb acht. Um halb acht war sein Auftritt. „Fahren Sie um Gottes willen! Wenn mir einer die Rolle wegsingt!"

Im Wagen wütete er: „Das kommt von deinem Wahnsinn. Du weißt gar nicht, was du mir antust. Du lachst noch — Hol' dich der Teufel!..." entfuhr es ihm. Er war außer sich.

Fritzl hatte wirklich einen Augenblick gelacht. Flitsch in seinem Amtseifer kam ihr so drollig vor: ein Künstler und pünktlich sein! Ihr Mann mußte pünktlich sein, aber einer vom Theater! Und *wenn* es sieben Uhr wird! So werden sie halt einmal um halb acht anfangen! Die Erde wird sich ruhig weiter drehen. Aber als er brutal wurde, brach sie ein. Sie verbiß mit übermenschlicher Kraft die Tränen, krallte die Hand in den Samt des Sitzes, um ihn nur nicht hinauszuheulen, den wilden Schrei dieser Marter ...

Das Auto zitterte. Es blitzte an dunkeln, weiß behangenen Fichten vorüber, an den trübroten kleinen Fenstern der Bauernwirtshäuser. Es raste um Kehren, daß die Körper aneinanderflogen. Man hatte das Gefühl, in die Welt geschleudert zu werden, an den nächsten Baum zu prallen — und Fritzl wünschte nichts heißer als zerschmettert auf dem Feld zu liegen, tot mit ihm zusammen im blutgefärbten Schnee mit gebrochenem Schädel. Nichts mehr, nichts mehr!

Das Theater! Wie mit Messern stach das

Digitized by Google

Licht in die Augen. Schweißtriefend sprang Flitsch hinaus und stürzte in den hellen Bühneneingang. Er hatte sich nicht empfohlen, kein Wort des Abschieds ...

In diesem Augenblick fingen die Glocken zu läuten an. Ein feierliches Schwingen durch die helle Winterluft. Zuerst die alte Lisel vom Schloßberg mit ihren Erzklängen, gemessen und edel, dann die andern alle langsam einfallend, dazwischen redend im Chor, summend und verkündigend Turm um Turm: „Feierabend! Feierabend!“ Als schwebe erlösende Ruhe über alle Welt.

Erstarrt fuhr Fritzl vom Theater nach Hause. Sie war Flitsch nicht gefolgt. Zum erstenmal fehlte sie, wenn er sang. Das Auto hielt vor ihrem Haus. Sie wußte nicht, was der Chauffeur redete. Sie hielt ihm ihr Geldtäschchen hin. Er fuhr davon.

Die alten Bäume vor der Villa wiegten im Winde den Schnee. Im Hause war alles dunkel. Sie öffnete mühsam das Gitter. Niemand kam. Eine unheimliche Stille. Zum erstenmal kam ihr nicht die lächelnde Copia entgegen.

Über den Kronen der Bäume klangen noch die Abendglocken. Vom Leonhardkirchenturm kam Läuten herüber.

Fast wäre sie auf den Gittersockel hingesunken. Krampfhaft hielt sie sich am Gitter. Endlich ging sie schwer atmend dem Hause zu. Ein unheimliches Etwas rief sie hinein ...

Fritzl hatte auf einmal ein Verlangen nach Copias Gesicht. Wo war sie?

Sie überwand die Lähmung, lehnte sich an die Haustür an und zog die Glocke.

⁂ ⁂ ⁂

Die kleine Glocke gellte unheimlich durchs Haus, wie durch einen leeren Raum. Die Tür ging von innen auf. Ein fremder Mann stand da.

Er grüßte stumm und ehrerbietig. „Mein Name ist Zwenig,“ flüsterte er. „Doktor Zwenig.“

Fritzl hatte den Namen noch nie gehört. Sie konnte im Dunkeln nichts erkennen. Ihr schwirrte der Kopf. Wie kam der Mann her? Warum öffnete er? „Was ist denn geschehen?“ fragte sie hastig, von Ahnungen durchschauert.

Der Mann ging ihr stumm über die Treppe voran. Das Haus war unbeleuchtet. Die de Laria war ins Theater gefahren, die Dienstboten waren unsichtbar. Fritzl wankte dem fremden Manne bewußtlos nach. Er ging an ihrer Wohnungstür vorbei und stieg in den zweiten Stock hinauf ins Turmzimmer, das Fräulein Copia bewohnte. Eine Kammertür ging auf. Im Schein eines Armleuchters, den er hoch gehoben hielt, stand Doktor Murbach da. In der Mansarde stand Spittaler, der sie stumm begrüßte.

Da sah sie im Bett an der schrägen Wand einen Körper liegen. Unter der weißen Decke schlief Fräulein Copia. Ihr Gesicht war wie das einer Puppe; unheimliche blaue Schatten lagen darauf. Murbach stellte den Armleuchter zu Häupten der Schlafenden auf das Nachtkästchen und sagte: „Sie ist tot.“

Jetzt erst sah Fritzl, daß in den verschlungenen Händen Copias ein kleines silbernes Kruzifix ruhte. Über ihrem Bett flackerte unter dem Bild der Madonna ein rotes Licht. Tot ...

Fritzl ließ den Muff aus den erstarrten Händen fallen. Sie warf sich über den armen, dünnen Körper. Ihr Rücken zitterte. Die Männer schwiegen, während die Frau des Hauses die Schuld eines Lebens ausweinte.

Nach einer Weile flüsterte Zwenig scheu und langsam: „Ich werde also morgen noch einmal kommen, wenn Sie erlauben. Und sie holen. Sie soll in meiner Vaterstadt begraben werden, wenn Sie erlauben. In unserm alten Friedhof zu Gmünd.

Murbach nickte.

In den Garten der Ruhe schauen die Firnspitzen der Hohen Tauern hinab. In Kärntner Erde, am Rand der uralten Stadt, im Alpenfrieden sollte Copia ruhen. Deshalb war Zwenig erschienen. Auch er war ein Kärntner. Spittaler kannte ihn und sein Schicksal. Zwenig war als Student in diese Stadt gekommen. Seine Hoffnung war: der Privatdozent, und er wurde der ewige Hauslehrer, dem das Leben in unbelohnter Pflichterfüllung zerrann.

Er baute auf das Wissen allein, auf die stille philologische Tüchtigkeit. So ging er denn seinen Stunden nach, mit dem Bewußtsein des Wissens, von dem er glaubte, es werde sich durchringen. Ein Mann des kärntnerischen Gehenlassens, das der Volksmund halb humoristisch, halb wehmütig das Lei-Lassen nennt.

Und Copia hatte still gewartet, Jahr um Jahr, und war runzelig und wächsern geworden, die ewige Braut des ewigen Hauslehrers. Nun nahm er sie mit sich in die Heimat ...

Fritzl hatte sich erhoben und stand in der Mitte der Männer wie schuldererfüllt. Murbach nahm sie am Arm und führte sie sanft hinaus. „Sie hat einen Brief an dich zurückgelassen,“ sagte er leise. „Sie wollte niemand Umstände machen, sie hat sich gleichsam entschuldigt, daß sie gestorben ist. Sie wollte ins Krankenhaus ... Morgen ist alles vorbei.“

Sie standen am Treppenabsatz vor der Wohnungstür. Spittaler empfahl sich stumm und ging langsam voran. Murbach hob den Armleuchter. Doktor Zwenig verbeugte sich und zog den schwarzen Hut. Fritzl erschrack: Das Haar auf dem Kopfe dieses Mannes war greisenweiß. Er mochte noch nicht fünfzig sein. Seine Haut war braun. Tief lagen die Augen in dunkeln Höhlen, und darüber lag auf dem Haupte die bleiche Krone des Schmerzes.

⁂ ⁂ ⁂

Digitized by Google

Frau de Laria schien während dieser Wochen ihre alte Stellung wieder zurückzuerobern. Umsonst war sie nicht der Liebling der Stadt gewesen, umsonst nicht eine sattelfeste Repertoire-Sängerin. Cornexl war jetzt auf sie angewiesen und mußte sich mit ihr auf guten Fuß stellen.

Er hatte den „Zigeunerbaron" angesetzt. Er versprach sich viel von Anka Lussin, die für die Zigeunerin wie geboren schien. Er hoffte auf eine Sensation. Aber es kam anders. Anka konnte es sich anfangs nicht erklären. Sie war wohlauf wie immer; aber sowie sie jetzt zu singen begann, griff eine unsichtbare Hand nach ihrer Kehle. Es war eine tückische Gewalt, ein Dämon, der es auf sie abgesehen hatte. Immer wenn sie singen sollte.

Sie nahm ihren Widerstand zusammen. Sie preßte geheim die Fäuste. Bei der Generalprobe brach sie nieder. Sie mußte vom Theater nach Hause gebracht werden, konnte nicht mehr singen.

Cornexl war jetzt gezwungen, die de Laria zu bitten, und nachdem sie sich lang genug hatte bitten lassen, übernahm sie „als liebenswürdiges Mitglied" die Rolle, obwohl weder ihre Figur, noch ihre Stimme dazu irgendwie geeignet waren. Sie triumphierte. Sie sah ihre Stellung neu befestigt, sie sah sich schon für das nächste Jahr aufs neue verpflichtet und damit ihrer größten Sorge überhoben. Sie und Cornexl waren jetzt die besten Freunde, als seien sie es immer gewesen, wie es schon beim Theater geht.

Die alte Frau Lussin mußte sich zu einem der schwersten Gänge ihres Lebens entschließen. Gebeugt, nur langsam vorwärts wankend, nach Atem ringend, ging sie in Freds Hotel.

Fred empfing sie heiter. „Also doch! Das freut mich! Sie werden sehen, was Amerika für Ihre Tochter bedeutet. Es wird sie aus Verhältnissen reißen, die —"

„Meiner Tochter ... für die Anka ... wird Amerika gar nichts bedeuten ..."

Fred sah die alte Frau verständnislos an. Sie saß gebrochen neben seinem Schreibtisch, und ihre ungepflegte Arbeitshand hing müde herab.

Er bekam Mitleid mit der Frau, ohne zu wissen warum. „Ja, was haben Sie denn? Wo ist denn Fräulein Anka? Warum kommt sie nicht mit? Hat sie sich's vielleicht überlegt? Oder — heiratet sie — —"

Die alte Frau brach in ein erbärmliches Schluchzen aus. Sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Taschentuch und weinte laut hinein. Plötzlich stand sie auf und schüttelte die Fäuste: „Dieser Schurke ... dieser Verbrecher! O, mein armer Mann! Wenn er dies wüßte!"

Als Fred sie betroffen anstarrte, wimmerte sie: „Meine Tochter kann nicht mehr singen. Er kommt nicht, er ist verschwunden ..." Sie fuhr wieder auf und erhob ihre Stimme zu einem anklagenden Schrei: „Hinausgeworfen hat er die Anka — — hinausgeworfen! Flitsch hat sie verdorben — — jetzt will er von ihr nichts wissen ...!" Sie sank zusammen.

Fred tröstete sie. Er redete ihr zu. Sie solle sich auch an Doktor Murbach wenden. Murbach werde Herrn Flitsch gewiß — „und dann — bin ich nicht auch da, liebe Frau? Anka — diese Sorge geben Sie ruhig mir! Anka wird sich im nächsten Jahr wieder erholen. Das übrige — Herrn Flitsch — besorgt mein Onkel Murbach gerne — —!"

Als man im Publikum von der Unzuverlässigkeit der Anka Lussin sprach, die eben einer solchen Rolle nicht gewachsen sei, und als Frau Fritzl ihren Glauben an die de Laria durch diese Angelegenheit neu befestigt fühlte, nahm Fred sie still beiseite. Er klärte sie in kurzen Worten auf. „Diese Anka war mir immer ein Rätsel," schloß er, „heute möchte ich sagen: sie ist sündig-heilig ... aber dieser Herr Flitsch ist ein holder Lausbub ersten Ranges."

⁂ ⁂ ⁂

Zum letztenmal ging Fritzl zu Flitsch. Sie hatte tiefes Mitleid mit Anka, die mitten aus ihrem Aufstieg durch die Gewissenlosigkeit ihres Freundes gerissen worden war.

Fritzl fühlte sich frei von ihm — innerlich frei geworden — und zum Glück ohne Aufsehen. Niemand wußte etwas. Sie hatte in einem Winkel ihres Herzens auch ein kleines Gefühl der Dankbarkeit für Murbach: er hatte nicht brutal gehandelt, er hatte sie allein den Weg des Leidens gehen lassen, er hatte an ihren guten Kern geglaubt.

Sie ging freier und leichter. Sie wollte Flitsch nicht mehr sehen. Sie wollte nur ihre Sachen holen, ihre Briefe retten — es war so gut wie sicher, daß Flitsch noch damit seinen Spaß trieb. Aber er sollte sie nicht auch vor den grinsenden Gesichtern fremder Menschen demütigen. Sie beflügelte ihren Schritt.

Jetzt wußte sie, wer die alte Frau war, die damals mit Fred ging und weinte.

An der Ecke des Theaters las Fritzl den Zettel für heut abend: „Der Graf von Luxemburg. Luxemburg — Herr Marian."

Nicht Flitsch?

Flitsch hatte die ganze Zeit über nicht mehr gesungen. An jenem Abend der Autofahrt war es ihm schlimm ergangen. Keuchend kam er in die Garderobe und noch keuchend sprang er auf die Bühne. Wo war seine Stimme? Wie eingefroren, wie weggehext. Er wehrte sich, er mußte die Stimme besiegen, er rang mit ihr. Da brach sie mit einem lauten Knacks entzwei. Mitten in seinem Auftrittslied. Schauderhaft!

Flitsch hatte sich unpäßlich melden müssen. Er lag röchelnd, hilflos im Bett. Er fieberte. Er konnte nicht sprechen, nicht schlucken, er raste innerlich vor Wut. Das verdankte er Fritzl! O hätte er sie niemals gesehen!

Fritzl drehte den Schlüssel im Schloß um — — öffnete und trat ein. Sie hob den roten Samtvorhang, der die Tür nach innen verdeckte — — am liebsten wäre sie augen-

Digitized by Google

blicklich wieder hinausgefahren und im Erdboden verschwunden.

Aber es war zu spät. Zehn Augen bohrten sich in ihr Gesicht. Zehn Augen stierten sie an wie ein Gespenst.

Im Zimmer des Flitsch standen und saßen fünf Damen. Die Witwe Trummer erstarrte mitten in einer zärtlichen Bewegung und sah aufs höchste überrascht nach dem Vorhang. Das spitze Fräulein von Morellenfeld erstarrte gleichfalls. Da saß auch Frau Zwickein mit dem Lorgnon, Frau Scheerbeck — — Frau Sauseng ...? Die Damen hatten wohl alle etwas bei Herrn Flitsch abzuholen? Hatten sie alle den Sabbat des Herzens hier gefeiert?

Im Spalt der gegenüberliegenden Tür erschien der Kopf der Wirtin. Sie hatte keine diplomatischen Verhandlungen in der Küche mehr gepflogen, niemanden abgewehrt, niemanden vertröstet — sie hatte zu den Kranken eingelassen, was da geflogen und geflattert kam. Und hatte ihre stille Freude, wenn sie drinnen vor Überraschung aufzwitscherten und sich dann vertragen mußten.

„Wünschen der gnä' Herr 'leicht noch etwas?" fragte sie.

Aber Flitsch sah sie gebrochen an. Er wünschte nichts. Er hatte schon genug.

Da lag er nun im Bett, unrasiert und unfrisiert, eine dicke Masse ohne jede Dämonie. Der Kehlkopf tot, die Stimme eingefroren. Er hätte ebensogut Friseurgehilfe sein können. Ein Ladenschwengel mit Lorbeerkränzen. Die Damen hatten allmählich ein gemeinsames Muttergefühl entwickelt; es war wie im Märchen vom König, um den die Gnomen sitzen, seine Tränenperlen in diamantene Schalen zu sammeln.

Frau Scheerbeck lächelte der Fritzl schadenfroh entgegen. „Auch du?"

Aber Fritzl hatte sich schon gefaßt und bemächtigte sich der Lage. Sie klopfte ihrer Freundin mit dem Muff auf die Schulter, knickste vor dem Fräulein von Morellenfeld und den anderen Damen und sagte ohne Scheu: „Lieber Herr Flitsch, wo alles liebt ... Sie wissen! Aber ich will nicht stören. Hier ist der Schlüssel des Hauses!"

Sie zog den Schlüssel aus dem Muff und warf ihn aufs Bett. „Ich habe jetzt wirklich keine Zeit mehr, Ihren Einladungen zu folgen, und Sie haben Verpflichtungen genug ... Also den Schlüssel haben Sie. Jetzt bitte lassen Sie mir durch die Flögl" — sie unterbrach sich; ihre Augen blitzten von einem plötzlichen Einfall. Immer hatte sie es mit einer Handbewegung von sich gewiesen, hatte es nie geglaubt, was Murbach vermutet hatte. Aber der Verdacht, den er ausgesprochen: heute wurde er ihr willkommene Waffe. Der Gedanke war von ihrer Liebe überlodert worden; jetzt aber lag er da, nackt und erstarrt im eisigen Haß: der Jammerprinz im Bett war kein Spielzeug. Das war ein brutales Tier, das an sich riß, was es aus einem Menschen reißen konnte ... und von sich warf. Der Prinz war ein Dieb! Die Worte drängten sich aus ihr heraus und sie schrie es wie mit einer Freude: „Und dann, Herr Flitsch, geben Sie mir den Schmuck zurück!"

„Waaaa —" krächzte der Sänger weinerlich, „was für einen Schmuck?"

„Aber ich bitte Sie, den Schmuck der de Laria, den Sie bei mir gefunden haben! Wie? Sie wissen nichts? Mein lieber Freund, heute keine Späße mehr. Sie haben ihn aus meiner Reisetasche genommen. Mein Mann hat den Verdacht von Anfang an gehabt, und was ich anfangs anzunehmen mich sträubte, davon bin ich jetzt überzeugt. Wer so handelt an Anka — der ist schließlich auch dazu fähig! Soll ich Ihnen erst meinen Mann herschicken? Also bitte!"

Die Damen waren sprachlos. Sie sogen die Geschichte ein, das Geheimnis des Schmucks, von dem eine dunkle Kunde lief. Dann sahen sie den armen Kranken an. Was er dazu wohl sagen werde?

„Aber Frau von Murbach —" fiel die Witwe Trummer ins Wort, „das geht denn doch zu weit. Nein, nein, beruhigen Sie sich und schauen Sie, wie er leidet!"

Man hörte einen wimmernden Laut aus dem Bett, Poldl hatte jetzt wirklich das Fieber bekommen. Er wälzte sich nach der Wand, krümmte sich und schien zu schluchzen. „Die Frau ist wahnsinnig ... ich weiß von keinem Schmuck! Sie will mich töööööten!"

„Also überlegen Sie nur," sagte Fritzl zu ihm. „Und Sie, liebe Bundesgenossinnen — nein das sind wir nicht — die Ehr'!"

Sie verschwand hinter dem Vorhang.

In sprachlosem Ärger sahen sich die Zurückgebliebenen an. Dann prusteten sie einander ins Gesicht. Die Theaterfritzl!

Nur die Witwe Trummer meinte: „Das mit dem Schmuck ist eine ernste Sache. Das kann er nicht auf sich ruhen lassen." Und sie beratschlagten, was zu tun sei.

Frau Fritzl aber eilte nach Hause. Sie war von Selbstbewußtsein erfüllt, sie war nicht unterlegen. Ein Gott hatte ihr zu sagen gegeben, was gesagt werden mußte.

An der Ecke der Leonhardstraße stieß sie mit Fred zusammen. Er ging ein Stück mit ihr. Sie vertraute sich ihm an. Zögernd enthüllte sie alles, erzählte, was geschehen, wem sie bei Flitsch getroffen. Er bog sich vor Lachen, blieb auf der Straße stehen und schrie: „Bei Louis quatorze dem Fünfzehnten — das hab' ich noch nicht erlebt!"

Als Fritzl aber weiter vom Schmuck erzählte, wurde er etwas nachdenklich. „Ja, weißt du das auch ganz gewiß, daß Flitsch ihn hat? Ganz gewiß?"

„Nun, Murbach hat es gesagt oder wenigstens vermutet ..."

„Gesagt? Vermutet? Zu dir gesagt? Ja, woher weiß denn er es?"

Frau Fritzl zuckte die Achseln. Ihre Rache war befriedigt, alles andere schien ihr nebensächlich.

Digitized by Google

„Liebe Schwägerin, mir scheint, du hast von uns — mir und Spittaler — noch nicht genug gelernt! Kann man denn so ohne weiteres jemanden beschuldigen: Du hast gestohlen? Dieser Herr Flitsch mag ja ein sehr liebevolles Gemüt sein, den Komödiantenleichtsinn haben — aber deshalb Räuber und Mörder? O Fritzl, du Muster eines echten Weibes! Was da durchs Hirn blitzt, muß heraus. Gesetze, Ehrbegriffe — alles Männerspielereien! O Frauenvölker! Wer kann euch kennen! Sie kennen sich nicht einmal selbst, sie sind ihre eignen Rätsel. Gib acht, Fritzl, daß nur nichts hinterherkommt!"

Etwas herabgestimmt kam Fritzl zu Hause an. Was sollte hinterherkommen? Sie scheute sich, ihrem Mann von Flitsch zu erzählen, sie schämte sich.

So fing sie denn an, sich in die Auswahl der Maskengarderobe zu stürzen und einen Hut zu bauen, dessen Riesengröße alle anderen übertreffen sollte. Die große Theaterredoute stand vor der Tür. Ein willkommenes Ereignis, ablenkend und unterhaltend.

Fred sagte in diesen Tagen zu Spittaler: „Lieber Freund, Sie sind gerächt! Der arme Flitsch! Er hat wirklich Pech gehabt. Keinem sagen die Leute leicht Diebereien nach. Bei ihm wagt man es . . . Arme Komödianten! Auch wenn sie im Tenorpelz durch die Welt fliegen — im Grunde ist's doch der alte Leiterwagen!

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Vormittag fuhren zwei Herren im Auto bei Murbachs Kanzlei vor. Sie stiegen in ihren Pelzen und Zylindern feierlich die Treppe hinauf. Es waren Doktor von Welscher und Doktor von Maurer. Welscher feierte ein Wiedersehen mit seinem alten Diensthaus. Innerlich frohlockte er. Er weidete sich im voraus an der Überraschung seines früheren Genossen: eine herrliche Überrumpelung! Die beiden kamen als Vertreter des Herrn Leopold Flitsch, Mitgliedes des Stadttheaters, um Doktor von Murbach zu unterrichten, daß ihr Mandant durch Murbachs Verdächtigung in seiner Ehre verletzt sei und auf einer ritterlichen Austragung der Angelegenheit bestehe.

Flitsch hatte die Sache allerdings nicht ganz so ernst genommen. Als ihn noch am gleichen Nachmittag sein Brotherr Cornexl aufsuchte, um nach ihm des Spielplans wegen zu sehen, hatte er ihm die Geschichte mit weinerlicher Stimme erzählt. „. . . Ich muß mich also schlagen!"

„A freilich!" erwiderte der Direktor. „Schlagen! Das möchte Ihnen so passen, sich totschießen lassen, mitten in der Saison! Natürlich, ich kann ohnehin kein Repertoire machen, solang Sie mir da herumliegen. Schaun's dazu!"

Am Abend aber waren Welscher und Maurer gekommen, die die Sache viel ernster auffaßten und ganz die gleiche Ansicht entwickelten wie die Witwe Trummer: „Das darfst du auf dir nicht sitzen lassen!"

Welscher hatte sich erregt die Hände gerieben. Eine prachtvolle Gelegenheit! Er erklärte, daß die Angelegenheit erst nach Flitschens Gesundung ausgetragen werden könne, aber die Forderung müsse sofort übermittelt werden. Er sah nach der Uhr. „Es ist noch Zeit."

Flitsch sah sie die Messer schleifen. Er fühlte sich wie ein Huhn vor dem Abstechen. Seufzend ergab er sich in sein Schicksal.

Schwer und breit saß Doktor Murbach in seinem Arbeitsstuhl. Er betrachtete immer Welschers Gesicht, auf dem es höhnisch herumzuckte, während er sprach. Welscher redete kurz, gemessen. Er hielt Murbachs Blick fest aus. Er setzte den Fall auseinander. Als er sagte: „Unser Mandant, Herr Flitsch" — fuhr Murbach aus dem Stuhl. Mit einem Ruck stand er da. Was hörte er da? Genugtuung? Herr Flitsch??

Er ging entschlossen zur Tür, riß sie auf: „Herr von Goroschetz — hinaus! Für Sie hab' ich keine Zeit!"

Doktor Welscher blieb stehen, stammelte etwas. Er hatte die Überlegenheit verloren.

„Hinaus sage ich!"

Der Wulst auf Murbachs Gesicht wurde kochrot. Ehe sich's Welscher und sein Freund versahen, waren sie vor der Tür. Welscher machte eine Gebärde. „Warte!" Dann ging er bleich hinunter.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie saßen mit Murbach vor dem Schreibtisch unter dem Erzherzog Johann und berieten, Fred und Spittaler. Welscher und sein Genosse hatten ihre Vertreter geschickt. Nun stand Murbach vor drei Forderungen. Er rauchte heftig.

„. . . versteh' ich alles ganz gut," sagte Fred, „du hast dich geärgert, daß ein Mann von zweiundvierzig Jahren von einem Windhund herausgefordert wird. Du warst aufgebracht, daß er überhaupt den Mut hatte, deine Kanzlei zu betreten, warst empört, daß du mit einem Ehrenmann wie Flitsch die Klinge kreuzen solltest. Jedenfalls glaubtest du Grund zu haben, seine Tugenden zu bezweifeln. Endlich hast du nicht eingesehen, warum du für eine zufällige Äußerung deiner Frau einstehen solltest. Du hast ihr eine Vermutung anvertraut, und sie hat diese Vermutung als Anklage wiederholt. Gott, Frauenreden sind nicht Männerreden . . . Versteh' ich alles sehr gut — gefühlsgemäß. Aber formgemäß bist du im Unrecht. Formgemäß versteh' ich dich nicht. Die Herren sind in aller Form zu dir gekommen, wollten den Fall formell bereinigen, sind offiziell, nicht als Privatleute gekommen und du — hast dich nicht beherrschen können. Es gibt eben gewisse Formen, die gehalten werden müssen, um des unwägbaren Inhalts wegen, der für die Gesellschaft . . ."

„Was ist mir die Gesellschaft?"

„Lieber Onkel, du hast recht! Wir haben darüber nicht zu beraten, welchen Wert die Gesellschaft für den einzelnen hat oder nicht

Digitized by Google

— wir stehen vor drei Forderungen und, wie die Dinge liegen, wird nichts übrigbleiben, als sie anzunehmen. Ich denke also: Dienstag Artilleriekaserne, acht Uhr früh, schwere Säbel, wie es gewünscht wird. Wir, Spittaler und ich — stehen dir zur Verfügung."

Spittaler nickte. Er wollte etwas sagen. Er trat von einem Bein aufs andere. Er sah Murbach ins Auge, reichte ihm langsam die Hand und schüttelte sie lang. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor, daß Sie in dieser Angelegenheit an mich gedacht haben." Mehr brachte er nicht heraus.

Murbach hatte seine Angelegenheiten geordnet. Nun saß er in seinem Zimmer, vor dem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt.

Die Stille der Nacht umfloß den Mann. Er hörte unten einen Wagen rasseln ...

Unweit vom Haus durchquerte ein gepflasterter Übergang die asphaltierte Straße; jeder Wagen holperte laut darüber, bis er lautlos weiterlief. Es wiederholte sich in kurzen Zeitabständen, so oft ein Wagen kam. Man hörte es durchs geschlossene Fenster.

So würde auch der Wagen rasseln, der ihn abholte, morgen früh. Fred und Spittaler saßen darin, mit kalten, offiziellen Mienen. Man stieg ein; vielleicht kam man nicht mehr zurück. Fritzl wußte nichts, nichts von allem. War heute tanzen gegangen ... lachte mit irgend jemandem ... Ach ja. Viele Frauen sind in zwei Ausgaben vorhanden: als billige Volksausgabe für den Mann — als Luxusausgabe für die Männer. Und wenn er fiel? Für diesen Fall gab es die gesellschaftlichen Formalitäten: Tränen ... Trauerkleider ... Zeitliebs Nachruf ... Er lächelte: man war so überflüssig. Sein Herz quoll über. Er sehnte sich in diesem Augenblick nach der schönen Alpe. Sie erschien mit ihren Tannen, ihrem Sonnenlicht, ihrer Einsamkeit ... und man saß hier, würde sie vielleicht nie mehr sehen.

Vielleicht — — da stand das große Fragezeichen vor dem Leben.

Er sprang auf, ging unruhig auf und ab; blieb stehen. ‚— um einer Dummheit willen! Alles ... um einer Dummheit willen! War man dafür verantwortlich, was ein Frauenzimmer redete? Wirklich haftbar für eine Zufalls-, eine Leidenschaftsäußerung? Nein. Das war den Preis nicht wert. Sie konnte sich nicht beherrschen. Konnte nicht die Form wahren wie — wie' ... ‚Sepp Murbach,' antwortete ein zweiter Mensch, der heute in Murbach saß. Ein unangenehmer, verkniffener Gegner. Der innere Prozeßanwalt. ‚Ja, du bist verantwortlich! Nicht im moralischen, vielleicht in einem weitergehenden Sinn! Die Frau ist das Spiegelbild des Mannes ...'

Er horchte. Der Gegner redete weiter: ‚Vor sieben Jahren ist dir ein Menschengut anvertraut worden, eine junge knospende Seele. Du solltest ihr Führer sein ... Arzt ... Kamerad, ihr Schicksal. Warst du es? Es ist lächerlich, sich als ewiger Richter vor sie hinzupflanzen: Gesteh! Du hast dir einen Schmuck entliehen! Gesteh! Du hast mein Geld verloren. Geld ...! Es ist lächerlich. Nicht einmal tapfer, nicht einmal schön.'

So sprach der Gegner. Murbach nahm den Armleuchter vom Tisch und trat vor den Spiegel. Sein Gesicht leuchtete ihm entgegen, halb beschienen, halb beschattet ... Wirre Haare, der Bart zausig, die Krawatte verschoben ... ‚Troglodyte,' sprach der gegnerische Anwalt. ‚Ist denn äußere Form gar nichts? War das, was deine Frau Fritzl von dir wegtrieb in all den Jahren, nicht eine Sehnsucht nach Form? Theaterfritzl! So hast du sie genannt. Sie lief den Komödianten nach ... und meinte das Geheimnis der Schönheit. Helligkeit ... Romantik! Muß alles von der bösen Seite angesehen, nach der lächerlichen gedeutet werden? Staatsanwaltsgebräuche! Hättest du diese Ansätze veredelt, zum Höheren geführt! Du hast ihr nie die große Welt des Geistes aufgetan, nicht einmal das kleine Gartenpförtchen zu ihrem Herzen aufgebracht. Nein, du bist bei den Schloßberggreisen gewesen, bei Träumen, in Untätigkeit, ungepflegt, mit Absicht alt und mürrisch ... So hast du für den Menschen gesorgt, für einen schönen Menschen, den dir das Schicksal anvertraut hat.

Er trat vom Spiegel weg. Er stellte den Leuchter hin. Er konnte sich nicht mehr ansehen.

Ein Fenster riß er auf und starrte in die Winternacht. Wunderbar lag der Himmel. Zwischen dunkeln Wolkenbänken hoch oben stand karfunkelnd ein großer Stern, und unter ihm wie eine silberne Spinne, die sich an einem Faden herabgelassen, der wolkendurchschimmernde Mond ...

Wieder Wagenrasseln, Wagenrasseln. Ein zudringlicher Lärm, als ob es heute auf der Welt keine andern Geräusche gäbe. ‚Aus Torheiten wachsen oft unsere Schicksale,' fing der unangenehme Kritiker wieder an. ‚Junge Leute, dein Neffe, ein Student ... sie müssen dich zurechtstellen. Müssen dich dann vertreten! Der alte Hennenfeind mit dem steifen Bein, der Sieger von Königgrätz, und der magenkranke Rüßler mit der Gedenktafel: deine Freunde — nicht einen Schritt hätten sie für dich tun können. Und wie stramm sich die jungen Leute benommen hatten! Still, still, kurz.'

Es schlug elf Uhr.

Er sank auf dem Fensterbrett zusammen. Wie einer, der sich dem Schuldspruch beugt, den Prozeß verloren hat ... ‚Ja, ich bin verantwortlich ... Es mußte diese Nacht kommen, diese Nacht, die mir hundert Augen öffnete für mich selbst, in der mein Wesen hell vor mir lag, mein Wesen mit seinem Irren und Stocken, seiner Schwere und Ungefügigkeit. Ich war wie ein holpernder Bauernwagen unter dem Luxusfuhrwerk. Für

Digitized by Google

Fritzl trete ich morgen mit der Waffe ein. Und auch für mich! Vielleicht im besten Sinn für mich!'

Er schloß das Fenster.

Die Hände unter dem grauen Steirerrock ging er langsam zum Schreibtisch zurück. Nun war ihm wohler ums Herz.

Er hob den Kopf. Ja! Nur ein letztes noch! Eine letzte Angelegenheit! ... Rasch verließ er sein Zimmer. Das war noch nachzuholen. Er schritt durch das dunkle Treppenhaus hinauf. Das Haus war tot und leer.

Er öffnete die Tür, die zur Wohnung der de Laria führte. Hier im Vorzimmer stand der alte Großvaterschrank, worin Herberts Sachen aufbewahrt wurden: sein Hütchen, seine bosnischen Pantoffeln, sein Räderpferd, seine Bilder ... Alles hatte Fritzl in diesen Kasten gesammelt, alles versteckt; sie wollte davon kein Stück mehr sehen; nichts sollte sie erinnern ...

Aber Murbach hatte sich in diesen Stunden des Kindes erinnert. Er wollte das Haus nicht verlassen, ohne von dem Kleinen Abschied genommen zu haben. Für ihn lebte Herbert, für ihn war er nicht gestorben. Nein, auch nicht Abschied nehmen. Mitnehmen wollte er sein Bild! Es bei sich tragen. Und mit ihm fallen, wenn er fallen sollte: die beiden Letzten des alten Geschlechts.

Er stellte den Leuchter auf den Boden und zog den Schlüsselbund aus der Tasche. Er steckte einen Schlüssel an, drückte mit dem Knie nach, doch das alte Schloß gehorchte nicht. Der Schlüssel schien sich verklemmt zu haben ... umsonst ... er ließ sich nicht zurückziehen. Murbach rüttelte daran — da ging die Tür auf, von seiner Hand gezogen. Sie war also nicht versperrt ...

Es berührte ihn etwas sonderbar. Ohne sich weiter Gedanken zu machen, legte er den Türflügel zurück, nahm den Leuchter vom Boden auf und schaute in das Kunterbunt der angehäuften Kindersachen. Im ersten Fach die kleine Wäsche in Paketen. In den beiden unteren Schuhe, Kleider, Spielsachen. Die Bilder mußten oben zwischen den Wäschestücken liegen. Er schob sie auseinander, tastete, zog einen langen weißen Damenhandschuh hervor, der auffallend schwer war.

Er hob ihn hoch, besah ihn. Die Hand hing straff herab.

Er stellte das Licht zu Boden, befühlte den Handschuh, fuhr mit den Fingern hinein und holte einen flachen, kantigen Gegenstand hervor, etwas Glitzerndes. An einer langen dünnen Goldkette hing ein goldnes Brustschild, in der Mitte funkelnde Brillanten ...

Es durchfuhr ihn. Das war doch ... ja das war — — das mußte dieser Schmuck sein. Nach allen Schilderungen ... Beschreibungen ... es konnte nur der lang vermißte, lang gesuchte Schmuck sein!

Wie kam er her? In Herberts Kasten? Und in einen Handschuh versteckt? Er drehte das Licht im Zimmer auf. Alles war in Unordnung; die de Laria hatte es sehr eilig gehabt; ihre Kleider lagen hingeschleudert auf den Stühlen.

Warum hatte Fritzl den Schmuck in Herberts Kasten gelegt? Wohl aus Zerstreutheit. Und ihn dann vergessen, für verloren gehalten? Aber nein! Das stimmte nicht. Fritzl ...? Wozu dann jener Brief? Und Fritzl hatte doch immer erzählt: in Wien ...?

Er betrachtete das Gehänge aufmerksam, als könne er ihm das Geheimnis ablesen. Nein! Nicht Fritzl hatte den Schmuck hierher getragen, hier versteckt; das war eine andere Hand! Die Eigentümerin selbst! Sie hatte ihn in den Kasten getragen, wußte ja, daß ihn niemand öffnen würde. Wußte, wie sicher er gerade hier aufgehoben!

Aber die de Laria? Wie kam sie zu diesem Schmuck? Hatte sie ihre eigne Sache genommen? Zu welchem Zweck?

Es hielt ihn nicht länger. Nun war keine Zeit zu verlieren! Kreuz und quer schossen die Gedanken durch seinen Kopf. Schon einmal war sein Verdacht in falscher Richtung abgeirrt ... wie falsch — das wußte er zu gut ... das hatte ihn ja im Grund hierher gebracht! Nun mußte Klarheit werden, bevor der Morgen graute!

Er drehte das Licht ab, packte den Leuchter, stürmte in sein Zimmer hinab, riß Laden und Kasten auf — fort! fort! — sein Entschluß war gefaßt.

⁂ ⁂ ⁂

Die große Theaterredoute war heuer besuchter als je. Wagen um Wagen rollte heran. Maske um Maske schlüpfte heraus, glitt an einer Mauer von Zuschauern vorbei und verschwand durch die kleinen hellen Bienenschlupflöcher des alten, von einem ungeheuern Giebel gekrönten Biedermeierhauses, der jedes Jahr diese ausgelassenste Gesellschaft sah — vielleicht zu seiner eigenen Verwunderung. Alles hatte sich eingefunden, alles war festlich; die, die einander nicht leiden konnten, doppelt herzlich.

Frau Fritzl leitete mit vielen anderen Damen ein Champagnerzelt. Sie kredenzten und bedienten um die Wette. Ein prickelnder Genuß: Dame der Gesellschaft und Barmaid zu sein! Jede hoffte, die größte Einnahme abzuführen, die höchsten Verdienste zu häufen, und alle zusammen hatten den Ehrgeiz, den Glückshafen zu schlagen, den Frau de Laria leitete.

Die Künstlerin stand drüben in einem schwarzen Riesenrembrandthut, der für die „Woche" photographiert werden sollte. An ihrer Seite die moderne Witwe Trummer, das spitze Fräulein Morelli, Frau Sausenz und die anderen Freundinnen: alle beschäftigt, erhitzt, reizend. Man hatte alle Hände voll zu tun, verkaufte Hunderte von Losen, und es schien, der große Glückshafen werde das Champagnerzelt besiegen.

Fred war mit einem musternden Lächeln in die oberen Stockwerke gestiegen, wo die

Digitized by Google

Erholung eingerichtet war. Aber die graue Wolke, die aus dem Rauchzimmer herausqualmte und ihm in die Augen biß, trieb ihn zurück. Er lehnte sich über die Brüstung und schaute hinab. Spittaler kam ihm nach. Unten wühlten die Masken durcheinander, ein heißer Brodem stieg herauf, die Verkäuferinnen wüteten zwischen den Herren, die Regimentsmusik dröhnte und suchte zur Lebenslust anzufeuern, aber ihn schien sie zu langweilen.

„Lieber Spittaler, wir werden heute nüchtern bleiben müssen. Schwer wird uns das ja hier nicht fallen! Um sieben Uhr, Sie wissen, gerade aus dem Wirtshaus heraus — aufs Schlachtfeld. Die Wagen habe ich gleich hierher bestellt. Wir holen unsern Freund Murbach von seiner Wohnung ab. Ich habe ihm geraten tüchtig auszuschlafen diese Nacht ... nun, beneidenswert wird dieser Schlaf ja nicht sein."

Sie betrachteten den Wirbel der Dominos. Der Kampf der beiden Zelte war erbitterter geworden. Die de Laria war mit ihrem Hut eine lebendige Werbetrommel, ließ keinen vorbei; alle jungen Herren schmeichelte sie in ihren Hafen. Sie trug ein schwarzes Schlitzkleid mit salomehaften goldenen Brusthaltern, die jungen Herren wollten eine Krone für einen Kuß aufs Haar opfern. Aber die Gefeierte war als Verkäuferin unerbittlich, wies alle lächelnd ab, pries ihre Loose an: die einzigen in Österreich, mit denen man auch gewinne.

Der Glückshafen war jetzt von Fräcken und weißen Hemdbrüsten so dicht umstarrt, daß das rote Champagnerzelt dagegen entvölkert schien.

„Ja, was ist denn das?" rief Fred erschrocken. Er beugte sich weit hinaus, wie um besser zu sehen. „Schaun Sie, Spittaler, ist das nicht? —"

Spittaler beugte sich hinunter. Sie sahen einander an.

Es war Doktor von Murbach. Mit seinem langsamen, schweren Schritt war er in den Saal getreten. Jetzt stand er still und zog weiße Handschuhe an, während er im Saal jemanden zu suchen schien. Er sah im Frack ganz ungewohnt aus. Man kannte ihn nur im grauen Steirerrock und grünen Gebirgshut. Sein brauner Kopf war wohlfrisiert, aber in seinem flammenden Bart sah er aus wie der Waldgott, der sich zufällig ins Ballkostüm geworfen hatte.

„Was will er hier?" flüsterte Fred.

Als Frau Fritzl ihren Mann erblickte, wurde sie etwas verwirrt. Sie schüttete den Champagner neben die Kelche.

Er sah unheimlich aus — wie ein Wisent, der die Hörner gesenkt hat und gegen einen Kläffer anspringen will.

Die Musik rauschte anfeuernd in den Saal hinab. An dem bewegteren Gestoße erkannte man, daß ein neuer Tanz begann.

Plötzlich schritt Murbach auf den Glückshafen zu. Er hatte den Ausdruck eines Mannes, der sein Opfer gefunden. Er zog seinen Frack zurecht, verbeugte sich förmlich vor der de Laria und schien sie zum Tanz aufzufordern. Sie lächelte, sie zeigte: alle Hände voll zu tun, aber er verbeugte sich zu einer zweiten Aufforderung, und sie trat — ihren Gehilfinnen eine entschuldigende Achsel zuwerfend — mit ihm in den Saal.

Fritzl verließ augenblicklich ihr Zelt, drängte sich durch die Damenmasse an den Rand des Tanzbeckens und sah zu. Es wurde ihr leichter ums Herz: ihr Mann tanzte mit der de Laria. Er erledigte offenbar seine Tänzerpflicht. Es war nichts zu befürchten. Aber sein unheimlicher Blick?

Fred und Spittaler waren herabgekommen und standen in Fritzls Nähe. Die Umstehenden witzelten über den schweren Murbach, der die Sängerin wirbelte, die ihn um Haupteslänge überragte.

Plötzlich wankte das Paar. Irgendein Stoß, ein Zusammenprall der Körper ... oder ein Verhängnis ... das Paar verschwand unter der Tänzermasse. Dann ein dumpfer Schlag auf dem Boden, Gedränge — und Sturzbäche von Gelächter.

„O, die Arme!"

Das Gelächter blieb ihnen plötzlich im Hals stecken. Alle wichen langsam zurück. Fritzl zitterte. Betroffen sah sie alle an. Was war geschehen?

Die de Laria lag bewußtlos auf dem Boden. Neben ihr der ungeheure Hut ... Murbach hatte sich halb erhoben ... kniete ... und versuchte, ihn der Dame rasch auf den Kopf zu stülpen ... sie zu erheben, aufzurichten. Man half ihm. Man bemühte sich um sie, einige Herren winkten der dreinjauchzenden Musik ab, andere winkten ihr zu: weiterspielen! Man hob die Dame, stützte sie und trachtete, möglichst unauffällig mit ihr davonzukommen.

Doch schon war der Zwischenfall bemerkt worden; man wich zurück, und durch ein Spalier von Neugierigen, Bewunderern, Neidern, Freundinnen und Kollegen wurde der Stern des Theaters hinausgeführt. Die Augen waren geschlossen; der Kopf mit schiefbaumelndem Hut saß lose auf der schwankenden Haarmasse, die wachsbleichen Lippen bewegten sich automatisch, die Hände waren krampfhaft geschlossen.

Hundert Fragen durchschwirrten den Saal. Die Nachricht verbreitete sich durch alle Räume, alles drängte herbei, wollte sehen, wissen. Wußte auch schon, erzählte, schilderte. Ein Schwarm neugieriger Herren folgte dem Zug, drängte ins Stiegenhaus hinaus, ein anderer belagerte das Glückszelt und suchte nach den Sachen der bedauernswerten Dame ... der Arzt erschien.

⁂ ⁂ ⁂

Eine halbe Stunde später rollte ein Wagen über den Platz. Frau de Laria lehnte darin. Sie hatte jede Begleitung abgelehnt. Sie hatte sich „erholt". Aber sie war wie gebrochen. Ein bitterer Geschmack lag ihr auf

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Prof. Fritz August von Kaulbach

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

der Zunge. Noch zitterte sie am ganzen Körper, noch hielt sie in der Faust einen Gegenstand fest: ihren Schmuck. Ihr Schicksal! Wohin? Nach Hause? Zu Murbachs? ... Es würgte sie. Ihre Rolle war ausgespielt. Der Wagen führte sie in einen Gasthof. Sie war hier unmöglich geworden.

Nur einen Augenblick hatte es gedauert. Einen einzigen Satz hatte Murbach zu ihr gesagt, mitten im Tanzen, mitten in einem Lächeln: „Gnädige Frau — Sie sollten auf ... Ihre Sachen besser Obacht geben!" Und hatte ihr den Schmuck in die Hand gedrückt. Sie sah das Glitzern, es wirbelte schwarz vor ihren Augen. Wie ein Räuber hatte er sie gepackt, an ihrer Ehre gezerrt, sie ihr weggerissen. Sie sah sich bloß vor aller Welt ... Ein mörderischer Überfall ... sie brach zusammen.

Wohin nun morgen? Und dann? In die Erde hinunter ... sich hinabwühlen? ... Wohin morgen? ...

⁂ ⁂ ⁂

Frau Fritzl wußte noch immer nicht: erlebte sie dies alles, oder sah sie nur einem Traumschauspiel zu, das sie selbst mit den andern aufführte? Und ein Traum jagte den andern!

Sie hatten ihn gebracht. Sie hatten ihn die Stiege heraufgeschleppt. Das ganze Haus füllte sich mit dem Geruch von Medikamenten, mit der süßwiderlichen Atmosphäre des Spitals.

Er hatte sich für sie geschlagen. Aus dem Ballsaal war er in die Kaserne geeilt. Zwei Gegner fielen über ihn her. Welschers war er Herr geworden, hatte ihm die Waffe aus der Hand geschlagen. Beim zweiten war er müde gewesen; sie hatten ihn mit schweren Wunden abgeführt.

Es war ein tragi-komisches Fechten gewesen, und Fred hatte bei aller Tapferkeit der Herren sein Lächeln nicht unterdrücken können. Denn die Hauptperson war gar nicht erschienen. Herr Flitsch war verschwunden. Abgefahren war er, zum Schrecken Cornexls, mitten in der Saison! Er hatte die immer verwickeltere Kette seines künstlerischen Wirkens mutig entzweigeschnitten ...

Frau Fritzl saß am Bett ihres Mannes. Sie hielt die Hand des Verwundeten. Professor Hupfer hatte Murbach in sein Sanatorium überführen wollen, allein Fritzl hatte es nicht zugegeben. Sie selbst, sie allein wollte ihn pflegen, er durfte nicht aus ihrer Wohnung, aus ihrem Schutz. Hupfer hatte gesagt: „Schwer, recht schwer. Aber er ist stark und zäh ... in ein paar Wochen, wenn er gut gepflegt wird, hoff' ich schon ... Gnädige Frau sind ja übrigens, wie ich schon wiederholt zu bemerken Gelegenheit hatte, hmhm, hmhm," er räusperte sich erinnerungsvoll — „ein halber Arzt ..." Und er entschwand.

Fritzl wurde hinausgebeten. Im Nebenzimmer stand Spittaler. Er erkundigte sich mit leiser Stimme

„Eigentlich bin ich recht verlassen," sagte sie dann mit einer leichten, lächelnden Selbstverspottung. „Meine alten Freunde sind entweder abgereist oder verhindert ... und mein armer Mann — Gott weiß, wie lang das dauern wird! Ich bin sehr allein, sehr allein ... und dafür so gar nicht geschaffen ..." Sie beugte den Kopf und seufzte. Sie sah auf den Ring hinab, den sie am Finger drehte.

Dann erhob sie langsam das Haupt ... sie sah ihm in die Augen, und ihr Blick hatte einen sonderbar eindringlichen Glanz, als wolle sie ihm etwas abbitten. „Herr Spittaler ... Herr Spittaler! Ich habe früher über Ihre Bücher gelacht, über Ihre Philologie, über — Sie selbst ... es schien mir alles so wertlos für das Leben. Aber in dieser Nacht fiel mir ein, daß nichts wertlos sein kann, was ganz mit der Ehrlichkeit eines Mannes erfüllt ist. Wenn Sie, lieber Freund, ein Buch schreiben und Sie machen nur einem einzigen Menschen damit Freude, so ist es wertvoll. Sie werden es schreiben ... und ich hoffe, ich bin nicht dieser einzige Mensch ... Verzeihen Sie mir ...!" Sie brach ab, reichte ihm die Hand, und in der stummen Verschlingung der Hände lag eine tiefe Verständigung.

An dem großen, alten Tisch saßen sie, der in der Mitte des Zimmers stand.

„Gnädige Frau — liebe Frau Fritzl," begann er stockend und unterdrückte das aufsteigende Gefühl, „ich hab' Ihnen immer Literatur gebracht, ich hab' Ihnen Bücher gegeben — der Mann da drinnen aber hat für Sie ein Leben hingegeben! Ich fühle mich als seinen Waffenbruder, als seinen Freund, es ist zwischen uns, um mich als Philologe auszudrücken, eine Hetairia entstanden ... damals an dem Abend, als er mir die Ehre gab, mich und Fred mit seiner Vertretung zu betrauen. Der Mann, der zu mir sagt: Du stehst bei mir, wenn es auf Tod und Leben geht — der schenkte das höchste männliche Vertrauen, der ist mein Freund, mein Blutsgenosse!"

Sie schwiegen. Spittaler sah verlegen in die braunspiegelnde Fläche des runden Tisches hinab, aus der ihm in schwachen Umrissen sein Gesicht entgegenkam.

„Frau Fritzl," begann er leise wieder, „wenn Sie mir vor einem halben Jahr die Hand gegeben hätten ... ich meine ... so wie jetzt eben ... o, ich wäre in die Himmel der sieben Seligkeiten aufgestiegen. Durch die himmlischen Zimmer wäre ich gestolpert — ach Unsinn: ich weiß ja gar nicht, was aus mir geworden wäre! Heute — —?" Er stockte, sah sie heimlich an, und von der jungen, hübschen Frau ging es wieder so verwirrend auf ihn über wie damals ... als er noch dumm war ... die alte, rätselhafte Bezauberung, der er einst unterlegen war. Ihre hellen Augen, die ihm immer wie aus einem Alpenbach geholt schienen, so grünblau ... Die prangenden Farben ihres Gesichts, das auch jetzt kein ästhetisches Elfen-

Digitized by Google

beinmatt zeigen wollte ... ach, er wußte ja: ihr Farbenideal war ein Traviata-Blaß gewesen, und er mußte bei ihren Wangen an blühende Apfelbäume und Kleewiesen denken ... Fritzl, seine Fritzl!

Er beugte den Kopf tiefer hinab, er sprach und sah nicht auf: „Liebe Frau Fritzl, ich glaube ... ich fühle ... Sie möchten jetzt jemandem an die Brust sinken ... Verzeihen Sie mir, einem alten Freund! Aber Frau Fritzl, das sollen Sie lieber nicht!" Er lächelte und duckte den Hals. „Wenn Sie schon durchaus müssen, dann —" er streckte die Hand nach der Tür, die zu Doktor Murbachs Zimmer führte, „sehen Sie, nicht wahr?"

Dann sprang er auf, sah sie an und zwang sich zu einem festen Ton: „Und doch werde ich Sie nie vergessen ... nie ... denn Ihr Haus, verehrte Freundin, war das Haus, wo ich einen Teil meiner Erziehung erlebte, den schmerzlichsten, aber nicht den schlechtesten!"

Er nahm mit beiden Händen ihre Linke und schüttelte sie ordentlich wie einem guten Kameraden.

Sie hatte ihm abgewandt die Hand überlassen. Still saß sie, stützte den Kopf mit der Rechten und sah starr in die glänzende alte Tischplatte hinein.

„Leben Sie wohl, liebe Frau Fritzl, und —" Er unterbrach sich und setzte sich eng zu ihr an den Tisch, wie schirmend, zog ihr die stützende Hand weg, drückte einen Kuß darauf ... und sie sah jetzt im Tisch ihr Gesicht. „Wenn man nur wüßte, an wen sich halten ..." flüsterte sie, „es gibt Frauen, die immer nur eine Hälfte bleiben und nicht die beste ... Frauen wie ich stehen in der Welt wie in einer endlosen Heide, wissen nicht, wo die Sonne aufgeht. Keine Wegtafel, kein Mensch, kein Führer, kein Freund ..."

„Da haben Sie unrecht, gnädige Frau. Man muß seine Feinde lieben, sagt die Bibel, aber man muß auch seine Freunde lieben können. Das ist vielleicht noch schwerer. Wie? Kein Zusammenhang? Denken Sie nur nach ... Seine Freunde lieben ... das tut man so selten: man lebt mit ihnen, man sagt: ‚Mein Freund,' aber eigentlich denkt man nichts dabei und sagt es nur deshalb, weil man öfter mit ihm spricht als mit andern. Zu Ihrem Mann haben Sie sogar immer gesagt: ‚Mein Chef!' Nun ja, aber jetzt ist er Ihr Held geworden. Sie pflegen ihn in seiner Krankheit. Aber Sie sollen es auch in seiner Gesundheit! Haben Sie das wohl immer getan? Haben Sie sein Inneres wissen, seine Freuden mit ihm leben wollen, um seine Alpe, seinen Berg, um seine Kameradschaft geworben? Wie hätte es ihn gefreut! Es gibt eine Liebe in den kleinen Dingen des Lebens und gerade sie ist unser Segen ... das wächst einander zu und verwurzelt sich — — dann sind auf einmal zwei zu eins geworden! Das Paradies des Lebens können wir täglich haben, das ist nicht eine Sache, meine ich, die nächstes Jahr kommt, oder in zehn Jahren ... Und die Ehe, Frau Fritzl, sehen Sie, die Ehe, die ist wie ein stilles Haus im Grünen; vielleicht eine Blüte der Kleinstadt ... vielleicht ihre schönste. Es gibt Wesen, die ihr zugeboren sind, ich möchte sagen, Geschöpfe, die schon als Ehemenschen auf die Welt kommen. Das kann man ihnen natürlich nicht übelnehmen ... ebensowenig wie denen, die kein Ehegefühl haben. Den Junggesellen, die es bleiben, auch wenn sie eine Frau genommen haben. Oder den Frauen, die eben mehr als einen Mann erleben können. Wer will da richten? Ach Gott, das Menschenherz läßt sich nicht ordnen, und Sie, Frau Fritzl, Sie lassen sich nicht romantisieren ... nicht wahr? Warum weinen Sie denn ... ach bitte, seien Sie doch gut! Ich wollte Ihnen wirklich nicht wehetun!"

Ihre Tränen tropften auf den Tisch und standen in hellen, runden, kleinen Seen auf der braunen Fläche. Sie sah ihr Bild nicht mehr. Sie trocknete die Augen, stand endlich auf und gab ihm still die Hand.

„Leben Sie wohl, mein lieber, treuer Freund ..."

Er sprach jetzt ganz langsam und innig: „— und wenn Sie einmal so rechten, tiefen Kummer haben, wenn sich Ihr Herz so ganz verlaufen hat, dann weiß ich einen besseren Freund, als ich es bin ..."

Sie sah ihn fragend an.

„Wen ...?"

„Ich weiß nicht, ob ich's sagen darf. Eigentlich ist's ein sonderbarer Einfall. Aber doch! Ich kenne nämlich hier einen Mann, für den jedes Menschenleben ein Kleinod ist. Ich meine den Waldpoeten ...!"

„O ...!"

„Nein, Sie können ruhig hingehn! Keine Furcht ...! Sie sind ja zum Glück keine lyrische Dichterin mit Versen! Der arme Rosegger ist freilich überlaufen. Jeder strebt mit einer neuen Bettelei zu ihm; aber ein darbendes Herz, ein suchendes Menschenkind — das, glaub' ich, empfängt er immer, dazu hat er Zeit! Gehen Sie nur hin!"

„Ich danke Ihnen, Spittaler ..."

Sie ging zum Klavier und nahm von dort ein kleines Paket weg. Das gab sie Spittaler. „Es ist wohl das erstemal," sagte sie still lächelnd, „daß ich es bin, die Ihnen ein Buch gibt."

Er machte das Paket auf: „Das ist ja mein Buch! Mein eigenes Buch! Wagner — Wesendonk!"

„Ich brauche es nicht mehr," sagte sie mit Beziehung, „ich wollte es zurückgeben, um es mir zu kaufen, aber ich werde es nicht kaufen. Ich bin leider keine Mathilde. Wäre ich es gewesen, dann hätte ich nicht den Schöpfer von ‚Tristan und Isolde' verwechselt mit einem hohlen ..." Sie brach ab und sah zu Boden. „Vielleicht werden mir einmal

Digitized by Google

andere Bücher besser taugen. Schöne Kindermärchen ... Die können Sie mir dann wieder bringen!"

„Kindermärchen? O da weiß ich ein ganz großartiges!" rief Spittaler und fiel in Begeisterung. „Ich bringe Ihnen ‚Nußknacker und Mäusekönig'! Das schönste Märchen der Romantik. Wissen Sie — Romantik ... mein Spezialfach ... Ach! ETEA Hoffmann! Hoffmann! Großartig!" Er fuhr sich erregt durch die Haare, die übrige Welt versank vor seinem Blick, er lächelte dem Geist ETEA Hoffmanns zu. „Nußknacker ... Nußknacker! Und eine Schlachtszene ist drin, eine Schlachtszene! Der alte Gneisenau hat Hoffmann dafür auf die Schulter geklopft. Ja, wirklich! Großartig! So hat er geklopft!" Und er trommelte das Anerkennungsklopfen des alten Gneisenau der schönen Dame getreulich auf die Schulter.

Plötzlich besann er sich und knickte wagerecht zusammen. „O, entschuldigen, Frau Fritzl, entschuldigen. Guten Tag! Komme wieder! Das reizendste Märchen der Romantik ... Mein Spezialfach!" Er lief hinaus und stürzte in voller Hoffmannbegeisterung der Tür zu. Sie ging ihm ins Vorzimmer nach. Spittaler hatte glücklich den Teppich erreicht, auf einmal verfing er sich, tanzte, stolperte und drohte der Länge nach hinzufliegen. Aber mit einem Griff fing er sich noch rasch an einem Kasten und holperte strahlend, noch einmal selig zurücklächelnd, hinaus. „ETEA Hoffmann!"

Auch über das Gesicht der Frau Fritzl kam ein Lächeln. „Doch der alte Spittaler!" Dann ging sie behutsam zurück und öffnete leise die Tür, die zu Murbach führte.

⁂ ⁂ ⁂

Tief vermummt war Frau de Laria abends ausgegangen und scheu zu Fred ins Hotel geeilt. Sie schämte sich. Selbst vor dem Portier. Alle schienen zu wissen.

Sie stand vor dem erstaunten Fred. „Helfen Sie mir! Helfen Sie mir! Nur Sie vermögen es!"

Dann hatte sie gebeichtet, stockend und schwer. Jedes Wort mußte sie mit besonderem Ansatz, mit eignem Mut hervorbringen. O dieser unglückselige Schmuck! Nur um Fritzl *ganz* in ihre Gewalt zu bekommen, um sich dieser einflußreichen Familie ganz zu bemächtigen, sie zu verpflichten, sie in ihr eignes Schicksal zu verstricken, war es geschehen. Nicht vorbedacht, im Zufall ... Ein aufblitzender Einfall! „Ich hatte den Kopf verloren und zog mit heimlicher Hand meinen Schmuck aus Fritzls Tasche ... Er sollte mir helfen, aber er — — was sehen Sie mich so an?"

„Und Sie haben es ertragen, daß die beiden Leute wochenlang in Angst, Zerwürfnis, Sorge lebten? Haben es mit angesehen, daß um dieses Dinges willen mein Onkel beinah sein Leben ließ? Nein, hören Sie, das ist doch — — Nun, es ist Ihnen arg mitgespielt worden, aber ..."

„Herr Murbach! Herr Direktor! Reden Sie nur aus! Sie wollen sagen: ob es meine oder eine fremde Sache war — diesen Schmuck zu nehmen war verbrecherisch. O, ich vertrage heute alles. Aber — wundert Sie denn das? Sie? Muß ich *Ihnen* mich erklären? Ja! Ja! Ich hätte auch geraubt, betrogen, ich hätte alles, alles — — denn *ich muß spielen!*" Sie schrie es laut. In dem kleinen Zimmer schrillte ihre Stimme. „Ich muß Komödie spielen — um den Preis des Untergangs! Ich kann nicht kientoppen gehen, Filmschauspielerin werden, Vortragsmeisterin! Ich werde auf den Knien kriechen, solange ich noch einen Ton krächzen kann. Ich werde betteln: Laßt mich die Brünhilde singen! Ich werde diese Stadt verlassen wie ein Dieb, ich werde in die nächste fahren und wieder knien, vor Direktoren knien, vor Agenten betteln: Laßt mich die Brünhilde singen! Und wenn ich den letzten Ton verloren habe, dann krieche ich mit heiserer Kehle Direktoren und Agenten nach und werfe mich vor ihnen in den Staub: Laßt mich die Sappho spielen, laßt mich Hexen spielen, laßt mich in Scheunen spielen, laßt mich im Wirtshaus spielen — aber laßt mich spielen!"

Fred trat vor diesem Ausbruch unwillkürlich zurück. Zum erstenmal sah er, daß sie keine Rolle spielte. Das war der aufgerissene Mensch, die zitternde Kreatur, der Komödiant ohne Schminke.

„Muß ich *Ihnen* das erklären? Wäre ich Künstlerin, wenn ich's nicht wäre bis zum letzten Atemzug? Ich liege todkrank in meinem Bett — — wenn es sieben läutet, bin ich gesund! Um sieben gehe ich auf die Bühne! Ja, Ihr Onkel Murbach ... ja ... ich bedauere ihn jetzt. Aber ich habe ihn nie beneidet, denn diese Menschen atmen auf, wenn sie von Arbeit frei sind ... frei, frei ... Bürger! Ich aber streiche ums Theater, wenn es nachts geschlossen ist, und warte, lechze, giere, bis der Abend kommt, bis ich wieder spielen kann! Nicht spielen heißt für mich: nicht leben! Begreifen Sie die Schauer des Müßiggangs, den Wahnsinn rollenloser Abende — wenn andere spielen und nicht *ich*? Begreifen Sie die Dämonie der Bühne, begreifen Sie, daß das Theater kein Amt, kein Broterwerb ist, sondern unser Vampir, unser köstlicher, berauschender Vampir, der uns mit seinen Flügeln einschläfert, während er uns aussaugt? Dem wir selig lächelnd unser Blut hingeben! Ich bin im Theater alt geworden — ich kann nicht weg! Wer dem Theater zugeboren ist, will am Theater sterben! Helfen Sie mir! Helfen Sie mir um Himmels willen. Retten Sie mich, Herr Murbach, retten Sie mich doch!"

Sie hatte sich vor ihn hingeworfen und die gefalteten Hände zu ihm erhoben. Dann warf sie sich quer über einen Sessel und

Digitized by Google

kauerte dort, das alte arme Gesicht in die Hände geschlagen.

Er schaute sie stumm an. Ein Haufen Kleider. Ein Haufen Knochen darin. Sie lebte von der Mystik des prunkenden Gewandes, von der Maske. Bretter, Lichter, Publikum —: das war ihr Heim, war ihre Familie. Sie hatte nichts als ihre Bühne, und das hielt diesen ausgemorschten Körper noch zusammen.

Er suchte nach einem tröstenden Wort, nach einem aufrichtenden Ton. Er trat zu ihr. „Meine liebe de Laria, ich habe hier schon einmal jemandem sagen müssen: ich bin leider nicht der Erbonkel aus Amerika, der da kommt und den großen Sack mit Geld und Glück aufmacht. Auch ich habe bestimmte Verpflichtungen, auch ich muß wählen, und Sie wissen: der Schauspieler ist — eine Ware ... leider! ... und die schwierigste aller Waren, denn sie ist lebend!"

Er mußte an Anka denken, die nun bei ihrer Mutter saß, während er über den großen Teich zurückfuhr.

„Ich habe noch einige Städte zu besuchen ... ich weiß nicht, ob ich zurückkomme ... aber — ich werde an Sie denken. Ihre Kunst, Ihre Erscheinung, es wird dann vielleicht der seltene Fall eintreten, daß ein Direktor einmal genau weiß, wen er engagiert. Und dann: Sie haben den Komödianten in mir angerufen. Sehen Sie, da bin ich schwach geworden. Denn, was immer man uns nachsagt — daß wir Komödianten einander die Hand reichen, wenn's darauf ankommt, daß es keine Enttäuschung gibt, wenn ein Kollege auf den Kollegen baut, das muß man uns doch lassen. Unsere gemeinsame Unbürgerlichkeit hat eine gemeinsame Tugend hervorgebracht, die die bürgerliche Welt so oft nicht kennt: Barmherzigkeit. Ich darf davon zu Ihnen sprechen, weil es jeder darf. Rechnen Sie auf mich, Kollegin vom hohen Fach! Das übrige wollen wir zu vergessen suchen!"

Er reichte ihr die Hand und entzog sie ihr rasch, als sie sie küssen wollte ...

⁂ ⁂ ⁂

Frau Fritzl hatte den Gang zum Waldpoeten nicht gemacht. Es war das einzige, worin sie Spittaler nicht folgen konnte, sie brachte es nicht übers Herz. Aber sie bekam eines Tages einen großen Brief, darauf ihr Name stand, in der bekannten Handschrift des Waldpoeten, mit seiner violetten Tinte geschrieben. Fast zitternd öffnete sie den Umschlag.

Sie hatte dem Waldpoeten sein Bild gesendet und ihn gebeten, etwas darauf zu schreiben. Dieses Wort sollte — sie hatte sich's gelobt — ihr Leitspruch sein. Was hatte er geschrieben? Sie nahm das Bild heraus. Da stand in seiner treuherzigen Schrift mit seiner violetten Tinte: „Unser Ziel sei der Friede des Herzens! Entsagung und Ergebung! Besseres weiß ich nicht."

Sie drückte das Bild ans Herz: Fünfzig Jahre Dichten und Trachten in dies eine Wort zusammengefaßt. „Besseres weiß ich nicht." Der Waldpoet hatte ihr ein Geschenk gemacht, eines Lebens Auszug, eine letzte Weisheit gesagt. O, Spittaler hatte recht: man ging nie ohne ein segnendes, tröstendes Wort von diesem Mann.

„Der Friede des Herzens ...!"

⁂ ⁂ ⁂

Auf der letzten Leiter der Bärenschützschlucht kletterte Doktor Murbach soeben in die Höhe. Sein Almhut kam über den Rand des Schnees. Er schaute um sich. „Hallo, Hallo! Jetzt sind wir gleich beim Guten Hirten!" Er stemmte den Bergstock fest in den Schnee und beugte sich hinab, wie um jemandem die Hand zu reichen, der hinter ihm nachkam. Nur zehn Minuten war noch das lustige Holzhaus mit seinem lustigen Wirt entfernt, der alle Bergbesteiger in seine Obhut nahm, bevor sie sich zur Spitze aufmachten, ein rechter guter Hirt!

Fritzls grüner Touristenhut mit seinem kühnen Gemsbartspitz kam langsam zum Vorschein. „Ich brauche dich nicht! Ich finde mich schon allein hinauf! Was glaubst du denn? Hältst du mich für so schwach?"

Sie hatte es fröhlich gerufen. Nun standen sie beisammen am Rande des schneetragenden Tannenwaldes. Der Duft von Nadelholz wehte heran, tief schlürften sie ihn ein. Zwei Stunden waren sie heraufgeklettert, durch den wunderbaren Schlund des Berges, aus seinem Innern gleichsam auf sein Dach. Durch die Klamm steigen Leitern fast senkrecht auf, und sie hielten sich an den glatten, gelben Griffhölzern und schauten, schauten hinab, in die Tiefe, wo die wilden Wasser tosten, rötlichen Schaum in seitliche Felsenhöhlen sprudelten, dann einen Augenblick ausruhend standen, stillgrün kreisten und wieder weißgischtend hinabrissen.

Nun schritten beide einträchtig waldeinwärts. Hier oben war noch tiefer Winter, hier hatte die Kälte noch Kraft und Wirklichkeit, hier sah man ins Blau des Himmels, der sich rein und endlos wölbte. Hoch stand man in der klaren Welt, als könne sie nirgends anders sein, und Tante Tuba hätte gesehen, daß der liebe Gott noch jung war. Sie kehrten beim Guten Hirten ein, dann zogen sie über den Felsenweg zur Alm, wo Murbach sein kleines Häuschen hatte. Ihre Wangen glühten. Am Kohlenmeiler kamen sie vorbei. Oben wühlte der Wind in den Wäldern und erzählte mit großsprecherischem Donnern von seiner Kraft, von den Bäumen, die er bog, die sich nicht ergeben wollten, mit ihm rangen, die er niederwarf und die immer wieder frisch in den Himmel wuchsen, ihre Blätter zum Licht wendeten, damit jedes seine Sonne bekam. Die den Sturmwind brauchten wie das Licht, um fest und stark zu wurzeln. So war der Wind.

Digitized by Google

Sie stampften über die wellige, weite Alm. Da kam hinter dem letzten Hügel ein grausilbernes Schindeldach hervor: Murbachs kleines gelbes Häuschen. Schlafend, die Fenster mit Balken vermacht, die Querstange darüber. Der Schnee hatte sich vor die Tür gelegt, und sie hatten tüchtig zu tun, bis sie sie frei bekamen und Einlaß fanden. Aber drinnen war der Tisch gedeckt ... das Holz im Ofen ... alles wartete auf den Gast.

Auf welchen?

Der Tisch stand in der Ecke zwischen den Fensterbänken, und im Winkel droben hing ihr Bild. Fritzls Bild im Holzrahmen, von Tannenreisig umwunden, und sah auf den herab, der hier am Tisch saß.

Und er war hier gesessen, jahrelang ... allein ... und hatte das Bild vor Augen gehabt und wartete, bis sie kommen werde, und wußte, daß sie kommen würde! Und hatte alles für sie gerichtet! Und nun war sie gekommen.

Er hatte seinen Rucksack auf die Bank gelegt. Sie trat von rückwärts leise an ihn heran, legte den Kopf an seine Schulter, bog mit der Hand sein Gesicht herüber und küßte seine Wange stumm und lang.

Es gibt so viele feine und kluge Leute auf der Welt, daß man die vergißt, die nichts als gut sind. Und ist es nicht alles — ein guter Mensch zu sein?

Bald schlug ein schönes Feuer aus dem Herd, bald fuhren die Frostgeister davon, und warme Behaglichkeit kroch durch die niederen Stuben. Fritzl machte sich an den Töpfen zu schaffen, und die braunen, blauen und schwarzen Kerle mit den breiten Wangen und Ohren schienen zu schmunzeln, denn heute nahm sich ihrer wieder einmal die richtige Hand an. Ja, das fühlte so ein Topf gleich, ob ein Mannsbild herumgriff und talentlos hantierte oder ob eine Frauenhand — das ging gleich aus einem andern Ton — und wenn es auch eine feine, küchenabgewandte Damenhand war. Und während Murbach den Keller untersuchte, brodelten und murmelten und sangen die Töpfe, und als sie dann vom Feuer auf den Tisch kamen, hauchten sie ihre vergnügtesten Dämpfe und verführerischesten Düfte aus und sahen mit Befriedigung, daß es Murbach besser schmeckte als seinerzeit bei der Hochzeit im Hotel.

Und während der Wirt mit seinem seltenen Gast bei Tische saß, schaute die Freiheit bei den kleinen Fenstern hinein, die lichte Freiheit der schneefunkelnden Welt. Ihr heller Widerschein lag auf den Gesichtern; man war wie geblendet. Als sie trocken und warm, satt und ausgeruht waren, traten sie vor die Tür. Der Sturm umfing sie gleich und begann mit ihnen seine Kampfspiele. Er hatte es schon oben mit den harten, grauen Felsen versucht, von denen er den Schnee wegblies. Jetzt stöberte er um sie herum, und sie ließen den alten Meister durch ihre Mäntel wehen. Gegen Osten ragte eine nackte Kegelspitze in den Himmel, als hätte der Sturm dem Berg alles vom Leib gerissen wie ein harter Gläubiger. Eine Nebelsäule stieg empor, wie durch einen Trichter aus dem Berg hinaufgeblasen, breitete sich auseinander, schwebte wie ein Adler mit weißen Fängen, wuchs und wuchs. Fast sah es aus wie ein Vulkan mitten im steirischen Hochland, bis der Wind den weißen Riesenadler zauste und in Fetzen zerblies. Und gegen Westen lag die dunkelblaue, heroische Hochmauer der Schöckelalpe, von Schneeadern leuchtend durchlaufen, und dahinter, in die Tiefe gesunken, am Fuß dieser Alpenmauer verkrochen, versteckt die Stadt.

Fritzl wendete sich ab. Sie ging ein paar Schritte dem Winde entgegen, sie legte sich in seine Arme. Die Sonne wärmte. Das Licht! Es entzündete den Schnee, ließ ihn grün und golden auffunkeln, malte in den Mulden des Abhangs meerblaue Schatten und hatte für alte abgeblasene Strünke, für Blitzbäume und Knorren, die einsam standen, noch ein ganz unglaubliches silberiges Violett.

Fritzl drückte sich warm an Murbach an. War das ein Fauchen und Blasen des Windes! Sie horchte ... schaute ... Und ein Strömen und Fluten des Lichts! Und darüber der Schöpfer, der lächelnde Dichter aller dieser geheimen Dinge, der Welt und Weib aus seiner Sehnsucht schuf, der namenlose Poet im Palast des endlosen Blaus. Die Bühne der Natur! Das Theater Gottes, wo man als Zuschauer stand!

Lange schauten sie stumm und vergessen. „Mir gefällt die Welt nicht, wenn ich ganz allein bin," sagte Murbach, „das sehe ich jetzt. Ich muß einen Menschen haben, aus seinen Augen mitsehen, durch seine Seele mitfühlen!"

Und sie verstand ihn. Zum erstenmal seit langen Jahren war sie mit ihm wieder zu Berg gestiegen. Und während sie es wieder genoß, empfand sie, was sie versäumt. Das Herz sprang ihr auf im Angesicht der Herrlichkeit. Sie hatte ja sonst auch ... hie und da ... ganz artige Gedanken für ihren Mann gehabt; aber nie sich so recht bemüht, sie auch zu zeigen. Und suchte nun nach einer Form dafür, und — sie fand sie. Und nun, als Fritzls Herz so offen stand, sah er, daß darin auch ein schöner Winkel war, und in dem Winkel sein Bildnis ... Sie lehnte an seiner Schulter, sah auf das Schindeldach hinab, auf das traulich bergende Häuschen, an dem der Wind herumpfiff. Wie ein treuer Freund war das. Das Häuschen, das so hoch und einsam lag, so schwer zu erreichen ... auf Leitern mußte man stundenlang klettern ... das ruhte so sicher über dem Leben. Kein Laut der streitenden Welt kam da herauf. War dieses Häuschen nicht ein Sinnbild? Des Herzensfriedens, des Eheglücks? Und sollte sie sich seiner schämen? War das nicht ihr Reich? War sie nicht dazu geboren? Nun hatte sie sich dieses warme Glück selbst erobert! Nun blieb sie dabei!

Digitized by Google

Dann waren sie auf ihren Schiern den Hang hinabgefahren, auf Flügelfüßen über Hügel und Kehren, schwebend, sausend, gewichtlos, luftdurchschneidend, schneeaufwirbelnd und im weißen Pulverstaub gebadet.

Acht Tage waren sie auf der Alpe gewesen, acht Tage hatten sie den Gottesdienst der Morgenröte gehalten, den Gottesdienst der Abendröte. Wozu noch ein besonderer Gottesdienst Sepp Murbachs kam: ein andachtsvolles Betrachten von Fritzls Wangenröte. Seine Wunden waren verharscht. Er hatte das Lager bald verlassen. Und was Hupfers Ratschläge anbahnten, das vollendete die Alpe. Die Tage der Einsamkeit verflogen.

Dann stiegen sie einträchtig hinab. Das Gras ward unter ihren Tritten schon sichtbar. Von den Bäumen herab polterten die Schneelasten. Es tropfte und lärmte im Wald immer lauter, je tiefer sie kamen. Fritzl ging voraus. Da waren wieder die Leitern, die schluchtab führten. Sie ging mit dem Rücken voran und sah ihn an. Murbach schaute lächelnd in ihr Gesicht. „Wir kommen freilich auch so weiter — wenn du dem Leben den Rücken kehrst. Aber gib acht, daß du nicht fällst!" Doch sie fiel nicht.

Unten im Tal schloß sie sich eng an ihn. Sie sprach von Spittaler. Der gute Freund war nach Berlin gegangen. Er wollte sobald nicht zurückkehren, seine Sommerferien nicht bei einer Sennerin verbummeln, wie er schrieb, sondern in der Königlichen Bibliothek verbringen. Dann aber zurückkommen, um es neu zu beginnen: zum Philologen sei er ohnehin verdorben; er werde eine Zeitung gründen ... groß ... politisch-ökonomisch und positiv: ein Blatt für seine Heimat Kärnten! Und in den Mußestunden den unerreichten, stets geliebten ETEA Hoffmann lesen und sich freuen, wenn er Kindermärchen senden dürfe.

Murbach lächelte in sich hinein. Dann sprach er von Fred, der Europa schon verlassen hatte. Wann sah man ihn wieder? Auch von einem gewissen Doktor Murbach hätte der Mann, der nun untergefaßt mit Fritzl ging, erzählen können: von dem Doktor Murbach, der seinen stillen Abschied von den Schloßbergrittern genommen hatte, weil er sich doch noch zu jung fühlte unter den Alten vom Berg.

Alle Eisrinden waren geschmolzen. Unter triefendem Regen fuhren Murbach und Fritzl vom Bahnhof in die Stadt. Regen, Regen ... Influenzawetter. Aber was machte es? Sie saßen behaglich nebeneinander im Wagen und ließen den Kutscher fahren: seine Straßen ... sein Tempo ... wie er wollte ... und mußten jeden Augenblick grüßen: lauter gute Freunde, und jeder sah sich lächelnd nach ihnen um. „Die Theaterfritzl!"

Aber die fuhr gar nicht mehr mit Murbach. Die war irgendwo auf der Alpe geblieben, das war ein Stück, das nicht mehr auf den Spielplan kam ... So fuhren sie über den Promenadenring, am Haus der guten Tante Tuba vorbei.

Die Tante Tuba! Ja, sie lag am Fenster, wie gewöhnlich und beobachtete die Stadt wie gewöhnlich. Jeder mußte seine Zeit einhalten, jeder seine Ordnung leben, sonst zog die Tante Schlüsse daraus, und deren Logik war nicht immer angenehm. Als sie den Wagen erblickte, blieben ihr die Augen stehen. Dann wurde sie plötzlich lebendig, und Murbach sah, wie sie die Hände erhob ... Sie rief nach ihrem Gatten ... Cäsar Quirin war ausgegangen und kam um einen Anblick, der die Tante aus den Grundfesten hob: Doktor Murbach und die Fritzl! Es war ganz unglaublich!

Cäsar Quirin aber war ein Mann der geregelten Lebensweise. Er ging auf den Schloßberg, bei Regen, bei Gewitter, an jedem Tag: Nordseite ... Plateau ... und von dort zurück: Plateau ... Nordseite.

Der Wagen bog in die Elisabethstraße ein. Man kam zur Villa Fritzl.

Da stand der alte Cäsar Quirin Himmelfreudpointner, der Mann der geregelten Lebensweise.

Zum erstenmal war er heute nicht auf den Schloßberg gegangen. Umsonst suchten die Eichhörnchen nach ihrem Freund mit dem Silberhaar. Zum erstenmal seit Jahren war er ungeregelt: er hatte seine Tochter erwartet und stand selig unter seinem Regenschirm vor dem Gittertor.

„Liebe Fritzl, lieber Murbach," sagte der alte Herr mit seiner zitternden Stimme, „ich gehe jeden Abend ins Theater" — sie lächelten einander zu — „aber das war heute das schönste Stück, das ich überhaupt gesehen habe: ihr beide in einem Wagen!"

Der Ängstliche

Dem Mann mit ängstlichem Gemüt
Wird selten etwas Rechtes glücken.
Anstatt die Rose, die ihm blüht,
Mit raschem Griff für sich zu pflücken,
Wird er in seinem Sinn erst sprechen:
Wie leicht doch kann ihr Dorn mich stechen.

Albert Roderich

Digitized by Google

Spuk in Stratford

(5. August 1914)

Von Franz Kunzendorf

Zu Stratford stürzt die Magd aus dem Tor
Und schreit auf die Straße hinaus:
„Sir William stieg aus der Gruft hervor,
Sir William geht um im Haus!

Ich habe ihn gleiten und schreiten sehn
Über Gänge und Stufen hin,
Ich sah seinen Mantel vorüberwehn
Und sah den Spitzbart am Kinn.

Sein Mantel war weiß und sein Wams war weiß,
Und weiß war die ganze Gestalt,
Und ich hörte ein Seufzen, so weh und leis,
Und mir graute und wurde kalt.

Mir graute, als ich ihn gleiten sah,
Und mir war es, als streift mich der Tod,
Und ich duckte mich zitternd, und er kam nah,
Und da sah ich: sein Antlitz war rot.

Seine toten Wangen lohten wie Brand,
Als er mir näherkam,
Auf seiner toten Stirne stand
Das glühende Zeichen der Scham.

Und ich schlug die Hände vors Gesicht
Und rannte schreiend hinaus,
Nie mehr, im ganzen Leben nicht
Betret' ich Sir Williams Haus." —

Das war an jenem Tag im August,
Dem Tag untilgbarer Schmach,
Da der Ehrenpanzer um Englands Brust
Klirrend zersprang und zerbrach.

Da es um serbischer Mörder Brut
Das Schwert von Waterloo zog
Und um schnöden Gewinn sein eigenes Blut
Verleugnete und betrog.

Digitized by Google

Friedrich der Große als Feldherr

Eine Parallele mit der Gegenwart

Von ***

Seltsam und ergreifend erinnert der gewaltige Krieg, in dem wir leben, an die Kämpfe, die Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg um das Dasein, das Fortleben seines Preußens führte. Wie er, ringen wir gegen eine Übermacht von Feinden, die von den verschiedensten politischen Interessen zusammengeschmiedet wurden. Feinde ringsum, galt ihm, wie es uns gilt! Von Süd und Nord, von Ost und West drängten sie gegen ihn an; ihm wurde der bittere Krieg gegen drei, eigentlich vier Fronten aufgezwungen, wie uns. Ihm verwüsteten die Russen sein Ostpreußen, wie sie raubend und sengend uns die teure Provinz verwüsten wollten. Aber glorreich blieben seine Fahnen. Er fühlte und wußte, wie wir es wissen: wir müssen siegen!

Freilich, des Unterscheidenden zwischen dem Damals und Heute ist unendlich viel. Die Geschichte wiederholt sich ja nie, so ähnliche Lagen sie oft schafft. Ja gerade das Studium der Kriegsgeschichte führt vielfach zu der Gefahr, daß man ähnliches mit gleichem verwechselt und dadurch zu falschen Folgerungen geführt wird.

In allen Wandlungen des großen Krieges blieb Friedrichs stärkster und gefährlichster Feind Österreich. Heute kämpft die Habsburger Monarchie in treuester Waffenbrüderschaft Schulter an Schulter mit uns. Das österreichische Heer war das beste von allen Armeen, die Preußen bedrohten; nur Österreich brachte Generale auf, die den Ehrennamen von Heerführern verdienten: den trefflichen Laudon vor allen, in zweiter Reihe doch auch den vielfach mit Unrecht unterschätzten Daun. Und von allen Monarchen, die Friedrich bekriegten, war doch nur eine ihm ebenbürtig an Energie des Willens und an zäher Kraft: Österreichs heldenhafte Maria Theresia. Gehaßt hat sie den „bösen Mann", bis sich ihre strahlenden Augen für immer schlossen. Heute umschlingt das Band inniger, fester Freundschaft die Herrscher beider Reiche.

Gänzlich verschieden waren die Machtmittel. Es mutet heute fast wie ein Märchen an, daß das Preußen Friedrichs beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nur vier Millionen Einwohner zählte; wie Koser berechnet, noch nicht ein Drittel der österreichischen, noch nicht ein Viertel der französischen Volkszahl. Heute hat das Deutsche Reich sechzig Millionen, hat Österreich-Ungarn fünfzig Millionen Einwohner. Mit einem Heere von rund 150000 Mann begann Friedrich den Kampf um Sein oder Nichtsein. Heute stellen wir Millionen ins Feld. In Preußen war zwar der Grundgedanke der allgemeinen Wehrpflicht nie erloschen; den Kern der Armee bildeten immer noch die Inländer. Aber das Heer schmolz nicht nur von Jahr zu Jahr mehr zusammen, es verschlechterte sich auch. Die schier unerschöpfliche Volksmasse, die uns die Möglichkeit immer neuer Ersatzbildungen gestattet, fehlte. Von Jahr zu Jahr wuchs im Heere die Zahl der minder Zuverlässigen; Überläufer, auch Kriegsgefangene mußten eingestellt werden. Unsere Armeen sind Volksheere, getragen und erfüllt von leidenschaftlicher Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit. Friedrichs Heer hielt schließlich nur die Macht seiner überragenden und fortreißenden Persönlichkeit, sein Feldherrnruf zusammen. Der Schatz Friedrichs war im zweiten Schlesischen Kriege fast völlig zusammengeschmolzen; er hatte ihn wieder auf etwa vierzehn Millionen Taler gebracht, und der Feldzug des ersten Jahres kostete fast die gleiche Summe — ich glaube nicht allzusehr fehlzugreifen, wenn ich den heutigen täglichen Bedarf der verbündeten deutsch-österreichischen Heere auf annähernd den gleichen Betrag berechne.

Noch etwas anderes darf nicht unerwähnt bleiben. Die Feldzüge aller Zeiten sind nicht zuletzt durch die Verkehrsmittel, durch das Wegenetz, durch die Transportmöglichkeiten bestimmt worden. Es war zu Friedrichs Zeiten so arg damit bestellt, daß wir uns kaum eine rechte Vorstellung von den Zuständen machen können; erstaunlich genug ist es, wie er trotzdem alle sich daraus ergebenden Schwierigkeiten überwand, wie er zum Beispiel seinen berühmten Marsch von Roßbach nach Schlesien, der zum ewig unvergeßlichen Tage von Leuthen führte, ermöglichte. Im allgemeinen aber hängte sich die Mißlichkeit der Verbindungen mit Bleigewichtsschwere an seine Maßnahmen und eng damit im Zusammenhang die Notwendigkeit der Magazinverpflegung, die immer nur ein schrittweises Vorgehen gestattete. Nur ausnahmsweise konnte er sich davon befreien. Heute hat der Ausbau der Straßen, haben die Eisenbahnen, haben die Kraftwagen, hat

Digitized by Google

Rede Friedrichs des Großen an seine Generäle bei Köben. Gemälde von Prof. Arthur Kampf
(In der Städtischen Gemäldegalerie zu Düsseldorf)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

das von Grund aus umgestaltete Verpflegungs- und Nachschubwesen dem Feldherrn eine Freiheit in der Anlage und Durchführung der Operationen geschaffen, an die selbst ein Friedrich nicht denken konnte.

Es muß endlich an die gänzliche Wandlung fast aller Kriegsmittel gedacht werden, die von der Muskete zum Mehrlader, von der glatten Kanone zum Rücklaufgeschütz und zum Maschinengewehr führte, die uns durch Flieger und Luftschiffer neue Möglichkeiten der Aufklärung gab, den elektrischen Funken, Telegraph und Telephon in den Dienst des Feldherrn stellte. Die unendlich lange Reihe dieser einschneidenden Änderungen weiter auszuführen, verbietet der Raum. Was würde aber wohl Friedrich zum Beispiel darum gegeben haben, wenn ihm in schwierigen Lagen Konserven zur Verfügung gestanden hätten?

Und dennoch —

Schon in der sorgsamsten Vorbereitung des Krieges wird die Ähnlichkeit zwischen dem kleinen Preußen von damals und dem mächtigen Deutschen Reich von heute offenbar. Auch sie aber zeigt nicht nur den großen weitblickenden Staatslenker, sie zeigt zugleich das vorausschauende Genie des Feldherrn. Wie unsere Heeresleitung, wie Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Wilhelm II. seit 1870 unablässig am Ausbau des Heeres arbeiteten, so bildete Friedrich seine Armee nach den Erfahrungen der beiden ersten Schlesischen Kriege um. Sein Vater hatte ihm eine Infanterie hinterlassen, die ohne Zweifel die weitaus beste der Welt war; der König konnte sich damit begnügen, ihre Beweglichkeit zu erhöhen, ihre taktischen Formen, die doch ein wenig auf den Exerzierplatz zugeschnitten waren, mehr den Erfordernissen der Schlacht anzupassen. Stärker mußte er bei der Reiterei eingreifen, die das Stiefkind des Vaters gewesen war. Schon nach dem ersten Schlesischen Kriege wandelte er sie völlig um und hauchte ihr seinen Geist ein. Aus den ‚schwerfälligen Klötzen, den Kolossen auf Elefanten', wie er selber sagte, wurden in kurzer Zeit die sattelfestesten und kühnsten Reiter Europas. Der Vater hatte die Attacke im Trab verlangt, ihm konnte keine Gangart scharf genug sein. Vor allem aber schrieb er vor: „Es verbietet der König hierdurch allen Officiers von der Kavallerie bei infamer Kassation, sich ihr Tag in keiner Aktion vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemalen den Feind attaquiren." Auch „Ohren und Augen des Feldherrn" sollten seine Reiter, zumal die Husaren, schon sein und ein Husarenoberst gleich der „Spinne in der Spinnwebe", die jede Berührung ihres Netzes empfindet. Auch der Artillerie wandte Friedrich besondere Sorgfalt zu. Man benutzte sie bisher in allen europäischen Heeren — von den Bataillonskanonen abgesehen, die unmittelbar zur Infanterie gehörten — als ungegliederte Masse, aus der im Gefecht je nach Bedarf diese oder jene Anzahl entnommen wurde. Der König gliederte sie als erster in Batterien. Und wenn er sie anfangs noch ganz als Hilfswaffe betrachtete, so wurde er nach der Schlacht bei Lowositz, wo ihm die unter dem Einfluß des Fürsten Liechtenstein reorganisierte österreichische Artillerie wirkungsvoll in den Weg trat, überzeugt, daß auch er seine Artillerie wesentlich verstärken müsse. Er lernte immer: „il faut en prendre son parti", wie er sagte.

Wichtiger fast als alles andere will mir der Einfluß, die Einwirkung erscheinen, die Friedrich als Monarch und oberster Kriegsherr auf seine Offiziere übte. Auch hier liegt, bei aller Verschiedenheit, die Parallele mit dem deutschen und auch dem heutigen Offizierkorps des österreich-ungarischen Reiches auf der Hand. Feste Geschlossenheit, Ehrbewußtsein, straffe Zucht verlangte und pflegte der König; seine Offiziere standen, zumal in der ersten Zeit seiner Regierung und während der Kriegsjahre, in einem persönlichen Verhältnis zu ihm. Koser bringt eine kennzeichnende Anekdote bei. Im aufbrausenden Zorn schlug der König dem Pferde eines Husarenoffiziers mit dem Stock über das Maul; der Offizier riß die Pistole heraus, schoß das Tier tot und erklärte, daß er eine so geschlagene Mähre nicht mehr reiten könne; worauf Friedrich ihn belobte und ihm einen anderen Gaul schenkte. Der König widmete auch zuerst der geistigen Ausbildung der Offiziere, die unter seinem Vater noch sehr im argen gelegen, seine Aufmerksamkeit. Er ordnete den Lehrplan der Kadetten, er ließ sogar in den Winterquartieren der Offiziere wissenschaftliche Vorlesungen halten; er hielt auch darauf, daß die Vorgesetzten die jungen Herren „bei sich bitten, auf eine gute Art mit ihnen umgehen und mit selbigen öfter sprechen". Von dem Offizierkorps, das er erzogen, das er in den Siebenjährigen Krieg führte, urteilt er später in höchster Anerkennung: „Alle Bataillone, alle Kavallerieregimenter hatten alte Kommandeure an ihrer Spitze, erprobte Offiziere, voll Tapferkeit und Verdienst. Die Kapitäne waren zuverlässige, wackere Leute, die Subalternoffiziere mit Auswahl aufgenommen, darunter viele, die das Zeug und den Anspruch hatten, zu höheren Graden aufzusteigen: in einem Worte: Hingabe und Wetteifer in diesem Heere waren bewundernswert." Nicht ganz so zufrieden war er mit den Generälen. Er tadelte zumal ihre Unselbständigkeit und in der Tat nicht ohne Grund. Überragende Feldherren haben übrigens häufig Ursache zu derselben Klage. Auch Napoleons Marschälle versagten fast immer mehr oder weniger, wenn sie selbständige Heerführer sein sollten. Erst Moltke schuf, darf man sagen, ein System, das die Führer der Armeen nur an allgemeine Direktiven band, bei ihnen aber volle Freiheit des Handelns und starke Entschlußkraft voraussetzte und verlangte.

Digitized by Google

Nur einmal im Verlauf des siebenjährigen Ringens war es dem großen König vergönnt, einen Feldzug daraufhin anzulegen, daß er seine Gegner völlig zu zertrümmern hoffen durfte. Mit einer starken überraschenden Offensive leitete er den Feldzug des Jahres 1756 ein, besetzte Sachsen (unwillkürlich drängt sich die Parallele mit unserm Einbruch in Belgien auf), schlug die zum Entsatz der eingeschlossenen sächsischen Armee heranrückenden Österreicher bei Lowositz, zwang jene zur Kapitulation, drang in Böhmen ein, brachte 1757 dem tapferen österreichischen Heere die schwere Niederlage unter den Mauern von Prag bei und schloß dessen Reste in diese Festung ein. Der Unglückstag von Kolin führte zum Scheitern seiner kühnen Pläne. Und später hat er, von Feinden ringsum bedrängt, nie wieder genügende Kräfte zu einer großen strategischen Offensive aufzubringen vermocht.

Die überragende Lehre aber von der Macht und der Wirkung solch einer Offensive verdanken wir ihm. Napoleon war in dieser Beziehung nur sein Epigone.

„Le sort des assaillants est toujours favorable" — Das Schicksal ist dem Angreifer immer günstig, schreibt er sehr früh. „Der Stoß des Widderkopfes bricht sich Bahn, zerstört die Mauer, hinter welcher der Verteidiger Zuflucht sucht." „Entamer l'ennemi dans le vif" — „unternehmt, was die Macht und das Dasein des feindlichen Staates ernstlich gefährden kann ... das ist das Mittel, den Feind zum Frieden zu zwingen, wie das der Zweck jedes Krieges ist." Wir besitzen Kriegspläne von ihm: immer weist er auf den Angriff hin. In einem dieser Entwürfe, der heute besonders bedeutungsvoll erscheint, entwirft er einen Krieg gegen Frankreich: da will er nicht, gleich Turenne oder Condé, jedes Jahr eine Schlacht liefern, ein paar Festungen erobern, über Flandern will er in Feindes Land eindringen, auf Paris marschieren; dann würden die Franzosen von allen Grenzen herbeieilen, ihre Hauptstadt zu schützen und ihm damit Gelegenheit geben, sie taktisch zu vernichten.

Denn die strategische Offensive mußte bei ihm stets durch den taktischen Erfolg, durch die Schlacht, gekrönt sein. Unter all seinen Zeitgenossen war er der einzige — auch darin der einzige — der die ewige Wahrheit des Satzes von Machiavelli, mit dessen del arte della guerra er sich ja in der Muße von Rheinsberg eingehend beschäftigt, klar erkannte: „Wer dem Feinde eine entscheidende Schlacht zu liefern weiß, dessen andere Fehler wären zu ertragen. Der aber, dem diese Fähigkeit fehlt, wird niemals einen Krieg zu ehrenhaftem Ende führen, wenn er auch auf allen anderen Gebieten der Feldherrnkunst noch so tüchtig wäre. Denn eine gewonnene Hauptschlacht hebt alle Fehler auf, die du anderweitig begangen haben magst."

Ja, Friedrich war der einzige Feldherr seiner Zeit, der die Bedeutung der Schlachtentscheidung zu würdigen wußte Nur noch Prinz Eugen in seinen jungen tatkräftigen Jahren, und vielleicht Laudon, kannten der gleichen Weisheit Kern. Alle übrigen, die Großen und die Kleinen, sahen die wahre Feldherrnkunst darin, ihr Ziel möglichst ohne Kampf, durch geschickte Operationen, kunstreiche Märsche zu erlangen; allen anderen galt die Schlacht als das gewagteste und unsicherste Mittel. In Friedrichs eigenem Heere, unter seinen Generalen waren die, in denen das volle Verständnis für des Königs Auffassung vom Kriege lebte, Ausnahmen. Ein großer Kreis sammelte sich mehr und mehr um Friedrichs bedeutendsten Bruder, um den Prinzen Heinrich, der ein entschiedener Gegner der Schlachtentscheidung war, sie nur anwandte, wenn er mußte, wenn er keinen anderen Ausweg sah; der sich zu dem Ausspruch verstieg: „Mein Bruder wollte immer bataillieren — das war seine ganze Kriegskunst!" Sie, die offenen und die heimlichen Gegner des Königs, gehörten zu denen, welchen das köstliche kursächsische Dienstreglement vom Jahre 1752 aus der Seele geschrieben war, in dem es unter anderem heißt: „Eine Bataille ist die wichtigste und gefährlichste Kriegsoperation. In einem offenen Lande ohne Festung kann der Verlust derselben so decisiv sein, daß sie selten zu wagen und niemals zu raten ist. Ein kleiner Fehler, ein unvermeidlicher Zufall, kann sie verlieren machen ... Das Meisterstück eines großen Generals ist, den Endzweck einer Campagne durch scharfsinnige und sichere Manoevres ohne Gefahr zu erreichen."

Dem sei im Auszug Friedrichs Leitsatz aus seinen Generalprinzipien vom Kriege entgegengestellt, der ganz unseren heutigen Anschauungen entspricht, so sehr, als ob er von einem Moltke oder einem Schlieffen geschrieben wäre: „... unsere Kriege müssen kurz und vif sein, maaßen es nicht conveniert, die Sachen in die Länge zu ziehen ... Diejenigen also, welche preußische Armeen kommandieren, müssen, obwohl klüglich und vorsichtig, die Sachen zu decidieren suchen." „Unsere Infanterie," sagt er ein andermal, „ist geschaffen und dressiert für die Schlachten" — „Die ganze Kraft unserer Truppen liegt im Angriff."

Freilich, einseitig war Friedrich nicht. Wenn er den Wert der Offensive so hoch veranschlagt, daß er in seinem politischen Testament schrieb: „Zwingt euch die Ehre des Staates den Degen zu ziehen, dann falle auf eure Feinde der Blitz und der Donner zugleich," so zwangen ihn die Verhältnisse doch auch zur Würdigung der Defensive. Er wußte, daß er nicht immer und überall offensiv verfahren durfte, daß er mit seinen beschränkten Mitteln sich hier und dort auf die Verteidigung beschränken mußte. Er hat, wie wir in unserem Krieg gegen mehrere Fronten, in ganzen Provinzen, in Ostpreußen zumal, nur einen hinhaltenden Krieg führen lassen. Aber das ist eine unleugbare

Digitized by Google

Tatsache, daß alle Schlachten, in denen er selbst befehligte, mit alleiniger Ausnahme derer, die sich aus unvorhergesehenen Umständen entwickelten (Lowositz, Liegnitz, Hochkirch), von vornherein als Angriffsschlachten angelegt waren. Auch wenn er mit einer Minderzahl kämpfen mußte gegen große Überlegenheit: immer schwebte ihm die Vernichtung des Gegners vor. Die glänzendsten Beispiele sind Leuthen, Prag und auch Zorndorf; aber auch bei Torgau, auch für Kunersdorf und Kolin, auch für Burkersdorf läßt sich der leitende Gedanke klar erkennen.

Ich kann hier nicht auf die Taktik Friedrichs eingehen, durch die er sein Schlachtenziel zu erreichen suchte. Es würde zu weit führen; auch läßt die veränderte Waffenwirkung, lassen die veränderten taktischen Formen einem Vergleich mit heutigen Verhältnissen nur sehr bedingten Raum. Eins aber muß hervorgehoben werden. In fast allen seinen Schlachten suchte Friedrich von vornherein eine Flanke, sogar den Rücken seines Gegners zu fassen, ihn, wie Graf Schlieffen betont, möglichst gegen ein unpassierbares Hindernis zu drängen und dann durch Umfassung eines oder zweier Flügel zu vernichten. Das taktische Mittel, das er dazu anzuwenden liebte, war seine berühmte schiefe Schlachtordnung, ein Vorgehen in Staffeln mit zurückgehaltenem einen Flügel. Wir können heut den taktischen Verlauf der Schlachten des Feldzugs dieses Jahres noch zu wenig übersehen, um über sie zu sprechen. Die Grundregel aber, den Feind zu umfassen, ist der deutschen Armee als Erbin Friedrichs so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie gewiß überall, wo es möglich war, Anwendung fand. Deutlich erkennbar ist das heut schon in den Kämpfen auf dem äußersten rechten Flügel der Westarmee, bei Maubeuge und nördlich St. Quentin; am klarsten in den großen Schlachten, in denen Generaloberst von Hindenburg die in Ostpreußen eingedrungenen Russen umklammernd schlug.

Noch in einer Beziehung haben Lehren und Taten Friedrichs uns zum Vorbild gedient: Allezeit stellte er die Bedeutung der Verfolgung obenan. Nicht immer gelang es ihm, sie durchzuführen, wie er es wollte und wünschte; wie denn die Kriegsgeschichte überhaupt merkwürdig wenig Beispiele kennt, in denen es glückte, durch eine energische Verfolgung den geschlagenen Gegner völlig aufzureiben (Belle Alliance 1815; Tannenberg 1914), da die Erschöpfung der eigenen Truppen sich dem meist hindernd in den Weg stellt. Leuthen aber und auch Roßbach sind glänzende Beispiele dafür, was der König erstrebte, wie weit er von der grauen Theorie seiner Zeitgenossen entfernt war, die dem Feinde „goldene Brücken" zu bauen vorschrieb. Immer wieder schärfte er ein, daß man bei der Verfolgung mit mehr vivacité agieren, dem Gegner „auf die Hessen" sitzen müsse. Nun — was unsere Truppen in Belgien und Nordfrankreich, was sie in Ostpreußen verfolgend geleistet haben, wird die Kriegsgeschichte auf besonderen Ehrentafeln eingraben.

⁂ ⁂ ⁂

Es kam nach Friedrich dem Großen eine Zeit, in der man die gewaltigen Lehren, die er in Wort, Tat und Vorbild dem preußischen Heere gegeben, mißachtete, vergaß. Die Theoretiker, ja die Verkleinerer seines Ruhmes gewannen die Oberhand. Der Exerzierplatz mit seinen Künsteleien siegte. Selbst in den besten Köpfen spukten geheimnisvolle Vorstellungen von dem Einfluß geographischer Begriffe auf die Kriegführung. Das Einfache, Gradlinie wurde verachtet, man spielte mit geometrischen Figuren und wunderlichen Manövern. Es wurde fleißiger und immer fleißiger exerziert; immer schöner, glatter wurden die Bewegungen; die Flügelunteroffiziere erhielten schließlich Astrolabien an ihre Kurzgewehre, um nur ja die Richtung geradeaus einhalten zu können, und die Infanterie machte ihre 108 vorgeschriebenen Gewehrgriffe hintereinander fort, ohne Kommando, nur nach den Griffen des vor die Front gezogenen Flügelmannes. Bis dann ein Napoleon kam und all den Unsinn mit eisernem Besen aus der Welt fegte.

Friedrichs Feldherrnruhm hatten nicht die Theoretiker der preußischen Armee gepflegt. Trotzdem blieb sein Geist in ihr unausrottbar: unter den Männern, die bei Jena und Auerstedt unterlagen, waren doch auch die Führer der großen Zeit der Befreiungskriege: Blücher führte schon 1806 ein hohes Kommando, Generalstabschef während der unglücklichen Doppelschlacht war der treffliche Scharnhorst, Kleist von Nollendorf spielte im Hauptquartier eine große Rolle. Auch das Heer war nicht so schlecht, wie es meist nach der Katastrophe geschildert worden ist: so schlug sich zum Beispiel die Infanterie bei Vierzehnheiligen in der Schlacht von Jena glänzend; das Schicksal von Auerstedt hing an einem Haar. Aber es fehlte — einem Napoleon gegenüber — an der Einheit des Willens, an der Klarheit des Entschlusses, an der Energie des Handelns. Dafür herrschte eine arge Knauserei, eine überängstliche Scheu, dem Volke neue Lasten aufzulegen. Die Reformvorschläge, an denen es nicht fehlte, wurden in endlos beratenden Kommissionen begraben — nicht viel anders, wie so mancher militärischen Notwendigkeit in unseren Tagen das Schicksal ewiger Fraktions- und Kommissionsberatungen gedroht haben würde, wenn nicht schließlich gesunder Sinn der Mehrheit unseres Reichstags und ein fester Wille der Regierung sie davor bewahrt hätten.

In Friedrich dem Einzigen finden wir das alles vereint: die eiserne Energie und Zähigkeit, die gewaltige Einheit des Willens, die klar erkannte, daß Er, Er allein das Schicksal seines Preußens in Händen hielt, die bei aller Sparsamkeit rücksichtslose Verwendung aller Mittel des Landes für sein Heer.

Digitized by Google

Er hat uns schon vor Napoleon bewiesen, daß der Monarch (oder der Diktator) allein imstande ist, die Gesamtkraft des Vaterlandes zum Kampf zusammenzufassen. Wohin das Gegenteil führt, erlebten wir jetzt wieder bei unserem westlichen Nachbar. Er allein war Feldherr, oberster Kriegsherr und König zugleich. Er war mit den Seinen im Feldlager; er hatte zu allen seinen Gaben auch die wunderbare, mit kernigen schlagenden Worten zu seinen Grenadieren zu sprechen, sie zu begeistern, sie zu entflammen. Er war aber auch der Staatsmann, der Lenker der politischen Geschicke seines Landes. Wie es unser Kaiser ist. Und wahr bleibt, daß der Krieg stets nur eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln ist.

Friedrichs Heer war kein Volksheer im heutigen Sinne des Wortes; es verlor im Verlauf der langen Kriegsjahre immer mehr diesen Charakter. Nur des Königs Persönlichkeit befähigte es zu immer neuem Ausharren, zu immer neuen Opfern, hob es aus schwersten Niederlagen zu immer neuen Siegen. Aber wenn sein Heer kein Volksheer war, so war das gewaltige Ringen, das er durchkämpfte, eine nationale Tat. Das deutsche Volk, selbst in Staatenbildungen, die auf Seite seiner Gegner standen, erkannte ihn, glaubte an ihn, hielt zu ihm, treu und fest, fortgerissen durch die Macht seines Geistes. Seine Siege wurden, wie Theodor von Bernhardi treffend sagt, entscheidend für den Aufschwung deutscher Bildung. Alle Männer, die aus den engen Schranken des damaligen Lebens hinausstrebten einer freien, größeren Zukunft entgegen, schlossen sich seiner Sache an. Goethe hat das klassische Zeugnis dafür abgelegt, daß der erste eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und sein Leben in die deutsche Poesie gekommen ist. Schiller hat sich eingehend mit dem Vorwurf eines epischen Gedichts aus Friedrichs Leben, seiner Größe im Unglück, beschäftigt; Herder bekannte nach des Königs Tode, daß „wenn ein großer Mann je auf Europa mächtig gewirkt, es Friedrich gewesen"; Kant sprach zuerst vom Zeitalter Friedrichs. Indem er ein neues Preußen als deutsche Großmacht schuf, legte er die Grundsteine zu dem heutigen Deutschland. Auch für uns, die wir heut leben und kämpfen, den gewaltigsten Kampf, den je ein Volk trug, gelten wieder die 1813 gesprochenen Worte Wilhelm von Humboldts: „Was Friedrich getan, wird erst jetzt recht sichtbar; denn der Grund des jetzigen Impulses kommt unleugbar von ihm her."

Die Wandlung

Wie seid ihr wundersam gewandelt
Des späten Sommers reife Tage!
Indes die Sonne zieht schon tiefre Bahnen
Wird mir der Herbst zu einer fernen Sage — —
Denn rings um mich summt lenzesfrohes Ahnen,
Schwillt Knospendrang, weht Blumendüften,
Und in den himmelblauen Lüften
Wehen die Siegesfahnen!

Wie seid ihr wundersam gewandelt,
Der Weltstadt lange Straßenzeilen!
Durch eure mauerhohen Steinkanäle
Rauscht der Begeistrung Strom in wildem Eilen,
In tausend Liedern singt des Volkes Seele,
Die Schwerter blitzen an den Hüften,
Und in den himmelblauen Lüften
Wehen die Siegesfahnen!

Wie bist du wundersam gewandelt
Du meines Herzens stille Kammer!
Vorbei des Alters erstes leises Mahnen,
Vorbei des Alltags Last, des Mißmuts Jammer ...
Der Zukunft Riegel fällt, auf neuen Bahnen
Schwingt sich die Freude wie aus dunkeln Grüften, — —
Denn in den himmelblauen Lüften
Wehen die Siegesfahnen!

Gustav Manz

Digitized by Google

Die wirtschaftliche Kriegsrüstung Deutschlands

Von Prof. Dr. Wygodzinski in Bonn

Das überwältigende Vordringen unserer Heeresmassen ist nicht allein durch die Genialität der Führung und die todesverachtende Tapferkeit der Truppen bedingt, sondern auch durch eine überaus sorgfältige Vorbereitung in Friedenszeiten. Wer den Aufmarsch der Heere gesehen hat, wer wahrnahm, wie bei diesen ungeheueren Bewegungen (den umfangreichsten, die jemals in der Welt in so kurzer Zeit vor sich gegangen sind) sich alles mit der Sicherheit und Ordnung eines Uhrwerks vollzog, wird eine Ahnung davon bekommen haben, welche Summe vorheriger Überlegungen und Arbeiten notwendig war, um dieses Ergebnis zu erreichen. Konnte doch der Generalstab am sechsten Tage mitteilen, daß auch nicht eine einzige Rückfrage an ihn erforderlich gewesen sei. Deutschlands Rüstung an Menschen, Waffen und Munition und sonstigem Kriegsmaterial war, wie die Probe erwiesen hat, bis ins letzte vollendet.

Hinter den Grenzmauern der Heere aber geht das Leben der Nation weiter. Sechzig Millionen Menschen, nach Abzug der im Felde stehenden oder sonstwie direkt für den Krieg in Anspruch genommenen, müssen weiter wirtschaften, unter Bedingungen aber, die durch den Krieg außerordentlich erschwert sind. Das Ausscheiden so vieler Männer gerade im kräftigsten Alter aus allen Stellungen unseres Wirtschaftslebens, vom Chef des großen Werkes bis zum Tagelöhner, bedeutet allein schon eine Schwierigkeit ersten Ranges; viele Betriebe sind einfach durch den Mangel an Arbeitskräften in ihrer Tätigkeit gehemmt oder ganz lahm gelegt. Nicht weniger drückend ist die Inanspruchnahme der Eisenbahnen auf Wochen hinaus für die Zwecke des Kriegs, abgesehen von den Beschränkungen, die der Krieg auch sonst noch in den mannigfachsten Formen der Waarenerzeugung auferlegen muß. Durch das Eingreifen Englands in den Krieg, mit der ausgesprochenen Absicht der Schädigung der wirtschaftlichen Interessen Deutschlands, wird der ganze Überseeverkehr ganz außerordentlich beschränkt; für viele Betriebe wird dadurch der Absatz unterbunden, für andere durch Mangel an Rohstoff die Arbeitsmöglichkeit beschränkt. Bei alledem werden die Ansprüche an die Gesamtheit durchaus nicht vermindert; das Volk muß wie bisher ernährt werden (im weitesten Sinne des Wortes) und etwaige freiwillige Einschränkungen werden durch die Ansprüche des Krieges selbst zum mindesten ausgeglichen. So entsteht die Frage, ob Deutschlands wirtschaftliche Kriegsrüstung seiner militärischen entspricht, ob auch sie die Gewähr verspricht, daß wir im Weltkrieg siegreich bleiben.

Bei dieser wirtschaftlichen Kriegsrüstung werden wir drei Zeitabschnitte unterscheiden können, ähnlich wie bei der militärischen. Es handelt sich zunächst um die für alle Fälle während des Friedens getroffenen Maßnahmen, dann um die ersten Schritte nach der Kriegserklärung (die wirtschaftliche Mobilmachung) und endlich um die weiteren Maßnahmen, die sich aus der jeweiligen Lage während des Krieges selbst ergeben.

Genau wie bei der militärischen Kriegsrüstung setzt jeder Erfolg eine sorgfältige Vorbereitung während des Friedens voraus. Es sind zwei große Aufgaben, nach deren Lösung wir hierbei zu fragen haben: die Bereitstellung entsprechender finanzieller Mittel für die Regierung und die Sicherheit der Beschaffung ausreichender Nahrungsmittel für die Gesamtbevölkerung.

Es war bei der politischen Lage der letzten Jahrzehnte von vornherein klar, daß wir einen großen Krieg nur dann mit Aussicht auf Erfolg führen konnten, wenn wir in bezug auf Lebensmittel vom Ausland unabhängig waren. Zwar wird voraussichtlich auch jetzt der Bezug von Lebensmitteln über neutrale Staaten auf die Dauer nicht ganz unmöglich sein, und unsere Heere werden wir hoffentlich im Feindesland verpflegen können; wir mußten aber ein gänzliches Abgeschnittenwerden bei der jetzt noch vorhandenen zahlenmäßigen Überlegenheit der englisch-französischen Flotten in Rechnung ziehen. So war denn die Politik der Regierung wie der führenden landwirtschaftlichen Kreise darauf gerichtet, die natürlichen Hilfsquellen der deutschen Landwirtschaft in solchem Maße zur Entwicklung zu bringen, daß die Eigenernährung unseres Volkes gesichert sei. Das wichtigste Mittel dafür ist der Schutzzoll, der, nach einer Erniedrigung unter Caprivi, in der Bülow-Ära durch das Zolltarifgesetz von 1902 und die darauf folgenden neuen Handelsverträge seit 1906 wieder eine Höhe erreicht hat, welche dem deutschen Ackerbau wie der deutschen Viehzucht einen wirklichen Schutz gegen die Erzeugung anderer Länder gewährleistete, die Raubbau am Boden wie in den amerikanischen Ländern oder an Menschen wie in Rußland trieben. Der Schutzzoll wurde durch eine Reihe weiterer pfleglicher Maßnahmen ergänzt, insbesondere durch eine starke Seuchenpolizei zum Schutze der hohen Werte, die in unserem Viehbestand stecken. Die landwirtschaftliche Wissenschaft wie die landwirtschaftliche Selbstverwaltung (Landwirtschaftskammern, landwirtschaftliche Vereine, Genossenschaften) sorgten dafür, daß die Errungenschaften der neuen Technik bis in die Kreise der kleinsten Bauern drangen und der

Digitized by Google

Zollschutz nun auch wirklich zu einer entsprechenden Steigerung der Erzeugung führte. Das ist denn tatsächlich auch im allergrößten Maßstab geschehen; unter gleichzeitiger Steigerung der Anbaufläche ist seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Ernteertrag vom Hektar beim Getreide von 13,4 auf 19,6 dz, bei den Kartoffeln von 101,8 auf 150,3 dz gestiegen. Eine entsprechende Steigerung ist auch bei den anderen Erzeugnissen des Ackerbaus, wie namentlich auch bei der Viehzucht eingetreten. Dies hat das ungemein erfreuliche Ergebnis gehabt, daß wir an Brotgetreide (Roggen, Weizen, Spelz) im Jahre 1911/12 rund 93% des Eigenbedarfs, an Fleisch rund 95% selbst erzeugten. Mit Rücksicht darauf, daß das Heer wohl überwiegend im Feindesland ernährt werden kann, sind wir also für unsere Ernährung vom Auslande unabhängig. Nur in bezug auf Viehfutter haben wir eine stärkere Einfuhr. Wie diese ausgeglichen werden kann, werden wir später sehen. Erwägen wir dagegen, daß England nur die Hälfte seines Fleischbedarfs und nur ein Fünftel seines Brotbedarfs selbst erzeugt, so sehen wir erst, wie stark unsere „Ernährungsrüstung" ist. Das drückt sich deutlich in den Preisen aus. Naturgemäß sind auch bei uns die Getreidepreise seit dem Kriegsausbruch etwas gestiegen, zumal wir am Ende des Erntejahres standen; aber die Preissteigerung von Ende Juli bis Anfang September war bei uns nur halb so groß wie im Auslande; die Viehpreise sind sogar teilweise gesunken.

Unsere finanzielle Rüstung für den Krieg hat eine besondere Stärkung durch die Gesetzgebung vom 3. Juli 1913 erfahren. Durch diese Gesetzgebung ist bekanntlich der Regierung zunächst zur Deckung der Wehrvorlage ein einmaliger außerordentlicher „Wehrbeitrag" zur Verfügung gestellt worden, der rund 1 Milliarde Mark betragen wird; die dadurch ermöglichte Verstärkung des Heeres hat ja glücklicherweise schon im vorigen Jahre eingesetzt. Weniger bekannt als das Wehrbeitragsgesetz ist das gleichzeitig erlassene „Gesetz über Änderungen im Finanzwesen" geworden, das uns namentlich deshalb interessiert, weil es eine bedeutende Verstärkung des „Reichskriegsschatzes" brachte. Der ursprüngliche Reichskriegsschatz ist ein 1871 aus der französischen Kriegskontribution ausgeschiedener Betrag von 120 Millionen Mark in Gold, die bekanntlich im Juliusturm zu Spandau lagen und zur Bereithaltung von Mitteln für die ersten Ausgaben dienen sollten. Nach dem Finanzgesetz von 1913 wurde dieser Reichskriegsschatz verdoppelt, und zwar in der Weise, daß der Reichskanzler ermächtigt wurde, die bisher in Höhe von 120 Millionen Mark gestattete Ausgabe von Reichspapiergeld, den sog. Reichskassenscheinen, zu verdoppeln und für den Erlös den gleichen Betrag in gemünztem Golde dem Reichskriegsschatz hinzuzufügen. Endlich wurde der Reichskanzler ermächtigt, einen Betrag von wiederum 120 Millionen Mark in Silbermünzen „zur Befriedigung eines außerordentlichen Bedarfs" zu beschaffen, worunter wieder in erster Linie der Fall der Mobilmachung verstanden wurde.

Der dem Reich zur Verfügung gestellte Goldbetrag ist aber nicht dazu bestimmt, in bar ausgegeben zu werden. Wir haben bekanntlich in Deutschland Goldwährung, d. h. nur die Goldmünzen stellen den Wert wirklich dar, auf den sie lauten, und nur sie — mit einer wichtigen Ausnahme — hatten Zahlungskraft. Diese Ausnahme betrifft die Banknoten. Neben den Goldmünzen verlangt der Verkehr noch andere Zahlungsmittel kleineren und größeren Betrages sowie bequemerer Art. Diese Zahlungsmittel sind die Scheidemünzen (Silber, Nickel, Kupfer), das Papiergeld (Reichskassenscheine) und die Banknoten. Scheidemünzen und Papiergeld gibt das Reich aus; es bürgt für die Einlösung, d. h. Umwechslung in Gold, und darf zudem diese Geldsorten nur in einem durch Gesetz beschränktem Umfang ausgeben. Banknoten dagegen werden von den Notenbanken ausgegeben, die das Recht hierzu vom Staat erhalten haben. In Deutschland kommt, neben vier kleineren Banken, hierfür vor allem die Reichsbank in Betracht, die übrigens trotz ihres Namens kein Staatsinstitut ist, um sie nicht im Falle eines unglücklichen Krieges der Beschlagnahme ihrer Gelder auszusetzen, sondern eine Aktiengesellschaft, auf deren Leitung sich das Reich den entscheidenden Einfluß vorbehält. Die Banknoten werden nun nicht einfach auf den Kredit der Bank hin ausgegeben, sondern sie müssen gedeckt sein, d. h. der Gegenwert für sie muß bei der Bank liegen. Die Deckung erfolgt im wesentlichen in der Weise, daß die Bank ein Drittel des jeweilig ausgegebenen Notenbetrages in Gold oder Reichskassenscheinen, die beiden anderen Drittel in guten Wechseln hinterlegen muß; außerdem ist sie verpflichtet, die Noten jederzeit zum vollen Nennwerte einzulösen. Schon durch die Banknovelle von 1909 haben die Reichsbanknoten vom 1. Januar 1910 an gesetzliche Zahlungskraft gleich dem Golde erhalten. Somit konnte denn auch das Reich seinen Goldschatz, statt ihn bar auszugeben, der Reichsbank übermitteln, die dafür Zahlungsmittel in Gestalt von Banknoten in dreifacher Höhe zu schaffen imstande war.

Wir sind damit schon an die eigentliche „wirtschaftliche Mobilmachung" gelangt, d. h. an die Maßnahmen zur Förderung der Wirtschaft unmittelbar nach Kriegsausbruch. In der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August des Jahres wurden nicht weniger als achtzehn Gesetzentwürfe der Regierung genehmigt, die ganz überwiegend wirtschaftlichen Inhalts sind. Zunächst mußte es sich darum handeln, Zahlungsmittel zu schaffen. Als solche Zahlungsmittel kommen in erster Linie wiederum die Banknoten in Betracht, da das Gold eben zur Schaffung weiterer

Digitized by Google

Zahlungsmittel und zur Ermöglichung einer ausgedehnten Kreditgewährung durch die Reichsbank dieser zufließen mußte; zumal der Goldbestand der Reichsbank, da in Kriegszeiten Gold allein internationales Zahlungsmittel ist, dem Ausland gegenüber die Zahlungsfähigkeit Deutschlands vorstellte. Der Reichsbank ist es denn auch unter der bewährten Leitung ihres Präsidenten Exzellenz Havenstein, der schon seit Jahren ihre Stärkung planmäßig und überaus geschickt zum Gegenstand seiner Bemühungen gemacht hat, gelungen, einen außerordentlich großen Goldbetrag heranzuziehen und demgemäß auch bei einer Erhöhung des Diskontsatzes auf nur 6% (während die Bank von England zeitweise bis 10% ging) in den zwei Wochen vom 23. Juli bis 7. August ihren Wechselbestand schon von 700 Millionen auf 3700 Millionen zu erhöhen. Ende August belief sich dieser Betrag einschließlich der diskontierten Schatzanweisungen, d. h. der „Reichswechsel" schon auf $4^3/_4$ Milliarden Mark. Damit die Reichsbank gegenüber der „Hartgeldangst" des Publikums, das in Unkenntnis der Tatsachen nur dieses für sicher hielt, nicht zur Herausgabe von Gold gedrängt werden konnte, wurden durch die Augustgesetzgebung die Reichskassenscheine als gesetzliches Zahlungsmittel erklärt und für sie wie für die Reichsbanknoten und die Scheidemünzen die Einlösungsverpflichtung in Gold aufgehoben. Die Reichsbank ist nach ihrer ganzen Organisation im wesentlichen nur den Banken, dem Großhandel und der Großindustrie zugänglich; auch ist hier ihr Geschäftskreis bestimmt begrenzt. Der Krieg machte jedoch die Schaffung von Kreditorganisationen für andere, durch den Krieg selbst bedingte Zwecke notwendig; die Augustgesetzgebung hat diese zum Teil schon vorgesehen. Für diesen Zweck wurden, wie schon in den Jahren 1848, 1866 und 1870, „Darlehnskassen" errichtet „mit der Bestimmung, zur Abhilfe des Kreditbedürfnisses, vorzüglich zur Beförderung des Handels und Gewerbebetriebes, gegen Sicherheit Darlehen zu geben". Errichtet wurden sie in Berlin und einer Reihe anderer Orte, an denen sich Reichsbankhauptstellen und Reichsbankstellen befinden; sie werden, unter Mitwirkung von Mitgliedern aus dem Handel- und Gewerbestande, von der Reichsbank verwaltet. Die Darlehen werden gegen Verpfändung von Waren und Wertpapieren gegeben. Das ist deshalb besonders wichtig, weil durch die Schließung aller Börsen (auch in den neutralen Staaten) die in Wertpapieren liegenden Werte auch der Privaten zurzeit gänzlich unverwertbar waren. Selbstverständlich werden nicht alle Papiere und Waren angenommen, sondern zum Teil durch das Gesetz, zum Teil durch die Verwaltung wurde eine Auswahl getroffen, die zurzeit noch Schwankungen unterliegt; insbesondere werden Kuxe, Hypotheken und Lebensversicherungspolicen nicht beliehen. Der Zinsfuß muß höher sein als der Wechseldiskontsatz der Reichsbank. Die Mittel zu diesen Darlehen werden durch die Ausgabe von „Darlehnskassenscheinen" beschafft, d. h. besonderen Geldzeichen, die von allen Reichskassen und öffentlichen Kassen der Bundesstaaten zum vollen Nennwert in Zahlung genommen werden müssen und zugleich im Sinne des Bankgesetzes den Reichskassenscheinen gleichstehen, d. h. auch zur Deckung der Banknoten dienen können. Neben ihren Kreditaufgaben erweitern sie also auch die Wirkungsmöglichkeit der Banknoten und dienen zugleich als sehr erwünschte Geldzeichen. Ursprünglich sollten sie nur in Beträgen von fünf Mark aufwärts ausgegeben werden. Es hat sich jedoch vielfach ein Mangel auch an kleinem Hartgeld gezeigt, der manche Städte zur Ausgabe eigener kleiner Papierzahlungsmittel veranlaßt hat; deshalb ist auch die Ausgabe von Darlehnskassenscheinen im Betrage von ein und zwei Mark erfolgt.

Ein weiteres Augustgesetz und die dazu ergangenen Bundesratsverordnungen tragen der Tatsache Rechnung, daß durch den Kriegsausbruch und seine Folgen eine Reihe von Geschäftsleuten nicht in der Lage sein werden, ihren Verpflichtungen rechtzeitig nachzukommen. Die ausgedehnte Kreditwirtschaft, wie sie durch die Tätigkeit des großartig entwickelten deutschen Bankwesens ja noch besonders gefördert worden ist, ist ohnehin einer der wundesten Punkte unseres deutschen Wirtschaftslebens. Kredit beruht auf dem Vertrauen zu der Zahlungsfähigkeit des Schuldners; daß dieses Vertrauen in Kriegszeiten eine Einschränkung erfährt, ist leicht zu begreifen. Aber vielfach hat sich hier leider auch eine Kleinmütigkeit gezeigt, die durchaus nicht gerechtfertigt war. Während auf der einen Seite selbst durchaus Zahlungsfähige die Zahlung verweigerten, ist auf der anderen Seite — auch von großen Banken — nicht selten der Kredit in harter Weise gekündigt worden. Dieser Schwachheit der menschlichen Natur gegenüber ist durch das erwähnte Gesetz vorgesorgt worden. Wir sind zwar nicht so weit gegangen, wie die meisten anderen Staaten, darunter auch das sonst so geschäftsstolze England, ein allgemeines Moratorium zu gewähren; unsere Wirtschaftsverfassung ist so kräftig, daß es dieser recht bedenklichen Maßnahme bei uns nicht bedurfte. Statt dessen hat man vielmehr dem Bundesrat die Befugnis gegeben, während der Dauer des Krieges „diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen". Nur für die Handlungen, deren es zur Ausübung oder Erhaltung des Wechselrechts oder des Regreßrechts aus dem Scheck bedarf, verlängern sich im Falle höherer Gewalt, d. h. Besetzung des betreffenden Orts durch den Feind oder Unterbrechung der erforderlichen Postverbindung, die Fristen entsprechend ohne weiteres; doch hat der Bundesrat auf Grund der eben

Digitized by Google

erwähnten allgemeinen Befugnis die wechsel- und scheckrechtlichen Fristen durchweg um 30 Tage verlängert. Auf Grund dieser gleichen Befugnis hat er eine Reihe von Maßnahmen getroffen, welche die deutsche Geschäftswelt in ihrem Verkehr mit dem Auslande schützen sollen, soweit von dort aus Forderungen gestellt werden; und endlich hat er die Gerichte bevollmächtigt, in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten je nach Lage des Falls und unter Berücksichtigung der Interessen von Schuldnern und Gläubigern Zahlungsfristen bis zu drei Monaten zu gewähren. Diese Lösung ist gegenüber der schematischen Bevorzugung des Schuldners durch ein Moratorium sehr viel gerechter und wirtschaftlich zweckmäßiger. Endlich sei noch erwähnt, daß die Augustgesetzgebung der Regierung Handhaben gegeben hat, die Versorgung des Volkes mit Gegenständen des täglichen Bedarfs zu erleichtern, und zwar einmal durch die Ermöglichung zollfreier Einfuhr aller Lebensmittel und die Festsetzung von Höchstpreisen für alle Gegenstände des täglichen Bedarfs unter eventueller Übernahme des Verkaufs bei Weigerung des Besitzers. Das sind außerordentlich weitgehende Vollmachten, die der deutsche Reichstag der Regierung ausgestellt hat; man könnte beinahe von einer Wirtschaftsdiktatur sprechen, die den Wirkungen des Belagerungszustandes zu vergleichen ist. Die Gewissenhaftigkeit und die Einsicht der Reichs- wie der Landesregierungen Deutschlands bürgen dafür, daß sie diese Vollmachten im Sinne der allgemeinen Wohlfahrt ausüben werden.

Der Mobilmachung folgt der Zustand der Kriegsführung. Man wird auch von einer wirtschaftlichen Kriegsführung um so mehr sprechen können, als England planmäßig, unter Rückdrängung des militärischen Gesichtspunktes, die wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands als sein Ziel hinstellt und mit wirtschaftlichen Mitteln von zum Teil unglaublich niedriger Gesinnung (wie Ungültigkeitserklärung der Patente!) zu erreichen sucht. Der für uns wesentlichste Gesichtspunkt ist dabei wiederum die teilweise Abschneidung auch vom neutralen Ausland. Die Behinderung der Einfuhr von Nahrungsmitteln, der Einfuhr von Rohstoffen und der Ausfuhr von Halb- oder Fertigfabrikaten muß dabei beachtet und, wenn nicht behoben, so doch in ihren Wirkungen möglichst ausgeglichen werden. Bei der Einfuhr von Nahrungsmitteln handelt es sich, wie schon erwähnt, im wesentlichen um die Ernährung unseres Viehstandes. Ganz allgemein sei hier wie bezüglich unseres sonstigen wirtschaftlichen Verkehrs mit dem neutralen Ausland bemerkt, daß selbstverständlich nicht nur Deutschland, sondern eben auch sein Partner an diesem Verkehr das lebhafteste Interesse hat und seinerseits alles versuchen wird, ihn ganz oder teilweise aufrecht zu halten. Immerhin wird die Futtereinfuhr leiden, namentlich durch das Fortfallen der beträchtlichen russischen Gersteneinfuhr. Da hat denn auch die Tätigkeit bereits eingesetzt, und zwar so energisch, daß nach menschlichem Ermessen von einer wirklichen Gefährdung unseres Viehbestandes wohl nicht gesprochen werden kann. Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft und die Landwirtschaftskammern zeigen den Landwirten, wie die Futtervorräte verstärkt werden können, teils durch Verwendung sonst weniger beachteter Futterquellen (z. B. Stoppelweide, Kastanien usw.), teils durch zweckentsprechende Produktion. Vor allem aber ist in der Trocknung namentlich der Kartoffeln die Möglichkeit einer außerordentlichen Futterverstärkung gegeben. Es geht viel Kartoffel durch Verfaulen zugrunde; die Kartoffeltrocknung, die in den letzten Jahren technisch sehr gut durchgebildet worden ist, gibt die Möglichkeit, durch Verwandlung in ein trockenes Dauerprodukt diese sonst verlorengehenden Werte zu retten, die sowohl als Viehfutter wie auch zur menschlichen Nahrung verwendet werden können. Da die Brennerei und die Stärkeerzeugung naturgemäß während des Krieges aufs äußerste beschränkt werden, haben die Staatsbehörden die Spirituszentrale beauftragt, im Verein mit den anderen Organisationen der Kartoffelverwertungsindustrien die Erzeugung von Trockenkartoffeln im großen Umfange in die Hand zu nehmen, wobei insbesondere auch die Stärkefabriken ihre Einrichtungen zur Verfügung stellen. Die Maschinenbeschaffung soll durch staatliche Vorschüsse erleichtert werden.

Um bei der Heeresversorgung die Interessen der liefernden Landwirtschaft wie auch der Zivilbevölkerung gebührend zu berücksichtigen, hat die Reichsregierung im Einverständnis mit der Heeresverwaltung vorläufig davon abgesehen, den Gesamtbedarf des Heeres, wie dies das Kriegsleistungsgesetz vom 13. Juni 1873 gestatten würde, auf die Kreise als Lieferungsverbände umzulegen; es ist vielmehr eine „Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung" begründet worden, die zunächst mit Hilfe der Landwirtschaftskammern eine Deckung durch freihändigen Ankauf versuchen wird.

Eine ähnliche planmäßige Organisation der aus dem Kriegszweck heraus erforderlichen Umwandlung der Wirtschaft hat auf einer ganzen Reihe von Gebieten bereits energisch eingesetzt. So ist im Einverständnis mit dem Reichsamt des Innern eine „Deutsche Zentrale für Kriegslieferungen in Tabakfabrikaten" mit dem Sitz in Minden entstanden, deren Aufgabe es ist, dafür zu sorgen, daß Mannschaften und Offiziere im Felde gute preiswerte Zigarren erhalten und zugleich alle Zigarrenfabriken Deutschlands, im Interesse der beschäftigten Arbeiter, möglichst gleichmäßig Aufträge erhalten. Ähnlich wird eine Aktiengesellschaft zur Sicherstellung des Bedarfs von Heer und Marine an Wollerzeugnissen, eine andere zur Sicherstellung des Metallbedarfs gegründet.

Digitized by Google

Wenn bei diesen Gründungen auch der Kriegszweck die erste Rolle spielt, so wird dabei doch auch das Interesse des Gewerbes gewahrt. Dieser Aufgabe dienen weitere Maßnahmen. Es handelt sich dabei darum, die Produktivkräfte der deutschen Volkswirtschaft nach Möglichkeit auszunutzen, um den unvermeidlichen Ausfall an neu erzeugten Werten auf das Geringste zu beschränken, sowie zugleich die Arbeitskräfte, die in einzelnen Erwerbszweigen durch die Kriegsereignisse keine Beschäftigung mehr finden, anderweitig unterzubringen. Für die deutsche Industrie ist zu diesem Zwecke unter Teilnahme des Staatssekretärs des Innern ein „Kriegsausschuß" begründet worden, der sich der staatlichen Unterstützung zu erfreuen hat. Durch eine entsprechende Vereinbarung des Kriegsausschusses mit dem Deutschen Landwirtschaftsrat ist ein Zusammenwirken von Industrie und Landwirtschaft sichergestellt. Dem Ausgleich von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt wird die im Reichsamt des Innern neubegründete „Reichszentrale der Arbeitsnachweise" dienen, die ein planmäßiges Hand-in-Hand-arbeiten der zahlreichen bereits bestehenden Arbeitsnachweise ermöglichen soll.

Selbstverständlich muß aber in erster Linie die wirtschaftliche Tätigkeit jedes einzelnen noch mehr als im Frieden aufs höchste angespannt werden. Nachdem jetzt unsere herrlichen Siege schon in den ersten Wochen das Vertrauen auf unsere Zukunft gesichert haben, hat denn auch das Wirtschaftsleben begonnen, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Leicht ist dies freilich nicht, und es wird noch harter Arbeit bedürfen, bis die Maschine wieder ganz läuft. Eine bedeutsame Stärkung erfahren diese Bemühungen durch die Gründung von „Kriegskreditkassen", die in verschiedenen Formen in einer ganzen Reihe deutscher Städte ins Leben gerufen worden sind und die in erster Linie den kleinen und mittleren Produzenten dienen sollen, welche über keine Werte verfügen, auf Grund deren sie die „Darlehnskassen" in Anspruch nehmen könnten. Der glänzende Stand der Reichsbank erlaubt ihr, auch diese Institute weitgehend zu finanzieren. Übrigens haben sich auch die Kredit-Genossenschaften in Stadt und Land in diesen schweren Zeiten ausgezeichnet bewährt.

Durch das Entgegenkommen der Regierung kann jetzt schon, wenige Wochen nach dem Kriegsausbruch, auch die Ausfuhr nach den neutralen Ländern stark einsetzen; wir haben, bei voller Befriedigung unserer eigenen Bedürfnisse, auch jetzt die Möglichkeit einer solchen Überschußproduktion, daß wir das Ausland reichlich beliefern und damit Geld ins Land bekommen können.

Wir haben gesehen, wie unter den schwierigsten Verhältnissen die wirtschaftliche Kriegsrüstung Deutschlands standgehalten hat, wie die organisatorische Befähigung des deutschen Volkes daran ist, auch den ihm von Englands perfider Krämerpolitik aufgedrängten wirtschaftlichen Feldzug nicht weniger siegreich durchzuführen als den seiner Waffen. So durfte denn die Regierung bereits jetzt dazu schreiten, von dem ihr durch die Augustgesetzgebung gewährten Recht der Begebung einer Kriegsanleihe Gebrauch zu machen. Ihr erstaunlicher Erfolg — es wurden viereinhalb Milliarden Mark gezeichnet — ist ein neuer und der schönste Beweis für den Reichtum Deutschlands wie für die Opferwilligkeit, mit der dieser Reichtum in die Dienste des Vaterlandes gestellt wird.

Der heilige Garten

O du heilige Stätte!
Wie ein weißer Garten,
Bett an Bette
Stehen hier und warten.

Warten keusch und stille
Auf den Gärtner, den erbarmungslosen,
Daß er ihre Reinheit
Sich mit Blut und Wunden fülle
Wie mit Rosen.

O du bitteres Gedränge
All' der schlachtzerschoss'nen Glieder!
Gottes Wille
Wacht an jedem Haupt und Ende,
Und die schmalen Schmerzensgänge
Gehn die Engel seiner Hände
Auf und nieder.

Adolf Holst

Digitized by Google

Gesamtansicht von Antwerpen. Aus Merians Topographie

Antwerpen. Von Dr. Max Osborn

Ueber der „Königin der Schelde“, die im Ablauf der Jahrhunderte schon so viel Waffengetümmel, Brand und Blut gesehen, schwebt nach langen Friedenszeiten wieder das Schicksal des Krieges. Vor den Toren steht die eherne Kraft des deutschen Heeres, und über den Dächern erscheint, ein schreckhaftes Wunder, das gewaltige Wahrzeichen des modernen Kampfes: der Zeppelin. In den Mauern der Stadt aber drängt sich alles zusammen, was die Kraft und die Repräsentation des Staates der Belgier ausmacht: der Hof, die Regierung, das Heer, der Handel.

So ist es an dem Tage, da diese Zeilen geschrieben werden, im Spätsommer 1914. Was sein wird, wenn sie gedruckt dem Leser vor Augen treten, weiß niemand zu sagen. Denn um uns ist die ungeheure Tatsächlichkeit weltgeschichtlichen Werdens, die in kurzer Frist Entscheidungen von unabsehbarer Tragweite herbeiführt. In dieser Frist aber ballt sich in und um Antwerpen die ganze Geschichte und Gegenwart der Stadt und des Landes zu einem dichten und wirren Knäuel ineinander. Leben, Bewegung, Blüte und Wandel eines Jahrtausends mischen sich zu einem Gemälde von erregter Buntheit, dessen seltsame Großartigkeit durch die Schwüle der Stunde nur noch gesteigert wird.

Die Kathedrale in Antwerpen. Stich von Wenzel Hollar

Drei Bilder sind es vor allem, die sich verbinden, um den Eindruck zu erzeugen, den der Europawanderer von Antwerpen in sich trägt.

Das erste zeigt die Stadt auf dem Gipfel ihrer Renaissanceherrlichkeit, da sich die merkantile Ausnutzung der unvergleichlichen natürlichen Lage mit den Kulturergebnissen der hier vollzogenen Rassenkreuzung aus germanischem und romanischem Blut zu einer Macht verflocht, wie sie der ganze Erdteil nirgends glänzender zu zeigen hatte. Wohl war die Stadt schon seit Jahrhunderten, beschirmt von den Brabanter und Burgundischen Herzögen, durch Handelsreichtum und Kunstfleiß immer

Digitized by Google

Antwerpen im 17. Jahrhundert. Stich von Th. van Thulden nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens

Digitized by Google

Das Stadthaus auf dem Großen Markt, rechts die Zunfthäuser. Stich von Wenzel Hollar

höher zu strahlender Bedeutung aufgestiegen. Aber das Geburtsjahr ihres Glanzes war doch erst 1488, da ihre Nachbarin und Nebenbuhlerin Brügge es mit dem „Beherrscher der Welt", mit dem römischen Kaiser verdarb. In diesem Jahre geschah es, daß die flandrischen Unruhen gegen Maximilian I. ihren Höhepunkt erreichten und die aufsässig-kecken Bürger von Brügge den letzten Ritter kurzerhand für einige Wochen als Gefangenen auf die Cranenburg setzten. Das war das Zeichen zum Niedergang Brügges.

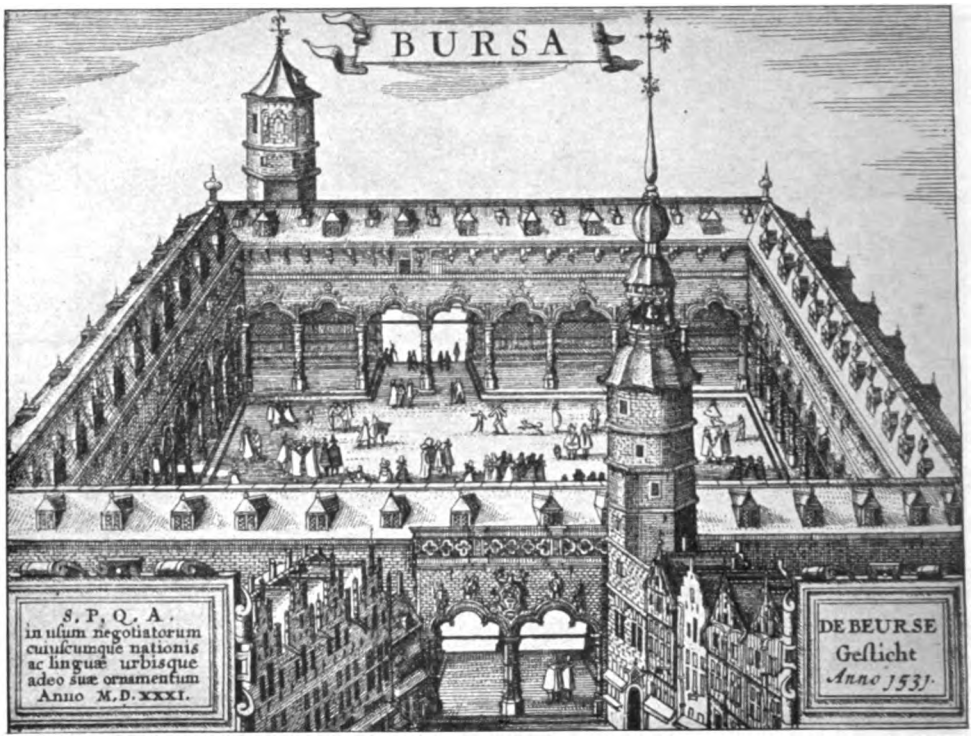
Antwerpen aber riß das reiche Erbe an sich. Und üppig entfalteten sich seine Stärke und sein Ruhm. Der Herbsttag des Jahres 1520, da der blutjunge Karl V. seinen prunkenden Einzug in der Scheldestadt hielt, besiegelte ihre Machtstellung vor aller Welt. Es war das märchenhafte Fest, da den zwanzigjährigen Habsburger nicht nur prächtige Aufzüge, Feiern und Dekorationen grüßten, sondern zugleich das Kostbarste, was die Stadt besaß: die prangende Lieblichkeit ihrer holdesten Töchter, die auf der Feststraße als lebende Bilder ihre Schönheit unverhüllt, in königlicher Nacktheit, dem Enkel Maximilians darboten. Das war wahrhaft eine Renaissance antiker Kultur, unbefangener hellenischer Sinnenfreude. Hans Makart hat vor einigen Jahrzehnten auf einer Riesenleinwand, die heute in der Hamburger Kunsthalle hängt, das Wunder dieser Szene gemalt. Aber in seinem Bilde (1878) klang noch die genußsüchtige Lüsternheit der Gründerzeit nach, die von dem naiven Heidentum der Antwerpener zur Zeit Karls V. nichts mehr verstand. Eine Ehrfurcht vor der Schönheit, die der moderne Sinn kaum mehr versteht, sprach aus solcher Huldigung. Sie spiegelt in wunderbarer Klarheit den Geist, der damals in der Stadt regierte.

Zur Seite, im Gedränge, stand, als der junge deutsche König einzog — zum Kaiser wurde Karl V. erst zehn Jahre später, 1530, gekrönt —, ein Gast aus Deutschland. Es war der ehrenfeste Herr Albrecht Dürer aus Nürnberg mit seiner Hausfrau und seiner Magd Susanna. Den ersten Aufenthalt der späten Bildungsreise nach den Niederlanden nahm der Meister in „Antorff", und sein Herz lachte über die heitere Anmut und Würde der Stadt an der Schelde, mit der die gewiß nicht zu verachtende Heimat an der Pegnitz an Handelsleben und Welttreiben den Vergleich doch nicht aushalten konnte. Heimische Klänge tönten ihm auch hier entgegen. Denn die Fugger und Welser hatten ihre Faktoreien in Antwerpen, und es wimmelte von deutschen Kaufleuten. Und an St. Lorenz und St. Sebaldus mag Dürer gedacht haben, wenn er am Groenplaats über die farbenlustigen Verkaufsstände der Obst- und Blumenhändler — die, man möchte schwören, Anno 1520 wie heute dort gestanden haben — zu „unser Frauen Kirchen" sah, der stolzen Antwerpener Kathedrale, in deren Spitzbogenportal er, wie sein Tagebuch beschreibt, am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt unter Glockengeläut die glänzende Prozession verschwinden sah. Noch war das Gotteshaus, mit dem man schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts begonnen hatte und aus dem das großartigste Denkmal gotischer Baukunst in den

Digitized by Google

Einzug Karls V. in Antwerpen. Gemälde von Hans Makart in der Kunsthalle zu Hamburg
(Veröffentlicht mit Bewilligung des Verlegers H. Othmar Miethke in Wien)

Digitized by Google



Die Börse in Antwerpen. Stich vom Jahre 1531

Niederlanden werden sollte, nicht ganz fertig; es wuchs gemächlich weiter, bis fast ein Jahrhundert später erst das Mittel- und das Querschiff ihre rechte Einwölbung erhielten. Auch wird das Gestein der Kirche zu Dürers Zeiten noch nicht das Grauschwarz des Alters getragen haben, das dem Bauwerk heute ein so ehrwürdiges, von fernen Schicksalen kündendes, fast sagenhaftes Aussehen leiht. Aber die Hauptstücke des kunstvollen Baues konnte Herr Albrecht bewundern: die mächtigen Pfeiler und Rippen und Stützen, die geheimnisvolle Weihe des Chors mit seinem Kapellenkranz, und die Meisterarbeit des riesenhaft aufsteigenden Nordturmes, den kurz zuvor, um 1500, Hermann und Dominikus Waghemaker, Vater und Sohn, errichtet hatten und dessen zierlich durchbrochenen, schlank auslaufenden Sandsteinschmuck Karl V. mit den Spitzen Mechelns verglich. Mit Wonne wird das Auge des deutschen Malers auf dem Gewimmel der engen Gassen geruht haben, die sich hier, im Herzen der Stadt, hin- und herziehen, und auf dem reizvollen Gedränge der niedrigen, kleinen Häuser, die sich an die Frauenkirche schmiegten, und unter denen damals noch kein Restaurator aus öden „Freilegungsgründen" wütete.

Der beiden Waghemaker Tätigkeit wird Dürer auch sonst verfolgt haben. Er wird zur St. Jakobskirche gegangen sein, die der Vater Hermann begonnen hatte und der Sohn fortführte. Oder zu der rotweißen, aus Ziegeln und Bruchsteinen erbauten Fleischhalle. Ein anderes, später hochberühmtes Werk des Dominikus Waghemaker konnte der Deutsche noch nicht betrachten: das Börsengebäude von 1531, das älteste derartige Versammlungshaus der Kaufmannschaft auf europäischem Boden. Wir Heutigen können den Bau nun wieder nicht mehr bewundern; denn was sich jetzt, zwar an derselben Stelle und ebenso von alten Häusern dicht umstellt, hier erhebt, ist ein „stilgerechter" Neubau aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dessen glasgedeckte Halle und schmiedeeiserner Dachstuhl zu den gotischen Säulen sich wunderlich genug ausnehmen. Für den Geist aber, der zu Dürers Zeiten in der Künstlerschaft Antwerpens herrschte, hat der Meister unvergängliches Zeugnis abgelegt in der Beschreibung des festlichen Empfangs, den ihm die Malergilde bereitete. Mit stolzer Befriedigung genoß der Nürnberger die Ehren, die man ihm im fremden Lande erwies, vermerkte er den Verlauf dieses solennen Gelages am nächsten Tage in seinem Büchlein:

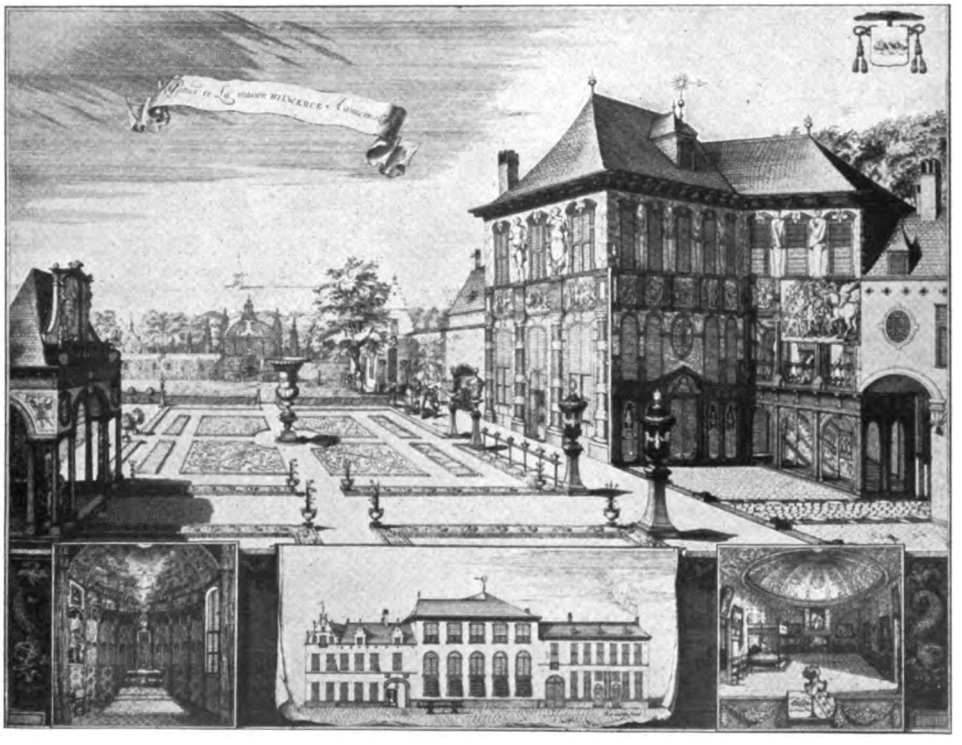
„Und am Sonntag, was auf St. Oswaldt-Tag," erzählt Dürer, „do luden mich die Maler auf ihr Stuben mit meinem Weib und Magd und hätten alle Ding mit Silbergeschirr und andern köstlichen Gezier und überköstlich Essen. Es waren auch ihre Weiber alle do. Und do ich zu Tisch geführet ward, do stund des Volk auf beeden Seuten,

Digitized by Google

als führet man einen großen Herren. Es waren auch unter ihnen gar trefflich Personen von Namen, die sich all mit tiefen Neigen auf das allerdemütigste gegen mir erzeugten. Und sie sagten, sie wollten alles das tun, als viel möglich, was sie weßten, das mir lieb wäre! Und als ich also bei verehrt saß, do kam der Herrn von Antorff Ratsbot mit zweien Knechten und schenket mir von der Herren von Antorff wegen vier Kannen Wein, und ließen mir sagen, ich soll mit von ihnen verehret sein und ihren guten Willen haben. Des sagte ich ihnen untertänigen Dank und erbot meine untertänige Dienst. Darnach kam Meister Peter, der Stadt Zimmermann, und schenket mir zwei Kannen Wein mit Erbietung seinen willigen Dienst. Also, daß wir lang fröhlich beieinander waren, und spat in die Nacht da beleitten sie uns mit Windlichtern gar ehrlich heim und baten mich, ich soll ihren guten Willen haben und annehmen und sollt machen, was ich wollt."

Vermutlich saß bei diesem Fest, das uns zeigt, wie man im Antwerpen der Lutherzeit einen berühmten Gast zu feiern wußte, am Tische Dürers auch das bedeutendste Mitglied der Malerzunft der Stadt: Quinten Matsys. Was dieser Niederländer dem deutschen Meister gab, wissen wir. Er machte dem Fünfzigjährigen, der fast schon die Palette an den Nagel gehängt hatte und sich am liebsten in graphische Arbeiten oder in gelehrte Untersuchungen über Wesen und Handwerk der Kunst einbohrte, wieder neuen Mut zur Malerei und wies ihm Möglichkeit und Mittel zu dem Ziel, das er unbewußt von jeher inbrünstig suchte: zu einer Farbenkunst, die aus germanischem Wesen und Charakter, ohne dies Eingeborene zu verlieren, den Weg zur großen Form des Südens fand.

Für seine Vaterstadt aber und seine weitere Heimat hat Matsys nicht minder eine wichtige Mission erfüllt: er stellt das Mittelglied zwischen der altniederländischen Kunst des 15. Jahrhunderts und dem zweiten großen Abschnitt der flämischen Malerei dar. Er bewahrt das Naturgefühl der früheren und deutet auf den steigenden Stil der Hoch- und Spät-Renaissancekunst, auf deren Gipfel der Ruhm und Stolz Antwerpens steht: Rubens! Er wird der zweite der Künstler sein, mit deren Augen wir hier Antlitz und Geschick der Stadt überblicken wollen. Sein Name leuchtet dem Besucher in den Straßen überall entgegen. Ich fand sogar einmal einen „Rubensklub", der sich bei näherer Besichtigung als eine Vereinigung für Landwirtschaft und Geflügelzucht enthüllte ... Zwar geboren ist Rubens weder hier, wie man früher glaubte, noch in Köln, das sich mit Antwerpen jahrhundertelang um diese Ehre stritt wie die griechischen Städte um den „Ursprung" des Homer; vielmehr, wie wir seit kurzem wissen, in der kleinen rheinischen Stadt Siegen, wohin seine Eltern durch des Vaters gefähr-



Gartenansicht und sonstige Einzelheiten des Rubenshauses. Stich von J. Harrewijn

Digitized by Google

liches Liebesabenteuer mit einer fürstlichen Klientin verschlagen waren. Aber in Antwerpen war die Familie ansässig. Hierher kehrte auch 1587 die verwitwete Mutter mit dem zehnjährigen Peter Paul zurück. Hier legte er den Grund zu seiner humanistischen Bildung und seiner künstlerischen Erziehung, die Adam van Noort zuerst leitete. Hier war seine wahre Heimat. Dicht am „Meir", dem auf einer breiten Kanalbrücke angelegten Platz der Altstadt, sieht man noch ein triumphbogenartiges Parktor und ein Gartenhäuschen — die Reste des Hauses, nein: des Palastes, den der Meister im Jahre 1611 sich baute, dessen Grundstück er eifrig erweiterte. Dort stapelte er, in einem Pavillon zwischen Bäumen und Blumen, seine Sammlungen alter Kunstwerke auf, schuf er in der Werkstatt, von einem Schwarm eifriger Schüler umgeben, Werk auf Werk. Dort bereitete er der Patriziertochter Isabella Brant, der er nach der Rückkehr von den italienischen Wanderjahren seine Hand reichte, ein Leben voll festlichen Glanzes; dort führte, nach Isabellas vorzeitigem Tode, der Dreiundfünfzigjährige die blühende Schönheit der sechzehnjährigen Helene Fourment zur zweiten Ehe ein. Es ist die Stätte, wo sich die großartigste Wirksamkeit entfaltete, von der die Künstlergeschichte zu berichten weiß.

Aus der Jakobskirche (Phot. Neue Phot. Gesellschaft)

In der Stadt hatte sich in den hundert Jahren, die seit den Tagen Dürers verflossen

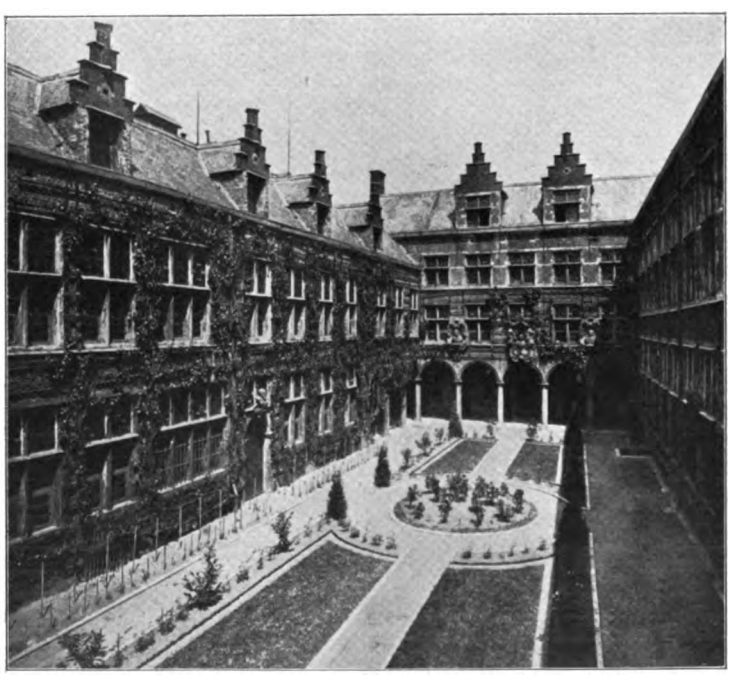
Die Zunfthäuser am Marktplatz (Phot. F. Nielsen, Dortmund)

Digitized by Google

Treppe im Plantin-Moretus-Museum
(Phot. Neue Phot. Gesellschaft)

waren, vieles geändert. Unter der Herrschaft Karls V. war sie zu so hoher Blüte aufgestiegen, daß sie als die reichste und mächtigste Handelsstadt der ganzen Welt galt. Die Einwohnerzahl war auf fast 200 000 angewachsen, nach Tausenden zählten die Besucher der Börse, die Schiffe aller Nationen, die im Hafen lagen, die Lastwagen, die Waren aus Deutschland heranschleppten, daß sie an der Schelde verfrachtet würden, nach Millionen Dukaten der Umsatz der Ein- und Ausfuhr. Imposante neue Bauwerke entstanden, die nun alle Reste der mittelalterlich-gotischen Art abstreiften und in den neueren Formen der reifen Renaissancekunst prangten. Der Marktplatz umzog sich mit den Zunfthäusern, deren Kranz noch heute malerisch und stattlich dreinschaut, an erster Stelle die Gildenhäuser der Bogenschützen, der Schreiner, der Gewandschneider, der Küfer mit ihren vielstöckigen Fassaden, den geradlinigen Systemen ihrer Stützen und Pfeiler, den nie um neue Formgebung verlegenen Giebeln und Aufsätzen. Als Krönung der stolzen Schar entstand in den Jahren 1561 bis 1565 das kostbare Rathaus, nach den Entwürfen des Cornelis de Vriendt, ganz in „antikischer Art", mit dorischen und ionischen Säulenordnungen über den Bogenfenstern des Erdgeschosses und den feinen Linien des hohen Daches über der halboffenen Galerie des obersten Stockwerks, von denen sich die klingenden Rhythmen des Mittelrisalits zu klug berechneter Wirkung abheben.

Eines der stolzesten Zeugnisse aber für die Renaissancekultur Antwerpens und der Niederlande, ja des Nordens überhaupt liegt abseits vom lauten Verkehr der Stadt, an dem stillen kleinen Freitagsmarkt: das Museum Plantin-Moretus. „Museum" — ? Es ist kein rechtes Wort für die unvergleichliche Stätte. Denn nichts erinnert in diesem erlesenen Hause, das der „schwarzen Kunst" Gutenbergs Hochburg und Denkmal ist, an trockene Systematik und bewußte Anordnung. Alles ist ursprünglichstes Leben, unmittelbare Anschauung. Was wir sehen, ist das Patrizierhaus des Buchdruckers Christoph Plantin, der um 1550 aus seiner französischen Heimatstadt Tours nach Antwerpen gekommen war und hier seine Offizin aufgeschlagen hatte, eine der berühmtesten aller Zeiten. Die Werkstatt blühte glorreich auf, und 1576 konnte Plantin mit seiner Familie und seinem Geschäft in dies herrliche Bauwerk am „Vrydagschen Markt" übersiedeln. Dreizehn Jahre später, 1589, starb er und hinterließ die Offizin seinem Schwiegersohn Johann Moretus, der sie wiederum seinen Nachkommen



Hof im Plantin-Moretus-Museum

Digitized by Google

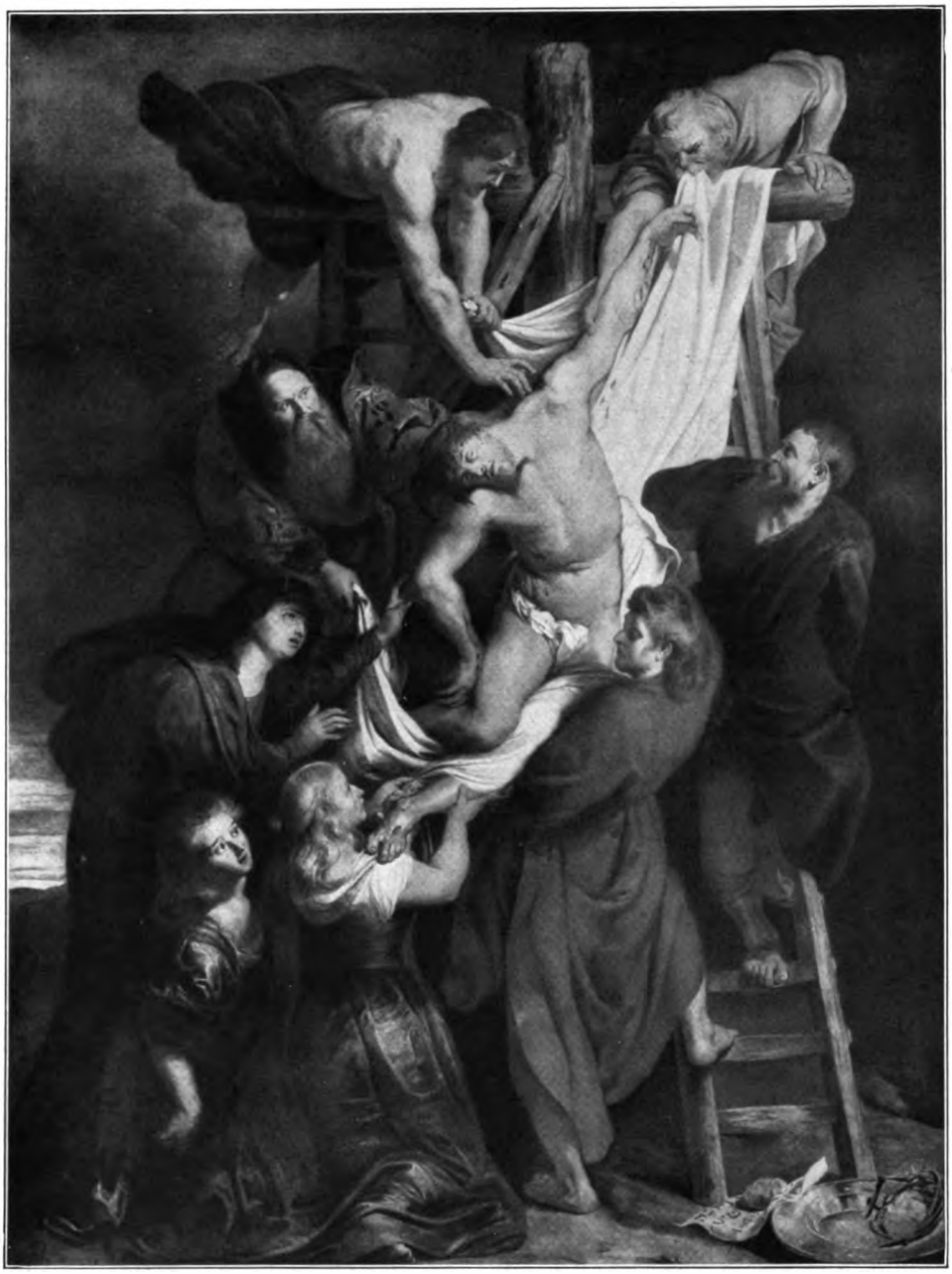
vererbte, und fast ununterbrochen ward der Betrieb der einzigartigen Druckerei aufrecht erhalten, bis, genau drei Jahrhunderte nach Plantins Einzug, 1876, die Stadt Antwerpen Haus und Einrichtung ankaufte. Nun steht es vor uns als ein Denkmal der Druckkunst, der Bildung und der bürgerlichen Kultur der Renaissance, das seinesgleichen in der Welt sucht. Alles blieb erhalten, wie es einst gewesen. Das Gebäude selbst mit seinen Fensterordnungen und Dachgiebeln im klassischen niederländischen Geschmack des endenden 16. Jahrhunderts. Der malerische Hof mit der offenen Bogenlaube der Schmalseite und dem dichten Geranke des Weinlaubs, das an den Steinwänden bis zum Gesims emporklettert. Dann im Erdgeschoß die Werkstatt und die Geschäftsräume, mit den mächtigen Handpressen, den alten Druckstöcken, den Lettern und Werkzeugen. Man träumt sich zurück in die Zeiten, da hier fröhliches Getriebe herrschte, und es ist, als sei nur ein Feiertag, an dem die Arbeit ruht. Die Schreiber im Kontor, die Verkäufer im Laden, die Setzer und Korrektoren haben eben Werkstatt und Geschäft verlassen, ohne mit den Kleinigkeiten aufzuräumen, weil sie ja doch morgen die Arbeit wieder aufnehmen werden. Da stehen die Geräte umher, da grüßt das Zimmer des Prinzipals, mehr das Studio eines Gelehrten als ein Geschäftsraum, von einer heimlich summenden, sonntäglichen Stille wie das Butzenscheibengemach, in dem Dürers Heiliger Hieronymus die Bibel liest. Herr Christoph Plantinus aber ist die gewundene Treppe emporgestiegen, mit der Hand das schöngeschnitzte Geländer streifend, um oben in dem reichen Behagen der Säle und Zimmer mit den Seinigen zu plaudern. Und auch hier hat rücksichtsvolle Sorgfalt jeden Raum, jedes Möbelstück, jede Einzelheit bewahrt, daß das gesamte Leben der verklungenen Zeit uns noch heute grüßt.

So sah das Antwerpen aus, in das Peter Paul Rubens hineinwuchs. Die Macht der Stadt hatte freilich nach dem Tode Karls V. ihren Gipfel überschritten. Es hing wie ein böser Unstern über ihr. Erst kamen die Bilderstürmer und richteten in Gotteshäusern und Klöstern Verheerungen an. Dann begann der blutige Kampf gegen das „Rußland des 16. Jahrhunderts", wie man es nennen möchte: gegen die spanische Herrschaft Philipps II. Der Glaubens- und Freiheitskampf brachte unsagbares Elend über Antwerpen, Mord, Brand, Schlächterei, Zerstörung und Plünderung. Im Jahre 1576 tötete die spanische Soldateska von der schon arg zusammengeschmolzenen Einwohnerschaft fast zehntausend Menschen. Sieben Jahre später kam es zu der Belagerung der Stadt, die wir aus Schillers Darstellung kennen und bei der nach der genialen Erfindung eines Antwerpeners die Sperrbrücken der belagernden Spanier wiederholt durch Pulverschiffe mit einem neuen Explosivstoff in die Luft gesprengt wurden. Doch alles war vergebens, schließlich mußte die ausgehungerte Stadt sich ergeben.

Von allen diesen Schlägen sollte sich Antwerpen sobald nicht erholen. Mehr und mehr siedelte der Handel nach Rotterdam und Amsterdam über. Es begann der Verfall. Trotzdem blieb noch Reichtum genug übrig, und auch Laune genug, um selbst der rauschenden Festlichkeit Rubensscher Kunst Raum zur freiesten Entfaltung zu gewähren. Ein großer Teil der bedeutendsten Werke des Meisters blieb in der Stadt. Voran die gewaltigen Darstellungen der Kreuzaufrichtung und der Kreuzabnahme, von 1610 und 1611, die ins Querschiff der Kathedrale kamen. Dann das wunderbare Spätbild der Madonna mit dem Christkind und Heiligen in der Rubenskapelle der Jakobskirche, wo der Führer und Fürst der flämischen Malerei selbst begraben liegt, und die Schätze des Antwerpener Museums, dieser großartigen Sammlung altniederländisch-belgischer Kunst von Jan van Eyck bis in unsere Tage. Und um den göttlichen Petrus Paulus gruppierten sich seine Jünger und Schüler. Van Dyck tritt in die Werkstatt des Meisters, um alsbald zu dem vornehmen Stil seiner Bildnisse überzugehen. Jakob Jordaens wendet Rubens' naturhaft quellende Üppigkeit in plebejisch-derbes Flamentum. Die beiden Teniers schlagen die Brücke zum eingesessenen niederländischen Realismus zurück. Sie alle in Antwerpen selbst geboren und wiederum umgeben mit ganzen Scharen von Talenten. Es ist das Schauspiel, das sich oft wiederholt: die Kunst liefert für den besonderen Geist des Ortes das klarste Spiegelbild erst dann, wenn der Niedergang der äußeren Macht bereits eingesetzt hat.

Doch das dritte der Künstlererlebnisse, in denen hier der Ablauf von Antwerpens Werden und Schicksalen sich ausprägen mag, spielt wieder in einer neuerblühten Stadt. Wir sind im Jahre 1885, und auf der Scheldeterrasse über den Schuppen des Hafens steht eine hohe, breitschultrige Gestalt mit wallendem dunklem Vollbart, ein Vierundfünfzigjähriger: Constantin Meunier. Er hatte als Maler die neue Stoffwelt des belgischen Borinage entdeckt, des Kohlen- und Bergwerksreviers bei Löwen (unseligen Angedenkens), und den sozialen Geist der Zeit in Ölgemälde und Pastelle aus dem Leben der Arbeiter gepreßt. Doch seine Formsehnsucht hatte noch nicht den Ausdruck für diese neuartigen Probleme gefunden, den er unbestimmt in sich gären fühlte. Nun steht er am Hafen und genießt die beispiellose Großartigkeit dieses Anblicks. Weithin schweift sein Auge über das Ufer, das immer noch die uralte Antwerpener Burg Steen mit ihren Türmen trotzig beherrscht, über den breiten Strom, auf dessen Rücken unzählige Fahrzeuge sich bewegen, über die Kais, an deren steinerne Wangen die gewaltigsten Meerriesen sich lehnen, über das Gewimmel von Arbeitern, Schiffsmannschaften, Matrosen, Reisenden, Auswanderern, das sich dort unten hin-

Digitized by Google



Die Kreuzabnahme. Gemälde von Peter Paul Rubens

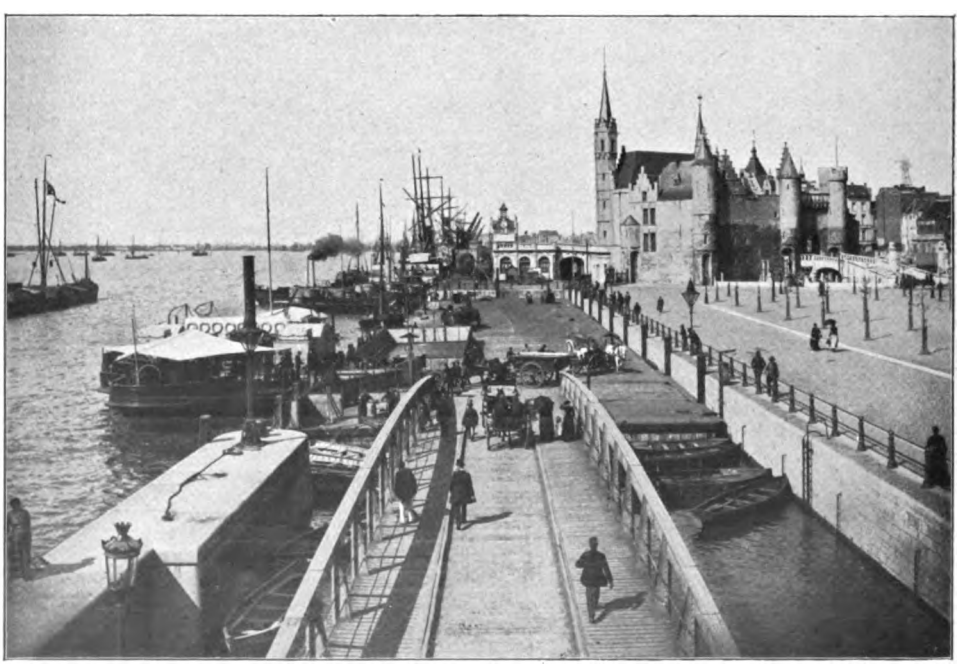
Mittelstück eines Triptychons in der Kathedrale zu Antwerpen
(Nach einer Photographie von Braun, Clement & Cie. in Dornach)

Digitized by Google

wälzt, Typen aller Rassen, aller Zonen in malerischem Durcheinander. Und über die hünischen Erscheinungen der Lastträger, die unaufhörlich Kisten und Ballen, Säcke, Tonnen und seltsam verpackte Ungetüme allerart von den Schiffen zu den Schuppen, von den Schuppen zu den Schiffen hinschleppen, die lange Kappe über Haupt und Schultern gezogen. Er beobachtet die mächtigen Körper, sieht, wie ihre Muskeln und Sehnen sich spannen, wie sie den Kopf stolz höher recken im Bewußtsein ihrer ungeheuren Kraft. Und in den Händen des Künstlers zuckt es, alte Bildhauerfreude der Jugend glüht auf — und an den herrlichen Modellen dieser gestählten männlichen Leiber entzündet sich, nach Jahrzehnten des Schlummerns plötzlich erwacht, der Bildhauer Meunier.

Die Zuckerstraße. Im Hintergrunde die Kathedrale
(Phot. Neue Phot. Gesellschaft)

Das ist das neue Antwerpen, das dem ersten Napoleon, dem Begründer seiner heutigen Hafenanlagen, den Aufstieg zu verjüngter Blüte dankt, das wiederum zu einem der ersten und wichtigsten Handelsplätze der Erde geworden und in dem sprühend bunten Getriebe seines flutenden Lebens und Verkehrs eine anregende Macht ohnegleichen ausströmt. Auch auf die Künstler, die an dieser Schlagader der zeitgenössischen Welt sich vom anregenden Gefühl der Zeit durchströmen lassen. Ohne die Eindrücke Antwerpens ist das leidenschaftliche Temperament der ausgezeichneten belgischen Bildhauerschule der letzten Jahrzehnte, in der sich das Kunstkönnen des ganzen Landes am schönsten offenbarte, nicht zu denken. Denn mehr noch als die Residenzstadt Brüssel dürfte Antwerpen sich



Der Steen mit den Kaianlagen

Digitized by Google

Brabobrunnen von Jef Lambeaux

als die eigentliche Hauptstadt Belgiens fühlen. Darum haben die ersten beiden Könige des 1830 von Holland losgetrennten Staates mit immer neuer Energie die alten Befestigungen verstärkt und ausgebaut. Vorahnend stellte Leopold I. 1850 das Ziel auf: „Aus dem bedeutendsten Seehafen des Landes einen Platz ersten Ranges zu machen, in dem sich König, Regierung und Kammern und die gesamte belgische Armee im Notfall zurückziehen können." Nun wurde unter des Generals und Festungsmeisters Brialmont Leitung der Kranz der neuen Forts angelegt, die sich in riesenhaftem Umkreis um die Stadt ziehen: für die starken Werke, die sich zum Teil in die Nebenläufe der Schelde vorschieben, daß sie wie Brückenköpfe wirken, wurden durch Schleusen und andere Vorrichtungen Maßnahmen getroffen, im Fall der Not das ganze Vorgelände der Stadt weithin unter Wasser zu setzen — ein Gedanke, der schon bei jener Belagerung von 1583 aufgetaucht war. Das alles klang wie eine Phantasie — und ist nun zur Wirklichkeit geworden ...

Zwei Werke jener heutigen Bildhauerzunft aber stehen heute wie ein Wahrzeichen Antwerpens vor uns. Auf dem Marktplatz erhebt sich seit 1887 der Brabobrunnen von Jef Lambeaux, dem sturmvollsten der Schule, in dem Rubenssche Leidenschaft und Bewegung wiederauferstanden zu sein schienen. Der Brunnen gilt der alten Sage vom Riesen Antigonus, der störrische, den Zoll verweigernde Schiffer dadurch strafte, daß er ihnen die rechte Hand abschnitt; nun besiegte der junge Held Brabo das Ungetüm und schnitt ihm selbst die Hand ab, die er in die Schelde schleuderte. Das schilderte Lambeaux — ist es nicht wie ein furchtbares Symbol der entfesselten, teuflischen Raserei, mit der der Volksauswurf Antwerpens beim Ausbruch des Krieges in unsagbaren Greueln die deutschen Bewohner abschlachtete und verstümmelte? ... Und an der Schelde draußen ragt jenes Denkmal Meuniers empor, der „Débardeur", das naturalistisch gesteigerte Idealbild des Lastträgers, das die Reihe der Arbeiterbronzen des Meisters eröffnete. In dem wunderbaren Gleichmaße des Körpers lebt die Überlieferung der Vergangenheit: die Formenschönheit der griechischen Plastik, welche die Renaissance neu erweckt hat. In Haltung, Ausdruck und Kleidung steckt der Gehalt der Jetztzeit. Und in dem fernhin gerichteten Blick des Vertreters der eisernen, Werte schaffenden Arbeit lebt etwas wie Zukunftsahnung: von einer Zeit, da nach den blutigen Stürmen dieses Herbstes auch über Antwerpen wieder die still wirkende, fruchtbare Tätigkeit eines glücklichen Friedens ihre Schwingen ausbreitet ...

Der Lastträger
Bildwerk von Constantin Meunier

Digitized by Google

Am „runden Tisch" der Redaktion vor dem Abgang Paul Oskar Höckers ins Feld

Feldpostbriefe eines Landwehrmanns

Von Paul Oskar Höcker

Wenn diese Aufzeichnungen in die Hände der Leser der Monatshefte gelangen, dann wird das Schicksal Europas vielleicht schon entschieden sein. Die großen Feldschlachten im Osten und Westen werden unserem Vaterland die führende Stellung in der Welt, die ihm gebührt, errungen haben. Von uns Wehrleuten zweifelt keiner am Sieg unserer Waffen. Und es ist erschütternd, zu hören, wie alle, alle, die der König rief, es ruhig und gefaßt aussprechen: „In ein gedemütigtes Deutschland möchten wir nicht zurückkehren!"

Mein Leben war so schön und reich geworden durch all die Pflichten, die ich in meinem literarischen und redaktionellen Beruf übernommen habe, der Erfolg hat mein Schaffen begleitet, in Haus und Welt ist mir Glück zuteil geworden. Aber ich habe in den Tagen vor der Kriegserklärung nur vor dem einen gebangt: daß die edle Friedensliebe unseres Kaisers in letzter Stunde noch eine zögernd gereichte Hand zur Versöhnung erfassen würde, um der Welt diesen größten aller Völkerkriege zu ersparen. Ich wollte den Krieg, wie wir alle ihn wollten. Und ich wäre tief unglücklich gewesen, wenn eine Krankheit oder ein Unfall mich verhindert hätten, mit der Waffe in der Hand teilzunehmen an dem unserem Vaterlande aufgezwungenen Verzweiflungskampf. Was war mein Schicksal noch, was war mein Leben?

So gehoben, gebessert, demütiger geworden und doch um vieles, vieles stolzer, nahm ich Abschied von meiner Frau, von meinen beiden Töchtern, von meinem Landhäuschen im Westend, das im sommerlichen Blumenschmuck prangte, und als das Auto um die Ecke bog, da wußte ich: diese Stätte sehe ich nur wieder, wenn das deutsche Volk seinen Streitern für Ehre und Recht Dank sagen darf!

Unheimlich, beklemmend, in grausamer Deutlichkeit stieg vor mir ein Erlebnis, ein Bild wieder auf. Ich stand am Hafen von Neapel und sah die Ausschiffung der in Adua geschlagenen, gefangen genommenen, zum Teil verstümmelten italienischen Truppen. Lautlos verharrte das Volk. Stumpf, trübe, mechanisch marschierten die entwaffneten Regimenter in ihre Kasernen. Ein besiegtes Volk — wie traurig. Ein geschlagenes Heer — entsetzlich!

Den Sieg oder den Tod! So klang es um die Juliwende dieses großen Jahres in vielen Hunderttausenden deutschen Männerherzen.

88 88 88

Meine liebsten militärischen Erinnerungen knüpfen sich an die Übungen, die ich bei einem vortrefflichen, altberühmten Infanterie-Regi-

Digitized by Google

ment abgeleistet habe. Mit einzelnen Angehörigen des Offizierkorps verbindet mich herzliche Freundschaft. Ich habe dort meinen Beförderungsübungen zum Oberleutnant und zum Hauptmann genügt, bin auch mehrmals zu Reserve- und Landwehrverbänden eingezogen worden, die das Regiment aufstellte. So wurden die „Zwanziger" meine eigentliche militärische Heimat. Und so oft ich dort übte, war ich stolz darauf, diesem Regiment zugewiesen zu sein, das im Befreiungskriege — Januar 1814 — die heute noch als Kasinogarten in seinem Besitz befindlichen Wälle mit schweren Opfern an Gut und Blut der Franzosenherrschaft abgerungen hat. Für den Mobilmachungsfall war ich als Kompagnieführer ausersehen, ich hatte mich am vierten Mobilmachungstag zu melden. Aber von den Freunden und guten Bekannten in der alten Lutherstadt bekam ich keinen mehr zu sehen. Sie waren mit der aktiven Truppe am ersten Mobilmachungstag nach der Westgrenze abgezogen. Und schon meldeten einzelne Telegramme vom belgischen Kriegsschauplatz den Tod des Regimentskommandeurs und andere schwere Verluste. Während wir Kompagnieführer dann damit beschäftigt waren, aus den Riesenvorräten der Landwehrkammern unsere 250 Mann einzukleiden und auszurüsten, exerzierten schon wieder einige Hundert Freiwillige auf dem Kasernenhof, die in sechs Wochen bereit sein sollten, dem Ruf zur Front zu folgen. Dabei hielt sich noch der Landsturm im Hintergrund, dessen waffenfähiger Teil ja auch für die Besetzung eroberten fremden Gebiets in Frage kommt.

An dem einen kleinen Beispiel mag man ermessen, wie ungeheuerlich, wie erdrückend groß die deutsche Wehrmacht ist. Welche Unsummen an Menschenmaterial der Kriegsminister bis zum letzten Mobilmachungstag dem Großen Generalstab für seine schwere Aufgabe in die Hand gedrückt hat, das werden wir genau erst nach Jahren erfahren. Schon heute aber wissen wir, daß unsere freundlichen Nachbarn, die Franzosen, die Russen, Belgier und Engländer, nicht entfernt geahnt haben, was für Massenaufgebote ihrer Niederzwingung harrten.

Bewunderungswürdig war die Versendung der Truppen in ihre Versammlungs- und Aufmarschgebiete. Sechzehn Tage lang rollte unausgesetzt Zug um Zug die strategischen Strecken entlang. Aber sicher, mit einer Pünktlichkeit, wie die verschiedenen Sekundärbähnchen sie in Friedenszeiten wohl noch nie kennen gelernt haben dürften, ohne die kleinste Störung erreichten wir unsern Bestimmungsort. Freilich geht so eine Fahrt langsam vor sich. Aber der Gesang der tausend Mann, der aus allen Fenstern schallt, verkürzt sie. Und die freundliche Begrüßung und Bewirtung, die uns auf vielen Stationen wird, stimmt immer wieder die Sinne hell.

Solch ein Transportzug hat ein wunderliches Aussehen. Wagen aller Altersstufen, aller Gattungen sind aneinandergekoppelt. Ein Teil der Mannschaften wird in Viehwagen verstaut, ein anderer kommt in einem alten D-Zugwagen oder in einem funkelnagelneuen Wagen der Stadtbahn unter. Eng ist's auf alle Fälle. Auf offenen Loren werden die Wagen der großen und kleinen Bagage verankert. Zu sechs finden die Pferde in den Güterwagen Platz, in denen sich auch die Pferdepfleger einnisten.

Vierzig Stunden Eisenbahnfahrt in solcher Zeit werden zu einem Erlebnis für alle. Der Ostpreuße, der im Harz zum erstenmal durch einen Tunnel fährt, der Schlesier, der zum Rhein kommt, der Landmann, der die Riesenstädte emporwachsen sieht, der städtische Fabrikarbeiter, der durch weite Fluren erntegesegneten deutschen Landes fährt, sie alle lernen auf dieser Fahrt ihr Vaterland achten, lieben, verehren, sie fühlen die inneren Bande, die sie damit verknüpfen.

Und ich muß sagen: so schön, so festlich schön ist Deutschland noch nie zuvor gewesen wie in diesen inhaltsschweren Augusttagen.

* * *

Der 18. August ist der Tag, an dem wir die belgische Grenze überschritten.

Lüttich ist schon in deutschem Besitz. Die erste Armee wirft Schritt für Schritt die belgischen Truppen durch ihr eigenes Land zurück, und von Tag zu Tag wird Belgien kleiner. Aber der schauerlichste Teil des Krieges beginnt jetzt erst. Die Zivilbevölkerung will durch Mordüberfälle, die planmäßig gegen Offizierspatrouillen, Radfahrer, Meldereiter und Autoführer der Befehlsübermittlung ausgeführt werden, meist unter dem Schutze der Nacht, der deutschen Sache schaden. Es gilt also, die in unsere Hände gelangten belgischen Gebiete von dem Franktireur-Gesindel zu säubern, vor allem diese unheimlichen Gesellen zu entwaffnen.

In breiter Front durchstreifen drei Brigaden das Land, erzwingen die Auslieferung auch der letzten Waffe, sie schießen jeden nieder, der sich der Anordnung unserer Heeresleitung widersetzt, und legen alle Häuser, aus denen Widerstand erfolgt, in Brand.

Ich erhalte den Befehl, mit meiner Kompagnie über Preußisch-Moresnet zu marschieren und die Ortschaften Hoof, Straat und Graal und sämtliche Häuser bis einschließlich Weißhaus zu durchsuchen, sodann über Henri-Chapelle vorzurücken und die Ortschaften Kleinkappel, Hockelbach, Haut Imt sowie die dazu gehörigen Ausbauten zu durchsuchen, um abends zum Stab des Bataillons in Thimisten zu stoßen und dort Alarmquartier zu beziehen. Jeder Kompagnie stehen vier Ulanen zur Verfügung.

Die Straße nach Lüttich wimmelt von Kriegsvolk. Tags und nachts. Auch am heutigen Morgen noch ist auf einen Offizier, der auf dem Motorrad eine Meldung nach der Etappe zurückbrachte, aus einem der an der Grenze von Neutral-Moresnet stehenden Häuser geschossen worden. Ein hinterlistiges

Digitized by Google

Volk lebt hier. Ich kenne es aus einer vorzüglichen Darstellung — und die Leser der Hefte kennen es aus derselben Quelle —: Nanny Lambrecht hat in ihrem hier veröffentlichten Roman „Das Heiratsdorf" Land und Leute dieser Gegend in lebensvoller Anschaulichkeit geschildert. Jedem meiner drei Züge weise ich einen bestimmten Abschnitt zu, instruiere die Kompagnie eingehend über den Ernst und die Verantwortung der unser harrenden Aufgabe und begleite mit zwei der Kavalleristen den jüngsten Zugführer.

Und knapp eine Viertelstunde, nachdem ich belgischen Boden betreten habe, muß ich schon die ganze grausame Härte des mir gegebenen Befehls zur Tatsache werden lassen. Ich werde die paar Minuten, in denen sich der Vorfall abspielte, ich werde die Bilder, die ich da sehen mußte, in meinem Leben nicht wieder vergessen.

In Jungbusch war's. Eine deutschsprechende belgische Familie — der schon bejahrte Vater, die Mutter, eine sechzehnjährige Tochter — wird aus dem Haus herausgeholt. Haßerfüllt blicken sie die Soldaten an. Was es gebe? Sie seien ruhige Bürger. Waffen hätten sie nicht.

Ich reite dicht an sie heran und weise sie auf die Proklamation hin, die in den unter deutschen Befehl gebrachten belgischen Gebieten verbreitet worden ist: in wessen Besitz jetzt noch Waffen gefunden werden, der wird erschossen.

Der Alte hebt schwörend die Rechte empor, die beiden Weiber folgen seinem Beispiel. Er sei ein Mann von zweiundsiebzig Jahren, immer habe er friedlich hier gelebt, nie sei es ihm in den Sinn gekommen, auf fremde Soldaten zu schießen ... Ob er noch andere Kinder habe? Ja, einen Sohn; der sei draußen auf dem Felde. Ob der vielleicht im Besitz einer Waffe sei? Sie hoben alle drei wieder schwörend die Hände empor.

Und in diesem Augenblick ertönt im Hause Stimmengewirr — und ein Trupp meiner Leute bringt einen etwa achtzehnjährigen Menschen angeschleppt. Es ist der Sohn des Hauses. Mit einer geladenen Flinte hielt er sich im Dachgeschoß im Stroh versteckt. „Hände hoch!" ruft der Unteroffizier. Der Bursche wird an die Mauer gestellt. Mit schlotternden Knien, käsebleich, steht er da. Die Eltern, die Schwester sind mir zu Füßen gestürzt und jammern.

Es gehört ein eiserner Wille dazu, solchem Jammer gegenüber Herr zu bleiben. Ich zwinge mich, an die mutig in die Nacht hinaus reitenden jungen Deutschen zu denken, die hinterrücks von diesen belgischen Wegelagerern aus den Fenstern ihrer Häuser abgeknallt werden. Ich denke daran, daß sich im Lazarett zu Aachen junge deutsche Krieger befinden, denen die Nase und die Ohren abgeschnitten worden sind, als sie verwundet auf der Chaussee liegen blieben. Ich denke an den Husaren mit den ausgestochenen Augen, den sie neulich begraben haben.

Ein kurzer Befehl. Drei Mann heben die Gewehre an, ein einziger Knall, und der Blusenmann sinkt in sich zusammen. Aus drei winzigen Löchern der blauen Bluse sickert das Blut.

Der lügenhafte Alte müßte von Rechts wegen auch daran glauben. Und man müßte ihm die ganze Bude überm Kopf anzünden. Noch immer jammern die drei, auf den Knien liegend, und ringen die Hände.

„Abmarschiert!"

Der Zugführer läßt eine Gruppe zurück, die noch die Umgebung des Hauses nach verborgenen Waffen absucht; ich reite nach dem nächsten Gehöft.

Nach wenigen Stunden sind meine Leute erschöpft. Es ist eine starke körperliche Leistung, in all den Häusern auf schmalen Leiterstiegen bis zum Dach emporzuklettern, den gepackten Tornister mit seinem Halbzentnergewicht auf dem Rücken. Ich requiriere also ein paar Wagen und lasse der Kompagnie die Tornister nachfahren. Noch einmal so eifrig als zuvor widmen sich die Mannschaften jetzt ihrer Aufgabe.

Bei Sonnenuntergang treffen wir in Thimister ein.

Ich quartiere bei dem jungen Vicaire. Der Curé und der Vicaire werden auf der Wache als Geiseln für die Sicherheit des Bataillons festgehalten. Der der deutschen Sprache nicht mächtige junge Geistliche beteuert, daß wir in seinem Hause keinen Überfall zu befürchten hätten. In Battice, das wir morgen passieren, soll gestern der Curé vom Turm seiner Kirche aus auf heranziehende Truppen geschossen haben. Ich beschließe jedenfalls, mit dem Armeerevolver schlafen zu gehen.

Als ich nach einer sehr eifrigen Unterhaltung mit dem hochgebildeten Vicaire das Bett aufsuche, fällt mein Blick auf all die Heiligenbilder, die das Zimmer schmücken. Und so stecke ich den Revolver wieder ins Futteral — trotzdem das Türschloß nicht schließt — und überlasse mich dem Schutz der guten Geister. Doch lange noch klingt mir der Jammer des heutigen Morgens im Ohr nach, und ich sehe die Schreckensmiene des Delinquenten.

Beim ersten Hahnenschrei fahre ich auf und blicke durchs Fenster. Im Garten wandelt der Vicaire und schneidet Rosen.

⁂ ⁂ ⁂

Wir halten auf die Maas zu und auf Lüttich.

In einem der Dörfer, die ich absuchen muß, fällt mir auf, daß in der hier befindlichen Schlosserei und Schmiede keinerlei Werkzeug liegt. Das ganze Haus ist leer. Ich lasse den Nachbar herausholen und vorführen. Es ist ein alter, buckliger Kerl. Er gibt lässig Auskunft. Wo der Schmied sei, wisse er nicht. Bei der Durchsuchung seines Hauses finden wir aber im oberen Geschoß

Digitized by Google

eine große Werkstatt für Waffenteile. Der Bucklige hat eine Kugel verdient, doch ich schenke ihm das Leben. Es ist zu wenig daran. Aber das Haus wird in Brand gesteckt, um die Werkstatt zu vernichten. Während schon die Flammen aus dem Dach schlagen, ertönt aus dem Innern Jammergeschrei. Ein steinaltes Weib hatte sich im Küchenverschlag versteckt gehalten. Zwei Wehrleute müssen sie auf dem alten Lehnstuhl über die Straße zu einer andern Familie bringen.

Die Durchsuchung der übrigen Häuser geschieht nun natürlich mit besonderer Gründlichkeit, und sie bringt ein äußerst wertvolles Ergebnis. Faschand, Trois-Fontaines und mehrere andere Ortschaften dieser Gegend sind nach den Lieferungsbüchern, die ich beschlagnahmt habe, die Hauptstätten der Lütticher Waffenfabrikation. Die Hausindustrie fertigt hier alle Schloßteile für Revolver, Jagdgewehre, Drillinge, Pistolen an, und es bedarf nur einer geschickten Hand, um die ungeheuren Mengen von Waffenteilen zu schußfertigen Waffen zusammenzusetzen. In einem Lager, das ich beschlagnahmte, befindet sich Material genug, um binnen weniger Tage zwanzigtausend Gewehre herzustellen.

Der Fund bleibt nicht der einzige. Unweit von diesem versteckten Arsenal entdecken wir einen großen Brieftaubenschlag. Eine Anzahl Tauben werden eingefangen: sie tragen den Ring am Bein und den belgischen Stempel. Natürlich werden sie in ihren Verschlägen auf den Wagen geladen und mitgenommen. Am Abend geht dann vom Bataillon Meldung an die Brigade ab. Kein Zweifel, daß der verborgenen Waffenfabrikation, die zur Bewaffnung eines neuen belgischen Volksheeres führen könnte, rasch ein Ende bereitet worden ist.

⁂ ⁂ ⁂

Die Straße, die wir marschieren, ist ein Weg des Grauens. Von Battice steht kein Haus mehr. Ein furchtbares Strafgericht hat hier stattgefunden. Am entsetzlichsten ist's, noch irgendwo im Stall eines sonst niedergebrannten Hauses ein hungerndes, sich ängstigendes Stück Vieh brüllen zu hören. Es ist mit größter Lebensgefahr verbunden, einzudringen, also muß man das arme Getier seinem Schicksal überlassen. Da und dort an der Straße liegen die halbverkohlten Kadaver von Pferden, die starr die Beine in die Luft strecken, eine trächtige Kuh liegt mit verbrannten Hufen vor der Ruine eines Bauerngehöfts. Schutt, Drähte, Eisenteile, Gitterwerk, Glastrümmer bedecken den Boden der Häuser und der Straße. So ist's auch in Rabofé, in Wandre, so ist's dann gar in Visé, am Ufer der Maas.

In Wandre kocht unser Bataillon ab, dicht bei der Stelle, an der die Belgier vor kurzem unsere Truppen mit furchtbarem Feuer aus wohlvorbereiteten Schützenstellungen empfingen. Das Feld führt ziemlich steil aufwärts. Drahtverhaue und Wolfsgruben sollten den Vormarsch der Unseren aufhalten. Aber die deutschen Schützen stürmten vorwärts und aufwärts, unaufhaltsam, trotz der zahlreichen Verluste, und die in den Schützengräben noch heute liegenden belgischen Käppi und Tornister zeugen von der Wildheit der Flucht ihrer Träger.

Die Sonne geht unter. Ich statte den Gräbern der deutschen Helden einen Besuch ab. Der Glutenschein von dem in Flammen stehenden Haus an der Straße, aus dem heute morgen noch auf unsere Truppen geschossen worden ist, mischt sich mit dem feurigen Rot des Sonnenballs. Kleingewehrfeuer prasselt, dazu ferner Trommelwirbel: in den Flammen explodieren die Infanteriepatronen, die von den Belgiern im Hause drin vergessen worden sind. Mannschaften meiner Kompagnie gehen an den Gräbern entlang. Einer nimmt die Feldmütze ab; die andern folgen dem Beispiel. Wo die feldgrau überzogenen Helme auf der Hügelreihe stehen, liegen brave Schützen, die beim Sturmangriff ihr junges Leben lassen mußten. Einfache, rohe Holzkreuze tragen die Namen der hier gefallenen Offiziere.

Die Nacht bricht an. Wir sollten heute Ortsunterkunft in Visé beziehen. Aber seit einigen Stunden gibt es kein Visé mehr. Sobald wir die Höhe gewonnen haben und durch die Nacht zur Maas hinabmarschieren, sehen wir das ungeheure Flammenmeer. Die Feuersbrunst der Stadt spiegelt sich im Flusse wider. Dem Abendrot der Sonne folgt das des Riesenbrandes, das den ganzen Himmel überzieht, schließlich die Nacht zum Tage macht.

Während wir durch Visé marschieren, fällt da und dort ein Haus in sich zusammen. Balken krachen, Eisen klirrt. Die geängstigten Pferde beginnen unter uns zu tanzen. Drahtgewirr versperrt den Weg, einzelne Drähte glühen noch. Es ist schwierig, die Pferde ohne Unfall durch die eingeäscherte Stadt zu bringen.

Auf engem Raum, auf einem Stoppelfeld nördlich von Visé, wo schon zahlreiche Truppen gelegen haben müssen, wie die unappetitlichen Spuren der Feldschlächterei beweisen, beziehen wir unser Biwak. Aber es ist schon so tief in der Nacht, und in wenigen Stunden soll es ja schon wieder weitergehen, daß wir auf das Aufschlagen der Zelte verzichten. Stroh gibt es nicht mehr in der Gegend. Aus einem der brennenden Häuser holen wir Balken, Tische, eine Kommode, einen Schrank. Die letzten Trümmer dieser belgischen Häuslichkeit dienen uns zum Wachtfeuer.

Am andern Morgen, als ich unterm klarblauen Himmel erwache, über und über bereift, dazu bestäubt, berußt, fällt mein Blick auf die kleine Villa da drüben. Es stehen nur noch die festen Mauern, das Dach ist längst zusammengebrochen. Aber am Westteil der Front ranken sich noch immer die üppigen Blütentrauben der Dorothy Perkins

Digitized by Google

empor, der schönen Kletterrose, die bei uns in Deutschland um diese Jahreszeit längst abgeblüht hat. Und ich sehe im Geist unsre Rosenlaube daheim, in der Karl Clewing an einem schönen Sommerabend zur Laute sang: „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren ...“

In der Liebfrauenkirche in Tongern sind ein paar hundert belgische Kriegsgefangene untergebracht. Während ich durch den romanischen Kreuzgang wandle und die Skulpturen aus dem Marienleben betrachte, wird den Unglücklichen Kaffee und Brot gereicht. Der Offizier hockt neben den Gemeinen, und sie stippen schmatzend ihr Nachtmahl.

Langsam, feierlich schlägt es von dem wundervollen Kirchturm — er stammt aus dem 15. Jahrhundert — acht Uhr. Natürlich deutscher Zeit, woran sich die Herrschaften hier noch nicht so recht gewöhnen können. Dem tiefen Glockenschlag folgt ein helles Glockenspiel. Jede Stunde bietet ein frohstimmendes Konzert. Belgien ist das Land der Glockenkünstler. In Mecheln gibt es oft große Wettbewerbe unter den Meistern auf diesem Gebiet. Hier kommen Händel und Mozart am meisten zu Wort. Der Silberklang wandert durch das schöne Gotteshaus, und die Gefangenen horchen einen Augenblick auf. In der Nacht werden sie in die Bahn verladen, dann geht's nach Lüttich, vielleicht auch nach Aachen, vielleicht noch weiter, auf irgendeinen Truppenübungsplatz.

Ich habe im Hause des Altbürgermeisters Quartier bekommen. Er liegt schwer krank droben. Aber seine Gattin ist immerzu unterwegs, um mich zu fragen, ob Gefahr für sie und ihr Haus bestände, und sie gibt sich alle erdenkliche Mühe, um mich gut zu verpflegen. Sogar einen Barbier bietet sie mir an. Ich bin zum Glück im Besitz eines Gilette-Apparats. Die Vorstellung, mich in den jetzigen Zeiten von einem Belgier rasieren zu lassen, hat etwas Erheiterndes.

Es liegt in diesem an Kunstschätzen reichen Hause eine Überlieferung, es ist hier alte Kultur. Wie ich so in meinem bösartigen Beiwachtsaufzug in das behagliche Zimmerchen hereingeschneit bin, komme ich mir etwas barbarisch vor. Mein Schlafzimmer hat schon königlichen Besuch beherbergt. Als Leopold I. zum letztenmal nach Tongern kam, hat er in diesem prunkvollen Himmelbett geschlafen.

Nachdem ich meine Kompagnie im Kloster der Beguinen untergebracht habe, kann ich mich der Unterhaltung mit den jungen Herren des Hauses widmen. Natürlich wundere ich mich, in solchen Kriegszeiten überhaupt einen waffenfähigen Mann noch im Land zu begegnen. Aber der Sohn des Hauses meint: in Belgien sei es nicht schick, zu dienen. Es dient nur, wer die 1600 Franken Ablösungsgeld nicht aufbringen kann. Die gute Gesellschaft dient höchstens bei der Garde civique, die ein Mittelding ist zwischen Landsturm und Schützengesellschaft.

Auch hier müssen natürlich die Quartiere nach Waffen durchsucht werden. Die Bevölkerung ist aber einsichtig genug, sie gutwillig herauszugeben. Ganze Musterlager sammeln sich auf dem Rathause an. Beim ersten Eindringen der deutschen Truppen ist es in der Vorstadt zu ein paar Belästigungen des Militärs durch Zivilisten gekommen. Die Häuser, aus denen geschossen wurde, sind natürlich niedergebrannt worden. Aber in der Innenstadt scheint alles seinen geregelten Gang zu gehen. Auch diejenigen Einwohner, die törichterweise ihr Haus, ihre Wohnung, ihr Geschäft verließen, sind zurückgekehrt. Mit ihnen kamen aber auch große Scharen von Gesindel aus Lüttich, aus Visé, Obdachlose, die nichts mehr zu verlieren haben und das eigene nackte Leben kaum fristen können. Ihnen ist es jetzt die einzige Gelegenheit zu billigem Verdienst, wenn irgendwem der rote Hahn aufs Dach gesetzt wird. In der Verwirrung raubt und stiehlt der Mob, was er erwischen kann. Die Plünderungen werden hernach von den Belgiern natürlich den Deutschen zugeschrieben. Mit wenigen Ausnahmen zeigt aber der Deutsche, auch der gemeine Mann, eine Rücksichtnahme, die der Russe, der Engländer, der Belgier, der Franzose unter keinen Umständen anwenden würde.

Frau Meyers bittet mich beim Abmarsch des Regiments, ihren Kindern nach Brüssel und Namur Nachricht von ihr zu geben, falls wir dahin kommen. Sie selbst zweifelt jetzt nicht mehr daran, daß ganz Belgien mit der Zeit in deutsche Hände gelangt. Was für unendliche Züge deutschen Militärs sind hier schon durchmarschiert. Und immer neue Regimenter, immer neue Brigaden rücken heran. Ich habe die beiden Briefchen — daß sie nichts Staatsverräterisches enthielten, davon habe ich mich natürlich überzeugt — bis jetzt nicht los werden können. Brüssel und Namur sind von uns zwar längst besetzt, aber die Post geht noch nicht dahin. Das ist freilich nur noch eine Frage der Zeit, seitdem ein deutscher Postdirektor in Lüttich eingesetzt worden ist.

Der nördlichste Punkt, den unsere Landwehrbrigade erreicht, ist Hasselt. Auch hier haben sich Franktireurbanden gebildet, und es ist meine Aufgabe, nördlich der Stadt Vorposten aufzustellen und eine Schützenstellung zu befestigen. Das Bataillon zieht mit Gesang ein. Der Preußenmarsch wird gepfiffen, dann kommt die „Wacht am Rhein“ an die Reihe. Am meisten liebt der Landwehrmann aber die Umschreibung des „Guten Kameraden“ mit dem wehmutsvoll sehnsuchtsvollen Refrain: „Die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-wunderschön — In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn ...!“ Der Norden von Hasselt gehört den armen Leuten. Ich liege bei dem kleinen Gärtner dem Friedhof gegenüber, und der Zufall will's, daß sich unter den Mannschaften, die zur Kochgruppe meines Burschen gehören, der Totengräber aus Neukölln befindet. Er ist gewissermaßen der

Digitized by Google

Spaßmacher der Kompagnie. Sein Witz ist scharf, aber schließlich versöhnt er seine Gegner immer wieder, da er so einen seltsam mütterlichen Ton anschlägt, wenn er ihnen verspricht, ihnen einmal ein recht gutes, propperes Grab zu graben. „Ich hab' gar keine Angst vor dem Tod. Siehste, Mensch, wenn du tot bist, dann bist selbst du altes Rauhbein ein ganz friedsames Kerlchen. Muckst nicht, schiltst nicht. Und alle Welt kommt und weint und hat dich lieb. Und dann buddel' ich dir ein, und hernach wachsen ooch gar noch Blumen auf dir. Mensch, kannste mehr verlangen?" Die ganze Korona lacht dann, und alles meint: nein, wirklich, wenn man dem Totengräber von Rixdorf in die Hände fällt, dann hat der Tod keine Schrecken mehr.

Aus der Kirche kehren viele schwarzgekleidete Damen zurück, die den englischen Witwenschleier tragen. Im Warten bin ich mit ein paar reizenden blonden Kindern, die am Markt spielen, ins Plaudern geraten und erfahre dann von ihrer dabei stehenden Großmama, daß heut ein kirchlicher Gedenktag für alle sei, die einen Anverwandten vor dem Feind verloren haben. Inzwischen stößt die junge Mutter dazu, und da mein Handschuh aufgesprungen ist, bitte ich um Nadel und Faden, um den Schaden rasch zu reparieren. Sie nimmt mir die Arbeit mit sanfter Gewalt aus den Händen und geht ins Haus. Jetzt erst bemerke ich ihre Trauerkleidung. Sie sei die Frau eines belgischen Offiziers, der kriegsgefangen nach Deutschland abgeführt worden sei, erklärt mir die alte Dame. Ich danke der unglücklichen Belgierin für den kleinen Liebesdienst, den sie dem Feind erwiesen hat, mit einem Händedruck. Grad' ist's so weit, daß das Kommando abrücken kann. Mein Oberleutnant, der Professor, hat in seinem Offizierstornister eine Unmenge Briefe, die er in Deutschland aufgeben soll; es weiß ja noch keiner, ob die Seinigen auch nur eine einzige der fast täglich ausgeschickten Nachrichten erreicht hat. Wir haben die erste Feldpost erst drei Wochen nach dem Verlassen der Garnison erhalten. Auch eine neue Zeitung war uns eben so lange ein unbekannter Begriff.

Die Belgier beziehen ihre neuesten Geschichtskenntnisse aus ein paar französischen Blättern. Danach sind die Deutschen unermüdlich im Rückmarsch begriffen. In St. Trond, wo wir in einer vom Klerus eingerichteten und mustergültig unterhaltenen Arbeiterschule quartieren, erzählt mir der Père das Allerneueste über unsere Heimat: In Berlin ist die Revolution ausgebrochen — die Kaiserin ist vor den Russen aus Berlin geflohen — vor Lüttich ist ein großer Teil der deutschen Armee geschlagen worden. So haben Le Soir und Le Matin berichtet. „Aber Lüttich ist in deutschen Händen, trotzdem!" erwidere ich. Er erklärt das für unmöglich, die Forts seien uneinnehmbar. Noch jetzt, am 24. August, nur wenige Meilen von Lüttich entfernt, wird unser Sieg noch bezweifelt! Zum Glück kommt soeben die gedruckte Bekanntmachung unseres Generalquartiermachers: Bei Lunéville ist die größte Feldschlacht, die je geschlagen wurde, siegreich für die Deutschen zu Ende gegangen. Wir haben 47000 Gefangene gemacht!

Der blaß gewordene Geistliche begibt sich spornstreichs zu seinen Amtsbrüdern. Sie wandeln dann alle mit verstörten Mienen umher.

⁂ ⁂ ⁂

Nun gibt's heiße, stauberfüllte Marschtage. Zuerst geht's nach Tirlemont. Hier stoßen wir auf endlose Züge kriegsgefangener Belgier und Engländer. Wir hatten bisher keine Ahnung davon, daß die Khakileute wirklich über den Kanal herübergekommen und wirklich auf dem europäischen Festland gelandet sind. Und nun haben sie schon so kräftig Dresche bekommen!

Die Wut der Belgier über die deutschen Sieger ist durch die englische Schlappe stark gewachsen. Aus Löwen kommt eine alarmierende Nachricht. Gestern abend um neun Uhr, anscheinend auf ein verabredetes Zeichen, haben sich viele Fenster am Markt und in den Vorstadtstraßen geöffnet, durch die fast ununterbrochen unsre Landwehr, unsre Reserve-Munitions-Kolonnen dem rasch vorwärts drängenden Korps nachgeschoben werden, und es ist auf die in Löwen befindlichen Truppen ein wildes Feuer abgegeben worden.

Eine Kompagnie meines Bataillons hat den Bahnhof von Löwen besetzt. Wir hören das Gerücht, der Kompagnieführer sei mit mehreren seiner Leute ein Opfer des Handstreichs geworden. Das stimmt zum Glück nun nicht, wir sehen unsern „toten Hauptmann" andern Tages wieder. Aber an dem Strafgericht, das in Löwen abgehalten werden mußte, hat er sich mit betätigt. Und meine Kompagnie rückt mit den Resten des zur Sicherung der Bahnlinien weit verzettelten Bataillons nach Löwen ab.

Battice und Visé sind von der Landkarte verschwunden. Das ist ein Unglück für die ehemaligen Bewohner, es ist kein Verlust für die Welt. Löwen aber birgt architektonische Meisterwerke von hoher Bedeutung — das spätgotische Rathaus, die edle Peterskirche sind die Juwelen von Brabant —, und es dreht sich einem das Herz im Leibe herum, wenn man sich vorstellt, daß auch diese schönsten Kunstschöpfungen ein Raub der Flammen werden könnten.

Der Durchzug durch die Innenstadt ist jetzt nicht mehr möglich. Die Drähte der Starkstromleitungen liegen als wüstes Gewirr auf der Straße. Links und rechts stürzen Balken, sinken Dächer ein, hoch schlagen die Flammen empor, ein unerträglicher Rauch, ein pestilenzialischer Gestank erfüllt die Straßen. Ein Pferdekadaver, halb verkohlt, liegt in der Gosse, am Bahnhof, in einem Landhausvorgarten liegt die Leiche

Digitized by Google

eines Bürgers noch unbestattet. Ob er zu den Wahnsinnigen gehört hat, die da glaubten, durch das Niederknallen von ein paar Dutzend Deutschen die Vorwärtsbewegung unsres Millionenheeres aufzuhalten? Durch die im Halbkreis um die Stadt herumführenden Boulevards, die hübsche Villen, gepflegte Parkanlagen aufweisen, erreichen wir den Westausgang. Überall herrscht Totenstille. Die Fensterläden sind geschlossen. Kein Bürger läßt sich sehen. Die Mehrzahl ist entflohen. Doch da bewegt sich etwas: zwei Kinder sind's, Mädchen von zwölf, dreizehn Jahren, die einen Suppentopf tragen. Die eine hält in der freien Hand einen Stock, an den ein weißes Tuch geknüpft ist. Angstvoll hasten sie vorwärts; das Fähnlein soll wohl bekunden, daß sie keine bösen Absichten im Schilde führen. Noch vor ein paar Stunden ist in Löwen wieder auf unsere Truppen geschossen worden — und beim Anblick der geängstigten Kinder mit der weißen Flagge regt sich doch schon das Mitleid.

In einem verlassenen, zum Teil zerschossenen Wirtshaus an der Landstraße nach Brüssel komme ich mit meiner Kompagnie unter. Es ist eine öde Vorstadtkneipe mit einem großen Tanzsaal für die Dienstmädchen von Löwen. Ich stelle an der Dorfgrenze meine Außenwache aus und besichtige die Posten. In den erbärmlichen kleinen Katen hausen zwölf, fünfzehn Personen, eng zusammengedrängt in einem Raume. Flüchtlinge aus Löwen sind's. Mit einem Päckchen Gelumpe und vielen schmutzigen kleinen Kindern sind sie in die benachbarten Dörfer gekommen. Sie werden für Belgien bald zur Landplage werden.

In langen Märschen, auf staubigen Straßen, geht's durch das eroberte Land weiter. Die mobilen Truppen verlassen Belgien. Nur um Antwerpen läßt die Armee den eisernen Gürtel zurück. Das Land wird durch unsern Landsturm gesichert. Schon stoßen wir da und dort auf die starken Bataillone der noch blau uniformierten, meist bärtigen Landsturmleute. Es ist eine helle Freude, diese entschlossenen Gesichter zu sehen. Wir können versichert sein, daß sie mit fester Hand halten werden, was ihre Söhne da vorn in der Front erobert haben.

Wir kommen durch Tervueren, werfen von der Höhe beim Kongo-Museum, auf dem die deutsche Flagge weht, einen Blick über das im Sonnenschein liegende Brüssel. Vom Schloß Drogenbusch geht's nach Tubize, nach Casteau, nach Mons. Und am 1. September überschreitet unser Bataillon die französische Grenze.

In den letzten Tagen ist die Stimmung der Bevölkerung wie gewandelt. Man kommt in Quartiere, in denen diensteifrige Belgier den Wirt spielen. Hat das Strafgericht von Löwen endlich gewirkt? Oder finden die Schreckensnachrichten für das belgische Herz endlich Glauben? Lüttich gefallen — Namur gefallen — Brüssel in deutscher Hand — der König nach Antwerpen geflohen.

Stärker als alle Nachrichten müssen auf die Belgier wohl die Bilder wirken, die sie jetzt alle Tage zu sehen kriegen: auf den Landstraßen, die zu den Bahnhöfen führen, werden viele Tausende von Kriegsgefangenen durch deutsches Militär bewacht. Belgier, Franzosen — und unfaßbar viele Engländer. Auch Schotten im kurzen Röckchen werden an uns vorbeigetrieben. Lehmann II nimmt einen recht krummen Hochländer aufs Korn und ruft ihm zu: „Mensch, drück' die Knie durch — mit die Säbelbeene kannste dir doch nich in Berlin sehn lassen!"

Finale

Gefangenenzüge holpern in der Nacht.
Landstraßen, von Motoren blitzdurchrattert.
Luftschiffkoloß durch Wolkenknäuel knattert.
Vom Sperrfort der Zerstörung Donner kracht.

Verstummt das Feld, den Schützengraben dämmen
Soldaten, die in Schlachten lautlos fielen.
Verlassener Geschütze Läufe zielen
Nach eines Walds gigantenhaften Stämmen.

Der Morgennebel näßt Blutäcker, Kleider.
Freischärler kreisen gierig krächzend.
Durch Wälder sprengen Ordonanzenreiter.

Zerfetzte, zwischen Leichen hilflos ächzend.
Die Sonne lacht am Horizonte heiter. — — —
Verdurstende, nach kühlen Quellen lechzend.

Albert Michel

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Ludwig Wolff, Der Sohn des Hannibal (Berlin, Schuster & Loeffler) — Jakob Loewenberg, Aus zwei Quellen (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Friede H. Kraze, Der Kriegspfarrer (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Drei Bände (Berlin, E. S. Mittler & Sohn) — Rohrer-Rottauscher, Als Venedig noch österreichisch war (Stuttgart, R. Lutz) — Julie von Albedyll-Alten, Aus Hannover und Preußen. Lebenserinnerungen (Potsdam, Gropius'sche Hofbuchh.)

Der Generalstab hat das Wort.

Er schreibt wahrlich die beste deutsche Prosa, die man lesen kann. Jeder Satz knapp, ehern, inhaltsvoll. Jeder Satz Weltgeschichte. Jeder Satz das Gewaltigste in größter Schlichtheit sagend. Niemals eine Übertreibung, niemals ein Wort, das den Gegner schmäht. Ruhe und Klarheit berichten über Unruhe und Kampf. Eine stolze Sachlichkeit will durch nichts anderes wirken als durch den Gegenstand selbst. Die Form ist nichts als der Träger des ewigen Inhalts. Das nennen wir Stil, das nennen wir klassisch. Allerdings: Der Generalstab hat es nicht schwer, klassisch zu wirken. Wenn er meldet, daß hier 90000 Gefangene gemacht, dort 6 Fahnen, 233 schwere Geschütze und 79 Maschinengewehre erbeutet wurden, so kann er es am Ende anfangen, wie er will: aus den nüchternen Worten wird immer ein herrliches Heldenlied rauschen voll Kampf und Mühe, voll Sterbeweh und unendlichem Siegesjubel. Aber wir freuen uns doch, daß der Generalstab nicht auf eigenen Geistesschwingen mitzurauschen versucht, sondern in äußerster Zurückhaltung, in einer herben Sachlichkeit nur die Tatsachen verkündet. Sie sprechen eine eherne Sprache, die kein Deutscher jemals vergessen kann.

Der Franzose hat für solche Nüchternheit keinen Sinn. Er würde sich nie damit begnügen. Sie trifft seine Seele nicht. Er will und braucht einen großen Klang: es soll wie Fanfarenruf und Trommelwirbel durch jede Siegesmeldung gehn. Schon die Sprache, die eine ganz andre Tonhöhe hat als die deutsche, fordert dazu auf. Es ist eine prachtvolle Sprache für Proklamationen. Und wir wollen nicht so einseitig sein, ihre schwungvollen Gesten und heroischen Sentenzen nach ihrer Wirkung auf uns Deutsche zu beurteilen. Wir haben leicht den Eindruck des Theatralischen, Phrasen- und Plaidoyerhaften, wo der anders abgestimmte Franzose den „Ruck" und den heiligen Schauer verspürt. Rhetorik ist für ihn seiner Anlage nach Poesie; alle seine Führer müssen sie haben. Daher die große Rolle, die Advokaten in seiner Geschichte spielen. Und wenn der Generalissimus Joffre in seinem Aufruf an die „Kinder des Elsaß" sagt, daß nach vierundvierzig Jahren schmerzlichen Wartens französische Soldaten wiederum den Boden „eures edlen Landes" betreten, daß es sie „mit Rührung und Stolz" erfülle, die ersten Arbeiter am großen Werk der Revanche zu sein, und daß in der „Falte ihrer Fahne die zauberhaften Worte ‚Freiheit und Recht' eingegraben wären" — dann mögen wir Deutsche lächeln, aber wir können sicher sein, daß Millionen von Franzosen sich unter Herzklopfen an diesen „zauberhaften Worten" berauscht haben. Noch immer ist der große Advokat Corneille der Tempelhüter der klassischen Literatur Frankreichs. Herr Joffre schreibt also nach den Begriffen seines Volkes ebenso klassisch wie der deutsche Generalstab nach unsren; aus beiden reden, hier nüchtern, dort schwungvoll, die Nationen in entscheidenden Augenblicken ihrer Geschichte.

Man wird es mir nicht verübeln, wenn ich hier über den Stil deutscher und französischer Schlachtberichte spreche — eigentlich stellen sie im Augenblick doch die einzige Literatur dar, für die wir Sinn haben. Denn Bücher zu lesen oder gar zu kritisieren, ist jetzt ein undankbares Geschäft. Immer horcht man mit halbem Ohre nach draußen; man verlangt keine Dichtung mehr, wenn die Wirklichkeit so gewaltige, jede Phantasie übertreffende Bilder entrollt. Am wenigsten haben uns in solchen Zeiten Romane zu sagen; sie erscheinen uns Erregten fast als überflüssige Erfindungen müßiger Köpfe. Am ehesten können uns noch Erinnerungen aus den großen Tagen der Vergangenheit fesseln — Lebens- und Zeitberichte, die uns eine echte, jedem greifbare Realität vermitteln und von selber dazu auffordern, die Schicksalstage, die wir durchleben, mit früheren Schicksalstagen unsrer Geschichte zu vergleichen. Von 1813, 1866, 1870 spannen sich leicht luftige Brücken zu 1914 herüber; aus dem, was wir waren, erkennen wir schärfer, was wir sind, und wir bleiben, indem wir so blättern und lesen, in enger Verbindung mit dem Geist der Stunde.

Es sind deshalb mit Absicht nur wenige Romane heut angezeigt. Mit einer Ausnahme reden auch sie vom Krieg. Und ohne

Digitized by Google

ihn wäre selbst die Ausnahme hier schwerlich besprochen worden. Denn was mich zu ihr zwang, das war ein kleines Bild aus den Tagen der Mobilmachung. Von der Ostsee kommend, fuhr ich an endlosen Truppenzügen vorüber. Da war auch einer, der Kürassiere zur Grenze brachte. Die Leute des Wagens, der uns gegenüber in einem Bahnhof hielt, schliefen; hinter ihnen standen ihre Pferde. Und ein Brauner bog vertraut seinen prachtvollen Kopf hinüber, schnupperte und blies dem schlafenden Mann in die Haare. Der aber, ohne sich aufzurichten, reckte suchend den Arm empor, dem der Gaul entgegenkam, und einen Augenblick lag der Kopf des Tieres still an diesem ausgestreckten Arm. Nichts weiter. Doch wenn man ein Tiernarr ist, dann geht einem das ganze Herz darüber auf, und obwohl man den Mund hält, hat man ein wärmendes Erlebnis. Ich habe schon manchmal gedacht, ob mein Brauner noch am Leben ist; ich habe mich gefreut, als Richard Dehmel in einem Gedicht an unsere Pferde erinnerte, die auch Vaterlandsdienst tun. Und als ich zu Hause unter den Neuerscheinungen einen „Pferderoman" fand, habe ich ihn auf der Stelle gelesen. Das ist also der Außenseiter. Er heißt „Der Sohn des Hannibal" (Berlin, Schuster & Loeffler). Als sein Verfasser zeichnet Ludwig Wolff.

Nun mag man aber noch so sehr für die braven Vierfüßler schwärmen — ein „Pferderoman" wird uns doch nur dann fesseln können, wenn er in der Hauptsache ein Menschenroman ist. Der Gaul ist immer nur Mittel zum Zweck, und der Sohn des Hannibal fordert unsere Teilnahme nur so weit heraus, wie er das Schicksal seines Besitzers, des Grafen Muntaniz, bestimmt. Dieser Graf, ein österreichischer Kavallerieoffizier, ist eine Spielernatur. Um dem klugen Vater einer geliebten Komteß seinen Wert zu beweisen, nimmt er den Abschied; er glaubt, auch in bürgerlichen Berufen seinen Mann stehen zu können und hier bessere Möglichkeiten des Vorwärtskommens zu haben. Aber er sieht bald ein, daß er sich getäuscht hat. Er verliert im Spiel sein Vermögen; er verliert die Liebe der Komteß, und immer haltloser gleitet er auf der schiefen Ebene hinunter. Schon haben ihn die Wucherer völlig in Händen, schon will er freiwillig Schluß machen: da setzt er als echter Spieler das letzte, was er zusammenraffen kann, noch einmal auf eine Karte, auf sein unberechenbares Pferd, den Sohn des Hannibal. Es gewinnt das Derby; es rettet ihn. Von Ekel gewürgt, bezahlt er seine Schulden und kehrt etwas zerzaust und flügellahm in seine einsame Tiroler Stammburg zurück. „Das Leben," sagt ihm dort sein geistlicher Bruder, „ist stärker als wir. Wir müssen die Hände in den Schoß legen und zusehen, was es aus uns macht." Er aber widerspricht: „Ein jeder hat sein Leben in der Hand und kann daraus machen, was er will. Wir freilich sind zu schwach oder vielleicht nur zu dumm und zu vornehm für diese Welt von Gaunern und Dirnen."

Da der Graf Muntaniz sich immer einige anständige und sympathische Züge bewahrt, freut man sich, daß er mit einem blauen Auge davonkommt und zuletzt fern vom Schuß also philosophieren kann. Aber man glaubt es nicht recht. Er ist doch zu sehr geborner Spieler, um Ruhe halten zu können. Der bloße Ekel tut es nicht; der gibt sich mit der Zeit von selbst. Und einen positiven Halt in einer festen Arbeit, in einem neuen Lebensziel findet der Heimgekehrte nicht — wenigstens bleibt uns Ludwig Wolff jede Nachricht darüber schuldig. So scheiden wir mit Zweifeln. Als Gewinn darf man dagegen die bunte und lebendige Schilderung des ganzen Turflebens buchen. Die vorgeführte Gesellschaft trägt österreichisch-ungarisch-tschechischen Charakter und ist natürlich sehr gemischt. Aber der Stift eines scharfen Beobachters zeichnet Typen aller Gesellschaftsklassen mit gleicher Treue, ob es sich um ungarische Magnaten, arme österreichische Kavallerieoffiziere, englische Trainers und Jockeis, tschechische Stallbuben, französische Bardamen oder jüdische Wucherer handelt. Sie sind alle nur skizziert, doch es ist bei allen der Punkt gefunden, der sie unterscheidet. Mit dem Grafen Muntaniz lernen wir Herrn Adolf Hermelin kennen, der es in kurzer Zeit vom Schnorrer zum Millionär bringt; mit dem Grafen Muntaniz sehen wir ein, daß Pferderennen nur für wenige einen Sportwert haben, für die meisten dagegen „ein richtiges, ernsthaftes Geschäft" darstellen wie der Getreideterminhandel oder eine Randminenspekulation. Und es ist jedenfalls fesselnd, unter sachverständiger Führung einmal den Blick in eine Welt zu tun, in der die Spitzen der Gesellschaft und die schmierigsten Schieber sich mit dem Ärmel streifen.

Aus dem internationalen Trubel der Rennplätze kommt man in schöne deutsche Dorfstille, wenn man Jakob Loewenbergs Roman „Aus zwei Quellen" aufschlägt (Berlin, E. Fleischel & Co.). Es ist eine Lebensgeschichte im Ichton, der man es anmerkt, daß selbsterfahrenes Glück und Leid in sie hineingewoben sind. Der Hamburger Schuldirektor, der sie schrieb, hat sich seit langem eine kleine treue Gemeinde erworben. Er besitzt nichts Hinreißendes und Glänzendes; er hat keine höhere dichterische Eigenart, aber die stille Macht einer feinen und ehrlichen Persönlichkeit trägt seine Schöpfungen. So strahlen sie alle eine menschliche Wärme aus, die sie sympathisch macht. Das gilt nicht nur für viele von Loewenbergs Gedichten, das gilt auch hier für seinen ersten Roman. Sein Held ist ein jüdischer Dorfjunge, und aus zwei Quellen strömen die Kräfte, die ihn nähren und bilden. Da ist einmal das Judentum: durch seine große, treu bewahrte Tradition, durch das ganze innige Familienleben, durch die

Digitized by Google

schönen alten Bräuche und Feste wirkt es natürlich stark auf das junge Menschenkind ein. Gleichzeitig aber steht der Knabe, der bald die „deutsche", bald eine besondere jüdische Schule besucht, auch fest in der größeren deutschen Gemeinschaft und gerade dort, wo sich deutsches Wesen am unbewußtesten und reinsten entfaltet: auf dem Dorfe. Mit allen anderen Kindern teilt er die vielfältigen Freuden des Landlebens: noch in der Erinnerung preist er sich glücklich, in dörflicher Stille aufgewachsen zu sein, und bedauert die armen Stadtkinder, die es nicht halb so gut haben. Unwillkürlich denkt man dabei des alten Julius Rodenberg, der sich nun auch zum Schlummer hingelegt hat und der gleichfalls in einem weltverlornen Neste groß ward. Sie beide, Rodenberg und Loewenberg, haben damit etwas gewonnen, was sonst dem in die Städte gebannten und einseitig auf Verstandesbildung gestellten Judentum zu seinem größten Schaden fehlt: ein echtes Verhältnis zur Natur. Sie beide haben deshalb auch gar nichts von dem Zersetzenden, Spitzfindigen und Wurzellosen des jüdischen Geistes an sich. Um so bitterer mußte sie das Aufflammen der antisemitischen Bewegung treffen, und Loewenberg verkappt diese Schmerzen nicht. Nachdem er in skizzenhaften, mehr andeutenden als ausführenden Kapiteln erzählt hat, wie er (oder sein vorgeschobener Held) nach glücklicher Kindheit jüdischer Lehrer geworden ist, wie er sich weiterstrebend zur Universität vorbereitet, sein Ziel auch erreicht und nach einer Londoner Episode endlich einen Unterschlupf an einem deutschen Gymnasium gefunden hat, berichtet er von dem Leidens- und Dornenweg, den er dann zu gehen hatte. Er, der mit leidenschaftlicher Liebe an seinem Berufe hing, konnte unter den herrschenden Verhältnissen nur dann auf eine Anstellung rechnen, wenn er sich durch die Taufe das bekannte „Entreebillett zur europäischen Kultur" verschaffte. Das lehnt er ab. Verzweifelt und mürbe von all den Kämpfen will er schließlich den Staub der Heimat von den Schuhen schütteln, aber in Hamburg, von wo er auszureisen gedenkt, herrscht die Cholera. Da läßt er sich als freiwilliger Helfer anstellen, und im Dienst der Liebe stirbt der junge Lehrer noch auf deutscher Erde. „Er ist auf Posten gestorben," heißen die letzten Worte. Der so geschaffene Abschluß liegt gewiß in der Lebenslinie des Helden, aber auch er bleibt etwas schuldig. Man hat das Gefühl, daß das große Leben eigentlich noch viel zuverlässiger und gerechter ist, denn man denkt daran, daß Jakob Loewenberg im gleichen Hamburg, in dem er sein alter ego zugrunde gehen läßt, rüstig als geschätzter Schulmann schafft und wirkt.

Noch einmal: ohne daß große dichterische Fähigkeiten darin entwickelt werden, ist dieser Roman besonders in seiner ersten Hälfte ein grundechtes, schlichtes, sympathisches Buch. Man gewinnt sehr schnell menschliches Zutrauen zu seinem Verfasser. Er führt uns einmal in ein vornehmes Londoner Haus, das seine gastlichen Pforten Mitgliedern aller Nationen öffnet. Nur Russen sind ausgeschlossen. „Ich hasse das Volk," sagt der Hausherr. „Es ist das Unglück Europas." Offenbar beruht dieser kleine Zug auf einem Erlebnis, und man liest ihn gerade jetzt mit mancherlei Gedanken. Auch ein Kriegskapitel, das die Stimmung von 1870 aufzufangen trachtet, das den Auszug der Burschen und den Heldentod eines Kämpfers erzählt, trifft heut auf Empfindungen, die der Verfasser bei der Niederschrift selber nicht ahnen konnte. „Tagelang, wochenlang kein andrer Gedanke, keine andre Unterhaltung als Krieg. Womit auch die Rede beginnt, ob mit den allergewöhnlichsten Tagesdingen, ob mit fernliegenden Plänen und Hoffnungen, nach wenigen Schritten steht sie mitten im Krieg. Und ganz einerlei, mit wem man spricht . . ."

Schauriger und wilder rast der Krieg durch ein drittes Buch, durch Friede H. Krazes „Kriegspfarrer" (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Es führt in die Zeit der dreißig deutschen Blutjahre, es entfesselt alle Schrecken der Schlachten. Da hat der Held auf dem Lützener Plan eine Vision. Er sieht ein Gespenst hinziehen: „ein falbes, geisterhaftes Roß ohne Augen, einen ehernen Reiter ohne Herz — das ist der Krieg! Und er sieht in rasender Flucht hinter ihm dreinjagen Bild um Bild: verbrannte Dörfer und Städte, zertretene Felder, zerbrochene Heiligtümer. Gemarterte und gemordete Greise, geschändete Mägdlein und Frauen. Er sieht Kinder zwischen Sünde und Unzucht aufwachsen und Mütter, die der Hunger zu Tieren macht. Er sieht Seuche und Sünde, eine einzige Qual, die zum Himmel stinkt . . ."

Ein nacktes weißes Schwert — so erzählt das überraschend schöne Anfangskapitel — hat in der Höhe gestanden, als der Pfarrerssohn Hans Dietrich geboren ward. Und der eiserne Staubbesen des Krieges, der über Deutschland fährt, wirbelt auch dieses Stäubchen empor, zerstört dem Buben die Heimat, macht ihn zum Mann und zum Kämpfer in Gustav Adolfs Heer, schlägt ihn bei Lützen nieder, daß er mühsam das Gehen wieder erlernen muß, und stellt ihn als Pfarrer, als Kriegspfarrer auf einen neuen Posten. Aber über das Schwert wehten in seiner Geburtsstunde auch Rosenblätter: so ist nicht nur Zorn und Kampf, sondern auch Liebe mit ihm. In schweren Konflikten, die zu Szenen von eigentümlicher Größe führen, erwirbt er sich Frau Brigitt. Der dreißig Jahre lang mit Blut und Tränen gedüngte deutsche Acker darf wieder blühen und reifen, und in feierlicher Inbrunst grüßen die Vereinten den „Frieden und die Zukunft Teutschlands".

Ein Buch, das von großem Wollen und mehr im einzelnen als im ganzen auch von

Digitized by Google

dichterischem Können zeugt. Man spürt, daß Friede H. Kraze höher hinauf will, daß ein starkes Streben sie beseelt und daß sie mit ernster Inbrunst gearbeitet hat. Sie stachelt sich manchmal selbst empor und gibt sich dabei härter als sie ist; sie konzentriert nach Lyrikerart oft mehr Satz und Seite als das Werk, aber sie bringt Szenen zustande, die tief greifen und die sie früher weder gewagt noch gekonnt hätte. —

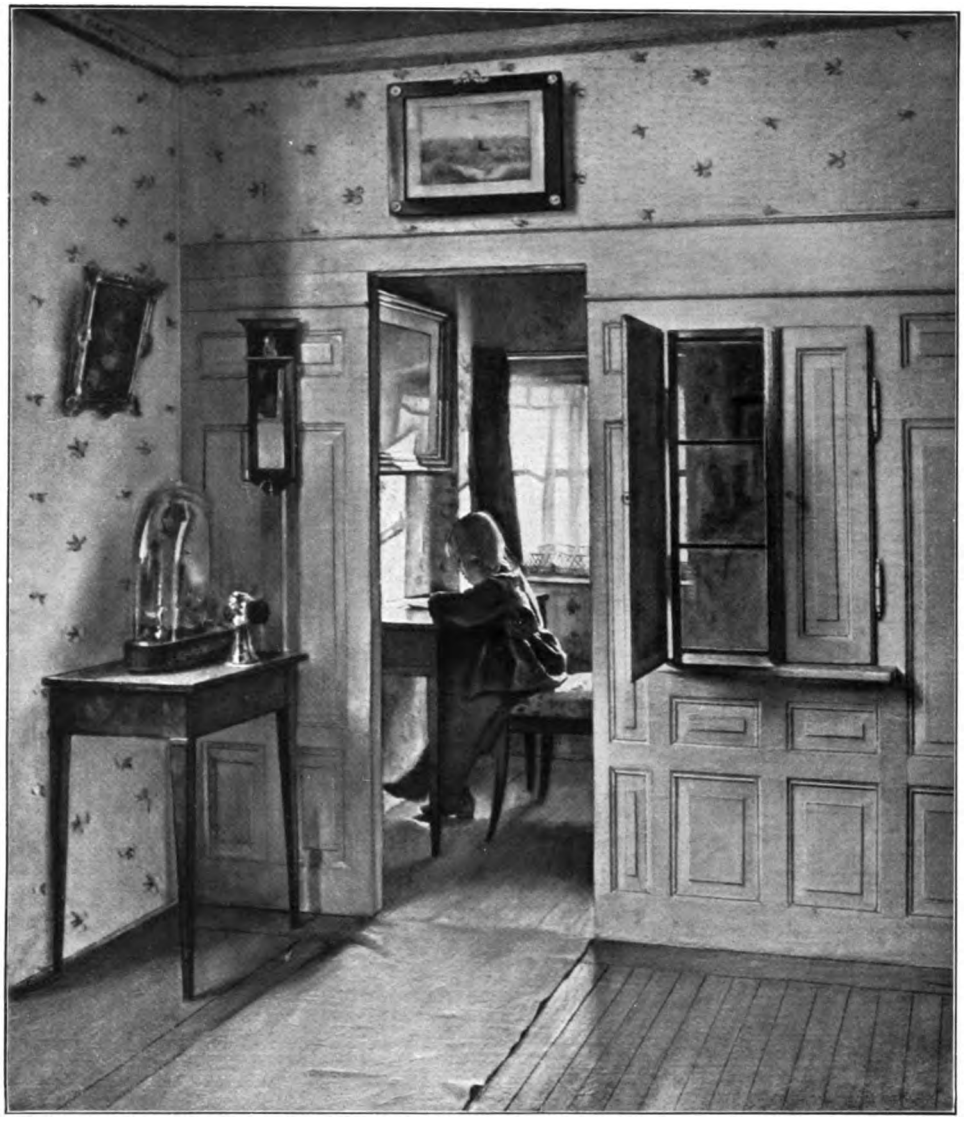
Nun zu den Lebenserinnerungen und Urkunden, die aus entscheidenden Tagen deutscher Geschichte vorliegen! Nacheinander wollen wir uns in das Zeitalter der Befreiungskriege, in die Kämpfe von 1864 und 1866, in die Siegeszeit von 1870/71 hineinziehen lassen.

Die umfangreichste Veröffentlichung geht am weitesten zurück. Herausgegeben von Friedrich Meusel ist ein Werk erschienen: Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Der erste, schon vor Jahren veröffentlichte Band bringt die Lebensbeschreibung, der kürzlich ausgegebene zweite und dritte Band enthält die Tagebücher, politischen Schriften und Briefe. Wer literarisch besser als historisch beschlagen ist, wird den Helden dieser Selbstbiographie, den Verfasser dieser Aufsätze schon aus Fontanes „Wanderungen" kennen. Er entstammt einem alten märkischen Adelsgeschlecht, aus dem allein über zwölf Generale hervorgingen — auch jetzt wieder hörten wir, daß die Reiterei, die schon Anfang September bis vor Paris streifte, unter dem Befehl eines Generals von der Marwitz stand. Aber trotzdem ging dieses Geschlecht nicht im Militär- und Beamtenadel auf, sondern beharrte in stolzer Selbständigkeit auf seiner Scholle und leistete von hier aus dem Lande seine Dienste. So blieb es immer herrisch und steifnackig und verlor nie den Boden unter den Füßen. Auf dem Gedenkstein eines Generals von der Marwitz stehen die Worte: „Sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen; wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte." Solche Inschrift ehrt nicht nur den Schläfer, dem sie gilt, sondern auch den Mann, der sie verfaßte. Dieser Mann aber war eben jener F. A. L. von der Marwitz, dessen selbstgeschriebenes Lebensbild mit den Urkunden seiner politischen und militärischen Tätigkeit hier vorliegt.

Er ist ein prachtvoller Typus des preußischen Junkers. Und man sieht auch an ihm, daß fast immer ein Zusatz fremden Blutes nötig ist, um die ursprüngliche Stammesart in äußerster Schärfe und Bewußtheit auszuprägen. Wie die beiden ausgesprochenen Preußendichter Alexis und Fontane aus französischen Refugiéfamilien stammten, so hatte auch der ausgesprochene altpreußische Edelmann von Mutterseite her französisches Blut in den Adern. Die militärischen und agrarischen Überlieferungen seiner Familie wirkten in ihm fort, und zweierlei bestimmte außerdem die Richtung seines Wesens: eine glühende Verehrung für Friedrich den Großen und den von ihm geschaffenen preußischen Staat; eine ebenso glühende Abneigung gegen die Ideen der französischen Revolution. Er war fassungslos, als der preußische Staat 1806 zusammenbrach; er scheute sich nicht, die Hauptschuld daran dem schwachen König zuzuschreiben; er hat diesen König mit zornigem Freimut kritisiert, so daß Friedrich Wilhelm eigentlich immer eine gewisse Scheu vor ihm behielt; er hat später mit Schärfe und Bitterkeit sich gegen die Stein-Hardenbergschen Reformen, gegen die „sogenannte Regeneration des preußischen Staates" gewandt, die aus „unserem alten ehrwürdigen Brandenburg-Preußen einen neumodischen Judenstaat" machen wolle; er ist gegen die „Tollheit der dreijährigen Dienstzeit" aufgetreten und hat vor allem in der „Aufklärung", dem Liberalismus stets den Todfeind gesehen. Sein Haß gegen die „Gebildeten", gegen den „nichtswürdigen gebildeten Mittelstand", gegen das Bürgertum, das mit einem Male sogar Offiziere stellen wollte, war gewaltig. Hier zeigt sich gewiß die Beschränktheit des Mannes, und über diesen Teil seiner Anschauungen ist die Zeit glatt hinweggegangen. Aber dieser adlige Frondeur ist als Persönlichkeit eine wahre Prachtgestalt: „eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure", eine aufrechte Herrennatur, ein Märker von echtem Schrot und Korn. Und man sieht wieder, daß es eigentlich gleichgültig ist, wo einer steht und was er verficht: wenn er es nur innerlich erlebt, wenn er nur als ganzer Mann hinter seinen Anschauungen steht, wenn er sie sozusagen mit seinem Blute durchtränkt, dann mag er in Gottes Namen ein feudaler Aristokrat oder ein glühender Liberaler oder ein radikaler Demokrat sein. Seine Irrtümer werden vergehen, aber der lebendige Teil seines Wesens wird fortwirken.

Deshalb wird jeder, den die Scheuklappen der Partei nicht hindern, an diesem Altpreußen vom Schlage Yorcks seine helle Freude haben. Er war ein Mann, der wohl zu brechen, aber nicht zu biegen war; er sagte seine Meinung dem Höchsten und Geringsten gleich frei ins Gesicht; er war so starr in sich beschlossen, daß er leicht mit jedem Vorgesetzten in Konflikt kam; er war von so herber Männlichkeit, daß er nur mit einer ganz füg- und schmiegsamen Frau glücklich werden konnte. Die Zeit mag mit solch einem Manne auf Tod und Teufel kämpfen; die Nachwelt soll ihm gerecht werden. Deshalb wünschte ich dem Werke viele aufmerksame Leser; es ist nicht etwa nur für einen engbegrenzten Kreis von Fachleuten bestimmt, sondern gerade für das gebildete Publikum, besonders in seinem autobiographischen Teil. Der steifnackige Edelmann, der mit seinen Meinungen niemals hinter dem Berge hält, sorgt schon dafür, daß man sich nicht langweilt.

Digitized by Google



Interieur

Gemälde von Hermann Graf

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINO.

Digitized by Google

Von 1806 und 1813 führt uns das zweite Erinnerungsbuch in die Kämpfe von 1864 und 1866. Zwei österreichische Offiziere, zwei Brüder, von denen der eine in der Marine, der andre im Landheer diente, haben es erlebt. Erlebt, doch nicht selber geschrieben! Da ihnen die Gabe des künstlerischen Erzählens versagt ist, sprang ein Mann der Feder — Paul Rohrer — für sie ein, und sie bestätigen ihm in einer Erklärung, daß jede Zeile des Buches genau ihren Erinnerungen entspricht. Man wird gegen dieses Verfahren allerlei Bedenken haben, doch man wird feststellen müssen, daß es unter Umständen zu glänzenden Ergebnissen führt. Wenigstens gehört die vorliegende Arbeit „Als Venedig noch österreichisch war" (Stuttgart, R. Lutz) zu den fesselndsten Büchern, die man lesen kann. Der eine der beiden Brüder, Max von Rottauscher, trat 1861 als 14jähriger Bub in die österreichische Flotte, und ganz entzückend erzählt er von ihrem damaligen Zustande. Lustige Dönchen, hübsche Schilderungen, Berichte ernsterer Geschehnisse ziehen in buntem Wechsel vorüber, die Expedition von 1864 gegen Dänemark gibt Anlaß zu interessanten Kapiteln mit verschiedenen Streiflichtern auf englische Unverfrorenheit, und überaus bewegt wird dann die Seeschlacht bei Lissa geschildert, die stolzeste Erinnerung des einstigen Mitkämpfers. Dazwischen erzählt Friedrich von Rottauscher in der gleichen Art seine Erlebnisse als Kaiserkürassier im Feldzug von 1866. Die glänzende Darstellung könnte vielleicht stutzig machen, aber die Fülle der Einzelheiten zwingt immer wieder zu vollem Glauben.

Das dritte Memoirenwerk endlich bringt die „Aus Hannover und Preußen" betitelten Lebenserinnerungen von Julie von Albedyll-Alten (Potsdam, Gropiussche Hofbuchhandlung). Die Verfasserin, die darin auf ein halbes Jahrhundert zurückschaut, ist die Witwe des bekannten, einflußreichen Chefs des Militärkabinetts unter Wilhelm I., und der Schwerpunkt ihres mit schlichter Vornehmheit erzählten Gedenkbuches liegt wohl in den Briefen, die ihr Gatte während des Deutsch-Französischen Krieges aus dem Hauptquartier an sie richtete. Wenn wir in seinen Briefen lesen, daß England schon 1870 die Verletzung der belgischen Grenzen als Kriegsfall erklärte, wenn wir die englischen Unfreundlichkeiten von damals gleichsam frisch aufs Butterbrot gestrichen bekommen, von den Lügenmeldungen der ausländischen Presse und den Schandtaten der Franktireurs hören, so erkennt man von neuem, daß die Welt sich in 43 Jahren nicht sonderlich gewandelt hat. Aber auch außer den Bezügen zur Gegenwart, die sich dem Leser naturgemäß jetzt in erster Linie aufdrängen, enthält dieser „erste und letzte schriftstellerische Versuch einer alten Frau" noch viel Reizvolles, und wer etwa ein menschliches Bild Wilhelms I. entwerfen wollte, würde hier manchen feinen Einzelzug, manchen hübschen Farbentupfen dazu finden. Ein Vermächtnis aus versinkender Zeit — wir wollen es dankbar aufnehmen!

Deutschösterreich

Als der große Wundscher vom Sachsenwald
Mit eisernem Messer schnitt,
Da heilte jung Germania bald,
Deutschösterreich aber litt.

Zwei Treuen stritten in unsrer Brust:
Zu Kaiser und Reich die Pflicht —
Und doch vergaßen in weher Lust
Die alte Heimat wir nicht.

Das Land, wo man die alte Mär
Der Nibelungen sang,
Wo Herr Walther stritt für Deutschlands Ehr',
Wo der Türkentrutz zersprang —

Das trennte der schwarzgelbe Pfahl
Von der Wartburg und vom Rhein.
Wir grüßten hinüber viel tausendmal
Und trugen den Schmerz allein.

Da sah der Herr vom Himmelszelt
Unser ringendes deutsches Leid —
Und rief mit heiligen Donnern ins Feld
Und fand uns froh und bereit.

Es gilt nicht Österreichs Banner nur,
Es gilt Germania,
Gilt bluten und sterben für deutsche Kultur —
Nun sind wir wieder da.

Nun jauchzen wir, vom Banne befreit,
Als Brüder im alten Bund,
Wir streiten für deutsche Herrlichkeit
Und fallen für deutschen Grund.

Nun singen wir stark und schmetternd und hell
Die blitzende Wacht am Rhein
Und ziehen als treuer Kampfgesell
Im deutschen Himmel ein!

Emil Hadina

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 2. Oktober 1914

Wie eine Sturmflut — so hat der Kriegsberichterstatter der „Times" es bezeichnet — ist die Invasion der deutschen Armeen im ersten Akte dieses Riesenkrieges über Frankreich hereingebraust, atemlos, unaufhaltsam, sich nicht einmal Zeit lassend, die eroberten Trophäen des Feindes zu sammeln und zu zählen. Am 3. September waren sämtliche Sperrbefestigungen in Nordfrankreich, mit Ausnahme von Maubeuge (das am 8. auch fiel, mit 40000 Gefangenen), in deutscher Hand, am 4. folgte ohne Kampf Reims, die Kavallerie der Armee Kluck unter dem General von der Marwitz streifte, die Bewegungen der eigenen Truppen glänzend verschleiernd, bis nahe Paris, über die Aisne ging's zur Marne, dann auch über diese hinüber, am 7. hörte Paris, schon seit dem 3. von seiner Regierung verlassen, im Osten den Kanonendonner, der ihm die Belagerung für die nächsten Tage anzudrohen schien. So war die Nordhälfte der deutschen Armeen, die Heerkörper der Generaloberſten von Kluck, von Bülow, von Hausen und des Herzogs von Württemberg, von der Linie Amiens-Verdun auf die Linie Meaux-Verdun heruntergeschwenkt, während in der bisherigen Südostrichtung nur die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generaloberſten von Heeringen bis zur burgundischen Pforte hin standen und weiter kämpften. Den Scheitel dieser beiden Schenkel aber bildete die Armee des deutschen Kronprinzen mit ihrem nächsten gewaltigen Kampfziele Verdun. Auf den Schlachtfeldern von 1814 und auf dem katalaunischen Felde, wo Attilas Ansturm 451 zusammenbrach, wurde die Entscheidung über die französische Feldarmee erwartet, die zugleich das Schicksal von Paris besiegelt hätte. Da stellte der Sturmflut, in der alles unterzugehen drohte — mit dem 10. September beginnt dieser zweite Akt — die verzweifelte äußerste Kraft eines um sein Dasein ringenden Volkes einen Damm entgegen, den die allzuweit von der Basis vorgefluteten deutschen Wogen nicht in diesem ersten Schwall zu überfluten vermochten. Nicht die englische Unterstützung war es, sondern die eigne Kraft der Franzosen, die ihr Generalissimus Joffre zu neuem Offensivgeist erweckte. Am 10. September meldete mit der Offenheit, der unser Volk so unbedingt vertraut, der deutsche Generalstab, daß aus der Feldschlacht an der Marne zwischen Meaux und Montmirail der rechte deutsche Flügel zurückgenommen worden sei, weil ihn überlegene Kräfte des Feindes aus Paris (wohl mit Benutzung der Pariser Circumvallationsbahn, die eine Umfassung der Deutschen ermöglichen sollte) und in der Front angriffen. Darum ging man von der Marne auf die Linie der Aisne zurück, wodurch zugleich die Wiederaufgabe der Festung Reims nötig wurde, so daß sich der Nordschenkel etwa auf die Linie Noyon-Aisne-Verdun zurückbog. Hier nahmen die deutschen Nordarmeen ungemein starke Stellungen — stark wie Stahl, sagte ein englischer Bericht — ein, und vor dieser Linie wogt seitdem der Kampf als reiner Stellungskrieg, gegen eine französisch-englische Linie, die sich mit dem linken Flügel auf Paris, im Zentrum auf Reims, mit dem rechten Flügel auf Verdun stützt und so nur frontal angegriffen werden kann. Als „unbestreitbaren Sieg" der Franzosen hat die englische Presse dieses gewaltige, glänzend durchgeführte strategische Manöver der Deutschen bejubelt, und mancher Kleingläubige hat es auch bei uns im stillen so empfunden. Aber das ist ein sonderbarer Sieg, bei dem der angeblich Geschlagene in aller Ordnung und mit größtem Geschick sich aus der „Zange" (so sagten die englischen Blätter) zieht, sofort eine neue Stellung einnimmt und von da aus den angeblichen Sieger schwer bedrängt: Meldung am 17. September, daß die Widerstandskraft der Franzosen erlahme, am 19., daß das englisch-französische Heer auf der ganzen Schlachtfront in die Verteidigung gedrängt sei. Wie ein solcher „unbestreitbarer" Sieg und Rückzug aussieht, das konnten Engländer und Franzosen zur gleichen Zeit an der Niederlage der Armee Rennenkampf in Ostpreußen sehen, aber an diesem „Rückzug" im Westen hätten der alte Feldmarschall Moltke und Gneisenau ihre Freude gehabt! Nun steht, wie der Kunstausdruck lautet, im Raume zwischen Oise und Maas, in einer Front von 180 Kilometern die Schlacht, deren strategische Hauptidee auf beiden Seiten klar ist: bei den Franzosen weitausholende Umfassung des deutschen rechten Flügels — das ist gescheitert: 18. September Niederlage bei Noyon, 26. September vor Bapaume, 30. September bei Albert; bei den Deutschen Durchbrechung der Sperrfortlinie südlich Verduns und Fall Verduns, damit der Übergang über die Maas möglich wird, durch den die Armee des deutschen Kronprinzen den Franzosen in den Rücken kommt — das ist programmäßig vorangegangen: 23. September Eroberung von Varennes, 25. Fall des ersten Sperrforts bei St. Mihiel, dort Übergang über die Maas, 27. September Einstellung

Digitized by Google

des Feuers bei den Sperrforts südlich Verduns überhaupt.

Es ist die größte Schlacht der Weltgeschichte, die auf diesem Raume nun seit zwanzig Tagen hin und her wogt, im Regen und Sturm der Herbsttage ringen auf beiden Seiten sicherlich je über eine Million wehrhafte Männer miteinander — denn die Kämpfe in Französisch-Lothringen und in den Vogesen gehören ja, wenn auch nur loser mit ihr zusammenhängend, in diese Schlacht mit herein. Stärkste Anforderungen werden an die Nervenkraft der Kämpfenden (und der Daheimgebliebenen) gestellt, aber allein die Standhaftigkeit entscheidet hier. Darum muß durchgehalten werden gegen einen Feind, der mit seinem Letzten und Äußersten um die Entscheidung kämpft. Denn mehr Militär hat Frankreich, das schon auf den Jahrgang von 1915 und die Dienstuntauglichen zurückgreift, nicht einzustellen; wo soll die „Levée en masse" des Südens, von der man in Erinnerung an 1870 wieder spricht, denn herkommen, da schon alles irgend Taugliche unter den Fahnen steht? Der Eindruck dieses heroischen Widerstandes wirkt um so stärker, als bisher die englische Unterstützung recht gering war. England bezeichnet selbst seine Truppen nur als Expeditionskorps — seine Stärke ist ebensowenig bekannt wie die der anderen Armeen —, und dieses kämpft merkwürdigerweise in der Mitte des französischen linken Flügels, während die enorm weit ausholenden und darum für sie selbst gefährlichen Umfassungsversuche bisher ausschließlich von Franzosen getragen wurden.

Diese streben ersichtlich, die rückwärtigen Verbindungslinien der deutschen Invasion und damit deren Rückendeckung in Belgien zu bedrohen. Dort aber ist die deutsche Kriegführung stetig weitergeschritten und

Auf Posten. Federzeichnung von Prof. Arthur Kampf

Digitized by Google

geht jetzt mit Erfolg an den Angriff auf Antwerpen, das Meisterwerk Brialmonts, eine der stärksten Festungen der Welt, mit deren Fall ganz Belgien erobert ist. Durch einen scheußlichen Franktireurkrieg bahnten sich unsere Truppen diesen Weg, trieben die belgische Feldarmee nach dem Antwerpener Festungsgürtel hin und legten mit der Eroberung der schon im Bereich des Festungsgürtels liegenden Stadt Mecheln und der Zerstörung von zwei Forts dieses Gürtels (29./30. September) die ersten Breschen in ihn. Hier wie überall sonst sind mit einer peinlichen, geradezu rührenden Sorgfalt in Gefahr stehende Kunstschätze dieser altberühmten Kulturstätten geschont worden, soweit es die militärische Rücksicht gestattete. Sollte uns aber wirklich das Gezeter der Feindesblätter innerlich rühren, die uns Barbaren nennen, weil unsere Artillerie die Kathedrale von Reims, die alten Bauten von Löwen und Mecheln beschießen mußte? Und wenn (was nicht der Fall ist), das alles in Trümmern läge, was verschlüge das vor den Strömen kostbaren deutschen Blutes, die auf diesen Schlachtfeldern fließen müssen? Hier stehen uns höhere Werte im Kampf und auf dem Spiel als auch die köstlichsten Kunstschätze der Welt. Ohne Zwang aber und nutzlos zerstört kein deutscher Offizier, kein deutscher Soldat solches Kulturgut, das unserem Offizier zu den edelsten Werten seiner Bildung gehört und das unser Soldat, auch wenn er's nicht versteht, mit der deutschen Achtung vor jeglichem Meisterwerk respektiert.

⁂ ⁂ ⁂

Es waren, es sind jetzt die Tage, die Wochen, in denen von uns Geduld und Disziplin verlangt wird, Geduld, wenn die Siegesnachrichten sich nicht täglich folgen, Disziplin, wenn die Leiden des Krieges sich nun tief ins Volksleben herein fühlbar machen. Diese Probe hat vor allem unsere Provinz Ostpreußen jetzt bestehen müssen, die wieder, wie im Siebenjährigen und im Napoleonischen Kriege, Schauplatz gewaltiger Kämpfe war und Furchtbares hat erleiden müssen. Drei Wochen standen im Osten der Provinz die Städte unter russischer Herrschaft, die Zivilverwaltung war zum großen Teile aufgelöst, und in der Reichshauptstadt drängten sich die Flüchtlinge, von denen viele alles Hab und Gut verloren hatten. Aber durch die von russischer Roheit und Grausamkeit verwüsteten Fluren trug die Armee des Generaloberſten von Hindenburg weiter den Sieg. Der Tannenberger Schlacht (28. August) folgten die Siege nördlich des Mauersees (noch haben wir keinen bestimmteren Namen dafür) und bei Lyck (10./11. September), wiederum strategische Meisterleistungen: dieser Durchstoß durch den russischen linken Flügel und dies elegante Parieren des russischen Umfassungsversuchs südöstlich der Seen bei Lyck. Auch wenn es nicht gelang, die Armee Rennenkampf so einzukesseln wie die andere bei Tannenberg, weil das Terrain jener gestattete rascher zu laufen, wurde das Ziel erreicht: die absolute Auflösung der gesamten russischen Nordarmee. Beweis: nicht nur die Räumung Ostpreußens, sondern auch die Eroberung des Gouvernements Suwalki, die zeigt, daß der Gegner gefechtsunfähig auf den Raum Kowno-Grodno-Bialystok zurückgetrieben ist. Von Suwalki, das unter deutscher Verwaltung steht und das weitere Aufmarschgelände unserer Truppen darstellt, geht nun die Offensive an, die von jetzt ab in deutscher Hand ist. Und hier können wir uns einmal eine Vorstellung von den Zahlen machen. Geschlagen wurden in der Schlacht des 28. August fünf Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen, in denen am 10. und 11. September vier Armeekorps, zwei Divisionen und fünf Kavalleriedivisionen, sowie die Reserve aus einem ganzen und Teilen von zwei anderen Korps, d. h. es ist mindestens eine halbe Million russischer Soldaten von diesen Schlachten getroffen worden. Das ist, zumal die Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen ungeheuer sind und in diesen Kämpfen die Elitetruppen des Petersburger und Moskauer Militärbezirks beteiligt waren, eine gewaltige Schwächung auch der Millionenheere des Zaren. Mit dankbarem Jubel grüßte Ostpreußen seinen Befreier für diese Taten, und nun macht es sich, in ungebrochenem Mut und unter einem neuen Oberpräsidenten, der seit langem ein bewährter Führer seiner Heimatsprovinz ist, an sein „Retablissement"; der tatkräftigen Mithilfe von Staat und Volk ist dabei dies kostbare Glacis unserer Oststellung sicher.

⁂ ⁂ ⁂

Wie weit nach Süden und ins Zartum Polen hinein die deutschen Operationen reichten (1. September Besetzung von Lodz, 8. September Sieg schlesischer Landwehr bei Radom), wie eng sie namentlich mit denen der Österreicher schon verknüpft waren, liegt heute noch im Dunkel. Diese letzteren haben zu einem positiven Gesamterfolge der großen Lemberger Schlacht nicht geführt. Trotz der Siege Dankls bei Krasnik und Auffenbergs bei Zamošč und Komarow hat die Front von der Weichsel bis zum Pruth infolge der russischen Umfassung durch die Bukowina und wegen des drohenden russischen Durchstoßes zwischen Nordflügel und Zentrum der Österreicher bei Rawa Ruska nicht gehalten werden können. Nach fast dreiwöchigen heldenhaften Kämpfen mußte vor der in jeder Weise zur Offensive wohl vorbereiteten russischen Übermacht die gesamte Stellung hinter den San und die Weichsel zurückgenommen werden. Das bedeutete aber die Räumung von Lemberg (5. September) und die Preisgabe des größten Teils von Galizien. Nach den ungeheuren Anstrengungen wochenlanger Kämpfe bedurfte danach die österreichische Armee der Sammlung, die bis Ende September währte. Inzwischen war eine neue (9.) deutsche Armee für den Süd-

Digitized by Google

Der Befreier Oſtpreußens
Generaloberſt von Beneckendorff und von Hindenburg
Für die Monatshefte gezeichnet von Ismael Gentz

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

osten gebildet worden, so daß am 29. September die Wiederaufnahme der Operationen durch die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte gemeldet werden konnte. Diese Operationen stoßen nun rechts und links der Weichsel mit dem Zentrum Krakau gegen die Russen offensiv vor.

⁂ ⁂ ⁂

Die Ereignisse auf und an der Balkanhalbinsel, in unseren Kolonien und in Ostasien sei es gestattet später zusammenzufassen, weil sie, so wichtig sie sind, nirgends Entscheidungen bringen können. Von einer Vereinigung etwa der russischen Kriegführung mit der Serbien-Montenegros, der russischen mit der japanischen ist gar nicht, von der der englischen mit der japanischen vorerst nur präludierend die Rede. Denn überall ist auf diesen Gebieten die Politik noch nicht völlig in den Krieg umgeschlagen. Noch ist Rumänien neutral und hat sich die Türkei nicht zum Kriege entschlossen, obwohl mit den völkerrechtswidrigen Maßnahmen Englands gegen den Khedive und die Residenten Deutschlands und Österreichs in Ägypten und der Sperrung der Dardanellen die ersten Schritte dazu schon getan sind. Die einseitige Aufhebung der Kapitulationen durch die Türkei (11. September), die gegen den Widerspruch des Dreiverbands einen jahrhundertealten Zustand beseitigte, gehört auch hierher, wie die Abreise der englischen Marinemission aus Konstantinopel (15. September) und der Übertritt unserer Panzerkreuzer „Göben" und „Breslau" in die türkische Marine. Aber trotz stärksten diplomatischen Druckes, den England ausübt, horcht alles, auch Italien und Holland, die sich gegen diesen Druck jetzt am meisten zu wehren haben, auf den Kanonendonner in den Schlachten an der Aisne und an der Weichsel, auch die Ägypter und die Indier, auch die Ukrainer und die Finnen. Fürwahr, ob freundlich, ob feindlich, ob neutral, die Welt, so dürfen wir sagen, blickt heute auf die deutschen Waffen. Am 8. September waren es hundert Jahre, seit Boyens Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht in Kraft trat; sein Geist beseelt heute die, die diese deutschen Waffen tragen, sein Geist soll einer Welt den Frieden bringen.

Aber von diesem Frieden heute schon zu reden ist nicht an der Zeit. Was darüber aus Amerika herüberklang und mit deutlicher Absicht in englischen Blättern öfter behandelt wurde, schieben wir beiseite. Am 16. September erklärte Deutschland auch amtlich (in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung"), daß es erst Frieden schließen werde, wenn die für seine Zukunft erforderlichen Sicherheiten erstritten seien, und dieser feste Wille, so schwere Opfer er uns auferlegt, wurde bekräftigt durch die Erklärung der Parteiführer über den Ausbau der Flotte (5. September), vor allem durch eine Kundgebung der deutschen Erwerbsstände (28. September), wie sie unser parteizerrissenes deutsches Leben noch nie gesehen hat. Schutzzöllner und Freihändler, Schwer- und Leichtindustrie, Agrarier und Exporthändler erklärten diesen eisernen Willen des Volkes, die Kreise, die am stärksten die Wirkungen des Krieges spüren! Und was für Ausblicke eröffnet uns das! Da sprachen ja nicht die „captains of industry" nur als Einzelpersönlichkeiten, sondern als die Führer der großen, festen Organisationen unseres Wirtschaftslebens, im Namen des gesamten deutschen Handels, der gesamten Landwirtschaft, der Industrie, des Handwerks. Nehmen wir die Verbände der Arbeiter und der kaufmännischen Angestellten (die eigentlich auf dieser Versammlung auch hätten vertreten sein sollen) hinzu, wo in der Welt gibt es ein so durchorganisiertes Wirtschaftsleben wie bei uns? Das war ein guter Gedanke, diese Versammlung, die auch dem Kleinmütigen eindringlichst sagte, daß dieses Wirtschaftsleben „schon einen Puff vertragen kann". Hatte es doch eben vorher eine Probe abgelegt, die so viel wert ist wie eine gewonnene Schlacht: 2 Milliarden Kriegsanleihezeichnungen wurden erwartet, $4^1/_2$ liefen ein, voll zugeteilt, voll zu zahlen bis auf die letzte Mark, ohne Konzernzeichnung und ohne Spekulation. Zur gleichen Zeit wurde vom „Crédit Lyonnais", dem gewaltigsten Finanzinstitut Frankreichs, nachdem das zweitgrößte, die „Société Générale", und die größte Hypothekenbank, der „Crédit Foncier", ins Krachen gekommen waren, auf Anordnung der Regierung die Auszahlung der Halbjahrsdividende suspendiert — es handelte sich um die Auszahlung von ganzen $12^1/_2$ Millionen Frank! Wir haben ihn doch, den wirtschaftlichen Generalstab, nach dem man in Friedenskrisen manchmal rief, die weitblickenden Köpfe des Reichsbankpräsidiums und die Leiter der großen Wirtschaftsverbände, und wir haben die Wirtschaftsorganisation, der wir vertrauen können.

⁂ ⁂ ⁂

Habe ich nicht über diesen Betrachtungen England ganz vergessen? Ja, es steht auch militärisch noch zurück, und recht deutlich ist bereits die russische Presse mit dem Wink geworden, es sei dem englischen Verbündeten wohl gar nicht recht ernst mit diesem Krieg. Jedenfalls ist bisher die Rolle der englischen Landarmee noch sekundär, die Truppen aus den Kolonien sind auch noch nicht da, die Flotte liegt nach wie vor noch still. Der Kritik im eigenen Lande daran setzt die Admiralität den Hinweis entgegen, daß diese Flotte doch den ersten großen Kriegszweck schon erreicht habe, denn seit der Nacht des 4. August sei der deutsche Handel tot und kaputt. Das Seine dazu hat England allerdings getan, mit souveräner Mißachtung alles Völkerrechts, und schwere Wunden sind unserer Exportindustrie geschlagen. Aber tot ist unser Handel trotz allem wahrhaftig nicht, die Zahlen zeigen es doch und sie zeigen zugleich auch eine starke Abnahme des englischen Handels. Hörte der englisch-deutsche Handel sofort ganz auf, so

Digitized by Google

traf das die Engländer mindestens ebenso wie uns, und das ist eine Quote des englischen Handels, die so nicht wiederkehrt. Denn, wie auch der Krieg ausgeht, die Rolle Englands als Vermittlers auch für Teile der deutschen Kaufmannschaft zerschlägt er unter allen Umständen und dauernd. Inzwischen wirkt er aber auch, abgesehen von den Beziehungen zu Deutschland, England schädlich: der Baumwollpflanzer der Südstaaten Nordamerikas fragt sorgend, wie er seine Rohbaumwolle auf den englischen Markt bringt, da es eine amerikanische Handelsmarine so gut wie nicht gibt, die deutsche zunächst ausfällt und die englische durch den Krieg schwer behindert ist. Denn die paar deutschen Kreuzer, die auf den Hochstraßen des Weltverkehrs draußen, wie die gefürchteten „Ulanen" in Frankreich herumfahren und ihre Visitenkarten da und dort abgeben, bringen eine Unsicherheit in den englischen Handel, die auch diesen zu großen Teilen lahm legt und die sich in dem Steigen der Versicherungsraten für Handelsschiffe ausdrückt. „Moskitotaktik", sagt darüber hochnäsig die englische Presse, aber der tropenkolonienkundige Engländer weiß, daß Moskitos auch den stärksten Mann zur Verzweiflung bringen können: drei Panzerkreuzer auf einmal durch einen solchen Moskito, ein noch dazu unversehrt heimgekehrtes deutsches Unterseeboot, zum Untergang gebracht (22. September), im ganzen schon 14 Kriegsschiffe, davon 8 Kreuzer, mit über 70000 Tonnen Deplacement, Verlust, das ist schon recht schmerzlich. Was sollen da Drohungen wie das Bramarbaswort Winston Churchills, die englische Flotte würde die deutsche „wie die Ratten aus dem Loch ausgraben"? Unsere Flotte läßt sich nicht auf Gefechtsstellen herauslocken, die ihr ungünstig sind, aber sie scheut noch viel weniger die entscheidenden Kämpfe, und welch herrlicher Offensivgeist in ihr lebt, gepaart mit kühler Überlegung und höchster Schulung und Disziplin, das hat „U 9" eben gezeigt.

Militärisch den Krieg so hinziehend, sucht England inzwischen politisch seine Position aufs äußerste zu verstärken. Es drückt auf Italien, es brüskiert Holland, es sucht die Türkei einzuschüchtern, sich Ägypten zu sichern und laviert sich noch durch die Schwierigkeit hindurch, daß Japan für seine Hilfe freien Eintritt in die englischen Kolonien verlangt, wogegen sich diese, besonders das in erster Linie gefährdete Australien, mit Händen und Füßen sträuben. Es hat (Abkommen vom 6. September) Frankreich und Rußland verpflichtet, daß keiner der drei Verbündeten einen Separatfrieden mit Deutschland schließe. Es bewaffnet Hereros und Buren gegen uns und erobert in billigen Heldentaten deutsche Kolonien in der Annahme, daß es beim Friedensschluß, wie schon manchmal in der englischen Geschichte, heißen wird: was jeder hat, behält er. Nichts aber steigert in unserem Volke die Erbitterung gegen England so wie diese Summe nur politischer Flibustiertaten. Mit Achtung sprechen unsere Offiziere und Soldaten vom englischen Gegner auf französischem Boden; „Tommy Atkins" ist auch diesmal zäh und tapfer, und seine Offiziere wissen in der Schlacht zu sterben wie ihre deutschen Gegner. Aber gerade die politische Haltung Englands in diesen ersten Kriegswochen hat das Gefühl in unserem Volke zum Gemeingut gemacht, daß England der eigentliche, der Hauptfeind ist. Daraus erwuchs die Entschlossenheit, diesen Kampf mit England unbedingt zum Ende durchzuführen, auch in Kreisen, die nach ihren wirtschaftlichen Beziehungen oder aus anderen Gründen früher geneigt waren, einer Verständigung mit England das Wort zu reden. Und das ist auch ein gutes Ergebnis der ersten Kriegszeit.

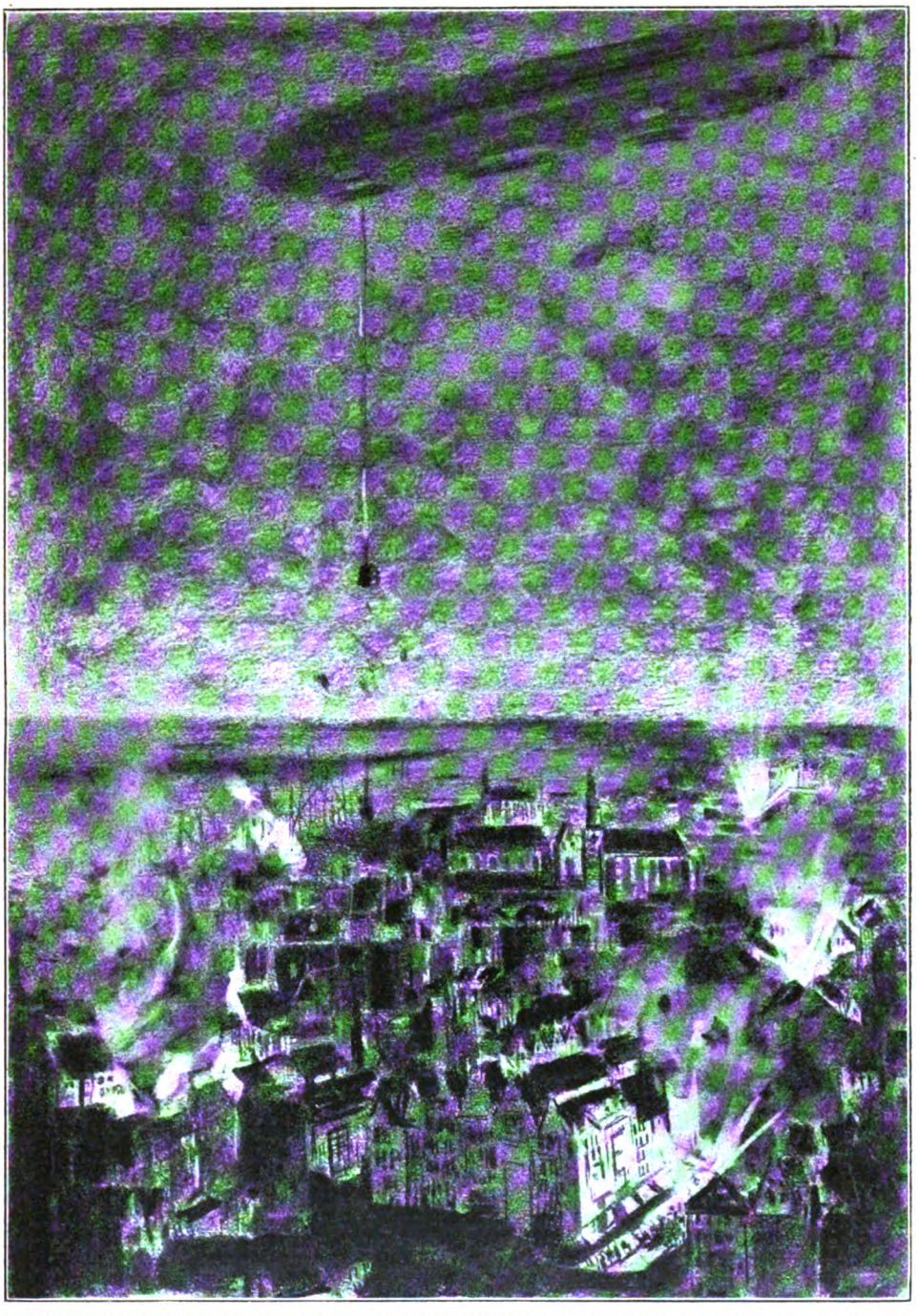
* * *

Noch kann man nichts über die Lehren dieses Krieges sagen, nur bewundern etwa die Marschleistungen unserer Infanterie, die großartige Leistungsfähigkeit unser Artillerie (des Grafen Schlieffen Werk und Vermächtnis!) oder unserer Eisenbahnen — wie ist Moltkes Wort heute verwirklicht, daß wir drei Armeen brauchten, eine im Osten, eine im Westen und eine auf der Eisenbahn! —, nur notieren, daß etwa in der Feldpost trotz besten Willens nicht alles klappt. Aber zweierlei ist uns schon jetzt klar: die jeder Humanität und jedem Völkerrecht spottende Kriegführung bei einem Teil unserer Gegner und das Lügengewebe, das die Feindespresse über das neutrale Ausland zieht.

Auch wenn wir vieles von dem, was wir von Kriegsgreueln hören, als unglaubwürdig abziehen wollten, fest stehen ein grauenhafter, von England und Frankreich entschuldigter, ja gepriesener Franktireurkrieg in Belgien, die Anwendung der sogenannten Dum-Dumgeschosse bei Engländern und Franzosen — ich habe selbst sowohl Engländern wie Franzosen abgenommene, unabgeschossene Rahmen solcher Patronen gesehen, die zum Teil nur maschinenmäßig hergestellt sein konnten — und die Greueltaten von Teilen der russischen Invasionsarmee in Ostpreußen. Das alles ist heute schon Geschichte, durch beglaubigte Erlebnisse und Dokumente erhärtet und bestätigt. Was uns aber dagegen in der Presse der Feinde als deutsche „atrocities" (oh wie kennen wir dies englische Schlagwort!) vorgehalten wird, sind entweder keine, wie die Beschießung der Reimser Kathedrale, oder — leider notwendige — Strafmaßregeln oder — die Mehrzahl — nicht bewiesen. Und bis zum Beweis des Gegenteils glauben wir eher als einer durchaus verlogenen feindlichen Presse unseren Offizieren und Soldaten, deren Geist und Menschlichkeit wir kennen, sind es doch unsere Brüder, unsere Freunde und Verwandten.

Aber gleichgültig kann es uns nicht sein, daß derlei Beschuldigungen mit Hilfe einer

Digitized by Google



Ein „Zeppelin“ über Antwerpen
Zeichnung von Paul Paeschke

Digitized by Google

verzweigten und virtuosen Organisation nun gegen uns über den ganzen Erdball verbreitet werden. Aus längerer direkter Beschäftigung mit diesem Gegenstand bitte ich die Leser, alles was sie als englische Lügennachricht in ihrer Zeitung lesen, als wirklich in englischen Zeitungen gedruckt anzunehmen; man kann sich den Schwindel um jeden Preis nicht groß genug vorstellen. Und man empfindet doch eine tiefe Trauer, wenn eine bisher so vornehme Presse wie die Hauptzeitungen Englands eine Pöbelhaftigkeit des Tons namentlich bei Erwähnung unseres Kaisers zeigt, die man in den rüdesten und niedrigsten deutschen Blättern kaum findet. Aus diesen Kanälen aber fließt alltäglich eine Flut von Schmutz und Lüge über das neutrale Ausland, so stark, daß es diesem, wie Italien, Holland, Nordamerika, obwohl wir uns selbst so gut wie nicht dagegen wehren können, aus sich heraus schon zu viel und zu toll wurde. Schädlich für uns bleibt alles das indes immer, namentlich in diesen kritischen Wochen des Feldzugs, wenn die deutschen Erfolge den Neutralen überhaupt unbekannt bleiben. Was jetzt in der Eile, mit gehemmten Verkehrsmitteln dagegen getan werden kann, reicht bei weitem nicht aus, holt nicht nach, was wir in der Friedenszeit trotz vieler Mahnungen einsichtiger Männer amtlich und nichtamtlich versäumt haben, nämlich uns parallel zu unserm Exporthandel und zu unsrer Kriegsflotte einen Nachrichtendienst und eine Auslandspubliziſtik zu schaffen, die zu jenen beiden unbedingt gehören.

⁂ ⁂ ⁂

Neun volle Wochen stehen wir heute im Kriege. Während 1870 nach sechs Wochen die Hauptentscheidung gefallen war, leben wir heute noch unter dem Druck der Erwartung, daß sie im Westen, im Osten, auf der See erst fallen sollen. Daran spüren wir die Maße und die Schwere des Krieges. Aber der ersten Begeisterung und Spannung ist nicht und nirgends Entspannung und Gedrücktheit gefolgt; was ich im vorigen Hefte sagte, daß die stille, verhaltene Entschlossenheit unsres Volkes Dauer verspreche, hat sich überall und völlig bewahrheitet. Mancherlei Ausartungen, allzu erklärlich in der ersten Entladung einer fürchterlichen Spannung, wie eine spöttische Geringschätzung des Gegners, wie die Verteilungen des Fells der noch nicht erlegten Bären, sind verschwunden, mancherlei dergleichen wird und muß noch verschwinden. Der Stil unsres ganzen Lebens hat sich verändert. Ich meine damit nicht nur, so erfreulich auch das ist, die Äußerlichkeiten, wie die Fremdwörter, die französische Mode und dergleichen mehr. Der ganze glänzende Flitterkram, der sich als neueste und höchste Kultur an uns drängte, ist im Nu verflogen, aller „Snobismus“ — es gibt kein deutsches Wort dafür —, der am Mark unsres Volkes fressen wollte, ist wie weggeweht von der erschütternden Größe der Zeit. Vorerst nahm sie mit dem Kriege all unser Sinnen und Denken ganz in Anspruch, es war uns, als könnten wir gar nichts tun und denken, als was mit dem Kriege eng zusammenhängt. Aber der segensreiche Zwang zur alten Arbeit kam uns daheim wieder darüber. Wieder gehen die Daheimgebliebenen ruhig und gesammelt der Arbeit nach, doch in allem, was sie tun, reden, denken, schwingt die vom Krieg beherrschte Gegenwart immer mit. Oft legt sich der Druck aufs Herz, wenn die Entscheidungen gar nicht kommen wollen, oft die Trauer um die Gefallenen, oft die Sorge um die Kämpfenden, oft auch die Sorge um Arbeitsstelle, um Lohn und Lebensunterhalt, oft der Wunsch, an die Zukunft überhaupt nicht denken zu müssen. Aber immer wieder spannt sich dann doch die Brust, weitet sich wieder das Herz, ewig Unverlierbares haben wir doch in diesen Wochen schon erlebt. Wir spüren das Einfache und Große, das draußen kämpft und daheim uns beherrscht, wir spüren aber auch schon das Neue, das dieser Krieg auslöst, die ungeheuer verwickelten Aufgaben und Probleme der Zukunft, die er ins Rollen bringt und deren Lösung er von uns verlangt. Die einigende Kraft eines Verteidigungskampfes um Herd und Altar hat unser Volk sogleich, als die Flammen aufschlugen, empfunden, die befreiende Kraft einer Eisenprobe ohnegleichen in seiner Geschichte ist in ihm heute bereits wirksam, und nun empfinden wir auch schon die befruchtende Kraft dieses großen Zerstörers, um derenwillen wir glauben, daß auch er eine gottgesetzte Schickung ist. Den Zug zum Ewigen, der seit Jahren in unser Volk wieder seinen Einzug gehalten hatte, zum Idealen, zu den tiefsten Fragen des Menschenlebens, zu Religion und Gott, den belebt dieses große Schicksal, das wir durchzukämpfen haben, zu gewaltigem Rauschen, und darum muß diese schwere Zeit für uns von Segen sein. Blicken wir aber im ganzen auf diese ersten Kämpfe und Siege hin, so sagen wir aus tiefstem Herzen heute dasselbe, was Heinrich von Treitschke acht Tage vor Königgrätz an seine Braut schrieb:

„Ich glaube — mit der Demut, die man in so furchtbar ernsten Dingen hegen soll, aber doch sehr zuversichtlich — an den Sieg unsrer Waffen.“

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

Mars

Gemälde von Prof. Hans Thoma

(In der Großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 — Heft 4. Dezember 1914

Deutsche Weihnacht 1914

Von

Joseph von Lauff

Es klirrt um uns die Zeit von Eisen,
Die Erde trinkt im Blut sich satt,
Und dennoch hebt der Stern der Weisen
Sich über Bethlehem, der Stadt.
Drum nehmt die Axt und zieht zu Walde,
Wenn's morgenfrisch im Osten tagt;
Und auf der schneeverwehten Halde
Da haltet Rast, bevor ihr schlagt.

Da haltet Rast und sucht die Stelle
In den Vogesen, vielgerühmt,
Dort wo die Schlacht mit roter Welle
Zuerst das deutsche Land geblümt.
Dann wählt mir aus die grünste Tanne,
Die stolz den Mantel um sich schlägt,
Die hier, in dem geweihten Banne,
Noch Blut von unsern Helden trägt.

Und fandet ihr — dann laßt sie blinken,
Die Axt, daß Streich um Streich sie zieht,
Und die Getroffene beim Sinken
Beseligt raunt ihr Todeslied.

 Nachdruck verboten. Copyright 1914 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

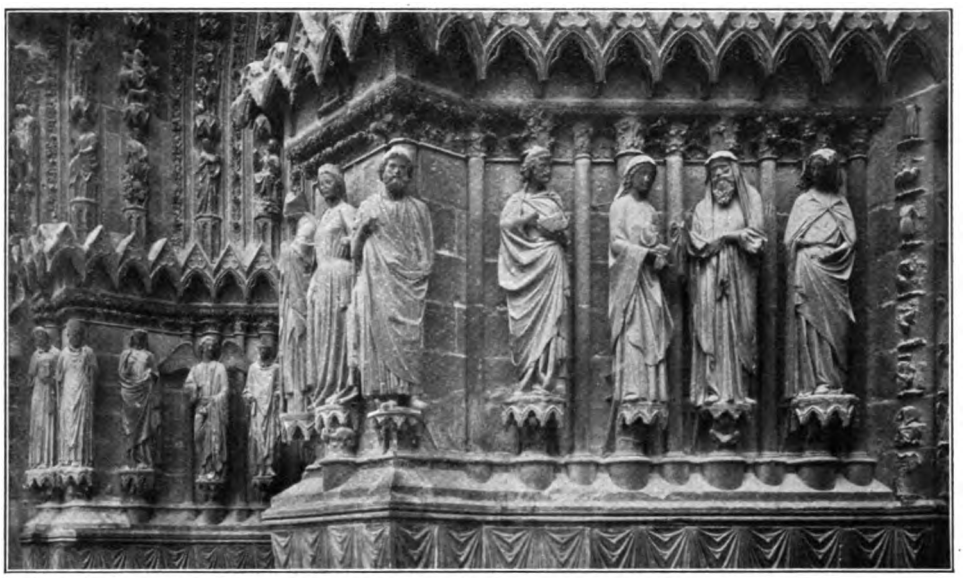
Dann tragt ſie heim, die Sterbenswunde,
Und hütet ſorglich Zweig um Zweig
Und pflanzt zur heil'gen Weihnachtsſtunde
Sie mitten auf im Deutſchen Reich.

Im Herzen Deutſchlands ſoll ſie ragen,
Im Reich mit blutigem Geäſt,
Und hoch aus ihrem Wipfel ragen
Da laßt ein Schwert zum hohen Feſt.
Die Tanne will's, denn blank und erzen
Will ſie ihr grünes Nadelkleid.
Das Schwert erſetzt die Weihnachtskerzen
In dieſer fürchterlichen Zeit.

Und richtet es, daß zu den Sternen
Sein Geiſt ſich hebt, ſein Gruß ſich ſchwingt,
Damit in ungeahnte Fernen
Ein zukunftsfrohes Leuchten dringt;
Daß alle, alle, die noch ſtreiten,
Daß alle, die um Liebe flehn,
Daß alle die dem Tod Geweihten
Das zukunftsfrohe Leuchten ſehn.

Und betet heiß bis zum Verſchmachten,
Und betet, betet unentwegt,
Bis er, der Herr der großen Schlachten,
Den Sieg in unſre Hände legt.
So will's die Zeit, der Stern der Weiſen ...
So und nicht anders ſei's gedacht,
Und ſo, im Bann von Blut und Eiſen,
Begehn wir die geweihte Nacht.

Digitized by Google



Figurenschmuck an einem Portal der Kathedrale von Reims (Phot. Prof. Hamann)

Die Wiege der Gotik. Von Hans Rosenhagen

Im September des kriegsschweren Jahres 1914 waren die Reims belagernden deutschen Truppen durch Maßnahmen des Feindes genötigt, ihre Geschütze vorübergehend auf die berühmte, schöne und ehrwürdige Kathedrale der alten französischen Krönungsstadt zu richten. Daß dieser Angriff auf das herrliche Baudenkmal nur unter dem Zwange der Verhältnisse unternommen wurde, geht ohne allen Zweifel aus dem vor dem Beginn der Feindseligkeiten an die deutsche Artillerie ergangenen Befehl hervor, beim Beschießen der Stadt die Kathedrale nach Möglichkeit zu schonen. Und sicher wären stärkere Beschädigungen des Bauwerks von deutscher Seite vermieden worden, hätte der Feind die bemerkbare Rücksichtnahme sich nicht zunutze gemacht. So aber blieb schließlich nichts anderes übrig, als auch die Kathedrale für kurze Zeit dem Feuer der Geschütze auszusetzen. Der Lärm, der sich über diese unfreiwillige Tat der Deutschen in der Presse Frankreichs, Italiens und Englands erhob, zeugte von nichts weniger als von der ehrlichen Empfindung der Leute, die ihn machten. In Wahrheit entrüstete man sich nämlich nicht über den angerichteten Schaden, sondern darüber, daß man die Sentimentalität der Deutschen, dieser begeisterten Kunstfreunde, erheblich überschätzt hatte. Es wäre jenen Gelegenheitsschützern der Kunst ganz recht gewesen, wenn Deutschland die Erhaltung der Kathedrale mit ein paar Tausend seiner tapferen Söhne bezahlt hätte. Nun, soweit hat der Krieg uns schon zu Realisten gemacht, daß wir ästhetische Bedenken ohne Besin-

Eva mit dem Teufel
Figur an der Reimser Kathedrale
(Nach einem Gipsabguß wiedergegeben)

Digitized by Google

nen dem Wohle Deutschlands zum Opfer bringen, daß uns das Leben auch nur eines waffenfähigen deutschen Mannes höher gilt als das kostbarste Werk aus Menschenhand. Wer den Zweck will, darf die erforderlichen Mittel nicht scheuen. Im Kriege können Kulturwerte nicht immer geschützt werden. Wir haben uns in Friedenszeiten als so freudige und hingebungsvolle Bewunderer, Hüter und Erhalter alter Kunstwerke bewiesen, daß nur böser Wille uns blinde Zerstörungswut andichten kann. Wir haben nicht nötig, uns gegen den Vorwurf der Barbarei zu verteidigen. Jeder, der uns kennt, weiß, daß uns die Kunst und ihre Schöpfungen heilig sind und wir diese nur im äußersten Notfalle preisgeben. Aber selbst das kunstfreundlichste Volk kann nicht gestatten, daß der Feind das Kunstwerk als eine Art Schild benutzt, unter dessen Schutz er seine Pfeile ungestraft versendet.

Der heilige Maurus
Aus dem Figurenschmuck der Reimser Kathedrale

Das Jammergeschrei, das nach der teilweisen Zerstörung Löwens in einigen deutschen Zeitungen laut wurde, entsprang einer falschen Empfindsamkeit und hat uns im Auslande nur geschadet, insofern, als es den Anschein erweckte, es wäre nötig, die deutschen Truppen vor der mutwilligen Zerstörung unschätzbarer Kunstwerke zu warnen. Das war aber durchaus überflüssig und verrät wenig Achtung vor dem Kulturzustand unserer Offiziere und Mannschaften, der — es darf ohne Überhebung gesagt werden — höher ist als in jedem anderen Lande der Welt.

Die der Kathedrale von Reims drohende Gefahr hat in Deutschland selbst aber nicht nur das aufrichtigste Bedauern erweckt — sie erinnert auch daran, daß in verschiedenen anderen vom Kriege noch umtobten Städten Frankreichs sich ebenfalls viele kostbare Zeugen der mittelalterlichen kirchlichen Baukunst befinden, deren deutscher Charakter sie uns besonders schön und wertvoll erscheinen läßt. Man darf nämlich ohne Bedenken von dem deutschen Charakter dieser Schöpfungen sprechen; denn wenn es auch erwiesen ist, daß die Wiege der Gotik im nördlichen Frankreich stand, so läßt sich doch geschichtlich nachweisen, daß die Bewohner dieses gesegneten Landstriches im 12. und 13. Jahrhundert noch im wesentlichen rein deutschen Blutes, nämlich Franken waren. Die Kunst der Gotik, die in der kirchlichen Architektur Nordfrankreichs ihren erhabensten und glänzendsten Ausdruck fand, hat — vielleicht ist es nötig, das zu betonen — mit den Goten selbst nicht das geringste zu tun. Die Bezeichnung „gotisch“ für den Kunststil, der uns so verwandt anmutet, geht auf den bekannten italienischen Schriftsteller und Maler Va-

Die heilige Eutropia
Aus dem Figurenschmuck der Reimser Kathedrale

Digitized by Google

Die Kathedrale zu Reims
(Phot. Braun & Co. in Dornach)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der heilige Nikasius mit zwei Engeln. Kathedrale zu Reims (Phot. Prof. Hamann)

sari, den Zeitgenossen Michelangelos, zurück, dem wie den meisten seiner Landsleute alle nordische Kunst als barbarisch und somit als gotisch galt. Man hat diese Bezeichnung beibehalten, weil sie umfassender ist als alle sonst vorgeschlagenen; denn wie die Deutschen sich dagegen wehren, daß man diesen Stil den französischen nennt, so bestreiten die Franzosen uns das Recht, ihn als den germanischen Stil auszugeben. Nun, „Name ist Schall und Rauch", auch in diesem Falle. Mögen die Franzosen in den herrlichen gotischen Domen ihres Landes den Widerschein ihres Wesens finden: uns Deutschen scheint das feierlich Ragende, Inbrünstige, Geheimnisvolle und Phantastische der gotischen Kirchenbauten eher zu unserer als zu der immer etwas gespreizten und tändelnden französischen Art zu passen, und darum sehen wir in der Gotik, die von Nordfrankreich her sich über die Niederlande und Deutschland ausbreitete, den ursprünglichen und wahren Ausdruck des deutschen Geistes in der Kunst.

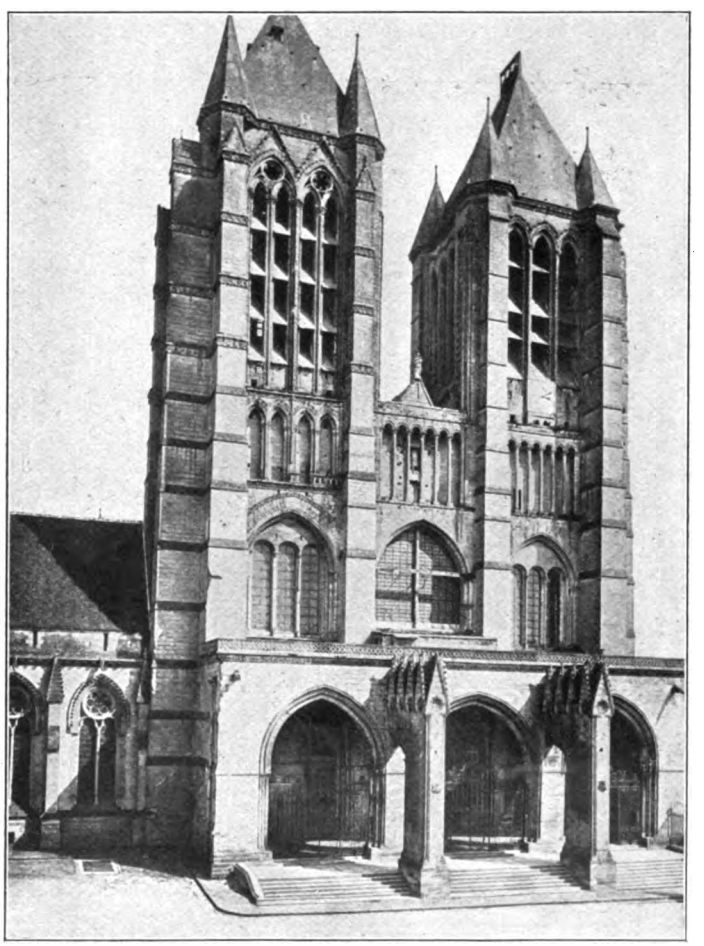
Schon darum wirkt der gotische Stil

Digitized by Google

Die Heimsuchung Mariä. Außenschmuck an der Kathedrale zu Reims
(Phot. Prof. Hamann. Verlag Dr. Franz Stoedtner in Berlin)

Digitized by Google

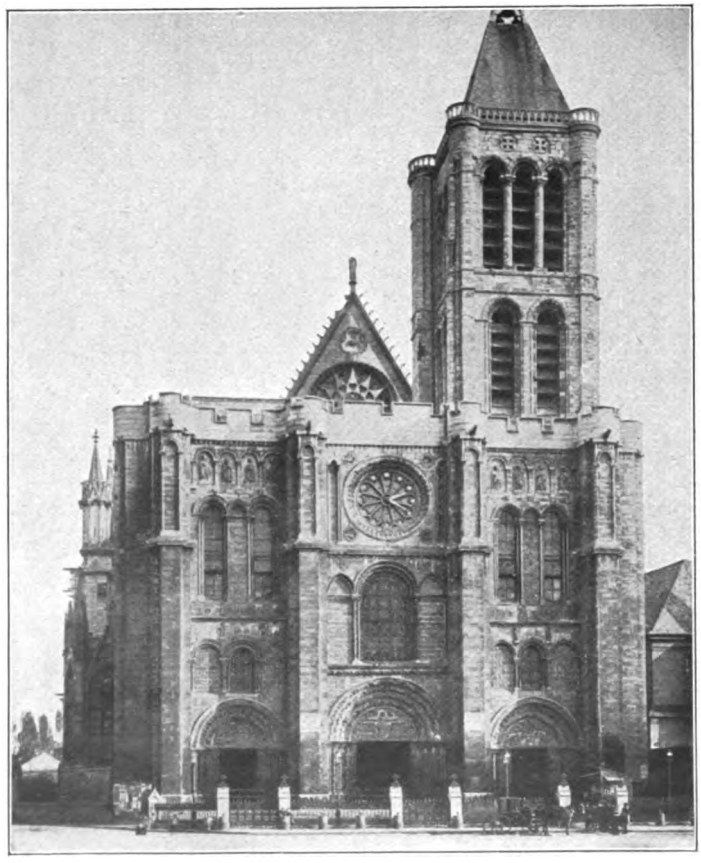
deutsch, weil er eine bewußte Abwendung von den künstlerischen Idealen der unter Roms Einfluß stehenden Welt darstellt, weil er das Erwachen des nationalen Bewußtseins der germanischen Rasse ankündigt. Daß diese Wendung zuerst in Frankreich bemerkbar hervortritt, hat seine besonderen Gründe. Mit der Entführung des sechsjährigen Heinrich IV. durch den Erzbischof Anno von Köln hatte in Deutschland eine Periode der Verwirrung und Zwietracht begonnen, die fast durch drei Jahrhunderte sich hinzog, auf der einen Seite das Aufblühen der Städte und des Bürgertums förderte, auf der anderen aber die Machtstellung des Reiches in Europa unaufhaltsam untergrub. Frankreich dagegen hatte in dieser Zeit sich zu entwickeln vermocht. Seine Könige wußten ihre ursprünglich winzige Hausmacht nicht nur geschickt zu befestigen, sondern von Norden, von der Isle de France aus über das ganze Land auszudehnen. An ihren Höfen blühten die Künste und Wissenschaften, und während das Deutsche Reich durch Kämpfe der Kaiser und Gegenkaiser, durch den Zwiespalt der Parteien innerlich zerrissen wurde, entfaltete sich in Frankreich das für diese Zeit so bezeichnende Rittertum in seiner glänzendsten Gestalt, das Rittertum, das soviel für die Ausbreitung des Marienkultus und des Minnedienstes getan und die Frau als Königin des Lebens auf immer eingesetzt hat. Auch auf religiösem Gebiete entwickelten sich hier freiere Anschauungen. Die Kreuzzüge, die von Frankreich ihren Ausgang nahmen, hatten teils aufklärend, teils anfeuernd auf das religiöse Empfinden gewirkt, es vor allem individueller gemacht. Das priesterliche Dogma befriedigte die Seelen nicht mehr, man sehnte sich nach einem innigeren, persönlicheren Verhältnis zu Gott. Die Scholastik suchte die Glaubenswahrheiten in ein philosophisches System zu bringen, und die Naturwissenschaft erhob schüchtern ihr Haupt. Und hatte bis dahin die lateinische Sprache als einziges literarisches Werkzeug gedient, so beginnt jetzt die nationale Poesie ihren Siegeszug. Die Dichtungen der Troubadoure und Sänger werden Volksgut. Die bisher verächtlich behandelte Muttersprache zeigt in den Schöpfungen der Poeten ihre Kraft und Macht und eine unendliche Ausdrucksfähigkeit.



Kathedrale zu Noyon. Ein Beispiel der frühesten Gotik

Digitized by Google

Die Kunst konnte gegen dieses Blühen und Wachsen des nationalen und religiösen Lebens nicht unempfindlich bleiben, zumal der Kreis ihrer Gönner sich erheblich erweitert hatte. Waren es vorher fast ausschließlich die Fürsten und Mönchsorden gewesen, die ihr Pflege und Förderung zuteil werden ließen, so treten jetzt die Ritterschaft und das Bürgertum als Auftraggeber dazu. Sie gewann durch Berührung mit diesen Kreisen an Kraft und Tiefe des Ausdrucks und an Volkstümlichkeit. Eine Fülle neuer Ideen und Empfindungen strömte ihr zu und verlangte nach einer neuen künstlerischen Fassung. Die feierlichen, starren Formen des romanischen Stils paßten in keiner Weise mehr für die stürmische Glaubensinbrunst, die das Volk nach den Kreuzzügen erfaßt hatte, zu dem mystischen Schwung, mit dem die Seelen sich nun zu Gott, zu Christus und Maria erhoben. Dieser Drang nach dem Himmel, diese begeisterte Frömmigkeit, diese Sehnsucht nach Gott und den Heiligen gab der Architektur jener Zeit das Gepräge, brachte einen ganz starken Gegensatz zu dem bisher herrschend gewesenen romanischen Baustil hervor. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß die Erbauer der ersten gotischen Kathedralen an schöpferischer Erfindungskraft, an Originalität den größten Architekten der antiken Welt an die Seite gestellt zu werden verdienen; denn sie haben Lösungen für ihre Probleme gefunden, die in ihrer Art ebenso neu wie unübertrefflich sind, und sich als Konstrukteure ersten Ranges erwiesen. Die Verinnerlichung der Religion, die aus deutschen Herzen ihren Ausgang nahm, hat in ihren Bauten einen durchaus sinngemäßen, ja den höchsten künstlerischen Ausdruck und die überwältigendsten Denkmäler erhalten.



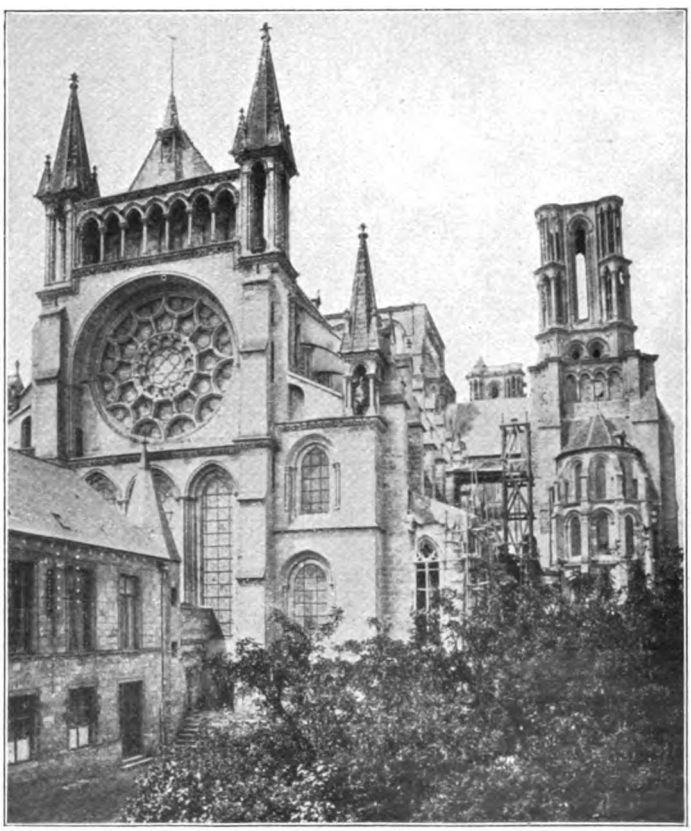
Die Abteikirche von St. Denis in Paris

Diese gotischen Kathedralen sind nicht nur Wunder der Technik, sondern auch Wunder einer Opferwilligkeit ohnegleichen. Das Material, aus dem sie hergestellt sind — meist ist es Sandstein —, die ungeheure handwerkliche Arbeit, die, außer dem Bau, der überreiche künstlerische Schmuck erforderte, beanspruchten Mittel, die selbst nach heutigen Begriffen fast unermeßlich erscheinen. Dabei herrschte unter den Städten ein Wetteifer, sich in gewaltigen Gotteshäusern zu überbieten. Die Möglichkeit zu solchen nach allen Richtungen hin erstaunlichen Leistungen boten allein der Glaubenseifer, die Opferfreudigkeit der Bevölkerung. Diese Kathedralen

Digitized by Google

Tympanonschmuck der Kathedrale zu Laon. (Nach einem Gipsabguß)

sind Gebete von Stein, die das Volk der Städte zum Himmel sandte. Je höher jene in die Lüfte stiegen, um so eher schien Aussicht vorhanden, daß sie Gottes Thron erreichten. Jeder, der dem Bau diente, sei es, daß er Steine herzuschaffte oder als Maurer und Steinmetz sich betätigte, sei es, daß er Geld, Altäre, Fenster, Glocken, Heiligenfiguren oder Gestühl stiftete, war überzeugt, Gott damit seine Frömmigkeit zu beweisen, sich ein Anrecht auf seine Gnade und einen Platz im Himmel zu erwerben. Waren dem Schöpfer alles Seins die Kreuzzüge wohlgefällig gewesen, so mußten es auch diese Häuser sein, in denen das ganze Volk sich zu vereinigen vermochte, um ihn zu preisen. Von überall eilten die Gläubigen herbei, um das Unternehmen zu fördern, das nicht selten weit über die Kräfte einer ganzen Generation ging, so daß man kommenden Geschlechtern die Vollendung über-



Die Kathedrale zu Laon

Digitized by Google

lassen mußte. Auf diese Weise sind manche dieser erhabenen Bauten nie, andere erst im 19. Jahrhundert fertig geworden. Wie dürftig erscheint alles, was wir von der frommen Gesinnung der Gegenwart erfahren, wenn wir in dem Berichte Sugers, des Ministers und Geschichtsschreibers Ludwigs VI., des Erbauers und Abtes der Kirche Saint Denis, über den von ihm betriebenen Bau lesen: „So oft man an Seilen große Blöcke aus der Tiefe des Steinbruchs zog, kam Herr und Bauer, selbst aus der entferntesten Umgegend, um sich mit Arm, Brust und Schulter in die Geschirre zu spannen und an Stelle der Zugtiere die Last zu schleppen."

Madonnenstatue an der Kirche Notre Dame zu Paris

Man hatte früher diesem Abte Suger den Ruhm zugesprochen, der Schöpfer des gotischen Baustils gewesen zu sein, allein heute wissen wir, daß dem Bau von Saint Denis andere vorangegangen sind. Französische Gelehrte geben der Kirche von Morienval das Zeugnis, daß in ihrem Chor ein Menschenalter vor Suger bereits die Wölbungen im gotischen Kreuzrippensystem hergestellt sind; doch dürften sie sich hinsichtlich der Entstehungszeit dieses Chors irren. Er wurde wahrscheinlich nur wenige Jahre vor der berühmten Abteikirche gebaut. Mit ziemlicher Sicherheit dagegen läßt sich behaupten, daß der gotische Stil zuerst in der Pikardie auftritt, zunächst noch in Verbindung mit der quadratischen Grundrißanlage, die bezeichnend ist für den romanischen Stil. In den Kirchen St. Etienne in Beauvais, zu Airaines und Lucheux treten einige gotische Elemente wie Kreuzrippengewölbe, spitzbogige Quergurte und Spitzbogen bereits deutlich hervor. An der Seine zeigen vor Saint Denis die Kollegiatkirche von Poissy, deren Grundriß dem der späteren Kirche von Notre Dame in Paris sehr ähnlich ist, und in Paris selbst St. Martin-les-Champs den Übergangsstil. Jedenfalls tritt die Frühgotik in der Abteikirche von Saint Denis bereits als ein ziemlich fertiger

Digitized by Google

Die Kirche Unſerer Lieben Frau (Notre Dame) zu Paris

Digitized by Google

Stil ans Licht. Die schöne Westfassade mit der zwischen zwei Türmen eingespannten Vorhalle und noch mehr der Chor, von dessen doppeltem Rundsäulenumgang sieben eng aneinandergerückte Kapellen ausstrahlen, wurden vorbildlich für alle Kirchenbauten während der nächsten hundert Jahre.

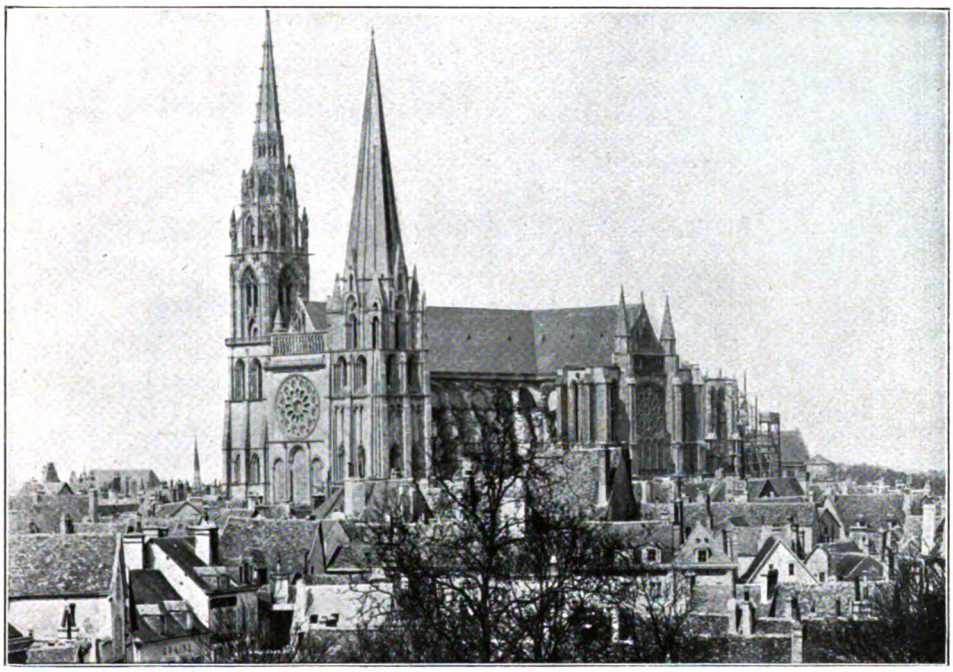
Bezeichnend für den frühgotischen Stil, der ungefähr das 12. Jahrhundert beherrscht, ist der aus dem romanischen Zeitalter her noch halbkreisförmig gebildete Chor. Als Stützen dienen in der Hauptsache noch Rundpfeiler, auch sind meist die Emporen beibehalten und die Dekorationen spärlich. Das Hauptwerk dieser Periode ist die Notre-Dame-Kathedrale von Paris, eine fünfschiffige Basilika, deren einschiffiges Querschiff ziemlich in der Mitte des Baues liegt und nur wenig über die Langseiten hinaus sichtbar wird. Wenn der Innenraum auch durch seine riesigen Maße eindrucksvoll wirkt, so hat er doch durch die zu starke Besetzung mit Säulen, aus deren korinthischen Kapitellen die „Dienste" der Gewölberippen aufsteigen, etwas Schwerfälliges erhalten. Die eigentliche Schönheit dieses Bauwerkes liegt in der Fassade, deren wirksamste Elemente, die drei überreich geschmückten Portale, das in der Höhe des Mittelbaus befindliche Radfenster, dem Vorbilde der späteren Rosen, und die beiden mächtigen, helmlos gebliebenen Türme, fast allen französischen Kathedralen als Muster gedient haben. Was diesen prachtvollen Bau noch als eine Schöpfung der Übergangszeit charakterisiert, ist die starke Betonung der Wagerechten in der Fassade, die dem Sinne der senkrecht aufstrebenden Gotik widerspricht, dafür aber die Wucht und Schönheit der Verhältnisse aufs wirksamste hervorhebt.

Die Kathedrale von Laon ist die fast gleichaltrige Schwester der Notre Dame. Die tiefliegenden Portale und Fenster und die freiere Behandlung der Galerie über den Fenstern, die mit ihren Rundbogen ganz und gar nicht gotisch wirkt, geben ihr einen düsteren, fast leidenschaftlichen Ausdruck, und die Lage auf einer steilen Höhe verleiht ihr etwas Unnahbares, Burgmäßiges. Notre Dame von Chartres gehört ebenfalls in den Kreis dieser Kirchen, unterscheidet sich indessen darin von ihnen, daß ihre Türme bis zur Spitze vollendet sind und daß das an und für sich riesige Schiff durch die Höhe der Wölbung merkwürdig kurz erscheint und trotz seiner gewaltigen Fenster dunkel bleibt. Notre Dame von Reims, als deren Erbauer Robert de Couci gilt, zeigt in

Der heilige Theodor
(Kathedrale zu Chartres)

Die heilige Modesta
(Kathedrale zu Chartres)

Digitized by Google



Seitenansicht der Kathedrale zu Chartres

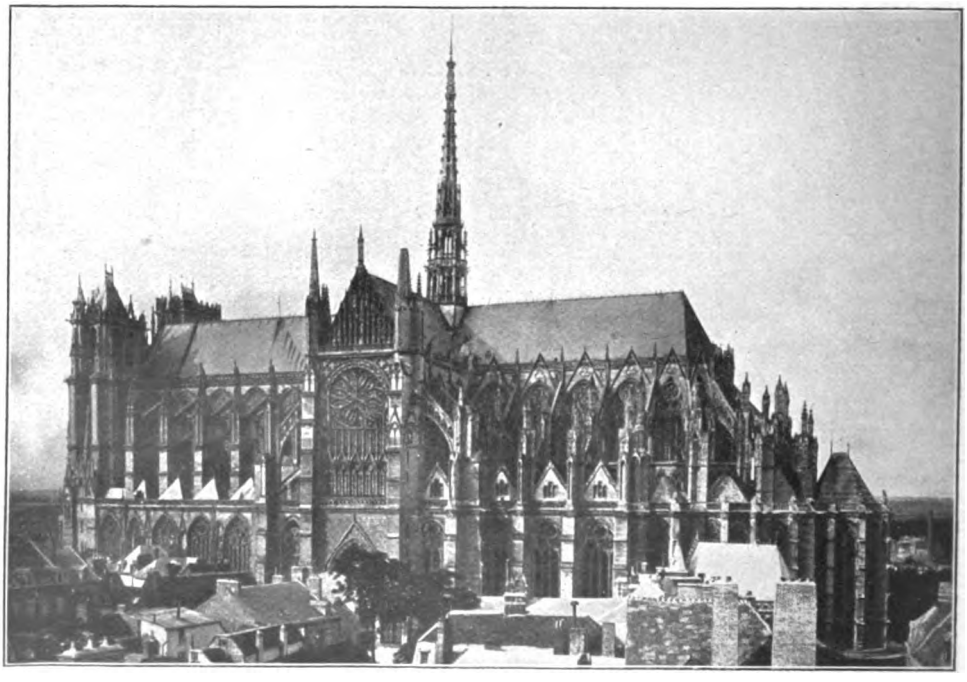
der Fassade zwar auch eine gewisse Ähnlichkeit mit der Pariser Hauptkirche, zugleich aber eine vollendete Ausbildung des gotischen Systems und eine vollkommene Befreiung von romanischen Elementen. Ein großer Schwung geht durch alle Glieder der Fas-

Figuren vom Außenschmuck der Kathedrale zu Chartres (Phot. Prof. Hamann)

Digitized by Google

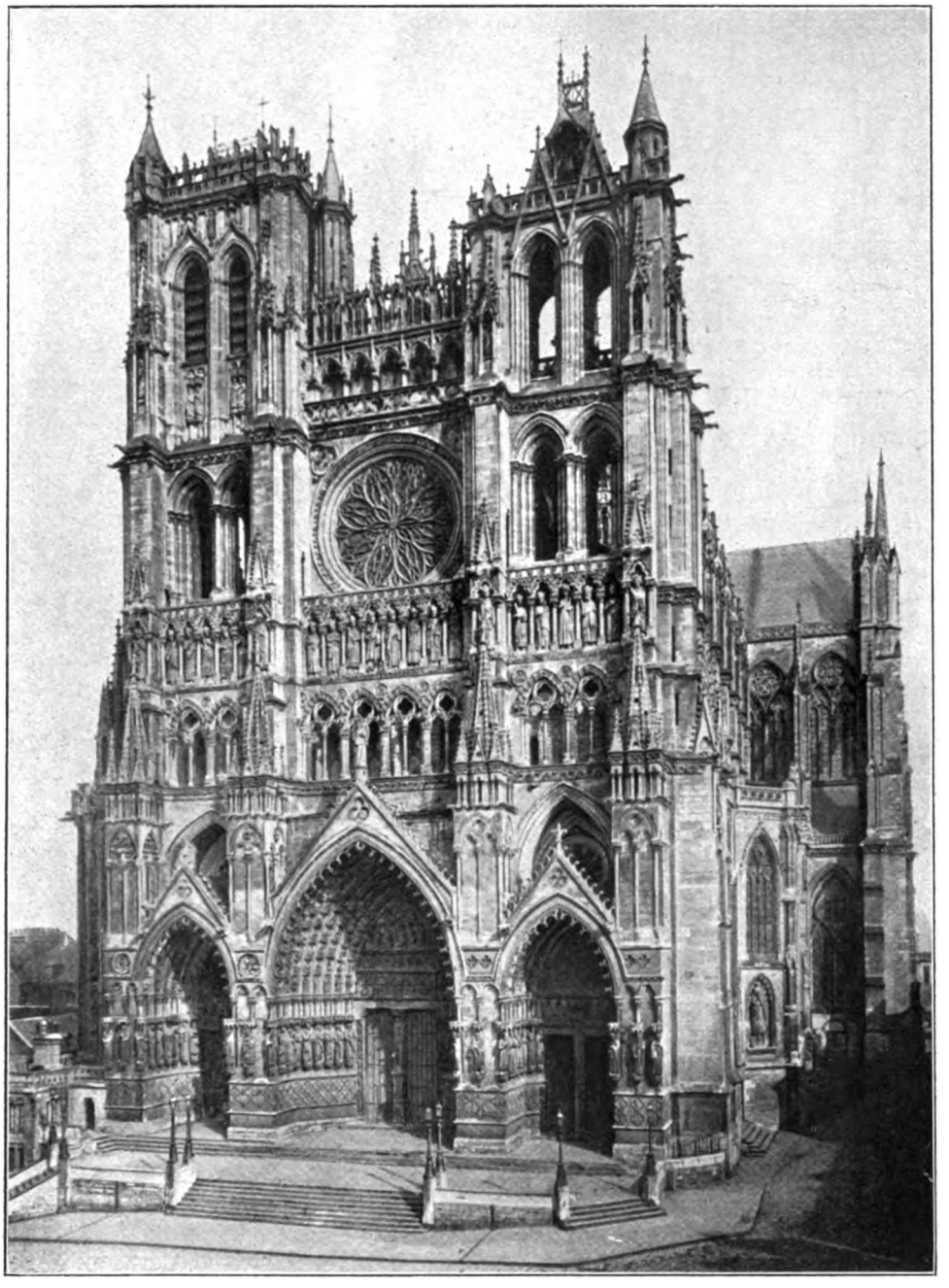
sade. Wie in einem Walde die Pflanzen, so recken sich die Fialen und Wimperge mit ihren „Riesen", Spitzgiebeln und Kreuzblumen in die Luft. Die Mauer selbst ist durch köstliche Fenstergliederungen ihrer Bodenschwere entkleidet, die Türme sind durchsichtig geworden, und in den spitzbogigen Nischen über den Fenstern, in den Pfeilern zwischen den Fenstern stehen unzählige Figuren. Die Seiten des Baus wirken nicht weniger reich und festlich. Kraftvoll und anmutig zugleich steht dieses Gotteshaus da, das ursprünglich sieben Türme besaß und dessen erhaltene beide Westtürme wie die Pariser ohne Spitze geblieben sind. Dreiundachtzig Jahre Bauzeit sind darauf verwendet worden.

Die schönste Kathedrale aus der Blütezeit der Gotik im 13. Jahrhundert aber ist wohl Notre Dame von Amiens. Sie wurde von Robert de Luzarches erbaut. Seine kühnen Konstruktionen verraten einen höchst genialen Architekten. Die Wucht der Pariser Notre Dame erscheint in seiner Schöpfung vergeistigt, die Pracht der Reimser überboten. Der Bau der Kathedrale von Amiens setzt der Entmaterialisierung des Steins durch die Kunst des Architekten die Krone auf. Die Mauern haben ihr Massiges verloren, die Stützpfeiler der Gewölbe schießen, in Bündel zerlegt, elastisch, als wären sie aus Stahl, in unendliche Höhen, bis sie den Schlußstein erreichen. Durch eine geschickte Erhöhung der Seitenschiffe wirkt der Raum fast unabsehbar, und seine gewaltige Höhe läßt die Riesenmaße des Gewölbes recht eigentlich verschwinden. Leicht und selig schwebt dieses über dem ungeheuren Raum. Nach dem fabelhaften Eindruck, den das Innere der Kathedrale macht, erscheint die Fassade beinahe schwunglos. Dazu trägt wohl am meisten der prunkvolle plastische Schmuck der drei Portale bei, der allerdings wohl weniger drückend empfunden würde, wenn die Türme hätten vollendet werden können. Der stolze Bau fand seine Nachahmer. In Beauvais wollte man ihn noch übertreffen; aber der kühne Plan wurde zu Wasser. Der Chor, mit dem der Architekt begann, stürzte infolge falscher statischer Berechnungen ein, und als man ihn zum zweiten Male fertig hatte, stellte sich heraus, daß er bei seiner außerordentlichen Höhe nur durch recht unschöne Außenstützen aufrecht zu erhalten war. So unterließ man denn den Bau des



Seitenansicht der Kathedrale zu Amiens

Digitized by Google

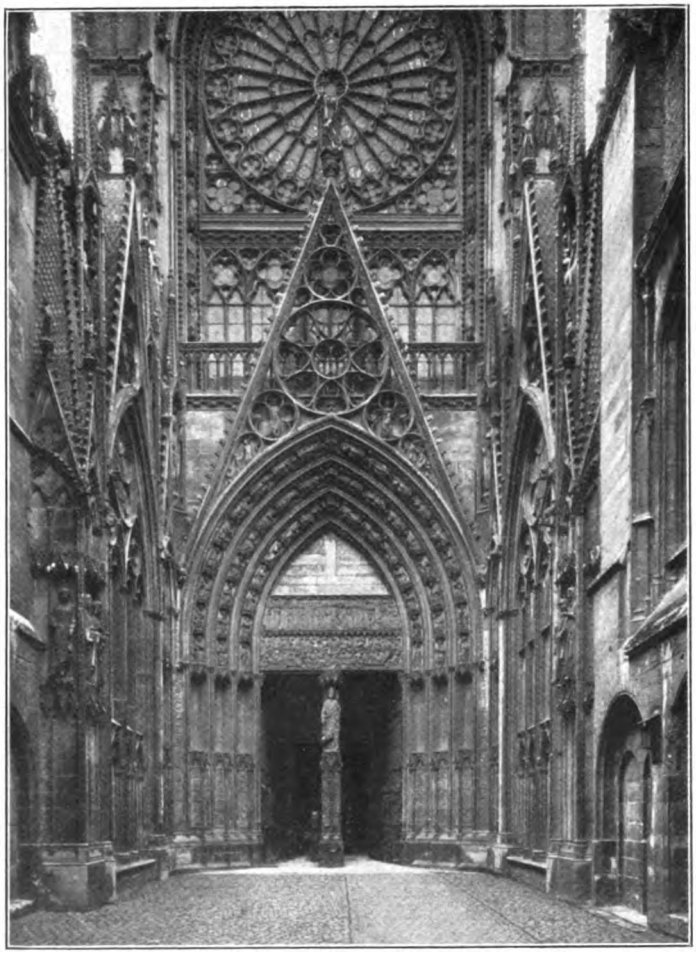


Die Kathedrale zu Amiens
(Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin)

Digitized by Google

Schiffes. Am nächsten kommt der Schöpfung Luzarches' die Kathedrale von Tours.

Die Gotteshäuser der Normandie zeigen die Gotik in einer eigenen Form. Bezeichnend für diese sind die mächtigen Vierungstürme, die als Lichtquellen dienen und den Bauten etwas Hochstrebendes, Ernstes geben. Die schönsten Beispiele



Nordeingang der Kathedrale zu Rouen

dieser normännischen Gotik bilden die Kathedralen von Rouen und Coutances.

Neben solchen das Gesicht der einzelnen Städte stark bestimmenden riesigen Kathedralbauten hat die Gotik in Frankreich eine Reihe wundervoller kleinerer Kirchen und Kapellen hervorgebracht. Die köstlichste ist die Sainte Chapelle, die im Hofe des Pariser Justizpalastes steht und die Schloßkapelle Ludwigs des Heiligen war. Schon die Anlage, die Teilung in Ober- und Unterkirche, ist merkwürdig. Diese dreischiffig, niedrig und kryptenartig, war für die Dienerschaft bestimmt, jene, einschiffig, ist von einer fast überirdischen Schönheit. Man glaubt in eine der märchenhaften, im Glanze der Edelsteine funkelnden Hallen aus Tausendundeiner Nacht zu treten. Eine Illusion, die erzeugt wird durch die die ganzen Wände ausfüllenden farbenprächtigen Fenster. Das glüht wie Rubine und Saphire und gibt durch diese Mischung von feurigem Rot und Blau dem Raum eine ganz zauberhafte Stimmung, der sich kein fühlender Mensch entziehen kann. Die von allen Seiten strömenden Wogen farbigen Lichtes lassen das polychromierte Mauerwerk kaum noch wirken. Es scheint nur noch ein zartes Gerüst für die Wunder der Glasmalerei, die des heiligen Ludwig Kirche schmücken. Ein paar sehr edle Apostelfiguren gehen in dem großen Eindruck des Ganzen ebenfalls beinahe unter. Aber auch diese unvergleichliche Schöpfung, deren Urheber Pierre de Montereau war, ist in ihrer Art nicht einzig geblieben. In der Marienkapelle der Abtei St. Germain-en-Laye hat der Künstler selbst Ähnliches erstrebt, und im Schlosse von St. Germain ließ Ludwig der Heilige sich ebenfalls eine allerdings bescheidenere Sainte Chapelle bauen.

Es ist hier bisher immer nur von den Architekten gesprochen worden als den eigentlichen Schöpfern des gotischen Stils; an der glorreichen Wirkung ihrer Kirchen aber sind auch die anderen Künste sehr stark

Digitized by Google

Zwei Propheten vom Mosesbrunnen des Claus Sluter
(Im Kartäuserkloster zu Dijon)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

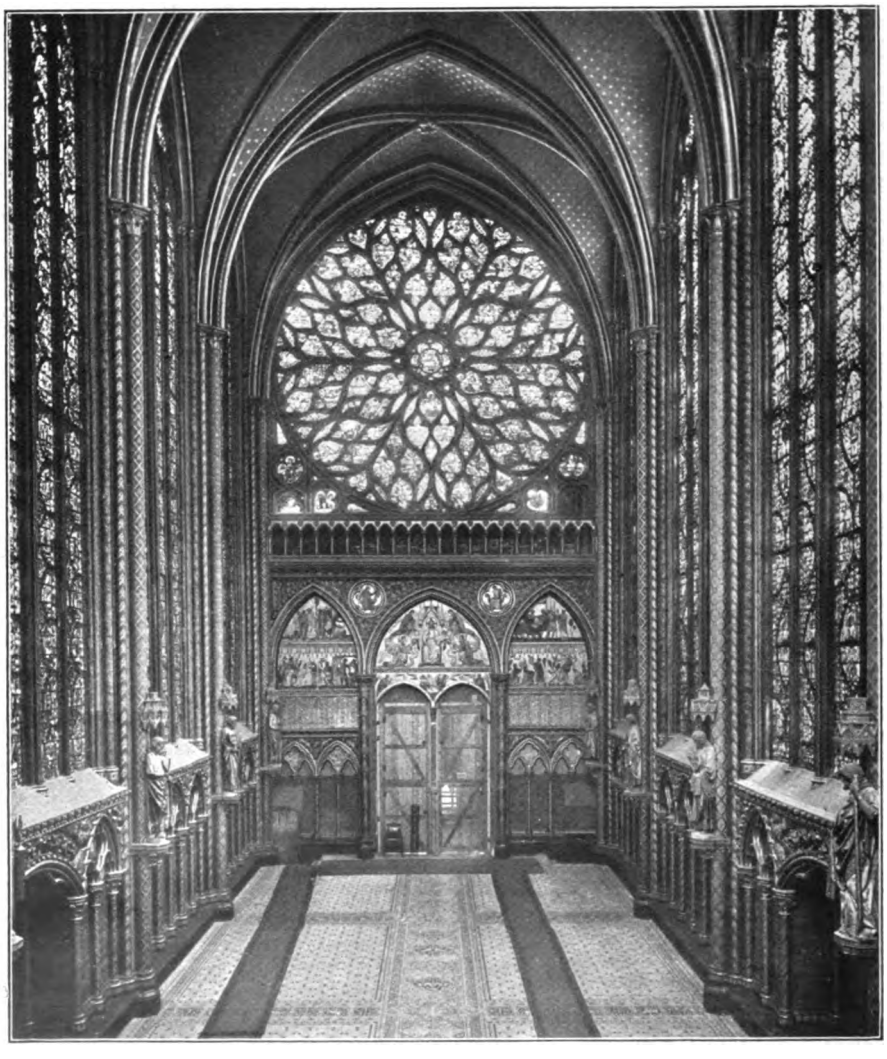
beteiligt. Der wundersamen Glasfenster in Sainte Chapelle wurde schon Erwähnung getan, jedoch auch die anderen Kirchen entbehren dieses Schmuckes nicht. Er war sogar eine Notwendigkeit, sollten diese ungeheuren Andachtsräume mit den unendlichen Fenstern nicht öde wirken. In Saint Denis, in Chartres und in Paris, das immer ein Mittelpunkt des französischen Kunsthandwerks war, sind die berauschenden Leistungen der Glasmalerei entstanden, die heut noch das Entzücken der Besucher jener gotischen Kathedralen bilden. Und was wären die gotischen Dome ohne ihren plastischen Schmuck, dessen Reichtum nicht allein die Fassaden so bedeutungsvoll und schön macht, sondern auch in hohem Maße dazu diente, die nackten und oft nüchternen Konstruktionen der Architekten zu verdecken und zu idealisieren! Es sind unter diesen gotischen Bildhauern Künstler gewesen, deren Werke an innerlicher Größe, an monumentalem Ausdruck den berühmtesten Schöpfungen des Altertums in nichts nachstehen. Der Hauptsitz der französischen gotischen Steinbildnerei scheint sich in Chartres befunden zu haben. Die Kathedrale von Chartres zeigt in ihrem Figurenschmuck die ganze Entwicklung der gotischen Plastik von ihren archaistischen Anfängen bis zur reifen Vollendung. Die Hände der hier wirksam gewesenen Meister erkennt man in zahlreichen Figuren und Reliefs der Kathedralen von Paris, Le Mans, Saint Denis, Amiens, Reims wieder. Im 13. Jahrhundert wirken viele niederländische Bildhauer an der Ausschmückung französischer Kirchen mit, und unter diesen tritt als überragende Begabung besonders Claus Sluter hervor. Er wurde von Philipp dem Kühnen mit anderen Künstlern für die Ausschmückung des von diesem gegründeten Kartäuserklosters in Dijon verpflichtet. Sein bedeutendstes Werk dort ist der Mosesbrunnen im Hofe der Kartause. Eigentlich müßte er Prophetenbrunnen genannt werden; denn an den sechs Seiten des Mittelstücks sind außer Moses noch David, Jeremias, Zacharias, Daniel und Jesaias dargestellt; aber die Erscheinung des großen Gesetzgebers mit den Flammenhörnern auf der Stirn wirkte so mächtig, daß man seinen Namen dem Kunstwerke gab. Er bereitet durch die Gewalt des geistigen Ausdrucks schon auf den Moses Michelangelos vor.

Um das Ende des 12. Jahrhunderts nahm die Gotik von ihrer Wiege in Nord-

Die Sainte Chapelle in Paris

Digitized by Google

frankreich aus den Weg nach Deutschland, zuerst in die Rheinlande, und fand dort, getragen von der Empfindung des Volkes, wieder eine besondere Ausbildung. Lange hat man den wahren Wert ihrer Schöpfungen in Deutschland nicht geachtet. Der Dreißigjährige Krieg hatte nicht nur die hohe Blüte der deutschen Kunst vernichtet, sondern auch das nationale Selbstgefühl unseres Volkes. Erst nach dem Erscheinen Friedrichs des Großen begann es wieder zu erwachen, und Goethe war einer der ersten, denen Empfindung dafür wuchs, daß die Gotik die Kunst ist, die ganz aus deutschem Gemüt und deutscher Phantasie gewachsen ist. Und nun, da Deutschland stark, mächtig und einig geworden ist im Kampfe um sein Dasein mit einer Welt von Feinden, wollen wir sie doppelt hoch und heilig halten die Kunst, in der sich alles spiegelt, was uns den Vorzug vor anderen Völkern gibt: unser Streben hinauf, unsere Liebe zu Gott und den Menschen und unser heiliger Eifer zum Guten und Schönen.



Inneres der Sainte Chapelle zu Paris

Digitized by Google

Die Treppe

Roman von Viktor v. Kohlenegg

(Schluß)

Käthe erschien wieder regelmäßig in der Alten Jakobstraße, als hätte die lichtlose Enge ihrer Winkel einen neuen Reiz gewonnen. Daheim arbeitete sie mit straffer Anspannung. Sie nahm die Aufträge mit kaltem Gleichmut hin, als müßte es so sein. Und wie das dann immer ist: sie kamen jetzt noch reichlicher als sonst. Arbeit! Arbeit!

Des Abends saß sie viel bei Roedebecks. Sie brachte das Abendbrot mit. Die kleine Frau Roedebeck kochte Tee, und Onkel Ferdi leckte sich den Schnabel. Das war ganz gemütlich. Ein Sicheinhuscheln in die vertraute und einmal gehaßte Vergangenheit. Käthe konnte sich einbilden: jetzt stand sie auf, sagte gute Nacht und bereitete sich ihr kühles, schmales Bett.

Dem Lädchen ging es sonst nicht gerade gut. Es machte schlechte Geschäfte. Niemand wollte sich mehr mit den Geheimnissen der Liebe, des Spiritismus und der Kunst, energisch zu werden, einlassen. Die Reclambändchen und alten Engelhörner verblaßten. Nur die Ansichtskarten gingen noch. Kinder und Dienstmädchen wählten eine halbe Stunde lang, dazu Briefbogen, Hefte und Federn. Sollte man sich neue Artikel zulegen? Ein Pfenniggeschäft, das kaum die Miete brachte. Es war alles noch blitzsauber, aber die kleine Frau Roedebeck war noch kleiner und stiller geworden.

Der Erfinder der Senfspritze und der milden Saucen ging noch täglich mit unverminderter Behendigkeit davon, schon um nicht der Frau zu häufig unter die Augen zu geraten; Kommissionen . . .! Eiliger Vorspruch bei Käthen: „Ich komme vorüber!... Kann ich dir was abnehmen?" Sonst war wenig ‚Betrieb'. Aber er las jetzt viel, Bücher, die er im Ramsch erwarb, mitunter fehlten ein paar Seiten, halbe und ganze Kapitel. Er brachte so einen Schatz mit Begeisterung heim, als begönne nun eine neue Epoche für ihn, als hätte ihm das Geschick nur erst dieses Buch in die Hand drücken wollen! Paßt mal auf! Jetzt! Jetzt! Die Welt ward ihm weit und der Kragen zu eng. Es waren Biographien, zum Teil phantastisch und mit populärer Nutzanwendung. Der Weg zum Erfolg. Carnegie, Rockefeller. Sie waren einfache Arbeiter und Laufjungen gewesen — heute ‚durch freies Arbeiten' ungekrönte Könige! „Jeder kann ein gleiches erreichen. Oder halten Sie sich für unfähig? Verlangen Sie sofort Prospekt B — —" Nein, Onkel Ferdi hielt sich nicht für unfähig. Er verlangte sofort. Las mit kurzem Atem und feuchter Stirn, ein Haschischraucher, dem die Erde leicht ward und seine windige Faulheit zum Lebensdrang.

Käthe gab noch reichlicher als sonst. Die alten Leutchen sollten nicht Not leiden. Indessen, sie selbst war nicht der Mensch, sich dauernd auf andre zu stützen. ‚Man muß sich nicht so haben!' sagte sie sich wie in alter Zeit.

An einem Tag der späten Novemberzeit war sie nach langer Frist wieder einmal bei Wiedeborns gewesen. Hanna hatte eine Auswahlsendung gewünscht, und Käthe war kurz entschlossen selbst gekommen, mit einem verborgen brennenden, neugierigen Verlangen. Sie war auch einmal durch die Kurfürstenstraße gegangen, furchtbar erbittert und — treu; sie liebte noch die Tür, durch die er schritt, durch die sie selbst so viele Male eingetreten war, die Steinplatten, die sein Fuß berührte. Aber sie hatte es nie wieder getan. Ihr schwindelte, als sie die Tür sah.

Es waren keine andern Gäste da. Ja, Hanna schien es gut mit ihr zu meinen; sie saßen zwei Stunden lang wie in alter, bester Zeit beieinander, aber ein paarmal war es so, als hätte sich jene doch in der Zwischenzeit ihre Gedanken gemacht. Allein Käthe verriet sich mit keiner Wimper.

Dann hatte Hanna Wiedeborn auch von sich selbst und allerlei eignen Plänen erzählt.

Digitized by Google

Es ging nun bald wieder auf den Winter zu. Und da war Heinrich Nonnemann in seinem Bureau eifrig mit Zeichnungen für ein Haus in Dahlem beschäftigt. Wiedeborns wollten es sich bauen und vielleicht schon im nächsten Spätherbst hinausziehen, wenn es bis dahin fertig würde.

Hanna zeigte Käthen die Blätter und schien voll Freude und Eifer zu sein. Ja, das wurde schön! Die konnten sich alles leisten, auch einen großen Garten mit weinumsponnener Pergola, mit Terrassen und aufgespannten bunten Zeltschirmen. An der Seite aber an einem flügelartigen Vorbau sah man ein großes Atelierfenster. Was bedeutete das? Käthe fragte, nachdem sie es eine Weile aufmerksam betrachtet hatte. Doch Hanna lächelte bloß und zuckte die Achsel, als handelte es sich um einen architektonischen Einfall Heinrich Nonnemanns. Dann packte sie bedachtsam die Blätter wieder fort.

Da begriff Käthe blitzschnell. Es hatte sich allem Anschein nach auch hier inzwischen etwas weitergesponnen — freilich nach der guten und besten Seite hin. Vielleicht hatte Heinrich Nonnemann erklärt: die letzten zwei Jahre waren nicht gut für mich, Hanna, da tu' ich nicht mehr mit! Nein, das Henri hin und Henri her — das genügte auf die Dauer keinem.

Käthe gönnte es ihr. Aber ihre Freude war nicht ganz leicht und frei. Es gab noch Stellen in ihr, die empfindlich waren wie frische Wunden.

⁂ ⁂ ⁂

Heute bat Käthe Fräulein Banzerbieter, die muntre Philine, die sich immer mehr als Juwel erwies, für sie den Laden zu schließen. Käthe selbst machte sich um halb acht Uhr auf den Weg. Der kleine Omnibus war gestopft voll. Sie hatte zum Glück einen Platz an der Tür ergattert, sodaß sie hin und wieder einen feuchtkalten Atemzug tun konnte. Berlin war weiß. Man sah es durch die beschlagenen Scheiben. Alles war traulich und lustig, weiß bepackt, schief und bauchig. Das Leben glitt lautloser, das Nüchterne, Schmierige, Häßliche war lustig belebt, und die Schutzleute sahen wie gutmütige Schneemänner aus.

Käthe wollte zum Potsdamer Platz. Sie mußte dann noch das kurze Stück bis zur Bernburger Straße gehen, denn sie wollte in die Philharmonie.

Aber in der Nähe der Friedrichstraße kam der bewegliche Sechseromnibus nicht weiter. Auch alle Räder vor ihm standen still. Denn quer durch die Leipziger Straße zog ein Trupp Menschen. Die Fahrgäste in den Wagen waren aufgestanden, drückten die Gesichter an die Scheiben, und die Deckpassagiere bogen sich über die Geländer. Man hörte in der Stille die Schritte klappern und knirschen. Und hin und her wehend klang mit rhythmischen Pausen ein marschierender feierlicher Gesang.

Es schien ein langer Zug zu sein. Aber er bewegte sich in guter Ordnung. Man war erst nur neugierig aufgestanden. Aber manchen faßte bald ein Mitleid und ein Schrecken an.

Die Flocken wirbelten unruhig. Der Zug nahm kein Ende. Die Mützen, verbeulten Hüte, bunten Kopftücher und unverhüllten Haare waren weiß. Alte, junge Männer, Burschen, Bekümmerte, Stumpfe, Verbißne, Drohendernste, Aufrechte, Gebeugte, Zerlumpte, Saubere in Mänteln und dicken Handschuhen, Vierschrötige, Kräftige, Blaßkranke und Schwindsüchtige, junge und alte Frauen glitten vorüber, hingegeben an den Gesang, an den Ernst und die blinde Erbitterung dieser Stunde; dazwischen frierende Kinder, stolpernd an der Hand der Alten oder auf ihrem Arm, singend und kreischend oder weinend und schlummernd — — alles verschneit, verschneit; und immer mehr Schnee stürzte aus dem Dunkel herab, als wollte er dämpfen und lindern.

Es waren die vielen Arbeitslosen dieses Winters.

Käthe stand an der Tür und sah über die Schulter des dicken Schaffners. Ihre Wangen waren blaß. Das Herz tat ihr weh, und tief unten regte sich auch in ihr ein Groll, und es war ihr eine Sekunde lang, als müßte sie das stürmische Lied mitsingen. Ihre Augen wurden feucht. Es war die Nervenerschütterung durch den Gesang. Aber sie sah auch die Frauen, die Kinder, weißhaarige, stumpftrottende Männer. Sie dachte an das Buch des Herrn von Wiedeborn, an seinen Eifer und Erfolg. Es erschien ihr in dieser Nähe wie

Digitized by Google

eine der Schneeflocken, die auf eine sorgenheiße Stirn fiel! ... Helfen — helfen können —!

Alle neben ihr im Wagen dachten es wohl mit ihr, in Mitleid und Sorge. Die Stille um den brausenden Zug wuchs förmlich. Der Boden schien unter den Hunderten und Tausenden von Füßen zu wanken, und in den Zuschauern erwachte zugleich ein dankbar-scheues Gefühl der Zufriedenheit mit dem eignen Los. Die Lichtreklamen kreisten und blitzten erschrocken, die herrlichen Läden gleißten und lockten — und man hätte die Lichter im Augenblick löschen mögen; man schämte und fürchtete sich. Niemand sprach. Nur der dick vermummte Schaffner sagte durch den struppigen Schnauzbart: „Die armen Leute!" — „Sie wollen ja nicht Schnee schippen!" sagte ein junger Herr, der eine Zigarette rauchte. „So 'ne armen Menschen!" sagte der Schaffner lauter durch den dicken Schnauzbart — obwohl ihm der junge Herr einen Sechser Trinkgeld gegeben hatte. Ob der wohl Schnee schippte?

Der Zug wurde länger und länger. Es schien wirklich erst die Spitze hier durchmarschiert zu sein. Käthe wünschte, trotz der Lähmung, die über sie gekommen war, auszusteigen und auf einem Umweg nach der Philharmonie zu fahren. Aber dann zögerte sie wieder. Es erschien ihr freventlich und leichtfertig, jetzt an so etwas zu denken. Sogar ihr eigner Schmerz dünkte ihr unter diesem Eindruck gleichgültiger, ihre inbrünstig quälerische Hast! Sie wollte umkehren und still bei Roedebecks oder bei einem Buch daheim sitzen! Aber das war ihr erst recht unmöglich. Sie stieg ab und wand sich durch Bahnen, Wagen und Menschen hindurch. Sie wollte keine Zeit mehr verlieren. Sie hatte sich schon vorgestern eine Karte besorgt. Es trieb und zog sie dahin, wie eine Gefahr den Verzweifelten oder Einsamen lockt! . .

Als sie in die Bernburger Straße kam, waren die Garderoben schon still. Die Diener gingen spazieren, und die Garderobenfrauen lasen ihre Zeitungen. Man hörte ganz fern die Musik.

Käthe ging leise hinein. Aber sie mußte an der Seite unter denen, die ebenfalls zu spät gekommen waren, warten. Ihr Platz befand sich weit drüben in der Mitte einer der hinteren Reihen. Auf dem Podium stand ein kleiner breitschultriger Herr, der wie ein Tambourmajor aussah und so temperamentvoll dirigierte, daß ihm der geschnallte weiße Schlips hinten über den Kragen rutschte. Es war ein berühmter Mann. Er war schon beim Finale. Und alle, die sich verspätet hatten, atmeten unruhig und fühlten sich als Fremde, die sich aus Hast und Zerstreuung sammelten.

In der ersten Pause suchte sich Käthe zu ihrem Platz durchzukämpfen. Aber man strömte ihr wieder entgegen wie vorhin auf der Straße. Da blieb sie stehen und ging langsam mit den andern zurück. Man promenierte im Nebensaal, aß Schinkenbrötchen und trank Bier. Käthe bewegte sich an der Seite, zitternd und doch voll Absicht. So spähte sie aus. Aber sie sah nichts. Nur für eine Sekunde erschien Heinrich Nonnemann zwischen den Hungrigen am Büfett, als er gerade mit der Gabel einen Schinkenbissen in den Mund schob. Es sah komisch aus; dennoch wuchs ihre Erregung.

Dann nahm man langsam wieder Platz. Der kleine Dirigent sah sich herrisch und kurz um und begann sogleich nach einem harten Aufklopfen, das die Violinen zu den Kinnen und Schultern hob, mit einer Mozartschen Serenade. Ja, das konnte er, das machte er prächtig. Er wiegte sich auf den kurzen Beinen und wackelte anmutig mit dem dicken Kopf. Aber Käthens Augen waren starr auf den Balkon gerichtet. Dort saß nun wieder Nonnemann, daneben Hanna ernst und schön. Ja, das waren Leckerbissen für Heinrich Nonnemann, diese altbraven Bassetthörner, Oboen, Klarinetten, Fagotte und Kontrafagotte — und daneben Hanna! Dicht hinter ihnen aber hatten Hede Lau und Felix ihre Plätze. Hede in wundervoller erdbeerroter Toilette, sie trug Perlen im Ohr — o, sie wußte sich nun wohl zu schmücken! Sie sah zarter und empfindlicher aus. Daneben Felix ernst und gediegen — — und glücklich!

Niemand sah Käthe. Sie hatte gewußt, daß sie hier wären. Hanna hatte es ihr erzählt. Sie hatte ruhig und langsam davon gesprochen und Käthe dabei bloß wieder ernst und forschend einen Moment lang betrachtet. Ja — sie wären nun richtig verlobt. Sie hätten einige Schwierigkeiten mit Herrn Philipp Lau gehabt. Sie hätten

Digitized by Google

selbst kein Hehl daraus gemacht. Aber Hede wäre davongegangen und dann auch plötzlich erkrankt, wie sie wisse, und da wäre Hedens Onkel Philipp ihr nachgereist. Nun ginge alles in leidlicher Ruhe seinen Weg. ‚In Ruhe —!' hatte Käthe gedacht . . .

In Käthen schrie es. Es war ihr Herz. Es ächzte und wimmerte. Sie hatte gewußt, daß es so kommen würde. Aber sie wollte, mußte sie Seite an Seite sehen — ihn. Es war wie ein letztes Aufbegehren, erfüllt von fast lasterhafter weiblicher Neugierde, ein hartnäckiger, grausamer Drang, der Wahrheit zu bösem Schluß noch einmal mit weiten Augen ins Gesicht zu sehen, ehe die dumpfe Resignation über ihr zusammenschlug, ehe sie die Zähne, hart gegen sich selbst, zusammenbiß, die Hände ballte — — denn sie mußte, wollte leben. Sie wollte und durfte sich nicht unterkriegen lassen. Sie liebte ja noch immer ihr Leben und sein Wünschen — wenn man es ihr auch angetastet, beschmutzt und verrückt hatte! Sie wollte nicht! Durfte nicht . . . !

Aber ihr Herz schrie. Es war ihr, als übertönte es die klingenden Instrumente. Der kurze, breitschultrige Herr wiegte sich und tänzelte fast. Es war zum Weinen und Lachen! Wo bewegte sich jetzt der häßliche, hungrige, frierende Zug der Arbeitslosen? Wo flatterte sein drohender, stürmischer Gesang wie eine riesige Fahne in der Luft? Vergessen, Hunderte, Tausende, die hier saßen, wußten gar nichts davon, sie würden erst morgen früh in der Zeitung davon lesen und sich wundern, daß die Polizei nicht eingegriffen hatte. So war das Leben! Hier feierte man ein Fest — Stimmung, Toiletten, Mienen, alles war festlich, geglättet, froh gehoben! Ein verschlepptes Tempo, eine vernüchterte Tonempfindung waren hier Kummer, Pein und Verbrechen. Sie genossen, träumten, schliefen, guckten, langweilten sich, waren innerlich höher gestimmt, auch wenn sie nichts erfaßten und verstanden.

Käthe hörte nur ihr Blut rinnen, sie fühlte die Luft zwischen sich und jenen glühen. Sie preßte die Hände zusammen. Sie drängte fort und konnte sich nicht loslösen. Sie haßte jene und haßte ihn — aus tiefster Seele. Und sie hatte doch jede Linie in seinem Gesicht, jede Bewegung seiner Hand beobachtet und noch unaussprechlich lieb. Sie durchlebte alles noch einmal. Das monatekurze, heiße, gestohlene Glück, die furchtbaren Westerländer Tage und Nächte. Die wilden, nächtlich geschriebenen Briefe — die rasenden Szenen, die noch einmal hier in Berlin zwischen ihnen aufgestanden waren und in denen jedes dem andern von Schuld sprach . . . jedes dem andern die Schuld zuschob . . . Schuld! . . . Schuld! . . . Unerträglich! Unbeschreiblich! Das ewig Neue — das ewig Alte! Die Hefe im Becher.

Plötzlich schwieg die Musik. Und danach war die Stille wie ein Abgrund. Eine Angst umkrampfte Käthe, daß sie willenlos aufstand. Auch da oben erhob man sich. Aber sie sah nicht mehr hinauf. Ihre Kraft, ihre Geduld waren zu Ende. Zum letzten Mal —! Sie hastete in die Garderobe. Und dann lief sie auf die Straße — lief — lief, bis sie daheim war.

⁂ ⁂ ⁂

Der Frühling kam. Es war bald nach jenem Winterabend mit Arbeitslosengesang und Mozartserenade ein kostbar gestochenes, handgroßes Briefblatt, auf dem die Namen Hanna von Wiedeborn und Heinrich Nonnemann beisammenstanden, Käthen ins Haus geflogen.

Sie war erfreut gewesen, daß man auch hierbei ihrer gedacht hatte. Sie würden glücklich sein. Geborgen in ihrer Welt, geliebt von den Freunden, beruhigt durch Tätigkeit und Erfolg. Und dann Kinder. — Glückliche Hanna!

Aber Käthe war nicht in die Meinekestraße gegangen. Sie hatte gefürchtet, jemand anders dort zu treffen. Sie hatte bloß ein paar herzliche Worte geschrieben.

Es ging die Zeit. Der Sommer begann und verbrannte die Luft. Und der Herbst spannte früh seine hohen, klaren, allerschönsten Tage über die Stadt und ließ die Plätze leuchten.

Käthens Arbeitsuhr tickte stetig, von früh bis spät. Sie sprach nur wenig Menschen außer dieser Zeit. Es war ihr recht. Bloß zuweilen sehnte sie sich nach einem tiefen Atemzug Freiheit, nach Sonne und Wind, nach Grün und Erdenduft — mal heraus, so ging ihr Wunsch: ein paar Wochen nur sich selbst leben dürfen!

Dann beneidete sie die Leute, die mit

Digitized by Google

Koffern durch die Straßen fuhren, erfrischt und verbrannt heimkehrten oder in diesen wundervollen Herbsttagen noch einmal davonzogen. Sie wünschte, über Sonntag einmal fortzufahren — Wohin? Allein? Über Sonntag, wie früher oft — —. Ihr Blut schauerte. Nein! Lieber bei Roedebecks sitzen. Nein! Sie war der Eisenbahn gram geworden, seit jener wilden, pausenlosen Reise nach Hamburg und weiter an Marschhöfen und vergrauten Städten vorbei bis in die dunkelnde Nacht. Und wenn sie im Geist die See roch, ihr Rauschen hörte und ihren Sturm fühlte, dann zitterten ihre Nerven und wurde ihr übel. Es würde sie überall und jederzeit erinnern. Sie würde es nun immer fürchten und hassen!

Sie freute sich auf den Winter. Dann hatte sich alles gejährt. Ein Jahr war eine erste feste Narbe über der Wunde. Und Schnee würde fallen. Sie hatte immer den Schnee geliebt. Nun war ihr, als würde er zudecken, kühlen, rein und weiß machen. Und das Leben darunter dämpfen und zu neuem Keimen erstillen.

⁂ ⁂ ⁂

Käthe wollte eilig telephonieren und war, wie sie ging und stand, in ihrer großen weißen Arbeitsschürze über den Hausflur gelaufen.

„Bitte sehr!“ sagte der elegante junge Herr, der seit einem Jahr das weltberühmte Haus Thoman in der Prinzenstraße vertrat. Er eilte voraus und riß die gepolsterte Tür der Fernsprechzelle auf.

Die Tür des Kontors, an der Käthe vorübergegangen, war angelehnt. Es drang feiner Zigarrenrauch heraus. Und draußen auf der Straße stand ein blankes, blaues Auto. Käthe hatte es noch im letzten Augenblick gesehen, hatte gestutzt und dann den Kopf gehoben und war rasch weiter geschritten.

Sie sprach hinter der Polstertür, nachdem sie das Licht eingeschaltet hatte. Sie rief gleich noch einen andern an. Es war ein Abmachen. Dann knipste sie aus und trat wieder in den Zigarrenrauch, der inzwischen noch dichter und duftiger geworden war. Die Tür zum Kontor aber stand jetzt ganz offen und darin verneigte sich Herr Doktor Thoman.

Käthe errötete ein wenig, obwohl sie es hatte erwarten können. Sie hatte es eilig gehabt und an keinen Aufenthalt gedacht. Sie sah auch an ihrer Schürze nieder. Dabei neigte sie den Kopf. ‚Ja,‘ so dachte sie, ‚ich sollte mir nun endlich selbst einen Apparat zulegen. Ich kann es mir leisten.‘

„Es geschieht nur in ganz eiligen Fällen,“ sagte sie erklärend zu Herrn Doktor Thoman. Der versicherte ihr, daß der Apparat stets zu ihrer Verfügung stünde.

Herrn Doktor Thomans Wagen hatte sich seit dem Spätherbst wieder recht häufig hier gezeigt. Es hieß, daß er Grundstücke in der Nähe erworben habe. Verschiedentlich hatte der Herr auch schon eine Weile mit ihr geplaudert. Sie waren doch nun ältere Bekannte. Er war schon einmal bei ihr im Laden gewesen und hatte von Hüten, Bildern und andern Dingen gesprochen. Und sie selbst war bei ihm in der Poststraße eingetreten — er sah sie noch oft im Geist in dem großen dunkeln Lederstuhl sitzen, es war ein ganz eigentümliches, allerfeinstes Behagen um das entzückende Bild. Und dann hatte er sich für den ihr befreundeten — für diesen Herrn Wieland aufs weitherzigste verwendet. Aber er hatte schon eingangs des Winters durch Clausing gehört, als sie zufällig von den Aussichten und Erfolgen dieses Herrn sprachen, daß Herr Wieland im Begriffe stünde, eine glänzende Partie zu machen. Ein Fräulein Lau — Nichte von Philipp Lau. Allerhand Achtung! Es hatte ihn interessiert. Er war sogar erstaunt gewesen.

„Immer noch Saison, Fräulein Münchhoff?“ hatte er einmal in den ersten warmen Vorfrühlingswochen gefragt. „Sie sollten trotzdem mal heraus, Fräulein Münchhoff! Man kann sich auch zuviel zumuten. Sie sehen heute wieder blaß aus. Ich habe das schon öfter bemerkt. Nein, da sollte man Einspruch erheben. Wenn man den Mut besäße und wenn man dürfte —“

Er hatte ihr schon ein paarmal von seinem Gut hinter Storkow erzählt, das er vor einigen Jahren erworben hatte und auf dem er eine große Brennerei betrieb. Er fuhr oft dahinaus und blieb auch vielmal über Sonntag draußen . . .

Er war kein junger Mann mehr, mindestens vierzig und darüber. Er war auch kein Allerweltsmensch. Er nahm eine gewichtige Stellung im Leben ein, besaß einen Namen, Vermögen, das gewiß beträchtlich

Digitized by Google

war, einen akademischen Titel und sicherlich keine gewöhnliche Vergangenheit, trotzdem sein Vater ein einfacher Mann gewesen. Käthe wußte auch durch — Felix, daß er geschieden war, daß irgend etwas in seiner zwei- oder dreijährigen Ehe passiert sein mußte, und zwar durch die Schuld der Frau; denn Clausings, die mit ihr verwandt waren, hätten zu ihm gestanden. Herr Clausing hätte einmal in seiner drastisch-raschen Art davon gesprochen.

Er sah auch heute nicht gut aus. Er war förmlich gealtert in den letzten zwei Jahren. Käthe bemerkte mit einem raschen Blick, daß auf dem helleichnen Bureautisch hinter ihm im Zimmer ein Glas stand. Es schien ein Wasserglas zu sein, aber daneben stand eine bauchige Flasche, die wohl nicht Wasser oder „bloß" Wein enthielt.

Er bat sie, Platz zu nehmen drin im Bureau. Dabei streifte er selbst mit einem raschen, belebteren Blick Flasche und Glas. Da wurde er rot an den Schläfen, Käthe sah es ganz deutlich. Und er machte eine unsicher fortschiebende Handbewegung, die dem blonden und dienstbereit wartenden Kavalier zu gelten schien, aber nicht verstanden wurde.

Käthe nahm nicht Platz. Sie standen beide an der Tür zum Privatkontor.

„Sie haben zu tun? — Immer wieder fleißig, Fräulein Münchhoff?"

Sie neigte den dunkeln Kopf. Sein Blick hing nun wieder fest und warm, fast sehnsüchtig an ihr. „Ich — ja, ich freue mich, Sie zu sehen, Fräulein Münchhoff — — Herr Wippke, Sie könnten jetzt die telephonischen Bestellungen in der Zentrale machen."

„Jawohl, Herr Doktor." Hackenkrach, Türschnappen. Nun errötete Käthe leicht.

„Ich muß Sie mal wieder ermahnen, Fräulein Münchhoff. Erfolg ist ja sehr schön —"

Sie lächelte frei und harmlos und nahm die Hände, die keinen Ring und Schmuck mehr trugen, aus den Taschen. Es hatte einmal ein schöner alter Ring daran geglänzt. Thomans starke Rechte zitterte jetzt, während er sich über das kurz geschnittene Haar strich, und ihre Nerven widerstrebten ihm plötzlich. Der blonde Jüngling gestikulierte mit gewaltigem Eifer in der Sprechzelle. Man sah es durch eine seitliche Scheibe.

„Ich fahre Ende der Woche wieder nach Rochlitzsee hinaus. Vielleicht erst Sonntag... Es ist jetzt ganz herrlich da draußen, Fräulein Münchhoff. Ich muß dabei wirklich immer ein bißchen an Sie denken. Sie sollten doch einmal kurz und bündig mittun — mal heraus. So einen halben und ganzen Tag! Es ist ein wirklicher See da, der Rochlitzsee, so heißt das ganze Gut, mit Enten und Fischen. Und prächtiger Wald. Lockt Sie das nicht?"

„Ich kenne sehr wenig von unsrer Umgebung. Das geht leider vielen so!"

„Ja. Und sie kann sich doch sehen lassen. Unsre Storkower Gegend erst recht. Sie sollten es schon der Wissenschaft wegen einmal tun, Fräulein Münchhoff! Nein, ganz ernsthaft und freundnachbarlich. Ich denke daran, das Gut allmählich wieder hochzuwirtschaften. Ich erzählte Ihnen schon. Ich bin eigentlich ein passionierter Landwirt und wäre am liebsten Großfarmer drüben in Südwest oder -ost geworden. Man muß doch auch an sein Alter denken, daß man es sich gut und passend einrichtet."

Käthe stimmte dem zu, obwohl er ihr noch eine gute Weile bis zum Alter zu haben schien. Auch sie liebte, wie jedes Berliner Kind, leidenschaftlich das Land und konnte jubeln, wenn sie eine grüne Fläche grüßte, und wurde andächtig, wenn sie einen ganzen Wald sah. O, ein Gut! Nein, das kannte sie gar nicht. Sie hatte nur davon gelesen. Es mußte herrlich sein. Das Leben in Forst und Feld, mit Hühnern, Kühen, Pferden, mit Knechten und Mägden — ihr rascher Sinn spürte plötzlich die Enge und den Druck der Straßen, dieser Wände da.

Doktor Thoman aber deutete ihr Schweigen falsch.

„Hat das alles für Sie gar keinen Reiz? Nur immer Bücher in ihren Mußestunden —? Fliegen Sie denn wirklich niemals aus?"

„— Nicht mehr. Ich habe auch wenig Zeit."

„Nicht mehr? Sind Sie so ganz allein?"

„Ja."

Da war wieder der forschende Blick in seinen Augen. Ein Bedauern und eine Genugtuung. „Es geht Ihnen wie mir.

Digitized by Google

Man wird einsamer . . . Machen Sie mir mal die Freude, Fräulein Münchhoff. An irgendeinem Sonntag, wann Sie wollen! Ich glaube bestimmt, daß Sie es nicht bereuen werden."

Was wollte er von ihr?

Käthe sah starr zum Fenster. Wußte oder ahnte er vielleicht alles? Nun, er hatte selbst einen Knacks. Und wieder wehrten sich ihre Nerven. Vielleicht suchte er ein Abenteuer — —. Aber gerade das reizte ihren Willen und Stolz. Er mußte wissen, wer sie war und was sie sein wollte.

„Ist es weit?"

„Ein paar Stunden mit dem Wagen. Meine Gärtnersleute sorgen für einen Imbiß." Er lächelte behaglich.

„O, ich möchte es schon einmal sehen. Jetzt ist alles so frisch und jung."

Er nickte. „Sie dürfen sich mir und dem Wagen ruhig anvertrauen, Fräulein Münchhoff. Es wird Ihnen kein Haar gekrümmt."

„Das glaub' ich gern. Ich bin selbst nicht ängstlich."

„Also — —?" Er gab ihr die warme, starke, unruhige Hand. Die Wärme tat ihr gut. Das Zittern schreckte sie.

„Auf Wiedersehen also, Fräulein Münchhoff!"

„Auf Wiedersehen. Und vielen Dank," sagte sie und deutete ernst auf das Telephon, an dem der Blonde sich immer noch aufgeregt betätigte.

⁂ ⁂ ⁂

Eines Sonntagsmorgens war der Himmel flimmerblau. Und da hielt endlich unten am Bahnhof Jannowitzbrücke das Thomansche Auto und wartete. Das Sommerverdeck war offen, bunte Tücher lagen bereit. Käthe hatte selbst die Stelle der Abfahrt angeordnet. Er hatte ganz plötzlich geschrieben und sie um telephonische Nachricht gebeten. Nun war sie pünktlich zur Stelle, ein wenig rot und strahlend.

Der Treptower Park stand in jungsaftigem Hellgrün, als hätten sich die Blätter soeben aufgerollt, noch feucht und klebrig von der heißen Mühe des Wachsens. Und die Drosseln rissen die gelben Schnäbel auf, als könnten sie ihren langen stürmischen Pfiff nicht voll genug herausbringen.

So flitzten sie im grünen Schatten, den der Tag noch nicht müde und staubig gemacht hatte, dahin.

Käthe genoß zum erstenmal wieder seit langer Zeit eine reine Daseinslust. Ausflügler marschierten im schwarzen Sonntagsrock, den steifen Hut im Nacken und die Zigarre zwischen den Zähnen, das mächtige Stullen- und Kuchenpaket am Stock auf dem Rücken, mit Mutter, Kind und Kegel und weißflimmerndem Kinderwagen, der sanft quietschte. Die Kinder schrien noch nicht, Mutter schritt noch frisch und tatenlustig mit blanken Augen aus, und Vater fühlte sich noch als glückliches Oberhaupt und Autorität — die Biere und Schnäpse ließen seinen Glanz später gehörig verblassen!

Käthe betrachtete die Leutchen behaglich von ihrem Luxussitz.

Da war Zenner! Die Tische warteten. Die Kellner standen sprungbereit. Es saßen schon einige Sonntagsröcke bei Bier und Schinkenstullen, und der Säugling bekam die erste Pulle.

Dann flogen die andern lustigen Gartenwirtschaften vorüber, manche uralt. Große Glaskugeln gleißten im Garten und verzerrten die Welt, grellbunte Laternchen warteten auf die süßmüde und tanzheiße Nacht — und hier an der Seite führte der Weg zur Fähre nach der Abtei! — Käthe sah alles wie mit neuen Augen.

Auch sie hatte hier promeniert und getanzt, war gelegentlich mit früheren Kolleginnen erwartungsfroh und immer etwas widerstrebend herausgepilgert. Auch sie hatte Kavaliere gefunden: brave, schmachtende Handwerker, denen sie ängstlich und bittend, zuweilen auch schroff entschlüpfte, junge Kaufleute und Studenten, die als Weltmänner auftraten und manchmal frech wurden — auch sie hatte sich ein oder das andre Mal mit den andern rudern, hatte sich zu einem Abendbrot einladen lassen. Die Lust der andern steckte an, riß mit, man war nichts Besonderes zwischen den andern, gehörte dazu, nahm selbst einmal die Stunde leicht — und sah sich doch selbst immerfort mit fremden, stolzen Augen, mit den Augen Hanna Wiedeborns, bis man plötzlich schweigsam wurde und sich bald davonstahl, voll leiser Melancholie und enttäuscht über sich selbst durch den dunkeln, belebten Park heimging. Auch sie hätte

Digitized by Google

sich wohl gern einmal pressen und küssen lassen — aber nur der Hunger und die Sehnsucht blieben — —

Käthe wurde rot, als könnte ihr Nachbar ihre Gedanken lesen.

Felder mit grüner hoher Saat — weite Wiesen mit trägem Vieh — hellgrüne Wälder mit springenden Hasen! Heiß durchsonnter Nadelduft — wen, der aus der Prinzenstraße kam, sollte das nicht berücken? Der Wagen knatterte, die Hupe sang tief und beruhigend. Blanke Dörfer mit alten Türmen und nüchternen Backsteinkaten zogen vorüber; alte Schul- und Pfarrhäuser, weiß getüncht, mit braunen Rebstöcken, die man sofort lieb hatte; Orgeln brummten, Gesang stieg wirr und schrill zur Höhe, junge Gänse watschelten, und Hunde von wahlloser Rasse rasten kläffend im Staub hinterdrein.

Wusterhausen. Jungalte Büsche und Bäume, und dahinter das graue verwitterte Schlößchen. Still und verwunschen. Sollte man hinein? Käthe hob den Kopf und lugte durch die Fenster. Steppdecken lagen in der Sonne, aus grüner und türkisch gemusterter, verblichener Seide, sehr alte, neben ganz neuen — wahrscheinlich für die Prinzen, wenn sie hier jagten; die alten waren für die Gäste!

Dann kam die Amts- und Großstadt Storkow mit Holperpflaster, mit dem Rektor, dem Arzt, dem Amtsrichter, die geglättet und durstig zum Frühschoppen eilten. Die Kaufleute dienerten mit ölblankem Haar vor den Ladentüren, ein stilles Jüdchen musterte die Pracht seiner Auslage. Alte und junge Damen mit prächtig geröteten Sonntagsbacken — —

Käthe blickte immer stolzer und fröhlicher drein. Sie hätte noch lange so gleiten und fliegen mögen. Und nun kam herrlicher Wald und dann tiefer Sand, der die Übersetzung aus dem Getriebe stieß, daß die Maschine wild lärmte. Doch der Wagen zog brav und schoß mit einem knatternden Ruck immer wieder dahin in grüner, lichtdurchtropfter Einsamkeit. Und plötzlich jaulten Hunde und schimmerten Dächer und Gitter durch die Stämme. Menschen rannten, ein breiter, fester Kiesweg tat sich auf, eine Torfahrt aus Schmiedeeisen öffnete sich, und dahinter war es weit und eben, ein sonniger Hof, um den es üppig blühte und duftete. Man war da und stieg erfreut und ein bißchen steif aus dem bequemen, wippenden Wagen.

Die Gärtnersleute wunderten sich über den feinen Gast ihres Herrn. Aber die Frau machte die schlaueren Augen und knickste.

„Das ist das Gutshaus," sagte Thoman lächelnd. Es war nicht überwältigend. Ein langer weiß getünchter Steinkasten mit einer Treppe vorn und einem Giebel. Drin lagen die Zimmer des Herrn mit sommerlichen Möbeln aus Rohr, hellem Holz und hellem Leder. Gewehrschränke standen da, Geweihe hingen an der Wand; im Nebenzimmer wartete ein Billard, dann kam ein gemütliches Eßzimmer mit hohen Stühlen und dahinter allerlei Schlafzimmer für Wirt und Jagdgäste.

Vor dem Haus stieg eine breite Gartenterrasse in Stufen nieder, rechts und links von Tulpen und Hyazinthen flankiert, die sonntäglich dufteten. Unten lag der Rochlitzsee, ein weites dunkles Rund mit silbernem Spiegel, Wald faßte ihn ein, Weidengebüsch, bis dicht an die Terrasse heran, senkte sich tief zu ihm nieder. Ruhe lag auf dem Wasser. Ein paar weiße Bänke standen auf der letzten Stufe vor dem Ausschnitt zum See. Ein Kahn lag unten. Käthe nahm Platz, während der Gärtner berichtete.

Ja, das war Feierstille. So tief und waldumhütet, daß eine feine Schwermut ihre Netze spann. Sie kam aus dem Schatten der Wälder, der auf dem Wasserrand lag, aus dem dunkelgrünen Grund des Wassers, aus dem weiten ebenen Blick, der sich kaum hob, wenn er jenseits über die Waldwipfel sah. Am Abend würden die Stämme der Kiefern glühen. Das war die echte Mark. Ernst und ein wenig schwermütig, wenn man müßig träumte und auf die Stille lauschte. Käthe erinnerte sich an Bilder, die sie bei Hanna gesehen oder die ihr jemand, der nun fern, fern von ihr stand, gewiesen. Und das Herz tat ihr plötzlich wieder weh, und eine Sehnsucht durchrann sie wie leises Klagen.

Sie stand auf. Sie fürchtete sich plötzlich vor dieser ernsten Stille. Oder vor sich selbst.

Ein riesiges Gartenland breitete sich seitlich am Haus mit Obstbäumen, Sträuchern und leckern Gemüsebeeten. Dann kam

Digitized by Google

ein Hof mit Ställen, Schuppen, Leutewohnungen und Hundehütten. Aber es standen nur zwei stämmige Ponnies da, ein paar Wagen und Geräte. Hinten war eine Mauer mit einem hohen flimmernden Gattertor; man sah den blauen Himmel, Kartoffelfelder und einen Landweg. Der erst führte zum eigentlichen Gut mit den richtigen Misthaufen, mit weiten Scheunen, Ställen, mit Göpel, Lokomobile und Inspektorhaus und mächtiger, schlotbewehrter Brennerei.

In fünf Minuten fuhr der Gutsherr Käthen hin. Die feisten Ponnies zuckten ungeduldig mit dem Fell. Sie hatten in der Woche nichts zu tun, da wollten sie erst recht am Sonntag ihre Ruhe.

Ein säbelbeiniger Inspektor mit schrumpligen Gamaschen aus grünem Schilfleinen stand mitten im Hof und hielt den Hund. Es war ein großschnäuziger, klapperdürrer Kerl, sie hörten ihn schon von weitem mit den Mägden schimpfen. Er war auch zu seinem Herrn nicht sonderlich höflich. Nur um Käthe war er diensteifrig herum, sein stechender Blick musterte bei jeder Gelegenheit ihr Gesicht, ihre Kleidung und jede Linie ihrer hohen, schlanken Gestalt.

Hier freilich war mehr los. Jeder Stall war besetzt und roch anders, gut und gesund! Aber die Streu war nicht immer trocken und neu. Über den Raufen der Pferde waren Scheiben zerbrochen. Im Kuhstall war die Torfeinstreu nicht erneuert. Thoman bezwang sich. Er sagte nur ruhig und bestimmt ein Wort, zu dem der Schubjack schwieg oder die dürre Achsel zuckte. Keine Leute! Faules Volk! Stellmacher krank! Thoman schickte den Kerl weg.

Sie betraten mit einem Werkmeister die Brennerei, betrachteten die blanken Dämpfer und Maischapparate, die Kühlschiffe und Destillierautomaten, die Rektifiziermaschinen und hölzernen Gärbottiche.

Die Räume waren hoch und luftig, die Fenster waren nach außen aufgeklappt, und alle Türen stand offen. Aber Käthe sehnte sich bald wieder hinaus in die heißflimmernde Sonnenluft, denn der scharfe Sprit- und Trebergeruch benahm ihr die Frische. Auch Thoman erschien ihr plötzlich welker und matter.

Nach Tisch, wobei der Gärtner in schwarzer Jacke und weißen Zwirnhandschuhen serviert hatte, saßen sie unten am See. Thoman rauchte. Vor ihnen lag eine schöne, gefleckte Dogge und ließ die rote, weißschäumende Zunge hängen. Tauchenten schossen in kurzer Kette über den See, verschwanden köpflings im Wasser und kamen irgendwo in der Ferne als dunkler blanker Punkt wieder heraus. Ein junger Fischreiher zog Kreise in dem blauen Flimmerhimmel und ließ sich plötzlich fallen.

Da erzählte ihr Georg Thoman von seinem früheren Leben.

Er sprach knapp und selbstbewußt, wie einer, der vieles erlebt und gemeistert hatte. Alles? . . .

Er erzählte, wie er als junger Anwalt vor Jahren nach Südwest gegangen war. Ohne nennenswertes Geld. Er hätte schon als Junge alles über die Kolonien gelesen: von Entdeckerfahrten, Eroberungszügen, Kampf und Sieg. Er hätte mit glühenden Backen und gesträubtem Schopf die halben Nächte geschmökert. Er wäre am liebsten auch so etwas geworden. Er stammte von Bauern ab. Das steckte ihm noch im Blut. O ja — eine Farm unter tropischer Sonne, mit Hunderten von Schwarzen, riesigen Herden, meilenweiten Kulturen, und er selbst braungedörrt von der Sonne auf kurzem, trocknem Tropenpferd im Khakikittel unter großem Strohhut . . .

Aber es wäre doch anders gekommen. Der Vater, der mitgeschmökert und den Asphalt ebenfalls nie ganz verwunden hätte, wäre für greifbarere Ziele gewesen. So wäre er Jurist geworden. Den konnte man schließlich auch da drüben brauchen. — Und er wäre wirklich nach kurzer Praxis hinübergegangen. Erst als Anwalt, später als Syndikus. Am liebsten freilich wäre er — Pferdezüchter geworden in großem Stil, es gäbe da einen kleinen, zähen, harten Schlag, den der kalkreiche Boden hervorgebracht — — aber das Geld! Vater hatte selbst nichts. Und sein Onkel, der schon mit wachsendem Erfolg den goldnen Hecht im Wappen führte und in der Poststraße Flaschen verkorkte, schimpfte bloß —: „Der Junge soll zurückkommen. Er kann es noch hundertmal weiter bringen als ich! Bildung schadet nie!“ Er hatte gutes Geld gemacht. Der Name Thoman war schon fast so populär, wie Gilka oder Bötzow. Aber Geld schickte er

Digitized by Google

nicht. Zurückkommen sollte er! Ein paar Jahre sollte er sich noch in der Welt umsehen — konnte nichts schaden. Und so kam es denn. Die Juristerei war Brotberuf gewesen, nicht mehr. In der Poststraße freilich war es noch eng. Aber man konnte auch da zufassen, erweitern — ja, der Alte begann zu brummen und mählich zu fluchen. Doch das war ihm recht! Nun ging es nach des Jüngern Stil! Er hatte große Verhältnisse kennen, Menschen und Dinge beherrschen gelernt, Talente erprobt, seine Arbeitskraft gestählt — er lechzte selbst nach einem großen, freien, selbständigen Arbeitsgebiet.

Käthens Augen leuchteten heimlich. Sie hörte ihr eignes Blut singen. Die Dogge hatte den Kopf geduckt und blinzelnd auf Käthens Fuß gelegt. Sie fühlte die Wärme und das Vertrauen des starken Tieres.

Er sah aufs Wasser. Man hatte das Gefühl: er saß auf seinem Grund und Boden. Er wirkte wohl überall so. Man wußte stets, woran man bei ihm war. Er hatte vielleicht immer so ausgesehen, schon als Dreißiger. Groß, stark, mit einem festen, trotzigen Kopf und kurzem Haar, das über der kantigen Stirn etwas knabenhaft Störrisches behalten hatte und auch am Wirbel eine kleine Neigung zu einem Schopf besaß. Seine dunkeln Augen waren gut, und sein Mund unter dem kurzen Bart konnte, wenn er schwieg, weich und empfindlich scheinen. Seine Hände dagegen waren stark und fest, sehr weiß; er konnte wohl eine Tischplatte mit der Faust zerschlagen. Aber eines war nicht gut: seine Gesichtsfarbe. Heute morgen war sie belebt gewesen. Bei Tisch hatte er rasch eine Flasche Rotwein getrunken. Und vorhin, eh sie hier heraustraten — — nun ja, nach dem Diner war das üblich: jeder Hausherr besaß einen Likörschrank. Sie hatte ihn im Nebenzimmer eine Weile hantieren und klappern hören. Es war ein Gift in seinem starken Körper, das die Muskeln lockerte . . .

„Wann kamen Sie zurück?"

„Vor rund dreizehn Jahren. Ich war damals Ende zwanzig. Es glückte. Über Erwarten. Der Boden war vorbereitet, die Konjunktur günstig, und in mir war ein Berserkerwille. Nun gerade! Nun hier!"

„Und dann?"

„Es ist ja schließlich gleich, was man tut. Der Spielraum der Kraftbetätigung ist die Hauptsache; daß er weit ist und daß sie das Ziel erreicht."

„Ja."

„Dennoch — —"

„Nun?"

„Ich liebe meinen Beruf nicht eigentlich. Man merkt das erst auf der Höhe des Erfolgs. Es geht manchem so — — Aber das hier — —" er wies vor sich hin auf Gut, See, Wald und Garten — „das hier steht dem Herzen nahe und tut ihm wohl!" sagte er lächelnd und mit gewollter Übertreibung.

„Die alte Liebe," sagte Käthe.

„Vielleicht! — Vielleicht aber auch aus einem andern Grund. — — Sie wissen wohl, daß ich verheiratet war?"

„Ich vermutete es."

„Es ist nun schon eine Weile her. Wissen Sie, Fräulein Münchhoff — ich hatte immer einen kolossalen Respekt vor den Frauen. Auch das wächst einem da drüben noch höher, weil sie einem fehlen. Aber später — ja, da ist er mir ein bißchen verloren gegangen. Nur Frau Sabine Clausing nahm ich aus. — Mancher Mensch hat eine Haut, von der Vertrauen ausstrahlt." Und er sah sie fest an.

Thoman warf mit starkem Schwung die Zigarre über den Rasen. Die Dogge schnellte mit dem Kopf auf, hob die Ohren und bewegte die schwarzblanken Nüstern. Dann gähnte sie laut mit gräßlichem Wehlaut.

„Wie gefällt es Ihnen hier, Fräulein Münchhoff?"

„Es ist wunderschön!"

„Es müßte bloß mehr Leben hier sein. Es müßte auch mehr Licht gemacht werden um den See. Und dann ein grüner, lustiger Bootsschuppen, ein Badehaus. Ein frei und hoch stehendes Haus mit hellen Wänden und bunten Läden, mit Balkons, Terrassen. Dazu Menschen, Gäste, Arbeit und so weiter. Aber man ist wohl noch zu jung, um hier zu bauen und zu schaffen; oder zu allein und sich selbst zu schwer —" Er hob die Achsel.

Er legte den Arm auf die weiße Banklehne und betrachtete ihr Profil. Still und ernst, wie es dieser Nachmittag über See

Digitized by Google

Heckenrosen

Gemälde von Konrad von Kardoff

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

und Wald war. Sie fühlte es. Und daß doch wohl ein Tieferes, Echtes in diesem Verlangen war. Vielleicht bloß ein schmerzliches Wünschen und Tasten. Ein Haltsuchen. Ein Hilfeschrei. Hatte er sich immer wieder zusammengerissen — auch Hilfe gesucht — und dann war es wieder gekommen — — auf und ab, und immer mehr abwärts. Es müßte ihm jemand helfen. War sein Körper so kräftig und sein Sinn so weich? Gerade diese großen, starken Männer sind Kinder. Und was sie erfassen, erfassen sie mit aller Kraft. Ob es Arbeit, Liebe oder Krankheit ist. Ein Schwächlicher genest, trägt lange schwere Krankheit. Ein Starker fällt wie ein Baum, den die Axt trifft.

Sie beugte sich vor und strich über den Kopf der Dogge.

Plötzlich reckte Georg Thoman kurz und flüchtig die Arme. Es war eine Bewegung des Abschüttelns. Der Rüde sprang mit dumpfem Blaff auf und stand bombenstill vor seinem Herrn, Auge in Auge mit ihm, nur seine Rute schlug die Luft.

„Brav, Lord. Wir wittern Kaffee. Wollen wir? Nein — wir fahren übers Wasser und letzen uns da drüben bei meinem Freund Hanfried Rademacher. Ist es Ihnen recht und darf Mylord mit?"

„Er darf. Wir sind schon Freunde."

„Ein gutes Zeichen. Er mag die Damen eigentlich nicht. Hallo — man ist steif und faul!"

Und sie fuhren über den See. Das Wasser plätscherte vorn am Kiel und tropfte funkelnd von den Riemen, sie schossen scharf dahin. Da links drüben lag das Dorf. Es hieß ebenfalls Rochlitz. Käthe sah sich um. Ihr Gesicht war rot, es blühte.

„Sie liebes, schönes Fräulein Münchhoff!" sagte er leise und bewegt. Doch sie verfärbte sich noch mehr, bis an das weiche, dunkle Schläfenhaar hinauf, und schüttelte den Kopf. Sie zog den Riemen ein, und er nahm ihn nach hinten. Dabei berührte er ihre Hand.

Gleich darauf schurrte und knirschte der Kahn in das Schilfufer hinein und hielt mit einem schwanken Ruck. Käthe sprang hinaus. Dicht an ihrer Seite machte die Dogge einen mächtigen Satz und streifte Käthe dabei, daß sie sich an einen Baum halten mußte.

Sie gingen durch das Dorf. Ein Pfarrhaus gab es nicht. Aber ein Schulhaus war da, weiß, blank, mit Schieferdach und Kletterruten, die sich braun und grün emporreckten.

Die Dogge hielt und blaffte. Die grüne Haustür stand offen. Man sah in kühldunkeln Schatten, der nach Kaffee duftete, und dahinter in den Garten. Ein Dackel schoß von dort aus vor und blieb plötzlich wie angedonnert stehen, bloß sein Rückenhaar war wild gesträubt. Mylord war ihm zu gewaltig oder auch befreundet.

„Besuch!" rief Thoman in den Hausflur hinein.

„Oho! Herein mit ihm!" kam es zurück. Die Stimme war heiter und hell, das Gesicht fast rosig jung und der Vollbart blond.

„Herr Hanfried Rademacher, Lehrer und Weiser von Rochlitz — Fräulein Käthe Münchhoff."

Die blaugrauen Augen Hanfried Rademachers faßten zu, dann die sehnige, kühle Hand. Sie drückte herzhaft.

„Wo ist Ihre Frau?"

„Natürlich bei der Kaffeekanne. Es gibt Waffeln —!" sagte der Lehrer leise und geheimnisvoll.

„Ah! Die Schlemmer! Sie werden staunen und schmausen, Fräulein Münchhoff."

„Ach, wenn ich doch schon wieder könnte."

„Sie werden können, gnädiges Fräulein!" sagte Hanfried Rademacher fest und überzeugend.

Und dann traten sie wieder ins warme Licht.

Die Frau erhob sich. Sie war dunkel an Haar und Augen, untersetzt und zu breit in den Hüften, aber hübsch und offen, und ihre Haut war weiß. Auch sie musterte das Fräulein freimütig und gab ihr dann die helle, innen harte Hand.

Die vier Gören waren beim Förster. Meister Hanfried holte die große Zigarrenkiste, Bremer Fehlfarben, und einen Kirschschnaps. Thoman nahm von beidem, besonders reichlich von dem Kirschwasser, während die Frauen plauderten.

Es waren helle Menschen. Der Lehrer war ein kleines Sprachgenie, aber auch ein Philosoph, der an die Wunderwelt des Ichs und seinen Willen fröhlich glaubte. Thoman hatte diese Menschen gern. Der

Digitized by Google

Welt da draußen und ihres Haſtens und Strebens lachten ſie. Ja ſie verachteten ſie. Und freuten ſich doch, wenn ſie mal zu ihnen kam, immer hungrig nach einer guten Anregung und bereit zu einer Gegengabe.

Käthens Herz wurde ſeltſam unruhig und ſchämte ſich. Die hier lebten nur nach innen! Nur dem geiſtigen Menſchen in ſich und ſeinen Wünſchen. Bloß von einem geräumigeren, weniger feuchten Schulhaus träumten ſie beide und von — ‚viel Geld‘ für Bücher und auch für die Kinder, daß ſie was lernten. Und er wollte einmal Rektor, wenn nicht gar ein feiner Schulrat werden! Sie waren froh und glücklich. War das nicht das wahrhaft Richtige? — Das einzig erlaubte Streben? Oder war das abhängig von beſonderen Gaben und einem beſonderen Platz im Leben? —

Sie war eine Weile verwirrt. Das alte Leid und Weh kam wieder und mit ihm ein irres Gefühl der Zerbrochenheit...

Dann fuhren ſie nach ein paar Stunden ſtumm im Kahn zurück.

„Liebe, glückliche Menſchen!“ ſagte Käthe.

„Ja, das ſind ſie.“

„Ob alle ſo ſein könnten — müßten?“

„Sie haben ebenfalls ihre Menſchlichkeiten, Fräulein Münchhoff. Wer hätte die nicht? Jeder erlebt den Platz, auf den er geſtellt wurde, und bleibt lange in ſeinem Bann, auch wenn er anderswohin ſtrebt. Da hat es mancher ſchwerer und muß ſtärker um das Irdiſche ringen und mit ihm.“

Sie dankte ihm das Wort. Sie hätte ihm am liebſten die Hand gereicht.

Nun dämmerte es ſchon ſacht. Der See hatte einen leiſen Goldglanz. Das Waſſer ſang und rauſchte. Langſam glitten ſie in den kleinen Hafen zurück.

Jetzt aber, es ging ſchon auf ſieben Uhr, kam über Mylord eine ſeiner unwürdige Verzweiflung. Er ſpreizte die Beine, duckte den Kopf und drückte tief den Rücken ein unter einem gewaltigen Blaff und einem wehleidigen, jammervollen Winſeln, und dann raſte er wie beſeſſen im Kreis. Denn vor dem blanken blauen Auto ſtand der Chauffeur und kurbelte heftig. Lords neue ſchlanke Freundin, deren Hände er einmal geleckt hatte, und ſein Herr ſtiegen lächelnd und mahnend ein. Und gleich darauf knatterte der Wagen los und flog davon. Das Tier ſprang heulend an dem Gitter hoch, und die brave Frau Mielke knickſte noch immer in dem Staub, der zurückblieb.

Die im Wagen ſchwiegen, und es wurde kühl. Die Lampen vorn am Auto brannten und warfen ihren fahlgrellen Schein über die Straße. Bauernwagen, vollgepackt mit Menſchen und Seligkeit, begegneten ihnen. Sie ſchimpften. Käthe ſaß ſtolz und ernſt zurückgelehnt wie eine große Dame.

Einmal fragte er: „Waren Sie zufrieden?“

Sie nickte und ſah ihn an. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Es hat mir gut getan.“

„Das freut mich von Herzen, Fräulein Münchhoff. Und darf ich hoffen, daß Sie ſich mir noch öfter anvertrauen werden?“

„... Wenn es auch Ihnen Freude gemacht hat, dann können wir es wieder bedenken. — Ich habe freilich auch Sonntags nicht immer Zeit,“ ſetzte ſie langſam hinzu.

Da reichte er ihr als Handſchlag und zur Abmachung die Hand. Stumm und ernſt mit einem freundſchaftlich guten Druck.

Als Käthe heimkam, war ſie wie lange nicht in ihrer Seele beruhigt. Jetzt erſt erkannte ſie, daß ſie ſo gut wie allein in der Welt ſtand. Und jener hatte eine ſtarke, warme Hand. Freilich ſie zitterte.

Sie fühlte noch eine verklingende Sehnſucht. Doch dann tickte ein feiner Schmerz hinter ihren Schläfen, als wäre ſie mit einemmal müde. Nicht übermäßig viel mehr von dem alten Willen zitterte in ihr. Ihre Hände, ihre Arme waren ermattet. ‚Beſchmutzt‘, dachte ſie. — — ‚Ich will! Trotz allem! Nun erſt recht! ... Ich will!!‘ — — —

Und dann weinte ſie plötzlich ſtumm und zornig.

⁂ ⁂ ⁂

Sie ſahen ſich jetzt öfter.

Dieſem Mann ſchien es Freude zu machen, ſie bloß harmlos froh zu ſehen. Sie wartete ſchon immer auf dieſen Sonntag. Sie ſchmückte ſich dann ohne Haſt und Drang, aber doch mit lange entbehrtem Behagen. Er ſollte Ehre mit ihr einlegen und ſich ſelbſt freuen. Er hatte viel in der Welt geſehen und ſollte kein Tädelchen an ihr entdecken.

Digitized by Google

Sie nahmen nicht immer das Auto. Sie benutzten auch mal die Bahn oder einen Dampfer. Meist ging es schon in einer Vormittagsstunde los, denn gegen zehn Uhr abends etwa wollte Käthe stets wieder daheim sein. Ein paarmal hatte sie das eigne Beutelchen ziehen und am Schluß des Tages abrechnen wollen. Aber da war er denn doch böse geworden, das heißt, er hatte gelacht: das wäre berlinische Zimperlichkeit.

So wurde es Sommer, und die Abende blieben lange hell. Nie war etwas andres oder mehr zwischen ihnen. Er sollte sich nicht einfallen lassen, etwas Falsches von ihr zu wünschen oder gar zu verlangen. Sie wußte nur, daß die frische Kraft ihres Wesens — nicht bloß ihrer Reize — auf schwächere oder nicht feste Männer eine gute Wirkung tat. Und sie wußte, daß in ihm etwas morsch war . . .

Georg Thoman hatte sie schon mehrfach gebeten, sich doch auch einmal seinen Betrieb anzusehen, wenn sie vorüber käme. Damals vor fast zwei Jahren wäre sie bloß im Kontor gewesen. Sie hatte jedesmal dazu genickt: vielleicht käme sie einmal, denn sie sähe so etwas für ihr Leben gern, Werkstätten, Fabriken, alle Orte, wo emsig geschafft würde. Und eines Abends, als es regnete und gewitterte, führte sie ihr Weg wirklich in die Nähe des Molkenmarkts. Die Schwüle hatte auf ihr gelastet, und die Gewitterspannung hatte sie nervös gemacht.

Nun rauschte der starke Regen, daß die Tropfen staubig von Fahrdamm und Bürgersteig aufspritzten. Sie schritt flotter aus, freute sich des Regenrauschens, das auf ihr Schirmdach trommelte, des kühlen Dufts. Im Nu war alles blank, Asphalt, Schirme, Autobusse.

Käthe summte. Ja — da konnte sie vielleicht mal — — Da unten war der Köllnische Fischmarkt, strahlend von den ersten Abendlichtern der Stehbierhallen wie ein Jahrmarktszirkus. — In einer kecken oder bloß neu gefestigten Laune schwenkte sie ein.

Um die Nikolaikirche war es still. Die Büsche tropften vor Nässe. Der alte Laternenkopf an der Ecke schien in Regendunst zu rauchen. Altes Gewaffen leuchtete in einem Trödelladchen. Tagsüber aber lärmte hell und gespensterlos die neue Zeit. Betrieb, Betrieb! Die Thomanschen Rollwagen warfen die Ketten und beschlagnen Leitern. Fässer rollten ächzend und donnerten über die Steine, Spitze kläfften, Buchhalter in Listerjäckchen sprangen über die Höfe, kommandierten, verglichen, sprangen die Treppen hinauf wie Katzen. Schwere Rollkutscher mit knatterndem Lederfell faßten ein Tönnchen von einigen Zentnern wie eine dralle Magd um den Leib, kanteten mit ihm los oder versetzten ihm mit dem Transtiefel einen gewaltigen Tritt.

Käthe schlüpfte durch die Torfahrt. Oha — hub!! machte einer der Enaksöhne und schob ein dickes Stückfaß ritterlich zur Seite. „Beinah wär' es an die schönen Beenekens gegangen, Fräulein! Wär' doch schade drum!" Käthe errötete und lachte. „Sehr schade!" sagte sie. Ein fixer Kommis sperrte Mund und Augen auf, daß der Bleistift auf dem Ohr zitterte, sie schritt vorüber. Sie kannte den Weg noch und stieg rasch die Stufen hinauf. Dabei schlug ihr Herz ein wenig, und sie wünschte im Augenblick, daß sie nicht erst durch das eine große Kontor mit den vielen Herren und den Tippdamen eintreten müßte. Sie hielt inne. Aber noch während sie so stand und zauderte, trat Doktor Thoman selbst auf die kleine Treppe heraus, die zu den Kontoren führte, als hätte er sie vom Fenster aus gesehen. Da schritt sie erfreut die letzten Stufen empor.

Er erkannte sie trotz dem Dämmerlicht sofort. Er nahm sich zusammen; aber sein Gesicht war gerötet und sein Wesen scheu und zugleich übertrieben laut. Er schien ihr ein ganz andrer Mensch zu sein. Plumper, schwerfälliger, im Augenblick fast roh und steuerlos. Nicht zu ihr — nein. Seine Hand war heiß und drückte stark. Er war in bloßem Kopf. Er hatte eben zu einem Angestellten, der an ihr vorüberhuschte, scharfe, grobe Worte gesprochen. Käthe sah Georg Thoman klar und ernst an.

„Ich kam vorüber, Herr Doktor."

„O, ich freue mich! Ich freue mich herzlich . . .!"

Nein, so war er sonst nicht. Aber es kam wahrscheinlich zuzeiten über ihn — und es veränderte ihn jählings und häßlich — —

Digitized by Google

„Störe ich?“ Sie zeigte ihr kindliches Lächeln. „Sie sind beschäftigt, Herr Doktor. Ich sehe es. Sie wollten eben in die Fabrik hinter gehen . . .“ Für die war sie allerdings gekommen.

Da senkte er den Blick. Er nickte. Er ließ ihre Hand schlaff los; er hatte sie so fest wie ein helles Glück und einen reinen Halt umschlossen. „Verzeihen Sie — verzeihen Sie — —“ sagte er leise und wandte sich schwer wie ein unglücklicher und furchtbar gereizter Mensch um.

Sie stand noch eine Weile mitten auf den Stufen und starrte ihm nach. Er tat ihr tief in der Seele leid. Sie hätte ihm mit einer plötzlichen Regung leise und in Scham nachgehen und die Hand auf seine Schulter legen, ihm ins Gewissen reden, ihn aufrichten mögen. Hatte sie nicht ein kleines Recht dazu? Aber das war eine Welle, eine Augenblicksübertreibung. Das ging natürlich nicht.

Er schloß langsam, als laste auch auf ihm die Scham und Verachtung, die Tür.

Da ging sie wieder.

Draußen auf der Straße strömte noch der Regen. Käthe mußte ihren nassen Schirm abermals aufspannen. Sie raffte den schlanken Rock, und eine scharfe Falte stand zwischen ihren dunkeln Brauen.

Er war in diesen letzten Monaten förmlich jünger geworden, seelisch aufgelebt, daß es eine Freude und ein Stolz für sie war. Am Ende hatte auch ihn die lange Gewitterspannung erregt und zu einer Verzweiflung getrieben, so erklärte sie es sich. Sie war traurig und ging achtlos im Regen heim. —

Erst der übernächste Sonntag brachte wieder einen Brief von ihm. Der klang wie sonst. Er schrieb, er würde an der alten Stelle halten. Und sie ging hin.

Er war stiller als sonst. Doch als sie im Wagen saßen, da fragte er sie: „Sind Sie mir nicht mehr böse, Fräulein Münchhoff?“

„Nein. Ich war Ihnen nicht böse, Herr Doktor.“

Da ergriff er zum erstenmal ihre Hand. Aber er ließ sie gleich wieder los.

Über das Gewesene sprachen sie nicht. Keines verriet mit einem Blick, was es inzwischen gedacht hatte. Und doch war es, als habe sich stillschweigend etwas in ihnen geklärt, das ein noch stärkeres Einverständnis zwischen ihnen herstellte.

Nur als sie sich trennten, hielt er wieder länger ihre Hand. Und dann sagte er: „Wir wollen nicht mehr solche Pausen machen. Kann es nicht wieder am nächsten Sonntag sein?“

Und sie nickte.

⁂ ⁂ ⁂

Es verging kaum ein Sonntag, an dem sie sich nicht sprachen. Der September verglühte. Das war die allerschönste Zeit zum Fahren, es war Beruhigtheit in der Luft und Frische und Farbe, eine starke, köstliche Kraft und Reife.

Indes der Mann an Käthens Seite wurde wieder stiller und bedrückter. Käthe beobachtete ihn oft im Plaudern und Schweigen, und zuletzt ward es ihr zu immer klarerer Gewißheit, daß der Doktor aus allem einmal *heraus* müßte, und zwar für *lange* Zeit.

Und an einem der nächsten Sonntage sagte sie es ihm furchtlos.

Da versank der Mann in ein langes Verstummen. Kein Mann wurde gern in seiner Schwäche mit Worten berührt, am wenigsten von einer Frau, die er begehrte. Er sah ins Weite, und der große Wagen knatterte und surrte in dem lastenden Schweigen. Es werde ihm schwer, jetzt fortzugehen, entgegnete er endlich.

Und gleich darauf sagte er ein paarmal merkwürdig hastig und doch fest und kräftig: „Ja! — Ja! Wenn Sie es wollen!“

Dann war nicht mehr die Rede davon.

Doch eines Tages, noch eh' der September zu Ende gegangen war, schickte er ihr mitten in der Woche einen eiligen Brief, den er durch einen Radboten bestellen ließ. Er schrieb ihr, daß er an einem der nächsten Abende einer Zerstreuung und Ausspannung bedürfe. Sie möchte ihm doch den Gefallen tun und sich freimachen. Sie habe es auch nötig, denn er wußte, daß sie manche Nacht zu Hilfe nahm, um die Sonntage wieder einzubringen. Man sollte sich mal was Lustiges und Buntes ansehen, vielleicht im Lunapark essen, ein wenig bummeln und dann einen längeren Spaziergang heim machen. Er hätte sich mit seinen Freunden Clausing, Mann und Frau, verabredet.

Digitized by Google

Käthe war im ersten Augenblick betroffen gewesen und hatte dem Boten gesagt, sie würde schreiben. Sie konnte nicht sofort den Tag bestimmen. Sie faltete langsam den Bogen zusammen, und ihre Hände waren unruhig.

Erst in der Nacht ging sie lange in ihrem Zimmer umher. Es konnte ein einfaches Glied in der Kette des andern sein ... so grübelte sie. Dann setzte sie sich rasch hin, scheinbar unbedenklich, fatalistisch wie früher. — Es sprang und klang etwas in ihr — ein Stahl —. Und sie schrieb.

Ja. Freitag. — Es war ein Unglückstag, aber es ließ sich nicht anders einrichten. Nun gut. — Sie war nie besonders abergläubisch gewesen.

⁂ ⁂ ⁂

Thoman stand bereits am Drehkreuz des Eingangs, als Käthe der Elektrischen entstieg. Sie durchschritten den langen, bunten Gang, an dessen Wänden Reklamen schrien und tanzten. Es gab ihr jedesmal einen Stich, wenn sie so etwas sah. Und sie hatte dann oft einen Namen in der Ecke gesucht. Aber sie hatte ihn lange nicht gelesen. Es war ungewiß, ob er das überhaupt noch betrieb.

Sie stiegen die tiefe Treppe hinab. Eines war Käthen ganz recht, obwohl es Thoman flüchtig zu verstimmen schien: er hatte ihr erzählt, daß Clausings leider nicht kommen könnten. Gevatter Bernhard, wie er ihn nannte, wäre im letzten Augenblick durch Geschäftsfreunde festgehalten worden.

Thoman wußte, daß das keine Ausrede von Clausing war. Sonst hätten sie gar nicht zugesagt. Und es war am Ende auch ihm lieber und noch schöner und besser so. Nur eine Sorge regte sich, da jenes zwanglose Beieinander sich zerschlagen hatte: war es auch der richtige Ort? Aber nun war man da.

Ob es ihr trotzdem recht wäre? Sie nickte sehr vergnügt mit blanken Augen. Sie war schon früher ein- oder zweimal hier gewesen — mit Felix. Das flimmernde, wogende Bild, die schmetternde Musik darüber taten ihr für eine Sekunde weh. Ein Hauch von Erinnerung flog zu ihr her. Dann war es fort. Die Gegenwart faßte sie mit festen Händen und zog sie in ihren Kreis.

Sie strebte hinab. Der bestirnte Himmel war matt. Steinerne Menschen und Fabeltiere ragten verdämmernd hinauf. Licht rann an den Firsten hin. Terrassen prahlten und strahlten. Springbrunnen warfen glühende Wassermengen in die Höhe. Phantastisch gleißende Kioske machten Menschen und Dinge bleich — Licht, Licht, Jahrmarktszauber, Feststimmung! Trarabum! Und unten auf den Wegen zog die Menge in breitem, endlosem, lichtübergossenem Zug die Treppen hinauf, die Treppen hinab. Die Gebirgsbahn raste gleich einer grellbunten Schlange über Berg und Tal. Man hörte ihr flagellantisches Juchzen durch die Musik hindurch. Das Muschelhorn brüllte. Stimmen johlten. Jahrmarkt, Jahrmarkt! Die Menge strömte wie berauscht. Dunkle Villen standen verdrossen mit einsamen Lichtern in der Runde. Und der Himmel schwieg mit verdämmernden Sternen.

Thoman führte Käthe. Einmal gab er ihr den Arm. Er zeigte ihr alle Buden und Verrücktheiten. Aber nur von außen, sie mochte nicht hineingehen. Man war auch älter und vernünftiger geworden. Sollte sie mit kleinen Bällen nach Küchengeschirr werfen, in dem Spukhaus Kopf stehen? Überall wackelte es, kreiste es, stürzte es, schüttelte und taumelte es; jedes Jahr brachte neue Foltern auf. Aber auch ein paar lächerliche brave Würfelbüdchen mit blauen Vasen und Muschelbilderrahmen standen da — das rührte sie fast und erinnerte sie an Treptow und Grünau.

Eine Stunde später saß Doktor Thoman mit seinem feinen Gast auf der Weinterrasse. Sie hatten einen Tisch in einer Ecke nach dem Saal zu gewählt, etwas ab vom Trubel, sie sahen hier nicht viel vom Park und seinem Gefunkel. Aber das war ihnen nur recht.

Er erzählte wieder von Rochlitzsee und von dem, was er da vorhabe, von seinen Reisen, während er eine große Garzia schmauchte. Er hatte unendlich viel gesehen und erlebt. Seine Stimme klang warm und weich. Und ein paarmal dachte Käthe: ‚Wenn er doch immer ein so ruhiger, froher, in jeder Miene straffer und erfreuender Mensch wäre ...!‘ und dann begegnete sie seinem Blick, der sie warm und glücklich umwob.

Gegen elf Uhr wurde es plötzlich leerer

Digitized by Google

um sie. Auch Käthe meinte in der Ernüchterung und Kühle dieses allgemeinen Aufbruchs, daß man nun gehen sollte.

Als sie wieder unten am Drehkreuz waren, fragte er: „Ist es Ihnen recht, wenn wir ein Stück laufen? Wir können weiter unten einen Wagen nehmen. Ich schicke meinen fort." Sein Wagen kam schon heran. Er machte dem Chauffeur ein Zeichen, und da fuhr der langsam davon.

Hinter der Brücke wurde es stiller von Fußgängern. Sie schritten auf dem Mittelweg. Aber sie schwiegen lange.

Rechts und links auf dem Fahrdamm summten die Autos, ihre Lichter brannten grell und drohend. Von ferne sah man bloß diese gewaltsamen Lichter heranspringen, und plötzlich brummte es urtierhaft. Das Leben brauste. Nur in der Mitte war es still! Ein paar andre Pärchen. Ein paar alte Leute. Einsame Spaziergänger.

Und da erzählte er von seiner Frau. Er hätte sie sehr lieb gehabt. Er hätte sich ihr demütig geneigt. Aber in ihr hätte auch das seelisch Träge, Odaliskenhafte, das Kindlich-Kindische ihrer Abstammung gesteckt. Ihre Mutter wäre Russin gewesen. Er hätte sie oft wie ein verwöhntes, unartiges Kind mit großer Güte behandeln müssen. Kinder hätte sie nicht gehabt. Auch nicht haben wollen, eher gefürchtet — und dazwischen doch auch verlangt, wie man sich leidenschaftlich eine Puppe wünscht. Aber sie wäre auch verschlagen gewesen und hätte ihm nie etwas von einer — alten Liebe erzählt — die wohl, so jugendlich die Neigung gewesen, recht weit gegangen wäre und noch in ihr haftete. Sie hätten sich immer noch heimlich geschrieben. Und dann wäre all das Genäschige und Undisziplinierte, das Träge, Wilde und Verschlagene zum Durchbruch gekommen. Und zuletzt Trotz und Härte. Vollreifes Weib und ungebärdiges Kind. Ja — der Duzgenoß ihrer Kindheit, ein junger russischer Arzt, wäre als Rekonvaleszent in sein Haus gekommen, sie wären zu dritt gereist — und da wäre es geschehen — und schon vorher — —

Käthe lauschte und sah vor sich hin. Sein Wesen war schwer. Er war gründlich auch hier gewesen, starknackig, jener Frau süße und heiße Sinnlichkeit war ein Zauber, der seine Kraft gebunden hatte.

Ja — da wäre es aus gewesen. Sie wäre ihm nach der Entdeckung selbst davon gelaufen. — Genug davon. Nichts mehr davon. Es war schon zuviel . . .

Und er verstummte wieder lange.

Und dann — —

Käthe wußte es. Und das dünkte ihr noch viel schlimmer und unbegreiflicher.

Und endlich sprach er weiter, noch langsamer und widerstrebender als vorher.

Er hätte es lange verborgen. Er wäre glatt und würdig zu den andern getreten. Er wäre nur stiller und verschlossener geworden. Niemand hätte die ganze Wahrheit erkannt, selbst Clausing nicht. Es war in ihm . . . das Übel. Er liebte es und haßte es . . . Er war auch hier gründlich, störrisch, schwer . . . Er hätte aus der Fabrik herausgehen sollen. Sie war und blieb ebenfalls eine Gefahr. Das alte Lied.

Thoman schwieg. Er fragte, ob sie müde wäre. Aber sie war nur blaß in dem Bogenlicht. „Nein," sagte sie. Sie könne noch gut gehen. Und dann — ?

Er hieb mit dem Stock auf den Kiesboden. Er wäre auf Clausings Rat einmal für lange Zeit fortgegangen . . . zu einer Kur. „Manchem hilft es. Manche halten sich danach," sagte er. „Aber nicht alle. — Man ist anfälliger und älter geworden. Vieles ist schal. Illusionslos. Alter Groll, alter Zorn über andere und sich selbst. Auch Sie werden solche Stunden kennen. Nein — Sie liebes, schönes Kind nicht. Sabine Clausing sprach von einer neuen Ehe . . . Wem sollte ich es zumuten? Ich dankte selbst!"

Weiter! Weiter! War *sie* am Ende dazu gut?

„Hören Sie, Fräulein Münchhoff — damals lernte ich gerade Sie kennen. Und als ich Sie ein paarmal gesehen hatte, da blitzte mir selbst ein Wunsch auf — ganz fern, spielerisch, daß ich es gestehe. Sogar ein *abenteuerlicher* und *frecher* Wunsch!"

Käthe nickte.

„Ich glaubte, Sie stünden allein. Ihre Frische entzückte mich. Und eine Erinnerung, eine Ähnlichkeit mit einer andern . . . Ich hatte abgeschlossen. Dann eben *so*! Ich war skeptisch geworden vor den Raffinierten und im Wohlleben Verwöhnten.

Digitized by Google

Wir stammten beide aus der gleichen Welt. Ja, dacht' ich, das könnte einem am Ende noch etwas geben, wieder zurechtrücken."

Er blieb stehen und sah ihr nahe auf die gesenkten Augen. „Liebes Fräulein Münchhoff. Sie mochten oder konnten nicht. Ich weiß auch warum. — — Und dann kam das andere wieder. Und ist noch da. Und kann — ganz schlimm werden!"

Käthens Lippen waren geschlossen. Ihr Gesicht war weiß. Er lag etwas Schroffes in ihrer Bewegung, als recke sie die Schultern auf.

„Darf ich nicht darüber sprechen?"

„— Ja."

„Sie sind jetzt frei. Ich weiß auch das."

„Woher?"

„Von Clausing. Und eine gewisse Verlobung oder Verheiratung stand in der Zeitung. Schon vor einer guten Weile."

„Ja, vor einer Weile."

„Es ist Jahr und Tag her —" sagte er.

„Ich weiß es nicht mehr!"

„Sind Sie so stark? Oder ging es nicht so tief — ?"

„Vielleicht!"

„Sie haben alles verwunden? — Nein, man verwindet nicht ganz. Aber ich bin alt und — erbärmlich neben Ihnen!"

Sie schüttelte wieder den Kopf.

„Und ich möchte Sie doch lieb haben, Fräulein Käthe. Ja, ich möchte mir von Ihnen noch einmal die Hand hinstrecken lassen. Wenn es jemand vermöchte, dann wären Sie es vielleicht, Fräulein Käte ..." Er hielt ihre Hand. Die zitterte und war dann ganz ruhig. „Gerade Sie könnten es ...! Ich möchte die Hand festhalten dürfen ..."

In Käthen war etwas erstarrt. Aber dann rief da plötzlich tief innen die alte kühne Stimme: ‚Tu es!' Und dann noch kühner sie selbst: ‚Ich will! Ich will!' — Sie sah Glanz, Reichtum, ein schloßartiges Haus, blanke Wagen, Freunde, alles durcheinander! Alles Gute, Warme, Weiche, Schöne, Sinn und Geist tief Erfüllende und Sättigende, über Alltag und Niederung Emporhebende, das Leben erst wertvoll und menschenwürdig Machende des reichen, erhöhten Daseins! ... Ich will! — Die alte Lust, der uralte Menscheninstinkt hob sich ungestüm in ihr ...

Doch unter diesem ekstatischen Augenblick, der sich aus langer Spannung löste, da war ebenso plötzlich auch das Bangen vor den Mächten des Lebens und vor ihren eignen kecken Händen, die schon so oft ins Leere und Kalte gegriffen hatten.

Sie hörte die Quellen des Lebens rauschen. Sie rauschten in ihrem Blut. Ja, etwas in ihr bettelte nach einem Menschen; auch in dieser Stunde — nach einem warmen, sichern, liebreichen Menschen. Nach Halt, Wärme, Geborgenheit. Es war das Süßeste, Leiseste. Ausruhen. Der letzte Inhalt. — Glück. Und sie erfaßte es noch einmal, noch heller, daß das Menschenleben noch von anderen, tieferen Kräften regiert würde als bloß vom Willen und seinen Wünschen. Alles Leben war Raub — ja! Aber noch mehr war es Schickung und Geschenk.

Käthe war verwirrt. Ihre Augen glänzten und schlossen sich, denn sie wurden feucht. Einem Menschen helfen dürfen und können — einem guten, in Fehl und Schwäche verstrickten Mann zu sich selbst bringen dürfen — war es zu schwer? O, es verlohnte sich jedes Wagens und jeder Mühe! Aus ihrem Mitgefühl und ihrer darunter strömenden Dankbarkeit quoll es warm und heiß auf. Wer war sie selbst? Was bot sie selbst dagegen? Auch ein zersprungen' Leben! ...

Er umschloß ihre Hand. Er nahm ihren Arm. Es achtete niemand darauf. Die Wagen fuhren hinauf und hinab, die großen grellen Lichter glitten und sprangen vorüber. Jeder hastete sich selbst zu. Er drückte den Arm gewaltsam.

„Ich habe Sie lieb. Aber bin ich Ihnen auch genug? Mißachten Sie mich? — Ich bin, wie ich vor Ihnen stehe, ein mürber, kranker Mann. Darf ich es da wagen — auch vor mir selbst? Es ist — ich glaube — ich wünsche es — alles noch gut zu machen. Ich habe mich in der Jugend niemals arg verschwendet. Auch das kann mir helfen — und ihre liebe, geliebte Hand!" Er wollte sich zu der Hand niederbeugen.

Da ging sie schneller voran. Sie war immer ein rascher Mensch gewesen, aus Gut und Schlimm gemischt ...

Thoman war ihr gefolgt. Er hielt jetzt ihre Hand und ihren Arm. „Was haben

Digitized by Google

Sie, Käthe? Ich kenne Sie doch so gut. Ich glaubte, daß Sie gern mit mir zusammen waren. — Sie meinten jene frühere Neigung damals bitterehrlich —. Ist sie immer noch im Weg? Ja — ich kann nicht bestehen vor Ihnen. — Sie wagen es nicht —! Es ist ein schweres Unrecht von mir."

Sie sah starr auf. „Ich bin nicht besser!" sagte sie rasch und beinahe schroff. — Er würde sie doch einmal fragen; er argwöhnte vielleicht sogar Leichtfertigeres, als wirklich gewesen war. Besser, sie sprachen gleich darüber, dann war alles klar und konnte kommen, was da wollte!

Es war wie ein lindes, brüderliches Streicheln, als er sagte: „Liebes Fräulein Käthe... Ich dachte es mir ein paarmal — —" Sie staunte. „Ich weiß nichts, Käthe. Nichts! — Und könnten Sie nicht seine — seine Witwe sein? Wie sind wir kleinlich. — Wir wollen einander helfen! Wir wollen uns zu frohen und geraden Menschen machen! Wir könnten es wohl. Und Sie — Sie sind es ja immer gewesen, schön, hell, gut und stark."

Er freute sich tief im Herzen, daß sie es ihm gesagt habe. Sie löschte damit gewissermaßen aus. Sie kam ihm dadurch noch näher — durch beides.

„... Ich möchte wohl wieder gut machen, was andre an Ihnen versehen haben, Fräulein Käthe!"

Da hämmerte ihr Herz. Sie duldete es, daß er ihre Hand zu seinen Lippen hob. Ein Taumel der Erfüllung durchrann sie. Träume stiegen auf und wurden Leben. Die Welt dämmerte leise und stark in Glanz und ihre Fundamente wuchsen zu unzerstörbaren Quadern.

Sie sollte ihm helfen? Ja! Ja! — Nur das —? Ach — er wollte sie auch auf die Lippen küssen und mitten aufs Herz! Und da bangte jäh wieder ihr Herz.

Aber der Augenblick war so stark, daß sie leise aufschluchzte und daß er erschrocken den Arm um sie legte. Und sie sah mit starren, staunenden Augen auf seine eigenwillige, jungenhafte Stirn und in seine dunkeln heißen Augen, in denen ein guter hoffender Glaube vor aller Menschenqual und Irrnis stand.

In der Prinzenstraße hatte sich manches geändert. Dort war eines Tages ein neues Schild über dem feinen Lädchen aufgehängt worden, das viele Damen und Dienstmädchen aus der Umgegend teils erstaunt, teils mißbilligend betrachtet hatten.

Auch der kleine Herr Roedebeck war auf seinen Gängen vorübergetrabt, freilich noch wichtiger als sonst, war umgekehrt, stehen geblieben, hatte den Kopf gewiegt, die Blicke der Vorübergehenden gefragt: was sagt ihr dazu? Und war dann eifrig eingetreten, flott — klingling! — gerade in den Laden hineingetreten. Man kam so vorbei. Man hatte dies und jenes zu erzählen: „Was meinen Sie dazu, Fräulein Banzerbieter? — Wie?" Man fühlte sich ein bißchen als Vorgänger der Firma und als Respektsperson. Über dem Laden aber stand jetzt mit klarer und etwas auffälliger Goldschrift: Erna Banzerbieter.

Wieso denn? Wo war denn Fräulein Münchhoff hingeraten? Sie hatte sich verändert? Geheiratet —? Wen denn —? Tho — was? Den reichen Thoman —? Donnerwetter! Das konnte sie sich gefallen lassen.

Das Lädchen war voll, denn man mußte der Sache auf den Grund gehen. Aber Philinchen stand nicht gerade ausgiebig Rede. Sie hatte über vieles schweigen gelernt. Sie lächelte meist und ging dann zur Tagesordnung über. Und so war die Welt: man fand die Banzerbieter auch sehr nett und brauchbar. Sie war sogar billiger und richtete Ausnahmetage ein.

Ja, es war Käthens und auch Georg Thomans Wunsch so gewesen. Fräulein Banzerbieter war ihr zuletzt unentbehrlich geworden, obwohl sie nicht alles an ihr billigte. Sie hatte auch einmal mit ihr darüber gesprochen. Aber Philine hatte gelächelt. „Was hat man sonst?" Käthe hatte ihr einiges darauf gesagt, doch die andre hatte bloß geschwiegen und dann gemeint: „Ja, wenn man heiraten könnte. Und ein Geschäft dazu hätte." — „Wollen Sie denn?" — „O gewiß. Ich möchte schon." — „Haben Sie denn einen in Aussicht?" — „Ja. Schon lange." — „Und weiß er — —?" Die andere lächelte wieder, nähte und schwieg. „Nein. Wie sollt' er. Er ist ein guter, braver Mensch. Er ist ein kleiner Buchhalter. Er ist nicht gerade

Digitized by Google

Kurze Rast. Gemälde von Erich Erler

Digitized by Google

Digitized by Google

duschig, aber auch keiner von den Forschen. Soll man sein Leben verwarten und vertrauern? Mir gefällt's selbst nicht mehr. Wenn ich so Fräulein sehe — — Und nun muß ich bald gnädige Frau sagen! Er weiß ja, daß er mir nichts antun und bieten kann und wundert sich bloß manchmal über meine Blusen — —"

Georg war damals lange Zeit, über ein halbes Jahr, fortgewesen. Er hatte täglich an Käthe geschrieben. Auch über diese Dinge. Er ließ ihr gänzlich freie Hand, aber sie las zwischen den Zeilen, daß er es gern sähe, wenn sie sich schon jetzt zurückhielte und mehr und mehr zurückzöge.

Sie hatte sehr viel zu bedenken und zu tun. Sie schrieb ihm viele gute Briefe zurück, hielt den Ungeduldigen unermüdlich dort fest, bestritt seine Verstimmungen und sein gereiztes Mißtrauen gegen Kuren und Ärzte, vor allem seine Sehnsucht, hob sein Selbstvertrauen und seinen Lebensmut.

Sie schrieb auch wegen des Geschäfts an ihn. Sie erwähnte, ohne daß jene es wußte oder ahnte, Fräulein Banzerbieter. Georg war sofort dafür. Ganz und gar. Er fand es vorzüglich; und am liebsten so bald wie möglich — sofort! Philine aber weinte vor Freude. Das gute Ding war an dem Tag gänzlich unbrauchbar. Und Lisbet Kuske, die nicht gleich wußte, ob sie neidisch sein oder sich mitfreuen sollte, griente vorläufig und dachte dabei, um sich im Gleichgewicht zu halten: ‚Wenn man bloß selber schon so weit gewesen wäre! Feine Sache! Aber die andre war auch'n janz jutes Mädchen! Und ob Fräulein Banzerbieter ihre villen Bräutjams nun abschaffte? Sie hatte doch auch einen richtigen . . .' Ja. Das würde sie tun. Fräulein Münchhoff hatte ernsthaft darauf hingewiesen und sie noch einmal gehörig ins Gebet genommen.

Da war denn vorläufig der Name Erna Banzerbieter auf das alte Schild gemalt worden. Im nächsten Frühling oder Sommer aber würde es dann draußen in Goldbuchstaben heißen: Erna Mielke. Das würde nicht so lustig klingen, bürgerlicher, nüchterner, alltäglicher. Aber man würde ja nun auch manches andre vom Flitterstaub des Lebens abtun müssen. Und das war recht gut so.

Ja — die Kuske bekam schon am ersten Tag Respekt und ließ jede dreistere Vertraulichkeit fallen. Sie war nun selbst schon eine junge Dame, trug erstaunlich hübsche Blusen und hielt peinlich auf ihre Frisur und auch ein wenig auf ihre Hände. Aber sie vermied es doch bald, sich an das neue Telephon rufen zu lassen — was am Anfang ein paarmal von einigen unbesorgten jungen Männerstimmen geschehen war. Fräulein Banzerbieter, die künftige Frau Erna Mielke, schien das durchaus nicht zu billigen und verbat es sich schließlich!

⁂ ⁂ ⁂

Ferdinand Roedebeck war unleugbar aufs beste adjustiert, propper und durabel. Von den Schnürstiefeln bis zu dem schwarzen Hütchen, bei dem er immer eine ganz schmale Krempe und einen hohen Kopf bevorzugte. Thoman hatte ihn stillschweigend hingenommen. Er hätte die Leutchen gern auf einen stillen, sorgenfreien Platz gesetzt, und auch Käthe wünschte das und wäre dankbar dafür gewesen. Aber das war nicht ganz so einfach. Ferdinand Roedebeck hatte immer noch Ideen. Er kam mit Vorschlägen. Bald war es ein Laden — Papier, Schreibutensilien, Kontorbedarf — in guter Laufgegend, alles prima. Ein paar junge Leute und so. Wenn er bloß selbständig wäre, sich als eigner Herr regen dürfe! Bald war es eine — ja, eine feine Likörstube, weißt du, Käthe —? Plötzlich aber verfiel er auf Kaninchen- und Geflügelzucht irgendwo auf dem Land, nahe von Berlin natürlich. Käthe hörte alles ruhig mitan. Sie wollte die alten Leutchen nicht drängen und zwingen. Die Tante aber schwieg — hm.

Es war klar: der kleine Herr war eine Asphaltpflanze und wollte unter keinen Umständen von Berlin oder aus seinem nächsten Umkreis weg. Er brauchte die Straße, das Leben, Betrieb, die Unfälle und Verkehrsstockungen, die Läden, die Leute. Brauchte seine ‚Gänge', wenn er auch bloß einen Zipfel Schlackwurst oder einen Kragenknopf ‚einholte'. Er mußte sich müde rennen in geschäftigem Müßiggang, um seine Gröschelchen loszuwerden. Also Berlin oder dicht dabei, das stand fest.

Auch die Tante war wohl dafür. Aber nun sollte sie hier 'raus! Ja, es war ein Sorgennest gewesen; und was man davon hatte, war bloß Mucks und nicht mal das!

Digitized by Google

Aber nu' 'raus — man hatte sich doch eingesessen und man saß trotz allem warm. Es war ja soweit mit Hängen und Würgen gegangen durch mehr als dreißig Jahre. Freilich, wenn Käthe nicht gewesen wäre — — Hm.

Onkel Ferdi sauste wie eine Hummel umher. Er schlief schlecht, was früher nie der Fall gewesen. Er ließ sich die Wohnungszeitung kommen, ließ sich Ladenmieten anstellen, besah sich Bureaumöbel. Erließ eine kleine Anzeige: ‚Gutgehendes Geschäft — Papierbranche usw. — zu kaufen gesucht. Angebote unter: Goldgrube...' Er bekam Angebote die Menge. Er spazierte hin, besah sich den Laden, machte sich Notizen, fuhr in die Vororte Biesental, Mariental, Giesensdorf, Britz, Marienfelde. Ließ sich kleine Häuser mit Garten und Kaninchenhecke zeigen, schrieb sein Wachstuchbüchelchen voll und sagte zum Schluß großartig, er würde von sich hören lassen.

Ja, Berlin, Berlin mußte es sein. Und es wurde Berlin oder dicht dabei.

„Soll es wirklich ein Geschäft sein, Tante Alwine?" hatte Käthe gefragt.

„Nein, Kind. Es soll nicht. Wenn es überhaupt was sein soll und kann."

„Aber dein Mann —"

„Ach der! Der red' bloß und fängt seine Mücken. Das weißt du so gut wie ich. — Wer soll sich denn drum kümmern?"

„Nein, Tante Alwine — es braucht gewiß nicht zu sein."

„Ich werde nun auch alt. Und Personal? Das sin' ja Dummheiten. Wir sind einfache Leute. Und sind es auch für euch."

„Du mußt nicht so reden, Tante Alwine."

„Es ist doch so, Kind. Soviel weiß ich auch von der Welt. Ich bin nich zimperlich — woher auch. Man muß sich nich so haben, weißt du doch, Käthe. Aber man soll sich auch nichts vormachen. Ich freu' mich für dich. Un is nu' doch wie'n Märchen. Na ja — gerade im Leben passieren welche. Mehr als in Büchern; das weiß ich noch von meiner Leihbibliothek. Du hast sowas immer gewollt — aber was will der Mensch nicht alles. Es liegt wohl doch an was anderm oder halb oder'n bißken. Wer weiß es!"

„Ja, Tante Alwine. Es liegt nicht bloß an uns. Und am wenigsten an unsern heißesten Wünschen. Und nun sage, wollt ihr ganz in der Stadt bleiben? Ich meine nicht gerade hier am alten Fleck. Was habt ihr hier? Und so fest wirst du am Geschäft nicht hängen. Es geschieht nicht nur euret-, sondern auch Georgs wegen."

„Ich weiß wohl. — In der Stadt? Ja, ganz weg möcht' ich auch nicht. Hm. Ich bin hier alt geworden."

„Oder in einen Vorort? Georg hat von einem netten, einfachen Häuschen gehört mit Garten dran."

„Is es sehr weit?"

„Nein. Dicht bei Lankwitz. Und liegt hübsch frei. Das heißt, es sind Nachbarn da, ein Polizeiwachtmeister a. D. und ein Bahnsekretär . . ."

„Hm—m."

„Onkel könnte sich dann im Garten und Hof beschäftigen."

„'ne Weile. Und dann wird er wegen jedem Hosenknopf nach Berlin fahren. Das wird zu teuer."

Käthe lächelte. „Er kann ja abonnieren. Die fünf Mark nehme ich auf mich. Und wenn er dann nach Hauf' kommt, macht ihm das wieder Spaß."

„Ja, Kind. Mir is alles recht, und ich freu' mich und nich bloß für dich, auch für uns und unsere alten Tage. Du bist ein gutes Kind. Mir is' recht. Und wenn es dann warm is im Garten, und wenn es draußen kalt is am warmen Ofen und keiner klingelt mehr und auf'm Herd steht 'n Topf mit Kaffee und ab und an kommt mal wer — nein, du brauchst nich, Käthe, bloß wenn du mal Lust hast; is auch besser so, ich kenn' die Welt, und wenn du auch'n besten Mann hast, Männer sind nie für Verwandtschaft, am wenigsten für solche — und vielleicht kommt mal wer, die Frau Wachtmeister von nebenan, bloß Sekretärs haben 'n Tick; aber es wird ja noch andre geben, dafür wird Onkel Ferdi schon sorgen — dann is mir's recht. Und ich bin euch dankbar. Die Menschen — ach, sie sin man so so. 'ne Katze, 'n Hund, und du sagst von Hühnern und Kaninchen — ja, die hab' ich auch gern, das genügt mir. Zu viel anderm is man nich mehr nütze. Nicht mal zum Dankeschön." Und sie nahm die weiche Hand der Nichte und tätschelte sie. —

Digitized by Google

Und so geschah es auch. Die Zeit rann und baute auf und verwischte. Neues kam und Altes versank. Und eh' man sich's versah, schloß sich ein neuer Jahresring.

Wiedeborns waren nicht in das schöne, geräumige Landhaus in Dahlem gezogen, das Nonnemann mit seiner größten Liebe entworfen und gebaut hatte. Wenigstens nicht beide. Nur Hanna und mit ihr Heinrich Nonnemann selbst. Der Regierungsrat war in der Meinekestraße geblieben und ließ sich von einer älteren Verwandten bewirtschaften.

Heinrich Nonnemann aber trieb einen unverzeihlichen Kult mit seiner Frau. Er konnte nicht anders. Seine Arbeit, seine Frau und die Musik, das war seine Welt; und er ärgerte sich bloß, daß jetzt die alten Instrumente und ihre Musik ‚Mode' wurden — nächstens schnupften Lehmanns, Meyers und Piefkes wieder aus Juwelendosen! Doch die Frau stand im Mittelpunkt dieser Welt, und er hegte sie als seinen kostbarsten Schatz. Ein Kind war noch nicht da. Sie erhofften es beide noch. Hanna freilich nahm es ein bißchen quälerisch. Da faßte er ihre Hand. „Wir lieben uns doch, Hanna." — „Ja. Guter, Lieber!" — „Das genügt doch für uns," sagte er und küßte die Hand. Aber sie hofften doch beide.

Von Felix Wieland und seiner Frau hörte man nichts oder nicht viel.

⁂ ⁂ ⁂

In diesem Winter zog Käthe in die stille Schlüterstraße, dicht am Kurfürstendamm. Das Haus lag nicht weit von der Meinekestraße ab, wohin sie vor Jahren ihr Weg alltäglich geführt hatte. Nun wohnte sie selbst hier als verwöhnte, reiche Frau, beruhigt in Geist, Seele und Herzen. Wer hätte das je gedacht? Vielleicht sie selbst.

Sie sog mit allen Sinnen den Zauber und Duft der Lebensverwöhnung ein. Ihr Empfinden für Menschen und Dinge, die sich ihr willig von allen Seiten darboten, ward immer sicherer. Und ihr schlanker, biegsamer Geist, der sich stets, schon als sie noch Kind war, in dumpfer Sehnsucht über Durchschnitt und Alltag hinausgehoben hatte, rankte sich kräftig und dankbar an den Stützen hoch, die der Besitz ihr schenkte.

Sabine Clausing war ihr allmählich Führerin und Freundin geworden. Käthe half ihr dafür bei ihren vielerlei Bestrebungen und blickte in zahlreiche Schicksale, in Klugheit und Enge, in seelische und leibliche Not von Männern und Frauen, berührte sich mit erstaunlich vielen, die ihr verwandt, aber auch mit manchen, die ihr wesensfremd waren.

Auch Hanna Nonnemanns Kreis hatte sich ihr mit der Zeit erschlossen. Käthe war nun Frau Doktor Thoman, und Hanna selbst war mitteilsamer geworden und herzlicher in dem neuen Erleben; nicht mehr bloß vornehm duldsame Zuschauerin. Sie waren auch früher immer wieder zusammen gegangen. Nun taten sie es abermals, mit fraulicher Distanz und warmer, beruhigter Vertraulichkeit.

Georg Thoman besaß Freunde oder Gesinnungsgenossen in der Großindustrie, unter Parlamentariern, Kolonialmenschen und unter den Agrarmännern der Rochlitzseegegend. Er war politisch eigenwillig und frei wie in allem. Aber er liebte die ewigen Libertinagen nicht, die bei jedem Quark auflärmten und sich dann beiseite drückten, weil das Ganze doch immer recht behielt. Freilich die Damen dieses Kreises waren nicht immer angenehm. Manche anmaßend und philiströs, andere oberflächlich wie bunte, blanke Vögelchen — wie es überall war. Man wußte und wußte nichts von Käthe. Man fand sie reizend, gescheit und elegant.

Der Clausingsche Kreis war der anregendste. Clausing, jovial lächelnd, war selbst sein behaglichster und beweglichster Gast, und Sabine hielt mit unbeirrbarem Auge und oft mit einem, unverstelltem Wort auf ‚Niveau'.

Einmal indessen, im zweiten Jahr, da hatte Käthe ihren klaren Instinkt für eine Weile in wunderlicher Weise verloren. Vielleicht gerade auch im Hinblick auf Sabine Clausing. Sie hatte damals den ersten heftigen Schmerz in ihrem neuen Leben verwinden müssen. Da hatte sie viel gelesen, oft halbe und ganze Tage lang. Es geschah mit einer gewissen Hast und oft nicht gerade mit Lust, sondern mehr unter einem Zwang. Es ging auch vieles wirr durcheinander. Und sie wurde noch blasser und nervöser dabei. Zu ihrem Mann, der sie besorgt mahnte, sprach sie sich nicht aus.

Digitized by Google

Da nahm Sabine Clausing sie sich vor. „Du gefällst mir nicht, Käthe. Den Tod eines Kindes erleben Tausende, so bitter es sein mag. Gerade ich kann es dir nachfühlen — hab' nie eins gehabt! Aber solange darf man den Kopf nicht hängen lassen. Du bist jung. Ihr seid frisch und — gesund. Auch Georg ist es. Er war nie so jung. Und du erwartest jetzt ein neues Glück. Ist es gerade dieser Zustand? Ist sonst etwas nicht in Ordnung? Heraus mit der Sprache. Das ist manchmal das einzige, was nottut. Nun?"

„Du wirst spotten."

„Spotten?"

„— Du weißt soviel und alles, Sabine."

„Ich tue was —?" Die ältere Freundin sah die jüngere an. „Was heißt denn das, Kindchen?"

Käthe wurde verlegen. — „Ja, ich — ich weiß so wenig ... eigentlich nichts ...!"

„Davon habe ich nie etwas gemerkt. Auch nichts von dieser bescheidenen Selbsteinschätzung."

„Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll. Ich fühle auch, daß es eine Selbstquälerei und Überspanntheit ist ... Kurz und gut, ich sage mir: du hast alles; alles ist dir erreichbar. Aber soll man nicht auch ... viel mehr, als bei mir der Fall ist, von all den hohen und geistigen guten Gaben wissen und erfassen?"

Sabinens helle Augen sahen wieder scharf. Allein sie lächelte noch immer nicht. „Nein, Käthe. Ich weiß auch bei weitem nicht alles und kann nicht alles erfassen."

„Aber soll man das nicht, wenn man Zeit und Mittel dazu hat?"

Nun lächelte die Frau doch. Käthe hatte sich davor gefürchtet, aber jetzt erwärmte sie dieses Lächeln. „Wie kommst du darauf, Kind? — Dein Verlust war hart, und du hast es schwer geboren. Und nun das neue Wunder. Auch die neue Sorge und Angst. Es sind die Nerven und die Einsamkeit. Du grübelst zuviel. Siehst du: du hast alles gewissermaßen durch dich selbst. Da überschätzt man manches. Oder siehst Berge, wo Hügel stehen. Da will man zuviel und verliert das Augenmaß. Übrigens ging es mir auch einmal ähnlich so, als Mädchen und junge Frau. Auch ich verschlang alles in einem seltsamen Strebenszwang und in Einsamkeit. Ich besaß ebenfalls alles, von Anfang an, — das heißt, das beste fehlte gerade — und fühlte mich erst recht verpflichtet. Und wurde dumm und blaß davon."

„Ja, Sabine — ja! Und dann —?"

„Ach, Käthe — das Leben führt einen weiter."

Käthe hatte den Blick gesenkt und war rot geworden. Sabine Clausing nahm ihre Hand.

„Bildung, Kind. Es ist heute der schwerste und dunkelste Begriff. Auch der Mann besitzt heute nur das Wissen seines Berufs und einiger Grenzgebiete; es ist übergenug. Es sind Extrakte. Wir können heute kaum ein Stücklein noch von allem wissen! Und die Frau —? Sie ist meist die Genossin des Mannes auch hier. Und bei ihr wird das alles am deutlichsten. Sieh, Käthe, ich weiß vielleicht einiges mehr als andre; ich bin einsamer als du in meinem Heim, war es immer und hatte immer mehr Zeit und Mittel als du und freilich auch eine bestimmte Neigung. — Bildung: nein, sie ist nicht bloß Wissen. Das allein kann sie heute zum wenigsten bedeuten. Sie ist innere Einheit. Und ein liebevolles Wachsein für alles Geistige. Blick und Empfindung für das Menschliche. Bewußtheit seiner eigenen Grenzen und dadurch Respekt und Distanz vor den anderen. Wahrhaftigkeit. Sieh, man zuckt heute die Achseln über die Kunst; aber gerade sie scheint mir die stärkste Vermittlerin und Spenderin, nicht bloß ästhetischer Stimmungen — nein, der Geistigkeit des Erlebens, jenes Wissens vom weiten Leben und vom eigenen Ich. — Zu allererst und zuletzt aber: Einheit. Dazu muß man wissen, wo man steht, wo das wertvollste unserer Wirkens- und Strebensmöglichkeit liegt. Das macht einheitlich, frei, selbstbewußt. Wo liegt dein Reich? Weißt du es?"

„Ja."

Käthens Augen blickten plötzlich ruhig. Es hatte ein selbstquälerischer Druck auf ihr gelegen, — gewiß infolge ihres Zustands und durch Nervenermattung. Die Mutter, das beste in ihr war enttäuscht worden. Und nun war sie in neuer Angst. Es war allzu persönlich gewesen, war ihr gespenstisch aus der Vergangenheit nachgezogen. Sie hätte vor sich selbst nicht davon sprechen können. Sie stand auf und

Digitized by Google

küßte die ältere Freundin. „Ich danke dir, Sabine. Du — bist eine Mutter!“ —

Käthe saß nun in der Goldkutsche. Aber auch dahin war ihr das Leid nachgestiegen.

Sie hatte es in krankhafter trüber Stunde fast als Sühne empfunden für ihr ganzes Leben, das wohl nicht immer nur nach innen geführt, daß sie nun mit Unfruchtbarkeit und Schwäche geschlagen wäre. Sie hatte sich damit gequält und auch ihre Liebe zu ihrem Mann angezweifelt — weil sie ihn genommen, trotz seines Übels. Und er war doch der beste Mann. Gesund, stark, treu, behutsam, gütig, warm, klug — und wenn sie seine Hand hielt, war sie ruhig, und wenn sie sein Auge und seine breite, eigensinnige Jungenstirn sah, war sie glücklich. Es war kein sinnloser Überschwang gewesen — den gibt es vielleicht nur einmal — oder er stellt sich dann ein, wenn man sich plötzlich trennen müßte — dann — dann —

Und nun keimte das neue Leben in ihr. Sie mußte sich schonen. Und da beschloß sie, guten Muts zu sein, um dem Kind in ihrem Schoße nicht zu schaden.

Im Winter darauf kam es. Gerade am Silvestertag. Es war wieder ein Mädel. Und es kam leicht und gedieh. Und es kam dann, ein Jahr später, noch ein zweites Kind. Und nun jubelte ihr Herz, denn es war obendrein ein Junge. Die Frau blühte seelisch und leiblich auf, als hätten ihre Gaben und Kräfte nun ihre feinste und höchste Reife erreicht. Sie war frischer und schöner als je, schlank und doch weicher, daß ihr jeder nachsah, und sie ward ruhig und allgemach sicher bis in ihres Wesens letzte Tiefe.

⁂ ⁂ ⁂

Jetzt ging es auf den Sommer zu.

Käthe hatte sich heute aufgemacht, um Hanna zu besuchen. Es war Geburtstag da draußen. Es war vorm Jahr endlich auch in Dahlem ein kleiner Nonnemann erschienen, und heute kehrte sein Geburtstag wieder. Sie wollte ein Stück des Weges gehen. Man fuhr zuviel, man würde zuletzt dick davon werden. Nun besaß sie einen eigenen Wagen und einen Chauffeur und war beiden oft gram, als beschränkten sie ihre Selbstbestimmung. Mochten sie einen faulen Tag haben — sie ging!

Käthe schritt den Kurfürstendamm hinauf. Sie wollte bis Halensee laufen und dann eine Bahn nehmen, die sie bis nach Schmargendorf führte, dort würde sie die Warnemünder Straße hinaufspazieren, an Kaffeegärten und behaglichen Spießerlokalen vorbei. Sie sah das gern. Es erinnerte sie an ferne, sich verklärende Orte.

Bei Nonnemanns war schon Besuch da. Käthe kannte die meisten von Hannas Freunden. Der Großpapa in der Meinekestraße freilich hatte bloß einen ganzen Wagen voll bunter Sachen geschickt. Er war nicht selbst gekommen, denn er wollte gerade in diesen Tagen nach Marienbad fahren. Er lebte ziemlich einsam und war nun auch noch Geheimrat geworden, schien aber keinen Wert mehr auf diese Dinge zu legen.

Käthe und Hanna hatten sich zur Feier des Tages geküßt, und Käthe fragte nach Hannas Mann. „Er ist drüben,“ sagte Hanna. Und dann, als sie einen Augenblick allein in der Tür zu dem kleinen Wintergarten standen, der jetzt ein üppiger Sommergarten war, da sagte sie: „Felix Wieland ist drüben bei Heinrich. Sie werden gleich herüberkommen, Käthe.“

Es war wie absichtslos gesprochen worden und wurde auch so aufgenommen. Alles schien längst ins Wesenlose versunken.

Schatten. — Und nun kamen sie wieder heran! Käthens dunkle Pupillen in den hellen Augen hatten sich flüchtig erweitert, und in ihrem Herzen war doch ein Schrecken aufgesprungen.

Sie verriet sich nicht; Hanna sah nur eine kleine Bläße. Sie sagte dann noch: „Er sieht nicht gut aus. Er ist geschäftehalber gekommen. Ich fürchte aber, daß diese nichts mit Onkel Laus guter Spinnerei zu tun haben! — er ließ es durchblicken. Er scheint mit Hede machen zu können, was er will; sie kennt weiter nichts als die Kinder und Felix — wenn er sich bloß nicht in Spekulationen eingelassen hat mit ihrem Geld, Käthe! Er sieht recht nervös um die Augen aus . . .“

Käthe wußte nur, daß sie da unten in Schlesien lebten, in einer kleinen Stadt, die Leuwitz, hieß, wo die großen Lauschen Spinnereien und Webereien lagen. Er war dort beteiligt. Das heißt: es war ihm die Aufgabe gestellt worden, sich einzuarbeiten. Das andere — die Kunst! —

Digitized by Google

nein, das hatte er längst wieder aufgegeben, das war kein Lebensziel mehr auf dieser Basis — und alle Vorbilder und Einflüsse nützen sich einmal ab —. Er sollte sich hinaufdienen. Er sollte erprobt und mit allen Maßen gemessen werden...! Hatte er der Probe bislang standgehalten? Man wußte nicht viel davon.

Käthe überlegte während der nächsten Minuten, ob sie vorher lieber gehen sollte. Nein! Was hätte sie Hanna sagen sollen? Das durfte sie auch Georgs wegen nicht tun. So verging eine kleine Viertelstunde, und sie sprach heiter und lebhaft. Aber während sie noch mit sich stritt, traten die beiden Herren von der Diele her ein.

Felix Wieland ging rasch voran. Sie kannte seinen Schritt noch. Und es war ihr für eine wunderliche Sekunde, als bestürme er wieder ihr Herz. Lange Jahre waren für den Blitzteil eines Augenblicks wie ausgelöscht.

Dann war Käthe ruhig. Sie fühlte nur ein krankes Weh, und sie konnte es nicht ändern. Der dort hatte sie aufgeweckt. Ihm war sie jubelnd entgegengestürzt. Und wenn auch ein ganzes Leben zwischen dem Heute und Gestern lag — auch die Vergangenheit bewahrte ein Leben. Kein Wunsch war in ihr. Nicht der kleinste. Eher ein Widerstreben, eine Abneigung und eine — Scham.

Er küßte ihre Hand. Sie fühlte den Druck seiner Lippen. Sie entzog ihm die Hand. Wann — wann war das zum letztenmal geschehen? Man träumte, und das spukhafte Weh stieg höher. Dann aber erhob sich auch die Härte und Kälte in ihr.

Sie sah scharf. Er sah in der Tat nicht gut aus, Hanna hatte recht. Er war mager, und um die Augen lagen nervöse Schatten und Fältchen.

Er war lebhaft, aber auch das war Unruhe und Spiel. Er blendete auch vor ihr. Sie sah bitterscharf. Sie sah das Gesicht, das sie einmal geliebt und geküßt — es war das alte und doch fremd. Sie wandte sich ab und zu den andern. Sie hörte nur noch seine Stimme. Sie dachte ruhig und freudig an Georg — und an ihre Kinder. Sie war geborgen für alle Zeit. Ihre Kinder! Da erst wich der Bann der seltsamen, quälenden Stunde völlig. Ein Entzücken über ihr jetziges Leben erfüllte sie. Alles andre war schal, brüchig, fleckig, ekel und tot —.

Die andern sollten auf Hannas Bitte noch zum Abend bleiben. Käthe aber hatte sich mit ihrem Mann verabredet.

Und dann erhob sie sich. „Ich kann nicht, Hanna. Georg bringt selbst Freunde mit ... Ich muß heim. Schade! Wie konnte ich wissen, daß dein kleines Kerlchen so einen langen erwachsenen Geburtstag feiern würde. Lebwohl, Nonnemännchen.“ Sie beugte sich nieder.

Gleich darauf bat Hanna Felix Wieland. Doch auch der erhob sich plötzlich. Auch er könne leider nicht. Er habe noch Besprechungen von Dringlichkeit. Nonnemann sah zu Boden und schwieg.

In Käthe wallte ein heißer Zorn auf. Im nächsten Augenblick aber war sie eiskalt. Sie mußte es dulden, daß er sie geleitete.

⁂ ⁂ ⁂

Sie gingen schweigend. Sie hörten bloß ihre Gedanken.

Das Leben erließ einem wenig. Wünschte er eine Aussprache, bedrückte ihn eine Schmach und Schande? Wollte er abbitten, erklären, mit einem schuldbewußten Wort eine alte Freundschaft begraben? Wozu? — Sie waren beide darüber hinweg, waren gereift und hatten sich zurechtgefunden! Man würde sich nicht wiedersehen — nur wenn es der sinnlose Zufall wollte! Suchte er einen Abschluß? Er hatte ihr einmal eine allerletzte Aussprache schroff und feige verweigert.

„Käthe ...“

„Bitte!“

„Nun dann: gnädige Frau. Ich wußte, daß heute hier Geburtstag war und daß ich Sie vielleicht treffen würde. Ich hoffte es.“

Sie schwieg. Hier gab es keine Elektrische und keine Droschken. Nur Bäume, Villen und Bauplätze. Nun vermißte sie doch ihren Wagen.

„Sie sind glücklich, gnädige Frau. Ich sehe es und freue mich. Sie dürfen es mir glauben. Sie haben Kinder. — Ich hörte davon. Sie können mir nicht mehr allzu gram sein, Käthe. Sie haben alles verwunden. Und Sie waren immer ein Glückskind. Ich freue mich von Herzen! — Es hätte mich, wenn es anders wäre, schwer bedrückt. Ich bitte, das zu glauben. Ver-

Digitized by Google

zeih' mir, Käthe! Ich habe nicht nobel gehandelt, gewiß erbärmlich, wenn auch manches dagegen und für mich sprechen konnte!"

Sie schwieg und sah gerade aus.

„Ich habe alles vergessen," sagte sie dann. „Ich habe nichts mehr zu verzeihen."

Er nickte. „Es ist besser, daß es so gekommen ist. — Als ich Sie vorhin wiedersah, da staunte ich. Ich hatte viel erwartet — — nicht das. Nicht das! Sie sind noch schöner geworden — — Ich war bestürzt, Käthe!"

Käthe blieb stehen und sah ihn an. „Ich will nicht, daß Sie so sprechen. Daß wir uns noch einmal guten Tag und Lebwohl sagen, da es sich so gefügt hat, mag hingehen. Ich zürne und hasse lange nicht mehr. Schon lange nicht mehr. — Gott sei bedankt dafür! Alles ist niemals gewesen. Aber damit sei es auch genug!"

„Käthe!" Er wollte ihre Hand nehmen. Aber sie entzog sie ihm heftig, die ihn einmal so süß gestreichelt, die er so stürmisch und berauscht geküßt hatte.

„Sie lieben Ihren Mann und Ihre Kinder?"

„Ja! Das tu' ich von ganzem Herzen — — Und Sie? — —"

Sie hörten nur wieder ihre Schritte und das sanfte Wehen von Käthens Kleid. Ihr Herz frohlockte grausam.

Er schloß nervös die Augen.

„Ja, Käthe! — — Ich vielleicht auch. Meine Frau ist oft krank und ungeduldig. Ich sag' es sonst keinem, aber ich will auch einmal sprechen, und Sie sollen Ihre Genugtuung haben. Meine Frau liebt mich. Auf ihre Art — schroff, eifernd, nicht gütig ... Sie will jede Stunde von mir und gönnt mich keinem und nichts!"

Die Schatten und Fältchen um seine Augen waren tiefer und zuckten.

„Ich wünsche Ihnen weiter Glück, Herr Felix Wieland."

Plötzlich reichte sie ihm die Hand. „Leben Sie wohl. Ich gehe hier rechts hinauf." Er war der Alte geblieben, wahrscheinlich in allem! Er hasardierte weiter. Hanna hatte vorhin so eine Andeutung gemacht — von kühnen, blinden Geschäften, und Nonnemann hatte schweigsam und ernst vor sich hingesehen. Vielleicht stand es gar schon schlimm mit ihm! Und sicherlich auch entwand er sich wieder und wieder der schweren zärtlichen Hand seiner Frau, wenigstens wünschte er es und suchte bei andern Rausch und Vergessen. Sie war dem Verwöhnten und Niebeherrschten zu viel und zu wenig und vielleicht schon eine Last. —

„Käthe!" Sein Blick hing an ihrem Gesicht, an Haar, Brauen, Mund und Augen. Sie schüttelte den Kopf. Das war vorbei! Aber auch in ihr rann noch einmal die Erinnerung, süßschwer und brennend.

Dann wandte sie sich ab und ging davon. Und ihr war in ihren Nerven, als müßte sie noch einmal trocken aufschluchzen.

Er stand starr und sah ihr nach. Er sah die von seinen fernen Wünschen allimmer geliebte und umsehnte Gestalt sich loslösen. Er stand und sah mit heißen Augen das letzte warme Wehen ihres Kleides. Dann war es kühl und nüchtern auf der Welt.

‚Vorbei!' — dachte er. Und dann sprach er es laut. Gedankenlos und doch schmerzlich und fast gramvoll. Mehrere Male. Und das endlos-endliche Wort klang ihm seltsam ahnungsschwer im Herzen wieder und dann noch lange in ihm nach.

⁂ ⁂ ⁂

Rochlitz und sein See hatten große Tage. An jedem Morgen wurde die schwarzweiße Fahne an dem hohen weißen Flaggenmast dicht am See gehißt. Der Herbst war da, Besuch war da — „schenk' ein den Wein, den holden!" Auch das geschah, denn Gevatter Clausing war kein Kostverächter, wenn er die hohen Wasserstiefel auszog und das Schießgewehr in den Schrank stellte. Aber man trank noch tiefer und fröhlicher die starke Luft, die feuchtfrisch über den See und die Wälder kam, und ließ sich von der lind brennenden Sonne den Schädel bescheinen und das Blut nochmal vor Jahresschluß wärmeln.

Man liebte in Rochlitzsee die Gäste. In den nächsten Tagen würden auch Nonnemanns für eine Woche auftauchen. Die Entenjagd war vortrefflich, und das ließ Heinrich keine Ruhe.

Gestern waren Herr Doktor Theo Haberland und Frau am Nachmittag auf ein paar Stunden in Rochlitzsee gewesen. Sie waren ein wenig Nachbarn. Sie hatten sich im vergangenen Jahr ebenfalls ein Haus gebaut, ein luftiges Sommerhaus,

Digitized by Google

drüben am Scharmützelsee, der nicht weitab lag. Er war in dem Verlagshaus, in dem er einmal als kümmerlicher, unruhiger Mensch begonnen hatte, Prokurist geworden. Und dann hatte er nach dem Ableben des Chefs vor zwei Jahren die Tochter geheiratet — eben jene Dame mit dem rötlichen Mal auf der einen Wange, die Käthe einmal mit ihm gesehen hatte vor langer Zeit in der Leipziger Straße.

Haberland schritt ruhig und würdig in hellem Herbstanzug einher und trug einen bunten, feinen Schlips. Er sah vorzüglich aus und verriet in jedem Zoll eine gediegene, freilich auch etwas streng-herbe Bürgerlichkeit.

Seine zierliche Frau war durchaus nicht hübsch. Aber sie genügte ihm sicherlich. Sie verehrte ihn, und derlei war ihm niemals unsympathisch gewesen. Und sie war fein und gescheit. Kinder hatten sie nicht. Auch das schien ihn nicht sonderlich zu kümmern. Doch seine Frau saß ernst und fast schüchtern vor der Kinderschar auf dem grünen Rasen, und wenn sie eins der Kinder einmal bei der Hand nahm, sprach sie ganz leise und dicht zu ihm geneigt wie zu einem Großen, und als wäre jedes Wort ein Streicheln und scheues Liebhaben.

Käthe Thoman lächelte einmal, als sie so neben dem alten, kritischen Jugendgenossen auf den schattigen Kieswegen schritt. Sie sagte ihm ein schelmisches Wort. „Sie sind ein Gent geworden, Doktor Haberland. Und die bedächtigtsten Zeitungen rühmen Ihren Namen!"

Doch er überhörte es. Er sprach wie jeder Fertiggewordene nicht gern von sich; das Allzupersönliche und die Selbstbetrachtung waren zurückgetreten. Er sah die Gegenwart und die nahe Zukunft. Sein Schritt war würdig und bedächtig, und so waren auch sein Wort und seine Geste. Er war nie für Halbheiten gewesen. Jetzt erst recht nicht.

„Sie sind ein Gent geworden, Doktor Haberland!" sagte Käthe dann noch einmal, als sie unter den huschenden Sonnenlichtern hingingen.

Er wollte es wieder überhören. Dann aber meinte er ernst und langsam, nur ein wenig gemessener rechthaberisch und schulmeisterlich als früher: „Die Hauptsache scheint mir zu sein, gnädige Frau, daß man in Bewußtsein und durch Einsicht lebt — nicht nur triebhaft."

Käthe lächelte bloß. Nein — er war kein Halber. Und doch ein Mensch. Ein Mensch wie sie. Vielleicht noch mehr als sie — in manchem noch schroffer und zielbewußter und auch lebensklüger. — Sie freute sich dunkel. Doch sie fühlte auch, daß ihm dies Thema nicht genehm wäre. Man sah sich fast niemals in Berlin. Man würde ihnen in der nächsten Woche einen Gegenbesuch in ihrem Sommerhaus am Scharmützelsee machen. Man machte sich eigentlich nur hier draußen Besuche.

Rochlitzsee aber war inzwischen ein richtiger Großbesitz geworden, mit einem stattlichen Vorwerk, mit mächtig sich ausdehnenden Feldern, Wiesen, Wäldern und einem reichen Viehbestand. Doktor Thoman hatte Jahr um Jahr mit zäher Neigung dazugekauft. Sogar das gedrückte, weißgekalkte Wohnhäuslein war vor Jahr und Tag plötzlich verschwunden. An seiner Statt, tiefer zurückgeschoben, stand jetzt das große prächtige Gutshaus, von Heinrich Nonnemann bedächtig errichtet.

Georg fuhr in jeder Woche mindestens einmal heraus, auch wenn Käthe in der Stadt weilte. Und oft begleitete sie ihn. Mit jedem Jahr aber weilten sie länger hier draußen in Rochlitzsee, das sie immer lieber gewannen — im Frühjahr, im Sommer und im Herbst. Das wurde allmählich notwendig. Und einmal, in nicht ferner Zeit, da sollte es wohl für immer geschehen. Und dann würde man nur im Winter ein paar Wochen in der Stadt zubringen.

Heute gegen Abend knallte es mächtig auf dem See. Schuß um Schuß fiel und hallte über dem Wasser.

Die beiden Herren hatten sich gleich nach dem Tee aufgemacht. Es wimmelte in diesem Jahr von Wasservögeln. Krickenten, Knäkenten, Bekassinen, Regenpfeifer, Bleßhühner, alles grundelte, wurmte und stach da im Schilf, auf den Wiesenständen und auf dem abgelegenen Torfstich umher. Die Schneisen im Schilf waren frisch durchgeschnitten, die Kähne frisch geteert. Sie lagen kräftig duftend davor. Ein paar Jungen mit langen Staken fuhren am Röhricht hin und trieben, während der Hund eifrig und vorsichtig patschte und

Digitized by Google

Blaues Zimmer

Gemälde von Heinrich Hübner

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

stöberte. Die Märzenten waren feist und versprachen einen leckern Braten!

Und dann kam die Dämmerung. Die Enten zogen in die Gewässer zurück, fielen ins Schilf ein, und da fuhr man behutsam im Kahn am Röhricht hin. Nur noch selten fiel ein Schuß. Bernhard Clausing schmauchte und sah ins Weite, dorthin, wo die Glut verblaßte.

„Orjemann, hast du noch Licht?"

„Nicht genug, Bernhard!" kam es weiterab am Schilf übers Wasser zurück.

„Denn fahren wir tu Huus!" sagte Clausing. Aber er blieb noch eine Weile sitzen, die leere Flinte im Arm, schmauchte und sah. Und der Junge, der hinter ihm stand, pätschelte nur leise mit den Riemen im Wasser. —

An eben diesem Nachmittag waren die beiden Damen nach Dorf Rochlitz gefahren. Bald nach drei Uhr hatte hinten am Haus ein Sommerwägelchen mit einem Pony davor gehalten. Käthe hatte selbst Zügel und Peitsche genommen, während ein Stalljunge in gestreifter Leinenjacke hinten aufsprang. Sabine hatte Hanfried Rademacher versprochen, sich seine Honigernte anzusehen. Davon wollte sich Käthe ein paar Waben mitnehmen. Ihre eigenen Stöcke auf dem Vorwerk waren krank geworden.

Sie verweilten gut anderthalb Stunden im Lehrerhaus. Sie sahen unter unheimlichen Bienenkappen dem Imker Rademacher zu. Besahen seine neuen Käfer, Schmetterlinge und kleinen Bücherschätze. Sabine bestritt manche seiner Ansichten, die frischfröhlich ins Ideologische hinaufstiegen, und zuletzt senkte Meister Hanfried brav die schweren, gelbtropfenden Honigwaben in einen hohen irdenen Topf. Die beiden Damen freilich erklärten, den Rückweg zu Fuß machen zu wollen, denn Sabine hatte den ganzen Morgen Berichte lesen müssen. Käthen war es recht. Sie liebte jederzeit die Bewegung. Das war heute der wärmste, sonnenhellste Tag in diesen Spätherbstwochen. Der Abend würde herrlich werden.

Der leckere Honigtopf wurde dem Stalljungen mit dem strohblonden märkischen Schopf zwischen die Beine gestellt. Hü — ho! und das gelbe Wägelchen kippelte los. Die Frauen nahmen jetzt den Weg um den See herum. An einer Stelle öffnete sich der Wald. Man sah die Kähne und die Jäger. Man rief einmal, und die Schützen schwenkten die Mützen. Dann ging es wieder in den Wald hinein. Hier mußte der Lehrer umkehren. Er war noch lange nicht fertig, er hatte noch zwanzig Beweise auf der Pfanne. Lord, mit langhängender Zunge, sah ihn an: nun ist es genug. Und Hanfried zog seine Kappe und machte seinen Kratzfuß.

Die Stämme leuchteten tiefer. Es war sehr still. Nur die Schüsse platzten in der Luft. Aber das glich einem Naturgeräusch. Zum Herbst gehört der Schuß wie der Altweibersommer. Geschäftige große Spinnen zogen ihre Netze und kletterten in rasender Eile dicht vor den Frauen an blinkenden Fäden in die Höhe.

„Ein närrisches Kerlchen," sagte Sabine. „Es ist doch gut, daß die Rademacher und Projektenmacher vorläufig noch in Rochlitz sitzen und nicht zuviel Einfluß in der Welt haben. Sie würden wie allzuviel Sauerstoff in der Luft wirken. Ein Mensch, in dem es überall zuckt und blitzt. Die Frau hat es manchmal nicht leicht mit ihm. Du warst still, Käthe, und bist es noch."

„Ich bin ihn gewöhnt und ich habe ihn gern. Er ist etwas weltfremd ... Er kann sehr ausgelassen und sehr streng sein, auch mit seinen Schulkindern. Trotzdem ein fröhlicher Mensch — glücklich — zufrieden — und reich in seinen geistigen Schätzen."

„Ja, das ist er wohl."

„Nur reisen möchte er. Lange, weite Reisen machen. Die Welt mit beiden Armen umklammern, wie er sagt. O, ich kann ihn mir vorstellen, Sabine, mit ganz leichtem Gepäck, stolz, helläugig zwischen Wolkenkratzern und Pyramiden, ohne sonderliche Hochachtung vor Gentleman und Lady, mit jedem seine Meinung wechselnd und alles bis auf den Grund bespähend. Vielleicht aber würde er an jedem Abend die Zähne vor Sehnsucht nach Weib und Kind und seinem Rochlitzwinkel zusammenbeißen und endlose begeisterte Briefe schreiben."

„Interessiert er dich?" fragte Sabine und nahm Käthens Hand.

„Ja. — Er ist ... vielleicht ein Gegenteil von mir selbst."

„Von dir selbst?"

Käthe schwieg. Sie gingen auf weichem

Digitized by Google

Boden, der sacht feucht wurde und stärker duftete. Die Sonne sank. Und die Schüsse hinter Bäumen und Schilf fielen spärlicher ...

Lord tappte vor ihnen her, blieb stehen, hob den einen Fuß und sah gespannt ins Holz.

Käthe war zerstreut. Sie hatte sich auch im Lehrerhaus für eine Weile von den andern getrennt und war im Garten zwischen den Büschen spaziert. Dann hatte sie sich wieder zusammengenommen. Es ging ihr etwas nach. Es hatte sie etwas Trauriges erschreckt, so ungewiß es noch war. Sie hatte etwas Schmerzliches, vielleicht sogar Schlimmes und Entsetzliches erfahren. Da verstummte auch Sabine. Sie verstand sich ebenfalls auf das Stillesein, besonders hier beim Wandern — Wald und See raunten die köstlichsten Dinge.

Georg hatte seiner Frau noch gestern abend, als sie nach dem Essen zu zweit im Garten gingen, während er seine Zigarre rauchte, erzählt, daß über den alten Lau oder vielmehr über Felix Wieland allerlei dunkle und vor der Hand unbestimmte Gerüchte umgingen. Das wäre übrigens schon früher ein paarmal der Fall gewesen, aber er hätte nicht darüber sprechen mögen. Es würde so viel geklatscht und gedruckt. Auch Hanna hatte einmal in einem Brief, der von ihrem Besuch hier draußen sprach, ein paar Andeutungen gemacht, die auf gewisse Nachrichten hinwiesen.

Daran dachte sie wieder, und dann gingen sie durch den großen Garten heim und warteten an dem Bootsschuppen, bis auch die beiden Jäger angelangt waren und mit ihrer reichen Beute ausstiegen.

Die Herren erschienen mit starkem Appetit und scheinbar bester Laune am Tisch. Aber noch eh' sich Bernhard Clausing das dritte Glas Wein eingeschenkt hatte, fing auch er zu guter oder schlimmer Letzt von jenen Gerüchten an, denn er war erst heute wieder in der Stadt gewesen. „Sag' mal, Georg, woher kanntest du eigentlich diesen Wieland?"

„Er war mir empfohlen worden."

„Entzückender Kerl. Warum macht er bloß so was? Auch gute Familie, freilich auf dem Abrutsch. Er war wohl zu verwöhnt und ohne rechten Trab."

Käthe hatte den Blick gesenkt, und es flog sie eine flüchtige Angst und fast ein Zittern an. Georg lenkte das Gespräch ab. Und dann nahm er, als sie vom Tisch aufgestanden waren, ihren Arm. „Erschreckt es dich, Käthe?"

„Nein. Nicht so."

Er hatte ihr übers Haar gestrichen. „Du bist doch erregt, Käthe. Sprich dich aus, Liebling."

Und da hatte sie erwidert: „Es ist nicht viel zu sagen, Georg. Es täte mir sehr leid — wenn es sich als wahr erweisen sollte. Und es wäre eine unheimliche Tatsache, wenn auch er so gerade seinen Weg zu Ende ginge! Er konnte wohl niemals außerhalb des Erfolgs, des Reichtums, der Verwöhnung leben; sonst war er schlaff. Was andern ein Sporn, war ihm stets ein Hindernis. Höchstens, daß er noch mehr hasardierte — nicht aus Kraftgefühl — sondern bloß nach Impuls und Laune. Er langweilte sich wahrscheinlich in seiner Verbannung, war verbittert, hatte nichts zu tun, spielte den großen Herrn, gewöhnte sich wieder an die große Geste. Er mußte immer etwas vorhaben und war stolz, trotzig und auch erbittert auf den alten Leu, der ihn nicht ernst nehmen mochte. — Du Liebster!" sagte sie plötzlich und umklammerte mit beiden Händen seine starke Hand. Sie war doch erregt und wollte es tapfer verbergen. „Wie ist es so gut gekommen! Das Leben war weiser und stärker — und besser als ich."

„Was ist dir, Käthe? Ist es eine Sorge und doch eine Angst?"

Sie küßte seine Hand. „Ich weiß es selbst nicht. Aber soll ich kalt und höhnisch dastehen? Ich sollte vielleicht eine Genugtuung empfinden. Wie ist es so gut gekommen! Ihr — Ihr! — Du und die Kinder! — Nach vorn blicken und vergessen und dankbar sein!"

„Ich danke dir mehr," sagte er und zog ihren Arm zärtlich an sich heran.

„Sieh, als wir heute bei Hanfried Rademacher waren, mußte ich meine Gedanken mit Gewalt davon ablenken. Und beinahe hätte ich mich vor Sabine verraten. Es weckte soviel in mir auf — alles, so daß alles zur Mahnung wurde. Selbst Meister Hanfried."

„Es hat dich erschreckt."

„Ja. Ich war wie um Jahre zurück-

Digitized by Google

versetzt. Ich hatte ihnen zugehört, auch der Frau, die doch eigentlich aus besserem Haus stammt als ich, denke, eine Lehrerstochter! Ich fühlte für Minuten fast mit Bedrückung, genau wie schon einmal, die reine Luft und den feinen Glanz dieses kleinen Hauses. Es gibt solche Augenblicke. Ich stand auf und ging eine Weile allein zwischen den Himbeeren. Sie glaubten, ich naschte. Ich tat es auch. Aber auch von meinen Gedanken. Ich habe das schon als Mädchen gekannt. Und dann später öfter. Man bleibt plötzlich mal stehen und blickt zurück. Man fühlt plötzlich Narben, Wunden, Reue . . ."

„Kind —"

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht das mit Felix. Du hast es wieder gut gemacht. Aber wie war mein Weg?"

Da streichelte er ihre Hand. Er verstand, was sie meinte. Sie hatte ihm, als sie ganz vertraut geworden waren, einiges von sich, von ihrem Wollen und Streben erzählt. „Ja, es gibt viele solche wie Rademacher, Kind," sagte er dann lächelnd und fast gemächlich. „Und das ist gut. Aber es gibt auch noch andere und anderes, kühnere und kühneres, auch wenn es weniger durchsichtig und nicht so menschlich verläuft wie bei dir. Es hat sogar Tüchtiges, Gewaltiges, ja Großes geschaffen. Sie wollen alle hinauf. Auch die schon halbwegs oben sind. Aber wir Satten vergessen es dann gern. Immer höher. Wir leben noch nicht im goldnen Zeitalter, und es lebt sich alles zurecht, selbst das, was mancher oder — manche vielleicht für ‚schlimm' hält."

Da nickte Käthe sacht. „Ja. Man steigt meist für eine Weile auf Kosten der Innerlichkeit. Ich komme mir manchmal wie eine von Tausenden vor — Männern und Frauen, fast wie ein Werkzeug dieses allzu menschlichen Gesetzes. Menschenart — bis heute! Und vielleicht noch lange hin! . . . Ach, Liebster, ich habe nun alles. Und ich will es halten — fest — fest! Und will dafür leben, vor allem den Kindern — meinen liebsten Kindern! — Daß sie tüchtige, innerlich reiche und starke Menschen werden. Für sie soll alles gelebt sein . . . Sie sind das letzte Ziel. Nach vorn leben, alles gut und besser machen — und sich dessen freuen, daß es noch bessere, ganz gute und reine Menschen gibt. Hanfriede und Sabinen — und George!" Er lachte und wehrte energisch ab. „Hast du mich weniger gern, weil ich bloß ein gefesselter, strebender, irrender und fehlender Mensch war?

„Kind, Kind. Deine Hände sind kalt. Es hat dich erschreckt. Wir sind alle Menschen. Auch dein Schulmeister ist es, frage nur seine Frau mal gründlich aus. Es kommt bei jedem durch. Die Summe ist überall dieselbe. Wir sind alle Kinder unsrer Zeit, nur verschieden in der Färbung. Es gibt allenthalben steinichte und verquere Wege — die Hauptsache ist, daß wir richtig ankommen."

Käthe sah vor sich hin — „Und daß wir keinen Stein werfen . . ." sagte sie leise und wandte das Gesicht ab.

* * *

Ein paar Wochen darauf, am Abend, hatte Herr Ferdinand Roedebeck ‚in der Stadt' zu tun. Er hatte immer mal ‚in der Stadt' zu tun.

Er kannte die Knipsschaffner von Lankwitz, den Mann mit der roten Mütze, die Türschließer, man begrüßte sich militärisch. Er liebte die gelben blanken Holzbänke, steckte sich ein Zigärrchen an, holte eine Zeitung aus der Tasche, in der er immer noch gern die kleinen Anzeigen studierte, und war glücklich, wenn das Abteil recht voll war. Dann saß man so mitten drin in der lieben warmen Menschheit, eingequetscht in sie, konnte eine Unterhaltung beginnen — Betrieb! Betrieb!

Aber den gab es auch sonst. Ferdinand Roedebeck besaß einen Kaninchenstall daheim und einen stattlichen Hühnerhof mit prachtvollem Hahn. An dem Drahtgitter des Gärtchens prangten bunte Plakate, von Onkel Ferdi eigenhändig auf Pappe gemalt: „Frische Trinkeier!" „Junge Wyandotzuchthähne abzugeben!" „Hervorragende junge Rammler (Widderkaninchen — Silberkaninchen) per sofort!" „Achtung: bissige Hunde!!"

Betrieb! Neuerdings hatte er sich noch eine Kanarienhecke zugelegt und war Mitglied eines ornithologischen Vereins geworden. Er handhabte eine Wasserpfeife, um die jungen Hähne zum Rollen anzuregen; sie pfiff jämmerlich durchs Haus, daß die Kaninchen erschrocken mit den

Digitized by Google

Löffeln wackelten und die Hühner nervös raunzten.

Heute also war Onkel Ferdi wieder in der Stadt. Er hatte Vogelfutter zu besorgen, das er natürlich auch in Lankwitz bekommen hätte. Er sagte daheim, daß er ein Endeken spazieren laufen wollte — und wutsch, saß er auf der Bahn und dampfte davon. Er brauchte das. Er spazierte durch die Straßen, strahlend vor Glück und Behagen — man war jetzt Zuschauer! Man hatte selbst sein Schäfchen im Trocknen. Larifari! Man hatte das Sturmlaufen satt und machte anderen Platz. Er blies die Backen auf, als verpustete er sich nach mühevoller Lebenswanderung.

Potsdamer Platz — Leipziger Straße — Friedrichstraße — es war eine Lust zu leben —!

In der Nähe der Passage Unter den Linden standen die Zeitungshändler. Alte Herren mit trüben Gesichtern und trüber Vergangenheit. Junge Kerle mit brutalen Stimmen. Alte Damen, klein, fett und heiser mit schwarzen Pulswärmern — alles rief, schrie, johlte durcheinander. Das Neueste, Allerneueste, Sensationsnachrichten — der Fall — Katastrophe — Tragödie — Skandal — —

Die Stimmen waren wie Schmutzfetzen und Gestank in der Luft. Sie klangen hämisch, gemein, hart und grausam. Sie wühlten im Leben anderer, rissen Türen auf, gruben Leichen aus, schleiften das Geheimste hervor, zerrten es in das grellste Licht der Straße. Alles für'n Sechser, für'n Groschen — für zwanzig Pfennig allerhöchstens! Hyänen des guten Rufs. 'n Sechser — 'n Groschen die Nummer! Man überschrie sich, bedrängte die Menschen, rief die Worte falsch und verschliffen in hastender Konkurrenz.

Der kleine Herr Roedebeck blieb auch vor diesen Betrieben mitunter stehen. Erhaschte begierig ein Wort, las eine fettgedruckte freche Zeile. Denn er riskierte gelegentlich selbst mal einen Sechser — es konnte was Wahres dran sein. Wo Rauch ist, ist auch Feuer! So ein Skandal in einer großen Firma, in einer stadtbekannten Familie, in Adels- und Militärkreisen — das wärmte, das brachte einem die Großen des Lebens menschlich näher, wirkte gleichmacherisch, tröstete und erhob einen selbst! Es gehörte zu Berlin wie der Lärm und der Dunst.

Aber was war das?... Namen flogen durch die Luft, ein Name... Man kaufte. Oder man lief gleichgültig weiter. Abgestumpft oder angewidert. Es waren die üblichen Zeitungen, die hier in der Kneipen- und Fremdenstraße das schmähende Maul aufrissen, die für ‚Wahrheit und Gesittung' kämpften und den schweifenden Dämchen Konkurrenz machten.

Roedebeck blieb stehen. Ja — was war das? Da war ein Name — wie? Er trat hastig näher heran und sah auf das grünliche Heftchen. Eine schmutzige Männerfaust hielt es ihm unter die Nase.

„Das Neueste, Herr Iraf! Bloß zwanzig Fennje! Nur noch 'n paar Nummern! Ausverkauft! Hochinteressant! Na woll'n Se nich? Se wern's bereun! Gleich alle!" Das log der alte Bursche, er trug einen Kneifer der Bildung und schielte. Er hatte noch einen ganzen Packen im Arm. Und neben ihm bis zur Behrenstraße hinunter standen noch andre Herren und Damen mit gleichen Packen, die giftgrün schimmerten und lockten, riefen und schrien.

Roedebeck ging ganz benommen und aufgeregt weiter.

Er hatte sich eigentlich noch ein paar Schußzigarren von Gerold holen wollen. Er stolperte an der Passage auf den Holzbelag hinauf. Gleich um die Kranzlerecke herum war der großartige Laden. Ja — ja —! Aber da standen wieder diese Zeitungsschreier, Männer, Weiber, junge Bengels bis zur Passage hin.

Sollte er zwanzig Pfennig springen lassen? Der Preis stieß ihn. Wenn's ein Sechser oder 'n Groschen wäre! Aber zwanzig — —

Lau — Lau — — nein, den Namen kannte er bloß, wie ihn alle Berliner kannten. Aber den andern. Den hatte er vor Jahren mal in Verbindung mit Lau in der Zeitung gelesen —. Er kannte diesen andern Namen. Er kannte die Leute... Natürlich... Stallschreiberstraße... Die alte Gegend...! Waren mal große Leute gewesen. Man gehörte gewissermaßen zusammen. Man fühlte sich ihnen verbunden, fast verwandt. Und Käthe Thoman, damals noch Käthe Münchhoff, hatte ihn

Digitized by Google

auch gekannt... O gewiß. Ob es derselbe war — —?

Zwei richtige gute Groschen ...!

Roedebeck betrat rasch den Laden und vergaß alles. Hier wäre etwas gefällig, wenn man nach Lust und Gutdünken kaufen könnte! Aber auch so wurde er wie ein Fürst bedient. Er steckte sich gleich eine ins Gesicht. Nicht übel — vorzüglich — wie? 'n abend, meine Herren.

Aber als er wieder hinaustrat, bedrängten ihn von neuem die giftgrünen Hefte. „Das Neuste! Sensationeller Bericht! Skandal — — Das Neuste über die Affäre Philipp Lau — — Wieland — — Aufklärung — — Philipp Lau und sein Neffe — —"

Immer Lau. Hauptsächlich Lau. Denn dieser Name war stadtbekannt. Sein Träger ein reicher, berühmter Mann! Der zog am meisten. Darum erfüllte man gerade mit ihm die Luft, ließ ihn gleich einer zerfetzten Fahne flattern. Der andere Name flog nur so nebenher mit. Ob es der richtige war? Die Neugierde quälte ihn noch mehr als der Geiz. Andre kauften, das reizte ihn erst recht. Morgen las man's in allen Zeitungen — — wenn auch! Das Neuste war das Neuste und hielt einen wie ein Schlangenblick fest.

Da stand wieder so eine fette Dame und schrie, als wäre sie ganz besonders eingeweiht und gehörte vom Kopf bis zu den Riesterstiefeln dazu. „Der Fall Wieland — Lau — —"

Roedebeck griff in die Tasche und kaufte fix ein Heft. Dann lief er spornstreichs davon. Paffend, das Heft wie einen Schatz betreuend, die Zigarrentüte in der Manteltasche, glücklich, aufgeregt. Er wollte es gleich nachher in der Bahn lesen und noch heute abend an Käthe nach Rochlitzsee schicken, unter Kreuzband — blau angestrichen. Es würde sie sicherlich interessieren. Und wer wußte, ob es die Tageszeitungen so ausführlich bringen würden ...?

Auf dem Potsdamer Ringbahnhof aber staute sich die Menge, und der Zug war im Nu voll. Alles knackevoll um diese Stunde. Er mußte stehen und wurde in dem schmalen Gang zwischen den Fenstern etwas wilder, als zu seinem Behagen nötig war, eingequetscht. Machte nichts. Es ging auch so. Betrieb! Nein, er wollte lesen. Ein Herr mit einem großen Schlapphut nahm ihm das Licht. Roedebeck bog sich zur Seite ... Zweieinhalb Seiten. Doll! Doll! Und dazwischen immer Sternchen. Lauter kleine Kapitel. Mindestens fünf. Und er schwankte, wackelte und las, und es sah aus, als ob er immer wieder den Kopf schüttelte. Doll! Von Philipp Lau war gar nicht die Rede, der war nur zum Anreißen da und weil er verwandt war und so — immer bloß Wieland, alles Wieland ...

Daheim schob er seiner Frau das Heft sofort hin, schweigend und triumphierend.

„Was soll das?"

„Lies mal."

Er packte seine Tüte aus, probierte mit den Fingern, ob ihr Inhalt nicht zu trocken wäre, legte sich gleich noch eine Zigarre für später zurecht und knisterte mit seinen andern Paketen. Dabei sah er immer wieder auf seine Frau.

Die kleine Frau Roedebeck hatte die Stahlbrille auf die Nase geschoben. Was sollte das? Was ging das sie an? Aber dann las sie doch das Inhaltsverzeichnis auf dem grünen Umschlag langsam und bedächtig ... Wieland? Ja, den kannte sie noch. Der war mal als junger Herr in ihrem Laden gewesen und hatte zwei Faberbleistifte, einen Gummi und eine Schachtel Reißnägel gekauft. Für eine Mark fünfzehn zusammen. Sie erinnerte sich noch ganz gut. Hm — hm — — Was war denn mit dem? Es war wohl mal nicht viel los mit ihm gewesen. Aber dann sollte er doch recht gut geheiratet haben. Sogar sehr gut, wie die Leute sagten. Aber die nehmen den Mund immer voll. Käthe hatte nicht viel darüber gesprochen. Es war ihr eben gleich gewesen. Und sie kam damals auch kaum mehr zu Wiedeborns. Hm. — Hm. — Und hier stand es nun. Zweieinhalb Seiten, mit dicker Überschrift und eng gedruckt ...

„Was sagst du dazu, Alwine?"

„Ob es alles wahr is?"

„Todsicher!" sagte Herr Roedebeck und suchte noch immer in seiner Abendzeitung.

„Es wird soviel gelogen."

„Aber so genau können sie doch nicht lügen! Hier steht ja noch nichts. Aber morgen wird sicher was kommen. Wenn

Digitized by Google

auch nicht soviel und deutlich! Es wird jetzt immer alles vertuscht, alles Schwindel. Und dann heißt es Unfall und Herzschlag und so oder rätselhaftes Verschwinden."

„Das is ganz gut so. Wen geht es was an? Sollen sie nich mal im Tod ihre Ruhe haben? Ich hab' mich oft geärgert. Hm. — Glaubst du wirklich?"

„Bestimmt. Sonst wär's schon beschlagnahmt. Man kennt doch Lau in ganz Berlin. Und denn, solche Blätter fragen vorher immer erst an: na was denn — is das so? und was sagst du dazu, wenn wir's drucken, Pinke, Pinke — was jibste?" erklärte Herr Roedebeck mit großstädtischer Überzeugung. Er ließ sich kein Titelchen abstreiten. Er fühlte sich verantwortlich. Er hatte die Sensation mitgebracht, und nun sollte nichts Ganzes damit sein? Hö!

Die kleine Frau sah vor sich hin. ‚Eine schlechte Welt', dachte sie. ‚Gottlob, daß man nichts mehr mit ihr zu tun hatte. Was würde Käthe dazu sagen?' Vor ihr stand noch ein Rest warmer Kaffee. Das gönnte sie sich jetzt zu jeder Tageszeit. Man brauchte nicht mehr so zu knapsen. Und nun sah sie den schönen stolzen Menschen wieder vor sich, wie er damals im Laden vor ihr gestanden und von Käthe gesprochen hatte. Zum Greifen deutlich. Und nun war es so mit ihm . . .

Spekuliert? . . . Und die Frau hatte gutgesagt, auch aus Trotz gegen den alten Lau? Ja, sowas kommt vor. Und sie hätte niemals Sinn für Geld und seinen Wert gehabt. Ja — sie war jung und wahrscheinlich verliebt. Reiche Leute! Und was man als Kind nicht lernt . . . Und solche Grundstück- und Häusergeschichten — und er hatte ja woll mal auf'n Baumeister studiert, aber nich bis fertig — verliefen nie gut. Wie war's denn mit seinem reichen Onkel Kaeding gewesen? Geradeso. Es steckte bei manchen im Blut. Bloß früher fuhren sie mit der Kutsche dabei, jetzt mit's Auto. Und die Zeit war schlecht. Auch kleinere Leute konnten ein Lied davon singen. Hm . . . Und da is denn der junge Mann immer tiefer 'rein geraten. Alles fort. Und denn das Schlimmste noch . . . hm — hm —

Sie strich sich mit der Hand über das glatte Haar und nahm einen Schluck. Roedebeck war plötzlich noch mal zu seinen Kaninchen gegangen. Er hatte immer Angst vorm Marder, obwohl er noch nie einen gesehen hatte. Und in den kleinen weißen Holzkäfigen neben dem Fenster piepte ein Kanarienweibchen im Schlaf.

Je sowas . . . Er sollte es auch mit einer Angestellten des Leuwitzer Geschäfts gehalten haben und nich bloß mit einer und in der letzten schlimmen Zeit, nee durch Jahr und Tag schon. Und sie waren doch erst ein paar Jahre zusammen, vier, fünf, nich viel länger als Käthe und Thoman . . . Nich zu sagen! . . . Geld weg und auch nich treu — un wahrscheinlich nich bloß so obenhin und nebenher — hm. — Und vielleicht wußte die junge Frau auch noch mehr, und daß ihm immer bloß ihr Geld gut genug gewesen . . . Das gibt's doch. Und mit einmal kommt's 'raus. Und da war sie auf und davon, der alte Lau hatte es lange gewünscht und sie nu' auch — weg und fort mit den zwei Kinderken und unerbittlich und war woll'n Dickkopp. Und wahrscheinlich hatte er nu', um 'rauszukommen, noch was andres riskiert . . . mit Versprechen und Wechselchen und so — hm — hm. Das is denn so. Und denn war vor etwa zwei Wochen auf der Jagd die Sache passiert. Immer auf der Jagd. Zufall, Unfall. So heißt es denn immer . . . Roedebeck hatte schon recht mit, aber er sollte bloß nich so reden . . . Nach Lage der Dinge nich sehr wahrscheinlich, stand in dem grünen Heft. Hm. — Hm. —

Roedebeck kam wieder herein und hängte die gestreifte Schirmmütze, die er im Haus trug, an den Nagel. Er hatte keinen Marder gesehen. Es war bloß ein trockner Zweig auf das Stalldach gefallen. Er war nicht fünf Minuten an demselben Fleck, nun saß er wieder am Tisch und hatte Papier und eine Schere vor sich liegen.

„Ich werd' es Käthen schicken," sagte Onkel Ferdi. Er schnitt bereits an ein paar Papierstreifen. „Sicher ist sicher. Dann hat sie's."

„Laß das lieber. Du mußt dich immer wichtig machen! Man soll sich nich einmengen. Vielleicht weiß sie es schon, oder es is ihr gleich."

Doch das glaubte Onkel Ferdi nicht. Er war schon in Tätigkeit. Die Streifen lagen da, der Gummipinsel wartete. Und er strich mit rotem und blauem Stift den Artikel in dem giftgrünen Heftchen an.

Digitized by Google

Aber als die kleine Frau Roedebeck das sah, unterbrach sie ihn und nahm ihm das Heft schweigend weg.

„Meinste nich?"

„Nein. Wir bekommen nur Gutes von dort."

Sollten sie ihnen Schlimmes ins Haus schicken? Auch wenn es Käthe und ihren Mann wenig anging — es war traurig und am traurigsten für diesen jungen Menschen. Gerade weil er viel Schuld hatte. An seinem ganzen Leben. Und er sollte auch noch eine Mutter haben. Aber für die war wohl gesorgt. Sollten sie sich mausig machen? Sie hatten es am wenigsten nötig. Man konnte nie wissen, wie es aufgenommen würde und ob man jemand einen Gefallen damit tat. Käthe war eine junge Frau, und vielleicht war es wieder so weit mit ihr und sie sollte sich nicht erschrecken. Vielleicht erschreckte es sie doch. Sie hatte die beiden einmal vor Jahren zusammen gehen sehen, von weitem, als sie Käthe einmal besuchen wollte. Hm . . . Und überhaupt: man lebt sich selber und stirbt sich selber.

Sie packte das Heft weg. Aber das verdroß den kleinen Herrn Roedebeck, der jetzt hin und wieder eine unbeträchtliche Neigung zum Aufmucken verspürte, und er griff wieder zu seiner Streifenmütze mit dem großen Schirm, brabbelte etwas von Zimperei und Füßevertreten und trollte sich abermals. Und als sie allein war, dachte sie: ‚Is recht, daß er weg is. Er wird sich wohl in der Kneipe die Füße vertreten! Mag er.' Sie hatte ja auch ihren Kaffee. Aber sie mochte jetzt nicht Zeitung lesen, auch kein Buch, was sie von ihrem Lädchen her gewohnt war. Sie klapperte mit den Hornnadeln und spann ihr eigen Garn dabei und streichelte dazwischen die Katze auf ihrem Schoß.

‚Hm —' dachte sie, als es dann zehn schlug, so daß es Zeit wurde, den Tag zu beschließen. ‚Geld — Geld. Es is viel. Sogar sehr viel. Ich hab' einen mächtigen Respekt vor. Aber das beste muß man doch woll zuletzt selber zutun, wenn ein richtiges Leben 'rauskommen soll. — Nee, nee, auch das is nich richtig. Nichts is ganz richtig. Alles bloß halb und dreiviertel. Auch Glück muß sein — und dazu 'n richtiger, brauchbarer, unverzagter Mensch, zu dem kommt es gerne. — Das Leben is Gnade hat mir mal 'n alter verdrehter Flickschneider gesagt, der in der Alten Jakobstraße dokterte; er war für Wasser un Nüsse, aber auch für Handauflegen un Streicheln. Ich hab' ihn damals nich verstanden un wollte auch nich. Aber nu hat er doch woll recht. Es hätte alles auch anders kommen können, auch mit Käthen.

‚Gnade. Es klingt so fromm. Hm. — Wir mögen das Wort nich mehr recht. Wir sin alle verkappte Heiden. Und doch hat es sicher noch heute einen Sinn. Man muß sich bloß Zeit zum Nachdenken und zum — Leben lassen. — Ruhig, Mätzeken, ruhig. Jetzt wird nich gesungen. Jetzt is Schlafenszeit.'

Dann stand sie auf. Und als sie wieder das grüne Heft auf dem Zeitungsstoß drüben auf der Kommode sah, da nahm sie es nochmal zur Hand und betrachtete es zaudernd, denn es tat ihr eigentlich leid, es war ein hübsches, sauber beschnittenes Heft. Doch dann riß sie es langsam durch und dann noch einmal, bis lauter kleine Schnitzel auf dem Tisch lagen. Und dann fegte sie die mit der Hand zusammen, trug sie in der Schürze in die Küche und warf sie in den Kohlenkasten.

‚Besser is besser. Nu is es weg. Es läßt ihm sonst doch keine Ruhe und er schickt es ihr hinter meinem Rücken.'

* * *

Auch in Georg Thomans Hände war das grüne Heft gekommen. Doch er hatte es nicht mit nach Rochlitzsee genommen. Nonnemanns waren immer noch draußen. Aber Hanna hatte nichts Neues von Hede gehört oder gar gesehen, sie wußte nicht mehr als sie alle, daß sie fort wäre aus Leuwitz und daß Felix einen Unfall gehabt hätte und daniederläge.

Allein das waren alte Nachrichten.

Die neue Woche hatte Neues und Ärgeres gebracht, das grüne Heft erzählte davon, und es log in diesem Fall ausnahmsweise nicht weit über die Wahrheit hinaus.

Trotzdem ließ Georg noch ein paar Tage vergehen, bis er seiner Sache ganz sicher wäre. Und auch dann zögerte er noch durch Tage und wartete auf eine gelegene Stunde, die einem das Wort leicht von der Zunge nahm und rasch dem anderen gab.

Und sie kam.

Digitized by Google

Käthe und Hanna hatten an einem Morgen tüchtig der Mamsell und den Gärtnern bei der Obsternte geholfen. Die beiden Frauen waren frisch und heiter wie in bester Zeit, und besonders Käthens Wangen und Augen leuchteten tief.

Und an diesem Tage um die Mittagsstunde, nach dem Essen, spazierten Georg und Käthe, wie sie gern taten, im Garten. Dann nahmen sie auf der Bank am See Platz. Und da sprach er ruhig und hielt ihre Hand und sagte ihr alles — auch das, was er von Felix Wieland und seinem raschen Ende in der Woche nach jenem rätselhaften Unfall auf der Jagd erfahren hatte. Käthe hörte gesenkten Hauptes zu.

Und darauf ließ er sie allein mit Lord in den Wald nach Dorf Rochlitz zu gehen. Er sah ihr noch eine Weile von der Bank aus nach. Er glaubte, daß sie zum Schluß die Lehrersleute besuchen würde. Dann ging er selbst langsam nach der Wirtschaft hinüber.

Käthe schritt rasch dahin. Aber sie kehrte nicht in dem Lehrerhaus ein. Sie bog vorm Ende des Wegs in einen schmalen, dämmerigen Seitenpfad ab, der zum See hinabführte. Der Wind zischte in den Nadeln und fing sich in ihrem Kleid.

Sie umkreiste den halben See. Der Weg wurde hier wieder heller und breiter. Auch der Wind ließ nach, und die Sonne schien warm und golden, daß man unwillkürlich langsamer schritt und der Blick starr wurde im Träumen. Lord trabte lautlos hinter der Frau her, kaum daß sich mal ein Knurren in ihm regte, wenn im Holz etwas nicht geheuer schien. Käthe achtete des nicht. Das Wasser schimmerte blau und silbern. Und dann wurde sie müde und wünschte zu rasten. Sie kannte hier einen stillen Ort. Es war nicht mehr weit. Sie bog das hohe Weidengebüsch zur Seite und ging dicht am Ufer hin.

Dann saß sie lange an dieser abgelegenen Stelle des Sees, vom Schilf umbuscht. Aber sie sah in der Ferne ihr Haus und die blanken Dächer der Scheunen des Hofs. Von dort her kam auch ein feines Heulen, Sausen und Klappern; das war die Lokomobile, die die Dreschmaschine trieb.

Es verging eine lange Zeit. Sie währte länger, als Käthe selbst wußte. Die Dogge lag ruhig neben ihr und sah sie bloß manchmal an, als wollte sie sagen: Ich bin da. Dann wieder Stille, Schauen, Lauschen in das ferne Sausen und Klappern.

Endlich hob die Frau einmal den Kopf und achtete auf den hellen und raschen Stundenschlag drüben vom Dorf her. Sie zählte und war erstaunt und auch erschrocken.

Sie sah über den See. Ja, der Sonnenglanz war zur Seite gewichen, und die Sonne hielt schon schräg über den Kiefern drüben. Sie hatte stundenlang hier verweilt. Da stand sie rasch wieder auf. Ihre Glieder waren ein wenig steif und taub geworden. Auch der Hund stand da und schlug leise und mahnend an.

„Komm, Lord," sagte sie und strich über den schönen Kopf. Lord blaffte noch einmal, als hätte er die Frau verstanden. Dann rauschte er vor ihr her durch Schilf und Weiden. Draußen wartete er wieder.

Es war zu spät geworden für Rademacher und seine Frau, selbst wenn Käthe noch Lust zu einem Besuch verspürt hätte.

Sie ging den Weg, den sie vor drei, vier Stunden gekommen war, mit wachsender Eile zurück, denn es dämmerte schon tief, wie damals, als sie mit Sabine von Hanfried Rademacher heimging. Und ihr Herz war bang, daß Georg sie schelten könnte.

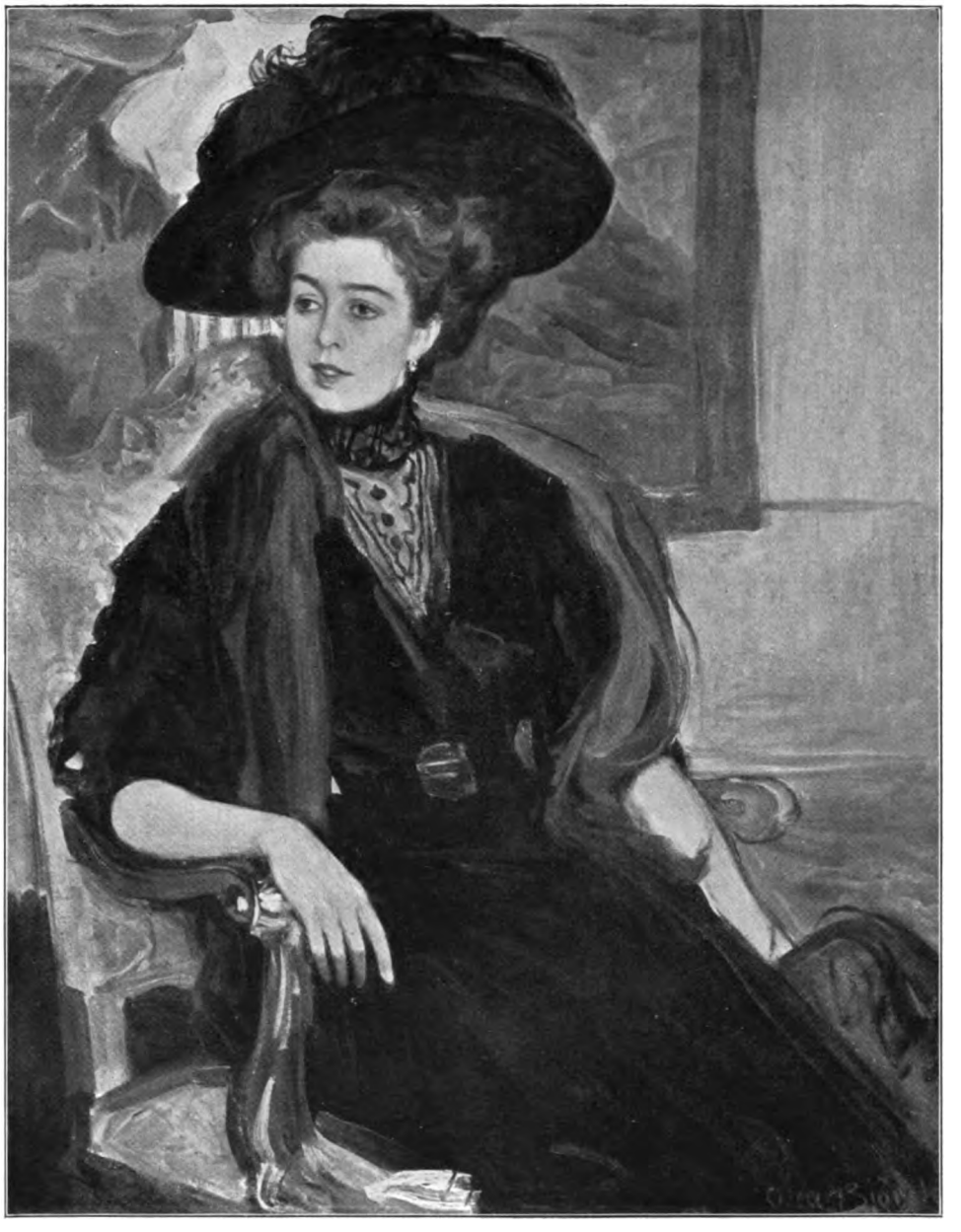
Sie eilte, und der Hund sprang in schweren Sätzen vor ihr her.

Plötzlich rief jemand tief im Wald ihren Namen. Es hallte seltsam und fremd. Käthe wandte erschrocken den Kopf zur Seite, und dann blieb sie stehen.

Es war Georg, der rasch mitten durch den Wald kam. Er hatte sie zuletzt gesucht, war ihr vor einer Stunde von Rochlitzsee aus nachgegangen. Aber er hatte sie auch im Lehrerhaus nicht gefunden. Da hatte er sich in plötzlicher Sorge von neuem zum See hin auf den Weg gemacht und hatte zuletzt wieder und wieder ihren Namen gerufen.

Nun sahen sich beide. Käthe winkte. Dann aber stand sie still und stumm. Es ging wie ein Schauer über ihren Augenspiegel. Und in ihr rief und jubelte es. Nun kam er heraus und sah sie ernst und liebevoll an. Und da lief sie rasch wie von einem Druck befreit auf den Mann zu und nahm ihn fest bei den Händen.

Digitized by Google



Bildnis der Kronprinzessin von Schweden
Gemälde von Oskar Björck

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

Der standhafte Zinnsoldat

Von Dr. Paul Weiglin

Dreiundvierzig Jahre haben wir in Frieden gelebt — ist es da ein Wunder, daß die Bleisoldaten ein wenig aus der Mode gekommen sind? Wohl wurden sie nach wie vor gewünscht und geschenkt, und unter jedem Weihnachtsbaum, der für Jungen aufgeputzt ward, standen sie aufmarschiert in Reih und Glied, aber es will uns scheinen, als hätten sie geraume Zeit den Platz im Herzen unserer Kinder mit allzuvielen Nebenbuhlern teilen müssen. Die Weltgeschichte redet auch in der Spielstube mit. Noch für die Knaben, die in den achtziger und neunziger Jahren mit der Mappe auf dem Buckel in die Schule trollten, war der siebziger Krieg ein erst jüngst vergangenes, fast noch gegenwärtiges Ereignis, dessen Gewalt auch kindliche Herzen mit Schauern der Ehrfurcht erfüllte. Sedan, der buntbewimpelte Herbstfeiertag mit Preisturnen und Armbrustschießen, zählte unter die höchsten und fröhlichsten Feste im Wechsel der Monde. In Schule und Haus rühmten die Alten mit begeisternden Worten die unvergleichlichen Großtaten unseres Volkes. Über dem Schreibtisch des Vaters hing ein kleines Kreuz in der Form des Eisernen, geschmückt mit den Bildnissen der ruhmgekrönten Sieger unserer Schlachten, und der Nachbar nebenan trug das schwarzsilberne Ehrenzeichen leibhaftig auf seiner Brust. Er konnte erzählen von Sedan und Orleans und wußte aus heißem und hartem Erleben, was die Wacht am Rhein zu bedeuten hat. Wie sollte es da anders sein, als daß das Herz des Knaben sich entzündete an dem kriegerischen Glanz des auferstandenen Vaterlandes? Was er hörte, wollte er sehen, was draußen in schier unfaßbarer Größe geschehen war, sollte sich in seiner gegenwärtigen kleinen Welt erneut abspielen, und so führte er Pickelhauben und Rothosen widereinander ins Feld. Unzählige Male mußte Napoleon kapitulieren und rückten die Deutschen als Sieger in ihre Heimat ab.

Andere Zeiten kamen. Verzärtelt durch ein Menschenalter der Ruhe huben die blinden Friedensfreunde an, immer lauter und hoffnungsvoller ihre Schalmeien zu blasen, und wenn es in Südafrika brannte, wenn man in der Türkei aufeinanderschlug oder in Ostasien mit Stacheldraht und Wolfsgruben focht, so störte das die Reife Europas zum ewigen Frieden nicht sonderlich. Wurden die Wolken, die auch über unserm Himmel hingen, nicht immer wieder durch das sanfte Säuseln der Diplomaten zerstreut? Bald, so wähnte man, dürfe, müsse die Vernunft völlig herrschen, und die ach so unwillig getragene Bewaffnung des Friedens überflüssig machen. Man scheute sich fast, mit festlichem Gepränge der Väter Taten zu gedenken, nicht nur, weil man fürchtete, ihrer unwert geworden zu sein, sondern in

Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I., in Gemeinschaft seines Bruders, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mit Zinnsoldaten spielend
Zeitgenössische Silhouette

Digitized by Google

schwächlicher und törichter Rücksicht auf den geschlagenen Gegner. So wurde uns die Geschichte der Gründung unsers Reichs zu einem selbstverständlichen Ereignis, dessen Früchte wir ohne stets erneuten Dank genießen durften. Das Wort vom Erbfeind verlor seinen aufjagenden Klang; man war daran gewöhnt, es nur noch in den Festspielen für Kriegervereine zu hören, und die Jungen von heute bauten sich nicht mit dem brennenden Eifer von ehedem die Attacke von Marslatour oder den Sturm von St. Privat aus ihren Bleisoldaten auf. Sie hatten andere und, wie viele glaubten, bessere Spiele.

Preußische Infanterie aus den Freiheitskriegen

Die drei Monarchen bei Leipzig

Unter den vielen und gerade in ihrer Vielheit bezeichnenden Beinamen, mit denen man das seit dem Beginn des deutschen Krieges zur Rüste gegangene Zeitalter beehrt hat, findet sich auch der der Technik. Seine Berechtigung erwies er bis hinab zu den Spielen der Kinder. Schon früh lernten die Jungen naturwissenschaftliche Versuche anzustellen. Der Handfertigkeitsunterricht, wie er in den letzten Jahren aufkam, diente rein praktischen Zielen. Die helle Begeisterung, mit der unsre Jugend den Ausbau der Flotte, die Entwicklung des Flugwesens begleitete, war nicht nur vaterländischer Art; es offenbarte sich in ihr auch der Tatsachensinn einer neuen Zeit, der Zweckmäßigkeit und Schönheit eins geworden waren, die sich nicht scheute, einen vortrefflich arbeitenden Motor für ein Kunstwerk zu erklären. Dennoch: so wirksam diese Anschauungen und Bestrebungen für Kunst und Leben waren — es schien doch vielen und nicht nur den gewohnheitsmäßigen Lobrednern der guten alten Zeit, als müsse neben dieser Pflege des Verstandes inniger verschwistert als je die Pflege des Gemüts einhergehen, und einsichtige Erzieher stellten ausdrücklich die Forderung auf, es solle die Phantasie der Kinder genährt und gebildet werden.

Auch der standhafte Zinnsoldat kann zu diesem Ziele helfen, und ward er eine Weile von den Kindern als ein lebloses, langweiliges, veraltetes Spielzeug über die Achsel angesehen, so werden sie ihn jetzt desto freudiger willkommen heißen, denn wie unter den Großen so ist auch

Bayrischer Jäger Anno 1870

1870 bei Spichern

Bayrischer Infanterist Anno 1870

Digitized by Google

Feldgrau 1914: Husar — Der Große Generalstab — Stabsoffizier

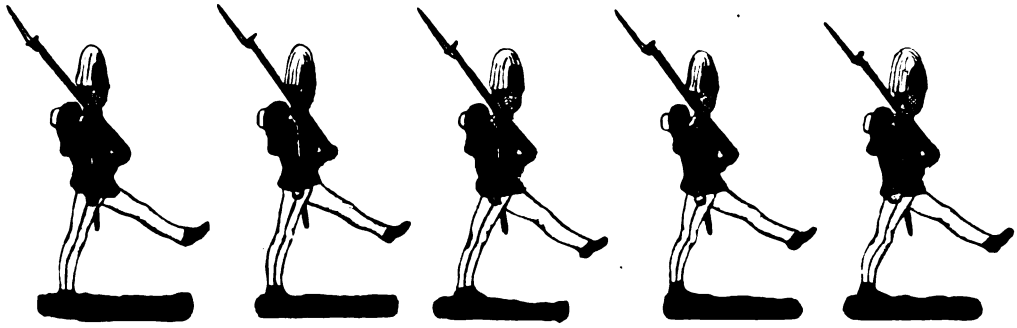
unter den Kleinen der alte kriegerische Sinn des deutschen Volkes neu erwacht und drängt sich zur Betätigung. Nicht mehr ist der Kampf mit der Waffe in der Hand ein gottlob überwundenes barbarisches Rechtsmittel, sondern heiligste Pflicht und Ehre zugleich. Nicht mehr hören wir von Schlachten, die sich in fernen Landen, für uns nur in den Zeitungen, abspielen, sondern wir alle sind an diesem Ringen beteiligt; auch die Kinder wissen: es gilt unser Volk, unser Dasein. Und sie wissen auch, gegen wen wir kämpfen. Es sind unsere lieben Vettern und Nachbarn, mit denen wir noch vor ein paar Monaten in freundschaftlichstem Verkehr standen, bis sie uns als Diebe und Mörder überfielen. Da lohnt es sich, auch die Bleisoldaten mobil zu machen, und man braucht kein besonders begnadeter Prophet zu sein, um vorauszusehen, daß sie viel, viel länger, als der Krieg währen wird, auf dem Kriegsfuß bleiben werden.

Mannigfaltig sind sie wie ihre lebenden Vorbilder. Es gibt Enakssöhne unter ihnen, die es mit dem holzgeschnitzten ehrwürdigen Ältervater und seinem anspruchsvollen Enkelkinde aus Papiermasse in der Riesenhaftigkeit der Gliedmaßen aufnehmen. Meist sind es hohe Herrschaften, die zu dieser majestätischen Größe gediehen sind. Auf blanken, wohlgenährten Rossen sprengen sie einher. Die Prunkdecke des Streithengstes ist ihm lose auf den Rücken gelegt und sogar mit zierlichen silbernen Steigbügeln versehen. Der Reiter kann, leicht auf den Säbel gestützt, auch zu Fuß auftreten, nur wirkt er dann nicht mehr so feierlich, weil die Beine allzu gekrümmt sind, von dem beschämenden Zapfen zu schweigen, der seinem Sitz die Dauerhaftigkeit verleiht. Wenn er älter wird, pflegt er mit dem Kopf zu wackeln, und endlich kann diesen der glückliche Besitzer nach rechts und links, sogar nach hinten drehen. Die Truppen, die diesen stattlichen Heerführern zu Gebote stehen, sind in der Regel nicht sehr zahlreich; die Regimenter erinnern an die Schützenzüge in kleinen Städten, die ebenfalls unter dem Überfluß von Kapitänen und Leutnants, Fahnenträgern und -junkern zu leiden haben. Es sind kostspielige Paradetruppen, mit denen sich keine großen Kriege führen lassen, obgleich sie in hervorragendem Maße standhaft sind: mit Erbsen sind sie nicht umzuschießen; kaum daß es einem glücklichen Bolzenschuß gelingt, sie zu fällen.

Der oberste Kriegsherr: Unser Kaiser

Die „extra feinen Zinnkompositions-Vollfiguren“,

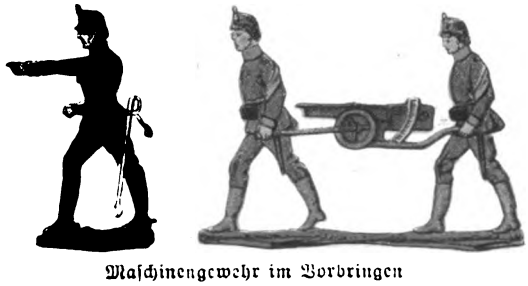
Digitized by Google



Parademarsch des 5. Garde-Grenadier-Regiments

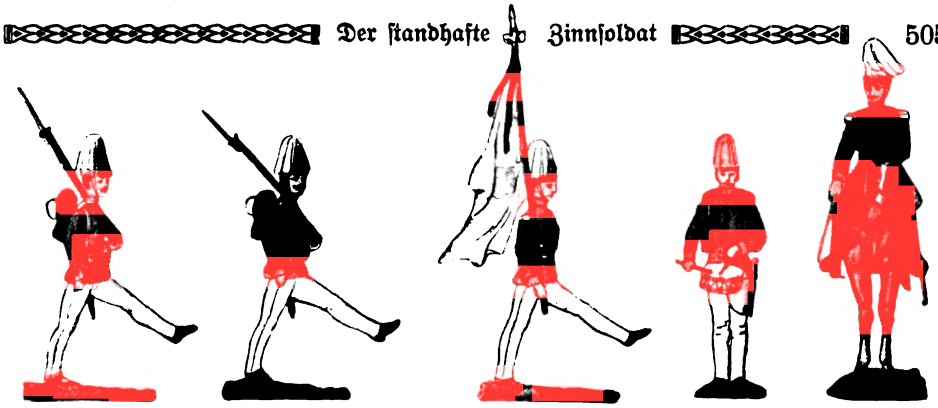
wie auf den roten Pappschachteln, in denen sie hausen, zu stehen pflegt, werden auch in mittleren und kleinen Größen hergestellt, und damit wächst ihre Verwendbarkeit im Kriege. Sie treten in größeren Verbänden auf und sind keine unverwundbaren Hünen mehr, sondern Soldaten, deren Sieg um so höher zu achten ist, als sie der Todesgefahr ausgesetzt sind. Sie passen nach ihren Maßen zu den Festungen, die sie besetzen. Sie ragen nicht mit zwei Dritteln ihrer Leiber über die Brustwehr ihrer Burg und brauchen sich nicht zu bücken, wenn sie durch das Tor marschieren wollen. Es sind vortreffliche Truppen, und doch hält sie der kindliche Feldherr nicht für beweglich genug. Schon die Verpackung: die großen, flachen Schachteln, die Papptafeln mit dem jedem einzelnen Mann und Roß zugewiesenen Platz — sie eignen sich nicht für ein Massenaufgebot. Wenn man sie aber anders, in dichterer Belegschaft einquartiert, so schadet das ihrer Gesundheit. Sie sind spröde und wollen zart behandelt sein. Wenn sie sich verbiegen, brechen sie auch schon, und besonders gern verlassen sie das grüne oder braune Brettchen, auf dem sie stehen, obgleich es der einzige Bürge ihrer Selbständigkeit ist und sie losgelöst von ihm nur noch ein kümmerliches Dasein auf einer Korkscheibe zu führen vermögen. Es sind eben doch Erzeugnisse einer überfeinerten Kultur, die ihre Blüte mit der Kürze ihres Daseins bezahlen muß. — Älter als diese Vollfiguren sind die flachen Zinnsoldaten, wie sie in größten Mengen Ernst Heinrichsen in Nürnberg anfertigt. Ganze Armeen ziehen alljährlich aus der alten Reichsstadt aus und werden von den Kindern in aller Herren Ländern jubelnd willkommen geheißen. Hier trifft es zu wie bei keinem anderen Erzeugnis der gewerbfleißigen Stadt: Nürnberger Tand geht durch alle Land. Keine anderen Truppen sind für das Spiel in größerer Ausdehnung so brauchbar wie diese. In kleine Holz- und neuerdings auch Pappkästchen sind sie fein säuberlich auf Holzwolle geschichtet. Sie werden sämtlich in einer bestimmten Größe hergestellt, so daß sie alle zueinander passen. Ohne allzu bedeutende Kosten kann man nach und nach aus ihnen einem Jungen eine kleine Armee zusammenstellen, in der sich die jüngsten und ältesten Jahrgänge zu einem wohlgefügten Körper vereinigen. Und jeder einzelne Soldat verträgt einen Puff. Selbst die Bajonette der Infanteristen und die Lanzen der Reiter, so zart sie scheinbar sind, können oft verbogen werden, ehe sie ihren zähen Widerstand aufgeben.

Und dann die Reichhaltigkeit der Truppen und Truppengattungen, von der unsere Bilder eine Vorstellung geben. Porträtfiguren fehlen nicht: der Kaiser mit dem Generalstab, die drei Monarchen in der Schlacht bei Leipzig. Preußische Infanterie aus den Freiheits-



Maschinengewehr im Vorbringen

Digitized by Google



Parademarsch des 5. Garde-Grenadier-Regiments

kriegen marschiert auf. Die Bayern stürmen bei Wörth. Das 5. Garderegiment schmeißt die weißen Beine im Parademarsch beinahe wagerecht in die Luft. Österreichische Husaren zeigen ihre bunte Pracht. Eine Schipatrouille saust durchs Gebirge. Und den Freunden und Verbündeten schließen sich die Feinde und Neutralen an: die Franzosen und Russen, die Belgier und Engländer, die Serben und Türken, die Rumänen und Italiener. Man sieht, die Soldaten sind da, um den Weltkrieg zu spielen, und Herr Heinrichsen käme nicht in Verlegenheit, wenn auch noch Afghanen und Chinesen, Mexikaner und Argentinier zu den Waffen griffen. Nur die feldgrauen Uniformen sind noch nicht ganz fertig.

Auch geschichtliche Neigungen versteht die Fabrik zu wecken und zu pflegen, und zwar nicht nur im Anschluß an Erinnerungsfeiern wie die der Leipziger Schlacht im verflossenen Jahr oder die Kämpfe des siebziger Krieges, die doch erst jetzt ganz Vergangenheit zu werden beginnen. Durch die Jahrtausende werden wir geführt. Assyrer und Perser, Griechen und Römer, Germanen und Gallier, Byzantiner und Goten, Franken und Sachsen, Ritter und Landsknechte, Kaiserliche und Schweden, die Soldaten des alten Fritz und der Maria Theresia — sie alle stürmen und fechten, marschieren und präsentieren nach Herzenslust. Und alle sind sie gleich zierlich und genau ausgeführt. Künstler haben sie entworfen — die Schweden Gustav Adolfs z. B. kein geringerer als Camphausen — und mit großer Sachkenntnis wird darauf geachtet, daß die Figürchen die richtigen Uniformen und Ausrüstungsstücke tragen. Bei ihrer Kleinheit ist es natürlich nicht möglich, jeden Knopf nachzuprüfen, aber nach Garde und Linie werden die Truppen unterschieden und die mannigfachen Farben etwa in den Kragen der Dragoner werden sorgsam beachtet. Die Herstellung der Zinnsoldaten ist ziemlich einfach. Die von Künstlern gezeichneten Vorlagen werden auf starke Schieferplatten übertragen und ausgraviert, so daß die aufeinandergelegten Platten die Gußformen ergeben. Das flüssige Zinn, dem je nach der Güte der Mischung mehr oder weniger Blei beigemischt ist, wird in die flache Höhlung gegossen, erkaltet schnell, und heraus fällt ein blanker Soldat, der dann, mit mehreren Kameraden auf Stäbchen gereiht, von fleißigen Frauenhänden in überraschender Schnelligkeit vorschriftsmäßig bunt angemalt, also eingekleidet und ausgerüstet wird.

Deutsche Infanterie beim Angriff

Digitized by Google

Vom verbündeten österreichisch-ungarischen Feldheer:

Infanterist — Honved-Husaren — Infanterist mit Winkflagge

Wer ein möglichst wahrheitsgetreues Schlachtenbild aufbauen will, wird sich der vielen Spezialwaffen freuen, deren er sich bedienen kann. Da gibt es Eisenbahner und Pioniere, Trainsoldaten und Telegraphenbataillone, Feldgendarmen, Ärzte und Lazarettgehilfen, und die Truppen selbst findet er in den verschiedensten Stellungen, nicht nur im Marsch oder Schritt, im Sturm oder in der Attacke, feuernd und dreinhauend, sondern auch liegend und kriechend, rastend und biwakierend, abgesessen, auf Vorposten, in Front- und in Seitenstellung. Nimmt man hinzu die Festungsgeschütze und Mörser, die Zelte und Schanzkörbe, die Planwagen und Krankenautomobile, die Drahthindernisse und Verhaue, die zerschossenen Zäune und Mauern, die Erdwälle und Pfahlwerke, die Bäume und Sträucher, die brennenden Kirchen und Häuser, die Gewehrpyramiden und weggeworfenen Waffen und was es sonst noch alles in schier verwirrender Vielheit gibt, so wird man wenig vermissen, was ein Schlachtenpanorama zu bereichern geeignet wäre.

Österreichischer Husar

Und doch ist auch hier das Einfache das Beste. Wie viele gibt es, die sich den Luxus eines solchen reichen Aufbaus leisten können? Wer unter den Kindern seine Heeresmacht nicht gleich nach vielen Hunderten zählt, wird jede bloß dekorative Figur bald als einen überflüssigen Eindringling betrachten und an ihrer Stelle lieber einen ganz gewöhnlichen Zinnsoldaten sehen. Selbst die schießenden Fußsoldaten und galoppierenden Reiter sind nur in der Schlacht und in erster Linie zu gebrauchen und hemmen die Phantasie des Kindes. Ein Infanterist, der gewehrüber einhermarschiert, schießt ebenso kräftig, und wenn er fällt, gilt er ebenso für tot wie der vom Zinngießer zum ewigen Schlaf verurteilte. Er kann wieder aufstehen, jener nicht. Er kann auf Wachtposten ziehen, was dem mit gefälltem Bajonett stürmenden Kameraden versagt bleibt. Er ist, um es kurz zu sagen, ein Allerweltskerl wie sein lebendes Vorbild: zu allem gut zu gebrauchen. Auch ist es nicht geraten, den Spieltisch des Kindes mit Soldaten allzu bunter Nationalität zu bebauen. Was soll ein Junge mit zehn Schachteln Soldaten anfangen, von denen ein halbes Dutzend verschiedenen Staaten angehören? Freilich war es leichter, Beschränkung zu üben, als wir nur einen Feind, den Erb-

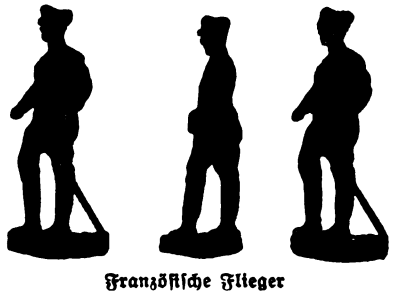
Österreichischer Husar

Schipatrouille

Digitized by Google

feind, den Franzoſen hatten. Trotzdem iſt es ſo, daß die Freiheit der kindlichen Phantaſie unter den einfachſten Verhältniſſen am glücklichſten gewahrt bleibt. Es iſt wie in der Theaterkunſt, wo auch eine allzu ſtilgetreue Ausſtattung nur lähmt oder die Anſprüche des Zuſchauers ins Ungemeſſene und Unerfüllbare ſchraubt.

Auf verſchiedene Weiſe ſpielen die Kinder mit ihren Soldaten, und es laſſen ſich nach Alter und Anlage verſchiedene Stufen der Entwicklung erkennen. Der ſechsjährige Junge freut ſich daran, ſeine Regimenter hübſch aufzubauen, umzuwerfen und wieder einzupacken. Wird er älter, ſo führt er ſie in den Kampf. Er belagert die Feſtung und bombardiert ſie mit Erbſen, die er durch Blasrohre oder aus kleinen blechernen Kanonen ſchießt. Er teilt ſich mit ſeinen Spielgenoſſen in die Rollen der Angreifer und Verteidiger, und wer die glücklichſten Schüſſe tut iſt Sieger. Dieſe Art des Kampfes ſchwebte dem kleinen Goethe vor, als er ſeinen Freunden das Knabenmärchen vom neuen Paris erzählte, nur daß ſich hier die Amazonen und Griechen, die ſogar das Fußbrettchen entbehren konnten, ſtatt mit ſchlechten Erbſen mit wohlpolierten Achatkugeln beſchießen. Auch die Hoffmannſche Schlacht zwiſchen Nußknacker und Mauſekönig wird auf ähnliche Weiſe geführt. Die Kanonen ſchießen mit Zuckererbſen und Pfeffernüſſen in den dicken Haufen der Mäuſe, die mit kleinen ſilbernen Pillen antworten und ſich eines glänzenden Kavallerieangriffs durch häßliche, übelriechende Kugeln erwehren, welche auf den roſen Wämſern der attackierenden Huſaren ganz fatale Flecke hinterlaſſen. Aber ſo hübſch dieſe Kämpfe ſind: es gibt Phantaſten unter den Kindern, denen die Entſcheidung auf dieſe Weiſe zu ſchnell, zu roh vor ſich geht. Sie verſchmähen die Burg aus dem Spielwarenladen und errichten ſich nach eignem Plan aus Bauklötzen ein Dorf, eine Stadt, ein Fort. Ihnen iſt der flache Tiſch kein ausreichendes Feld. Sie bemalen ihn mit einer idealen Landkarte, auf der Tal und Berg, Wald und Feld, See und Fluß in bunten Farben eingetragen ſind mitſamt offenen und befeſtigten Plätzen. Und dieſem meiſt recht ſchwierigen Gelände paſſen ſie die Aufſtellung der beiden kämpfenden Heere an. Weit hinter der Front hält der Generaliſſimus, und wie beim Schach



Franzöſiſche Flieger

Franzöſiſche Infanterietruppen

Digitized by Google

Tragtier mit Maschinengewehrmunition | Französischer Kürassier | Französischer Husar

kommt es darauf an, ihn zu fangen. Die Entscheidung führen im wörtlichen Sinne die Kriegswürfel herbei. Aus der Zahl der Augen lesen die Spieler die Schwere des Kampfes, der Niederlage ab. Vernichtete Truppen müssen zurück und werden außer Gefecht gesetzt. Reserven rücken ein, und so schwankt der Kampf oft lange hin und her, bis der eine der Gegner seine Ohnmacht eingestehen muß. Damit ist das Spiel aber noch nicht zu Ende. Die Verhandlungen über die Kapitulation beginnen, und oft entbrennt aus ihnen ein neuer Streit, der erst mit der Vernichtung des Geschlagenen endet.

Man sieht, der Zinnsoldat ist auch zu höherer Unterhaltung fähig, und man wird es nicht kindisch schelten, wenn sich auch Große seiner Zierlichkeit erfreuen. Ähnlich wie das Puppenspiel ist er ein rührend ungeschicktes Abbild einer gewaltigen Wirklichkeit. Jedes Kind weiß, daß die papierenen Figuren seines Theaterchens nur dürftige Schatten des Lebens sind, aber es nimmt sie für Wahrheit, wie es in den fünfundzwanzig Grenadieren einer Schachtel eine Kompagnie, ein Regiment, ein Heer erblickt, je nachdem seine Phantasie es erfordert. Was ihm das Spiel ist, bedeutet uns die Kunst. Wenn wir uns von der Bühne her mit den tiefsten tragischen Schauern durchrieseln lassen, bleibt es uns doch immer gegenwärtig, daß König Ödipus auf den Brettern ein geschminkter und verkleideter Schauspieler ist, der die Verse eines längst in die Unsterblichkeit eingegangenen Dichters spricht. Nur ganz naive Naturen lassen sich ungeteilt in die vorgespiegelte ferne Welt versetzen. Die anderen ergötzt der Reiz einer Illusion, der sie sich gern, aber doch mit bewußtem Vergessen der Wirklichkeit hingeben. Und mag diese Wirklichkeit noch so erhaben sein — wir erleben es jetzt, daß auch unter den Waffen die Musen nicht schweigen; im Gegenteil wird unser Gefühl für das Echte, uns Zuträgliche in der Kunst gestärkt, und wir spüren, wie in dem Kampf der mörderischen Waffen, den wir mit den härtesten realistischen Mitteln ausfechten, auch unsere Träume und Ideale mitstreiten. — In dem Krieg, in dem die Zinn-

Französisches Maschinengewehr

Französische Infanterie im Kampf

Digitized by Google

Russische Truppen: Garde-Artillerie

Transbaikal-Kosak

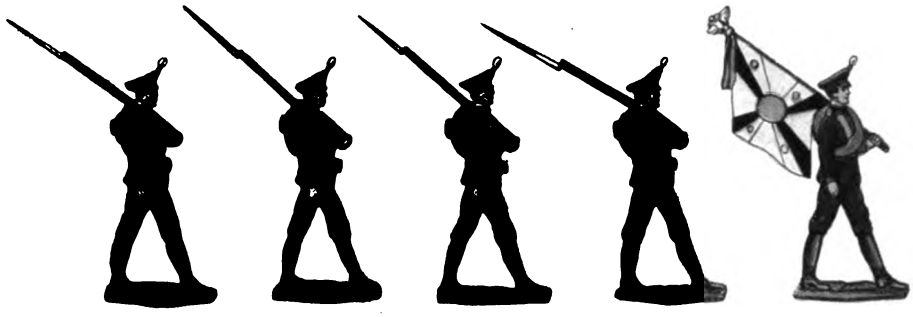
Grenadier zu Pferde

soldaten nichts zu bedeuten haben, geht es um ganz große, um weltgeschichtliche Dinge und doch auch wieder um so ganz zarte, jedem einzelnen Mann allein zugehörige wie die Heimat seiner Kindheit. Mit ihr ist unlöslich wie das Elternhaus und die Schule, der Garten mit dem Apfelbaum und der alte Kirchhof mit den ersten Schneeglöckchen im Februar auch der kleine bunte Geselle verbunden, der jedes Knaben Herz einmal entzückt hat. Er war uns, was unserer Schwester die Puppe bedeutete. Wie sie ihr kleiegefülltes Kindlein wiegte und kleidete, hegte und strafte, als wäre es ihr Fleisch und Blut, wie sie an ihr ihren mütterlichen Beruf vorahnend übte, so strebten wir im kindlichen Spiel mit Zinnsoldaten zum Heldentum des Mannes empor. Man möchte es kaum glauben, daß erst das Zeitalter Friedrichs des Großen den Zinnsoldaten geschaffen haben soll. So hübsch der Gedanke ist, daß die gewaltigen Taten des Preußenkönigs den Kindern ein so unvergängliches Spielzeug geschenkt haben — ist es möglich, daß sie so lange ohne die kleinen Kameraden ausgekommen sind? Sie werden sie in dieser oder jener Gestalt immer gehabt haben, wie die kleinen Mädchen ihre Puppen. Und wie haben wir den standhaften Zinnsoldaten geliebt! Was würden wir darum gegeben haben, hätten wir ihn, wie Pygmalion die schöne Galathea, zum Leben erwecken können! Wenn wir uns heiß vom Spiel in unserm Kinderbett zur Ruhe legten, malten wir uns mehr als einmal aus, wie das wohl wäre. Die kleinen Trommeln und Pfeifen würden ertönen, die Fahnen flattern, Kommandorufe erschallen, und marsch, marsch würden die kleinen Regimenter mit klappernden Schritten über den Tisch und zum Kampfe ziehen. Die Kanonen würden ihre donnernden Schlünde öffnen, die Gewehre ihr knatterndes Feuer gegen die Feinde richten. Und endlich: blutiger Sturm und

Leibgarde-Kosak

Russische Truppen: Linien-Infanteristen — Kosak — Sibirische Infanterie

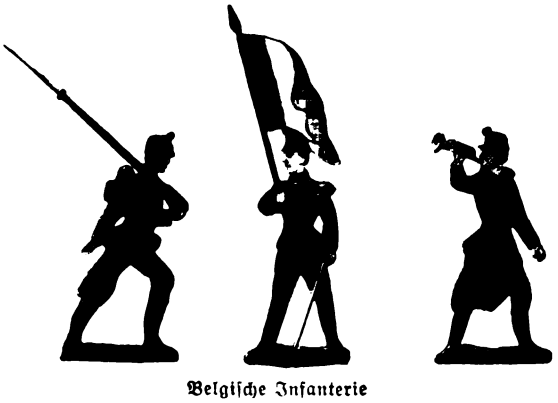
Digitized by Google



Russische Infanterie

leuchtender Sieg! Über so verwegenen Träumen schliefen wir ein, und am anderen Morgen standen die wackeren Bleisoldaten wieder starr und leblos da, und die den Angriff befehlende Gebärde, die der Zinngießer dem säbelschwingenden Obersten geliehen hatte, wirkte halb traurig, halb lächerlich, denn der schmucke und mutige Offizier würde niemals den Arm zum Dreinschlagen senken können. Es war schon so: unser guter Freund, der uns in der Wonne des Spiels eine Persönlichkeit wurde, blieb bei Lichte besehen doch nur ein buntbemaltes Stückchen Blei. Aber was schadete das? Für uns lebte und starb er, wie wir es wollten. Wir waren seine unumschränkten Herren und Gebieter.

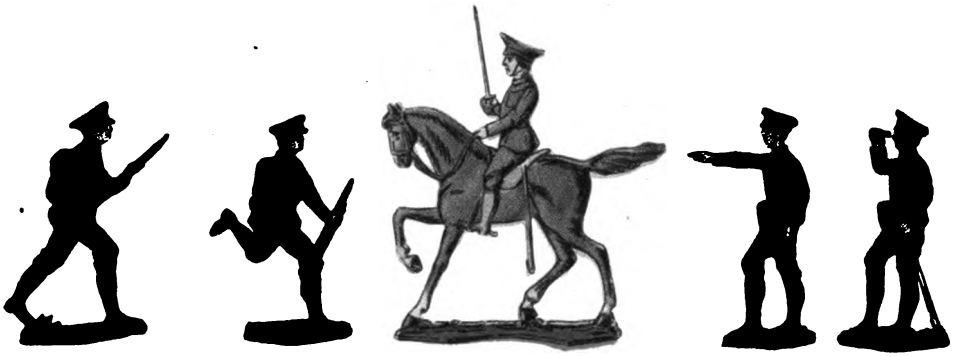
Man wird vielleicht den Kopf schütteln und einwenden, daß das Kind viel zu naiv ist, um solche Überlegungen anzustellen, die dem Erwachsenen kommen, wenn er sich die Wirkung von Kunstwerken auf seine Seele zu verdeutlichen sucht. Gewiß wird sich das Kind nicht darüber klar, daß oder ob sich in seinem Gemüt solche Fragen auftun; daß sie sich unbewußt rühren, dafür haben wir ein triftiges Zeugnis. Kaum ein Märchen von Andersen hat sich uns so deutlich eingeprägt wie das vom standhaften Zinnsoldaten, und die kleine Tragik dieser Geschichte ist die, daß ihr Held lebt, aber in seiner Starrheit gebunden bleibt. Als er aus dem dritten Stockwerk in schrecklichem Sturz hinunterfällt und mit dem Helm, das Bajonett nach unten, zwischen den Pflastersteinen steckt, hätte er gern dem Knaben und dem Dienstmädchen, die ihn suchen kommen, zugerufen: „Hier bin ich!“, aber da er in Uniform ist, hält er es nicht für passend, so laut zu schreien. Als er von der bösen Ratte unter der Rinnsteinbrücke nach seinem Paß gefragt wird, schweigt er still und hält sein Gewehr nur noch fester. Als er wie weiland der Ring des Polykrates aus dem Bauche des Fisches, der ihn verschlungen hat, gerettet wird und auf die erfreulichste Weise wieder in das heimatliche Haus gelangt, wo die kleine Tänzerin in dem offenen Schloßportal steht, standhaft gleich ihm auf einem Bein, ist er gerührt, so daß er beinahe Zinn geweint hätte, aber das schickt sich nicht, und erst als er gemeinsam mit ihr von der Flamme des Ofens verzehrt wird, schmilzt seine heldische Standhaftigkeit zu einem kleinen Zinnherzen um, wird ganz Gefühl.



Belgische Infanterie

Noch in einem anderen und weniger allgemein bekannten Märchen des dänischen Dichters spielt ein Zinnsoldat eine Rolle, in der Geschichte vom alten Haus, das ein alter Mann bewohnt, allein mit seinen Erinnerungen. Ein kleiner Knabe

Digitized by Google



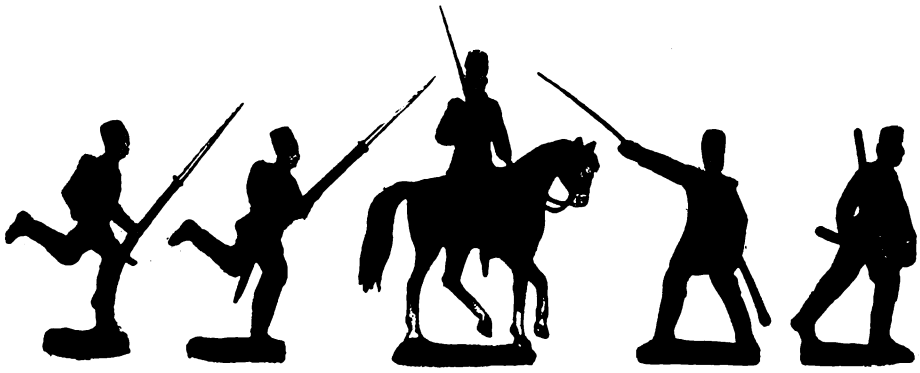
Englische Infanterie — Englische Artillerietruppen

aus der Nachbarschaft hat Mitleid mit seiner Einsamkeit und bringt ihm zur Unterhaltung das Köstlichste, was er hat: einen Zinnsoldaten. Der fühlt sich tief unglücklich in der Gesellschaft des Alters; er will in den Krieg, um sein Leben nützlich zu verbringen, und stürzt sich, als der Befehl seines Herrn ihn in die Langeweile des Friedens bannt, verzweiflungsvoll in eine Ritze des Fußbodens. Niemand findet ihn. Viele Jahre liegt so er im offenen Grabe. Aber auch er kommt wieder ans Tageslicht. Das Haus wird abgerissen, und an der Stelle, wo er stand, wandelt der zum Manne herangewachsene Knabe mit seiner jungen Frau. Da finden sie dank einem liebenswürdigen Zufall den Bleisoldaten. Sie wissen nicht, daß es der Gespiele aus Kindertagen ist, aber die junge Frau will ihn aufbewahren zum Gedächtnis an den alten Mann, dessen Grab niemand weiß, und der Zinnsoldat freut sich, daß er wieder in menschlicher Umgebung lebt. „Herrlich ist es," sagt er, „nicht vergessen zu werden," und wir glauben, alle seine Kameraden können diese Herrlichkeit teilen, denn sie wohnten mit uns auf der seligen Insel, die uns in immer rosigerem Lichte erscheint, je weiter wir von ihren Ufern weggetrieben werden. Der nüchterne Verstand sagt zwar: „Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht." Wir sind mit dem Zinnsoldaten Andersens nicht dieser Meinung, sondern halten dafür, daß der Goldstaub, den unsere Kindertage über unser Herz gestreut haben, dauern muß auch im Grau des Alltags, daß er immer wieder aufleuchtet in den Feierstunden unserer Seele, daß es ihn zu hüten gilt, für uns und unsere Kinder auch im härtesten Kampf.

Unsere Jungen haben jetzt gute Zeit. Selbst die, deren Väter und Brüder im Felde stehen, fühlen nicht so sehr die Schwere des Krieges als die große vaterländische Erhebung, die durch unser Reich weht. Der Krieg ist ihnen das Gewaltige, das Männliche, das Ideal. Vorläufig können sie noch nicht selber mittun; sie werden im Spiel die Wirklichkeit, die auch ihnen später einmal beschieden sein wird, vorwegnehmen. Eifriger als je zuvor werden sie ihre Soldaten marschieren lassen und selber

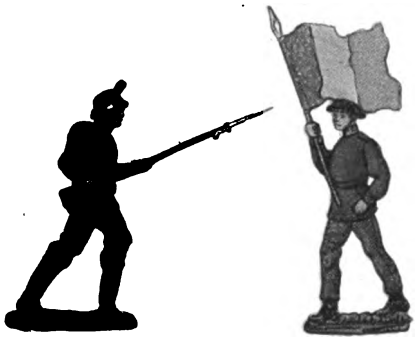
Serbisches Militär

Digitized by Google



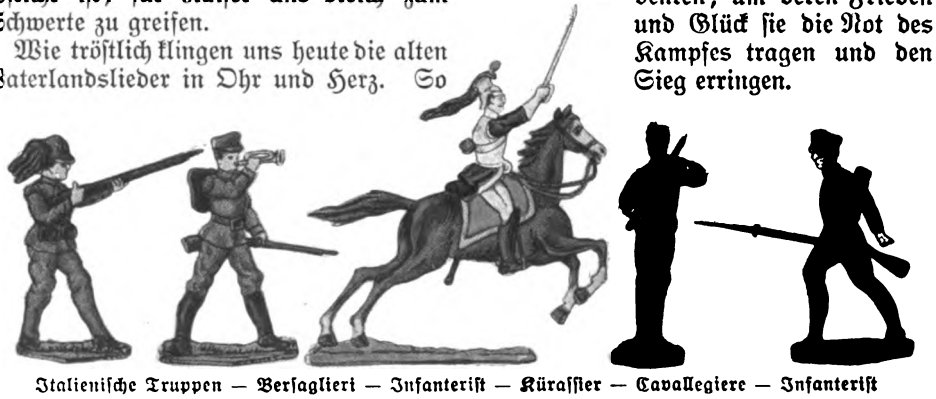
Türkische Infanterie beim Sturmangriff

mit Säbel und Flinte exerzieren, wie es die Helden getan haben, die uns siebzig zum Siege führten und die jetzt unsere Schlachten schlagen. Unter Trommelwirbel und Kanonendonner werden die Kleinen groß, und glücklich sind sie deswegen zu preisen. Ihnen wird nicht wie so vielen von uns, die wir über ein Menschenalter in allzu guter Ruhe lebten, der Begriff Vaterland mählich zu erblassen beginnen, sie werden nicht einer so gewaltsamen Aufrüttelung bedürfen, um seine Heiligkeit und seine Herrlichkeit bis in den letzten Winkel des Herzens zu fühlen. Sie werden aus den Spielen, die sie einer großen Gegenwart ablauschen, die Gewißheit in ihr Leben mitnehmen, daß es des Mannes edelste Pflicht ist, für Kaiser und Reich zum Schwerte zu greifen.



Rumänische Scharfschützen

Wie tröstlich klingen uns heute die alten Vaterlandslieder in Ohr und Herz. So lange haben sie geschwiegen, und wenn sie ertönten, meinten viele von uns: es lohne sich nicht der großen Worte. Ach, es fehlte uns nur die große Zeit. Jetzt lauschen wir begierig, wenn das stolze Lied erschallt, das Deutschland über alles preist. Was uns gebräuchliche Sedanhymne geworden war, steht wieder wie eine heilige Verheißung vor uns, und wenn wir sie aus Kindermund vernehmen, will es uns scheinen, als könnten wir nimmer betrogen werden, als sei diese kleine Gesellschaft, die mit Erbsen aus Blechkanonen auf Franzosen und Engländer schießt, eine ebenso unzerstörbare Bürgschaft für unseren Sieg wie die Streiter auf den Schlachtfeldern. Sie sind die Bundesgenossen unserer Krieger, an die sie alle denken, um deren Frieden und Glück sie die Not des Kampfes tragen und den Sieg erringen.



Italienische Truppen — Bersaglieri — Infanterist — Kürassier — Cavallegiere — Infanterist

Digitized by Google

Zeitwende

Von

Ludwig Fulda

Die Zeit der Flöten iſt vorbei,
Zerſtoben Kling und Klang;
Fort mit der girrenden Schalmei:
Ihr ſchwaches Rohr zerſprang.

Die ſanften Hände, die zuvor
Sich meiſterhaft bewährt
Im Lautenſpiel für Frauenohr,
Umklammern nun das Schwert.

Die Herzen, die vor einem Tag
Sich zwiſchen Luſt und Harm
Gewiegt mit leiſem Pendelſchlag,
Sie ſchlagen jetzt Alarm.

Und wo noch geſtern warb um Gunſt
Geſäuſel und Gezirp,
Heult nun des Sturmwinds rauhe Kunſt:
Volk, wehr' dich oder ſtirb!

Der Neid poſaunt, der Grimm ſpielt Baß,
Ins Hifthorn ſtößt die Not,
Die Feuerglocke ſchwingt der Haß,
Und Trommler iſt der Tod.

Verſtumme, wer nicht grollen kann
Mit Donnerton im Streit,
Und wer ein Sänger und kein Mann,
Der ſchleiche ſtill beiſeit.

Kein Zauberlied, kein Meiſterſtück,
Das dieſe Brandung dämpft:
Die Zeit der Flöten kehrt zurück,
Erſt wenn wir ſie erkämpft.

Fort mit der girrenden Schalmei;
Sie fände taubes Ohr:
Zertretnen Rechtes Racheſchrei
Ziehn wir dem Wohllaut vor.

Digitized by Google

Bis Weihnachten

Von Auguste Supper

Als damals der alte Totengräber von Schwarzbach starb, war es eine harte Mühe, einen geeigneten Nachfolger zu finden. Zwar meldeten sich ein paar Bewerber um den Posten. Denn die Schwarzbacher können bezahlen, und man weiß weitum im Land, daß sie ihre Batzen nicht einsperren. Aber das Geldeinstreichen ist schließlich doch nicht das Wesentliche am Posten eines Totengräbers, und als man jenen Bewerbern die Aufgabe stellte, zur Probe je eines der engen, kühlen Kämmerchen zurechtzumachen, da kam es heraus, daß keiner es fertigbrachte. Man muß wissen, daß der Boden von Schwarzbach von einer sonderbaren Beschaffenheit ist: Hart zum graben, und dann doch wieder krümelig und ohne Zusammenhalt. Es wächst ein herrlicher Wald darauf, ein Wald, dessen Tannen ragen wie die höchsten Masten, die je über die Meere zogen. Und auf den grünen Lichtungen in diesen Wäldern wachsen die Farne und die leuchtenden Fingerhüte und die Beeren, die in den heißen Tagen des Sommers die Schwarzbacher Weiber und Mädchen hinauslocken, so daß die weite Höhe widerhallt vom Singen und jodelnden Rufen der Pflückerinnen. Auch ein Tänzlein auf den Waldwiesen erlaubt der Schwarzbacher Boden. Überhaupt stellt er sich gut und entgegenkommend zu allem, was mit kernigem Leben zusammenhängt — nur Gräber sind schwer darin zu graben.

Da endlich, als der Schulze von Schwarzbach schon daran dachte, das Sterben im Ort von Amts wegen zu verbieten, da tauchte ein Mann auf, der dem schwierigen Posten gewachsen war. Nicht allein verfügte Wilhelm Maurer über eine ansehnliche Körperkraft, die Haue und Schaufel führte, als seien sie ein Spielzeug, — sondern er hatte auch jene stille, leidenschaftslose Art, die sich ohne Murren darein findet, wenn von drei ausgehobenen Schaufeln voll Erde zwei wieder zurückkollern. Das aber sind die Leute, die man braucht zu Totengräbern. Die Ungeduldigen, die Leichterregten, die Hastigen taugen nicht für das Amt.

Als der Schultheiß von Schwarzbach den Bewerber um seine Verhältnisse fragte, sagte er, daß er ein Weib, ein Kind und einen Herrgott habe. Das schien dem Fragenden eine seltsame Antwort. Denn in Schwarzbach war es nicht der Brauch, daß man den Herrgott zur Familie rechnete oder unter die Verhältnisse hineinmengte. Doch machte er weiter keine Bemerkung darüber, denn der Bewerber war ein kräftiger Mann im besten Alter, hatte bei den Pionieren gedient, war unbescholten und stammte aus einem Ort, dem man wohl allerlei nachsagte, aber darunter nichts Ungutes. So hieß es, die von Vierhofen könnten um die Ecken schauen und sie wüßten, was morgen sein wird, schon wenn sie heut aus dem Bett steigen. So ist Wilhelm Maurer Totengräber von Schwarzbach geworden. Er hat sich auch Acker und Wiesen gekauft, und man hat fast vergessen, daß er von Vierhofen gebürtig war. Nur an einem hat man es gemerkt, nämlich daran, daß er jedesmal eine Grube mit aller Sorgfalt fertigmachte, ehe wieder jemand von Schwarzbach oder den Filialen die Augen zum letztenmal schloß. Der Schulze hat ihn darüber gefragt, hat es ihm sogar verbieten wollen. Aber da hat der Totengräber erklärt, daß er halt graben müsse, wenn es an der Zeit sei, wie der Dachs, wenn er den Winter spürt. —

Es ging auf die Hundstage zu, als Wilhelm Maurer hinter dem Dorf her dem Kirchhof zuschritt. Sein Mariele führte er an der Hand, die war so, daß sie ihm ein Stück über die Knie reichte. Blonde, glänzende Härchen hatte sie, ein sonnengebräuntes, rundes Gesichtlein und große, ruhige Augen. Langsam wie ihr Vater sprach sie, mit einem hellen, etwas singenden Stimmlein; aber der Mann hörte nicht nach ihr hin, so wenig wie nach den Spatzen, die seitwärts in einem gilbenden Haberfeld lärmten.

Er sah den holperigen Weg entlang mit

Digitized by Google

leeren Augen, als wären das Dorf mit seinen braunen Dächern, der ragende Wald zur Rechten, die Äcker und Wiesen und der tiefblaue Himmel über der Höhe gar nicht da.

Da fing das Glöcklein im Dachreiter auf dem Rathaus zu läuten an. Wilhelm Maurer drückte seines Marieles kleine Hand fester und sagte: „So, Mariele, jetzt gibt's Krieg."

Das Kind wandte die ruhigen Augen dem Vater zu und fragte: „Was ist Krieg?"

Der Mann blieb jählings stehen. Sein Blick war nicht mehr abwesend und leer. Er schaute hart hinüber, wo das stille Feld lag, auf dem er so oft schweigsam gearbeitet. „Krieg," sagte er, „Krieg ist, wenn ich graben müßt' jahrelang, ei' Grub' an der andere', weiter als bis dort, wo der Himmel anfangt, und wär' dann noch net g'nug —"

Das Mariele schwieg. Der Wind wehte ihm die Härchen ins Gesicht. Seine ernsten Augen suchten den fernen Horizont, wo die Höhe mit dem Himmel in eins zerfloß. Aus des Vaters Antwort wollte sich kein Bild formen für das Kinderhirn. „Und was ist Krieg no'?" fragte sie langsam und zäh.

Da nahm Wilhelm Maurer sein Mariele auf den Arm in einer heftigen Art, die man sonst an ihm nicht gewohnt war, und er drückte sie an sich und sagte: „Krieg ist, wenn dein Vater fort muß, weit fort, und er kommt lang nimmer heim, vielleicht nie meh' —"

Da brach das Kind in ein jähes Weinen aus und krallte die Hände in des Vaters Haar in einer wild erwachten Angst. Der Mann aber stellte das Mariele ab und reckte die Arme. Es ging ein Lachen über sein Gesicht oder ein Leuchten, das in seinen Augen stehen blieb. „Krieg ist," sagte er über das Kind hinweg, „wenn der Wilhelm Maurer 'raus därf fürs Vaterland, wenn er wieder emol zeige därf in der Welt, was e deutscher Mann ist." — Und, als schäme er sich, daß er so viel auf einmal geredet, bückte er sich zur Erde und nahm einen der bunten Steine auf, wie sie dort oben vom Abraum eines alten Bergwerks an allen Wegen liegen, und er zeigte ihn dem Mariele, daß es darob den Krieg vergäße. Aber wenn sie auch schnell danach griff und den Stein um und um wendete, es war doch etwas in ihre Seele gefallen. Dunkel, unverständlich, groß und weit breitete es sich hin, und es hieß: Krieg.

Als der Büttel von Schwarzbach dem Wilhelm Maurer seinen Gestellungsbefehl aushändigte, sagte der, er habe das schon lang gewußt. Nun ja, die von Vierhofen sehen um die Ecken auch der Zeit und der Geschehnisse.

Am dritten Mobilmachungstag sollte Wilhelm sich stellen. Wenn man ein tüchtiges Weib, ein einziges, gutgeartetes Kind und einen Herrgott, auf den eisenfester Verlaß ist, daheim weiß, dann kann man ruhig hinausziehen.

Aber etwas machte dem Manne doch noch Sorge. Er spürte jenes erste, leise Kribbeln in sich, das ihm die Arme an Haue und Schaufel zwang, wenn wieder jemand reif war für die Grube. Sonst hatte er sich da nie lange besonnen. Aber jetzt, da er mit den Stunden geizen mußte, schob er die Sache von sich. Doch in seine Arbeit, in sein Gehen und Stehen hinein drängte sich der Gedanke, wer wohl die nächste Grube graben und wer sie beziehen würde? Unleidlich wurde ihm das. So, als ob sein Haus doch nicht völlig bestellt sei, ehe diese Frage noch erledigt werde.

Und dann war es ein warmer, stiller Abend. Die von Schwarzbach hatten schon ihre Schemel und Bänkchen vor den Haustüren weggenommen, ihre Fensterläden zugemacht und die Stalltüren verriegelt. Nur im „Ochsen" war es noch hell und laut. Dort sangen die, die morgen fort mußten, in die klare Nacht hinaus: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn." Kein lärmendes Schreien war es, wie sonst oft an den Sonntagabenden. Man hörte des Schmieds schöne, starke Stimme führend heraus, und die anderen folgten so gut und treu sie es vermochten. Und es heißt, der Pfarrer habe mitgesungen damals.

Wilhelm Maurer kam die lange Gasse herauf von seinem Haus her. Wie er so ging, schaute er dem höhersteigenden Mond ins Gesicht, und er mußte sich verwundern, daß dieser Freund, der ihm schon manchmal schmunzelnd und schweigend bei der Arbeit zugesehen hatte, heute blutrot und zornentbrannt dreinblickte.

Stärker befiel ihn die Unruhe, daß sein

Digitized by Google

Haus nicht völlig bestellt sei, wie es sich geziemt, wenn ein deutscher Mann in den Krieg zieht.

Indem er das verworren dachte, drehte er den Kopf und sah, daß er neben dem Häuslein der Christiane Schill stand, der ganz Alten, der er ihre paar Äcker abgekauft hatte, als er damals nach Schwarzbach kam.

Beim Bezahlen hatte ihm das buckelige und verhutzelte Weib einen Schein zurückgeschoben und hatte leise, so daß es außer ihm keiner hören konnte, gesagt: „Do — grab mir dafür mei' Grub tiefer als ander Leut'. I' mag gern warm, für de' Fall, daß e strenger Winter kommt!" Sie hatte ihn dabei angelacht mit blauen Lippen und einem zahnlosen Mund; aber dafür mit ganz warmen und hellglitzernden Augen.

Das fiel dem Wilhelm jetzt ein, als sei es eben gewesen, und zugleich wußte er, daß es um der Christiane willen war, daß er das beständige Kribbeln in den Armen hatte, das ihn an die Haue zwingen wollte.

Er tat ein paar lange Schritte auf das Haus zu. Die Türe war unverschlossen, denn in Schwarzbach verriegelt man nur die Ställe und das Rathaus, wenn ein fremder Vagant darin nächtigt.

Der Totengräber mußte den Kopf ducken, als er ohne zu klopfen in die Stube trat, denn die Türe war nieder und die Schwelle daran hoch, so daß nicht jeder ungehemmt und ohne weiteres hineinkam zu der Christiane. Denen aber, die nicht stolperten und nicht anstießen, schenkte sie ihr Zutrauen.

Es brannte eine kleine, blecherne Ampel auf dem Tisch, eine von jenen wunschlosen und fast aus dem Nichts lebenden, die man in Schwarzbach ein „Geistle" nennt. Sie brennen da, wo das laute Leben verstummt ist, wo nicht das Getriebe der Arbeit, sondern ein einsames Wandern der Stunden still zu beleuchten ist.

In ihrem breiten Stuhl neben dem Ofen saß klein und kauernd das verwachsene Weiblein.

Wilhelm Maurer blieb neben dem Tisch stehen und fuhr sich nach dem unbedeckten Kopf, als suche er die Kappe.

Die Alte neigte sich vor. Wieder, wie damals, sah sie den Mann mit hellen und warmen Augen an. „So," sagte sie ohne viel Erstaunen, „du bist's?" Und nach einer kleinen Pause, als er keine Antwort gab: „Du kommst mir g'rad recht, sitz'!"

Das war so zwingend und einfach, daß Wilhelm Maurer den Stuhl unter dem Tisch hervorzog und sich niedersetzte, gehorsam wie ein Kind.

Da strich das Weiblein den flanellenen Rock, den sie ohngeachtet der Sommernacht trug, über den alten Knien glatt und beugte sich weit vor. „Also," sagte sie eindringlich, „jetzt ist Krieg, und du mußt mit. I' weiß scho'. I' weiß alles. An Bartholomä, han i' denkt, werd i' sterbe'. Aber jetzt ist die Sach' wieder anders. I' stirb net, solang du im Krieg bist. Du weißt, mei' Grab ist 'zahlt, und du weißt au', wie i' 's will und brauch'. I' kann kei's brauche', des e' Nixkönner grabe' hot. Und die von Schwarzbach könnet in dem Stück nix."

„Ja," warf ganz kurz Wilhelm Maurer ein, der aufgereckt und bolzgerade auf seinem Stuhl saß, „'s sind keine Pionier."

Die Alte achtete nicht auf ihn. „Der Krieg muß sei'," fuhr sie fort, „sonst tät's der König net sage'. Aber e' rechts Grab braucht der Mensch au'. Und darum wart' i', bis du wieder heimkommst."

Sie schwieg und glitzerte den Mann an mit ihren blanken Augen, die sogar jetzt noch glänzten, da nur das stille Geistle die niedere Stube durchleuchtete.

Wilhelm Maurer rührte sich nicht. Jene tiefe Gelassenheit, die ihn vor allen Schwarzbachern geschickt machte zu seinem Amt, sie trug ihn auch jetzt auf ihren stillen Wogen.

„Vergelt's Gott, Christiane," sagte er in die halbdunkle Stube hinein, „vergelt's Gott, daß Ihr mir 's Zutraue' schenket. I' hab's wohl g'spürt, daß Ihr auf Bartholomä e' Veränderung im Sinn g'hät hänt. Nächste Woch' hätt' i' an Eurem Grab ang'fange'. Jetzt ist's halt anders g'komme'." Er schwieg und sah vor sich hin, und man hörte von der Ferne, vom „Ochsen" her das klingende: „In der Heimat, ja in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn."

Und auf einmal kam es wie ein ganz leises Ächzen aus des Mannes Brust. Er fuhr mit der schwieligen Hand über die

Digitized by Google

Anbetung

Gemälde von Prof. Adolf Hölzel

Als Besitz der Stadt aufgehängt im Treppenhaus des Stuttgarter Rathauses

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

nackte Tischplatte und fragte leise, fast scheu: „Und wie lang, Christiane, wie lang wartet Ihr auf mi'?" Da blieb es still, so still in der Stube, daß man das sonst immer lautlose Geistle knistern hörte. Sie sahen einander nicht an, der Mann und das Weib, es war auf einmal, als schämten sie sich, oder als fürchteten sie sich voreinander. Dann klang es aus dem Urväterstuhl herüber: „Das weiß der Herrgott, Wilhelm. I' wart', und du kommst." — Sie saßen wieder still, und das Singen im „Ochsen" verstummte; man hörte Schritte Heimgehender auf der Gasse. Das alte Weiblein glitt von seinem Stuhl. „Du," sagte sie veränderten Tones, „mei' g'spalte's Holz langt bis Weihnachte'. Was meinst?" — Und sie trat vor ihn hin und lachte. „'s ist lang, wenn mer Weib und Kind daheim hot. Aber eh mei' Holz verbrennt ist, kann i' nix verspreche'. I' spar' am Schüre' net. I' mag gern warm. Aber es hot älles sei' Zeit. I' mein', Weihnachte' wird's werde'."

Da stand Wilhelm Maurer von seinem Stuhl auf.

„Christiane," sagte er und schluckte, „schwätzet Ihr net bloß so?"

Sie sah ihn an. Warm, still, freundlich. Er dachte auf einmal, sie habe Augen wie sein Mariele, nur viel jüngere, obgleich sie so uralt war.

„Bloß schwätze'?" sagte sie leise. „I' bin von Vierhofe' gebürtig, wo du au' her bist. Bloß weiß des fast kei' Mensch meh', weil i' bald achtzig Johr z' Schwarzbach bin. Aber im Blut steckt mir's, so gut wie dir. Und i' weiß so gut wie du, daß die von Vierhofe' um d' Eck' sehet. Was soll i' do schwätze'?"

Sie standen nebeneinander und schwiegen, und es war etwas zwischen ihnen, ein Band, das alle Vierhofener umschlingt, sie mögen in dieser Welt aufeinandertreffen, wo sie wollen, und sie mögen wissen oder nicht wissen, daß sie einer gemeinsamen Heimat entstammen.

Das alte Weiblein hob die Hand. „B'hüet di' Gott, Wilhelm. Viel Tote'gräber sind in jedem Krieg. Aber net jeder macht sei' Sach' recht. Du machst 's recht."

„Drum bin i' Pionier," warf leise der Mann ein.

„An Weihnachte' mein' i'," fuhr die Alte fort und blinzelte und lachte.

Da ging Wilhelm Maurer ohne zu stolpern über die Schwelle der Christiane, und als ihm draußen der warme Nachtwind ins Haar fuhr, da tat er einen tiefen Atemzug wie einer, von dem eine Last genommen ist. Denn das Kribbeln war weg in seinen Armen, das ihm die Ruhe genommen hatte. Die Ruhe, die ein deutscher Mann braucht, wenn er in den Krieg zieht. Die Ruhe, die man immer nur haben kann, wenn das Haus völlig bestellt ist.

Er ging seinen Weg zurück, den zornigen Mond im Rücken, und er dachte, der Zorn und das blutige Rot müßten anderen gelten, anderen, die ihre Sache nicht in Ordnung gebracht hatten, ehe sie hinauszogen.

Und er kam vorüber an jener Stelle, wo der Wald so nahe an Schwarzbach herantritt, daß man meint, er wolle in die Stuben kommen. Jener herrliche Wald, dessen Tannen ragen wie die stolzesten Masten auf fernen Meeren. Da blieb er einen Augenblick stehen und schaute hinüber und sah am Rand jenes winzige Bäumchen, an dem sein Mariele nie vorüberging, ohne es als ihren Christbaum zu grüßen.

Weil er aber ein Vierhofener war, die die Geschehnisse von morgen sehen, wenn sie heut aus dem Bett steigen, so lag auf einmal die weite Welt im Schnee, und das Bellen der frierenden Füchse, das wie ein Lachen klang, kam aus der Tiefe des Waldes. Und aus den Fenstern in Schwarzbach brachen Kerzenschimmer und Kindersang. Glockenklänge kamen über die Höhe her und ein feiner Hall, als singe ein Chor, den niemand sah: Frieden auf Erden!

Traumlos und fest schlief Wilhelm Maurer in der Nacht vor dem dritten Mobilmachungstag.

⁂ ⁂ ⁂

Wo alles sind sie dabeigewesen, die Pioniere! Fanget nicht an, es aufzuzählen, sonst könnt ihr nicht aufhören.

In Wilhelm Maurers Briefen an sein Weib steht nicht viel. Viel Grüße an das Mariele wohl; aber keine eigentlichen Pioniergeschichten. Man kann das ja auch nicht schreiben, wie es ist, wenn man bis an den Hals im Wasser steht, oder wenn einem die Woge den Boden unter den Füßen wegreißt, oder wenn einem die Hände am Axtstiel verklammen in Kälte und Todmüdigkeit.

Digitized by Google

Man kann es nicht schreiben, was es vor Deutschland draußen für schmierige, harte, hinterlistige, bröcklige Erde gibt, die sich tausendmal schlechter graben läßt als der Schwarzbacher Boden. Und wie die Granaten einschlagen und bersten, wie die Infanteriekugeln heimtückisch singen, die Schrapnells zischen, das alles sind schwere, harte Dinge, die untereinandergeschüttelt den Krieg geben, die man aber seinem Weib nicht schreiben kann. Dem Wilhelm Maurer käme der Versuch dazu vor, wie der Versuch, den Krieg zu Tinte und Papier zu machen. Still und gelassen trägt er sein Pioniertum und all sein gewaltiges Wissen vom Krieg und grüßt viel tausendmal sein Mariele. —

An einem nassen und kalten Tag ist's gewesen. Der Sturm fuhr hin über den fremden Wald, in dem die letzten dürren Blätter zur Erde rauschten, wie sie es im tiefen Spätherbst auch drüben im lieben Deutschland tun. Aber dort decken sie den Boden, in dem die Windröschen und die Haselwurz und die Maiblumen sich für das Frühjahr rüsten. In dem Wald aber, an dessen Rand Wilhelm Maurer mit seiner Abteilung rastend lag, da rieselten sie traurig herunter auf bleiche Gesichter und Hände, denen die Wehre entfallen war.

Sie froren, die Pioniere, und hatten ein Erdloch gegraben, um Feuer zu machen; aber der Sturm blies es ihnen aus mit vollen Backen, so oft das nasse Reisig ins Glimmen kam. Da lachten die einen und die andern fluchten, je nachdem sie aus einem kühlen oder aus einem hitzigen Oberamt stammten.

Wilhelm Maurer sah eine Zeitlang zu, wie das seine Art war. Dann nahm er die Sache in die Hand. Und weil kein Sturm so gewalttätig ist, daß er sich an eines ruhigen Mannes Geduld nicht brechen würde, so gab es in dem Erdloch bald ein warmes Schwelen und verheißungsvolles Qualmen, das Wilhelm Maurers verwilderten vornübergebeugten Kopf umwogte.

Da schrien die Feldgrauen Hurra, als sei eine Schlacht gewonnen, und drängten sich dicht um den Kameraden und um die Lohe, die jetzt siegreich emporschlug.

Wilhelm Maurer richtete sich auf. Es war ihm ein struppiger Bart gewachsen in der Fremde und ein kleines, schwarzweißes Kreuz hing ihm an der Brust. Aber die alte Bedächtigkeit und Schwere lag in seinem Blick und daneben vielleicht etwas von jenem Unausgesprochenen, das alle mit sich schleppten und an das keiner zu rühren sich getraute, weil da ein einziges Wort oft ist wie ein winziges Löchlein in einem Damme: ehe man sich's versieht, brechen die schweren Wogen hindurch. So trugen sie ihr Heimweh schweigend und heimlich wie eine verborgene Liebe oder eine verborgene Schande, oder wie man das Herz in der Brust trägt.

Mit den rußgeschwärzten Händen griff Wilhelm Maurer in den Haufen feuchten Reisigs, der geschichtet beim Feuerloch lag. Und auf einmal hielt er inne und sagte laut: „Möcht', weiß Gott, wisse', ob die Christiane ihr g'spalte's Holz bald verbrennt hot?"

Eine merkwürdige, scheue Stille war um ihn. Es spürten die Männer, daß der Damm in Gefahr stand.

Dann rief einer, der droben an der Wasserkante zu Haus und ein fixer und geistesgegenwärtiger Kerl war: „Sie wird sich schon neues hacken. So 'n Weib weiß sich zu helfen." Sie lachten schallend und lang und schauten in den Qualm, der aus dem Feuer stieg, und wenn einer ernst werden wollte, dann nahm sein Nebenmann das Lachen auf, als sei es ein Ball, der nicht zur Erde fallen dürfe. Wilhelm Maurer aber legte Reisig und Holz zu und dachte, daß irgendein Irrtum, ein Mißverständnis unterlaufen sei, dem man auf verständige Weise beikommen müsse, wie man durch Sprießen und Stützen nachhilft, wenn die Erde in der Grube nicht halten will. Und als er das sich noch ernstlich überlegte, ging ein neuerliches Gelächter, Geschrei und Getümmel los, wie es nur bei zwei Gelegenheiten im Brauch war: wenn die Feldküche oder die Post ankam.

Der Mann am Feuerloch hatte nicht Zeit, sich völlig klar zu werden, ob ihm Reis und Fleisch oder ein Brief aus der Heimat willkommener wäre, da brachten sie ihm schon eines jener Schreiben seines Weibes, in denen fast immer das gleiche stand und die doch immer so neu waren.

Im weiten Kreis wurde es seltsam still. Die, die etwas bekommen hatten, sahen in ihre Briefe. Die, die nichts hatten, schauten

Digitized by Google

stumm über die zerstampften, verwüsteten Acker, über die grundlosen, schmutzigen, aufgerissenen Wege hin, die in eine graue, dunstige Ferne hineinführten. Wilhelm Maurer las. Das letzte zuerst. So machte er's immer. Denn dort standen die Grüße vom Mariele, und daß alles wohlauf sei. Heute aber riß er die Augen auf vor Erstaunen. Da stand: „Es läßt Dir die Christiane Schill sagen, Du könntest Dich danach einrichten, ihr gespaltenes Holz reiche bis Weihnachten, und Du wissest dann schon, was. —"

Der Mann ließ den Brief sinken. Ganz dunkel und still wurde es um ihn. Dann wuchs ein Tannenwald empor, in dessen verschneiter Tiefe die Füchse vor Kälte bellten. Am Waldrand stand ein Bäumchen, als warte es auf seinen schönsten Tag. Es gingen ferne Glocken auf der Höhe, und unter weißen Dächern schimmerten erhellte Fensterlein.

Die alte Christiane schaute dem Landsmann hell ins Gesicht mit den glitzernden Kinderaugen. Da kam ihm das Kribbeln in die Arme, das nicht zu bannen war. Es weckte ihn auf, und er sah noch zur rechten Zeit, wie das Feuer in der Grube schwer und träge zurücksank.

Langsam stand er auf. Ein Schlaftrunkener und doch ein Neugestärkter. Einen Arm voll Holz warf er in die Glut, und er schrie mit seiner, in der naßkalten Luft und vom Briefleſen etwas heiser gewordenen, rauhen Stimme über die stille Lagernden hin: „Bis Weihnachte', sag i' — bis Weihnachte'!" —

Es hoben sich hagere Männerköpfe. Es blinkte in vielen Augen, als wolle das scheu Gehütete hervorbrechen in breiter, keinen Damm mehr achtender Flut.

Da sprang der von der Wasserkante empor. Es war, als schneide sein blasses Gesicht eine Grimasse. „Bis Weihnachten reicht das gehackte Holz," rief er und tat, als ob er lache.

Und gehorsam lachten sie alle und schluckten.

Einer aber, der auch aus den Wäldern um Schwarzbach stammte und es wissen mußte, der schaute ins Feuer und meinte: „Er ist von Vierhofe', d'r Maurer. Die sehet um d' Eck' und wisset, was morge' passiert, wenn sie heut aus 'm Bett steiget." —

„Bis Weihnachten," kicherte da der Nordländer noch einmal auf und steckte ein zerknittertes Briefleín in die Tasche.

Die Belagerung

Weit und öde und heerumspannt,
Verbrannt, zerschossen, todesmatt,
Liegt wie ein stummes Tier im Land
Die belagerte Stadt.

Bei der Brände heiligem Lichte
Fallen vom Himmel, verderbenbereit,
Stahlgeschosse, wie dunkle Gewichte
In die Wage der Ewigkeit.

Häuser brechen, Vorstädte zerfallen,
Straßen klaffen, menschenleer ...
Schwer und scheu auf den Wegen allen
Das geschlagene Heer.

Und ein letztes, bitteres Mahnen.
Wankt ein Kirchturm, der berstend sich neigt.
Auf Wällen und Mauern weiße Fahnen.
... Und alles schweigt.

Robert Schnitzer

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Im Knödelländchen

Jugenderinnerungen von Hanns von Zobeltitz (Fortsetzung)

Man kann von Kindheitserinnerungen nicht verlangen, daß sie politische Reminiszenzen bringen. Aber die Erinnerung an die Konfliktszeit, über den uns heute, gerade heute, so seltsam anmutenden Kampf, den König Wilhelm, gestützt auf Bismarck und Roon, um die Verstärkung des Heeres führen mußte — diese Erinnerung ist doch merkwürdig lebendig in mir. Ich sehe Großvater in heftiger Erregung über den „infamen Landtag", und ich weiß noch, daß er, als er mich einmal nach dem Städtchen Zielenzig mitgenommen, dort in der kleinen Weinstube in einen heftigen politischen Streit mit einem der „roten Kreisrichter" geriet, der erst ein Ende erreichte, als der „Faktor" gemeldet wurde. Jedes Gut hatte damals solch einen Faktor in der nächsten Stadt, einen jüdischen Vermittler, der all die Verkaufsgeschäfte besorgte und auch sonst alles, was von nöten war; auch Geld natürlich. Es waren meist Juden alten guten Schlages, die ihren „Herrschaften" eine unbedingte Anhänglichkeit erwiesen, in guten und in schlimmen Tagen. Sie standen sich natürlich nicht schlecht dabei, und ihre Söhne entwickelten sich vielfach nach „oben" hin, zogen nach Frankfurt a. O. oder gar nach Berlin. Manch einer wurde Bankier und gelangte zu wirklichem Reichtum; mancher machte auf andere Weise Karriere. Den berühmten Zauberkünstler Bellachini z. B., der eigentlich Bellach hieß, kannte mein Vater noch als den Jungen eines kleinen Pferdehändlers aus, wenn ich nicht irre, Meseritz. Ende der sechziger oder Anfang der siebziger Jahre begegneten mein Vater und ich Unter den Linden dem „Hofprestigiateur Seiner Majestät" — Kaiser Wilhelm sah bekanntlich gern Taschenspielereien; Bellachini zog sehr devot den tadellosen Zylinder vor dem „Herrn Baron", nahm eine Einladung auf ein Glas Wein bei Hiller an, bestellte dann aber selbst eine bessere Sorte — und wies die noch nicht geöffnete versiegelte Flasche mit scheinbarer Entrüstung zurück, denn, o Schrecken, in dem Rotwein lag plötzlich ein hartgekochtes Ei. Wie er's gemacht hat, ist mir heut noch ein Rätsel, denn er konnte zehn Minuten vorher noch nicht wissen, daß er zu Hiller gehen würde, und war nicht von unserer Seite gewichen. —

Es passierte eigentlich im lieben Spiegelberg immer etwas, und von dem etwas fiel doch meist für uns Kinder wieder etwas ab.

Vor allem kam ziemlich viel Besuch, und wir fuhren auch häufig zu den Verwandten. Fast immer wurde das „junge Gemüse" mitgenommen.

Damals saß noch der ganze heut in Ost und West geteilte Kreis voll Vettern. Heut liegt unser Spiegelberg mitten unter neuen Besitzern. Fuhr man nach rechts, so kam man schon in zwanzig Minuten nach Topper zu Onkel Ernst. Fuhr man links, so war man in einer Stunde im Wasserhof bei Sternberg, wo Tante Bally Fischer, die einzige Schwester meines Vaters, residierte, oder im Baronshof bei der guten Tante Rathenow. Fuhr man geradeaus, so ging's nach Stock zu Onkel Holwede oder nach Selchow zu Onkel Fedor. Oder man fuhr zum alten Grafen im so wunderschön zwischen den Seen eingebetteten Lagow: zum alten Grafen mit dem Namen, der uns soviel Zungenzerbrechen und noch mehr Spaß machte — Wirschowitz Sczekerka von Setschitz. Man war, wenn anders die Pferde verfügbar, damals recht beweglich. Aber ein kleines Ereignis war's doch immer, sobald es zur längeren Fahrt nach Palzig zu Onkel Zastrow oder gar nach Pommerzig zum Onkel Schmettow ging; da mußte schon „Relais" gelegt, ein zweites Gespann auf den halben Weg vorausgeschickt werden.

Unter den Onkels und Tanten gab es vielerlei Originale, in gutem und in minder gutem Sinn.

Am nächsten lag uns Onkel Ernst in Topper.

Die Zobeltitze sind leider selten wirklich gute Haushalter gewesen. Onkel Ernst aber war ein Verschwender großen Stils. Von Hause aus sehr wohlhabend, nach damaligen Verhältnissen wohl reich, war er schon als blutjunger Mann mit Vierergespann usw. nach Berlin gegangen. Als er dann den größten Teil seines Vermögens vertan, sein schönes Topper hoch belastet hatte, heiratete er eine der reichsten Erbinnen Dresdens — Marie von Lüttichau — und damit ein Mädchen, das geradeso verschwenderisch angelegt war wie er. In meinen Kinderjahren stand er schon wieder vor dem Ruin, erbte dann von seinem Schwiegervater noch einmal ein großes Vermögen und brachte es in unglaublich kurzer Zeit durch.

Ob es den Topperschen aber gut oder schlecht ging: ohne Gäste konnte das kinderlose Ehepaar nicht sein, und sie waren Künstler in der Gastfreundschaft. Der Onkel war ein Schlemmer, aber von der liebenswürdigsten Art. Er wurde durch gutes Essen und Trinken nicht nur selber immer dicker; er wollte auch nie allein schlemmen. Tante Marie, nicht schön, aber sehr graziös, war ganz große Dame. Hochgebildet, in den glänzendsten städtischen Verhältnissen aufge-

Digitized by Google

wachsen, hatte sie für die Landwirtschaft wohl nur geringes Interesse; aber ihr opulentes Hauswesen war in der Vollendung geführt und ihr großartiger Garten von ihr selber angelegt und unterhalten. In der Familie hieß sie nur die Marquise, und der Name paßte auf sie.

Eines mußte man den gutherzigen, leichtsinnigen Menschen lassen: sie waren glücklich miteinander, liebten sich zärtlich. Onkel starb lange vor Tante Marie und wurde schmerzvoll von ihr betrauert. Freilich äußerte sich das auch in eigener Weise: so veranstaltete sie zum Jahrestag seines Todes eine große kirchliche Feier und dann anschließend ein üppiges Diner, bei dem zum letzten Male die erlesenen Weine aus dem Keller des Verstorbenen, das herrliche Meißener Porzellan und das wundervolle Silber aus dem Lüttichauschen Besitz auf der Tafel erschienen. Bald darauf brach alles über ihr zusammen. Sie mußte Topper räumen, das später nach etlichen Wandlungen vom Feldmarschall Manteuffel aus seiner Feldzugsdotation gekauft wurde. Tante Marie zog nach dem kleinen Zastrowschen Gut Hammer und gab den kümmerlichen Rest ihres Vermögens auf Leibrente. Sie blieb aber auch jetzt, übrigens allbeliebt und verehrt, die Marquise, und es tat ihr keinen Eintrag, wenn sie dann und wann nach der Stadt fahren mußte, um irgendeine schwere silberne Platte oder ein Meißener Rokokofigürchen zu verkaufen. Mit meiner Mutter war sie, trotz der weltweiten Verschiedenheit der Charaktere, innig befreundet; uns Kindern blieb sie allezeit die zärtlichste, gütigste Gönnerin. Liebenswürdig, bezaubernd liebenswürdig gegen alle ihrer Ansicht nach Gleichstehenden, hilfreich überall, konnte sie doch einen durch keine Lebensschicksale zu brechenden, fast spaßhaften Hochmut zeigen. Ein alter, hochangesehener Amtsrat aus der Umgegend, der seit einem Menschenalter als Freund auf allen Gütern verkehrte, wurde geadelt; als sie ihn das nächste Mal sieht, geht sie auf ihn zu, reicht ihm die Hand zum Kuß — wie verstand sie das! — und sagt: „Ich freue mich unendlich, Sie nun endlich ganz als einen der Unseren begrüßen zu können!“ Ich habe sie und so manchen andern Verwandten in meinen Roman „Auf märkischer Erde“ verwoben, aber ich möchte hier ausdrücklich betonen, daß die Gestalten und die Handlung dieses Romans Wahrheit und Dichtung sind.

Der Grand-Seigneur unsres Verwandtenkreises war Onkel Zastrow in Palzig. Dort herrschte solider, sorgsam zusammengehaltener Reichtum, und das ganze Haus hatte einen großen Zuschnitt. Das Herrenhaus war ein wirkliches Schloß, die Dienerschaft tadellos geschult; was uns Kindern besonders imponierte: es gab dort einen Koch, einen leibhaftigen Koch, den ersten, den ich in meinem Leben sah. Vor allem aber: Onkel Zastrow war ein urvornehmer Landedelmann im schönsten Sinn des Wortes. Unwillkürlich empfanden auch wir Kinder das. Ich habe aber auch später, wenn er, der Landtagsabgeordneter war, den jungen Offizier in Berlin einlud, immer eine respektvolle Verehrung für ihn gehegt. Er wohnte stets im alten, nun längst der Bauwut zum Opfer gefallenen Hotel d'Angleterre am Schinkelplatz, und wurde dort als besondere Persönlichkeit hoch geehrt. Bei Tisch — man speiste ja noch Anfang der siebziger Jahre allgemein am langen Table d'hote-Tisch — hatte der alte hagere Herr, der immer wie eben aus den Händen seines Kammerdieners entlassen aussah, den Ehrenplatz, und neben seinem Kuvert stand stets die silberne Zuckerschale: er süßte nämlich unterschiedslos alle Speisen, von der Suppe an.

Viel origineller aber war Onkel Schmettow auf Pommerzig. „Meine Hochachtung“, wie er in der Familie hieß nach der von ihm in jeden dritten Satz eingeschobenen Redewendung. Der Graf hatte etwas vom Gewaltmenschen an sich, und wir Kinder zitterten vor ihm, trotzdem er die Gutmütigkeit in Person war. Gelegentlich klemmte er nämlich einen jugendlichen Gast auf irgendeinen unberechenbaren Gaul oder er ruderte mit ihm gar auf die Oder hinaus, warf ihn einfach über Bord, freilich nur, um gleich nachzuspringen. In seinem Schloß duldete er keine Gardine, die er ganz vernünftigerweise als Lichträuber ansah. Zu trinken gab's fast nur selbstgekelterten, sehr sauren Tschicherziger Wein, einen minderen Ableger des edlen Grünbergers. Im Erdgeschoß, neben seinem Schlafzimmer, hatte er sich eine Zelle ausmauern lassen, in der er sich nackt unter ungeheuerlichem Wasserverbrauch wusch; das Wasser floß direkt vom gemauerten Fußboden ab. An jedem Morgen hielt er dem ganzen Hause eine Andacht. Das war bei aller Feierlichkeit zum Wälzen. Denn Onkel Schmettow unterbrach seine Vorlesung mindestens zwanzigmal mit höchst peinlichen Zwischenrufen, mit Donnerstimme vorgebracht: „Lise, altes Schaf, du paßt ja nicht auf!“ „Himmelkreuzdonnerwetter, Friedrich — reiß die Augen auf!“

Ja, es gab damals noch Originale. Da war, als Gegenstück zu der schon erwähnten amazonenhaften Tante Ida Oppen, Onkel Rathenow, der zwar verabschiedeter Major und als bester Bowlenbrauer des Kreises berühmt war, aber am liebsten hinter dem Stickrahmen saß. Da war Tante Knobelsdorf in Wutschdorf, kurzweg Tante Wutsch genannt, eine höchst energische, praktische Dame. Wenn sie Gäste hatte, wurde der lange Tisch im Nebenzimmer fertig gedeckt; sollte dann gegessen werden, so mußten vier dralle Mägde unter den Tisch kriechen; sie ließ die Flügeltüren öffnen, kommandierte höchstselbst: „Eins — zwei! Eins — zwei!“ Worauf die Mägde auf allen vieren mit dem Tisch auf dem Rücken zu wandeln begannen, bis er auf der richtigen Stelle stand.

Digitized by Google

Und noch eines Originals muß ich gedenken, des alten Rißmann, der den sogenannten zweiten Anteil an Topper besaß. Er war ein ziemlich ungebildeter Herr, der in den Befreiungskriegen als Armeelieferant ein stattliches Vermögen erworben haben sollte und sich angekauft hatte. Wie gerade halbgebildete Leute so oft, spielte er sich auf den Freigeist auf. Seine zahlreiche Nachkommenschaft, Männlein und Fräulein, beglückte er mit den wunderlichsten Namen. Ein Sohn hieß Stern, eine Tochter Luna, und es gab jedesmal einen Mordskrieg mit den geistlichen Behörden, ehe er die Taufe durchsetzen konnte. Dafür nährte er seine Kinder aber, damals eine Seltenheit, streng vegetarisch. Und da sie natürlich doppelt gern Fleisch aßen und es sich oft heimlich schmecken ließen, so stellte sie der Alte, wenn er dahinter kam, auf den Kopf und schüttelte sie so lange, bis die ihre sündhaften Gelüste von sich gaben. Auf einem Vorwerk hatte Rißmann eine Glashütte angelegt, die hauptsächlich Flaschen produzierte. Weil aber der Transport nach Berlin, mangels einer Eisenbahn, sehr kostspielig war, so kam er auf die verrückte Idee, ein Riesenrad bauen zu lassen, hoch wie ein Haus, breit wie die Landstraße. Das packte er mit Flaschen voll, spannte ein Dutzend Pferde davor und los ging die Reise. Aber sie kann nur bis zum nächsten Hügel. Denn als es bergab ging, geriet das Ungeheuer, da es keinerlei Bremsvorrichtung hatte, ins Rollen, fuhr sechs Pferde tot und legte sich dann, ein Trümmerhaufen mit 5000 Flaschen, zur Seite. „Das heißt" — sagte Großvater, der das Geschichtchen gern erzählte —, „das heißt, er verkannte die dynamischen Prinzipien."

Ein Ereignis war für uns stets der Jahrmarkt in Sternberg. Solch Jahrmarkt in der Kleinstadt hatte aber auch seine besonderen Reize. Die ganze Vetternschaft fand sich zusammen mit Kind und Kegel. Im „Wasserhof" bei Tante Vally Fischer, und im „Baronshof", bei Tante Rathenow war, wie man heute sagen würde, großer Kaffeebetrieb mit Kuchenbergen. Auf dem Marktplatz gab es Buden mit wundervollen Herrlichkeiten, besonders die süße Bude von Frau Hufnagel, der Konditorfrau, erfreute sich höchsten Ansehens. In der Hinterstube der Apotheke aber saßen, wenn sie ihre Pferdegeschäfte erledigt hatten, die Herren, tranken Ungarwein, rauchten wie die Schornsteine und kannegießerten. Bis der Apotheker, Herr Herr, zum Pfeifen aufgefordert wurde; er war nämlich im Nebenberuf ein Kunstpfeifer ersten Ranges. Wir Kinder aber wurden, wenn die Väter des süßen Weines und des Pfeifens satt waren, in eine der kleinen wandernden Menagerien geführt. Ich habe damals zuerst einen wirklichen Löwen gesehen und eine „Riesenschlange". Am meisten Eindruck aber machte mir ein kleiner Pony, der rechnen und lesen konnte. In der Tat produzierte das Tierchen so ziemlich alles, was heute dem klugen Hans und den Elberfelder Pferden nachgerühmt wird. Großvater, der mit der Tierwelt vertraut war wie wenige, erklärte mir damals all die kleinen Kunststücke und wie sie zustande kämen. Er ließ sich von ihnen nicht imponieren, wie heut so manche gelehrte Häuser. „Das heißt," meinte er, „wenn ich wollte — meine Diana könnte noch viel mehr lernen." Ein Glück für die arme Diana, daß er nicht wollte.

Noch eins möchte ich erwähnen. Es könnte scheinen nach allem, was ich erzählte, als ob das Leben im Knödelländchen ganz im Beruf und im Essen und Trinken aufgegangen wäre. Dem war doch nicht so. Man kann freilich vom Landwirt nicht verlangen, daß er, wenn er tagsüber auf den Feldern tätig war, sich am Abend auf die Wissenschaft stürzt oder sich den Künsten widmet. Trotzdem, die geistigen Interessen wurden nicht vernachlässigt. Man trieb viel Hausmusik; wo Kinder waren, wurde vielfach französisch gesprochen; man las auch recht viel. In Topper und Palzig gab es stattliche Bibliotheken, aber auch sonst fand sich in jedem Hause ein Bücherschrank mit den Klassikern und dem unvermeidlichen Konversationslexikon. Als die Gartenlaube ihrer demokratischen und preußenfeindlichen Haltung halber in Preußen verboten worden war, hielt man fast überall das Daheim, häufig daneben Über Land und Meer; von Tagesblättern stets die Kreuzzeitung und, merkwürdigerweise, nicht selten das längst eingegangene Berliner Fremdenblatt, das sich ja wohl auch der besonderen Gunst König Wilhelms erfreute — ein harmloses unpolitisches Blättchen mit allerlei Klatsch. Es wurde aber auch, freilich mehr von den Frauen als von den Männern, die Literatur der Zeit verfolgt. Zwischen den Gütern der Nachbarschaft bestand sogar eine Art Lesezirkel, der gemeinsam die Bücher, die Aufsehen machten, kaufte. Wenn sie ausgelesen waren, wurden die Bände verlost, und ich erinnere mich, daß auf diese Weise Gutzkows „Ritter vom Geist" und Galens damals vielbewunderter Roman „Der Irre von St. James" ins Spiegelberger Haus gelangten. Wer kennt sie heut noch? Gutzkow ist in der Literaturgeschichte begraben, und der Roman des Potsdamer Stabsarztes Lange, der unter dem Namen Galen schrieb, ist überhaupt verschollen. —

II.

In der Mohren-Apotheke und in Berlin.

Der gute Kantor Flehr, der mir die allerersten Anfänge des Wissens beibrachte, reichte nicht mehr. Er hatte auch nicht die nötige Energie dem „jungen Herrn" gegenüber.

Es mußte also anders für letzteren gesorgt werden.

Ehe ich von meiner Schulzeit erzähle, möchte ich aber ein Selbstbekenntnis ablegen: ich habe an keines der Jahre, in denen ich

Digitized by Google

die Schulbank drückte, eine ungetrübte Erinnerung; ich habe keinem meiner Lehrer ein Gefühl der Dankbarkeit zu bewahren vermocht.

Es war sicher meine Schuld. Aber es kann die doch nur zum Teil gewesen sein. Ich war gewiß kein ganz unbegabter, ich war wohl auch kein geradezu fauler Schüler; wenigstens widerspricht dem, daß ich fast unmittelbar nach dem Abschluß der Schuljahre stark und freudig zu arbeiten begann.

Lieb gemacht aber haben mir Schule und Lehrer das Lernen nie. Und noch heute, nach einem halben Jahrhundert träume ich nicht selten von der Schule — es sind die unangenehmsten, peinigendsten Träume, die ich kenne.

Selbstverständlich habe ich mancherlei von der Schule in das Leben hinübergerettet; ganz verloren kann ja die Zeit vom 7. bis 17. Lebensjahr nicht sein. Aber wenn ich's recht überlege, war der Ertrag spottschlecht und stand in gar keinem Verhältnis zur aufgewendeten Zeit, zu allen Mühen und Enttäuschungen. Was ich weiß und kann, über das Elementare hinaus, hab' ich fast alles erst später, aus eigenem Willen und eigener Kraft, mir gewonnen.

Es ist das sehr traurig. Wenn ich aber meine Altersgenossen befrage, sprechen sich die meisten in ähnlichem Sinne aus. Im besten Fall wurde uns damals ein Durchschnittsmaß von formalem Wissen eingepaukt; verhältnismäßig wenige gelangten darüber hinaus. Die Freude am Lernen gab uns niemand. Die Schule war unser Feind; der „Pauker" war unser Feind. Ich mag auch persönliches Pech gehabt haben, aber ich muß heut noch, wo ich doch diesen Dingen ganz unbefangen gegenüberstehe, sagen: auch nicht einer meiner Lehrer hat versucht oder gar verstanden, über diese Kluft hinweg eine Brücke zu dem jungen Herzen zu schlagen. Sie standen auf dem Boden kühlster Pflichterfüllung; es genügte ihnen, wenn sie einige Schubfächer unserer Gehirnkästen mit Kenntnissen füllten. Es sollen tüchtige Lehrer unter ihnen gewesen sein; ich habe später einige sehr rühmen hören. Pädagogen in höherem Sinne, Menschenbildner, Erzieher, die auch der Eigenart des einzelnen Rechnung zu tragen wissen müssen, waren sie sicherlich nicht.

So könnte ich diesen Abschnitt „Schule" gut und gern überspringen, wenn nicht das „Drum und Dran" wesentlichen Einfluß auf mein Leben gewonnen hätte und wohl auch, hoffe ich, nicht ganz ohne Interesse ist. —

Als ich schulreif wurde, kam ich zur Klippschule nach Torgau, in das Haus meiner Großmutter Knibbe, in die alte Mohren-Apotheke.

Ich bewahre dem Kreise, in den ich damit trat, und der so ganz anders war als alles, was ich bisher in meinem jungen Leben kennen gelernt hatte, herzlichste Dankbarkeit bis auf den heutigen Tag. Eigentlich paßte ja solch junges Landfüllen, wie ich war, wenig hinein in dies peinlich geregelte kleinstädtische Hauswesen, in diese fast bis zur Philisterhaftigkeit getriebene Akkuratesse. Ich eckte oft an und litt wohl auch selber darunter. Aber auf der andern Seite imponierte doch auch dem Kinde — Kinder sind ja so aufnahmefähig — der Geist festgefugter bürgerlicher Ordnung, der herben Pflichttreue und Selbstzucht. Erst später erkannte ich den demokratischen Zug, der damals durch dies Haus ging. Wir lebten ja in den Anfängen der Konfliktszeit, die alle Gegensätze verschärfte. Folgerichtig mußte der Junker, der doch einmal in mir steckte, herausgetrieben werden. Nur daß der Junker in dem kleinen Knirps sich unbewußt wehrte!

Wunderlich genug: ein Jahrzehnt später hatte dies ganze Haus sich bekehrt, und Onkel Moritz selber war ein begeisterter Bismarckschwärmer geworden, ein wenig stolz sogar darauf, daß man irgendwo einmal seinen mit den drei Bismarckhaaren gezierten Kopf mit dem des großen Reichskanzlers verglichen hatte.

Onkel Moritz war der Besitzer der Mohren-Apotheke. Er wohnte im Erdgeschoß neben der Offizin. Im ersten Stock des sehr geräumigen Hauses, das an die Patrizierhäuser der alten Reichsstädte erinnerte, lagen die Wohnräume der Großmutter und der beiden Schwestern meiner Mutter, die zwar noch gar nicht alt an Jahren, aber doch schon ganz alte Jungfern waren. Den zweiten Stock nahmen Schlafzimmer ein, und darüber erstreckten sich die riesigen Böden, die zugleich Speicher und mehr noch als das ganze übrige Haus durchduftet waren von dem ganz eigenen Geruch des Apothekergeschäfts. Anders wie heute, wo die Apotheker ihre Waren mehr oder weniger fertig aus den großen chemischen Fabriken beziehen. Hier lagen noch die Kräuter in kleinen Bergen; hier wurden noch Fruchtsäfte gepreßt und abgekocht; hier wurde Lederzucker, Magenmorseillen — o ihr Seligkeiten! — und sogar Schokolade fabriziert. Es gab im Hause tausend Geheimnisse für ein jugendliches Gemüt. Gar nun erst unten in der Apotheke selbst, wo mich der Provisor ein wenig bevaterte und mich gelegentlich mit wichtiger Miene, wenn er besonders guter Laune war, einen Blick in den Giftschrank tun ließ, um mir dann lächelnd zu zeigen, daß die Büchsen mit Schlangen- und Mückenfett (das verlangten nämlich die Bäuerinnen bei den Markttagen noch) auch nur mit Schweineschmalz gefüllt waren. Der baumlange, spindeldürre Herr hatte das Junkerlein in sein etwas romantisch angehauchtes Herz geschlossen. Wie oft haben wir nebeneinander auf der Schlafkiste gesessen, in die er nachts seine endlosen Glieder hineinzwingen mußte und die er das Prokrustesbett nannte. Wie oft haben wir dabei mit den kurzen und langen Beinen um die Wette gebaumelt, während er mir vom Einhorn und vom Theriak erzählte — und die wun-

Digitized by Google

derschönsten, selbsterlebten Geistergeschichten. Denn er glaubte steif und fest an Gespenster. Zumal an ein kleines schwarzes Männchen, das auf den Böden umgehen sollte — den Geist des Mohrenkönigs, der über dem Eingang zur Apotheke in Holz geschnitzt prangt.

Torgau war überhaupt für mich eine Wunderstadt. Da ragte hart am Elbufer das alte, herrlich schöne Schloß Hartenstein, das leider heute noch durch viele Um- und Einbauten verunziert ist, stolz empor; auf dem Strome lagen noch viele, viele verankerte Wassermühlen, das Flußbild ganz eigen belebend; in der kleinen Stadt gab es neben den kümmerlichsten manch prächtiges altes Gebäude aus der Zeit, in der Torgau kurfürstlich sächsische Residenz gewesen, vor allem das Rathaus, das später leider einem erstaunlich ungeschickten Renovierer zum Opfer fiel. Nicht selten nahm mich Onkel Moritz mit hinaus auf seine weiten Spaziergänge, die er mit lehrhaften Gesprächen zu begleiten liebte: zu den großen Karpfenteichen und den Syptizer Höhen mit ihren Erinnerungen an die Torgauer Schlacht und den alten Zieten „aus dem Busch"; oder nach dem winzigen Nachbarstädtchen Belgern mit seinem großen wunderlichen Roland. Es gab auch in der Stadt selbst so manche romantische Einzelheit, die sich seltsam mit dem philiströsen Kleinbürgertum verwob. So der Auszug der „Geharnischten". Torgauer Bürger hüten nämlich bis heute die Rüstungen einst erschlagener Raubritter — so wurde mir wenigstens damals erzählt — und alle paar Jahre einmal stehen die Bürger in diesen alten Harnischen in Parade auf dem Markte, zugleich mit der Schützengilde, und ziehen zum Freilager hinaus vor die Tore zu einem echten Volksfest mit Königsschießen, Würfelspiel und allerlei Tand.

Übrigens entstammt eine meiner allerersten Novellen Torgauer Boden, sogar der Mohren-Apotheke. Sie heißt „Provisor Dingeldei" — und das Spaßhafte ist, daß ich keinen Abdruck von ihr besitze und nicht einmal ergründen kann, in welchem Blatt sie erschien. Aber ab und zu bekomme ich heute noch aus Apothekerkreisen Anfragen nach der Novelle, jüngst sogar aus Amerika, und sie ist auch in irgendeiner Zusammenstellung dichterischer Arbeiten über und aus dem Apothekerberuf eingehend „gewürdigt" worden. Friede ihrer Asche!

Nach etwa einem Jahre erkrankte ich sehr schwer am Scharlach. Ich wurde mit rührendster Liebe gepflegt, aber Großmutter und die Tanten hatten doch wohl genug von dem Knirps, der in ihr ruhiges, nur durch viele Damenkaffees unterbrochenes Leben so viel Hast hineingebracht hatte. Ich wurde nach Spiegelberg zurückspediert.

Dort genoß ich nacheinander zwei Hauslehrer. Welcher von beiden mir widerwärtiger war, weiß ich nicht mehr. Es tut auch nichts zur Sache, denn gelernt habe ich bei beiden wenig. Ich erinnere mich nur noch, daß der erste ein äußerst fortschrittlich gesinnter Herr war, der sich die Volkszeitung hielt, die ihm Großvater jedesmal nach dem Öffnen der Posttasche mit ganz spitzen Fingern über den Tisch hinschob. Dem zweiten ging der Ruf bester Gesinnung voraus, dafür war er aber immer schlechter Laune und hat mich und meinen Bruder Fedor, glaube ich, mehrfach und erfolglos verprügelt.

Dann siedelten im Jahre 1865 meine Eltern nach Berlin über, während das liebe Spiegelberg verpachtet wurde. Richtiger: meine Mutter zog dem Vater nach Berlin nach, sie wollte von dem getrennten Leben nichts mehr wissen.

Wenn ich heute durch Berlin wandere, in einer der seltenen Stunden, in denen die Erinnerungen kommen, dann empfinde ich im Gegensatz von damals und jetzt recht deutlich, wie erstaunlich viel ich doch erlebt habe. Sechzig Jahre sind ja eigentlich keine gar zu lange Zeit, ich fühle mich auch gar nicht als Mummelgreis. Und dennoch: was drängt sich nicht alles in diesen sechzig Jahren zusammen.

Unter vier Preußenkönigen hab' ich gelebt. Unter Friedrich Wilhelm IV. wurde ich geboren, sah Wilhelm I., den Siegreichen, als Prinz-Regenten, König und Kaiser, den unglücklichen Kaiser Friedrich, nun Wilhelm II. Als ich geboren wurde, zerfiel unser Preußen in zwei räumlich getrennte Hälften, heute ist es ein geschlossener Staat, und darüber hinaus erfüllte sich der Väter Traum: Österreich schied aus dem zerfallenden deutschen Bunde, der Norddeutsche Bund erstand und dann das Deutsche Reich. Drei Kriege, 1864, 1866, 1870/71, schufen den Einheitskitt. Ich kann nicht durch das Brandenburger Tor schreiten, ohne daran zu denken. Und nun stehen wir mitten in dem gewaltigsten Kampf, in dem Ringen um die ganze Zukunft unseres Volkes!

Ich habe vor Moltke in seinem Arbeitszimmer gestanden und habe Bismarck oft, oft im Reichstag gehört. Ich sah die kleine preußische Armee, an der mein Großvater mit so heißer Liebe hing, zum deutschen Heere, dem mächtigsten der Welt werden. Ich war im Kieler Hafen an Bord, als unsere Flotte noch klein, und erlebte ihr Wachsen und Aufblühen. Ich war mit Wissmann und Carl Peters gut Freund und jubelte, als das Reich sich Kolonien angliederte.

Preußen war, als ich geboren wurde, ein Agrarstaat; Preußen und Deutschland wurde bei meinen Lebzeiten einer der größten Industriestaaten der Erde. Wir waren Michels arme Söhne, nun sollen wir reich geworden sein, sehr reich sogar. Gleichzeitig aber erstand uns der gefährlichste Feind im eigenen Lande: die Sozialdemokratie, gegen die — bisweilen schien es: recht vergeblich — eine großartige, noch nie vorher gesehene Sozialpolitik, ein Geben mit oft fast zu offenen Händen, ins Treffen geführt wurde und

Digitized by Google

über die wir uns schließlich doch täuschten, als der Weltbrand ausbrach. Die Genossen haben brav mitgedroschen, im Westen wie im Osten. —

Die patriarchalischen Verhältnisse, die ich in meiner Jugend gekannt, zerfielen mehr und mehr. Die unteren Klassen, nicht nur die Sozialisten, drängten nach oben. Eine Landflucht ohnegleichen in der Geschichte begann unter dem unheimlichen Wachsen der Großstädte, der Industriezentren. Ich erlebte den schweren Existenzkampf der Landwirtschaft und den Wechsel der handelspolitischen Anschauungen vom Freihandel zum Schutz nationaler Arbeit. Ich erlebte ein beispielloses Anziehen der Steuerschraube und sah doch auch, wie die Bevölkerung in allen Schichten ihre gesamte Lebenshaltung heben, die schweren Lasten verhältnismäßig mit Leichtigkeit tragen konnte. Ich erlebte den Kulturkampf mit allen seinen Nebenerscheinungen. Ich erlebte aber auch das Loslösen breiter Massen von unserer evangelischen Kirche, zugleich doch eine Wandlung zur Innerlichkeit, ein Erstarken evangelischer Liebestätigkeit auf den verschiedensten Gebieten.

In meiner Jugend klang noch das Posthorn durch die Lande; heut durchziehen die Eisenstränge das ganze Reich, die kleinsten Orte sind mindestens durch ein Bimmelbähnchen angeschlossen. Wenn wir nach Berlin fuhren, landeten wir weit, weit draußen auf dem Schlesischen Bahnhof, heut fährt die Stadtbahn bis ins Zentrum. Der gesamte Verkehr — der Güter- wie der Personenverkehr, sind fabelhaft gestiegen. Meine Mutter sah niemals das Meer, nicht die Schweiz, nicht den Rhein; heut ist das Reisen etwas Alltägliches geworden, die Entfernungen haben aufgehört eine Rolle zu spielen. Auch der Komfort des Reisens hat sich erstaunlich entwickelt. Während uns einst ein Kasten mit heißem Sand oder kochendem Wasser, als Heizung in den Eisenbahnwagen geschoben, schon als eine Errungenschaft galt, nehmen wir heut dampfgeheizte Abteile, Speise- und Schlafwagen als Selbstverständlichkeiten hin.

In meiner Kindheit war eine Depesche ein Ereignis. Was hätte mein Großvater gesagt, wenn man ihm erzählt haben würde, daß sein Enkel durch das Telephon von Berlin nach Wien oder Paris sprechen könnte? Ein Brief von Berlin nach Spiegelberg kostete drei Groschen. Meister Stephan, mit dem ich manche Stunde verplaudert, brachte uns das billige Porto, die Postkarte, die Postanweisung.

Aus den bescheidenen Dampfern, die meine Kindheit anstaunte, wurden schwimmende Paläste. Neben den Telegraphendraht trat die drahtlose Telegraphie.

Als Kind lernte ich bei dem Vortrag eines herumwandernden Physikers das elektrische Licht kennen, eine Spielerei. Uns leuchtete daheim die selbstgezogene Kerze und das Rüböl; dann kam das Petroleum, nur ganz große Städte hatten bereits Gasanstalten. Ich sah, wie in Berlin die ersten Bogenlampen aufleuchteten und die ersten elektrischen Glühlichtlampen, und wie die Gastechniker sich wehrten. Ich sah auf der Berliner Gewerbeausstellung 1879 die erste kleine elektrische Eisenbahn, die der unvergeßliche Werner Siemens vorführte, und ich erlebte die staunenswerte Entwicklung unserer elektrischen Industrie. Wenn in den sechziger Jahren ein Luftballon in Berlin aufstieg, stürmten die Menschen zusammen. Heute schauen wir kaum auf, wenn ein Zeppelinkreuzer stolz über das Häusermeer hinzieht oder ein Aeroplan am Horizont auftaucht.

Sechzig Jahre — nur sechzig Jahre!

In diesen sechzig Jahren formte sich die unwirtschaftlich arbeitende Dampfmaschine um, wurde hier durch die Turbine, dort durch den Explosionsmotor verdrängt. Die exakt arbeitenden Werkzeugmaschinen, die komplizierten Maschinen der Textilindustrie, die ungeheuren Krane der Häfen, die gewaltigen Förderungsanlagen der Bergwerke: sie alle sind Errungenschaften dieser Spanne Zeit. In ihr nahm die Stahlerzeugung einen ungeahnten Aufschwung, Panzerplatten von riesigen Dimensionen wurden nicht mehr durch große Dampfhämmer, sondern unter gigantischen Pressen erzeugt. In ihr wurde die Bewaffnung der Heere durch Hinterlader (das Dreysesche Zündnadelgewehr voran), dann durch Mehrlader durchgeführt, die glatten Geschütze durch gezogene (Krupp) ersetzt; das rauchlose Pulver und die brisanten Sprengstoffe eroberten sich ihr Feld. Wir lernten mittels der Röntgenstrahlen durch eiserne Wände und in den inneren Menschen schauen, wir staunten über die Wunder des Radiums, und die Anilinfarben traten ihren Siegeszug an.

Auf das Fahrrad folgte das Automobil; das Grammaphon tönte. Das billige Holzpapier und die Rotationspresse eröffneten dem Zeitungswesen neue Wege. Die Photographie wurde erfunden und die Zinkätzung, die immer weiter vervollkommt, bis zum Vierfarbendruck, neuere Illustrationsmöglichkeiten schuf. Auch das geliebte, schreckliche Kino verdankt der Photographie seine Entwicklung.

Sechzig Jahre — nur sechzig Jahre!

Wie deutlich erinnere ich mich noch unseres Globus mit den vielen hellen Stellen. Heut ist das Innere Afrikas erschlossen, bieten die Länder Zentralasiens oder Südamerikas kaum noch Rätsel, sind beide Nordpole, die für mich noch voll geheimnisvollen Zaubers waren, von Forschern betreten. China und Japan waren in der Zeit meiner Jugend verschlossene Welten. Heut ist das alte Kaiserreich der Mandschus gestürzt, Japan hat sich zu einer neuen Weltmacht entwickelt und wetteifert mit England . . . in verschiedensten Richtungen.

Nur sechzig Jahre . . . wie hast du dich, du mein liebes Berlin, in diesen sechzig Jahren umgestaltet!

Digitized by Google

Wir bezogen Anno 1865 eine für damalige Verhältnisse sehr schöne, elegante Wohnung in einem neuen großen Hause gerade gegenüber dem Halleschen Tor, einem Hause, das der Berliner Witz „Neu-Amerika" getauft hatte, weil es so groß und so entlegen war. Denn damals war diese Gegend, durch die heute der regste Verkehr flutet, wirklich Neuland. Dicht hinter unserem Hause hörte die Belle-Alliancestraße auf, eine richtige Straße zu sein; sie bestand nur noch aus vereinzelten Häusern zwischen Gärten. Viele Kneipen verschiedensten Genres lagen dazwischen, aber hinter der Garde-Dragoner-Kaserne gab es schon das Belle-Alliance-Theater, in dem damals Herr und Frau Wolf rührselige Stücke und gutes Bier verzapften, nebenbei auch berühmte belegte Butterbrote fabrizierten; dann kam eine Weile nichts, und schließlich klomm die Chaussee mühsam und staubvoll zwischen Tivoli und Bockbrauerei zum historischen Tempelhofer Feld. Wo heute der schöne Viktoriapark liegt, stieg ein Nebenpfad durch Sand und wüstes Gestrüpp zum Denkmal der Befreiungskriege empor. Auf der anderen Seite unseres Hauses setzte die Möckernstraße an, führte zuerst zum Johannistisch, einer öden Sandfläche, und dann zur Hasenheide weiter. Dicht am Johannistisch hatte sich auch bereits ein kleines Vorstadt-Theaterchen aufgetan, dort, wo heute die Stadtmission ihre Stätte hat. Wir hörten mit gebührender Verständnislosigkeit, daß in jenem Musentempel unzüchtige Stücke aufgeführt würden.

Wenn ich zur Schule ging, mußte ich erst über den böschungslosen, im Sommer stark duftenden Landwehrgraben, der von einer aufziehbaren Holzbrücke überspannt war. Dahinter zog sich die kuriose, ruinenhafte Stadtmauer entlang, und hinter dieser kam die „Verbindungsbahn", die nur Güter — ich glaube, vom Stettiner Bahnhof bis nach dem Schlesischen — beförderte. Für den Straßenverkehr jener Zeit ist es recht bezeichnend, daß diese Güterzüge ihres Weges unter ewiger Bimmelei so langsam krochen, daß ein Mann mit drohend geschwungener roter Warnungsfahne der Lokomotive vorausgehen konnte. Die Verbindung der aufgezogenen Brücke und der die Straßen sperrenden Bahn hatte für uns etwas Angenehmes: sie diente als stets willkommene Entschuldigung beim Zuspätkommen in der Schule.

Der Belle-Alliance-platz war gärtnerisch noch ziemlich wüst, von niedrigen Häusern umstanden, zwischen denen die alte Franzer-Kaserne aufragte. Zweimal in der Woche war hier Markt, und uns Schuljungen bereitete es ein Mordsvergnügen, die dicken Hökerschen zum berühmt kunstrechten Schimpfer aufzureizen. Auch die Friedrichs-, die Wilhelms-, die Lindenstraße waren in ihrem unteren Teil noch von fast durchweg kleinen Häusern gebildet. Das Pflaster war fürchterlich, die offenen, nur an den Straßenübergängen mit Bohlen belegten Rinnsteine pesteten. Im unteren Teil der Friedrichsstraße gab es aber noch ein drittes Theaterchen, das Rapposche, in dem sich der ‚starke Mann' produzierte, aber auch, wie wir wieder mit gebührender Verständnislosigkeit hörten, unzüchtige lebende Bilder gestellt wurden. Berlin muß also wohl damals schon keine ganz moralische Stadt gewesen sein. Ich erinnere mich auch mit Vergnügen, daß Großvater, als er uns einmal besuchte, mit Vater ins Orpheum ging und am nächsten Morgen beim Kaffee Mama schmunzelnd allerlei Trikotgeschichten erzählte, worauf wir entfernt wurden. Immerhin war's harmlos, denn Großvater hatte uns Kindern eine Tüte Pfannkuchen mitgebracht, ausgerechnet aus der Lasterstätte des Orpheums.

Berlin wollte ja damals schon, wie das geflügelte Wort sagte, Weltstadt werden. Es war jedoch noch gewaltig in den Anfängen begriffen. Als Beförderungsmittel gab es einzelne Omnibusse von erstaunlicher Schwerfälligkeit und Langsamkeit; dann berüchtigt elende Droschken, welche die jetzt auf den Aussterbeetat gesetzten Droschken zweiter Klasse an Kümmerlichkeit noch weit übertrafen, und elende sogenannte Torwagen, die aber wohl nur am Brandenburger Tor zu haben waren. Doch diese Vehikel genügten leidlich, denn die Entfernungen waren noch nicht so riesengroß. Im Süden und im Südwesten schloß die Stadt ja ungefähr mit dem Landwehrgraben ab, und der ganze heutige Westen war nicht viel mehr als ödes Feld. Als die vornehmsten Wohnstraßen galten, abgesehen von der exklusiven oberen Wilhelmsstraße, etwa die Viktoria- und die Bendlerstraße. Das Verkehrszentrum war um die Königsstraße belegen und um die Umgebung des Schlosses, abgesehen von den Linden, und verschob sich erst später nach der Leipziger Straße. Die großen Warenhäuser fehlten ja noch gänzlich im Stadtbild, ebenso wie die gewaltigen Gebäude, die nur Geschäftszwecken dienen und heut der Mitte Berlins ein ganz bestimmtes Gepräge geben. Immerhin bestanden schon Gerson, Hertzog und Israel. Daneben aber eine stattliche Anzahl berühmter Spezialgeschäfte, die jetzt längst verschollen sind. So z. B. der große Seiden-Heese, der damals in der Alten Leipziger Straße, nahe der Kurstraße, sein Heim hatte; so Bonwitt & Littauer an der Ecke der Friedrichs- und Behrenstraße, genannt die Hölle der Ehemänner.

Wir staunten selbstverständlich die Auslagen der großen Geschäfte an. Wie bescheiden aber waren sie am Maßstab der Gegenwart gemessen! Die ganze Kunst der Schaufensterdekoration, ebenso wie die der Innenausstattung von Geschäftsräumen stak ja noch in den Kinderschuhen. Auch die abendliche Beleuchtung der Auslagen war gewiß nicht berückend, wie sich Berlin überhaupt an den Abenden mit einem bescheidenen Halbdunkel begnügte; der wohlweise Magistrat war sparsam mit den weit aus-

Digitized by Google

einanderstehenden Gaslaternen. Aber ob die Berliner Gören von heut so hellauf jubeln können, wie wir vor Weihnachten damals etwa angesichts der Schaufenster von Söhlke in der Markgrafenstraße, dem berühmtesten, ja noch jetzt bestehenden Spielwarengeschäft, jubelten, ist mir doch zweifelhaft. Und nun erst der herrliche Weihnachtsmarkt auf dem Schloßplatz, wo zwischen den Hunderten von kleinen Buden solch unvergleichlich süßer Duft wehte von Pfefferkuchen und gebackenem Schmalz und wo alt und jung harmlos vergnügt herumtollte mit dem Hampelmann in der Rechten und der Waldteufel-Knarre in der Linken. Wo es noch die spezifisch Berliner, scheußlich schönen Weihnachtspyramiden zu kaufen gab, die man schon auf alten Chodowieckischen Blättern bewundern kann. —

Ja, man war bescheiden. Auch unsere „hochmoderne, herrschaftliche" Wohnung war es. Es war zwar eine Eckwohnung, und sie hatte daher nicht das berüchtigte „Berliner" Zimmer, in das nicht Licht noch Luft hineinkam. Aber es gab noch keine Wasserleitung, jeder Eimer Wasser mußte vom Hofe heraufgeschleppt werden. Es gab noch keine Kanalisation, und eine gewisse Angelegenheit war so primitiv, daß sie heute in Buxtehude als unhygienisch polizeilich gesperrt werden würde. Natürlich gab es auch kein Badezimmer. Das Schrecklichste aber war der Hängeboden, auf dem die Dienstmädchen schliefen: eine niedrige Spelunke unmittelbar an der Küche, ohne Licht und Luft, zu der die armen Würmer nur gelangen konnten, indem sie eine Leiter anlegten. Aber niemand nahm daran Anstoß, man kannte es nicht besser — und alles im Leben ist relativ.

Durch Vater, der infolge seiner ewig wechselnden geschäftlichen Beziehungen viel mit Fremden in Berührung kam und dem es Vergnügen machte, dann und wann seinen Ältesten in dem eleganten Mietswagen mitzunehmen, den er sich fast jeden Vormittag kommen ließ, lernte ich eigentlich zu früh für meine Jahre auch die damals ersten Hotels der Stadt und die ersten Restaurants kennen. Berlin sollte sich, hörten wir oft, durch vortreffliche Hotels auszeichnen. Das entsprach wohl auch der Wahrheit — nur darf man wieder den Maßstab der Gegenwart nicht anlegen. Merkwürdigerweise hat eigentlich keines der altberühmten Häuser unsere Zeit erreicht. Eingegangen sind die Hotels d'Angleterre und de Russie am Schinkelplatz, eingegangen die Hotels Sankt Petersburg, du Nord, Meinhart Unter den Linden; am längsten hielt sich noch das Mühlingsche Hotel de Rome, Ecke der Linden und Charlottenstraße, das vom Hofe besonders bevorzugt wurde. Der Kuriosität halber sei erwähnt, daß die Sage ging, der alte König hätte sich jedesmal, wenn er baden wollte, aus dem Hotel de Rome eine Badewanne herüberholen lassen — es wird sicher eine Sage sein, aber sie ist bezeichnend für die Sitten der Zeit. Übrigens war das Hotel de Rome der erste Berliner Gasthof, der einen Aufzug einführte: Anfang der siebziger Jahre erst, wenn ich mich recht erinnere.

Besser als die alten Hotels haben die größeren Restaurants den Wandel der Zeiten überstanden: Borchard und Ewest, dann Hiller, Unter den Linden, dessen Eröffnung ein Ereignis war. Ganz Berlin staunte über den entfalteten Luxus und schüttelte den Kopf, daß der kleine, ehemalige Oberkellner von Ewest ein Lokal dieser Art zu eröffnen wagte. Sehr beliebt, besonders als Stammkneipe der Schauspieler, war damals schon Lutter & Wegener, dann Habel, wo vormittags am Stammtisch eine Gruppe höherer Offiziere „Rangliste machte". Nicht lange vor 1870 tat dann Rudolph Dressel, ehemals Oberkellner bei Klette in der Karlstraße, sein Lokälchen an der Ecke der Linden und der Neustädterkirchstraße auf, wo vorher, wenn ich mich recht erinnere, eine schöne Polin, Fräulein Czibulka, eine fidele Weinstube gehalten hatte. Rudolph Dressel, ein den älteren Berlinern unvergeßliches Original, wirklich ein „lieber Kerl", wußte sich bald einen festen Kreis von Stammgästen, Literaten, Schauspielern, Börsenleuten, aber auch Offizieren, für die er eine besondere Vorliebe hatte, zu gewinnen. Das eigentliche Geschäft lag im Erdgeschoß; darunter aber befanden sich einige „Katakomben", Keller séparés, in denen sich die Lebewelt reichlich austobte. Erst später wurde Dressel „feiner" Das „echte" bayrische Bier hatte seinen Siegeszug noch nicht angetreten. Der schon genannte Klette in der Karlstraße verschenkte es, dann, wohl etwas später, Olbrich in der Friedrichsstraße, der „Schwere Wagner" in der Behrenstraße. Legion waren die Weißbierstuben, unter denen der große Clausing und der nicht minder berühmte Haase an der Spitze marschierten.

Uns Jungens interessierten freilich am meisten die Konditoreien, die übrigens auch für die Erwachsenen eine ganz andere Rolle spielten als heute, wo das damals ganz unbekannte Wiener Café sie mehr oder minder verdrängt hat. Die berühmtesten, Sparganapani und Stehely, in der Charlottenstraße und Unter den Linden, damals der Sitz der Zeitungstiger, sind verschwunden; Josty, der ehedem an der Schloßfreiheit hauste, wo sich heut das Denkmal Kaiser Wilhelms erhebt, hat mit seiner Verlegung nach dem Potsdamer Platz seinen Charakter verändert, ebenso wie neuerdings Schilling und Kranzler. Eingegangen bist auch du, mein geliebter Voß in der Anhaltstraße, wo ich so manche langweilige Schulstunde schwänzte, und du warst doch durch ganz Berlin bekannt ob der größten Tasse Schokolade und des mächtigsten Windbeutels! Solch eine Tasse Schokolade mit einer ganzen Zipfelmütze Schlagsahne darauf für zwei gute Groschen — wo gibt es die heute noch?

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Napoleons Kampf gegen England im Lichte der Gegenwart

Von Prof. Dr. Max Lenz

Daß der alte Ben Akiba mit seinem Satze, alles sei schon dagewesen, unrecht hatte, ist selbst nichts Neues mehr. Jede Seite der Geschichte widerlegt ihn, vor allem das neueste Kapitel, das die Muse mit dem ehernen Griffel heute in die Annalen der Menschheit einträgt: Ungeheures, Ungesehenes begibt sich vor unseren Augen; eine Zeit der Zeichen und der Wunder ist über uns gekommen. Weit eher könnten wir dem Urteil zustimmen, das einst Heinrich von Sybel dem vielzitierten Worte des weisen Rabbi entgegengehalten hat: daß hier auf Erden nichts sich wiederhole. Gewiß noch seltener als etwa eine Schachpartie in jedem ihrer Züge, in allen ihren Kombinationen wiederkehren wird.

Dennoch lassen sich tatsächlich in dem Gewoge der Zeiten, wie unablässig alles darin durcheinanderströmen und ewig sich verschieben mag, gewisse Analogien wahrnehmen, Konstanten, welche, was auch Zufall und Notwendigkeit, Persönliches und Allgemeines ab- oder hinzutun mögen, immer wieder auftauchen, weil sie in dem Gefüge der Staaten und der Nationen, deren Kampf die Geschichte erfüllt, selbst beschlossen, mit ihrem Sein und Wesen und fast noch mehr mit ihrer Lage, ihrem Verhältnis zur Umwelt verbunden und verwachsen sind. So ist Rußlands Geschichte seit zwei Jahrhunderten durch den Drang nach den Meerengen bestimmt worden: wer sie ihm verschaffen, ja nur nicht verhindern wird, daß es dorthin gelange, wird sein Freund sein; wer ihm hier entgegentritt, mag er auch selbst nach dem Besitz nicht streben, wird (wir erfahren es heute) die ungefüge Wucht des russischen Kolosses von dem eigenen Leibe abwälzen müssen. Über die Herrschaft in der Ostsee würden die Russen viel eher mit sich reden lassen; und auch der Ausgang nach dem Persischen Meerbusen, den ihnen trotz aller Freundschaft England bis heute versagt, liegt ihnen nicht so sehr am Herzen als Bosporus und Dardanellen, die für sie immer das Hauptstück des Testamentes Peters des Großen geblieben sind. Auch Frankreichs Ehrgeiz war Jahrhunderte hindurch auf die Beherrschung des Mittelmeers gerichtet; gerade das Ostbecken war sein Ziel schon in Zeiten, wo die Russen noch nicht einmal im Schwarzen Meer sich blicken ließen. „Gesta Dei per Francos“ heißen mit Recht in der Überlieferung des Mittelalters die Kreuzzüge, denn vor allem französische Kraft wurde in ihnen eingesetzt. Ägypten und Tunis, Cypern und Jerusalem, Byzanz und Morea und die griechische Inselwelt waren vorübergehend im Besitz seiner Könige oder seines hohen Adels. Die Kämpfe, welche Frankreich damals mit England führte, spielten sich in Flandern und Brabant und in seinen Westprovinzen von der Schelde bis zur Bidassoa ab; an den Kreuzzügen nahmen die Engländer, wenn wir von der Abenteurerfahrt Richard Löwenherz' absehen, kaum Anteil; erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts traten sie wieder im Mittelmeer auf, und die Holländer waren es, die sie dorthin zogen. Vierzig Jahre später war der Kampf zwischen ihnen und den Franzosen von neuem entbrannt, der nun beide Hemisphären umspannte und nach Ablauf eines neuen Jahrhunderts seinen Brennpunkt an den syrischen und ägyptischen Küsten fand, dort, wo die Schlüssel zur Herrschaft über den Orient lagen.

In dieser ganzen Zeit hat Frankreich mehr als einmal Fühlung mit Rußland genommen, und immer war England der gemeinsame Gegner und der Orient die Sphäre, in der jene beiden nach einer Verständigung suchten. England aber duldete, seitdem es in das Mittelmeer eingedrungen war, keine Gleichberechtigten neben sich. Es verband sich wohl einmal mit beiden Mächten, um die muhammedanische Welt, und mit Frankreich, um Rußland zu bekämpfen: aber Frankreich mußte sich erst dort, wohin es seit Jahrhunderten gestrebt hatte, für besiegt erklären, ehe England ihm seine Gunst gewährte: bei Faschoda ist es geschehen, und Marokko ward sein Lohn.

Digitized by Google

Beim Aufbruch. Gemälde von Prof. Robert von Haug

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

Heute aber — und das ist das Unerhörte, Niedageweſene — haben ſich die drei Mächte verbündet, um unſere in ihrem neuen Reich zuſammengefaßte Nation, die ſeit dem Mittelalter auf die Rolle einer Mittelmeermacht völlig verzichtet hatte, niederzuwerfen. Sollten ſie ihr Ziel erreichen, ſo würden ſie, nichts iſt gewiſſer, wieder auseinanderweichen, ſo wie jüngſt die Balkanſtaaten, nachdem ſie die Türkei zerbrochen, die Waffen gegeneinander gekehrt haben; und wenn Frankreich, wie wohl anzunehmen, auch dann noch ſich unter Englands ſtarken Arm ſchmiegen möchte, ſo würden doch die Intereſſengegenſätze zwiſchen Rußland und England, welche von Konſtantinopel her durch ganz Aſien hindurchgehen, unmittelbar wieder erwachen. Zunächſt aber folgen beide Mächte den Wegen, auf denen England ſie führt; wie zwei Gladiatoren hat es ſie vor ſich hingeſtellt, um vereinigt mit ſeinen übrigen Trabanten uns alle Glieder zu zerbrechen.

Im übrigen wiederholt auch England heute die Weisheit Ben Akibas: wenn es etwa der Welt, der mit Willen leichtgläubigen Welt da draußen, die uns mit Albion beneidet, einzureden verſucht, daß der Krieg, mit dem es uns überzog, dem Waffengange gleiche, den es vor hundert Jahren gegen Napoleon ſiegreich beendigte; und wenn es dazu die Schlagwörter der Manifeſte und Programme hervorholt, mit denen es damals die Welt übertölpelte, vom Kampf gegen Autokratie und Ariſtokratie, Militarismus und wie der Unſinn weiter lauten mag — verſtaubte Ladenhüter aus den Magazinen ſeiner Überlieferung, die von ſolchen Erdichtungen und Fälſchungen übervoll ſind; oder wenn es unſern Kaiſer mit dem Imperator vergleicht, den es, nachdem es ihn niedergerungen, an den Felſen von St. Helena ſchmiedete, und deſſen Schickſal dieſes mitleidloſeſte der Völker heute auch dem Hohenzollernkaiſer anzudrohen wagt. Und wie es damals nicht aufgehört hat, den Bürgerkrieg in der franzöſiſchen Nation zu ſchüren, wie es die Emigranten aller Parteien bei ſich aufnahm, Aufſtand und Verrat über den Kanal brachte, ja den Mordanfall ſelbſt gegen den Mann, der den Abgrund der Revolution geſchloſſen hatte und die neugeeinigte Kraft Frankreichs gegen Großbritannien zu wenden drohte, plante oder zuließ, ſo rechnete es auch jetzt, als es den Mördern zu Hilfe kam und die Barbaren gegen uns hetzte auf die innere Zerrüttung bei uns und unſern Freunden; mit dem Netz, an dem es ſo lange Jahre geknüpft hatte, wähnte es zugleich das Neſſushemd über uns zu werfen.

Jedoch ſtatt der Flammen der Zwietracht loderten von der Nordſee bis zur Adria Gluten empor, die Deutſchland und Öſterreich zuſammengeſchmiedet haben wie einen Block von Stahl. Das war die erſte große Enttäuſchung unſerer Gegner, der erſte und vielleicht größeſte Erfolg, den wir davongetragen haben; denn er wird, will's Gott, uns nicht nur die Bürde des Krieges tragen helfen, ſondern auch die Grundlage bilden, auf der ſich unſer Leben, unſere Macht im Frieden auferbauen wird. Schon haben wir das Netz zerriſſen und uns nach drei Fronten Luft gemacht. Freilich wiſſen wir, daß uns noch ein ſchweres Stück Arbeit bevorſteht. Denn nur, wenn wir unſere Gegner auf dem Feſtlande niedergekämpft haben, werden wir dem ſtärkſten von allen, dem Anſtifter des Ganzen, auf den Leib fallen können.

* * *

Hierin liegt nun in der Tat eine überraſchende Analogie zu dem Schickſal Napoleons in ſeinem Kampfe mit England. Auch Napoleon konnte, ſolange England unbezwungen war und jeden Friedensſchluß ablehnte, ſeine kontinentalen Feinde nicht in ſeinem Rücken laſſen. Er mußte ſie unſchädlich machen, ſei es durch Entwaffnung oder durch Vernichtung, oder auch indem er ſie in ein Bündnis aufnahm, deſſen Leitung feſt in ſeiner Hand lag. Sie konnten ſich ſeine Freunde nennen, Königs- und Herzogskronen, Provinzen und Dotationen aus ſeinen Händen empfangen — aber ſie mußten ihm folgen; jede Abweichung von ſeiner Politik bedrohte er mit dem Verluſt ihrer Exiſtenz; kein Wille durfte auf dem Feſtlande herrſchen neben dem ſeinen.

Gerade dies aber, die Notwendigkeit, den Zwang der Lage, unter dem wir (jedermann ſieht es) ſtehen, hat die Nachwelt bei Napoleon geleugnet. Willkür ſei ſeine Politik geweſen, Eroberungsgier ſein Weſen: ein moderner Dſchingiskhan, gleich einem Dämon aus dem Abgrund,

Digitized by Google

sei er über die Erde dahingefahren, nur um die Trümmer der Nationen zum Schemel seiner Füße zu machen. Also, muß man folgern, war England im Recht, wenn es diese „Eroberungsbestie“ abwehrte und endlich niederzwang, waren die Briten wirklich Führer der Völker im Kampf um die Freiheit.

Wer so urteilt, übersieht ganz, daß der Krieg Frankreichs gegen Großbritannien, als Napoleon in ihn eintrat, schon in hellen Flammen stand; und daß nicht die französische Republik, sondern England ihn begonnen hatte. Als die Franzosen Belgien erobert, Ostende und Antwerpen in Besitz genommen hatten, da traten die Engländer dem Bunde der Festlandsmächte gegen die Revolution bei — so wie heute unser Einmarsch in Belgien für sie der Vorwand zu ihrer Kriegserklärung gegen uns geworden ist. Sie hatten bereits Toulon im Besitz und waren, mit allen inneren Gegnern der Pariser Schreckensregierung verbündet, im Begriff, den Süden Frankreichs von der Republik loszureißen, als Napoleon sein erstes Kommando gegen den Feind der Nation erhielt. Wo er es dann immer führte, stets hatte er die Engländer zu Gegnern: an Italiens Küsten wie in Korfu und Malta, in Ägypten und in Syrien vor Akkon. Der Friede von Amiens schien das Ringen beendigen zu sollen. Aber wahrlich, nicht Napoleon war es, der zwölf Monate später den Frieden brach, den neuen Krieg heraufbeschwor: England, das Malta hätte herausgeben müssen samt den geraubten Kolonien Frankreichs und seiner Verbündeten, wollte keinen Frieden, der die schon auf dem Festlande überstarke Macht auch jenseits des Meeres zu erneuter Blüte bringen mußte. Und so kam es zu der dritten und weiterhin zur vierten Koalition, unter deren Wucht die Macht des Imperators, die zehn Jahre lang das Festland überschattet hatte, endlich zusammenbrach.

Vergessen wir aber nicht, daß Napoleon und Frankreich in allen diesen Jahren niemals ohne Alliierte waren. Von dem Augenblick ab, wo das Waffenglück sich auf die Seite der zunächst allseitig bedrängten Republik wandte, waren sie da: Spanien und die machthungrigen Dynastien des südlichen und westlichen Deutschlands, italienische Parteien und polnische Insurgenten, Dänen und Schweden, und einen Moment, so schien es fast, auch der türkische Sultan und der Schah von Persien. Fielen die einen ab, so kamen die andern; und ganz verlassen blieb Napoleon auch dann nicht, als seit Moskau die Woge des Unheils hoch und höher schwellend über ihn hindrang: die Polen hielten bei ihm aus, erst bei Leipzig kam ihr General ums Leben, dem im Siege die Krone eines neuen Polen zugefallen wäre; und noch während des Endkampfes auf Frankreichs Schlachtfeldern standen die Italiener unter dem Stiefsohn des Kaisers, Eugen Beauharnais, gegen die Österreicher im Felde. Alle diese Alliierten aber wurden durch eigene Interessen an die Seite des Kaisers geführt; daß sie seine Politik mitmachen mußten und in Wirklichkeit ebensogut seine Gefolgsleute waren wie etwa der König von Preußen und der Kaiser von Österreich, die er ja zuzeiten auch seine Alliierten nannte, oder die eigenen Brüder und der Papst, den er zu seiner Krönung in Reims herbeizog, daß sie dem Bunde selbst gar nicht hatten ausweichen können, spricht nicht dagegen. Napoleon selbst mußte es, wollte er Ruhe auf dem Festlande für den Kampf gegen England haben, weit lieber sein, Freunde an ihnen zu gewinnen statt Knechte; sowie es sein allerstärkstes Interesse war, die Franzosen mit ihrem Herzen an sich zu fesseln: alle die Jahre daher und bis an sein Ende hat er betont und beteuert, daß er immer der Vertreter der „großen Nation“ habe sein wollen, daß Frankreichs Herz in ihm schlage und seine Politik die Frankreichs sei. Wie die Fürsten, so aber auch ihre Völker oder besser gesagt ihre Untertanen — denn von einem Eigenleben, einer Politik ihrer Regierungen gemäß dem Willen ihrer Nationen war in diesen Zeiten ja noch kaum die Rede. Wo auf dem Festlande ein nationaler Wille erwachte, war er zunächst eher auf Napoleons Seite zu finden, statt bei seinen Feinden; so eben in Italien und in Polen, wie beschränkt auch immer selbst hier der Kreis seiner Träger sein mochte. In Deutschland, im alten Reich, das damals zugleich ein Reich der Denker und der Dichter war, wurden ihm anfangs nur Sympathien entgegengebracht. Und nicht bloß in den Jahren, als alle Welt in ihm den Friedebringer

Digitized by Google

verehrte, als Beethoven ihm die Eroica widmete und Jean Paul in ihm den Herakles sah, der den Ölbaum pflanze, sondern auch dann noch, als er schon die Krone Frankreichs trug und das Deutsche Reich unter den von ihm geführten Schlägen zusammengestürzt war. In dieser Zeit erschien er Hegel, fast möchte man sagen in mystischer Gestalt, als der Vollstrecker des Schicksals, die Verkörperung des Weltgeistes; niemals hat der Philosoph, der dann in dem Preußen Altensteins und Friedrich Wilhelms III. den Wohnsitz des vernünftigen Geistes erkennen wollte, diese Eindrücke vergessen; der französische Imperator ist ihm, wie Goethe, immer eine nach ihrem eigenen Maß zu berechnende Machterscheinung geblieben. Auch darf man gewiß nicht sagen, daß Napoleon nur im Zerstören groß war. Hat er vernichtet, so hat er doch auch geschaffen. Es lohnte sich schon, sein Diener zu sein. Von den Kronen, auf denen heute unser Reich ruht, hat er eine Reihe, und nicht die geringsten, gegründet; und wenn er das alte Reich zusammenschlug und mit seinen Spolien die neuen Herrscher, die doch alle von altem Fürstenstamme waren, ausstattete, so tat er damit, was wirklich das historisch Notwendige war, das, was die Nation, wollte sie erwachen, erdulden mußte. Mag es paradox klingen, es ist dennoch volle Wahrheit: daß unter den Baumeistern, die an den Fundamenten unseres neuen Reiches gearbeitet haben, der Eroberer, der Fremdherrscher nicht an letzter Stelle steht. Und was für Deutschland, gilt auch für andere Nationen: unvertilgbar sind in dem Aufbau der meisten unter ihnen, von Madrid bis Stockholm, die Spuren seines Daseins geblieben.

An England freilich kam er nicht heran. Vielmehr, je erbitterter der Kampf, je umfassender die Koalitionen wurden, die Napoleon gegen das meerbeherrschende Land heranführte, um so fester nahm es sich in sich zusammen, um so mehr traten die inneren Gegensätze, die gewiß auch in Großbritannien nicht fehlten und in der Revolution heiß aufgeflammt waren, vor der einen, größten Aufgabe zurück: Altenglands Meeresherrschaft gegenüber dem Beherrscher des Festlandes durchzusetzen. Und dem entsprach die Beurteilung, die Napoleon in England gefunden hat. Niemals hat sie hier geschwankt; oder es sind ganz vereinzelte, abseits der großen nationalen Strömungen stehende Stimmen gewesen, die dem Titanen gerecht zu werden versuchten. Die Historie ist, soweit sie englisch oder unter englischem Einfluß geschrieben ist, die Widerspiegelung des Kampfes selbst geworden und der Leidenschaften, die er entflammte.

Nun aber wurde der französische Cäsar auch unser Gegner. Je länger sein Kampf gegen England währte, um so härter wurde das Joch, das sich auf die Schultern seiner Freunde, seiner Vasallen, seiner Knechte — denn das waren die Stufenfolgen — legte. Um so unerträglicher die wirtschaftliche Not und der Blutzoll, den jeder zahlen mußte, der seinem „System", seiner Politik dienstbar geworden war. Und so spiegelte auch unsere Überlieferung die Züge wider, die das Bild Napoleons bei seinen englischen Gegnern angenommen hatte, und wiederholten unsere Historiker alle Schlagworte von dem Kampf für die Freiheit der Völker, mit denen Albion den Krieg um die universale Hegemonie geführt hatte. Haben sie doch sogar die unwürdige Behandlung, die ein Hudson Lowe dem gefangenen Kaiser zuteil werden ließ, zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen gesucht. Fürwahr, niemals hat sich das englische Sprichwort, daß nichts so erfolgreich sei wie der Erfolg, besser bewährt.

⁂ ⁂ ⁂

Unter dem Lichte der Gegenwart aber werden die wahren Linien der Entwicklung wieder sichtbar: und so bestätigt es sich, daß der beste Lehrmeister für die historische Erkenntnis die fortschreitende Geschichte, das Erlebnis selbst ist; daß von der Gegenwart her die Vergangenheit erhellt wird, weil jene eben nur ein Stück der allgemeinen Entwicklung, ein Glied in einer Kette analoger, eng verbundener, innerlich verwandter Vorgänge ist. Heute kann gar nicht mehr die Frage wiederholt werden, die vor fünfzig Jahren Heinrich von Sybel stellte, was denn Napoleon zu seinem Zuge nach Ägypten, seinen indischen Plänen anders habe bestimmen können als die glühende Begierde eines ganz persönlichen, von Frankreich losgelösten, ideenlosen Ehrgeizes; denn wir sehen ja, daß wir niemals zu unserem Ziel, die Alleinherr-

Digitized by Google

schaft Englands auf den Ozeanen zu zerbrechen, gelangen, ja auch nur die Wiederkehr der Koalition, die uns seit Jahren den Atem raubte und uns heute mit Vernichtung bedroht, verhindern können, wenn nicht Ägypten aus der Kette, die es um zwei Weltteile geschlagen hat, herausgelöst wird, und daß erst die Befreiung Indiens der Stoß in das Herz seiner Macht sein würde. Aber auch schon vor unserm Kriege hätte wohl einer objektiven und universell orientierten Geschichtsbetrachtung allgemeiner, als es geschehen ist, die Notwendigkeit für Napoleon klar werden dürfen, den Kampf gegen England an Ägyptens und Syriens Küsten zu führen und unter Umständen auch den Marsch nach Indien nicht zu scheuen. Denn gerade in Indien hatten Engländer und Franzosen bis an die Schwelle der großen Revolution hin miteinander gerungen; und daß, wer im Orient Herr sein will, Ägypten beherrschen muß, lehrt die Weltgeschichte bis zurück zu den assyrischen Königen und war seit Jahrhunderten, seit König Ludwigs des Heiligen Angriff auf Damiette, das Ziel des französischen Ehrgeizes gewesen.

Die Zeit der Kreuzzüge ist freilich lange vorüber: aber mit den Beherrschern des alten Byzanz hat noch die alte Krone Frankreichs, schon im 16. Jahrhundert, rege Beziehungen gepflegt, und immer waren es die Mittelmeerinteressen, die sie, damals im Kampfe mit Spanien, das Italien beherrschte, verfocht. Und wenn zu jener Zeit ihr Freundschaftsverhältnis zu der Macht der Ungläubigen, die nun in der Stadt Kaiser Konstantins geboten, in der Christenheit noch Anstoß erregen mochte und manche fromme Seele, zumal im Deutschen Reich, sich vor diesem Bunde bekreuzte, so waren im Jahrhundert darauf, als England an die Stelle Spaniens getreten war, solche Sentimentalitäten nicht mehr üblich, weder in dem einen noch in dem andern Lager der christlichen Konfessionen. Also tat Napoleon, wenn er Talleyrand nach Konstantinopel schickte oder mit Sprüchen des Korans die Muselmanen Ägyptens für sich zu gewinnen trachtete, nichts anderes, als was im Sinne der Zeiten lag und worin ihm schon die alten Könige vorangegangen waren. Und wenn die Hoffnung, den Sultan zu gewinnen, ihn täuschte, so macht auch das der Anblick der unmittelbaren Gegenwart, das was wir hoffen oder fürchten müssen, wohl verständlich; denn der Sieg unserer und Österreichs Heere in Polen und Galizien, auf den wir rechnen, wird die Türkei von der Pressung, unter der die russische und die englische Flotte sie noch vom Schwarzen wie vom Ägäischen Meere aus halten, wie wir hoffen, erlösen und vollends zu uns hinüberführen; während unsere Niederlage ihre Freundschaftsgefühle für uns vielleicht dämpfen würde.

Solche Analogien ließen sich über den Schauplatz aller unserer Kämpfe und der Politik hin noch in Fülle aufstellen. Jedoch wird das Gesagte genügen. Alles bestätigt, daß Napoleons Krieg gegen England nur eine Phase war in einem Kampf, der, unter dem Horizont der Weltgeschichte gesehen, Jahrtausende umfaßt, aber auch nur auf England und Frankreich bezogen schon als das Glied einer Kette erscheint, welche durch volle zwei Jahrhunderte sich hinzieht. Napoleon hatte ihn von der Revolution, und diese ihn von der alten Monarchie geerbt; und wenn auch der Zwiespalt nach dem Zusammenbruch des ersten französischen Kaiserreichs zurücktrat und sogar (wie es übrigens auch im 18. Jahrhundert einmal geschehen) zuweilen einem freundschaftlichen Verhältnis Platz machte, so blieb er doch unter der Decke immer da und ist erst seit Faschoda abgestorben. Begonnen hat er im Jahre der englischen Revolution, welche die Engländer die glorreiche nennen — mit Recht, denn sie schuf die Grundlagen ihrer Größe, sie erschloß ihnen den Eintritt in die „ozeanische“ Epoche ihrer Geschichte. Aber auch das alte Frankreich hatte den Kampf nur wieder geerbt, von Holland, das der neue, der unblutige „Wilhelm der Eroberer“ als Morgengabe gleichsam der neuen parlamentarischen Krone Großbritanniens mitbrachte, und das fortan, nach Friedrichs des Großen bekanntem Wort, in Englands Kielwasser fuhr, wie ein Boot am Schlepptau eines Linienschiffes. Die französische Monarchie verblutete sich in diesem Kampf; von allen Ursachen der großen Revolution, in der sie unterging, ist keine wirksamer geworden, als ihre durch ein volles Jahrhundert sich hinziehenden Niederlagen gegen England; so schwach war die

Digitized by Google

alte Krone schließlich geworden, so ohnmächtig gegenüber allen Aufgaben, die ihr Frankreichs Politik, das Wesen und Wollen der Nation stellten, als deren Hüter sie seit Jahrhunderten gegolten hatte und emporgekommen war, daß sie am Ende, um sich vor den inneren Feinden zu retten und ihre Prärogative gegenüber dem eigenen Volke zu behaupten, im tiefsten Geheim mit dem Erbfeinde der Nation zu traktieren begann: sie hat die Abtretung der westindischen Inseln, um die soviel französisches Blut geflossen war, dem Londoner Kabinett versprochen, nur um Englands Neutralität in ihrem Kampf gegen die Revolution zu erlangen! Die Republik dagegen nahm die Sache Frankreichs wieder auf; keine bessere Rechtfertigung vor der Geschichte und dem Genius der Nation hätte sie finden können: aber ihre Kraft, durch die von ihr selbst entfesselten zerstörenden Kräfte tausendfach gehemmt, vermochte nur auf dem Festlande sich ihrer Feinde zu erwehren; auf dem Meere wurden ihre Rüstungen zerstört, ihre Schiffe weggefegt, und weder jenseits der Grenze noch in Frankreich selbst vermochte sie den Boden so zu befestigen, wie es die Vorbedingung für einen Angriff auf das Inselreich war. Wie hätte der Mann, der das Feuer der inneren Zwietracht austrat, der auch seinen wiederholten Ausbruch erstickte, der den Frieden auf dem Festland unter Frankreichs Hegemonie, so oft er gestört war, immer wieder herstellte, dem Kampfe gegen England ausweichen, den aufgedrungenen sogleich aufgeben können! Er hätte sich selbst und das Fundament seiner Macht aufgeben müssen: er hätte den Abgrund der Revolution, kaum daß er ihn geschlossen, wieder aufgerissen, Frankreich den Parteien, die er mit Mühe gebändigt, ausgeliefert, England den Dreizack, den es in mehr als hundertjährigem Kampf erobert hatte, überlassen und mit einem Wort sich und die Nation in dem Moment für besiegt erklären müssen, wo zum erstenmal seit Ludwig XIV. in einem nie gesehenen Maße Frankreichs Ruhm und Größe gesichert schienen.

⁂ ⁂ ⁂

Napoleon ist untergegangen, und man könnte vielleicht versucht sein, davor zu warnen, eine Politik mit napoleonischen Zielen zu verfolgen. Aber das Ziel des großen Kaisers war die Niederwerfung Englands, die Zerbrechung seiner Seedespotie, die es damals wahrlich (Malta und Kopenhagen und Antwerpen, die Raubfahrten in allen Meeren und an allen Küsten, die tausendfachen Übergriffe in die Rechte der Neutralen bezeugen es zur Genüge) in nicht geringerem Grade ausübte als heute. Und so müßten also wir ja wohl von vornherein auf ein Ziel verzichten, ohne das alle anderen Siege für uns gerade so wertlos wären wie für Napoleon die seinen, und den Preis aufgeben, der allein der Tränen und des Blutes wert ist, die der Krieg uns kostet. Ich dächte aber, solchen Besorgnissen könnte man wiederum den Unwert Ben Akibascher Weisheit entgegenhalten und den Satz, daß nichts in aller Geschichte sich wiederholt.

Denn in der Tat, soviel Analogien unser Krieg mit dem Kampf Napoleons haben mag, Identitäten zeigt er an keinem Punkte; ebensowenig wie die Persönlichkeit unseres Kaisers, die Geschichte seines Hauses und seines Volkes, die sittlichen Kräfte, die darin Leben gewannen und in diesem für uns heiligen Kriege von neuem zu wundervoller Entfaltung gekommen sind, etwas Gemeinsames haben mit dem korsischen Imperator und der Nation, die er in jenem Kampfe führte. Auf der einen Seite der Sohn der Revolution, ein Fremdling in dem Volke, das sich ihm ergab, ein Abenteurer, der durch Krieg und Aufruhr vorwärts und zur Macht emporstürmte, wilderen Laufes noch als die Bergströme seiner Heimat. Die stärkste Empfindung, die den Knaben, den Jüngling durchdrungen hatte, war der Haß gewesen gegen die Nation, die Korsikas Herrin geworden war, gegen den Staat, mit dem sein Vater, sein Geschlecht dennoch Frieden gemacht, und der ihn selbst kleidete und ernährte, für seinen Dienst erzogen und Privilegien gewährt hatte, die er sonst nur dem eigenen Adel vorbehielt. Von diesem Frankreich abzufallen war der erste Plan, den der kaum Erwachsene faßte, das erste Ziel, das Napoleon seinem Ehrgeiz steckte. Dies aber in dem Moment, als die französische Nation selbst von ihrer alten Krone abfiel. So von den Stürmen der Revolution gepackt, in ihre Wirbel gerissen, geriet der

Digitized by Google

junge Offizier in die Strömung, welche die französische Nation von der alten Monarchie ganz hinweg und neuen Lebensordnungen zuführte. Ausgestoßen mit seiner Sippe und ihrem Anhang aus dem Lande seiner Geburt, wo zunächst noch die gemäßigten Richtungen das Übergewicht behielten, mußte er seine Zuflucht in dem Lande suchen, das er als Knabe und Jüngling nur hassen gelernt hatte. Es waren die Monate der Krisis, aus der das neue Frankreich hervorging. In den Gluten, deren fürchterliche Wut mit dem Rest der Monarchisten die Anfänger und Fortführer der Revolution, die ihr vergebens Halt zu gebieten versucht hatten, verzehrten, wurden bereits die eisernen Formen der nationalen Demokratie sichtbar, auf die die Entwicklung hindrängte. Napoleon folgte dieser Richtung, die für ihn selbst wie für die Nation der Aufstieg zur Macht war. Aber er identifizierte sich nie mit einer der Parteien, die diesem Ziele zustrebten. Sein Weg ging neben ihnen her, aber am Ende desselben sah er immer nur die Macht: die Macht Frankreichs, die auch die seine war. Er blieb der Schwertträger, der Soldat: nicht ein Parteihaupt, sondern der Bändiger der Parteien. Daß er dies vermochte, daß er mit der Schärfe des Schwertes, wie die Feinde Frankreichs, so auch die Rebellen niederschlug, führte ihm das Herz seines Volkes zu. Denn er hat es besessen, jahrelang: solange der Friede währte oder doch der Sieg ihn herzustellen und zu sichern schien. Wie hätte ihm daher der Friede nicht selbst am Herzen liegen sollen! Nicht weniger als einem Cromwell, einem Wallenstein, einem Cäsar, als allen starken Männern, die je den Zwiespalt in ihrem Volke getilgt und ihm den Sieg über seine Feinde gegeben haben. Nun aber wollte es das Schicksal, daß dieser Friede nicht möglich war, daß jeder Sieg, den Napoleon errang, jeder Friede, den er schloß, neuen Kampf im Schoße trug, weil der eine Feind unbesiegt und unversöhnlich blieb, und daß, je mehr Provinzen der Kaiser Frankreich einverleibte, je mehr Vasallen er gewann, um so größer die Angriffsfläche, um so begehrlicher die Freunde und um so tiefer der Haß der Unterdrückten, um so brüchiger darum der Boden wurde, der ihn trug. Also, daß in dem Moment, da er den Gipfel erstiegen zu haben wähnen mochte, die Lawine sich löste, die den Titanen, mit wie mächtigen Armen er sich zwei-, dreimal ihr entgegenstemmen mochte, unter sich begrub.

Und ihm, dem Fremdling, dem Unbehausten gegenüber nun unser Kaiser: der Sohn eines Geschlechtes, dessen Wurzeln schon mit der Geschichte des alten Reiches eng verflochten gewesen sind, Träger einer Krone, die den Staat, der heute des neuen Deutschlands stärkster Pfeiler ist, in einer Arbeit von Jahrhunderten geschaffen, mit deutschem Wesen ganz und gar erfüllt hat. Glorreichster Erinnerungen voll ist die Geschichte dieses Staates. Aber sie alle verblassen vor dem Gedächtnis der Tage von Memel: als die Treue des Volkes dem Ahnherrn unseres Kaisers bis in die Grenzstadt seines verstümmelten Staates folgte und durch sechs Jahre drückender Not auf ihn als den berufenen Erretter schaute. Dem französischen Imperator dankte die Nation, die er zu niegesehener Größe geführt, mit Ruhmeskränzen überschüttet hatte, seine Niederlage mit Verrat und Abfall: in Preußen erhob sich das Volk unter dem Ruf „Mit Gott für König und Vaterland!“

Dieser Geist der Freiheitskriege ist in uns lebendig geblieben, ja er durchdringt heute unser Volk tiefer noch als vor hundert Jahren. Ein Wunder war es vor unseren Augen, wie die Not des Augenblickes, die Gefahr des Vaterlandes gleich einer verzehrenden Lohe alle Schlacken hinwegschmolz, allen Hader tilgte und nur das eine mächtige Empfinden übrig ließ, an die Freiheit und die Größe Deutschlands unser alles, unser letztes zu setzen.

Napoleon hat seine Kriege, seitdem er die Kaiserkrone trug, stets mit fremden Kontingenten geführt, welche die französischen Korps zuweilen überboten; noch in seinem letzten deutschen Feldzuge fochten Rheinbundstruppen, Polen und Holländer unter seinen Fahnen. Wir sind mit unsern Bundesbrüdern von Österreich-Ungarn allein gelassen. Aber wenn Napoleon in seinem Aufgebot gegen Rußland, zu dem er alle seine Vasallen von der Memel und den Karpathen bis zum Kanal und der Meerenge von Gibraltar herbeigezogen hatte, über eine halbe Million vereinigte, so haben wir

Digitized by Google

Deutsche allein soviel Millionen aufgestellt als er Hunderttausende heranführte. Und wenn heute unsere Gegner über noch größere Massen verfügen, so sind doch die sittlichen Energien, die der Kampf um unser Heiligstes in uns erweckt hat, den Geistern, die jene antreiben, der Rachgier und Raubsucht, der Lüge und Berechnung, wahrlich nicht weniger überlegen, wie der Geist unserer Heere von 1813 gegenüber dem Esprit de corps, durch den Napoleon seine Truppen zusammenhielt.

Daß wir unserer Feinde auf dem Festlande Meister werden, haben diese ersten drei Monate des Krieges gezeigt. Aber auch in dem Kampf gegen England wird es uns nicht fehlen; mögen hier die Aufgaben immerhin die gleichen sein, wie die Napoleon gestellten, so sind doch die Mittel und Wege, um sie zu lösen, andere geworden. Nicht wir sind es, die Englands wirtschaftliche Übermacht zu fürchten haben. Es selbst möchte über uns eine Kontinentalsperre verhängen. Napoleon wollte die Briten in ihrem Überfluß ersticken; und er scheiterte daran, weil jene durch ihr Übergewicht zur See an allen Küsten Freunde und Bedürftige fanden, bei den Alliierten, den Vasallen und den Untertanen Napoleons selbst, denen ihre Waren unentbehrlich waren. Heute haben wir den Engländern das Schwarze wie das Baltische Meer, die sie vor hundert Jahren, seit Nelsons Taten bei Abukir und Kopenhagen, ganz beherrschten, gesperrt und damit ihren stärksten Bundesgenossen von seinen Zufuhrstraßen für Krieg und Wirtschaft wie von jeder Ausfuhr abgeschlossen; unsere flinken Kreuzer, ungefangen bis heute, beunruhigen die Straßen ihres eigenen Handels, versenken ihre Schiffe und lassen den Donner ihrer Geschütze an den Küsten ihrer Kolonien erschallen; ihre Küste ist bedrohter als die unsrige; unsere Minen, unsere Torpedos bedrängen die Feinde in ihren Gewässern; ihre Flotte, mit der sie, wie einer ihrer Seelords prahlte, die unsrige vernichten wollten, bevor uns noch die Kriegserklärung erreichte, verkriecht sich, als ob jede Erinnerung an Abukir und Trafalgar ausgelöscht wäre, im Kanal; und das „Ausgraben", das Lord Churchill noch vor kurzem unseren Schiffen in Aussicht stellte, möchte vielleicht von uns eher bei den ihrigen in Anwendung gebracht werden, wenn das Unheil, wie sie bereits fürchten, aus den Lüften, von Frankreichs Küste und unter der See her über sie käme.

Schon hat ihre Spekulation auf unsere wirtschaftliche Ohnmacht sich als ebenso verfehlt erwiesen wie die auf unsere Zwietracht. Auch hier könnte sich am Ende das Spiel umdrehen. Wir haben kein allgemeines Moratorium nötig gehabt; mühelos nahmen wir die ungeheuren Kosten des Krieges auf unsere Schultern; noch arbeiten unsere Fabriken, geben unsere Berge ihre Schätze her; nicht wir sind es, die das Gespenst des Hungers, das schon allen unseren Festlandsgegnern seine Schreckenszüge zeigt, zu fürchten haben; und nur die Flotte ist es, die es von England selbst fern hält. Darin zeigt sich wieder der Unterschied der Zeiten: zur Zeit Napoleons blühte Englands Landwirtschaft; gerade in dem Überfluß ihres Weizens hoffte der Kaiser die Insulaner ersticken zu können. Heute würde, wer das Meer beherrschte, die Insel rascher aushungern als eine belagerte Festung. Die Kolonien sind durch diese Einengung des maritimen Kampfplatzes auf die Gewässer des Kanals, zu der unsere Gegner durch die Nähe unserer Flotte und schon unseres Landheeres gezwungen sind, auf sich selbst gestellt; ja, statt von dem Mutterlande beschützt zu werden, sind sie veranlaßt worden, diesem selbst zu Hilfe zu kommen. Werden sie auf die Dauer (mit zehn und zwanzig Jahren rechnete ja bereits die Times, während Lord Curzon sich mit zwei bis drei Weihnachtsfeiern im fremden Land begnügen will) dazu bereit sein? Zur Zeit Napoleons waren, was davon in Englands Besitz war oder was es im Kriege gewann, fast alles schwach besiedelte Küstenränder: leichte Beute und leicht zu behaupten für den, der die See beherrschte; ein paar Kastelle an den Küsten oder auf nahen Inseln genügten, sie in der Hand zu behalten. Heute sind Reiche daraus geworden, wie Kanada und Australien, die, wie sehr sie vom angelsächsischen Volkstum durchdrungen sein mögen, dennoch ein fest umgrenztes, autochthones wirtschaftliches und politisches Eigenleben besitzen, das sich keineswegs ganz in der Bahn des Mutterlandes bewegt; die Freiwilligenkorps, die sie, um ihren guten Willen zu prästieren, über das

Digitized by Google

Meer schicken mögen, fallen für die Entscheidung auf den Schlachtfeldern kaum ins Gewicht, Frankreichs schwarze Regimenter sind uns viel gefährlicher als kanadische und australische Hilfstruppen. Weit bedenklicher für unsere Gegner liegen die Verhältnisse in Südafrika, wo sie einem stammfremden europäischen Volk den Fuß auf den Nacken gesetzt haben: was wir dieser Tage daher hörten, läßt uns Gutes hoffen, trotz Bothas, des Verräters an seiner Nation.

Und darüber hinaus nun die Völker und Religionen, denen Asien und Afrika einst gehörten, und die durch England im Lauf zweier Jahrhunderte überwältigt und verdrängt wurden. Eben dadurch und in ihrem Wetteifer mit den Nationen europäischen Geblütes sind ihnen die Mittel unserer Macht vertraut und in die Hände gegeben worden. Sie wissen, wie man sie führt und was man mit ihnen gewinnen kann; sie sind lernbegierige Schüler ihrer Lehrer geworden. Aber ihre Liebe zu diesen ist darum nicht gewachsen und ihre Eigenart nicht ausgetilgt: im Gegenteil, die Kraft, die durch Europa ihnen mitgeteilt wurde, hat ihnen allen neues Kraftgefühl gegeben, das Selbstbewußtsein gestärkt, sie in ihre eigene Vergangenheit zurückgeführt und also die Hoffnung auf ein neues historisches Leben schöpfen lassen, das sie schwerlich auf immer im Gefolge Europas und seiner Völker lassen wird. Schon sehen wir, wie im äußersten Osten die eine dieser Nationen — ein nie gesehenes Schauspiel — in diesem Bürgerkriege Europas Partei ergriffen hat; und wenn sie noch an der Seite Englands und fast in einer Vasallenstellung kämpft, so gewahren wir doch schon, wie sie an der Kette zerrt und in Bereiche übergreifen möchte, wo sie nicht nur Amerika, sondern England selbst oder wenigstens seine Südseekolonisten gegen sich haben wird.

Überblicken wir dies alles, so darf der Vergleich unseres Kampfes gegen England mit dem, den Napoleon geführt hat, uns wohl zu dem Satz berechtigen, daß, wenn zwei dasselbe tun, es noch nicht dasselbe ist! Wir dürfen die Hoffnung in uns nähren, daß es noch eine Weile währen wird, ehe das Drohwort Wahrheit wird, zu dem der englische Hochmut sich bereits lange vor dem Kriege verstiegen hat: Germaniam esse delendam.

„U 9"

An Kapitänleutnant Otto Weddigen

Von

Richard Schaukal

Nun hast du deinen Helden, Taucherboot,
Du Meeresmärchen unsrer Eisenzeit!
Nicht federwallend und im Wappenkleid:
Am Sehrohr in der Tiefe bringt er Tod.

Die Riesen aber, die sein Mut bedroht,
Stehn stahlgepanzert zum Gefecht bereit,
Die Wogen huldigen ihrer Herrlichkeit,
Weit wölkt ihr Atem aus getürmtem Schlot.

Da, plötzlich, wankt ein Ragender, zerstört,
Neigt sich, und sinkt in seiner ganzen Größe;
Auch des Gefährten Rumpf erschüttern Stöße,

Die ihm das Ende künden. Gischtend teilt
Die Flut der dritte: schon hat, ungehört,
Dein sichrer Schuß ihn, Weddigen, ereilt!

Digitized by Google

Kirche in Brügge

Gemälde von Siegfried Mackowsky

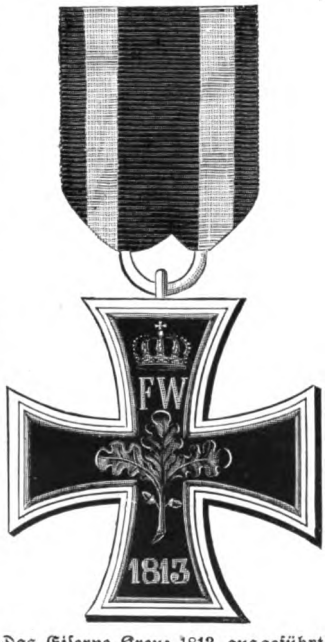
Digitized by Google

Digitized by Google

Das Eiserne Kreuz. Von * * *

Zum drittenmal schmückt das schlichte Kreuz von Eisen die Brust unserer Helden. Drei Markscheiden deutscher Geschichte kennzeichnet es: 1813, 1870, 1914. Zweimal gab es der preußische König seinem Heer; zum drittenmal rief es der deutsche Kaiser als oberster Kriegsherr des Reiches zu neuem Leben. Und schon wandeln sie unter uns, die wir daheim bleiben mußten, die Tapferen mit dem Eisernen Kreuz am schwarzweißen Bande im Knopfloch des feldgrauen Rockes, sie, die in der Heimat von ihren Wunden Heilung suchen müssen, Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten. Denn das Kreuz von Eisen kennt keinen Unterschied der Rangordnung. Und wir kennen keinen Unterschied: wir lüften ehrfurchtsvoll vor unseren mit dem Kreuz geschmückten Kriegern den Hut, gleichviel ob es ein General trägt oder ein Musketier. Wir alle fühlen und wissen es: das schöne französische Wort, das Friedrich der Große in seinen höchsten Kriegsorden setzte, das Wort Pour le mérite, gilt jetzt dem deutschesten aller Ehrenzeichen.

In schicksalsschweren Stunden, am 10. März 1813, am Geburtstag der ihm allzu früh entrissenen heißgeliebten Königin Luise, sieben Tage vor der Veröffentlichung des „Aufrufs an mein Volk“ unterzeichnete Friedrich Wilhelm III. die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes. Wochen vorher schon hatte ihn, den allezeit Bedächtigen, der Gedanke beschäftigt, mochte wohl in seiner von bangen Zweifeln erfüllten Seele zurückgedrängt worden sein und tauchte doch immer wieder auf. In Breslau war's, wohin der König sich vor der endgültigen Lossagung von Napoleon begeben hatte, um sich der drohenden Umklammerung durch die Franzosen, die Berlin noch besetzt hielten, zu entziehen. Dort durchlebte er, wie Preußen aufstand. Dort war es, wo Scharnhorst ihn ans Fenster führte und ihm die bunten jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte, wie sie sich in endlosem Zuge auf den Straßen der alten Stadt drängten. Dort ward ihm Kunde von Fichtes stolzem Wort: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg“; dort erfuhr er, daß am 20. Februar schon ein Trupp Kosaken, von einigen Deutschen begleitet, in Berlin eingesprengt war, daß hier der junge Alexander von Blomberg als des deutschen Krieges erstes Opfer gefallen. Aber wie ein Alb lag das Verhältnis zu Rußland auf dem König. Schon einmal in Tilsit hatte der gute und getreue Freund, Zar Alexander, ihn verraten. Durfte man ihm jetzt trauen, ihm, dem doch nur an der Eroberung des Großherzogtums Warschau gelegen schien? Er wollte nicht zum zweitenmal ein Bündnis mit Rußland schließen ohne bindende Verpflichtung des Zaren. Die Bahn war erst frei, als am 28. Februar der Vertrag zu Kalisch geschlossen. Geschlossen in Scharnhorsts Sinn: unsere Aufgabe ist es, den Sieg zu sichern, über die Verteilung der Beute mag später entschieden werden. Wie trifft dies Wort auch heut wieder zu!



Das Eiserne Kreuz 1813, ausgeführt nach dem Entwurfe Schinkels

„In der jetzigen großen Katastrophe,“ so hebt die Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes an, „von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Moumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

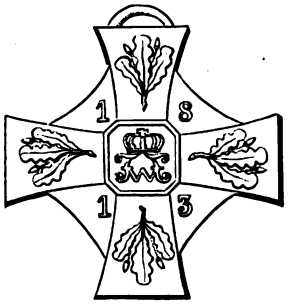
„Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit erworben wird, besonders auszuzeichnen, und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

„Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist das eiserne Kreuz von zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.“

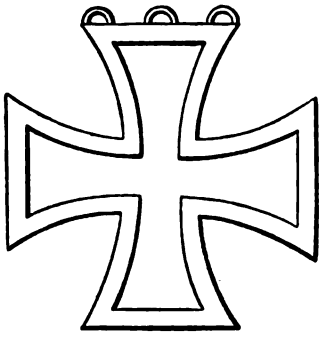
Schon ehe der König sich zu diesem Erlaß entschloß, hatte er sich mit der äußeren

Digitized by Google

Gestaltung des neuen Ehrenzeichens eingehend beschäftigt. Es ist ein Schreiben des Königs erhalten, das, ohne Datum, aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Ende Februar aufgesetzt wurde. In der kurzen Art Friedrich Wilhelms war hierin aufgemerkt: 1) Ein neuer Orden zu stiften, bloß für die Dauer dieses Krieges unter der Benennung das Eiserne Kreuz. 2) Alle andern Orden während der Dauer dieses Krieges zu suspendieren ... 6) ... das Eiserne Kreuz mit der Jahreszahl 1813 und den drei Eichenblättern — die eiserne Zeit, aus welcher nur Eisen und Standhaftigkeit retten kann, andeutend — tritt während der Dauer dieses Krieges an die Stelle der goldenen und silbernen Verdienst-Medaille ... In diesem Schriftstückist also bereits die äußere Form festgelegt: das Kreuz von Eisen mit der Jahreszahl 1813 und den drei Eichenblättern.



Der erste Entwurf zum Eisernen Kreuz 1813 in der vom Kriegsgerichtsrat Einsiedel vorgelegten Zeichnung



Schinkels erster Entwurf für eine dauerhafte Befestigung des Bandes am Kreuz II. Klasse

Mündlich wurde vom König der Kriegsrat Einsiedel mit dem Entwurf des Ordenszeichens beauftragt; am 27. Februar reichte dieser eine Zeichnung ein, die aber — und mit Recht — den Beifall des Königs nicht fand. Es scheint festzustehen, daß Friedrich Wilhelm, der eine nicht gewöhnliche Gewandtheit im Zeichnen besaß, auf einigen Blättern seine eigenen Ideen festzulegen suchte; diese wurden dann, erst am 13. März, an den Großmeister des klassischen Stils, an Karl Friedrich Schinkel, nach Berlin gesandt, zugleich mit dem oben erwähnten Schreiben des Königs, und ihm verdanken wir die letzte künstlerische Ausgestaltung des in seiner schlichten Würde so unvergleichlich schönen Ehrenzeichens. —

Auch die Stiftungsurkunde vom 10. März enthält aber bereits — also ehe Schinkel seinen Entwurf anfertigte — nähere Hinweise auf die äußere Form. Es ist in ihr bereits gesagt, daß beide Klassen ein „ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813" haben sollen. Auch wird bestimmt, daß beide Klassen an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung, wenn das Verdienst im Kampfe mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung, wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen werden sollen; die erste Klasse „hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Band mit weisser Einfassung auf der linken Brust"; „das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weisser Einfassung um den Hals getragen."

Vorderseite des Kreuzes I. Klasse 1813

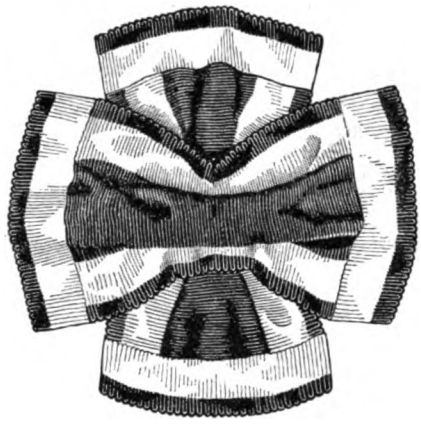
Ferner wird festgesetzt, daß die zweite Klasse durchgängig zuerst verliehen werden soll; „die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war". Das Großkreuz endlich konnte nur „für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß", desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung oder für die anhaltende Verteidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände fiel, verliehen werden.

Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen 1871

Das erste Eiserne Kreuz erhielt 1813 der Bataillonskommandeur, spätere Generalleutnant von Borcke für das Gefecht bei Lüneburg (2. April).

Digitized by Google

Die Familie von Borcke rühmt sich, nebenbei bemerkt, daher noch heute dreier „Unicas“: daß der erste in der pommerschen Geschichte urkundlich genannte Edelmann ein Borcke gewesen, nobilis Borco um das Jahr 1000; daß das Geschlecht den ersten deutschen Shakespeareübersetzer gestellt hätte (um 1750) und drittens aber, daß einer der Ihren das erste Eiserne Kreuz erworben. Der erste Arzt, der das Kreuz, übrigens am schwarzweißen Bande erhielt, war der Bataillonsarzt Kuhn, der für das Gefecht von Dannigkow (5. April) dekoriert wurde.



Seidenband in Kreuzesform. Im Jahre 1813 zuerst als Kreuz I. Klasse verwendet

Bezeichnend aber für die Dürftigkeit der damaligen Verhältnisse in Preußen ist es, daß die Dekorierten ihre Ordenszeichen so bald nicht erhalten konnten. Die Anfertigung machte nämlich große Schwierigkeiten. Die Königliche Eisengießerei goß zwar die Kreuze, in ganz Berlin gab es aber nur einen Goldschmied, Neuwerker, der eine Maschine besaß, mittels derer die silberne Fassung hergestellt werden konnte. Am 15. April waren erst vier Kreuze fertig, Anfang Mai endlich dreihundert. Auch mit dem Kreuz erster Klasse ging es nicht so, wie es der König sich gedacht hatte. Die im Statut vorgesehene auf der Brust zu tragende, kreuzweis übereinander gelegte Bandschleife mißfiel allgemein. Schließlich versuchten die Offiziere des Königlichen Hauptquartiers probeweise ein Kreuz aus einem alten Ofenblech zu schmieden, das sie lackierten und an dem an die Stelle des silbernen Randes vorläufig ein weißer Strich aus Grenadier-Putzkalk trat. Erst allmählich wurde die spätere Form und Art der Befestigung gefunden; bis Mitte April 1813 aber ist die Bandschleife getragen worden.

Eine wenig bekannte Abart des Kreuzes schuf der König nach der Schlacht von Kulm, in der neben den preußischen russische Truppen mit großer Tapferkeit gefochten hatten. Nach dem Statut, an dem Friedrich Wilhelm mit der ihm eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit festzuhalten sich verpflichtet fühlte, konnten nur ‚Untertanen‘, also Preußen, das Kreuz erhalten; es sind denn auch nur ganz wenige Ausnahmen bekannt geworden. Der König wünschte aber die Russen trotzdem auszuzeichnen, und so schuf er das aus schwarzem Blech hergestellte, sehr einfache Kulmer Kreuz, das übrigens erst 1815 mit 7131 Stück zur Verteilung gelangte. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebten noch einzelne Inhaber, und die Auszeichnung wurde in Rußland außerordentlich hoch eingeschätzt. Es war bei uns nicht anders. Ich erinnere mich, daß mein Großvater auf seinen 1813 erworbenen russischen Kriegsorden ganz besonderen Wert legte. Wir haben ja so lange, zu lange im Bann der traditionellen Russenfreundschaft gestanden.

Der Blücherstern. 1815

Es gibt aber noch eine ganz einzige Auszeichnung, die mit dem eisernen Kreuz verbunden war. Nach der glorreichen Schlacht von Belle Alliance verlieh der dankbare König nämlich dem Feldmarschall Blücher einen goldenen Brustkern, auf dessen Mitte das

Digitized by Google

Eiserne Kreuz aufgelegt war. Der denkwürdige Orden wird heute in der Berliner Ruhmeshalle aufbewahrt.

Im ganzen wurden während der drei Feldzugsjahre verliehen: 8542 Kreuze II., 635 Kreuze I. Klasse und 5 Großkreuze. Letztere erhielten Blücher für die Schlacht an der Katzbach, Bülow für die Schlacht bei Dennewitz, von Tauentzien für die Eroberung von Wittenberg und York für die Kämpfe von Laon bis Paris; endlich — wohl aus politischen Rücksichten — der Kronprinz von Schweden. Außerdem aber trat noch nach den Kriegen eine Vererbung des Kreuzes in der Form ein, daß Mannschaften und Offiziere, die zwar zum Kreuz vorgeschlagen waren, es aber nicht erhalten hatten, mit den Kreuzen verstorbener Inhaber geschmückt wurden. Hierdurch erhielten allmählich noch über 7000 Offiziere und Mannschaften das Eiserne Kreuz; erst 1839 wurde die stolze Reihe endgültig abgeschlossen. Die Erbberechtigung hat übrigens 1870 nicht wieder Anwendung gefunden.

König Friedrich Wilhelm III. wünschte die Erinnerung an das schöne Ehrenzeichen, das der Stolz aller Preußen war, auch sonst dauernd wach zu erhalten. Er verlieh es den sieggekrönten Fahnen, er befahl, es am Brandenburger Tor in Berlin anzubringen (Schinkel, der diesen Auftrag erhielt, fand erst nach mancherlei Erwägungen den glücklichen Ausweg, den Stab, den die Siegesgöttin hält, mit einem von einem Lorbeerkranz umschlossenen Kreuz zu schmücken); in die Wappen der neuen Fürsten Hardenberg und Blücher wurde es aufgenommen. Vor allem aber bekam es seinen Platz auf den Gedächtnistafeln, die in den Kirchen die Namen der im Befreiungskampf gefallenen Krieger verewigen. Später, 1841, durch Friedrich Wilhelm IV., wurde eine Stiftung für die Senioren des Eisernen Kreuzes begründet, die den ältesten Inhabern einen Ehrensold gewährte; König Wilhelm hat diesen Ehrensold auf alle noch lebenden Inhaber ausgedehnt, und zwar am fünfzigsten Jahrestag der Begründung des Kreuzes, am 10. März 1863, wo er noch gegen achtzehnhundert der Veteranen um sich versammeln konnte.

⁂ ⁂ ⁂

Am Geburtstag der Königin Luise war das Eiserne Kreuz gestiftet worden. Am Todestag der geliebten Mutter, im Jahre 1870, rief es König Wilhelm neu ins Leben. Vier Tage vorher war er aus Bad Ems heimgekehrt, die Mobilmachung des norddeutschen Heeres war bereits im Gange. Am 19. Juli hatte der König den Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnet, war dann unmittelbar aus dem Schloß nach dem Mausoleum in Charlottenburg, wo seine Eltern ruhten, gefahren, hatte ganz allein, ohne Gefolge, an den Sarkophagen gestanden. Nach seiner Rückkehr fand er die Kriegserklärung Frankreichs vor.

Eisernes Kreuz in der Spitze der Fahnen und Standarten. Nach den Freiheitskriegen an Truppenteile verliehen, die vor dem Feinde gestanden hatten

Am gleichen Tage richtete er einen Erlaß an das Staatsministerium:

„Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten Unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder daheim, in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des theuren Vaterlandes, erworben wird."

Die übrigen Bestimmungen des Erlasses schließen sich eng an die der ursprünglichen Stiftung an. Nur wird bereits festgelegt, daß das Kreuz auf der glatten Vorderseite das W mit der Krone und darunter

Digitized by Google

die Jahreszahl 1870 tragen solle, und der König behielt sich vor, neben dem Kreuz während des Feldzugs auch noch die übrigen preußischen Kriegsorden zu verleihen. In dem vom Staatsministerium gegengezeichneten Statut ist dann übrigens die letztere Bestimmung in Fortfall gekommen.

Kreuz I. Klasse 1870

Wie sein Vater, trug auch König Wilhelm für die äußere Form des Ordenszeichens persönliche Sorge. Am 22. Juli übergab er dem Generaladjutanten v. Treskow eine eigenhändige Zeichnung und einen Zettel — der greise Herr war bekanntlich mit dem Papier sehr sparsam —, auf dem die Worte standen: „Die Zeichnung zum Avers des neuen Eisernen Kreuzes denke ich mir so — schnell eine Probe vorzulegen.“ Es wurden sofort zwei Modelle angefertigt, von denen das eine sich ganz an die königliche Vorlage hielt, das zweite dagegen wieder die drei Eichenblätter des Kreuzes von 1813 zeigte. Der König entschied sich für das erstere. Diesmal ging es in dem mächtig gewachsenen Berlin mit der Ausführung schneller, als in den dürftigen Zeiten von 1813. Schon am 30., am Tage vor der Abreise des Königs zum Heere, konnte ihm eine Probe vorgelegt werden, bald darauf ging die erste Sendung an das Große Hauptquartier ab. Die ersten Verleihungen erfolgten bereits von Mainz aus, und zwar erhielt das erste Kreuz der Kronprinz für die Siege von Weißenburg und Wörth. Und wenn auch der König von Preußen das Kreuz begründet, so wurden die tapferen Bayern gleich bei Beginn des Feldzugs vom obersten Kriegsherrn verdienter Maßen bedacht.

Wir Alten, die wir 1870/71 miterlebten, wir erinnern uns deutlich, mit welcher Begeisterung die Erneuerung des Siegerschmuckes der Väter begrüßt wurde. Wir erinnern uns, die wir draußen im Felde standen, der unvergeßlichen Augenblicke, in denen die Bataillone sich zum Karree zusammenschlossen, die Glücklichen, denen das Kreuz von Eisen zuteil werden sollte, vor die Front gezogen wurden, wie der Oberst ihnen das herrliche Ehrenzeichen anheftete. Wir erinnern uns der leuchtenden Augen der Dekorierten — wir erinnern uns auch, wie die Verwundeten in den Lazaretten beglückt waren, wenn ihnen das Kreuz auf ihr Schmerzenslager gelegt wurde. Oft genug hat der König, der Kaiser im prunkvollen Königsschloß zu Versailles mit seinem milden, herzlichen Trost einem Schwerblessierten auch das schönste Ehrenzeichen, das er vergeben konnte, selbst gebracht.

Nur noch drei Ritter des Eisernen Kreuzes aus den Befreiungskriegen gab es 1870 im Heere, wenn ich recht unterrichtet bin: der König selbst, den 1814 der Vater für mannhaftes Verhalten in der Schlacht von Bar sur Aube eigenhändig dekoriert hatte, der General Vogel v. Falkenstein und der General v. Steinmetz; dem letzten wurde für Spichern das erste überhaupt vergebene Kreuz erster Klasse zu dem zweiter Klasse verliehen. Die Zahl der im großen Kriege erworbenen Kreuze war anscheinend groß. Wenn man aber die so ganz verschiedene Stärke der Heere von 1813/15 und 1870/71 in Betracht zieht, ergibt sich doch eine fast gleiche Prozentzahl. Es wurden im ganzen mit dem Kreuz erster Klasse 1318, mit dem Kreuz zweiter Klasse 43243 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften dekoriert; 4013 Kreuze zweiter Klasse am weißen Bande sind zuerkannt worden. Das Großkreuz erhielten: der Kronprinz von Preußen, der Kronprinz von Sachsen, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, die Generale v. Moltke, v. Manteuffel, v. Goeben, v. Werder. Auch legte bisweilen der Kaiser bei größeren Feierlichkeiten zu Ehren des Heeres das Großkreuz an. Es hatte aber, bezeichnenderweise, erst besonderer Bitte des Kronprinzen bedurft, ihn dazu zu bewegen.

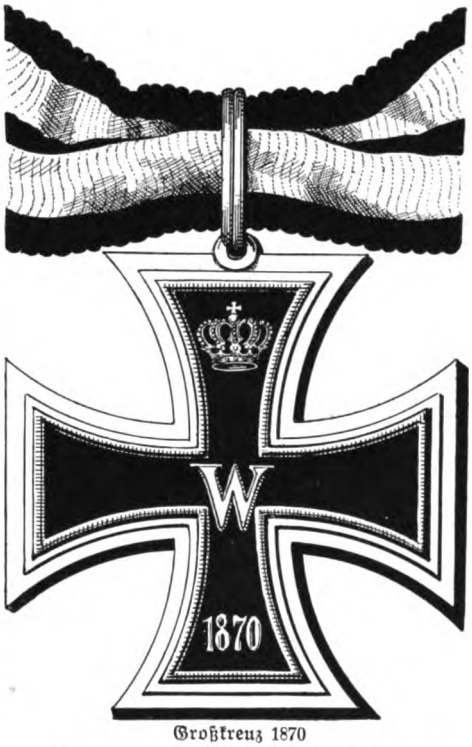
Das Kreuz am weißen Bande! Richtiger am weißen, schwarzgeränderten Bande! In dem Befreiungskriege ist es sehr spärlich verteilt worden. Zunächst erhielten es nur der Kanzler Fürst Hardenberg und der Staatsminister Freiherr v. Humboldt, dann, erst 1814, 374 sehr sorgfältig ausgewählte Männer. Es gab damals noch keine Genfer Konvention; so wurden die Truppenärzte fast ausnahmslos mit dem Kreuz am schwarzweißen Bande dekoriert.

Im Feldzug 1870 dagegen sind die Ärzte in der Regel mit dem Kreuz am weißschwarzen Bande geschmückt worden, erhielten aber gewissermaßen zum Ausgleich die Erinnerungsmedaille für Kombattanten. Auch die hohen

Kreuz II. Klasse 1870

Digitized by Google

Staatsbeamten wurden mit dem Kreuz am weißschwarzen Bande dekoriert — mit einer Ausnahme, der Bismarcks! Bismarck ist ja freilich als Halberstädter bei allen Schlachten, denen sein König beiwohnte, mit dabei gewesen und war oft genug — bei Gravelotte und Sedan und vor Paris, wie 1866 bei Königgrätz — den „historischen Granaten" ausgesetzt. Und von allen seinen unzähligen Auszeichnungen hat er stets, neben der Rettungsmedaille, seine Eisernen Kreuze erster und zweiter Klasse am höchsten eingeschätzt.



Großkreuz 1870

Während draußen auf Frankreichs blutgedüngter Erde die deutschen Krieger den Feind zu Boden schlugen und „mit Blut und Eisen" des Reiches Einheit anbahnten, wirkten in der geliebten Heimat die deutschen Frauen in hundertfältigem Segen für die Kranken und Verwundeten. Auch ihre stille, opferfreudige Arbeit für das Vaterland wollte der Kaiser lohnen. So rief er an seinem vierundsiebzigsten Geburtstage, gleichwie sein Vater 1814 den Luisenorden gestiftet, ein Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen ins Leben, das, soviel bekannt, an etwa 2200 Empfängerinnen verliehen wurde — nicht nur in allen deutschen Gauen übrigens, sondern auch im Ausland. Das schöne, am weißen, schwarzgeränderten Bande zu tragende Ehrenzeichen besteht aus einem schwarz emaillierten Kreuz, von der Form des Eisernen, auf dem ein kleines rotes (das Genfer Kreuz) aufgelegt ist. Die Rückseite zeigt das W des Kaisers und das A der Kaiserin Augusta.

Eisernes Kreuz 1870 am Bande für Nichtkombattanten

Und wieder wie 1814 wurde 1871 das Kreuz von Eisen überall, wo es der Siege unserer Heere zu gedenken gab, als herrlichstes Symbol zur Anwendung gebracht. In der Kaiserflagge und in der Kriegsflagge der Flotte fand es seinen Platz; die Fahnen und Standarten, die am Feldzug gegen Frankreich teilnahmen, führen es und, falls sie es schon von 1814 her besaßen, entsprechende Fahnenbänder. In der Kriegsdenkmünze wurde es verewigt und in die Wappen aller Männer, die anläßlich besonderer Verdienste im Feldzuge geadelt wurden, ist es aufgenommen worden.

Als dann am 26. August 1895 Kaiser Wilhelm II. eine große Parade alter Feldzugskrieger auf dem Tempelhofer Felde abhielt, verlieh er allen Inhabern des Eisernen Kreuzes auf das Ordensband einen silbernen Eichenkranz mit der Jahreszahl 25 — wie wenige haben damals wohl daran geglaubt, daß unter dem Herrscher, der es sich

Fahnenbänder in den Farben des Bandes des Eisernen Kreuzes. An Truppenteile 1871 verliehen, deren Fahnen oder Standarten im Feuer waren und das Eiserne Kreuz bereits führten

Digitized by Google

zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hatte, uns den Frieden zu erhalten, das Eiserne Kreuz noch einmal zu neuem Leben erweckt werden würde.

⁂ ⁂ ⁂

Dreiundvierzig Jahre des Friedens waren dem Deutschen Reiche geschenkt. Stark und mächtig war es geworden, aufgeblüht zu wachsendem Wohlstand in steter zielbewußter Arbeit. Aber Neid und Rachsucht umgaben es. Bis zum letzten Augenblick haben wir gezögert, aufgedrungen wurde uns dieser Krieg, unter dessen Zeichen wir nun stehen. Als dann aber unser Schwert aus der Scheide fuhr, erwies es sich, daß es scharf und schneidend geblieben, einer Welt voll Feinden zum Trotz!

Das Kreuz I. Klasse 1914

So schmückt es denn zum dritten Male die Brust unserer Männer, Brüder und Söhne, das schlichte Wunderkreuz von Eisen mit dem Silberrand. Zum dritten Male lohnt es preußische, deutsche Tapferkeit, zum dritten Male ist es der Stolz siegreicher Kämpfer, heimkehrender Krieger. Im Jahre 1813 und 1870 war es der König von Preußen, der es stiftete und wieder belebte; jetzt rief, am 5. August, unser oberster Kriegsherr, der deutsche Kaiser, das Kreuz zu neuen Ehren auf. „Das Eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges und Standes an Angehörige des Heeres, der Marine und des Landsturmes, an Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege und an sonstige Personen, die eine Dienstverpflichtung mit dem Heere oder der Marine eingehen, oder als Heeres- oder Marinebeamte Verwendung finden, als eine Belohnung des auf dem Kriegsschauplatz erworbenen Verdienstes verliehen werden. Auch solche Personen, die daheim sich Verdienste um das Wohl der deutschen Streitmacht und der seiner Verbündeten erwerben, sollen das Kreuz erhalten."

Einst sang Max von Schenkendorf dem Kreuz von Eisen sein Lied:

Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten,
was wir sollen,
Was der Männer Herz erfüllt,
Denn nur Eisen kann erretten,
Und erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Übermut —

Im Jahre 1870 war es eine deutsche Frau, Ida v. Düringsfeld, die als erste der Begeisterung der Zeit Ausdruck lieh:

In diesen Zeichen haben wir gekriegt,
In diesen Zeichen haben wir gesiegt,
Ums Kreuz von Eisen rangen wir mit Mut,
Das Kreuz von Eisen kauften wir mit Blut —

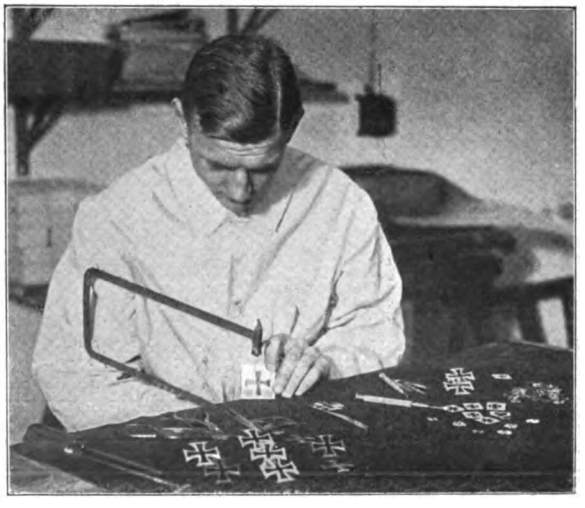
Und wie auch herrlich sei die Gegenwart,
Und wie sie auch erfüllt, was wir erharrt,
Noch haben Höhres wir nicht aufzuweisen
Als dieses alte schlichte Kreuz von Eisen —

Dann aber kam einer, der sich das Kreuz selbst auf dem Felde der Ehre errungen hatte: Julius Wolff. Prophetisch klingen seine Worte in die Gegenwart hinein:

Und meinen Enkeln weisen
Noch an des Grabes Rand,
Will ich mein Kreuz von Eisen
Mit hellem Silberrand.

Und will sie lassen schwören
Aufs Kreuz mit schwarzem Band,
Daß Herz und Hand gehören
Allstund dem Vaterland.

Bricht dann aus alten Gleisen
Noch mal hervor der Krieg:
Hurra, du Kreuz von Eisen —
Dann wieder auf zum Sieg!


Von der Herstellung des Eisernen Kreuzes: Das Aussägen

Zum Sieg! Wir werden siegen, wir müssen siegen! Gerade in diesen Tagen, in denen diese Zeilen geschrieben sind, hallt es in ganz Deutschland, in Nord und Süd, in West und Ost: wir halten durch — bis zum letzten, bis zum äußersten! Eisern ist die Zeit. Es gilt heute wie 1813, was Ernst Moritz Arndt sang: Der Gott, Der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!

Digitized by Google

Kriegsweihnacht

Von Frida Schanz

Eia Chriſtfeſt in heldigen Zeiten, voll rauhem Ruhm!
Kriegschriſtfeſt voll reiſigem Streiten und Rittertum!
Wie eine duftſchwere Mainacht voll ſtrömendem Tau,
Wie eine Artuszeit-Weihnacht von Waffen rauh!
Um die Heere her ſchweben die Engel der Gegenwart;
Chriſtkindleins Wiegengängel gehn eiſenhart.
Kanonendonner verſchlingen das Eia-Ei—
Und doch biſt du jauchzendes Klingen, Kriegsmelodei!
Nie lebte Gott mehr hienieden im Mannesmut.
Wir waten ja nur nach Frieden ſo tief im Blut,
Nach dem reinen, dem ganz gott-echten Herrn-Jeſus-Stern.
Deutſchland muſs Frieden erfechten, nun ganz bis zum Kern.

⁂ ⁂ ⁂

Eia Weihnacht! Feinde bezwingen um den Erdenball!

⁂ ⁂ ⁂

Eia Weihnacht, Weihnacht! Nun klingen die Glocken all,
Und wenn keine Glocke erklänge, ſo tönte die Nacht,
So ſtrömt der Gebete Menge heerweiſ' zur Schlacht.
Deutſche Kinder! Ja, Vater iſt ferne, kämpft hart im Feld,
Pflückt euch Kleinen bald Chriſtbaumſterne vom Baum der Welt.

Digitized by Google

Wie sieht es in Rußland aus?

Von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Schiemann

Es gibt ungezählte Bücher, die uns eine Antwort auf die Frage geben wollen, was Rußland ist und was die Welt von Rußland zu erwarten hat. Aber es läßt sich ohne Übertreibung sagen, daß es nur eines gibt, das uns ein wirklich zutreffendes Bild der russischen Volksseele entworfen hat, und das sind die unter dem Titel „de moribus Ruthenorum" bekannten Tagebuchblätter Viktor Hehns, die 1892, bald nach dem Tode dieses bedeutenden Gelehrten und großen Patrioten, von mir veröffentlicht worden sind. Obgleich nur flüchtig hingeworfene Bemerkungen zu charakteristischen Tagesereignissen, mitunter anekdotischer Natur, den Inhalt des Buches ausmachen, enthält es doch das Tiefste, was über Wesen, Anlagen und Leistungsfähigkeit des russischen Volkes, in all seinen Ständen, gesagt worden ist. Das Ergebnis, zu dem Hehn kommt, ist aber, daß der russische formale Realismus ohnmächtig sei den idealen Kräften des Abendlandes gegenüber. Er war der Überzeugung, daß ein Zusammenstoß zwischen Rußland und dem Träger des abendländischen Idealismus an seinen Grenzen, Deutschland, unvermeidlich sei, und es erschien ihm nicht denkbar, daß Rußland den Sieg erringen und damit der Barbarei des Orients den Weg in das Abendland öffnen könne. Der Gedanke, daß das Abendland selbst die Russen in das Herz Europas rufen und sich mit ihm verbünden könnte, um Deutschland niederzuringen, ist vor seiner Seele niemals aufgestiegen. Und doch ist es heute Wirklichkeit geworden. Eine ungeheure, von langer Hand vorbereitete Intrige Englands hat die Knoten geschürzt, die jene unselige Quadrupelallianz: England, Rußland, Frankreich und Japan verbinden sollte, gegen welche wir unter Einsetzung aller Kräfte Leibes und der Seele nicht nur für uns, sondern für die höchsten Güter der Menschheit kämpfen. Wir kämpfen daher um den Sieg und nur um den Sieg, jeder andere Ausgang würde das Leben allen Wertes berauben. So stehen wir den Feinden gegenüber in Ost und West, auf den Schlachtfeldern Frankreichs und an den russischen Grenzen, heute bereits in Rußland selbst, und in allen Meeren der weiten Welt im Bewußtsein einer hohen Aufgabe. Seit England und Frankreich mit ihren minderen Verbündeten sich mit Rußland verbrüdert haben, sind auch sie, wie ihre Kriegsführung und die orientalische Lügenhaftigkeit ihrer Politik zeigen, zu Barbaren geworden, nicht besser als die Russen, die stets nur zu zerstören und zu knechten, nie aufzubauen und zu edler Menschlichkeit zu erheben verstanden.

Wenn einst die Geheimgeschichte dieses Krieges von einem Manne geschrieben wird, der einen Einblick in die Akten der Verschwörer gewonnen hat, wie etwa wir ihn über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges, der verwandte Erscheinungen zeigt, durch die Meisterhand Reinhold Kosers erhalten haben, wird er neben der heuchlerischen und verräterischen Politik Englands, auf die wir heute nicht näher eingehen wollen, ein Bild der Verhältnisse am russischen Hofe entwerfen müssen, die in entscheidender Weise die Katastrophe beschleunigten und erst möglich gemacht haben. Die Persönlichkeit Nikolaus' II., oder vielmehr sein Mangel an Persönlichkeit, die frivole Gleichgültigkeit, mit der er die Zügel des Riesenreiches, an deren Spitze er steht, heute am Boden schleifen läßt und morgen straff anzieht, um einen schlecht gedachten Augenblickseinfall durchzuzwingen, trägt mit den Grey, Churchill, Iswolski, Poincaré und Delcassé die Hauptschuld an diesem Kriege, der bereits Belgien, das halbe Frankreich und unser blühendes Ostpreußen mit rauchenden Trümmern bedeckt und Tausende und aber Tausende vorzeitig ins Grab gestreckt hat.

Man kann die Frivolität, mit der Zar Nikolaus II. diesen Krieg auf sich nahm, erst recht verstehen, wenn man sich erinnert, daß, als 1904 der Graf Witte, damals noch russischer Finanzminister, ihn fragte, welchen Vorteil er denn von diesem

Digitized by Google

Kriege erwarte, der sehr wohl vermieden werden könne, die Antwort lautete: „Weshalb soll man ihn vermeiden? Il est temps de donner des distractions au peuple!“ Er wollte das Volk „zerstreuen“, das heißt, er wollte es ablenken von den auf eine Reform der himmelschreienden Zustände im Innern des Reiches gerichteten Bestrebungen russischer Patrioten und von jenen bereits damals aufs ernstlichste drohenden revolutionären Bewegungen, die ihn und sein Haus zu vernichten drohten.

Fast dieselben Erwägungen haben die Haltung des Zaren im Juli und August 1914 bestimmt. Schon am 9. Oktober 1913 schrieb mir ein dem Zarenhause sehr nahestehender scharfsinniger Beobachter der russischen Verhältnisse, daß offenbar eine neue Revolution im Anzuge sei: „Bei uns trägt die öffentliche Meinung den auswärtigen Ereignissen kein Interesse entgegen, aber unglücklicherweise spürt man eine sehr reale Unzufriedenheit, die sich gegen die Regierung, den Ministerpräsidenten Kokowtzoff und den Minister des Innern Maklakoff richtet. Sie geben Versprechungen, aber erfüllen keine der Verheißungen vom 17. Oktober 1905. Die Gouverneure und die übrigen Beamten in den Provinzen sind von unerhörter Willkür und spotten aller Gesetze. Unzufrieden sind aber heute die gemäßigten Elemente, und das gerade erschreckt mich, wenn ich an eine wahrscheinlich nahe Zukunft denke. Der Kongreß in Kiew, Oktober 1913, war dafür sehr charakteristisch, als auf den Antrag des ehemaligen Dumapräsidenten Gutschkoff, gegen den Protest des anwesenden Polizeibeamten, von der Versammlung die folgende Resolution gefaßt wurde: ‚Aller fernere Aufschub in der Ausführung der notwendigen Reformen und weitere Abweichung von den Prinzipien, die das Manifest vom 17. Oktober 1905 angekündigt hat, bedroht das Reich mit schweren Erschütterungen und furchtbaren Konsequenzen.‘ Die Session der Duma wird schlecht sein; es gibt keine Majorität, und die Leidenschaften sind aufs äußerste erregt gegen Männer wie Kasso (den Unterrichtsminister) und Sabler (den Oberpräsidenten des heiligen Synods). Die Regierung kann unmöglich weiter nach rechts gehen, vollzieht sie aber eine Wendung nach links, so wird es erst recht völlige Verwirrung geben, denn woher soll man andere Männer nehmen, um eine Politik wahrer Reformen zu machen, die die Unzufriedenen beruhigt? Unglücklicherweise gibt man sich an hoher Stelle keine Rechenschaft über die Lage, und man versteift sich darauf, auch in Zukunft mit der Rechten zu gehen. Das könnte uns zu der Lage zurückführen, die 1905 bis 1906 bestand. Nur würde sie einen anderen Charakter tragen, die Erbitterung auf beiden Seiten würde größer, der Kampf würde blutiger sein, und niemand kann vorhersagen, welches der Ausgang sein wird. Ja, die Verblendung ist ungeheuerlich!“ . . .

Es ist genau ein Jahr, seit dieser Brief geschrieben wurde. Reformen sind seither nicht eingeführt worden, und wenn der alte Goremykin an Kokowtzoffs Stelle getreten ist, bedeutet das gewiß nicht eine Wendung zum Bessern. Sabler, Maklakoff und Kasso haben ihre Stellung behauptet, die Politik ist reaktionär geblieben, und die öffentliche Meinung des Landes durch den unerhörten, in aller Geschichte beispiellosen Skandal der Rasputin-Affäre aufs äußerste erregt worden. Es bedurfte nur eines Tropfens, um ein Überlaufen des bis an den Rand gefüllten Bechers der allgemeinen Erbitterung herbeizuführen. Da aber trat die Wendung ein. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß wiederum, wie 1904, dem Zaren der Gedanke durch den Kopf ging: ‚Il est temps de donner des distractions au peuple!‘ Es wurden blutige „Zerstreuungen“, und die 150000 russischen Leichen, die heute die masurischen Sümpfe verpesten, sind die Blutzeugen dieser Zerstreuungen!

Aber gewiß ist in Rußland der Zar nicht der einzige Schuldige an diesem Kriege. Seine matte Seele hätte den Entschluß vielleicht im letzten Augenblick doch nicht gefaßt, wenn nicht ein stärkerer Wille sich ihm aufgezwungen hätte, der Wille des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch.

Ich setze die Charakteristik her, die von dieser nunmehr historischen Figur von dem Grafen Paul Wassili in seinem Buch „Hinter dem Schleier des russischen Hofes“ entworfen worden ist, in englischer Sprache, während der Graf sonst französisch schreibt;

Digitized by Google

aber offenbar hat man das Buch in Frankreich nicht drucken wollen, so erschien es in Amerika (Caspe & Company, Limited, London, New York, Toronto and Melbourne 1914):

„Nikolai Nikolajewitsch ist das einzige Mitglied unseres kaiserlichen Hauses, das sich rühmen kann, das absolute Vertrauen seines Souveräns zu besitzen. Er glaubt, daß er bestimmt ist, das Prinzip der Autokratie aufrecht zu erhalten.

„Er war noch sehr jung, als er eine reizende Frau, Madame Burenin, liebte; später heiratete er aber die Prinzeß Stanza, eine der Töchter des Fürsten von Montenegro. Prinzeß Stanza war vorher mit dem Herzog von Leuchtenberg vermählt, aber es war eine sehr unglückliche Ehe. Eine Scheidung des Leuchtenbergschen Ehepaars fand, wie es heißt, auf Anstiften der Kaiserin statt, und der sehr ehrgeizige Nikolai Nikolajewitsch erkannte die Möglichkeit, durch eine Heirat mit der Prinzessin, die der Liebling der Kaiserin war, der vornehmste Ratgeber des Kaisers zu werden. Die Vermählung kam zustande, und sehr bald danach nahm der Großfürst eine hervorragende Stellung unter den Beratern und den intimen Freunden Nikolaus' II. ein. Nikolai Nikolajewitsch ist Spiritist und Okkultist und soll als erster den Kaiser und die Kaiserin für diese Doktrinen interessiert haben. Er ist Oberbefehlshaber der Garnison von Petersburg und bestimmt, für den Fall einer neuen Revolution, sie zu beruhigen, d. h. sie niederzuwerfen. Die allgemeine Meinung geht aber dahin, daß, wenn er einer ernsten politischen Verwicklung gegenüberstehen sollte, er nur fähig sein wird, Henkerdienste zu leisten und alle niederzuschlagen, die sich nicht unterwerfen, oder die ihm raten sollten, auf anderem Wege das Problem zu lösen. Er hat sein Leben lang Uniform getragen und glaubt an die Entscheidung des Schwertes. Unglücklicherweise sind aber Schläge kein Argument.

„Wahrscheinlich wird Nikolai Nikolajewitsch Reichsverweser werden, wenn der minorenne Thronfolger Nikolaus II. überlebt. Wenn dagegen Nikolaus II. ohne männliche Erben sterben sollte, ist ein Kampf um die Krone mit Bestimmtheit zu erwarten." Das Buch des Grafen Paul Wassili ist vor Ausbruch des Krieges erschienen. Heute ist Nikolai Nikolajewitsch der Oberkommandierende der russischen Armeen, und wir kennen seine militärischen Anfänge. Weniger bekannt ist die Rolle, die er in der Vorbereitung des Krieges gespielt hat. Über allen Zweifel steht fest, daß er das Haupt der Kriegspartei war, und es wird sogar behauptet, daß er ohne Wissen des Zaren den Befehl zur Mobilmachung der russischen Armee erlassen hat. Unmöglich ist das keineswegs, und schließlich wird die Furcht vor der drohenden Revolution die letzte Entscheidung Nikolaus' II. herbeigeführt haben.

Zu erklären bleibt die Tatsache, daß scheinbar die öffentliche Meinung Rußlands, die, wie wir gesehen haben, vor Jahresfrist ganz ausschließlich mit den inneren Angelegenheiten des Reiches beschäftigt war, seit etwa einem halben Jahre sich mit Leidenschaft den Fragen der auswärtigen Politik zuwandte. Eine Kampagne der in Beziehung zum Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch stehenden panslawistischen Presse Petersburgs und Moskaus hat diese Wandlung vorbereitet. Die Führung lag in Händen der Nowoje Wremjä und der Slawenkomitees, deren Bankette seit Anfang 1913 alles Denkbare getan haben, um im Zusammenhang der Balkanwirren die öffentliche Meinung gegen Österreich aufzureizen und gleichzeitig auf Deutschland als den Feind hinzuweisen, der die Haltung Österreich-Ungarns möglich gemacht habe. Die Wirkung dieser Agitation machte sich besonders am Hofe in der nächsten Umgebung des Zaren fühlbar. Der Minister des Auswärtigen und der Finanzminister verloren um so mehr den Mut, sich dieser Strömung, deren Gefahren wohl erkannt wurden, entgegenzuwerfen, als mächtige Einflüsse von London und Paris her sie journalistisch und pekuniär unterstützten. Die Times, der Temps und die Nowoje Wremjä, nebst der Newyorker Sun, die als eine Filiale der Times und des ganz bösartigen Matin zu betrachten ist, haben durch die systematische Einheitlichkeit ihres Vorgehens, durch das hundertfältige Wiederholen derselben unwahren Behauptungen die Kreise, die als politische Faktoren in Betracht kamen, schließlich vollkommen beherrscht. Was man in Rußland

Digitized by Google

die „Gesellschaft“ nennt, das heißt alles, was in Petersburg um den Hof und die höhere Bureaukratie, in der Provinz um den Gouverneur und seine Beamten sich schart, wurde so sehr zum Echo dieser Presse, daß darüber alle inneren Fragen in den Hintergrund traten. Das war aber möglich, weil alle unbequeme Kritik an Maßregeln der Regierung durch drakonische Knebelung der Presse unterdrückt wurde. Es ist buchstäblich kein Tag in den letzten anderthalb Jahren hingegangen, ohne daß eine oder mehrere Zeitungen mit schweren Geldstrafen belegt wurden. So wurde es allmählich still, und auch in der Duma wagte die Opposition kaum noch die Stimme zu erheben. Für die Ruhe der Provinz aber sorgte die unbeschränkte Willkür der Regierungsbeamten. Man hätte glauben sollen, daß in der Tat die revolutionäre Strömung, die sich so drohend angekündigt hatte, in die stärkere Strömung der panslawistischen Agitation aufgegangen oder durch die von der Reaktion aufgerichteten bureaukratischen Dämme abgesperrt worden sei. Daß dies tatsächlich der Fall war, ist jedoch wenig glaublich. Eine so tiefgreifende Gärung des Volksgeistes, wie sie seit Jahrzehnten in Rußland vorherrschte, ist nicht über Nacht zu beseitigen, und ohne Zweifel lebt der revolutionäre Geist in der Arbeiterbevölkerung fort, die sich aus dem schlimmsten Element der russischen Bauernschaft rekrutiert. Wir weisen auf das gewiß unverdächtige Zeugnis des Engländers Graham hin, der überaus pessimistisch über die Wandlung urteilt, welche das Eindringen europäischer Ideale und europäischer Krankheiten auf den Untergrund der russischen Bevölkerung, die Arbeiter in den Fabriken, die Kleinbürger und die verwilderte Bauernschaft ausübt. „Wenn einst — so schreibt er — die russische Bevölkerung ganz verderbt sein wird, wird sie die verräterischste, nichtswürdigste und gefährlichste in Europa sein. Dem verdorbenen Russen ist alles möglich; in der Tat, seine Lieblingsmaxime lautet, daß ‚alles erlaubt ist‘, und unter allem versteht er jeden Greuel, alle schreckliche und unerhörte Bestialität, alle Grausamkeit, alle Falschheit, alle Ausschweifung... So selbstsüchtig, als es möglich ist, zu sein, grob, plump, häßlich, ungetreu in der Ehe, unzüchtig, unrein, offenbar unfähig, das Gute und Wahre bei seinen Nachbarn und im Leben zu verstehen — so ist der russische Bourgeois.“ Wie aber jene russische Bauernschaft beschaffen ist, zeigt uns der ergreifende Roman von Radionow „Unser Verbrechen“, dessen Zeichnung direkt dem Leben der jüngsten Vergangenheit entnommen ist und dessen Wahrheit jeder Blick in die Chronik der Tagesereignisse bestätigt. Über die Psyche der höchsten Kreise endlich belehrt uns das schon erwähnte Buch des Grafen Paul Wassili, das mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit darauf hinweist, daß zu all den Gefahren, die sich aus den inneren Zuständen Rußlands ergeben, noch die Wahrscheinlichkeit eines Streites um die Zarenkrone im Schoß des Kaiserhauses heranreift. Das mag noch fernliegen, hat aber vielleicht nicht unwesentlich zu der Überzeugung Nikolaus' II. beigetragen, „daß es Zeit sei, dem Volke Zerstreuungen zu bieten“.

Gewiß sind damit nicht alle Motive erschöpft, die Rußland bestimmt haben, an dem von England angezettelten Kriege teilzunehmen und alle seine Machtmittel einzusetzen, um ihn zu dem erwünschten Abschluß zu führen. Politisches Intrigantentum, sehr bedeutsame Geldinteressen des Staates und einzelner Persönlichkeiten von Rang und Einfluß, militärischer Ehrgeiz und chronische Selbstüberschätzung haben mitgespielt, und aus der Summe dieser einander fördernden Motive ergab sich der große Frevel des Krieges, der alle Kräfte Rußlands zum Ansturm gegen die Grenzen Deutschlands und Österreich-Ungarns zusammengefaßt hat, um über Berlin und Wien den Weg nach Konstantinopel zu finden.

Nikolai Nikolajewitsch führte den Reigen, jetzt soll Nikolai Alexandrowitsch, der Zar, aufgebrochen sein, um, wie er glaubt, die letzten entscheidenden Schläge zu führen. Und, allerdings, eine Entscheidung kommt, und wie der eiserne Vorhang dem Zuschauer die Szenerie der Bühne verdeckt, verdecken uns die vorgeschobenen Massen der russischen Heere das Schauspiel, das sich inzwischen im inneren Rußland, in seinen Residenzen und in seinen Provinzen vorbereitet. Wir wollen sehen, ob wir trotz

Digitized by Google

allem die Richtung der Geister zu erkennen vermögen, die hinter Vorhang und Kulissen ihr Spiel weitertreiben. Es wäre ein Wunder, wenn die Kriegswochen, die hinter uns liegen, etwas anderes aus ihnen gemacht hätten, als sie von jeher gewesen sind.

Richten wir unsern Blick zunächst auf die Grenzprovinzen. Sie sind allesamt Neuerwerbungen, und es ist russische Staatspraxis, politisches Neuland etwa hundert Jahre lang gut zu behandeln und erst danach dem nisus destructivus, dem Zerstörungstrieb der Rasse, freien Spielraum zu lassen. So war es mit Finnland, das von 1809 bis zum Regierungsantritt des jetzt regierenden Kaisers sich einer vielbeneideten Selbständigkeit erfreute. Zwar, auch Nikolaus II. hat die finnländischen Sonderrechte beschworen, und es wird behauptet, daß er Tränen vergossen habe, als er sie außer Wirkung setzte. Durch den Trugschluß, daß vor der unbeschränkten Autokratie Sonderprivilegien naturgemäß ihre Geltung verlieren, beruhigte man sein Gewissen, wenn anders es überhaupt gesprochen haben sollte. Während der Revolution stellte der Zar diese finnländischen Verfassungsrechte in vollem Umfang wieder her, um sie gleich nach Niederwerfung der Revolution wiederum zu brechen, und seither ist die Mißachtung der Rechte des Großfürstentums chronisch geworden. Russifizierung aller Behörden und des Schulwesens wird gewaltsam durchgeführt oder vielmehr durchzuführen versucht, da sich die Finnländer jeder Mitarbeit an diesem Zerstörungswerk versagen. Der Staat ist genötigt, aus dem Innern des Reiches russische Beamte nach Finnland zu schicken, um mit dem Schein eines Erfolges prunken zu können. Man hat das Land entwaffnet, seine auf Finnland beschränkte Wehrpflicht gegen Zahlung von zehn Millionen Kronen jährlich abgelöst, und wenn jetzt davon die Rede ist, die Wehrpflicht wieder einzuführen, könnte es nur auf dem Wege einer gewaltsamen Rekrutierung geschehen. Die Namen der Kriegsfreiwilligen (es sollen vierhundert sein), die sich bisher in Finnland gemeldet haben, sind von dortigen Zeitungen veröffentlicht worden. Das ist aber gewiß nicht in der Absicht geschehen, zur Nacheiferung aufzufordern, sondern scheint weit mehr einer öffentlichen Brandmarkung gleichzukommen.

Ingermanland mit dem kosmopolitischen Petersburg und Kronstadt, dem Sitz der allezeit revolutionär gesinnten russischen Flotte, liegt ebenfalls auf ursprünglich finnischem Boden und ist zwar Zentrum der russischen Bureaukratie, aber gewiß kein Mittelpunkt russischen Volkstums. Die nun anschließenden Ostseeprovinzen, Estland, Livland und Kurland, sind seit 1866 und in verstärktem Maße seit 1870 in Verwaltung, Justiz und Schule russifiziert worden. Ihre deutsche Kultur haben der landsässige Adel und das deutsche Bürgertum behauptet, das evangelisch-lutherische Bekenntnis die gesamte aus Esten und Letten bestehende ländliche Bevölkerung. Über die Stimmung der letzteren ist es schwer, etwas Politisches zu sagen. Sie lieben weder die Deutschen noch die Russen, haben aber natürlich ihre Rekruten zu stellen und geben gewiß nicht schlechte Soldaten ab. Wie weit die revolutionäre Gesinnung der Jahre 1905 und 1906 bei ihnen fortlebt, ist zweifelhaft. Damals jagten die einen der Utopie einer lettischen — die anderen der einen estnischen Republik nach.

Über die höchst schwierige polnische Frage irgendwelche Vermutungen der Öffentlichkeit zu unterbreiten, ist ohne Zweifel verfrüht. Die Entscheidung der großen Kämpfe, die von der Bukowina bis nach Ostpreußen und jetzt auf russischem Boden ausgefochten werden, und die Haltung der Polen selbst während dieser Kämpfe wird von bestimmendem Einfluß sein. Bisher ist das letzte Wort weder in dieser noch in jener Hinsicht gesagt worden, aber es läßt sich nicht verkennen, daß in Österreich-Ungarn eine gewisse Enttäuschung sich in bezug auf die Polen geltend zu machen beginnt. In Kiew hat ein großes Verbrüderungsfest zwischen Polen und Russen stattgefunden, wobei zweifelhaft sein kann, auf welcher Seite die Unaufrichtigkeit größer gewesen ist. Man wird Judasküsse ausgetauscht haben.

Ähnlichen Verhältnissen begegnen wir in der Ukraine, dem Sitz des kleinrussischen Zweiges der russischen Slawen, der ethnographisch dadurch von dem herrschenden großrussischen Zweige unterschieden ist, daß ihm die finnische Zutat im Blute abgeht,

Digitized by Google

die das Moskowitertum kennzeichnet. Der „Moskal" ist dem Kleinrussen nicht nur ein lästiger, sondern ein verhaßter Gebieter. Den etwa 56 Millionen Großrussen stehen in der sogenannten Ukraine etwa 23 Millionen Kleinrussen gegenüber. Die Schwäche der letzteren liegt nun darin, daß sie im wesentlichen ein Volk von Bauern geblieben sind, da die aus ihrer Mitte emporwachsende Intelligenz so gut wie ausnahmslos sich der herrschenden großrussischen Sprache und damit auch dem moskowitischen Volkstum anschließt. Hält nun auch der kleinrussische Bauer an seiner Sprache fest, so hat das offizielle Rußland es doch verstanden, das Aufkommen einer kleinrussischen Literatur fast ganz zu verhindern, wozu dann in nicht geringem Grade die Tatsache beigetragen hat, daß ein sehr starker Prozentsatz der Gutsherren aus Polen besteht, die auch ihrerseits kleinrussische Elemente heranzuziehen und zu absorbieren verstanden. Während der Revolution von 1905 und 1906 wurden auf diesem Boden separatistische Bestrebungen lebendig. Die Ukraine sollte ein Teil der russischen Föderativ-Republik werden, aber das alles verpuffte schließlich, ohne lebenskräftige Spuren zu hinterlassen. Die heute noch bestehende ukrainische Bewegung hat weit mehr auf österreichischem als auf russischem Boden Fuß gefaßt und wird durch den Gegensatz, der in Österreichisch-Galizien zwischen Ruthenen und Polen besteht, sehr wesentlich beeinträchtigt. Als politische Faktoren kommen Weißrussen und Littauer kaum in Betracht. Die russische Regierung ist bemüht, aus diesen einst zu Polen gehörenden Gebieten die polnischen Elemente, die auch dort einen Herrenstand bildeten, zu verdrängen, und das ist ihr zum Teil auch gelungen, freilich nicht ohne eine zunächst noch geduldete, aber sicher kurzlebige national-litauische Strömung wachzurufen. Zu erwähnen sind schließlich noch die kriegerischen Volkssplitter im Kaukasus, die unterworfen, aber nicht gezähmt sind und Neigung zeigen, sich jeder Bewegung anzuschließen, die ihnen Aussichten bietet, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Nach 1906 mußte der Kaukasus, fast konnte man sagen, aufs neue erobert werden. Heute sind die Blicke dort, wie überall in der islamitischen Welt, der Türkei zugewandt.

Das sind, wenn wir von ethnographischen Detailfragen absehen, die wunden Punkte des heutigen Rußlands. Es kommen noch konfessionelle und religiöse Schwierigkeiten hinzu. Aber die zahlreichen russischen Sekten sind, trotz der Bedrückungen, unter denen sie zu leiden haben, entschieden national gesinnt und werden der Regierung keine Schwierigkeiten machen, vielmehr ihrem Ruf zum Kampf gegen den ungläubigen Westen willig Folge zu leisten. Weit weniger wird diese Kampfbereitschaft bei den sechs Millionen mißhandelter russischer Juden zu finden sein, aber gewiß darf niemand darauf rechnen, daß, solange die russischen Armeen auf dem Leibe Polens stehen und sich überall im Reiche neu rekrutieren, während gleichzeitig falsche Siegesnachrichten durchs Land gehen, irgendwo eine Erhebung zugunsten des „Feindes" erfolgen wird. Daran ist nicht zu denken. Eine Wendung gegen die Regierung, die diesen Krieg verschuldet hat, kann erst erfolgen, wenn sie, wie in allem, was während der Regierung Nikolaus' II. unternommen wurde, ihre Unfähigkeit auch auf den Schlachtfeldern erwiesen haben wird. Daß in dieser Zeit äußerster militärischer Anspannung auch der Absolutismus und die Willkür des Beamtenregiments einen Höhepunkt erreicht haben wird, muß als unbedingt sichere Tatsache angenommen werden. Mit gleicher Bestimmtheit aber läßt sich behaupten, daß auch die hergebrachten Schäden dieser inneren Politik Rußlands sich in verstärkter Gestalt gezeigt haben müssen. Solange es eine russische Geschichte gibt, sind die Kriegsjahre die Erntejahre der russischen Bureaukratie gewesen, und die russische Literatur der letzten Jahre hat tausendfältig die Belege für die schamlose Ausbeutungspolitik erbracht, an der alles beteiligt war, was während des Krieges an irgendeiner Stelle zu befehlen hatte. Während des japanischen Krieges hat der Großfürst Sergej Alexandrowitsch, der später so schrecklich ermordet wurde, das Beispiel gegeben, wie die furchtbare Prüfung, die Rußland damals tragen mußte, zur eigenen Bereicherung benutzt werden könne, und diesem Beispiel haben sie alle Folge geleistet. Die russischen Revolutionäre fanden an diesem Treiben die Rechtfertigung des erbarmungslosen Kampfes,

Digitized by Google

den sie gegen die Regierung führten, und es wäre ein Wunder, wenn die gleichen Ursachen nicht gleiche Wirkungen haben sollten. Dazu kommt, daß in der Vorstellung des gemeinen Mannes Rußland vor allem zwei Feinde hat: die Engländerin, anglitschanka, das ist die in der Person der Königin Viktoria personifizierte englische Politik, der das Volksbewußtsein ganz richtig die Urheberschaft am Krimkriege zuweist, der noch immer in der Erinnerung des Volkes fortlebt, und die Makaken, d. h. die Japaner, die nicht als volle Menschen, sondern als Halbaffen vom russischen Bauern angesehen werden. Beide, Engländer und Japaner, aber sind heute die Verbündeten des rechtgläubigen Zaren, als dritten Feind aber war man von jeher gewohnt, die Polen zu betrachten, die jetzt ebenfalls vom rechtgläubigen Zaren umschmeichelt werden. Zu seinen „lieben Polen und Juden" sind die Engländer und Japaner getreten, und man kann sich wohl vorstellen, welche Verwirrung diese Verbindung in dem Kopf jener russischen Bauern angerichtet hat, die jetzt Seite an Seite mit diesen neuen Freunden kämpfen sollen.

Es kommt aber noch ein weiteres Moment hinzu. Die zahlreichen muhammedanischen Untertanen Rußlands wissen, daß die Sympathien der Türkei auf seiten der Gegner Rußlands stehen. Wenn der Sultan, was hoffentlich bald geschehen wird, die grüne Fahne des Propheten hißt und den Islam zum Kampf gegen seine Erbfeinde aufruft, wird Kaiser Nikolaus II. auf die Gefolgschaft dieses Teils seiner Truppen nicht mehr rechnen können. Ohne Zweifel bereiten sich für ihn Überraschungen hinter dem eisernen Vorhang vor, der uns heute noch verbirgt, was in jenem Halborient an gärenden Gedanken lebendig ist und aller Wahrscheinlichkeit mitzuspielen gedenkt, wenn einmal der Vorhang hochgezogen wird und das blendende Licht der Wahrheit all den Lügenschein beseitigt, durch den einfältige Gemüter bisher getäuscht worden sind.

Die Kriegerherzen

Das ebne Feld, auf dem vor Tagen
Der Tod sich rote Garben wand,
Ward nun zu einem Hügelland,
Auf dessen Kuppen Kreuze ragen
Als wehe Spur von Erdenschmerzen,
Als Sinnbild aller Sterbensqual.
Grad fällt ein letzter Sonnenstrahl
In dieses Reich verstummter Herzen.
Da sprüht von blanken Helmesspitzen
Auf all den schlichten Kreuzen Licht,
Und von den stummen Herzen spricht
Jetzt jedes aus den Sonnenblitzen:
„Ich habe aufgehört zu schlagen
Im Feuerring der heißen Schlacht
Und ruh im Tod, doch nicht in Nacht;
Denn Licht hab ich in mir getragen
Und es im Tode mitgenommen, —
So helles Licht, so lohen Brand,
Die stolze Liebe für mein Land.
Die hier des Wegs vorüberkommen,
Sie mögen künden all den Meinen,
Daß mich nicht schwarze Nacht umhüllt,
Daß ew'ges Licht mein Grab erfüllt;
Und wer mich liebt, der soll nicht weinen." —
Der Sonnenstrahl erlischt; das Funkeln
Der Helme stirbt mit ihm ringsum,
Und wieder sind die Herzen stumm.
Ich stehe tränenlos im Dunkeln.

Fr. W. v. Oestéren

Digitized by Google

Le p'tit Piou-Piou. Von Georg Queri

Ein Lebensbild, vom Schlachtfeld aufgelesen

Latour-en-Woëvre, 3. Oktober.

Das liegt nun reichlich sechs Wochen zurück: die Schlacht auf der Höhe bei Marsal — in der Nähe von Mörchingen also — war geschlagen. Der Weg zu den blutgenetzten Feldern führte an Verwundetenkolonnen vorbei; der Tag war drückend heiß, und die Feldflaschen, die wir den Kameraden reichten, leerten sich rasch. Wir faßten Wasser; denn auf den Höhen wußten wir manchen Lechzenden: da führten Mecklenburger Soldaten in schwerer Lothringer Erde den Spaten und senkten Freund und Feind hinab. Sie tranken gierig; manch einer freilich mußte den Becher zurückweisen, nach dem er sich sehnte: „Ich habe Leichen angegriffen ...“ Die Mehrzahl der Leute, die das harte und doch würdige Amt erfüllten, trug Gummihandschuhe oder hatte wollene Socken über Hand und Vorderarm gezogen; denn es oblag ihnen, die Toten auf Kennzeichen und Papiere zu untersuchen, um ihre Identität feststellen und den Angehörigen ihr Schicksal melden zu können.

Neben einer Grube 36 Tote, deren rote Hosen übers Feld leuchten ... Fern aus hohem Korn taucht wiederum da und dort der rote Fleck auf, und die Wege, die zu diesen Gefallenen führen, sind besät mit Ausrüstungsstücken französischer Infanteristen, die hier in zügelloser Flucht den Hügel hinab eilten, um den deutschen Waffen zu entrinnen. Weggeschleuderte Tornister, Gewehre und Röcke, Feldflaschen, Patronentaschen und das Allerlei, das aus zerschossenen „sacs“ kollert, bedarf nicht mehr einer um ihr Leben laufenden Gruppe von Menschen, um uns ein kriegerisches Bild zu vervollständigen, dessen Legende nur die eine sein kann: sauve qui peut ...

Wir steigen die Höhe hinan zur Chaussee. Und nie werden wir diese Chaussee aus der Erinnerung verlieren und nie ihren überhöhten Rand und die Kriegsstaffage dahinter: da lagen sie noch in der Stellung, in der sie zielten und schossen — an hundert Mann. An hundert Franzosen, die hier wie Schläfer hingebreitet sind. Da sie im Anschlag lagen, überraschte sie unsere Infanterie, und über die Schützengräben der Infanterie hinweg zischten die deutschen Granaten heran.

Wir schreiten die Parade des Todes ab: inmitten seiner Leute liegt ein blutjunger eleganter Leutnant. Am Ringfinger seiner Rechten — ein funkelnd neuer Ehering. Im Lande überstürzter Hoffnungen, im Land der romanischen Selbstüberschätzung eine Witwe mehr.

Da — vor der Reihe einer, den der tödliche Schuß noch einmal emporriß und ihn im Todeskampfe auf die Chaussee warf, dem Feind entgegen. Diesem Feind — den 22er Bayern, die wie gereiztes Wild vordrangen und Kolben und Messer schwangen, jede Gefahr mißachtend, in glühenden Augen nur den Durst nach Sieg tragend.

Ein Leiterwagen fährt an: sechs unserer Feldgrauen trägt er von der Walstatt. Mit ihnen einen Kavalleristen, an dessen Sporen Erde klebt, die er im letzten Kampf aufriß. Die sieben werden im nächsten Friedhof ihr gemeinsames Grab finden.

Unterhalb der Chaussee schaufeln zwanzig alte Bauern ein Massengrab für französische Gefallene aus; sie arbeiten schwer in der harten Erde, aber die Zungen gehen leicht und lustig, und Scherze im Patois versagen nicht angesichts des furchtbaren Geschehenen und angesichts der Majestät des Todes. Wir warnen: „C'est une triste besogne c'que vous faites, messieurs!“ Und sie lernen zu schweigen.

⁂ ⁂ ⁂

Der geleerte Tornister eines französischen Quartiermachers interessiert uns. Der Tote daneben scheint in einem irren letzten Kampf all seine Pflichten und Pflichtzeichen vor sich hingeschüttet zu haben — dieweil er vielleicht in seinem Tornister nach Verbandstoff suchte oder nach Labung. Da sind schwarze Holzschilder, die er seinem Amt gemäß zu schleppen hatte und die uns die Vorgesetzten seiner Kompagnie mit weißen Lettern verzeichnen: zunächst den Capitaine Lillemand vom 160. Inf.-Reg., 9. Komp., 9. Escouade. Dann Täfelchen für einige andere Chargen und schließlich auch eins für das Pferd des Kapitäns. Der brave Mustersoldat, der diese Holzschilder neben anderen schweren Lasten zu schleppen hatte, vergaß auch nicht, ein regelrechtes „fagot de bois“ sich aufzubürden, das bekannte Feuerholzbündel, das zu Paradezeiten blendend weiß geschälte Holzstäbchen zeigt, im Krieg aber aus dem nächstbesten Reisighaufen requiriert wird.

Und neben Tornister, Täfelchen, Holzbündel, Käppi und neben Kaffeetabletten, Reis, Zucker, Brot und Konserven und neben Wäschestücken, Nähzeug und anderen Siebensachen liegen Briefe — an einen Toten. Und unter den Briefen das „livret militaire“, das „Soldatenbuch“ des Toten, das uns den Infanteristen François Gravière vorstellt.

Digitized by Google

Die Türme des Trotzes
Gemälde von Prof. Rudolf Jettmar

Digitized by Google

Digitized by Google

Le p'tit piou-piou ...

Von seinem jungen Soldatenleben soll hier aus seinem Büchelchen, aus seinen Briefen und aus dem Schema der politischen Durchschnittserziehung der Franzosen ein Bild festgestellt werden.

⁂ ⁂ ⁂

François Gravière, Altersklasse 1912, geboren den 27. Oktober 1892 — so hatte er etwa die Hälfte seiner dreijährigen Dienstzeit hinter sich. Er war im Herzen der Republik geboren, in Arfeuilles, Departement l'Allier, auf den Höhen der Montagnes de la Madelaine. In der Nähe seiner Heimat gießt Schneider die Kanonen der Republik, Schneider, der Krupp von le Creusot.

François Gravière — Matrikelnummer 7666 der französischen Infanterie; einer unter vielen; ein Unbekannter; ein kleiner, einfacher Soldat. Aber es reizt uns, das Leben eines unberühmten Durchschnittssoldaten kennen zu lernen, eines Dorfjungen.

Seine Eltern verlassen das Höhenland und ziehen der „ville lumière" zu. Nach Paris! Im Burgfrieden der Stadt, an den Wällen des Forts Chatillon, wird der Junge groß und lernt sein Handwerk — irgendeins.

Und lernt in der Schule menschliche Durchschnittsweisheit und vaterländische Ideen kennen. Und damit setzt seine Erziehung zum „chauvin" ein, und damit beginnt er französisch zu denken, den ersten Nationalstolz einzuatmen und für den Revanchegedanken empfänglich zu werden.

François Gravière — als du dich in die Geheimnisse der Erdkunde einzuweihen hattest, legte man dir den berühmten französischen Schulatlas vor, der um deine Schulzeit herum etwa die 200. Auflage hatte und heute mit einer viel höheren glänzt. Aber damals wie heute war auf der großen vaterländischen Tafel der „République Française" unser Elsaß-Lothringen mitverzeichnet, und auch in deinem Atlas lasest du die berühmte Frage: „Was haben wir mit Elsaß-Lothringen verloren?" — „Ein treues anhängliches Land; aber die Elsaß-Lothringer lieben uns immer noch von ganzem Herzen; sie protestieren immer noch gegen die rohe Gewalt, die ihr Recht niederrang — die sie aber nicht niederzuringen vermochte ..." (contre la force qui prime leur droit, mais n'a pu les supprimer). „Viele von ihren Kindern kommen nach Frankreich, um nicht deutsche Soldaten werden zu müssen ... Sie sind von den Eroberern einer Behandlung unterworfen, die ihre Freiheit völlig aufgehoben hat ... Das Unglück und die Treue dieser Elsaß-Lothringer verpflichten uns, sie zu lieben wie wirkliche Brüder, ja mehr als alle andern Franzosen ... Und wenn also Elsaß-Lothringen wieder französisch werden wird — diese Wiederkehr der beiden Provinzen zum Vaterlande wird mit Jubel gefeiert werden ... Denn wenn man auch das Land an sich riß — die Herzen gehören immer uns ..."

Und dann, François Gravière, legte dir dein Schulatlas die gedruckten Fragen vor: „Wie viele Einwohner würde Frankreich haben, wenn auch Elsaß-Lothringen dazu gehörte? Wie viele Festungen mußten gebaut werden, um Metz und Straßburg zu ersetzen? Welches sind die Gesinnungen der Elsaß-Lothringer gegen Frankreich? Und welche gegen Deutschland? Was für Gefühle müssen wir gegen Elsaß-Lothringen haben?"

So, François Gravière, bist du zum Chauvinisten erzogen worden. Und so lerntest du, die Revancheidee anzuerkennen und Dinge nachzuplappern, die kindisch sind und doch Blut heraufbeschworen haben.

Auch dein Blut, François.

⁂ ⁂ ⁂

Und eines Tages trug der Bezirksfeldwebel deinen Namen in die Stammrolle ein und schildert dich in deinem Militärbüchelchen: kastanienbraune (châtaine) Haare, Augen graubraun mit einer Nuance von wiederum kastanienbraun (gris marrons) — ein brünetter Typ also. Freie Stirne, rundes Gesicht, Nase von mittlerer Höhe. Größe 1 Meter 53 Zentimeter — der arme kleine, hübsche Bursche, der auf der Höhe von Marsal lag, ist richtig beschrieben.

Und du wurdest also der richtige kleine Piou-Piou, wie das Wortspiel den französischen Soldaten nennt: der kleine Bauer im Schachspiel — der kleine Fußsoldat im Felde. Es muß dir schwer gefallen sein, die rund 85 Pfund Ausrüstung zu tragen, mit denen man dich manchmal unnütz beschwerte. Was soll dir der ausgehöhlte Gewehrkolben frommen? Dafür belastet dich dein General mit einem überflüssigen Holzbündel, das er am Saum der Sahara schätzen lernte und das er nach Schema F auch in die Wälder des Nordens schleppen ließ.

Man lachte über manche scheinbar schematische Dinge im deutschen Heeresbetrieb und lernt im französischen ihrer noch mehr kennen; so hat unser kleiner Piou-Piou einen dunkelblauen Waffenrock (wenn man unter der Capote nicht eher einen Überrock mit Kapuze verstehen will), den sein Militärbüchelchen genau schildert: Rückenlänge 108 cm Typ F, Weite unter den Armen 89 cm, 4. Unterabteilung. Die ‚Tunique', die man altbayerisch Janker nennt, hat die Länge 44 cm, Typ C, Weite unter den Armen 89 cm, 7. Unterabteilung — kurzum, der Bataillonsschreiber hat erklecklich viel in so ein Militärbüchl zu kritzeln, und der Kammerunteroffizier muß einen Kopf haben „wie ein Wasserschaff", wenn er nach Maßen, Typen und Unterabteilungen einen Rekruten uniformieren will.

⁂ ⁂ ⁂

Die Kompagnieschule setzte in ihrer Art den Unterricht des kleinen Piou-Piou fort.

„Was ist das Vaterland? — Das Land, in dem wir geboren sind, unsere gesamten wirtschaftlichen Einrichtungen, unser Besitz, unsere Dörfer und Städte, unsere Familie, unser französisches Reich. Unsere Sprache

Digitized by Google

auch — die schönste und wohllautendste von allen. Sie ist ein Abbild unseres Nationalcharakters, wie er der größeren Masse der Franzosen eigen ist. Er zeichnet sich aus durch abgeklärte Ideen, gesunden Menschenverstand, Freude am Fortschritt, Biederkeit, durch Adel des Empfindens, durch Geselligkeit und durch Gemeinsinn, durch unsere Liebe zu einer vernünftigen Freiheit in den Schranken der Ordnung. Und so ist Frankreich heute das Land, in dem sich's am besten wohnen läßt — viele Ausländer sehen in Frankreich ihr zweites Vaterland."

François Gravière — da hast du eine lange maulvolle Phrase erlernt. Solche Selbstschätzungen führen zu Selbstüberhebungen. Aber dein Generalissimus dämpft deine Gefühle wieder und läßt dich in der Militärschule einiges über den Sold hören:

„Der Sold beträgt 5 Centimes auf den Tag für den gewöhnlichen Soldaten, 22 für den Korporal. Zunächst sind die Lebensbedürfnisse jedes einzelnen Soldaten auf 24 und einen halben Centime festgesetzt, dann auch die Fleischlieferung ... An Fleisch bekommt der Soldat täglich:

350 g frisches oder
240 g Speck oder
200 g Konservenfleisch.

An Brot:

750 g gewöhnliches oder
700 g Biskuit oder
550 g Kriegsbrot oder
620 g Brot und
100 g Kriegsbrot gemischt.

Seine vivres du sac, die Kriegsration im Tornister, bestehen aus Kriegsbrot, Konserven, Suppenzutaten, Zucker und Kaffee für zwei Tage. Sonst bekommt er im Felde täglich Brot (wie oben), 500 g frisches Fleisch oder 300 g Konserven, 50 g Suppe, 20 g Salz, 32 g Zucker, 24 g Kaffee, 100 g Reis oder Bohnen."

⁂ ⁂ ⁂

Die Militärschule spricht weiter zu dem kleinen Piou-Piou: „Der Krieg von 1870/71, den Bismarck lebhaft ersehnt hatte, um ein kaiserliches Deutschland zu begründen, unter preußischer Oberherrschaft, wie es als schwacher Versuch schon bestand," hatte das Ergebnis: „zwei Provinzen verloren, die heute noch, nach 44 Jahren, sich nicht darüber hinwegtrösten können, keine Franzosen mehr zu sein; ein erschöpftes, verblutetes (seignée à blanc) Frankreich, auf lange Zeit hin mißachtet unter den Nationen ..."

„Es hatte uns nicht an Tapferkeit gefehlt — aber die militärische Organisation taugte nichts. Angesichts dieser Tatsache wird es wohl keinen Franzosen geben, der nicht mit Freuden der dreijährigen Dienstzeit sich unterziehen wird ..."

„Vergessen wir auch nicht unserer unglücklichen Brüder in Elsaß-Lothringen, die immer ihre Blicke nach uns wenden. Wir konnten sie nicht verteidigen, wir konnten sie uns nicht erhalten; aber bewahren wir gleich ihnen in unseren Herzen das starke Vertrauen an eine glorreiche Zukunft unseres Vaterlandes."

„Denn die Zukunft gehört denen, die nicht vergessen ..."

Mit diesen Worten, François Gravière, die dir ein militärisches Questionnaire, ein Frag- und Antwortbüchl, neben den Erläuterungen in der Militärschule gedruckt zum Einlernen empfahl, bildete sich in dir der Chauvin weiter, der dich nach einem Krieg mit Deutschland dürsten ließ.

Dieses Questionnaire machte dich auch nebenbei auf die Gefahren des Alkohols aufmerksam: „Der Alkohol ist ein Gift für den menschlichen Körper, ein Fluch für die Familie, eine Gefahr für die Gesundheit, das Verderben fürs ganze Land ... Frankreich konsumiert gegenwärtig auf den Kopf 14 Liter Alkohol — so ist es das Land in Europa, in dem am meisten Gift konsumiert wird. Und so ist es an der Zeit, diese Landplage auszurotten, die Frankreich entnervt und ruiniert ..."

Aber aus Hunderten von französischen Feldflaschen in dem Beutehaufen roch Fusel ...

⁂ ⁂ ⁂

Im Livret militaire des kleinen Piou-Piou las ich neben einer Unzahl von Eintragungen und Bestimmungen auch 123 Paragraphen des Militärstrafrechts, von denen 33 die Todesstrafe androhen. Für den Kriegsfall kommen in Betracht:

„Diebstahl beim Quartierwirt: 5—10 Jahre Zuchthaus; bei mildernden Umständen 1—5 Jahre Gefängnis. Plünderung eines Verwundeten: Zuchthaus; wenn dabei der Geplünderte nochmals verwundet wird: Todesstrafe. Ungehorsam: 2—5 Jahre Gefängnis. Anstiftung zum Bandenraub: Todesstrafe und Degradation. Totschlag, verübt am Quartierwirt, seiner Frau oder seinen Kindern: Todesstrafe."

⁂ ⁂ ⁂

Briefe an den kleinen Piou-Piou — geschrieben von seiner Braut Carmen aus Paris und von seinem Freund Gustave ...

Und Carmen schreibt am denkwürdigen 31. Juli: „Dein Brief hat mich nicht überrascht; ich weiß, wie schwer die Stunde ist — — wir bewahren immer noch die beste Hoffnung, daß Guillaume (Wilhelm II.) angesichts unserer Heeresmacht zögern wird, das furchtbare Wort zu sprechen ..."

10. August: „... mit Ungeduld greifen wir zu den Blättern. Es ist ein Unglück, daß sie nicht immer die Wahrheit sagen ..."

15. August: „... Du bist nicht der einzige, der uns von der Furcht des Feindes erzählt. Sie geben jeden Tag Proben von ihrem Mangel an Tapferkeit. Um so besser für uns — wir werden es desto leichter haben und möglichst rasch Schluß machen; die ganze Welt wünscht es so ..."

16. August: „... man hat mir gesagt, daß Du das Fort verlassen willst, um in die Front zu gehen — ist es wahr? Ich bitte

Digitized by Google

Dich, verbirg mir nichts, ich will immer wissen, was Du tust, und sollt' ich auch darunter leiden müssen. Du hast mir gesagt, Du wirst Deine Pflicht erfüllen bis ans Ende; Du brauchst mich dessen nicht aufs neue zu versichern — Frankreich ist in Gefahr, da muß ein jeder seine Liebe zum Vaterland beweisen. Paris ist ruhig; die Hälfte der großen Geschäfte ist geschlossen, einige Trambahnlinien verkehren noch. — — Du Heißgeliebter, ich bin um Monate gealtert — was für ein Fest wird deine Rückkunft sein! Beantworte mir die folgenden Fragen: Bist Du noch immer im Fort? Bist Du großer Gefahr ausgesetzt? Hast Du schon Deutsche gesehen? Hast Du große Anstrengungen durchzumachen? Leidest Du unter der Hitze? Glaubst Du, daß dieser Krieg noch lange dauern wird? Hast Du noch Zeit, in Deinen seltenen Ruhepausen an die zu denken, die Dich liebt? Gräm' Dich nicht um uns, Du hast zu viel für Dein Vaterland zu sorgen — ich küsse Dich, ich liebe Dich von ganzem Herzen ..."

17. August: „Du weißt nicht, wie glücklich mich gestern Dein Brief gemacht hat. Du hast mich wieder beruhigt ... Ich bin ganz Deiner Meinung: wir müssen den Krieg haben, um dann endlich wieder in Ruhe und Frieden leben zu können. Ich bin erstaunt, daß unsere Soldaten so kaltblütig ausziehen, fröhlichen Herzens beinah und doch Eltern und Freunde in schwermütigem Gedenken wissend ..."

18. August: „... heut nichts von Dir. Wenn Du mir doch schriebest! Du weißt nicht, mit welcher Angst ich Deiner Briefe harre ... Welch schreckliche Sache, dieser Krieg! Und gleichwohl marschieren sie alle aus mit Singen und Lachen! Es ist hier eine fürchterliche Hitze — die armen Soldaten im Feld, gequält mit gewaltigen Märschen. Schreib mir, schreib mir! Was ist los an der Grenze — wir erfahren nichts! Wenn ich ein Vöglein wär' — ich würde an Deiner Festung singen! Ach, alle Franzosen sind gewiß, den nahen Sieg vor sich zu haben; alle Umstände deuten auf unseren Vorteil, und wir müssen den armen Belgiern unendlichen Dank wissen, daß sie sich lieber massakrieren lassen, als den Deutschen den Weg nach Frankreich freigeben. Auf Wiedersehen, Liebster! Nimm tausend Küsse von Deiner zukünftigen kleinen Frau ..."

Arme kleine Carmen!

⁂ ⁂ ⁂

Briefe vom Freunde, einem anscheinend jugendlichen Herrn Gustave David, der zu le Havre wohnt, aber in seiner prahlerischen vollmäuligen Art fast zum gascognischen Stamm zu rechnen ist.

Er schreibt am 28. Juli: „... Am Samstag die Flucht nach Paris — kommst Du auch? Dann zeige Dich mit sechs Wundlöchern in Deinen Stiefelschäften, drei Schüssen im Saum Deines Mantels, acht Bajonettstichen im Käppi — glühend vor Begeisterung, die Auszeichnung im Knopfloch und dazu die Beförderung ..."

7. August: „... wenn auch in diesem Augenblick die Stunde schwer ist — wir setzen doch alle Hoffnungen auf Frankreich. Die Herzen hoch! Nieder mit Deutschland! Es lebe Frankreich, das uns schützt ..."

17. August: „... es hat uns ein wahres Vergnügen gemacht, in den Zeitungen zu lesen, daß Ihr nun auch die dreckigen Preußen (sales Prusscos) gerochen habt. Hast Du den Luftzug am Schild Deines Käppis gespürt? Hoffen wir, daß sie ein paar Pillen schlucken werden und dann auf ewige Zeiten den Geschmack an unserem Champagner verlieren. Sie haben den Pfropfen von der Flasche springen lassen, aber der Knall wird ihnen teuer zu stehen kommen. Leider Gottes — wir werden auch unsere Opfer bringen müssen, viel mehr aber die anderen! Und wenn man, wie Du, ohne Furcht drauf los marschiert, eh bien, dann kommt man auch wieder gut zurück. Also, Vertrauen! Gewiß, es werden vielleicht etliche Härchen auf Deinen Waden fehlen — aber wenn Du nur sieggekrönt zurückkehrst. Die Nachrichten sind hier geradeso wie in Paris: man erfährt nichts von unserem Aufmarsch — das erregt und beruhigt trotzdem. Zahlreiche Engländer stoßen zu Euch in vorzüglicher Ausrüstung und voll Mut. Also: Mut, Vertrauen, und auf baldiges Wiedersehen! Wenn's nur möglich wär', daß Paul und ich bei Dir sein könnten — wir hätten so gern Deinem Riesenkater die Krallen beschnitten und sie mit Dreck und Speck den preußischen Barbaren vor die Füße geschmissen! (... on se serait chargé de couper les quinze pattes de ton caffard et d'en envoyer les décompositions en travers des jambes de ces barbares de Prussiens.) Clementine, Simonne und ich haben der Muttergottes eine Kerze gestiftet, damit Du glücklich wieder zurückkehrst. ... wenn Du mir nicht an le Havre denkst, vor und nach der Schlacht, dann sollst Du mir daran denken. An diesem Ort sind die Preußen aufgehalten worden und haben 1871 nicht einrücken können. Gott, was die Menschen in die Kirchen strömen! Diese Angst allenthalben — unglaublich. Guillaume hat sein Volk Gott empfohlen — aber weil er der Teufel selber ist, so wird man ihm schon hübsch dreckig auf den Schwanz treten, und ich glaube, er wird etwas beschädigt werden. (Guillaume a recommandé son peuple à Dieu, mais comme lui c'est un diable, on va salement lui tirer sur la queue, et je crois qu'il va être endommagé.) Wenn Du so ein altes Restchen von einem Preußen haben kannst, da bitt' ich mir ein Stückchen davon aus als Souvenir, und wenn es nur ein Rockknopf ist ..."

⁂ ⁂ ⁂

Auf den Höhen von Marsal aber fiel der kleine Piou-Piou François Gravière mit vielen Kameraden, die ein künstlich genährter Wahn gegen Deutschland gesandt hatte.

Digitized by Google

Der Alte aus dem Schwarzwald

Von Ludwig Sternaux

Im Herbst 1901 verlor Hans Thoma seine Frau, die Malerin Cella Thoma. Er verlor in ihr die treueste Gefährtin seines Lebens und seiner Kunst, in seinen Bildern tauchen immer wieder jene einfachen, schlichten Frauengestalten auf, die die Gesichtszüge der über alles Geliebten tragen, deren Bild so in die Ewigkeit eingegangen ist. Es war der härteste Schlag, der den Künstler je betroffen; wie schwer er ihn betroffen, das beweist das plötzliche Versagen seiner sonst so unerschöpflichen Schaffenskraft in jenen Tagen. Die Natur übte dann auch auf ihn ihre unendliche Heilkraft aus, eine Reihe der schönsten Landschaftsbilder, die Thoma gemalt, ist bald danach entstanden. Wie solche Zeiten aber jeden empfindenden Menschen, den einen mehr, den anderen weniger, zu innerer Einkehr bewegen, wie die Schwere des jähen Leides zur vertieften Zwiesprache mit dem führt, der unsere Geschicke nach seinem unerforschlichen Ratschluß lenkt, so erwachte auch in Thoma damals ein alter Plan zu neuem Leben, der schon von frühauf in ihm geschlummert, den er oft hin und her erwogen und den er doch immer wieder im Drange des Alltags — das Schicksal aller Lieblingspläne! — hatte beiseite lassen müssen. Das war eine künstlerisch beseelte, zusammenfassende Darstellung des Lebens unseres Heilands. Das eigene Leid zwang seinen Blick zu dem, der mehr gelitten.

Dieser Plan mußte dem gläubigen Künstler um so verlockender erscheinen, als er bereits in den vielen biblischen Bildern, die er im Laufe der Jahre gemalt, sich selbst die beste Vorbereitung, den besten Grundstock zu einem umfassenden Zyklus von Bildern aus dem Christusleben gegeben hatte. Aber für wen sollte er malen? Wo fand er für diese höchsten, bildgewordenen Bekenntnisse seiner in tiefem Schmerz und innigem Glauben gereiften deutschen Mannesseele die würdige Stätte? Wie Richard Wagner verzweifelte auch er fast an dem endlichen Gelingen seines hohen Planes. Aber wie dieser in dem unglücklichen Ludwig von Bayern einen Gönner gefunden hatte, der den Künstlertraum von Bayreuth zu wundervoller Verwirklichung brachte, so fand auch Hans Thoma in seinem hohen Freunde, dem greisen Großherzog von Baden, einen verständnisvollen Förderer seiner Absichten und Pläne. Wohl vergingen noch lange Jahre, ehe Thoma mit einem bestimmten Ziel vor Augen an die Arbeit gehen konnte. Aber als der Großherzog im Jahre 1901 in Sankt Moritz bei einer wiederholten Erörterung des alten Planes die bekannten Worte gesprochen hatte: „Wenn wir Weißbärte bauen wollen, so meine ich, wäre es jetzt Zeit!“ — denn beide waren ja inzwischen längst alte Herren geworden —, da mag dem großen Künstler, der sich zeit seines Lebens immer das naive Fühlen eines Kindes bewahrt hatte, das Herz vor Freude bis in den Hals hinauf geschlagen haben.

So entstand das der Karlsruher Kunsthalle angegliederte Thoma-Museum, ein kleines Bayreuth für alle, die den deutschesten unserer lebenden Maler lieben. Niemand, der die schöne und reiche Hauptstadt Badens besucht, wird es versäumen, die stille Kapelle zu besuchen, die den Namen Hans Thomas ehrend deuten und verkünden soll und die doch, getreu dem Geiste ihres Schöpfers, weit mehr ein Denkmal deutscher Kunst überhaupt als eine Verherrlichung seiner eigenen Größe geworden ist. Der alte Großherzog sollte die Vollendung des Baues nicht mehr erleben. Aber der, dem zu Ehren er ihn hat errichten lassen und der die beiden Säle, den kapellenartigen Vorraum und den größeren achteckigen Hauptsaal, mit hingebender Liebe und rührendem Fleiße in vier langen Jahren bis in die letzten und geringfügigsten Einzelheiten hinein ausgemalt und ausgestattet hat, der durfte ihn zu seinem siebzigsten Geburtstage als ein völlig in sich abgeschlossenes Werk der Stadt Karlsruhe als schönstes Geschenk übergeben. Damit hat die Stadt, in die der junge Thoma vor damals gerade fünfzig Jahren, die Brust von Zukunftshoffnungen geschwellt, im Auge noch den Glanz der heimatlichen Schwarzwaldberge, als Suchender hineingeschritten war, für alle Zeit das Beste und Schönste von des Altmeisters Hand in ihren Mauern geborgen, und keiner von denen, die vor nunmehr fünf Jahren dort zur stillsten Geburtstagsfeier versammelt waren, hat sich dem Eindruck verschließen können, daß der greise Künstler mit dieser Stätte des Friedens nicht nur der ihm zu einer zweiten Heimat gewordenen Stadt, sondern dem ganzen deutschen Volke das herrlichste Geschenk gemacht hatte.

Da prangen nun, in die Wand eingelassen und von künstlichem Schnitzwerk umrahmt, die elf Wandbilder aus dem Christusleben, denen zuliebe dieser Raum ersonnen und gebaut worden ist. Ein sanftes Licht überflutet sie, kein Laut der aufgeregten Welt dringt je in diese Einsamkeit, und in dem großen Schweigen, das sie umfängt, schwingen leise, leise, wie ganz ferne Glockenklänge, die frommen Erinnerungen unserer Kinderzeiten. Der da in diesen elf großen Bildern die Stationen seines glorreichen Leidensweges abwandelt, ist ein deutscher Heiland; deutsch ist die Landschaft, die seine Schritte trägt, deutsch der Himmel, der seine Geburt, sein Leben, seinen Tod im Wechsel von Tag und Nacht und im Wandel von Frühling, Sommer, Herbst und Winter geheimnisvoll

Digitized by Google

Weihnacht. Gemälde von Hans Thoma
(Veröffentlicht in des Meisters „Festkalender")

Digitized by Google

mit Sonne, Mond und Sternen überlächelt, deutsch ist die naive Andacht, mit der hier ein Lebender, ein Moderner, die uralte Legende zu neuem Leben erweckt hat. Das hat nur jemand zu erschaffen vermocht, in dem unser altes Volkstum so lebendig wirkt wie in Hans Thoma, nur jemand, in dem die Hoheit und die königliche Einfachheit unserer völkischen Überlieferungen sich so völlig mit einem modernen Künstlertum vermählt wie in ihm. Das ganze deutsche Volk müßte wieder und wieder zu dieser stillen Stätte wallfahren, in der das Wirklichkeit geworden, was wir in halbem Traume rückwärts gewandten Blickes alle oft ersehnen, dies holde Märchen, das alle Jahre einmal mit dem Klang der Weihnachtsglocken sich aufs neue in unsere Herzen schmeichelt und dem zu lauschen wir nie müde werden. Denn die Gebete, die uns die Mutter lehrte, die Geschichten, die schon in die Augen unserer Väter gläubiges Staunen zwangen, die vergessen wir nie, die führt das Blut, das von Geschlechtern zu Geschlechtern rinnt, unzerstörbar mit sich, das Wissen um die alten Sagen und Legenden schläft wohl einmal, aber es vergeht nie.

Und wieder gingen die Jahre um den Alten aus dem deutschen Schwarzwald hin. Längst ist er über das biblische Alter hinaus, und das Bewußtsein, daß er immer noch da in Karlsruhe tätig und rastlos als ewig junger Schöpfer wundervoller Bilder, als weiser Berater und Förderer junger Talente, ja, wenn es Not ist, als Rufer im Streite lebt, hat geradezu etwas Mythisches. In zahllosen Galerien hängen seine Werke und locken immer aufs neue zu beglücktem Schauen; reiche Privatleute finden ihren höchsten Stolz im Besitz eines Gemäldes von seiner Hand; das ganze deutsche Volk kennt ihn am besten aus den vielen, vielen Steindrucken, die als köstlicher Wandschmuck in dieses Volkes Stuben hängen, die als Freude stiller Stunden in verschwiegenen Mappen ruhen. Liebe steigt ihm aus tausend Herzen entgegen. Nun ist er im Oktober dieses über alles Erwarten denkwürdigen Jahres fünfundsiebzig Jahre alt geworden, bekannt und verehrt wie kein zweiter Maler in Deutschland. Vor fünf Jahren schenkte er seinem Volke die Karlsruher Kapelle. Nun, da ihn das gnadenreiche Schicksal gesund und rüstig, kaum von den Spuren des Alters erheblich berührt, auf die neue Wegstrecke zurückblicken läßt, die wie im Fluge vergangen, drängt es ihn dankbar zu einem neuen Geschenk. Denn Schenken ist ihm Herzensbedürfnis. Er hat immer geschenkt. Von dem Augenblicke an, da er als fünfjähriger Junge seinem Vater zum Namenstage den „Händlibub", seine erste richtige Zeichnung, brachte, bis zum heutigen Tag, da ihm noch immer ein Bild, ein Steindruck kein „Auftrag", sondern ein Geschenk ist, an dem er selbst Freude haben muß, weil es sonst nicht so wird, wie er es von sich selbst verlangt

Und da ist er denn auf den Gedanken gekommen, die Bilder aus der Karlsruher Kapelle, die, so wenig oder so gar nichts sie auch an Tatsächlichkeiten aus seinem Leben enthalten, doch seine Lebensbeichte, sein deutsches Glaubensbekenntnis sind, dem Volke noch näher zu bringen als dies schon geschehen. Denn alle — und an alle wendet sich und hat sich Hans Thoma stets in seiner Kunst gewendet! — können doch nimmer nach Karlsruhe pilgern, so gerne er selbst es auch möchte, dessen erster Wesensgrundzug die Güte ist. Und so kommt er, der Fünfundsiebzigjährige, denn zu ihnen. Kommt in Gestalt eines Kalenders, der noch einmal alle die Bilder aus dem Thoma-Museum, farbig und mit gereimten Sprüchen verziert, wiederholt.

Es ist ein Festkalender nach dem Willen seines Schöpfers. Als ihn der alte Kalendermacher im Verein mit der Seemannschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig plante und überlegte, erfreute sich Deutschland noch eines sonnigen Friedens. Ein wundervoller Sommer überglühte Feld und Wald, ernteschwer wogte das Korn hügelan, hügelab, und in den deutschen Seen und Flüssen spiegelte sich ein wolkenloser Himmel. Der 2. Oktober, Thomas fünfundsiebzigjähriger Geburtstag, dämmerte aus der Zukunft eines Herbstes herauf, wie wir ihn so golden und so reich noch nie erlebt zu haben hofften ... Da konnte man wohl daran denken, Feste zu feiern. Aber es kam anders, und wir alle wissen, wie es gekommen, daß auf einmal der feurige Atem des Krieges unser deutsches Vaterland heiß durchlohte, daß statt der schweren Erntewagen endlose Heereskolonnen die Landstraßen entlang zogen, daß statt der heiteren Musik der Erntefeste die Kriegsfanfaren durchs Land gellten ... wir wissen es, und wir sind alle stolz und tiefbewegt. Denn wie ein Mann stand das gesamte Deutschland auf, um die Grenzen, die heiligen deutschen Grenzen in Ost und West zu schützen. Da erschien Hans Thomas „Festkalender" plötzlich nicht in einer Festeszeit, sondern in einer Stunde des Kampfes und der schweren Not. Aber wie eine rechte Sache, mag sie auch sein und ausschaun, wie sie will, nie zur unrechten Zeit kommt, so fügt sich auch das Geschenk des wunderbaren Alten aus dem Schwarzwald in die ergreifende Größe dieser unserer Tage, als ob es eigens für sie gedacht. Denn so wild der Kampf uns auch umtobt, so hoch die Wellen auch branden, die uns zu verschlingen drohen, so gell und jäh auch die gewaltige Erschütterung in uns widerklingt, die eine alte Welt vergehen, eine neue aufblühen läßt, es gibt auch Stunden, da wir nach kurzer Friedensrast in der taumelnden Flucht der Ereignisse verlangen, da plötzlich „Wanderers Nachtlied" in unserem Gedächtnis aufklingt und wir, im Denken an frische Gräber, die wir nie sehen werden, zuckenden Mundes die Worte stammeln: „Süßer Friede,

Digitized by Google

Christi Versuchung. Gemälde von Hans Thoma
(Veröffentlicht in des Meisters „Festkalender")

Digitized by Google

komm, ach komm in meine Brust!" Dann mögen wir zu diesem immerwährenden Kalender greifen und uns dem süßen Frieden anvertrauen, der aus seinen Bildern uns entgegensteigt. Wir werden dann doppelt geneigt sein, uns dem tiefen, volksliedhaften Symbolismus der Monats- und Planetentafeln hinzugeben, deren zeitlose Gestalten in ihrer kühnen Verkettung mit unseren kleinen menschlichen Geschicken bald wunderlich, bald hehr erscheinen. Die alten Märchen der Kindheit, deren Zauberklang die schöne, wilde Welt fast übertönt, werden wieder wach, und selbst wenn uns der grimme Mars, um dessen Helm die Schlangen züngeln, über dessen Haupt der Kriegskomet am brandroten Himmel dahinzuckt, uns allzu gräßlich und erbarmungslos an die nahe Großartigkeit unserer Tage erinnern sollte, so brauchen wir nur ein paar Blätter zu wenden, und die Bilder der „Verkündigung" und der „Krippe" und der „Drei Könige" werden uns sanft hinübergeleiten zu den Holdseligkeiten der ersten Kapitel aus dem Evangelium des Matthäus. Denn Weihnachten ist nahe.

Wie sonderbar! So ist denn dieses kleine Mappenwerk, dessen geringer Preis es für jeden erschwinglich macht, auch in diesem Sinne, zu Weihnachten, ein Festkalender. Nur die Minderzahl der heute Lebenden hat mit wachen Sinnen jenes Weihnachten erlebt, da unsere Truppen 1870 vor Paris gelegen haben. Uns Nachgeborenen hat die Kunde davon stets wie eine rührende Sage geklungen, dies „Weihnachten in Feindesland" war wie ein Märchen, dem wir leise lächelnd zuhörten und das wir doch nur halb geglaubt. Nun ist das alles herbe Wirklichkeit geworden, was einst unserer Knabenjahre heiße Wünsche waren: Krieg ist, und Weihnachten wird, wie vor vierundvierzig Jahren, in Feindesland gefeiert. In stiller Nacht werden hier und da die Bäumchen brennen, die Sehnsucht geht wieder hin und her und überflügelt Raum und Zeit, die Sehnsucht gleitet auch zu unbekannten Gräbern, die der Schnee deckt, und manch ein wildes Schluchzen wird am Heiligen Abend laut werden. Aber aus Kampf und Not gebiert sich Sieg und Frieden. Drum wende du die Blätter in Hans Thomas Festkalender: kein schöneres Weihnachtsgeschenk konnte dir der gütige Alte aus dem sonnigen Süddeutschland auf den Gabentisch legen. Denn auch seine Christuslegende in Bildern führt durch Kampf zu Sieg und Frieden. Die himmlischen Heerscharen, die wolkenumwallt in seiner „Verkündigung" über den fassungslosen Hirten schweben, der lustige Ringelreihn der rosigen Engel über seiner „Ruhe auf der Flucht", sie finden die Bestätigung ihres Jubels in des ganzen Zyklus Schlußstück „Die Seligen": Da wandeln weißgekleidete Gestalten singend und blumenwindend durch eine Frühlingslandschaft, der Himmel ist blau, schwanke Birken stehen vor hauchleichten Lämmerwölkchen, und von der Spitze des Berges grüßt hoch und her eine schimmernde Gralsburg.

Das ist die Erfüllung, und so klingt Hans Thomas Glaubensbekenntnis aus. Der ganze aufrechte Mann steckt darin und auch das ganze naiv-gläubige Kind, das er von je gewesen. Wenn wir uns aber fragen, wofür wir in diesem ungeheuren Kriege kämpfen, wofür wir Gut und Blut ohne Zaudern aufs Spiel gesetzt haben, wofür wir diese unerhörten Leiden und Verluste auf uns nehmen, deren schmerzliche Größe vielleicht gerade in diesen Tagen, da die Weihnachtsglocken von den Türmen klingen, unser Herz am meisten bedrückt, so gibt uns dieses Künstlers Lebenswerk die beste Antwort darauf: Denn alles das, was er je und je geschildert, die deutsche Landschaft, die deutsche Stadt, das deutsche Volkslied, das deutsche Märchen, die deutsche Sage und der deutsche Glaube, das ist es, was es, um mit Heinrich von Kleist zu sprechen, in diesem Kriege gilt. Und darum paßt auch sein Festkalender als wahrer Volkskalender so in diese Zeit, als ob er dafür geschaffen wäre. Das wollen wir ihm danken.

Zeichen

Der Trauer dunkles Zeichen zog ich auf
Am Fahnenstock des Hauses, und versonnen
Rief ich die alte, liebe Zeit herauf,
Die mit dem toten Freunde mir verronnen.

Da sprang mit frohem Sprung der junge Wind
Hinan und spielte mit dem Fahnentuche
So lustig wie ein ausgelassnes Kind.
Mir war es da, als ob der Freund mich suche,

Um mir zu sagen: Sieh, ich bin bei dir!
Wir Kinder der Natur, wir sterben nimmer.
Und plötzlich war es wunderlicht in mir,
Und volle Sonne stand im dunklen Zimmer.

Max Hayek

Digitized by Google

Ballade von den Masurischen Seen

Von

Franz Karl Ginzkey

Herr von Hindenburg spüret den Ostwind wehn.
Er reitet ums Land der masurischen Seen.
Sein Leben lang streicht er im Schritt und im Trab
Um die Seen und die Sümpfe und — mißt sie ab.
Er kennt im Sumpf jedwedes Rohr,
Und neigt er bodenwärts das Ohr,
So hört er es geistern und gurgeln dumpf:
Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.

Es lebt keine Unke, kein Frosch, kein Lurch,
Die er nicht kennte durch und durch.
Er kennt jeden Steg, jeden Busch und Verhack,
Er kennt jede Lack' wie den eigenen Sack,
Wie breit sie nach West, wie tief sie nach Ost,
Er kennt sie, als hätt' er sie selber gekost't.
Und immer hört er das Gurgeln dumpf:
Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.

Aus Berlin kommt die Botschaft, er hört's mit Graus,
Der Reichstag beschlösse: Wir pumpen sie aus,
Wir pumpen sie aus, die masurischen Seen,
Wir wollen dort ackern, uns rackern und mähn,
Wir wollen Profit aus dem Boden ziehn!
Von Hindenburg saust nach Berlin.
Ihn mahnt aus dem Sumpfe die Trommel dumpf:
Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf,
Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.

Digitized by Google

Herr von Hindenburg tritt vor den Kaiſer kühn:
Majeſtät, hier tät ein Malheur uns blühn.
An den Sümpfen zu rühren, das wäre nicht klug.
Felder haben wir wahrlich genug,
Doch Sümpfe wie dieſe, ſo wütend erpicht,
Die Ruſſen zu ſchlucken, die haben wir nicht.
O retten Sie, Majeſtät, den Sumpf!
Der Sumpf iſt Trumpf, der Sumpf iſt Trumpf,
Er ſchluckt die Ruſſen mit Rumpf und Stumpf.

Drauf lacht der Kaiſer: Nun gut, es ſei,
Ich geb' Euch die Sümpfe zum Schlucken frei!
Worauf Herr von Hindenburg hochbeglückt
Sich heimwärts gen Maſurien drückt.
Er dort in den Sümpfen herumſtudiert,
Notiert, krokiert, rekognoſziert.
Er reibt ſich die Hände: Gerettet mein Sumpf!
Der Sumpf iſt Trumpf, der Sumpf iſt Trumpf,
Er ſchluckt die Ruſſen mit Rumpf und Stumpf.

Und ſiehe, wie herrlich nun hat ſich erfüllt,
Was das Geiſterwort aus dem Sumpf ihm enthüllt:
Auf des Kaiſers Gebot, ein eherner Wall,
Umbrauſt er die Feinde wie Hannibal,
Beengt, umdrängt, verzwängt ſie mit Macht.
Generaloberſt von Hindenburg hat das vollbracht.
Hunderttauſend verſchwanden im Sumpf!
Der Sumpf iſt Trumpf, der Sumpf iſt Trumpf,
Verſchluckt ſind die Ruſſen mit Rumpf und Stumpf.

Digitized by Google

Das Paradies

Eine Kadettengeschichte

von Ludwig von Ploetz

Nichts Herrlicheres gibt es für einen königlich preußischen Kadetten als dies, einen sogenannten „Urlaubsort“ zu besitzen. Das ist eine Familie in der Stadt, in der man Sonntags hin und wieder zu Mittag eingeladen wird, um dann noch den übrigen Tag im gastfreien Hause verbringen zu dürfen.

Es gibt Familienhäupter, die über den Wert einer, Freunden und Verwandten gegenüber übernommenen Verpflichtung, Kadetten Feiertags zu sich zu bitten, im Zweifel sind. Mancher Selbstsüchtige verbringt den Sonntagnachmittag lieber im stillen Frieden mit den Seinen allein. Was soll man überdies mit dem eingeladenen jungen Kriegsmann anfangen, nachdem er zu Mittag gut und ausreichend genährt wurde? Es muß hierbei bemerkt werden, daß das „ausreichend“ wichtiger ist als das „gut“, wenn es heißt, einen königlich preußischen Kadetten zu speisen. „Kadettenmagen kann alles vertragen“ sagt ein altes Sprichwort. Wählerisch braucht niemand zu sein, der einen solchen jungen Soldaten sättigen will. Es ist nicht unbedingt notwendig, daß ihm ausschließlich Gänseleberpasteten vorgesetzt werden. Die Hauptsache bleibt, daß die Tafel ausgiebig besetzt war.

Ist der Hausfrau das Werk der Sättigung glücklich gelungen, so entsteht die schwierige Frage im Familienkreise, was mit den Kadetten anzufangen ist in der beschaulichen Nachmittagszeit, während der der Familienvater seinen Verdauungstabak rauchen will und die Familienmutter sich berechtigt fühlt, sich nach aller Plage endlich einmal mit sich selbst beschäftigen zu dürfen. Es ist nicht immer ein Zoologischer Garten bereit, in den man die jungen Herren schicken könnte.

Dergleichen Sorgen plagten den „Urlaubsort“ nicht allzuviel, den Fräulein Meta von Hildebrand für die Kadetten der Potsdamer Voranstalt darstellte. Fräulein Meta bewohnte eine altmodische kleine graue Villa, die mitten in einem großen Garten lag, der sich nicht weit von Glienecke bis an die Havel erstreckte. Darin war Platz genug. Da Fräulein Meta einen unendlichen Verwandten- und Bekanntenkreis besaß und zudem ein Herz von ebenso unbeschränkter Gutmütigkeit, war ihr Haus nun schon seit Jahren ein sogenanntes Kadettenparadies. Sonntags saßen die kleinen zierlichen Kavaliere dicht um die sonst so jüngferlich einsame Mittagstafel herum wie hungrige junge Spatzen, die von der betriebsamen Spatzenmutter gespeist zu werden verlangen.

Auf ihren Ruf als Kadettenmutter tat sich Meta etwas zugute. Oft waren neun bis zehn dieser jungen Krieger bei ihr zu Gast. Immer hatte es noch gereicht. Freilich waren die Schüsseln, die aufgetragen wurden, zuweilen so groß gewesen, als gelte es eine ganze Armee nach siegreicher Schlacht zu speisen. „Se war'n uns noch arm assen,“ sagte die Köchin Minna, eine biedere ostpreußische Kossätentochter, mehr als einmal.

Aber Fräulein Meta wies sie noch jedesmal mit lächelnder Belehrung zurück.

„Es ist genug für uns alle vorhanden.“

Diese Kadettenspeisung war ihr noch immer eine Freude. In ihrem spätjüngferlichen, einsamen Dasein bedeutete der allsonntägliche Überfall der bunten Jugend eine frische Lebenswoge, die in ihr Haus fröhlich hineinspülte. Vor allem kam der Besuch einem inneren Bedürfnis entgegen. Mütterliche Gefühle schlummerten in ihr. Sie hatte niemanden sonst auf der weiten Welt, für den sie sorgen, dem sie sich weich und gütig zeigen konnte. Es hatte sich niemand gefunden, der danach verlangte, sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen. Sie war den meisten wohl nicht hübsch und reizvoll genug gewesen. Die Männer sind nun einmal so, daß ihnen die Zierpuppen und Molligen besser gefallen als die ehrlichen, herben Kameradennaturen. Daran war nun einmal nichts zu ändern. Jedenfalls war es langsam so gekommen, daß „der Anschluß verpaßt war“, wie man sagt. Mochte es sein, wie es wollte, sie hatte nicht die Absicht, sich darüber zu Tode zu grämen.

Fräulein Meta war ein ganzer und tapferer Kerl. Umsonst war sie nicht die Tochter eines preußischen Generals. Mochten die Männer nur immer weiter den Molligen und Zierlichen nachlaufen, die so trefflich das Umgarnen verstanden. Sie wollte es ihnen nicht verwehren. Immerhin durfte sie dem Schicksal dafür danken, daß sie ohne Nahrungssorgen den Rest ihrer Tage verbringen konnte. Als ihre Eltern starben, verblieb ihr, dem einzigen Kinde, die alte Villa an der Havel mit dem großen geräumigen Garten dabei. Außerdem war ein genügendes Geldkapital vorhanden.

„Se war'n uns noch arm assen,“ sagte die Köchin Minna.

Aber Fräulein Meta lächelte bedeutungsvoll: „Es ist genug da.“

Eine Lücke war in Fräulein Metas sonst so friedlichem Dasein trotzdem vorhanden. Manchmal huschten doch zwei schattenhafte Gestalten, Frau Schwermut und Frau Sehn-

Digitized by Google

sucht, in ihre graue altmodische Villa, zumal an trüben Tagen, wenn der Regen unermüdlich auf die breite Allee vor ihrem Hause und den schmalen Vorgarten herniedertropfte. Dann schien es, als wollten die vielen hohen Offiziere, ihre Ahnherren und Verwandten, und die vielen Frauen, die alle so streng blickten, als befehligten auch sie gleich ihren Herren Ehegemahlen Regimenter und Brigaden, aus ihren Goldrahmen sich bewegen und sie hochmütig fragen, wozu sie eigentlich auf der Welt da wäre; ob sie vielleicht auch schon dem König von Preußen Söhne geboren hatte, die tüchtige Offiziere zu werden versprachen, und Töchter, die solchen Leuten gute Hausfrauen sein würden ... Es war nun einmal nicht zu leugnen, daß sie ein entarteter Sproß einer der ältesten Soldatenfamilien des Landes war. Ihren wahren Beruf hatte sie nicht erfüllt. Es stimmte da etwas bei ihr nicht ganz.

Alle solche schweren Gedanken aber schwanden dahin wie Schnee vor Tauwind und Sonne, wenn Sonntags die Kadetten zu ihr kamen. Dann herrschte Leben und Fröhlichkeit bei ihr, und jedesmal wurde sie sich kräftig dessen bewußt, daß sie nicht gänzlich zwecklos dahinlebte. Ihr war das schöne Los zugefallen, eine Kadettensonntagsmutter zu sein.

Das blieb immerhin etwas, mit dem sie zufrieden sein mußte.

⁂ ⁂ ⁂

Wie ihre jugendlichen Gäste nach erfolgter Speisung die Zeit zubrachten, darum also brauchte sich Fräulein Meta keine Sorgen zu machen. Sie hatte wirklich keine Veranlassung, einen Zoologischen Garten oder eine Kunstausstellung herbeizuwünschen. Der große Garten war ja da, in den die Kadetten hineinstürmten, sobald sie ganz satt geworden waren. Der war geradezu herrlich und bot Platz genug zum Spielen und Tollen. Im Sommer konnten sie sich in die Havel stürzen und dort toben und schwimmen. Bäume und Sträucher strotzten geradezu vor Obst. Man vermochte Johannisbeeren und Stachelbeeren herunterzuschlucken, bis man ‚einfach platzte'. Im Herbst brachen die Spaliere beinahe von den vielen Weintrauben. Im gelobten Lande konnte es nicht reichlicher gewesen sein.

Zur Ehre der Kadetten muß aber gesagt sein, daß nicht allein die Fülle irdischer Genüsse das besondere Wohlgefühl in diesem Urlaubsort hervorrief. Sie erkannten dankbar die weibliche Güte an, die sie umgab. Es war sicherlich eine Lust, Kadett des Königs zu sein. Aber ein Schatten lag immerhin doch über dem Anstaltsdasein. Die Mutterhand fehlte. Manche wurden bereits mit zehn Jahren aus dem Elternhause geholt, das sie nur in den Ferien wiedersahen. Mutterliebe hat einmal besonderen Wert ...

Aber nun fand die junge Schar wenigstens am Sonntag eine Zuflucht bei dieser großen, gütigen Frau, die mehr einem Grenadier der Garde glich als einem weiblichen Wesen. Geduldig ging Fräulein Meta auf die Gedankenwelt der kleinen Kriegsleute ein, ließ sich mit leiser, zurückhaltender Stimme Bekenntnisse mitteilen, erzählte wieder und riet. Sie kannte alle Geheimnisse ihrer Gäste. Wenn jemand darüber unterrichtet war, wie es auf der zweiten Kompagnie zuging, so war sie es. Der Hauptmann von Strott brauchte, wenn er etwas wissen wollte, nur zu ihr zu kommen.

Doch war es schön, daß Fräulein Meta völlig verschwiegen war. Niemand brauchte zu befürchten, daß sie etwas von den großen, ihr anvertrauten Geheimnissen verriet und etwa gar „petzen" ging. Davor wußten sie sich alle sicher.

Frauengüte erfüllte dieses gastfreie Haus. Für die fehlende Mutterliebe gab es hier Ersatz. Daß sich überdies zuweilen kleine Mädchen aus einer befreundeten Pension im großen Garten der Villa einfanden, davon soll erst gar nicht geredet werden. Auch ohnedies war es hier einfach herrlich.

Die Kadetten nannten diesen schönen Urlaubsort unter sich ‚das Paradies' ...

⁂ ⁂ ⁂

Die Jahre gingen dahin. Die Gäste wuchsen heran, wurden von der Sexta in die Quinta versetzt, von der Quinta in die Quarta, kamen danach in die Untertertia (das heißt, wenn sie nicht sitzen blieben), um schließlich in die Hauptkadettenanstalt nach Groß-Lichterfelde abgeführt zu werden. Aber es füllten sich Sonntags im Paradiese die Lücken immer wieder schnell genug aus. Immer aufs neue flogen Briefe in Fräulein Metas Haus von Bekannten, die sich bisher nicht im mindesten um sie gekümmert hatten. Plötzlich entsannen sie sich der alten, längst sanft schlummernden Freundschaft, teilten mit, daß jetzt auch von ihnen ein Sohn oder sonstiger Angehöriger in der Potsdamer Kadettenanstalt untergebracht sei, und fragten in aller Bescheidenheit an, ob es erlaubt sei, daß der junge Herr im weithin als gastfrei bekannten Hause der unentwegt geschätzten alten Freundin seinen Sonntagsbesuch mache ...

Aber auch die Gäste selbst sorgten für immerwährende Vervollständigung ihrer Schar. Oft genug teilte jemand der gutmütigen Wirtin geheimnisvoll mit, daß er auf seiner Stube oder in seiner Klasse einen Kameraden habe (einen „sehr anständigen Mann, einen famosen Kerl"), der leider keinen Urlaubsort für den Sonntag besitze.

Solange Platz vorhanden war, geizte Fräulein Meta nicht. „Bringt ihn mir meinetwegen das nächste Mal mit," erklärte sie.

„Se war'n uns noch arm assen," warnte Minna. — „Es ist genug da," begütigte Fräulein Meta ihre Köchin.

Bedächtig herrschte sie am Sonntag über ihrer Tafelrunde. Noch immer wurden alle hungrigen Kadetten bei ihr satt.

⁂ ⁂ ⁂

Aber dann kam eine Zeit, wo im Paradiese nach und nach die Sonntagsgäste aus-

Digitized by Google

blieben. Es war das etwas ganz Zufälliges. Einer nach dem andern von der Schar siedelte als Obertertianer in die Hauptkadettenanstalt nach Groß-Lichterfelde über und wußte unter den zurückbleibenden Kameraden nicht gerade einen „sehr anständigen Mann", der würdig genug war, empfohlen werden zu können. Es meldete sich auch gerade keiner der alten Bekannten Metas, um einen Sohn dem gastfreien Hause an der Havel in Empfehlung zu bringen.

Das war wunderbar genug. Noch seltsamer aber war es, daß Meta unter diesem Losgelöstsein von der Potsdamer Kadettenanstalt nicht im mindesten litt. Es fehlte ihrem weichen Gemüt nicht das geringste, als die hungrige Schar so plötzlich vollständig ausblieb. Niemand von denen, die sie kannten, hätte es ehemals glauben wollen, daß sie ohne ihren regelmäßigen Sonntagsbesuch das Leben hätte überhaupt ertragen können.

Dieses Rätsel einer Frauenseele war aber nicht unlösbar ...

Vor einiger Zeit hatte ein alter Bekannter und überdies entfernter Verwandter von ihr, der als Bataillonskommandeur aus der Linie in das erste Garderegiment versetzt war, bei ihr Besuch gemacht und sich danach angewöhnt, in ihrem Hause die Nachmittagsvesper einzunehmen.

Vetter Arthur gefiel ihr eigentlich nicht ganz.

Der Major von Hildebrand war sicherlich ein ausgezeichneter Offizier. Andernfalls wäre er auch wohl kaum von der Linie in jenes besondere Potsdamer Regiment versetzt worden. Derartige Vorzüge imponieren einer Generalstochter selbstverständlich ungeheuer. Aber anderseits hatte er schlechte Eigenschaften genug. Besonders mißfiel Meta das viele Rauchen des Herrn Namensvetters. Freilich fragte er sie jedesmal, wenn er seine Zigarrentasche hervorholte, höchst vetterlich, ob es erlaubt wäre ... Aber was sollte sie tun? Konnte sie wirklich „nein" sagen? So hartherzig war sie doch nicht. Außerdem lag in der Art der Fragestellung etwas, das andeutete, daß es sich hier lediglich um eine Höflichkeitsphrase handelte. Der Major hatte die Zigarre zumeist aus der Ledertasche bereits gezogen, wenn er fragte. Dieses Anmaßende in seinem Wesen ärgerte Meta auch jedesmal. Man befand sich hier in keinem Wirtshause, sondern in einem Frauenheim. Erst recht verletzte die Art des Rauchens. Eine Zigarre zündete der Herr Namensvetter sich an der andern an, indes er weit zurückgelehnt saß. Jedesmal suchte er sich mit sicherer Hand den besten und weichsten Armstuhl, jenen, in den sich Meta selbst niemals niederzulassen wagte, weil er ihr so heilig war. Denn ihre Mutter hatte in ihren alten Tagen ehemals zumeist darin gesessen.

Es lag überhaupt etwas Befehlshaberisches in diesem Herrn. Fast fühlte er sich als Gebieter in diesem Hause, das ihm ein Bestandteil seines Bataillons zu sein schien.

Die einzige, die aufzubegehren wagte, blieb die Köchin Minna. Aber die äußerte ihren Widerspruch stets erst, wenn der Herr Major wieder davongegangen war. Um so kräftiger schalt sie über die Zigarrenasche, die auf Teppich und Tischdecke ausgestreut lag, und über das Braunwerden der Gardinen.

Mühe genug hatte Meta, den aufgeregten Hausgeist zu beruhigen.

„Er ward uns noch das ganze Haus dreckig machen," schalt Minna.

„Er ist Major in einem königlich preußischen Garderegiment," belehrte sie Meta, „es ist doch immerhin für uns eine Ehre."

Minna dankte für eine Ehre, welche die Gardinen braun machte und Zigarrenasche im Zimmer herumstreute wie Kressesamen.

Der Herr Namensvetter hatte zudem, sobald er über andere Menschen sprach, etwas ungemein Absprechendes an sich. Dies konnte ihm das von jedem immer nur das Beste denkende Fräulein erst recht nicht verzeihen. Da war es wohl kein Wunder, wenn er in seinem Regiment nicht beliebt war. Wäre das der Fall, so würde er die Sonntagsnachmittage lieber im Kasino mit den jüngeren Kameraden verbringen, wie hier bei einer alten Jungfer, mit der er doch nur höchst weitläufig verwandt war. Oder konnte das andere Gründe haben? ... Fräulein Meta sann über diese Frage seit einiger Zeit recht eindringlich nach ...

Da geschah es an einem Sonntagabend, nachdem der Namensvetter sie wieder einmal verlassen hatte, daß es ihr wie Schuppen von den Augen fiel ... Die Erkenntnis war so überwältigend, daß sie in Tränen ausbrach. Sie weinte so bitterlich, daß Minna in ihrer Küche das Geräusch vernahm und besorgt hereinstürmte. Aber Meta wies die Bekümmerte schroff zurück.

Mit sich allein wollte Meta in dieser heiligen Stunde sein. Es gibt Augenblicke, in denen in unserm Innern plötzlich hunderttausend Quellen, von denen man nicht das geringste zuvor wußte, die man nicht einmal verstohlen murmeln hörte, mit Gewalt aufbrechen und brausend und jubelnd in die Höhe sprudeln ... wo die Augen sich weit zu öffnen beginnen und von dort her, wo vorher Dunkelheit sich bereitete, ein Meer von Licht auf uns stürmt, welches die Seele kaum aufzunehmen vermag ...

Wie blind war Meta vordem gewesen! Wie hatte sie in ihrer Weltfremdheit nicht das Einfachste erkannt! Suchte er nicht hier bei ihr etwas, das seinem rauhen Soldatenleben Wärme und Weichheit gab, das nach den Entbehrungen der Woche ihn mit süßen Schmeichelworten umfing, seine harten Wangen sanft streichelte (symbolisch natürlich gemeint, wenigstens bisher) und in seinem Herzen jene heilige Flamme entfachte, für welche der deutsche Sprachschatz noch immer kein schöneres Wort als „Liebe" weiß? ...

Bei solcher Erkenntnis begann sich das Bild des Majors vor den Augen ihrer Seele

Digitized by Google

langsam zu wandeln. Was Meta vordem Anmaßung nannte, war jetzt stolze Männlichkeit. Seine Kritik über die Mitwelt erschien ihr nicht mehr als hämisch, sondern als die Weltanschauung eines tapferen Mannes, der allen anderen mitten ins Herz sieht und sich nicht im geringsten blenden läßt, zumal wenn es seine Vorgesetzten betrifft. Den Qualm aber, den er bis dahin zu ihrem Entsetzen verbreitete, wollte sie fortan mit keinen himmlischen Düften vertauschen. Es gehörte nach ihrer neugeborenen Auffassung sich einfach für einen ganzen deutschen Mann, daß er nach Kräften Zigarren rauchte.

Hell stand vor der grauen altmodischen Villa der Glaube, daß sich hier ein Frauenschicksal erfüllen wollte, weil in letzter Stunde der heißersehnte Lebensgefährte sich eingefunden hatte, der aus dieser verblühenden Generalstochter eine rechte Soldatenfrau zu machen gewillt war und vielleicht auch (aber so viel wagte sie gar nicht zu erhoffen) eine rechte Soldatenmutter. Für die Schar ihrer kleinen Freunde schien Fräulein Meta jetzt — zu ihrem großen Bedauern natürlich — nicht der geringste Platz mehr in ihrem sonst so großen, liebegebenden Herzen übrig zu sein. Daß der Gegenstand ihrer neuerlichen Verehrung sich so viel Zeit ließ, bis er endlich die erlösenden Worte sprach, grämte sie nachgerade zwar ein wenig. Noch immer kam er jeden Sonntag und ließ es sich bei bester Verpflegung und zartester Rücksichtnahme vortrefflich wohl sein. Aber den Ernst seiner Absichten klar erkennen zu lassen, das fiel ihm leider noch immer nicht ein ...

Darüber gingen Herbst und Winter dahin, und es kamen trotz alledem Stunden, wo Meta die hellen Knabenstimmen, die sie sonst am Sonntag umtönten, zuweilen doch zu fehlen begannen, das fröhliche Lachen, das Kinderstaunen, die vertraulich geraunten Mitteilungen, alles dieses Strahlende, die Versicherungen beim Abschied, daß es im „Paradies" auf Ehre wieder einmal ganz herrlich gewesen wäre ... Aber sie blieb hart, wenn wieder einmal aus ihrem Bekanntenkreise ihr angedeutet wurde, daß es Kadetten gäbe, die so gern nähere Bekanntschaft mit dem Paradiese machen wollten, Jungens, die nicht den geringsten Urlaubsort in der Stadt Potsdam besaßen und ihre Sonntage wocheein, wocheaus in der eintönigen Anstalt verbringen mußten, während die anderen Kameraden nach dem Appell fröhlich in die sie gastfrei aufnehmenden Familien eilten.

Das geschah so lange, bis endlich ein kleiner blitzblanker Kadett die Schwelle des Paradieses doch wieder überschritt.

⁂ ⁂ ⁂

Dem Brief, den dessen Mutter, Frau Marianne von Oeser, schrieb, vermochte Meta nicht zu widerstehen. Es war wieder einmal eine völlig flüchtige Bekanntschaft, die hier von einer Kadettenmutter ausgenutzt wurde, um dem geliebten Sprößling sonntägliche Annehmlichkeiten zu verschaffen. In diesen Zeilen wurde aber mit so zwingender und mit so zielbewußter Klugheit und Energie bei einem guten Menschenherzen um Einlaß geklopft, daß eine Zurückweisung einfach nicht erfolgen durfte.

Frau von Oeser hatte vor einem Jahr ihren Gatten, der Hauptmann und Kompagniechef in einem Jägerbataillon gewesen war, verloren. In geschicktester Weise schilderte sie die Not des Witwentums, die Verlassenheit, in die eine Frau geriete, wenn plötzlich der Mann, der sie bisher in aufopfernder Weise geschirmt und behütet habe, ihr durch den Tod in grausamer Weise von der Seite gerissen würde. Der Ton des Briefes griff Meta ans Herz. Jene Schreiberin war die Tochter eines Regierungspräsidenten. Ein einziges Mal hatte Meta sie auf einer größeren festlichen Veranstaltung gesehen. Das war nun schon viele Jahre her. Eine weiche, klingende Kinderstimme war ihr in Erinnerung geblieben, die etwas merkwürdig Rührendes an sich hatte. Aus den Zeilen des Briefes heraus glaubte Meta diese weiche Stimme nach so langen Jahren deutlich wieder zu hören. Eine große Hilflosigkeit tönte zu ihr daraus.

Nie und nimmer konnte Fräulein Meta da widerstehen, zumal jene Frau ihren Sohn mit allen Farben zu malen wußte, die die Mutterliebe kennt.

Gut denn! Am nächsten Sonntag sollte sich dieser Musterknabe einmal vorstellen.

⁂ ⁂ ⁂

Da klopfte denn an die Tür des Paradieses etwas so Strahlendes und Blitzblankes, wie es Meta bisher noch nicht begegnet war. Sie war bei ihren Kadetten bisher an Zierlichkeit und Sauberkeit und Haltung doch sicherlich gewöhnt. Das waren alles keine schmutzigen, schlampigen dummen Jungens, wie sie häufig genug auf den Straßen und in den Familien zu finden sind, sondern junge Soldaten, die durch die Anstaltszucht wie auf Draht gezogen waren. Aber dieser kleine geschmeidige Kavalier war wirklich das Schmuckste, was sie bisher gesehen hatte. Er hatte Manieren wie ein Kammerherr. Mit vollendeter Sicherheit bewegte er sich. Aus seinen rosigbraunen Wangen sah ein siegesbewußtes Stumpfnäschen heraus. Ein Paar helle Augen blitzten darüber so hell, als würden sie täglich mit der Knopfgabel blank geputzt.

Mit dem kleinen klugen Burschen, der sich schon so ganz als Weltmann gab, verstand sich Fräulein Meta sogleich ausnehmend gut. Beim Essen ließ er sich nicht die mindeste Gier anmerken. Er zeigte eine gewisse Grazie und Zurückhaltung dabei, die den Willen zur Selbstsucht angenehm umkleideten, ohne ihn — selbstverständlich — zu unterdrücken. Dieser zierliche Kavalier wußte, was er wollte und gehörte nicht zu denen, die sich zurückdrängen lassen. Das sah man sogleich.

Alles in allem: der neue Sonntagsgast gefiel Meta. Aber sie war in Sorge, ob

Digitized by Google

er auch vor dem Herrn Major bestehen würde, der sicherlich heute wieder zur Vesperstunde erschien. Vetter Arthur liebte es nicht, wenn außer ihm sich Besuch einstellte.

Metas Befürchtung war unbegründet. Als Vetter Arthur erschien, fand der Kadett von Oeser auch vor ihm Gnade. Es geschah sogar das Wunderbare, daß beide Angehörigen des preußischen Heeres, obwohl sie so verschieden an Lebensalter und Stellung waren, sich geradezu befreundeten.

Der Major hatte seine Freude an der Unterhaltung mit dem aufgeweckten frühreifen Bürschchen. Alte Junggesellen fühlen sich zu Kindern zumeist hingezogen, weil für sie solcher Umgang den Reiz der Seltenheit hat. Hier kam dazu, daß der Kadett in vielem seinen Mann bereits ganz wacker stand. Hildebrand fragte ihn aus über die Verhältnisse der Voranstalt und erhielt stets wohlüberlegten Bescheid.

Im Armstuhl zurückgelegt, forschte der Major in gönnerhafter Weise dann weiter nach den Privatverhältnissen seines kleinen Freundes. Den verstorbenen Vater hatte er mal flüchtig im Manöver kennen gelernt.

„Es wäre nicht ausgeschlossen, daß ich auch Ihre Frau Mutter kenne. Was ist sie doch für eine geborene?“ fragte er gnädig und von oben herab.

„Eine von Kannegrell,“ antwortete der Kadett.

„War Ihr Herr Großvater ... eh ... nicht Regierungspräsident?“

„Zu Befehl. In Stettin,“ gab der Quintaner Bescheid.

„Wie sieht doch gleich Ihre Frau Mutter aus ... eh? Groß, blond?“

Statt aller Antwort knöpfte Oeser seinen Uniformrock auf und nestelte ein goldnes Medaillon hervor. Das löste er von der schmalen silbernen Kette, an der es hing, und reichte es stumm dem Fragenden.

Der öffnete es und betrachtete den Frauenkopf, der ihm entgegenblickte, lange.

Indessen sah Fräulein Meta nicht fort von ihm. Ihre Augen begannen sich angstvoll zu weiten. Es entging ihr nicht, daß die Wangen des Mannes sich zu röten begannen. Sein Gesicht erhielt einen höchst merkwürdigen, weichen Ausdruck ...

Als der Major dem Kadetten das Medaillon zurückgab, sagte er:

„Es stimmt. Ich habe Ihre Frau Mutter schon einmal in meinem Leben gesehen. Die Ehre persönlicher Bekanntschaft hatte ich freilich nicht. Wir waren auf einem großen Fest im Stettiner Generalkommando zusammen. Ich wollte mich Ihrer Frau Mutter vorstellen lassen. Aber wir kamen im Gedränge auseinander. Danach mußte ich fort. Mein Zug ging. Ich stand damals in Angermünde ... Wo lebt Ihre Frau Mutter jetzt?“

„In Eberswalde,“ schoß der Kadett heraus. Der Major sah lange den Wolken einer Zigarre nach. Niemand sprach ein Wort. Die Stille benutzte Meta, um ins Nebenzimmer zu gehen. Sie wollte mit sich allein sein, der unerklärlichen Bewegung Herr werden, die über sie kam. Ihr war zumute, als müsse sie schluchzen.

Während sie mit sich rang und ganz mit ihrer völlig rätselhaften Not beschäftigt war und auf die Welt um sie herum nicht im mindesten achtete, sagte der Major nebenan zu seinem kleinen Freunde: „Kommen Sie, wir wollen mal zusammen in den Garten gehn.“

Als Meta das Zimmer wieder betrat, fand sie es leer. Durch die Scheiben sah sie das ungleiche Soldatenpaar den Kiessteig entlang spazieren.

Das war das erstemal, daß ihr Vetter ohne sie in den Garten ging. Er hatte sie gar nicht einmal gefragt, ob sie mit dabei sein wollte ...

* * *

Es war ein heißer Augustnachmittag. Als der Major von Hildebrand und der Kadett von Oeser an das Gartentor gelangt waren, fanden sie es offen. Ein kühler Hauch kam vom Wasser herübergeweht. So gingen die beiden, obwohl sie barhäuptig waren, an der Havel entlang. Nicht allzu vielen Spaziergängern begegneten sie. Schließlich entdeckten sie eine Bank, auf der sie sich niederließen. Vor ihnen war die Wasserfläche von Ruderbooten und Seglern belebt. Einige Sportsleute schienen eine Wettfahrt veranstalten zu wollen. Während der Kadett, immer wachsam, auf alles achtete (seine Mutter hatte ihn so erzogen), würdigte der Major das ihm gewohnte Leben auf der Havel keines Blickes.

Merkwürdig in sich gekehrt war er heute. Schließlich begann er auf der Bank sitzend von seiner Vergangenheit zu erzählen. Er vergaß dabei ganz, daß nicht ein Erwachsener neben ihm saß, sondern ein kleiner, wenn auch frühreifer Potsdamer Voranstaltskadett. Er sprach wohl auch mehr mit sich selbst. Von seinem bisherigen Leben erzählte er. Wie er seit seiner Fähnrichszeit nichts anderes gekannt hätte wie seinen Dienst. Wie ihn das Soldatentum, dem er mit Leib und Seele angehörte, vollständig aufgefressen habe. Für alles Weichere und Zarte habe er nicht das geringste Verständnis gehabt. Kunst und Musik und anderer ‚Klimbim‘ seien ihm vollständig gleichgültig geblieben. Ins Theater habe ihn kein Pferd hineingebracht. Das habe er alles den Waschlappen überlassen. Auch den Frauen sei er aus dem Wege gegangen. Ein so großer Berserker er auch sonst gewesen wäre, so habe ihn doch den Frauen gegenüber stets eine gewisse Verlegenheit und Schüchternheit überschlichen ... Das alles täte ihm jetzt doch leid. Er bereue, daß er ein Leben lang nichts als Soldat habe sein wollen. Auch die weicheren Regungen seien berechtigt. Vielseitigkeit sei mehr als Einseitigkeit ...

Alle diese seine Gedanken und Bekenntnisse sprach der Major in völliger Unbekümm-

Digitized by Google

mertheit aus, während sie auf der Bank an der Havel zusammen saßen, in Gegenwart des kleinen Kadetten, den er doch erst seit wenigen Stunden kannte ...

Der Abend sank herab. Über die Havel glitt die Dämmerung dahin ...

Der Major war ganz erschrocken, als er die Uhr zog. „Halb neun schon. Donnerwetter. Wir werden von meiner Cousine was auf die Mütze bekommen. Wir haben uns heute sehr wenig um sie bemüht."

Als sie in der grauen Villa wieder erschienen, empfing sie Meta nicht gerade freundlich. „Ich dachte, Ihr wäret schon fortgegangen," sagte sie rauh.

„Wie werden wir so etwas tun, ohne uns zuvor zu empfehlen," entschuldigte sich der Major. „Dann würden wir keine ritterlichen Soldaten sein. Wir hatten uns verschwatzt. Einfach verschwatzt haben wir uns."

Wenn des Abends ihre Kadetten von ihr Abschied nahmen, hatte noch stets Meta für jeden einzelnen die freundlichsten Worte gehabt. „Also am nächsten Sonntag auf Wiedersehen!" sagte sie jedesmal.

Als aber heute Oeser sich in strammer Haltung, die verbindlichsten Kammerherrnperioden des Dankes stammelnd, von seiner gütigen Wirtin verabschiedete, weil die Stunde des Aufbruchs gekommen war, sagte sie nichts von einem Wiederkommen.

Kalt und unnahbar reichte sie dem scheidenden Gast die Hand.

⁂ ⁂ ⁂

Die Woche verging. Als wieder der Sonnabend gekommen war, wunderten sich auf der Stube neun der zweiten Kompagnie, auf der Oeser lag, die anderen Kadetten, daß er sich noch nicht in die Urlaubsliste eingetragen hatte.

„Du gehst doch morgen natürlich wieder ins Paradies," sagten sie.

In aller Verlegenheit kam der kleine Kammerherr damit heraus, daß er nicht zum Wiederkommen aufgefordert worden wäre. „Da kann ich doch nicht morgen schon wieder hingehen."

Die anderen waren entgegengesetzter Meinung. „Du bist verrückt, Mensch! Natürlich kannst du das. Wer das Paradies zum Urlaubsort hat, darf jeden Sonntag hingehen."

Aber der Kammerherr war von seinem Gefühl und rümpfte sein Näschen hochmütig. „Wenn ich wo nicht gewünscht werde, dann gehe ich auch nicht hin."

Über diese Auffassung entrüsteten sich die Stubenkameraden geradezu.

„Du bist so'n feines Aas. Wenn zu dir nicht'n Lakai kommt mit 'ner Einladung mit Goldrand, dann gehste nicht hin."

Das Schlimmste aber war, daß sie ihn einer unkameradschaftlichen Handlungsweise beschuldigten. Sie hatten nämlich ein Interesse daran, daß die abgebrochenen Beziehungen zum Paradiese wieder hergestellt wurden. Da waren verschiedene von ihnen und von denen auf den anderen Stuben, die nicht den allergeringsten Urlaubsort in Potsdam besaßen. Deren Blicke waren voller Eroberungsgelüste auf das Paradies gerichtet, von dem man schon so vieles Gute durch frühere Kadetten gehört hatte. Sie betrachteten Oeser als ihren Pionier und Vorkämpfer, der die Pflicht hatte, in ihrer aller Interesse an jenem Orte der Verheißung wieder festen Fuß zu fassen. War es ihm dort gelungen, sich gut einzuführen, so wurde von ihm erwartet, daß er seiner Kameraden gedachte. Dann mochte auch er bei günstiger Gelegenheit mit geheimnisvoller Stimme jener gastfreien Dame anvertrauen, daß er einen Freund habe, einen „sehr anständigen Mann", der die Sonntage trübselig in der Anstalt verbringen müsse, weil er nicht einen einzigen Urlaubsort besitze. Danach war es wiederum dieses Freundes Pflicht in genau derselben Weise zu verfahren, bis sie alle nach und nach zum Ziel gelangt waren.

Es war wie wenn Oeser das Ende eines Taues in den Händen hielt und nun feige loslassen wollte, das sie zu den Freuden des Paradieses emporziehen sollte. Dieses Tau festzuhalten war seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wenigstens so lange bis alle die anderen sich gleichfalls angeklammert hatten.

Was konnte Oeser gegen solche Ausführungen verrichten?

So geschah es, daß er am nächsten Sonntag wieder im Paradiese erschien.

⁂ ⁂ ⁂

Meta empfing ihn zurückhaltend, doch nicht unfreundlich. Sie machte sich Vorwürfe über ihr liebloses Verhalten am letzten Sonntagabend. Dadurch, daß ihr Verwandter nun schon seit Monaten bei ihr gewisse Hoffnungen erweckte, ohne doch im mindesten Ernst zu machen, war sie sehr reizbar geworden. Doch wollte sie sich von nun an beherrschen. Jedenfalls sollte dieser ihr Kadett nicht unter ihren Frauenlaunen leiden.

Aber als dann zur Vesperstunde der Major erschien, gelang es ihr nicht so leicht, ihrer Eifersucht auf diesen kleinen Eindringling Herr zu werden. Sie war kaum imstande, ruhigen Blutes mit anzusehen, wie sich der Verwandte vom ersten Augenblick an ausschließlich seinem kleinen Freunde widmete.

Natürlich ging der Vetter mit dem Kadetten nach der Vesper wieder in den Garten und dann an die Havel. Zwar folgte sie sogleich. Da aber dieser unhöfliche Offizier sich herzlich wenig um sie bekümmerte, blieb sie zornig zurück.

Oeser fühlte den Groll seiner Wirtin aufs deutlichste heraus. Es war ihm ehrlich peinlich. Vor dem Abendessen empfahl er sich daher.

Meta hielt ihn nicht zurück. Aber der Major protestierte: „Sie haben doch noch Urlaub bis neun Uhr?"

„Das schon."

„Natürlich bleiben Sie da. Wir gehen dann zusammen."

Digitized by Google

Klaus

Paſtellgemälde von Anton Klamroth

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

Wieder wurde es kein vergnügliches Nachtmahl. Einsilbig und grämlich saß Meta bei den beiden Kriegern.

Sogleich nachdem sie gespeist hatten, brachen sie auf. „Ich will Ihnen was sagen, ich bringe Sie in die Anstalt zurück," erklärte der Major seinem jungen Freunde. „Ich bin in eurer Bude noch niemals gewesen. Ich will sie mir mal von außen ansehen."

Als die beiden die Allee herunterschritten, stand Meta am Gartenzaun und sah ihnen lange nach. Zorn und Traurigkeit beherrschten sie. Und sie wußte doch wirklich eigentlich nicht, weshalb das so war. Es war eigentlich ein sehr schöner Zug ihres Verwandten, daß er sich dieses kleinen Kadetten in so freundlicher Weise annahm ...

⁂ ⁂ ⁂

Am Jägertor schritten der Major und der Kadett vorüber, am Stadtschloß vorbei, in dem König Friedrich einstmals gehaust. Noch zeugte die alte Bittschriftlinde, die dem unermüdlich für sein Volk Wirkenden in das Fenster und auf den Schreibtisch sah, von des großen Fürsten Spuren. Über die Lange Brücke gingen die beiden, über die ehemals die „Potsdamer Wachtparade" marschiert war. Unten gurgelten die schwarzen Wasser der Havel in der Dunkelheit vorüber. Hinten an der Eisenbahnüberführung blitzten ein paar Lichter auf. Zwei Schifferkähne lagen dort in der Tiefe. Deutlicher hoben sich jetzt die schweren Umrisse aus der Finsternis, da sich der Himmel zu erhellen begann. Stern auf Stern funkelte auf.

Als die beiden in der Saarmünderstraße anlangten, stand der Pförtner am Anstaltstor. Eine Weile noch blickte der Major durch das hohe Gitter auf die großen Gebäude, die ungefüge mit vielen erhellten Fenstern zum Nachthimmel emporragten.

„In diese Gegend von Potsdam bin ich bisher noch nicht gekommen," sagte er.

„Ich will mir aber doch mal gelegentlich eure Voranstalt näher ansehen. Ich selber war nicht Kadett. Aber mein Bruder war einer. Der war in der Wahlstatter Voranstalt. Da ist er leider gestorben."

„Ach," sagte Oeser mit herzlichem Bedauern.

„Da kam so'ne Typhusepidemie auf und da hat's ihn leider gehascht," erzählte Hildebrand weiter. „Es war ein sehr netter kleiner Kerl, und es war eigentlich sehr schade um ihn ... Wir beide haben uns sehr gut verstanden. Schwestern hatten wir nicht. Eltern auch nicht. Mein Vater ist vor dem Feind gefallen. Meine Mutter starb bald danach aus Gram. Wir beiden Brüder waren die einzigen von der Familie. Darum hielten wir eben doppelt zusammen. Das Liebste, was ich auf der Welt bisher besaß, war eben dieser mein Bruder ..."

Wieder klang diese Stimme so weich wie damals auf der Bank an der Havel.

Lange standen die beiden noch am Gitter. Oeser wußte nicht recht, was er zu diesen Bekenntnissen sagen sollte, und Hildebrand war ganz in die Erinnerungen versenkt.

Drüben ging der Pförtner unruhig auf und nieder und räusperte sich verstohlen. Er hielt eine Laterne in der Hand, die mit ihm feurig hin und her wandelte.

Es war ein sehr stiller Abend. Hinter den hellen Fenstern des Gebäudes der ersten Kompagnie wurde hin und wieder der Schatten eines Kadetten sichtbar. Es war gerade Freistundezeit. Viel fehlte nicht mehr zum Schlafengehen.

Nur das Räuspern des Pförtners unterbrach die Stille. Aber es paßte zum Ganzen. Erst an diesem Räuspern spürte man die große Ruhe.

Schließlich fragte Hildebrand den Mann: „Sagen Sie mal, kann man denn als Fremdling zu so später Stunde noch mit hinein?"

Der Pförtner war ein alter Soldat. Stramm schlug er die Hacken zusammen.

„Aber selbstverständlich, Herr Major."

„Ich will nur mal sehen, wie mein junger Schützling bei euch untergebracht ist."

„Aber selbstverständlich. Ich warte solange."

Kurz vor dem Gebäude der zweiten Kompagnie begegneten sie auf der von wenigen Laternen nur spärlich beleuchteten Terrasse einem Erzieher, der den Major vom ersten Garderegiment zu Fuß mit größter Höflichkeit grüßte. Er hatte gerade die Brigade unter sich, zu der die Stube gehörte, auf welcher Oeser lag.

Der Eindringling machte sich bekannt. „Ich bringe den Kadetten von Oeser, meinen Schützling, vom Urlaubsort zurück. Ist es mir vielleicht erlaubt, das Gebäude zu betreten?"

„Aber selbstverständlich, Herr Major."

Zunächst brachten sie Oeser auf seine Stube. Die dort versammelten Kadetten flogen von ihren Sitzen so flink empor, als wäre eine Pulvermine unter ihnen entzündet. Alle standen stramm. Der Älteste machte die vorgeschriebene Meldung, daß so und so viel Kadetten auf der Stube neun zur Stelle wären.

„Das ist ja ganz nett hier," sagte Hildebrand, den vom Lampenschein erfüllten Raum betrachtend.

Dann führte der Leutnant den Gast weiter durch das Gebäude. Oeser ließen sie auf seiner Stube zurück.

„War das dein Onkel?" fragten ihn die Kameraden, als die beiden Offiziere sie verlassen hatten.

„Nein, aber ein guter Bekannter," gab der Bescheid.

„Donnerwetter, hast du feine Bekannte," meinten die andern, „einen richtigen Major im ersten Garderegiment zu Fuß."

Während die beiden Offiziere das Gebäude weiter besichtigten, hörten sie plötzlich das Geräusch vieler kleiner Füße, welche die Stufen emporstürmten. Oben am Treppenkopf versammelte sich die Kompagnie vor dem

Digitized by Google

Schlafengehen und bildete einen Halbkreis. Dahinein trat der diensttuende Gefreite und sprach mit heller Knabenstimme das Vaterunser für die Nacht.

Darauf huschten sie alle eine Stiege höher in die beiden großen Schlafsäle hinein. Viele gähnten bereits. Ach, man war immer so herrlich müde am Abend in dieser Anstalt.

Der Major rief aber seinen jungen Freund noch zurück. „Sagen Sie mal, ich habe Ihnen noch gar nicht vorschriftsmäßig Lebewohl gesagt, Oeser. Wenn Sie an Ihre Frau Mutter schreiben, grüßen Sie, bitte, von mir. Schreiben Sie nur, daß ich mich der gnädigen Frau noch ganz genau entsinne. Sie stand damals im Stettiner Generalkommando vor einem hohen Spiegel und hielt den Kopf etwas schief. Ich hätte mich gern mit ihr unterhalten. Aber ich war ihr nicht vorgestellt. Nachher mußte ich fort ... Aber nun marsch in die Klappe. Und nächsten Sonntag auf Wiedersehen."

Lachend stürmte Oeser seinen Kameraden nach.

„Es ist ein netter Junge," sagte Leutnant Falk. „Manchmal ist er mir freilich etwas zu frühreif fein. Den Kammerherrn nennen sie ihn auf seiner Stube. Er hat aber wirklich eine gute Kinderstube gehabt. Das merkt man bei den Jungens sehr schnell. Er muß eine sehr verständige und zielbewußte Mutter haben. Übrigens vergöttert der Junge seine Mutter sehr. Er trägt stets ihr Bild in einem Medaillon auf seiner Brust. Beim Baden habe ich das neulich entdeckt."

Hildebrand nickte. Er hatte es ja auch bereits „entdeckt". Es war die höchste Zeit, daß er die Anstalt verließ. Auf der Terrasse wurden bereits die Laternen gelöscht. Schwarz lag der große Hof da.

⁂ ⁂ ⁂

Nun war der „Kammerherr" wirklich in einer sehr schwierigen Lage. Der Major von Hildebrand hatte zu ihm gesagt: „Auf Wiedersehen am nächsten Sonntag." Wo sollte das Wiedersehen erfolgen? Es kam doch wohl nur das Paradies in Frage. Also erwartete der Major ihn (den „Kammerherrn") am nächsten Sonntag wieder im Paradiese. Anderseits hatte ihn die Besitzerin dieses Ortes der Freuden aufs neue nicht wieder eingeladen, vielmehr eigentlich höchst unliebenswürdig behandelt. Deutlich genug hatte er es herausgefühlt ... Oder sollte er vielleicht doch so empfindsam sein, wie es seine Kameraden ihm vorwarfen?

In seiner Bedrängnis trug er den Fall seinen Stubenkameraden vor.

Die wußten natürlich sogleich, wie die Dinge lagen.

„Wenn du dich jetzt drücken würdest, so wäre das, auf Ehre, einfach eine Gemeinheit," entschieden sie.

„Solche olle Jungfern sind manchmal ein bißchen verdreht. Das will gar nichts bedeuten," meinte ein Untertertianer.

„Wir haben zu Hause 'ne Tante, die ist manchmal ein paar Tage lang verrückt," platzte ein kleiner Knirps heraus. „Aber das geht vorüber. Danach ist sie immer der Vernünftigste von allen."

„Wenn du immer gleich pikiert bist, sobald man dich nicht genug mit Samthandschuhen anfaßt, so ist das deine Sache. Hier handelt es sich darum, daß du unsertwegen wieder ins Paradies gehst, damit auch wir durch dich dort hinkommen. Du bist uns das, auf Ehre, einfach schuldig."

Das war die Auffassung der gesamten Stube. Ein Quartaner sprach sie mit dem gehörigen Nachdruck aus.

Noch gab es eine höhere Instanz, an die sich der kleine Kammerherr wenden konnte, eine Stelle, von der er bisher immer noch gut beraten worden war. Nicht daß Frau von Oeser ihn zur Unselbständigkeit erzogen hätte! Sie verlangte vielmehr frühzeitig von ihrem Sohn, daß er lerne, seine Entschlüsse selbst zu fassen und auch die Folgen dieser zu verantworten. Ob auch hin und wieder etwas Falsches dabei heraus kam, das war ganz gleichgültig. Die Hauptsache war, daß ein kommender Mann lernte, seine Willenskraft zu bilden. Männer, die nicht wußten, was sie auf der Welt eigentlich wollten, waren ihr im höchsten Maße zuwider.

Aber in bestimmten wichtigen Fragen, namentlich in solchen, bei denen Gefühl und Takt eine Rolle spielten, erwartete sie doch, daß ihr Junge zunächst sich an sie wandte.

So schrieb denn der kleine Kammerherr noch am selben Abend einen langen Brief an seine Mutter nach Eberswalde. Eingehend trug er ihr den ganzen schwierigen Fall vor. Dabei übermittelte er zugleich die Grüße des Herrn Majors, der jeden Sonntagnachmittag zu Fräulein von Hildebrand käme. Er vergaß nicht zu schildern, wie er jenem großen, stattlichen Offizier ihr Bild gezeigt habe, wie der es darauf lange betrachtete; wie es sich dann schließlich herausgestellt habe, daß er und die Mutter alte Bekannte, so zu sagen, wären. Dann erzählte er, wie sie auf der Bank an der Havel zusammen gesessen hätten, und der Herr Major dabei etwas ‚schlapp' gewesen wäre, wie er jene weiche Stimmung bezeichnete, wie dann das nächste Mal der Herr Major ihn in die Anstalt zurückgebracht hätte, und ihn die andern ganz furchtbar beneidet hätten, daß er mit einem Herrn Major vom ersten Garderegiment zu Fuß bekannt wäre, und wie der Herr Major überhaupt, auf Ehre, ganz furchtbar nett zu ihm gewesen wäre.

Schon am zweiten Tage danach erhielt er die Antwort seiner Mutter.

Sie schrieb ihm, daß sie am nächsten Sonntag von Eberswalde nach Potsdam fahren würde, um ihn zu besuchen und überhaupt einmal wieder nach dem Rechten zu sehen. Zugleich wollte sie dann am Nachmittag Fräulein von Hildebrand ihren Besuch machen, um sich für die ihrem Jungen

Digitized by Google

erwiesenen Freundlichkeiten zu bedanken. Bei dieser Gelegenheit würde sie schon in Erfahrung bringen, ob irgend etwas sich ereignet habe, was von dieser Dame übelgenommen worden sei. Wenn sie dabei auch den Herrn Major kennen lernen würde, so wäre ihr das natürlich angenehm. Das müsse ja nach allem ein netter und gefälliger Mann sein.

Das alles schrieb die Mutter des kleinen Kammerherrn.

88 88 88

An diesem Sonntag erschien der Kadett von Oeser im Paradiese zum Mittagessen nicht. So hatte er also doch verstanden, daß er nicht so ganz willkommen war. Meta hatte es ihn das letztemal auch deutlich genug fühlen lassen. Nun fehlte ihr seine helle, klingende, altkluge Stimme heute geradezu. Was hatte sie eigentlich gegen ihn? Manchmal wurde sie wirklich nicht aus sich klug. Rätselhaft und geheimnisvoll erschien sie sich zuweilen genug ...

Als die Vesperstunde nahte, meldete die Köchin Minna, daß draußen in der Allee eine Droschke genau vor der Gartentür halte, der eine Dame entsteige, die ganz so aussehe, als ob sie hier Besuch machen wollte.

Hastig ordnete Meta ihre Kleidung. Sehr empfangsfähig sah sie eigentlich niemals aus. Nie stand ihr irgend was besonders vorteilhaft. Sie wußte es nur zu gut und ärgerte sich selbst darüber, konnte es aber nicht ändern. Schließlich kam es in erster Linie aufs Herz an und erst danach auf das Äußerste. Sie glaubte wenigstens, daß es so wäre ...

„Ich lasse bitten," beschied sie die Köchin und nestelte noch einmal an dem blutroten, geschmacklosen Spitzenbehang herum, der weder zur Farbe ihres Gesichts, noch zu der ihrer Gewandung paßte.

Durch die Tür trat eine schlanke, dunkelgekleidete Frau herein. Als sie ihren Schleier zurückschlug, erkannte Meta unverzüglich, daß es die Mutter des heute ausgebliebenen Kadetten war. Die Ähnlichkeit war unverkennbar.

Es war unendlich lange her, daß sich beide nicht gesehen hatten. Frau von Oeser stellte das sogleich fest. Es war überdies auch wohl nur eine ganz vorübergehende Bekanntschaft gewesen ...

Die Besuchende bedankte sich für die überaus freundliche Aufnahme, die ihr Sohn in diesem gastfreien Hause gefunden. Weniger Worte hätten es auch getan, wenigstens nach Metas Meinung.

„Sie waren ja immer wegen Ihrer Güte bekannt," sagte Frau von Oeser.

‚Leider,' dachte Meta bei sich. Sie empfand es in diesem Augenblick fast wie einen Fluch, als gütiger Mensch vor aller Welt gleichsam abgestempelt zu sein. Immer und ewig ausgebeutet zu werden, das wurde dadurch ihr Los.

„Mein Sohn hat sich vom ersten Augenblick an in diesem Ihrem Hause wohlgefühlt. Er bekannte mir, daß er hier geradezu etwas wie eine Heimat gefunden zu haben glaubte," versicherte Frau von Oeser.

Hier wurden Annäherungsversuche gemacht. Meta fühlte es heraus. Aber diesmal wollte sie auf der Hut sein. Denn diese Frau mißfiel ihr. Das war eine von jenen, welche die Männer zu besiegen verstehen, vor denen sie und ihresgleichen noch immer hatte zurückstehen müssen, solange die Erde steht. Eine von jenen ihr verhaßten Molligen und Zierlichen saß vor ihr, eine von den Weibchennaturen, welche die Männer immer und immer wieder zu umgarnen wissen.

In überfließender Bitterkeit dachte sie an ihre vergangenen Jahre zurück. Mehr als einmal hatte sie ihr Herz klopfen fühlen, wenn ein Mann in ihr Leben trat, aber immer noch war eine von jenen anderen Verhaßten dazwischengetreten und hatte sie die, Reizlose, verdrängt ...

Die einschmeichelnde Stimme, aus der Demut und Willensstärke zugleich klangen, das Gepflegte und Sichere des Auftretens, das immerhin reichlich berechnet erschien, der ganze Zauber, der von dieser ... wirklich bestechenden Persönlichkeit ausging, sagte es Meta, daß die Frau, die vor ihr saß, zu ihren Feindinnen zu rechnen war.

„Es wäre mir nur peinlich," fuhr Frau von Oeser fort, „wenn ich befürchten müßte, daß mein Sohn vielleicht schon zu oft zu Ihnen gekommen ist, häufiger, als er vielleicht willkommen war. Mein Sohn hat mir in dieser Richtung seine Vermutung ausgesprochen. Er hat ein sehr feines Gefühl. Es wäre mir als Mutter natürlich sehr unangenehm ..."

Meta ließ ihren Gast nicht weiter reden. Sie wollte ein Ende machen.

„Ich muß allerdings gestehen," sagte sie kühl, „daß bis dahin mein Haus für unsere lieben Kadetten eine Freistätte gewesen ist. Daß mein Haus dafür den schönen Namen: ‚Das Paradies' erhalten hat, und war mir überdies eine Freude. Jetzt haben jedoch die Verhältnisse eine Änderung erfahren. Über mich ist ein gewisses Bedürfnis gekommen, allein mit mir zu sein. Die Freude, allsonntäglich Kadetten bei mir zu sehen, muß ich mir fortan versagen. Ich bin aber selbstverständlich gern bereit, wenn Ihnen daran sehr ... liegt, Ihrem Herrn Sohn hin und wieder eine besondere Einladung zukommen zu lassen ..."

Frau von Oeser lächelte verlegen und sah dabei auf ihre feingegliederte Hand. Es war ein perlgrauer Handschuh darüber gezogen, der nach Metas Schätzung nicht billig gewesen sein mußte.

Beide Frauen schwiegen lange. Sie wußten, daß sie sich nichts mehr zu sagen hatten.

Endlich wollte sich der Besuch erheben und aufbrechen. Da knarrte draußen die Gartentür, und die beiden Frauen vernahmen

Digitized by Google

über dem Kies die schweren Schritte eines Mannes.

⁂ ⁂ ⁂

Der Major war auf das freudigste überrascht, als er der Mutter seines kleinen Freundes gegenüberstand.

„Das ist mir eine ganz besondere Ehre, gnädige Frau," sagte er. „Wir haben schon viel von Ihnen gesprochen. Außerdem sind wir beide doch sozusagen alte Bekannte von damals her. Damals in Stettin im Generalkommando ..."

Der große stämmige Mann war über und über rot geworden. Vor Verlegenheit rieb er sich die Hände.

„Ich entsinne mich sehr wohl," erklärte Frau von Oeser. Das log sie. Sie hatte in Wirklichkeit kein Erinnerungsbild an den hochgewachsenen Offizier. Nicht einen Augenblick zweifelte sie jedoch an ihrem guten Recht, diesmal die Unwahrheit zu sagen. Wenn es sich um ernsthafte Dinge handelt, dann gibt es besondere Gesetze genau wie im Kriege.

Überglücklich war der Major.

„Darüber müssen wir uns noch unterhalten. Es war eine so schöne Zeit damals. Man war noch jung."

Minna trat ein und meldete, daß im Nebenzimmer der Kaffee aufgetragen sei. Sie hatte inzwischen dort den Tisch gedeckt, und zwar für drei Personen. Denn es war selbstverständlich, daß ihre Herrin Besuch, der um diese Zeit zu ihr kam, zur Vesper dabehielt. Anders war es bisher noch niemals gewesen.

„Das ist herrlich. Wir werden uns noch viel zu erzählen haben," sagte der Major, reichte der Fremden ritterlich seinen Arm und führte sie ins Nebenzimmer, ohne die Verwandte im mindesten zu beachten.

Die stand in höchster Empörung da. Wie konnte jene es wagen, noch in diesem Hause länger zu bleiben. Deutlich mußte der Eindringling fühlen, daß er hier nicht willkommen war. Und blieb doch!

Vollkommen im Recht war Meta. Frau von Oeser gab es innerlich durchaus zu, daß sie sich unpassend verhielt. Aber es handelte sich doch nun einmal um ernsthafte Dinge. Da gab es besondere Gesetze genau wie im Kriege ...

Ausnehmend gefiel ihr dieser große Offizier. Es sprach bei aller Derbheit so viele verhaltene Männlichkeit aus ihm. So viele unverbrauchte, zuweilen fast knabenhafte Kraft des Gemüts trat ihr entgegen. Niemand konnte es ihr verdenken, wenn sie danach Verlangen trug, mit ihm länger zusammen zu sein.

Meta geriet, während sie zu dritt Kaffee tranken und Kuchen aßen, über ihren Verwandten über die Maßen in Staunen. Sie kannte ihn kaum wieder. Noch niemals sah sie ihn so sprudelnd, so lebensbejahend, so ganz aus sich die beste Laune herausgebend. Ein ganz anderer Mann schien neben ihr zu sitzen.

Es war fast ein ästhetischer Genuß, den beiden Menschen zuzuschauen und ihnen zu lauschen, dem stattlichen Mann und der schönen Frau. Es war, als wenn sie sich gegenseitig goldene Bälle zuwarfen, Blicke und Worte ...

Endlich erklärte Frau von Oeser, daß sie fortmüßte, sie wollte die Güte ihrer Wirtin nun nicht länger mißbrauchen. Sogleich erhob sich auch der Major. Ritterlich erbot er sich, seine alte Jugendbekannte zu begleiten. Meta wehrte ihm nicht ...

Aber sie blickte den beiden nach. Sie sah, wie sie eine ledige Droschke heranwinkten, einstiegen und nach links bogen, nach Glienecke zu. Sie wollten sicherlich wohl noch eine gemeinsame Spazierfahrt unternehmen. Es war ja ein so schöner Nachmittag. So viel helles Sonnengold rieselte über den Vorgarten und die Bäume der Allee. Doch bei allem Leuchten und Gleißen lag über aller bunter Natur schon ein erster kalter, herbstlicher Glanz ...

Als Meta die beiden ihren Blicken entschwinden sah, meinte sie, daß sie eigentlich jetzt sich herzhaft ausschluchzen müßte. Das gehörte doch eigentlich zur ganzen Komödie.

Aber es war wunderbar, daß sie beim besten Willen jetzt keine Tränen vergießen konnte.

⁂ ⁂ ⁂

Es ging nun alles seinen Gang. Am nächsten Sonntag erschien der Vetter nicht. Dafür meldete sich dessen Bursche, ein ungeschlachter, pommerscher Riese, und brachte einen Brief.

„Es ist zum erstenmal seit langer Zeit, daß ich den Sonntagnachmittag nicht bei Dir verbringen werde, liebe Cousine," stand darin. „Du mußt mich entschuldigen. Es sind Stimmungen vorhanden, welche mich zwingen, diese wenigen Stunden der Ruhe, die der Dienst mir übrig läßt, zu einer gewissen inneren Einkehr zu benützen, zu einem Sichsammeln und — hoffentlich — Sich-finden. Es ist merkwürdig, wie oft unser eigenes Ich uns vor Rätsel stellt. Daß man sich plötzlich unsicher und tastend fühlt und aus allen Angeln gehoben ... Fürchte aber nicht, daß ich deswegen traurig bin. Ich bin vielmehr so lustig, wie ich noch niemals gewesen bin, seitdem ich die Fähnrichstressen trug, singe und pfeife den ganzen Tag. ... In solchen Tagen inneren Gespanntseins aber, liebe Cousine, ist der Mensch bereit, an die Quellen suchend und prüfend zu treten, aus welchen ihm Heil und Unheil fließen. Da entsinnt er sich in doppelter Dankbarkeit des glücklichen Umstandes, daß jemand, wie Du es bist, in sein Leben trat. Sei versichert, daß ich mir ganz dessen bewußt bin, was Du und Dein Haus für mich bedeuten. Vor allem habe ich durch Dich wieder gelernt, an Güte zu glauben, und Güte ist, nach meinem Ermessen, nun doch einmal das Beste in der ganzen Welt ..."

Sollte Meta nach diesem Brief bereits die letzte Hoffnung begraben? Noch schien es ihr nicht ganz soweit zu sein. Dieser Mann rang

Digitized by Google

und suchte. Noch glimmte hier ein letzter Funken. Sollte sie den entfachen? Sollte sie unter irgend einem Vorwand zu dem sich suchenden Verwandten gehen? ... Nie und nimmer würde sie das tun ...

Aber vielleicht ...

Dann am nächsten Sonntag wußte sie, daß alles vorüber war.

Wieder erschien der riesenhafte pommersche Grenadier.

„Auch heute kann ich zu meinem Bedauern nicht zu Dir kommen," schrieb der Verwandte. „Wenn Du diese Zeilen erhältst, sitze ich vielleicht schon im Zuge, der mich nach Eberswalde tragen soll. Dort lebt ein alter ehemaliger Regimentskamerad von mir in sehr dürftigen Verhältnissen. Kein Mensch weiß, was er eigentlich treibt. Ich will mich einmal nach ihm umsehen — Nach Eberswalde fahren."

⁂ ⁂ ⁂

Es war sehr merkwürdig, daß die Entscheidung Meta nicht im mindesten aus dem Gleichgewicht brachte. Als die beiden Liebesleute ihr die Verlobung anzeigten, wünschte sie in der freundlichsten Weise Glück. Auch als beide persönlich sich ihr als strahlendes Brautpaar vorstellten, verlor sie ihre Fassung nicht im mindesten.

Es hatte sich doch alles auf dem natürlichsten Wege zugetragen. Die Molligen und Weichen und Zierlichen hatten nun einmal im Laufe der Zeiten sich ein gutes Recht auf die Herzen der Männer erworben. Die Herben und Harten und Reizlosen, die ihre Hände vor dem Reichtum ihres Gemüts, der Kraft, Liebe zu geben, dem Willen, zu beglücken, und wie man das alles nennen will ... ängstlich fern hielten, mußten jenen nun einmal nachstehen ...

Meta wollte nicht bitter sein. Es war auch aus anderen Gründen so gekommen, wie es sich gehörte. Wie sie sich jetzt ehrlich prüfte, gelangte sie zur Entdeckung, daß eine wahrhaftige, aus der Tiefe quellende Neigung zu ihrem Verwandten bei ihr in Wirklichkeit gar nicht bestanden hatte. Mit einer gewissen zitternden Empörung stellte sie sich vor, wie oft sein rücksichtsloses Zigarrenrauchen sie beleidigt hatte, das mit dem widerlichen Qualm ihr zartes Frauenheim verpestete. Seiner absprechenden Art, über andere Menschen zu urteilen, entsann sie sich voller Entrüstung wieder.

Nicht mit den Augen der Liebe, sondern mit denen der Sehnsucht hatte sie jenen in allen diesen letzten Wochen betrachtet. Eine alternde Frau hatte Erneuerung gesucht, eine, die meinte, daß ihr die innere Befriedigung fehlte, suchte Erfüllung, eine, der ihr Dasein so ganz zwecklos zu sein schien, wollte ein Ziel, eine, die sich innerlich arm fühlte, wollte reich werden ...

Aber verhielt denn das alles sich wirklich so? War sie denn so ganz verarmt und unbefriedigt? Hatte sie denn wahrhaftig so gänzlich Ziel und Inhalt nicht?

Da dachte sie mit einem wehmütigen Lächeln an die früheren Sonntage zurück, die doch so laut und fröhlich und glücklich im Paradiese verliefen ...

⁂ ⁂ ⁂

Schon in den nächsten Tagen suchte sie den Hauptmann von Strott auf. Den bat sie, ihr jeden Sonntag von den Kadetten der zweiten Kompagnie solche zu schicken, die nicht wüßten, wo sie den schönen Sonntag verbringen sollten. Es durften jedoch jedesmal nicht mehr wie zehn sein, da sonst der Platz am Tisch nicht reichte. Freudig erklärte sich Strott bereit, diesen hochherzigen Wunsch zu erfüllen.

Der kleine Kammerherr schied natürlich von selbst aus, da er nun im neuen Potsdamer Elternhause den allerbesten Urlaubsort erhalten hatte.

Einmal aber traf Meta diesen Zerstörer ihrer Pläne auf der Straße, ihn, dem sie ehemals gegrollt hatte. Fast erschrak sie über das Wiedersehen. Aber nein! Sie fand wirklich keine Ursache mehr zur Grämlichkeit. Wortlos streichelte sie dem, sie mit einer gewissen Verlegenheit, aber doch immerhin ritterlich und kammerherrgemäß Begrüßenden die frischen Wangen. Sie war wirklich versöhnt.

Für das Paradies aber fanden andere sich genug. Jeden Sonntag strömte wieder eine kleine selige Schar in das Paradies hinein und erfüllte es mit seinem fröhlichen Lärmen und Lachen.

Und wieder thronte Meta behäbig und würdig am großen Tisch und füllte mit der gewaltigen Kelle den Hungrigen die Suppe auf. Wie eine Spatzenmutter saß sie wieder in der Mitte und hatte genug zu tun, alle die kleinen Soldatenmäuler zu füllen.

Und wieder trieb sie sich mit den bunten, zierlichen Kriegern in ihrem Garten umher und war für all dieses junge Staunen und Fragen und Geheimnisvolltun unermüdlich zu haben.

Am schönsten war es aber Weihnachten. Dann holte sie alles, was auf den Kompagnien keine Heimat hatte, und zurückgeblieben war, so viele es auch sein mochten, unter ihrem brennenden Tannenbaum.

Mit reichen Händen beschenkte sie jeden. Es ging dann „auf Ehre" fein zu im Paradiese.

„Gibt das aber hier bannig viel zu essen!" sagten die Kadetten. „Das ist ja auf Ehre einfach feudal." Ganz wie zu Hause fühlten sie sich hier. Nicht im geringsten genierten sie sich.

Mit behäbigem, glücklichem Schmunzeln füllte ihnen Meta die Teller.

„Se war'n uns noch arm assen," warnte die Köchin Minna.

Aber Meta wehrte jener mit wehmütigzufriedenem Lächeln.

„Lassen Sie doch — es ist Weihnachten. Und wir haben ja übergenug."

Digitized by Google

Falkenjagd

Von

Berthold Funke

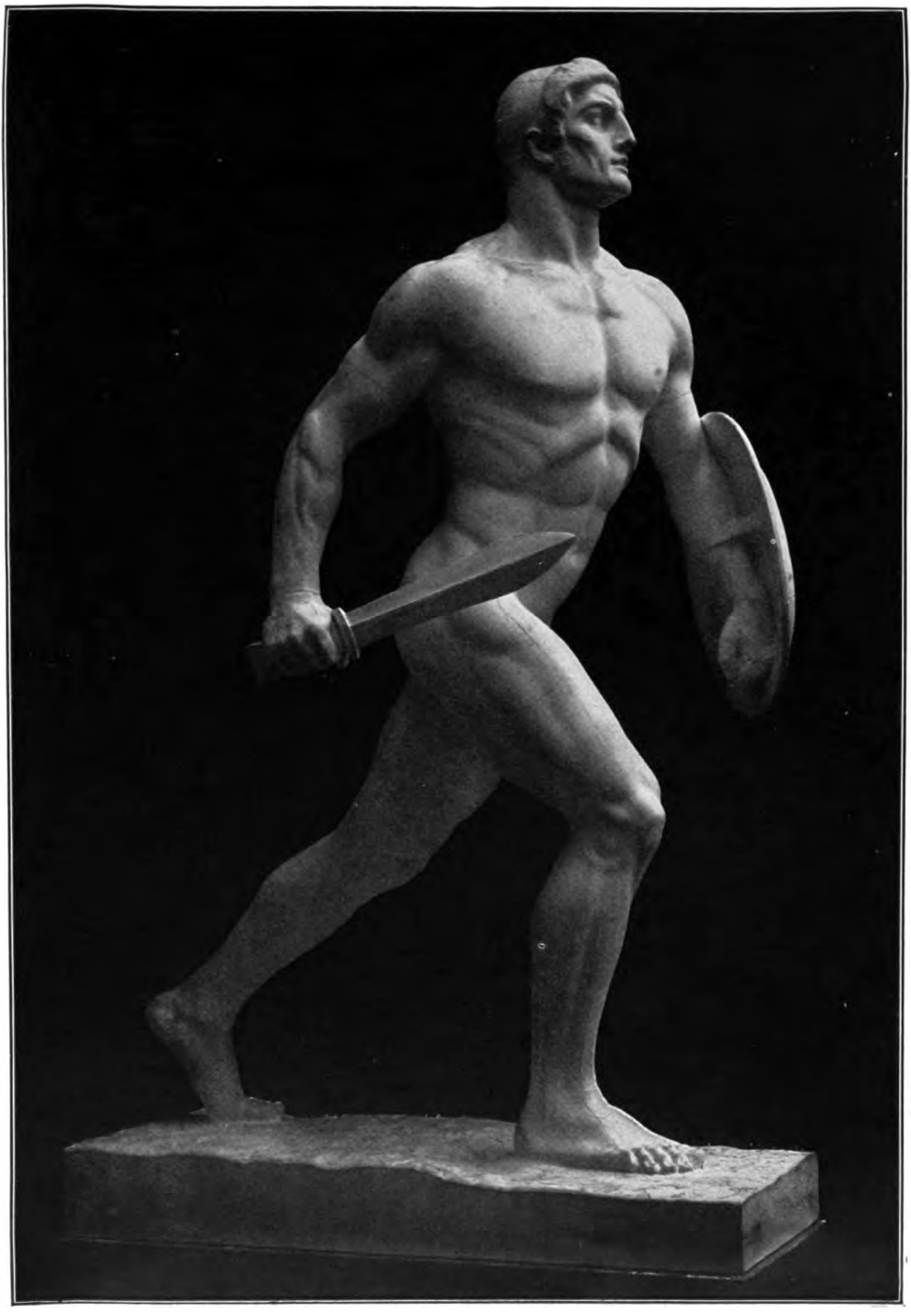
Brausend naht am Himmelsbogen
Eine weiße Falkenschar,
Durch die Lüfte kommt's gezogen
Kreisend um den Zollernaar.
Auf, mein Volk, zu Kampf und Siegen,
Auf zur Jagd, Graf Zeppelin,
Laß die weißen Falken fliegen
Dort, wo Blitz und Donner ziehn!

Wie die Lüfte stolz sie tragen,
Wie sie scharf nach Beute spähn,
Hei, das gibt ein heißes Jagen,
Wo die welschen Hähne krähn.
Lange hat das Horn geschwiegen,
Auf zur Jagd, Graf Zeppelin,
Laß die weißen Falken fliegen
Dort, wo Blitz und Wolken ziehn!

Steigt empor zu kühnem Fange,
Wo das Weltmeer schäumt und schnaubt,
Drüben hebt die Midgardschlange
Schon ihr giftgeschwelltes Haupt.
Eurem Stoß soll sie erliegen,
Auf zur Jagd, Graf Zeppelin,
Laß die weißen Falken fliegen
Dort, wo Blitz und Wolken ziehn!

Deine Falken, laß sie lauschen
Bis zum Eismeer, bis zum Golf,
Daß vor ihrem Flügelrauschen
Scheu sich duckt Schakal und Wolf.
Haß und Wildheit zu bekriegen,
Auf zur Jagd, Graf Zeppelin,
Laß die weißen Falken fliegen
Dort, wo Blitz und Wolken ziehn!

Digitized by Google



Der Kämpfer

Bildwerk von Hans Dammann

Digitized by Google

Digitized by Google

Gefecht eines Bayerischen Reserve-Infanterie-Bataillons im Saarburg-Saarbrückener Kohlenkanal

Ballade von

Hans Benzmann

„Was ist denn das, zum Teufel, Herr Kapitän —
Wo sind denn diese Bayern dort geblieben?
Seht dort! .. Helmspitzen noch sechs oder sieben! ..
Nehmt hier mein Glas!" „Verschwunden, der Kanal
hat sie verschluckt!" „Kapitän!" „Mein General!"
„— Nehmt die Sappeurs, eilt, öffnet schnell die Schleuse!
Ersaufen sollen diese grauen Mäuse!"
Fort presCht der Adjutant in einer Säule
Von Staub.
Indes setzt heftig das Geheule
Und Singen der Geschosse ein. Die Schlacht
Wogt hin und her, granatenüberdacht. —
Die Bayern aber — jenseits — wie die Katzen
In des Kanals entleerter Rinne schleichen,
Um mit des Flankenangriffs scharfen Tatzen
Dem Feind zu fallen in die offnen Weichen.
Und leise klirren all die Siebensachen,
Leis klingt bisweilen unterdrücktes Lachen,
Gedämpft ein Fluch, Gevögel flattert auf,
An betonierter hoher Wand entlang
Geht, ungestört vom Feind, der schnelle Lauf
Wohl fünf und zehn und mehr Minuten lang.
Granaten plumpen hier und da ins Gras.
Doch ferner schon klingt der Kanonen Baß.
Da — was denn? Plötzlich ein erschrocknes „Halt!" —
Der Zug sich hier und da zusammenballt ...
Was ist geschehn? „Kehrt marsch! Zurück! Zurück!"
Ein Rauschen tönt in diesem Augenblick —
Die Schleusen sind geöffnet! — O verflucht ...
Und schon das Wasser sich die Wege sucht,
Schon steht es zollhoch — „Pioniere vor!"
Und Hacken und Beile fallen in das Tor

Digitized by Google

Der harten Wände, — schon klimmt man empor —
Da ist die Linie plötzlich übergossen
Von einem dichten Hagel von Geschossen ...
Zurück in den Kanal! Doch mancher sinkt
Todwund herab ... es zischt, es summt, es klingt
Hoch in den Lüften: überall Verderben — —
Da klettert kühn ein Mann auf Schutt und Scherben
Mit seinem Rad den steilen Rand empor:
Schon fährt er oben durch das Höllentor —
Und fliegt der Schleuse heldenhaft entgegen ...
Aus Schützengräben überschüttet ihn ein Segen, —
Er fliegt und fliegt, und die Granaten greifen
Ihm nach den Speichen, die Geschosse streifen
Sein glühendes Gesicht wie gierige Bienen, —
Er fliegt dahin, vom Abend rot beschienen,
Ein Cherub ehern mit erstarrten Mienen —
Er fliegt, — Blut überquillt ihn flink und warm,
Ein Stück Granate traf den linken Arm —
Er wankt, er stürzt — und ist dem Ziel ganz nah —:
Die Schleuse, — zwei Franzosen sieht er da —
Und kaum gesehn, schießt er den einen fort —
Der andre flieht — er schleppt sich an den Bord
Des Wassers und mit letzter, letzter Kraft
Schließt er die Schleuse — und des Wassers Lauf erschlafft ...
Ihn aber überkommt es wie ein lichter Traum,
Mit Wonnen füllt sich ihm des Himmels Raum,
Wie goldne Kugeln hört er ferne Schüsse fallen,
Das Wort: Gerettet! Tausend Chöre hallen — —
Nein, er horcht auf — was ist? Das ist ja ein Hurra!
Wie er es nie gehört, jetzt klingt es nah:
Hurra! Hurra! — Das ist sein Bataillon! ...
Dank, Dank — dies fühlt er nur ... „Hab' Dank, mein
lieber Sohn!"
Dies hört er jetzt — was hält ihn stark und warm? ...
Sein Oberst hält ihn tiefbewegt im Arm. —
Dann haben treue Hände ihn getragen.
Ihm aber ging ein Lied durchs Herz, ein Lied aus alten
Tagen.

Digitized by Google

Der Weltkrieg und der Islam

Von Lic. Dr. Paul Rohrbach

Geschrieben Mitte Oktober 1914.

Vom Ausbruch des Krieges an richten sich aller Augen mit wachsender Spannung darauf, ob die führende muhammedanische Macht, die Türkei, sich zum Heraustreten aus ihrer formellen Neutralität entscheiden wird oder nicht. Tut sie es, so ist kein Zweifel, daß es gegen Rußland, England und Frankreich geschieht, die Türken also für uns und unseren Verbündeten Österreich-Ungarn in die Wagschale fallen. Ihre militärischen Kräfte sind verhältnismäßig bedeutend, und man kann als sicher annehmen, daß sie diesmal besser organisiert sein würden als im Balkankriege. Darüber hinaus bedeutet aber die Bundesgenossenschaft der Türkei auch noch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit das Eingreifen der religiösen Macht des Islam in den Weltkrieg.

Die Gesamtzahl der Muhammedaner auf der Welt ist schwer zu bestimmen. Dreihundert Millionen, wie es seinerzeit in der kaiserlichen Rede von Damaskus hieß, sind es wohl nicht. Es kommt darauf an, wie hoch man die Bekenner des Islam in Afrika veranschlagt, wo man bei vielen Völkerschaften zweifeln kann, ob sie wirklich zum muhammedanischen Bekenntnis gezählt werden können. Die größte geschlossene Masse bilden die Muhammedaner in Britisch-Indien: zwischen 60 und 70 Millionen. Unter russischer Herrschaft leben in Asien und Europa rund 20 Millionen, unter holländischer auf Java und den benachbarten Inseln zwischen 30 und 40 Millionen, in China vielleicht 20 bis 30 Millionen, in Nordafrika von Ägypten bis Marokko 25 Millionen. Die Zahl der Muhammedaner im tropischen Afrika, jenseits der Wüste Sahara, in den französischen, englischen und deutschen Besitzungen, ist, wie gesagt, sehr schwer zu schätzen. Man kann zwischen 25 und 50 Millionen schwanken. In Europa leben nur wenige Millionen Muhammedaner innerhalb der österreichischen, serbischen, bulgarischen, griechischen und albanischen Grenzen.

Alles, was wir bisher aufgezählt haben, steht unter der Herrschaft nicht muhammedanischer und zwar, mit Ausnahme Chinas, christlicher Mächte. Nachdem Marokko unter französische Herrschaft gekommen ist, bildet einzig die Türkei mit etwa 15 Millionen islamischer Staatsangehöriger einen vollkommen selbständigen Muhammedanerstaat. Persien mit 7 bis 8 Millionen Einwohnern kann seit dem russisch-englischen Vertrage von 1907 nicht mehr zu den eigentlich selbständigen Mächten gerechnet werden. Auch Afghanistan, wo 2 bis 3 Millionen Muhammedaner leben, gehört, wenngleich der Emir darauf stolz ist, ein unabhängiger Fürst zu sein, tatsächlich doch zum britisch-indischen Machtgebiet, und der Versuch, sich von der englischen Vormundschaft zu befreien, würde den Zusammenstoß mit England bedeuten.

Von den fünf in diesen Krieg verwickelten Großmächten hat Deutschland allein fast gar keine muhammedanischen Untertanen. In Deutsch-Ostafrika hängt die Küstenbevölkerung, im ganzen vielleicht einige hunderttausend Menschen, äußerlich dem Islam an, der allerdings auch im Innern Fortschritte macht. In Kamerun und Togo leben im Binnenlande Angehörige zweier muhammedanischer Völker, der Fulahs, die vor der Zeit der europäischen Kolonisation im Gebiet des Niger und Benue den Herrenstand bildeten, und die Haussas, ein fleißiges Bauern- und Händlervolk. Die Zahl der Fulahs und Haussas auf deutschem Gebiet ist aber nicht groß, ihre Hauptmasse lebt in der benachbarten englischen Kolonie Nigeria. Hieraus folgt, daß Deutschland, wenn die Umstände sonst günstig sind, wohl dazu imstande ist, von der muhammedanischen Seite her die Schwierigkeiten seiner Gegner zu vergrößern. Vor allen Dingen würde aber dazu eine deutsch-türkische Verständigung gehören, denn der religiöse Einfluß des türkischen Sultans reicht viel weiter als sein politischer.

Ursprünglich und der Idee nach sollen alle Muhammedaner Angehörige eines einzigen, zugleich auf den Glauben und das Schwert gegründeten Weltstaates bilden. Dieses Ideal war aber nur in den ersten Jahrhunderten der Kalifenherrschaft verwirklicht. Bald trennten sich auf allen Seiten eigene politische Gemeinwesen vom Kalifat. Bis zum Untergang der letzten Schattenherrscher von Bagdad um die Mitte des 13. Jahrhunderts durch die Mongolen blieb aber der Kalif wenigstens der geistliche Herrscher aller Gläubigen, und in dieser Beziehung war seine Stellung doch bedeutend. Als Bagdad den Scharen des Mongolen Hulagu erlag, flohen Abkömmlinge der letzten Kalifen nach Ägypten und führten dort unter der Herrschaft der Mamelukensultane ein politisch sehr bescheidenes Dasein, aber ihre geistliche Würde wurde nicht vergessen. Am Anfang des 16. Jahrhunderts eroberten die Türken Syrien und Ägypten — beide alten Kulturländer waren mittlerweile nach Sprache und Denkart ganz überwiegend arabisch geworden — und gewannen außerdem Einfluß im eigentlichen Arabien. Damit war für die türkischen Sultane die Möglichkeit gegeben, von den machtlosen ägyptischen Kalifensprößlingen die höchste geistliche Würde des Islam auf sich selbst zu übertragen und sie mit ihrer großen politischen Herrschaftsstellung zu vereinigen. Vor allen Dingen gehörte dazu der Besitz der wichtigsten arabischen

Digitized by Google

Länder, in denen die Überlieferungen des Islam und der Stolz auf das islamische Erbe am lebendigsten waren.

Seit etwa 400 Jahren also ist der Sultan zugleich der Kalif, d. h. er beansprucht die Autorität, in geistlichen Dingen für alle muhammedanischen Völker maßgebend zu sein. Widerspruch dagegen erhebt nur der schiitische Zweig des Islam. Das einzige größere schiitische Gemeinwesen ist Persien. Schon bei der katholischen Kirche des Mittelalters ließen sich aber die Grenzen der geistlichen, der kirchenrechtlichen und der weltlichen Autoritätsansprüche oft nur schwer ziehen. Bei dem orientalisch-mittelalterlichen Gebilde des Islam ist das erst recht der Fall. War das Kalifat in politischer Beziehung vollkommen machtlos, wie vom 13. bis 16. Jahrhundert, so bedeutete es auch auf geistlichem Gebiete nicht viel; ist es dagegen mit einer bedeutenden politischen Macht verbunden, so ist nichts natürlicher, als daß deren Inhaber versucht, sein geistliches Ansehen auch nach der politischen Seite hin zu verwerten.

Der frühere Sultan Abd ul-Hamid hatte einen Teil seiner geschickten Diplomatie und große Mittel darauf verwendet, innerhalb der ganzen muhammedanischen Welt die Kalifatsidee im Gewande des sogenannten Panislamismus so stark wie möglich zu machen. Wie weit er wirkliche Erfolge damit erreicht hat, ist zweifelhaft. Manche behaupten, sie seien bedeutend gewesen, andere bestreiten das. Die Hauptsache ist aber gar nicht das Bemühen dieses oder jenes Sultans, den islamischen Gedanken als Hilfsmittel türkischer Großmachtspolitik zu benützen, sondern die Hauptsache ist, ob sich bei den muhammedanischen Völkern unter englischer, russischer und französischer Herrschaft Elemente des inneren Widerstandes gegen den augenblicklichen politischen Stand der Dinge finden, und ob diese durch das Einsetzen der geistlichen Autorität des Kalifen zur Flamme angefacht werden können.

In dieser Beziehung stehen die Dinge weder für die Franzosen in Nordafrika, noch für die Engländer in Indien, noch für die Russen im Kaukasus und in Turkestan, dem sogenannten russischen Mittelasien, günstig. Am meisten gefährdet ist ohne Zweifel die englische Stellung in Indien, und zwar aus dem Grunde, weil dort nicht nur die Muhammedaner, sondern auch die nichtislamischen Hindus in der Opposition gegen die englische Regierung stehen. Bekanntlich stammt die große indische Unzufriedenheit mit der Engländerherrschaft einerseits aus der materiellen Aussaugung Indiens durch die englischen Gehälter und Pensionen im Verein mit der ganzen für Indien ungünstigen, für England um so günstigeren englisch-indischen Zahlungsbilanz; anderseits aus dem zunehmenden Verlangen der Inder nach Beteiligung an der Regierung des Landes. Demgegenüber haben sich die Engländer bisher bemüht, ihre Stellung dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie den Gegensatz zwischen Hindus und Muhammedanern ausspielten und namentlich die eingeborene indische Armee nicht nur im ganzen, sondern sogar bis in die kleineren Truppenteile hinein aus einander feindlichen Stämmen und Bekenntnissen zusammensetzten. An sich haben die indischen Muhammedaner den Engländern bisher geringere Schwierigkeiten bereitet als die Hindus, aber Unzufriedenheit war unter ihnen auch vorhanden. Sie entspringt vor allen Dingen aus der stets vorhandenen Unlust des Muhammedaners, unter christlicher Oberherrschaft zu leben, namentlich wenn sich diese Herrschaft auch in den Dingen des täglichen und des politischen Lebens fühlbar macht. Außerdem aber ist unter den islamischen Fürsten und Adligen in Indien die Erinnerung an die glanzvolle Zeit noch höchst lebendig, wo in Delhi der Thron des Großmoguls stand. Der Titel „Kaiser von Indien", den seit der zweiten Hälfte der Regierung der alten Königin Viktoria der englische König führt, ist ja nur eine Wiederbelebung des alten Mogultitels. Im 16. und 17. Jahrhundert war das muhammedanisch-indische Kaisertum eines der glanzvollsten politischen Gebilde der Welt. Eine hohe materielle und geistige Blüte war im Reich der Mogule vorhanden, und die Macht dieser Herrscher, wenn sie sich auch zu keiner Zeit über ganz Vorderindien erstreckte, war doch bei weitem die stärkste militärische, politische und geistige Potenz, die es vor der englischen Zeit je auf der Halbinsel gegeben hatte.

Man kann sagen, daß es auf seiten der Hindus hauptsächlich die oberen, durch die europäischen Schulen beeinflußten Schichten sind, von denen die Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft ausgeht, bei den Muhammedanern dagegen sind es mehr die Fürsten, die Aristokratie und eine Anzahl zugleich kriegerischer und eifrig islamischer Stämme. Die Hindus wollen mit an die Futterkrippe der Verwaltung (die höher Gebildeten unter ihnen mit an die Regierung ihrer Heimat); die Muhammedaner dagegen denken mehr an Freiheit von der Herrschaft der Ungläubigen und an die Erfüllung des Ehrgeizes der Fürsten. Es liegt auf der Hand, wie große Schwierigkeiten für England entstehen werden, wenn die kriegerischen Elemente des Islam in Indien von außen her einen so starken Anstoß erhalten, wie er durch das offene Eingreifen des Kalifen geschehen könnte. Das Äußerste wäre die Proklamation des heiligen Krieges, des Dschihad, gegen die Engländer und außerdem gegen die Russen und Franzosen. Der Kalif ist die einzige Macht, die sich einheitlich an alle muhammedanischen Völker mit der Aufforderung zum Glaubenskampf zu wenden befugt ist, und darin liegt enthalten, wie bedeutsam gegenwärtig der türkische Sultan in den Weltkrieg eingreifen kann — wobei man sich keiner Täuschung darüber hingeben darf, daß der Dschihad eine Waffe ist, die unter Um-

Digitized by Google

ständen nicht nur unseren Gegnern, sondern überhaupt allen Christen in den muhammedanischen Ländern gefährlich werden kann.

Wenn die Massen einmal fanatisiert sind, so könnten sie unter Umständen wenig nach der Nationalität der Christen fragen, die unter ihnen leben. Für diesen Fall wäre es in der Tat ein Glück, daß, wie gesagt, nur wenige Muhammedaner als deutsche Untertanen in unseren afrikanischen Kolonien leben. Wird der Dschihad entfesselt, so kann es nicht ohne die Zerstörung bedeutender Kulturwerte abgehen, die von der europäischen Rasse im ganzen in den Gebieten geschaffen worden sind, die er vielleicht durchtoben wird, und es käme daher viel darauf an, ob der indische oder der ägyptische Aufstand Führer erhalten, die Autorität genug über die Menge behalten, um das Äußerste zu vermeiden. Unter den Muhammedanern im Orient geht zurzeit die Rede, es solle der Dschihad am letzten Tage der Wallfahrt nach Mekka erklärt werden. Gerade jetzt ist die Zeit, wo die Pilgerkarawanen aus allen Ländern des Islams nach Mekka unterwegs sind, und man hat in den Zeitungen gelesen, welch eine Aufregung in Ägypten darüber entstanden ist, daß die Engländer in diesem Jahre dortselbst die Beteiligung an der Pilgerfahrt verboten haben. Dies Verbot ist vom englischen Standpunkt aus notwendig, aber es zeigt, wie groß die Schwierigkeit ist, in die England mit seinen hundert Millionen muhammedanischer Untertanen durch den von ihm heraufbeschworenen Weltkrieg geraten ist.

Die Gefahr für Indien wird dadurch noch vergrößert, daß in der unmittelbaren Nachbarschaft der indischen Nordwestgrenze ein besonders fanatisches islamisches Gemeinwesen liegt: Afghanistan. Der Emir von Afghanistan ist englischer Pensionär, das heißt, er bezieht ein Jahresgeld von mehreren Millionen von der indischen Regierung und hat sich verpflichtet, keine andern auswärtigen Beziehungen zu unterhalten als mit England. Im übrigen ist er innerhalb seines Reiches selbständiger Herrscher. Vor allen Dingen hat er eine eigene Armee, die im Kriegsfall vielleicht auf 60- bis 70000 Mann gebracht werden kann, mit einer für orientalische Verhältnisse starken Artillerie. Die Geschütze werden überwiegend in eigenen Gießereien des Emirs hergestellt; es sollen aber auch verschiedene Kruppsche Batterien älteren Systems nach Afghanistan gelangt sein. Außerdem sind verschiedene Festungen im Lande vorhanden, die natürlich nach europäischem Maßstab gemessen keinen großen Wert haben, aber für einen Krieg in dem gebirgigen Lande, wo sich jeder Bewegung große Schwierigkeiten entgegenstellen, von Bedeutung werden können. Es heißt, der Emir habe von seinem letzten Besuch in Indien zum Durbar, der großen Fürstenversammlung, die der englische Vizekönig abhält, die Überzeugung mitgebracht, die Unzufriedenheit mit den Engländern sei so groß, daß ihrer Herrschaft keine lange Dauer mehr beschieden sein werde. Für den Fall eröffnen sich natürlich einem ehrgeizigen Herrscher, der im Besitz einer verhältnismäßig guten Armee unmittelbar an den Toren Indiens über ein ihm ergebenes Volk regiert, große Aussichten. Die Zeitungen haben die Nachricht gebracht, daß der Emir sogar schon den Angriff auf Indien und gleichzeitig auf die Stellung der Russen in Turkestan begonnen habe. Die Zahlen, die dabei genannt wurden, 400000 und 300000 Mann, sind freilich so phantastisch, daß man um ihretwillen versucht ist, an der Wahrheit der Nachricht überhaupt zu zweifeln. Im Orient ist es aber von alters her ein unüberwindliches Bedürfnis der menschlichen Einbildungskraft, Ziffern zu vervielfachen.

Es fragt sich, wenn die Nachricht von dem afghanischen Kriege und ebenso die von den zum Aufstand gesteigerten Unruhen in Indien, um derentwillen England die Japaner herbeigerufen haben soll, überhaupt wahr ist, ob wir hierin schon eine Folge der islamischen Idee zu erblicken haben. Offiziell ist die Türkei, während diese Zeilen geschrieben werden, noch neutral, und man weiß, daß sich in Konstantinopel die deutschfreundlichen Einflüsse und die gewisser, von England und Frankreich her ausgehaltener Politiker bekämpfen. Es kann aber kein Zweifel darüber sein, daß die Stimmung beim Volke und in der Armee entschieden zu Deutschland hinneigt und daß alle wirklichen türkischen Patrioten wissen müssen, wo in diesem Weltkrieg ihre natürliche Stellung sein muß. Deutschland ist diejenige Macht, die allein unter allen europäischen Großstaaten schon um ihrer selbst willen ein ehrliches Interesse an der Unabhängigkeit, an der Unversehrtheit und an dem militärisch-politischen Gewicht des türkischen Reiches hat. England, Rußland und Frankreich haben den Wunsch, die Türkei unter sich zu teilen. Rußland hat seit Jahrhunderten Stück um Stück vom türkischen Gebiet abgerissen; es hat erklärt, daß die türkischen Meerengen ihm gehören müßten, daß Armenien und Kleinasien sein Interessengebiet seien. England hat der Türkei die Insel Cypern und Ägypten fortgenommen, es hat jahrzehntelang den Aufstand in Südarabien geschürt, an dem die türkische Kraft zeitweilig sich zu verbluten drohte; es hat endlich seit König Eduard VII. folgerichtig und zäh das Bestreben verfolgt, ganz Mesopotamien, Arabien und womöglich auch ein Stück von Syrien von der Türkei loszutrennen und dieses ganze Gebiet zur Sicherung Ägyptens und zur Herstellung des großen geschlossenen englischen Weltreiches rund um den Indischen Ozean und seine Nebenmeere mit den schon vorhandenen britischen Besitzungen in Südasien und Ostafrika zu vereinigen. Was endlich Frankreich angeht, so betrachten die Franzosen seit der Zeit Napoleons III. das eigentliche

Digitized by Google

Syrien als ihr zukünftiges Besitztum, und kein politisch gebildeter Türke oder sonst jemand, der die orientalischen Verhältnisse kennt, zweifelt daran, daß der merkwürdige, von der atheistischen französischen Republik festgehaltene Anspruch auf das Schutzrecht über die katholischen Christen im Orient zu keinem anderen Zweck da ist, als um politische Herrschaftsansprüche vorzubereiten. Hat doch sogar der wütende Kirchenfeind Gambetta, als es sich um die Unterstützung der katholisch-französischen Ordensschulen in der Türkei handelte, offen heraus gesagt: Der Antiklerikalismus ist kein Exportartikel!

Demgegenüber lebt bei keinem verständigen Menschen und keinem verantwortlichen Politiker in Deutschland der Wunsch, die Türkei auch nur des kleinsten Stückes von ihrem Gebiet zu berauben; ja selbst wenn jemand einen solchen Gedanken hätte, so ließe er sich gar nicht verwirklichen — aus Gründen geographischer und sonstiger Natur, die zu klar auf der Hand liegen, als daß es lohnte, sie noch im einzelnen zu entwickeln. Die Türkei muß sich daher sagen, daß, wenn Rußland, England und Frankreich in diesem Kriege siegen, ihre Stunde geschlagen hat. Rußland wird ohne Frage mindestens nach Konstantinopel, nach den Dardanellen, nach Armenien und dem Osten von Kleinasien greifen, Frankreich nach Syrien, England nach dem ganzen großen Gebiet zwischen dem Persischen Golf, dem Indischen Ozean und der syrisch-ägyptischen Mittelmeerküste. Was dann den Türken noch bliebe, wird nicht viel mehr sein, als ein Stück vom vorderen Teil der Halbinsel Kleinasien. Stände es so, daß unser Sieg über die verbündeten Gegner im ganzen genommen in Frage steht, was ja glücklicherweise nicht der Fall ist, so müßte unsere Politik in der Tat mit dem stärksten Interesse der Entwicklung der Dinge in Konstantinopel folgen und alles daran setzen, mit Hilfe des Kalifen den Feinden Deutschlands Schwierigkeiten in ihren muhammedanischen Untertanenländern zu bereiten. Einstweilen sind wir aber in der Lage, mit einer gewissen Ruhe die Entscheidung abzuwarten, an deren beschleunigtem Eintritt noch viel mehr den Türken als uns liegt. Es scheint, als ob die gegenwärtige Unentschiedenheit der Lage in Konstantinopel nicht mehr sehr lange wird fortdauern können, einfach aus dem Grunde, weil die Volksstimmung von Tag zu Tag lebhafter verlangt, daß der Sultan sich gegen die eigentlichen Feinde der Türkei und die Zwingherren der islamischen Völker erklärt. Sehen wir von Indien und Afghanistan ab, so würden, sobald die türkische Kriegserklärung erfolgt, unter dem Gesichtspunkt des Islam die Dinge am kritischsten in Ägypten werden. Ohne Zweifel hat dort die englische Herrschaft die Lage des Bauernstandes gegen früher verbessert. Der ägyptische Bauer ist heute weniger von Steuern gedrückt und gesicherter in seinem Eigentum als je vorher. England hat die Reformen in Ägypten teils dazu eingeführt, um den Ertrag des Landes zu steigern, teils um die Masse für seine Herrschaft zu gewinnen. Daß menschliche Erwägungen sehr maßgebend mitgespielt haben, wird man bezweifeln dürfen, wenn man an das Beispiel Indiens denkt, wo es offen zutage liegt, wie die Hauptsache für die Engländer nicht der Kulturfortschritt und die Befreiung des Volkes von Not und Hunger sind, sondern die Ausplünderung des Landes zugunsten des wachsenden Wohlstandes Englands. Es hält schwer zu glauben, daß die englische Politik gleichzeitig in Indien Hungersnot und Pest bestehen läßt, weil für Pensionen des englischen Offizier- und Beamtenheeres eine halbe Milliarde Jahr für Jahr aus dem Lande herausgepreßt werden muß, in Ägypten aber das Dasein der Fellachen aus reiner Menschenliebe hebt. Trotzdem, die Fellachen sind leidlich zufrieden und die dem Namen nach christlichen Kopten, die meistens untere und mittlere Beamte und Geschäftsleute sind, sind der Engländerherrschaft geradezu ergeben.

Die ägyptische Intelligenz dagegen, die literarisch Gebildeten, die Mehrzahl der Großgrundbesitzer und vor allen Dingen die im islamischen Sinne religiös interessierten Kreise sind ausgesprochen englandfeindlich. Außerdem ist Kairo der Sitz der größten muhammedanischen Hochschule, der sogenannten Azhar-Universität, wo die Studierenden stark im fanatisch-islamischen Sinne beeinflußt werden. Der Vizekönig oder Khedive Abbas Hilmi, der kürzlich in Konstantinopel einen scharfen Zusammenstoß mit dem englischen Botschafter hatte, ist ein modern gebildeter Mensch, in Wien erzogen, der aber aus Klugheit sich seinem Volke gegenüber stets als rechtgläubiger Bekenner des Islam gegeben hat. Als der Krieg ausbrach, war er in Konstantinopel. Zunächst wollte er zurückkehren, aber die Engländer verboten es ihm; jetzt wollte man ihm befehlen, die Türkei zu verlassen und auf dem Seewege nach Italien zu gehen, vermutlich, um ihn unterwegs aufzugreifen und im Schutze englischer Kanonen auf Malta oder sonstwo einzusperren. Daß er sich weigerte, diesem in der Tat naiven Ersuchen zu entsprechen, hat auch in Ägypten dazu beigetragen, die Stimmung zu verschärfen. Die Erklärung des Dschihad würde übrigens gerade in Ägypten unter Umständen auch für die Nichtengländer und Nichtfranzosen eine Gefahr bedeuten. Die Volksmasse in den großen Städten, Kairo und Alexandrien, würde, wenn sie einmal fanatisiert und in ihren Plünderungs-Instinkten aufgestachelt ist, vielleicht keine großen Unterschiede zwischen den Christen machen.

Für das übrige Nordafrika kommt der viel genannte islamische Orden der Senussi in Betracht, der schon den Italienern bei der Eroberung von Tripolis Schwierigkeiten

Digitized by Google

gemacht hat. Die Senussi sind weit verbreitet, von Marokko bis zum Tschadsee und bis nach dem ägyptischen Sudan; sie beherrschen einen Teil der Oasen in der Sahara. In Marokko ist ohnehin genug muhammedanischer Widerstand gegen die Franzosen vorhanden; Oberägypten, Tunis und bis zu einem gewissen Grade auch Algier könnten, sobald der heilige Krieg erklärt ist, von den Senussi wirksam bearbeitet werden. Gerade Nordafrika ist innerlich noch eine ungebrochen muhammedanische Welt. Die Muhammedaner in Algier und Tunis sind in ihrem Herzen durchaus nicht mit der französischen Herrschaft ausgesöhnt, und wenn Frankreich eine entscheidende Niederlage in Europa erleidet, seine Truppen aus Algier und Tunis fortnehmen muß, und die Nachrichten von der Erschütterung der französischen Macht sich unter der islamischen Bevölkerung verbreiten, so kann es gefährliche Aufstände geben. Unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung der Kultur ist das aber vielleicht gerade im französischen Nordafrika nicht zu wünschen, denn auf den Gang der Ereignisse in Europa werden sie schwerlich großen Einfluß üben. Ganz anders steht es da natürlich mit Ägypten, mit Indien und mit Afghanistan.

Auch die russischen Muhammedaner können leicht zu Ursachen schwerer Verlegenheiten im Kriege werden, wenn der Kaukasus revolutioniert wird und das Feuer der islamischen Bewegung von dort und von Afghanistan aus nach Mittelasien, Merw, Buchara, Chiwa usw. übergreift. Im Kaukasus ist nicht nur ein großer Teil der eigentlichen Bergvölker muhammedanisch, sondern auch der ganze Osten von Transkaukasien ist von Muhammedanern, sogenannten Tataren, bewohnt. Sie stehen den Türken sehr nahe, gehören überhaupt, wie auch die Bevölkerung im nordwestlichen Persien, zum großen osttürkischen Stamme. Im tatarischen Kaukasusgebiet liegen auch die großen Petroleumquellen von Baku, die bei einer Erhebung des Kaukasus Gefahr laufen würden. Sollte es dahin kommen, daß die Türkei sich offen gegen die Feinde Deutschlands und Österreich-Ungarns erklärt, so wird der Kaukasus zu denjenigen Ländern gehören, wo mit der größten Sicherheit, sicherer als in Ägypten und Indien, ein muhammedanischer Aufstand erwartet werden kann. Verbindet sich damit der Einmarsch türkischer regulärer Truppen, so ist der Kaukasus für Rußland nicht zu halten. Unter den christlichen Kaukasusvölkern sind die Georgier und die Armenier die stärksten. Weder den einen noch den anderen ist aber die russische Herrschaft so ans Herz gewachsen, daß sie sich zu ihrer Verteidigung erheben würden. So schwer es ist, militärisch-politische Prophezeiungen anzustellen, so kann man sich ein Bild davon machen, was aus der russischen Widerstandskraft werden würde, wenn gleichzeitig der Muhammedaneraufstand samt dem türkischen Einmarsch nach Kaukasien und das Vordringen unserer Armeen nach Südrußland zustande kämen. Dort, nicht im Zentrum bei Moskau, kann Rußland vernichtend getroffen werden, wenn die Eisen- und Kohlengebiete, die Getreide-Gouvernements der schwarzen Erde und die Petroleumregion in die Hände der Gegner fallen.

Wir haben bemerkt, daß vom Standpunkt der Menschlichkeit und der europäischen Kultur aus weder die Anrufung der islamischen Idee, noch vollends die Erklärung des heiligen Krieges leicht genommen werden darf. Es wäre auch nicht richtig, wenn man sich über die vorhandenen Bedenken damit hinwegsetzen wollte, daß unsere Gegner sich nicht einmal gescheut haben, Hafengesindel und Verbrecher in ihre Reihen einzustellen, heidnische Asiaten und schwarze Kopfabschneider aus Afrika gegen uns zu bewaffnen. Sollten wir uns nach reiflicher Erwägung doch dazu entschließen, das Bündnis mit den Muhammedanern einzugehen, so muß unsre Erwägung vielmehr anders lauten. Zunächst würden wir wohl sowohl direkt, als auch durch die militärisch disziplinierten und von Natur nicht zum Ausschreiten neigenden Türken auf die Menschlichkeit der Kriegsführung einwirken. Dann aber, und das ist die Hauptsache, ist es klar, daß dieser Krieg nicht bloß mit einem knappen Siege über die Feinde enden darf, sondern mit einem so unzweideutigen Triumph der deutschen Waffen und des deutschen Gedankens in der Welt, daß fortan die Zukunft der Weltkultur in entscheidender Weise von Deutschland aus beeinflußt werden kann. Weder England noch Frankreich oder gar Rußland haben sich imstande gezeigt, einen wirklichen, innerlich kultivierenden Einfluß auf die islamischen Völker auszuüben. Den Russen fehlte dazu die eigene Kultur, den Franzosen der sittliche Ernst und den Engländern die Fähigkeit, auf fremde geistige Eigentümlichkeiten verständnisvoll einzugehen. Wir Deutschen werden dazu vielleicht eher fähig sein, weil wir wie kein andres Volk wissenschaftlich und praktisch dazu neigen, das Wesen anderer Völker und Kulturen zu ergründen, ja mitunter uns selber darin zu verlieren. Es ist bezeichnend, daß der gebildete Deutsche, namentlich der Offizier und Gelehrte, mit dem anständigen Türken sich so gut versteht. Auf die Türken werden wir nach dem Kriege ohne Zweifel in freier und freundschaftlicher Weise einen gewissen Einfluß auszuüben imstande sein, und je mehr wir auf dem Wege über die Türken gleichzeitig zur Erweichung des islamischen Fanatismus beitragen und zu geistigen Einwirkungen auf die ganze übrige muhammedanische Welt gelangen, desto deutlicher wird es werden, daß unser siegreiches Volk auch in dieser Beziehung eine große Aufgabe innerhalb der zukünftigen Entwicklung der Weltkultur zu erfüllen hat. Dazu aber muß erst die englisch-russisch-französische Zwingherrschaft über die islamische Welt fallen!

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Clara Viebig, Heimat (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Rudolf Herzog, Das große Heimweh (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.) — Marx Möller, Wem Gott will rechte Gunst erweisen... (Leipzig, L. Staackmann) — Rudolf Heubner, Das Wunder des alten Fritz (Ebenda) — Carl Busse, Flugbeute (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.) — v. Scharfenort, Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreußischen Heeres (Berlin, E. S. Mittler & Sohn)

Aus den wenigen erzählenden Büchern, die sich in halber Scheu während des „wilden Kriegestanzes" hervorgewagt haben, tönt inbrünstig das nie zu Ende gesungene Lied der deutschen Heimat. Und der eine dieser Heimatsdichter, Marx Möller, spricht in seinem neuen Roman ein inniges Wort. Mecklenburg-Strelitz heißt sein Vaterländchen: Das liegt, sagt er, in schönen Sommertagen ganz nur in sich selber beschlossen, wie ein schönes Lied nur von eigenen Akkorden umklungen ist. Im Dezember aber „liegt es ganz dicht bei Bethlehem".

Ob das kleine Mecklenburg-Strelitz, ob mit ihm das große deutsche Vaterland auch im Dezember des Jahres 1914 dicht bei Bethlehem liegen wird, das kann noch niemand sagen. Vielleicht donnern die Brummer und Mörser in die himmlische Friedensbotschaft hinein, daß die Weihnachtsglocken davor klanglos bleiben; vielleicht müssen unsere Gedanken, die sonst gerade um diese Zeit still in der Enge des Heims ruhten, suchend hinausziehen in fremde Länder — irgendwohin, in Schützengräben und in die kühle weite Winternacht, um Deutschlands Söhne zu finden. Dann wird unsre Weihnacht so schwer an unseren Wünschen und Gedanken zu tragen haben, wie Ernst von Wildenbruch es einst geschildert hat:

Über Felder und dunkles Meer,
Wo keine Brücke und wo kein Steg,
Wandelt schweigend die Weihenacht,
Kommt aus dem deutschen Lande her,
Hat zu wandeln gar weiten Weg,
Hat zu tragen gar schwere Fracht.

Tausend Gedanken aus Hütte und Haus,
Alle in Liebe und Sorge gehegt,
Sind ihr zu tragen auferlegt,
Soll sie bestellen fern da drauß'.

Soll dem Sohne am fernen Strand
Sagen: „Die Mutter denket dein."
Soll dem Vater im fremden Land
Bote von Weib und Kindern sein.

Wenn es nicht anders sein darf, so werden wir diese stille und schwere Weihnacht feiern. Und vielleicht, daß dieser und jener sie leichter erträgt, wenn ein tapferes Buch ihm zu Hilfe kommt. Ein Buch aus den Kräften jener Heimat, für deren Glück und Unversehrtheit die Fernen draußen kämpfen; ein Buch, das die Herzen stärkt und ergeben macht — ergeben nicht in Willenlosigkeit und Wehmut, sondern ergeben in Geduld und Vertrauen; ein Buch, in dem das Menschliche allem anderen vorangeht.

Auf die einfachsten und ursprünglichsten Gefühle der Menschenbrust, auf die ewigen Naturmächte, von denen wir alle abhängig sind, hat von jeher Clara Viebig ihre Konflikte gestellt. Die Form, in der es geschieht, ist wie jede Form dem Welken und Veralten ausgesetzt. Aber was ihre Gestalten bewegt und antreibt, das altert nicht, das wird zu allen Zeiten und in allen Zonen von hoch und niedrig verstanden, denn es wächst aus den Tiefen des natürlichen Triebleben. Nichts ist für diese Dichterin so kennzeichnend wie die Gewalt, mit der sie uns immer wieder in Zwang und Drang der Geschlechter, in Zwang und Drang des Zeugens und Gebärens hineinreißt. Sie steigert in ihrem wuchtigen Naturalismus das Natürliche selten oder nie zu Symbol und Rätsel, aber wir spüren eine dumpfe Ergriffenheit vor der Macht und Not des sich ewig fortzeugenden Lebens — dieses Lebens, unter dessen Gesetz Baum und Blume, Tier und Mensch gleichmäßig stehen. In ihnen allen wirkt schaffend, treibend, nur gefühlt, nicht verstanden, die Natur; die Frühlingskräfte der Luft und des Bodens drängen drinnen in der Brust so gut wie draußen; die Frauen und Mädchen mit dem schweren gesegneten Leibe sind verschwistert all den Bäumen, die sich unter der schweren Fruchtlast beugen, und alles ist zu untrennbarer Einheit verbunden. Reißt man den Menschen aus dieser Einheit, so zerstört und vernichtet man ihn. Vernichtet ihn, wie den alten Lippi, der dahinkümmert, als man ihn vom Boden der Heimat scheidet.

Vom alten Lippi, vom Bräuersch Lippi erzählt die letzte Novelle des neuen Viebigschen Buches. Buch und Novelle haben den gleichen Titel „Heimat" (Berlin 1914, Fleischel & Co.). Und die Heimat, die den armen Stummelsammler mit solcher Gewalt an sich zieht, daß er die letzte Kraft aufbietet, um aus dem Trierer Landarmenhaus auf die Eifelhöhe zu gelangen, — sie trägt

Digitized by Google

und hält, nährt und begräbt auch alle anderen Gestalten der neuen Novellen. Sie wurzeln sämtlich im Eifelgebiet, und sowie Clara Viebig auf diesen Boden ihrer Kindheit tritt, kann ihr Fuß nicht straucheln. Wohl besitzt sie Kraft und Kunst genug, um auch märkisches und ostmärkisches Leben zu beschwören, aber völlig mühelos, aus natürlich andrängender Fülle schöpft sie doch nur in jenen Büchern, durch die ein Luftzug vom hohen Venn fährt. Das macht auch die Sammlung ihrer jüngsten Erzählungen so wertvoll. Es ist noch immer die alte wuchtige Kraft, die darin lebt. Starke Stoffe in starker, saftiger Behandlung; keine Empfindsamkeit, sondern ein natürliches, unverzwicktes, Wärme gebendes Gefühl; ursprüngliche, derbe Menschen, die sich in der Bewegung, im Ablauf der Geschehnisse vor uns entwickeln. Jede Reflexion ist verbannt; es tritt die rein sinnliche Wirkung ein, die von jedem Kunstwerk in erster Linie ausströmen muß. Da ist die alte Mutter Conzen: sie errichtet für ihr letztes Geld der wundertätigen Muttergottes von Clausen ein Heiligenhäuschen, damit ihr Sohn die Lies heiratet. Denn die Lies, die fromme Lies, hat ihr versprochen, daß sie es gut bei ihr haben soll. Als sie es dann trotzdem schlecht hat, hadert sie nicht in Anklagen und Reflexionen gegen die Madonna, sondern sie wütet mit frevler Hand gegen das Heiligenhäuschen, besudelt es, schleudert mit letzter Kraft, bevor sie zusammenbricht, Steine gegen das wundertätige Bild. Das Gefühl wird restlos in Handlung umgesetzt. Ebenso in allen anderen Erzählungen. Durch irgendwelche Enttäuschungen geweckt, steht eine unbekannte Macht in den dickschädeligen Menschen auf und treibt sie zu einer Tat oder in einen Zustand, die keiner der Ihren mehr begreift. So wird der Toni Kammerer, der „Vater", zum Mord an seinem eigenen unehelichen Sohn getrieben; so muß der Seweneich sein jungfräuliches Weib erwürgen; so packt es plötzlich den „Depp", den Dorfsimpel, daß er auf den Liebhaber eines Bauernmädchens losstürzt; so wird die Mutter Clara wegen einer Versäumnis in Wahnsinn gerissen; so bläst es den alten Lippi an, daß er in unauslöschlicher Sehnsucht auf den alten Füßen in die Heimat strebt. Wie hier überall die Handlung aus den Charakteren entwickelt, wie das Seelische in Gegenständliches umgesetzt, wie das Stoffliche von einer klaren, festen und kraftvollen Form abgegrenzt wird — das ist etwas, woraus junge Erzähler viel lernen könnten. Es kommt dazu, daß in den Skizzen ein Mangel des Viebigschen Talentes weniger auffällig wird als in den Romanen. Dort vermißt man wohl einen größeren geistigen Horizont oder eine höhere Idealität — hier, in den knappen Ausschnitten, ist die Begrenztheit eher Stärke. Und mancheiner, der sich eine Zeitlang von neuromantischen Kunstpfeifern ins Wesenlose locken ließ, kehrt jetzt vielleicht reuig zur Wesenhaftigkeit, Schlichtheit und Heimatkraft der Viebig zurück.

Deutschheimatliche Saiten schlägt auch der vielgelesene Rudolf Herzog in seinem neuen Roman „Das große Heimweh" an (Stuttgart 1914, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). Sein Held ist ein „weltberühmter deutscher Historiker", der allein schon aus dem Ertrag seiner wissenschaftlichen Werke glänzend leben kann (??), ein Historiker, der als begeisterter Alldeutscher durch die Welt fährt und die Auslandsdeutschen im Hinblick auf den Tag der großen Auseinandersetzung sammeln und aufrütteln will. „Kommt dieser Tag, den wir sicher nicht herbeiwünschen, so möge er die germanischen Elemente einig und stark an allen Ecken und Enden der Welt finden, damit das Wort von der Vereinsamung Deutschlands ein Wahn wird." Zum Zweck der Sammlung und Stärkung des Deutschtums bereist der Professor Ernst Wegherr nun also die Vereinigten Staaten, hält überall Vorträge und will die fünfzehn Millionen, die drüben deutschen Blutes sind, mit dem Zauberstab seiner feurigen Beredsamkeit aus dem Schlummer reißen. Sie sollen gute amerikanische Bürger sein und bleiben, aber das große Heimweh nach dem alten Vaterlande soll in ihnen leben und soll sie zu natürlichen Verbündeten Deutschlands machen. Damit sie als solche für uns von Nutzen sein können, ist es erst einmal nötig, daß sie in der Union jenen Einfluß gewinnen, der ihrer Bedeutung entspricht. Dann werden die Millionen Bürger deutscher Herkunft in einem Kriege, den Deutschland eines Tages zu führen haben wird, die amerikanische Regierung einfach zu der Erklärung zwingen können, daß Brot und Mehl als Konterbande zu gelten haben.

Wie wenig der „überzeugte Teutone" Ernst Wegherr sein Ziel erreicht hat, bewies uns in den letzten Monaten leider die harte Wirklichkeit. Dafür kann Rudolf Herzog nichts. Wohl aber muß man es auf seine Rechnung schreiben, daß eine so bedenkliche Kluft zwischen seiner und unsrer Bewertung des Helden besteht. Er selber sieht in ihm eine Feuerseele, einen Mann von überragender Bedeutung, einen weltberühmten Wissenschaftler. Kritischen Lesern aber wird derselbe Mann als geistig mittelmäßiger Vereinsredner mit rhetorischem Schwung erscheinen, der die üblichen Leitartikel mit „Das walte Gott!"-Pathos versetzt. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß diese Journalistennatur weltberühmte wissenschaftliche Leistungen hervorgebracht haben soll, oder daß ein großer Historiker es so billig machen wird. Wenn unsere Schriftsteller sonst große Tiere schildern, so müssen wir ihre Leistungen eben auf Treu und Glauben hinnehmen. Rudolf Herzog aber läßt seitenweise die Reden, die das Publikum hinreißen, wortwörtlich abdrucken; man kann also nachprüfen. Das war nicht klug.

Der Roman selbst bot gewiß mancherlei

Digitized by Google

Schwierigkeiten. Rudolf Herzog pflegt ja gewöhnlich ein Stadtmilieu zu nehmen, mit dessen kennzeichnenden Eigentümlichkeiten er die Erzählung schmückt. An die Stelle einer Stadt trat diesmal ein Land: Amerika. Und mit der Rutschpartie durch Philadelphia, Baltimore, Washington, Pittsburg, Rochester, Buffalo, Cleveland und mindestens ein Dutzend anderer Städte, mit den üblichen Problemen: Deutschtum in Amerika, Frauenfrage, Trustwesen, mit Niagarafällen, Blizzard, Yankee Doodle, mexikanischer Justiz usw. war im Rahmen eines Romans natürlich nicht leicht fertig zu werden. Denn außerdem durfte die Liebesgeschichte mit der glücklichen Heirat am Schlusse nicht fehlen. Aber auf den 484 Seiten wird alles gewandt zu Ende gebracht. Rudolf Herzog hat schon hübschere Unterhaltungsromane veröffentlicht, doch er darf seines Publikums wohl auch hier sicher sein. Was ich selber an dem Werke schätze, ist die Gestalt des alten Kobes, des rheinischen Schmiedegesellen, der im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten einen Färber spielen muß.

Auf den lauten amerikanischen Reiseroman Herzogs folgt ein ganz stiller mecklenburgischer Kleinstadtroman Marx Möllers. Ich würde am liebsten die Titel von beiden vertauschen. Aber nun heißt das Buch, dessen Held im Drehsessel des Pullmanwagens von Ort zu Ort hastet, „Das große Heimweh", und das andere, dessen Gestalten ihr schönstes Glück im Stillesitzen finden: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen..." (Leipzig 1914, L. Staackmann). Wirklich und wahrhaftig, das Eichendorffsche Lied müßte nach den Idealen Marx Möllers etwa lauten: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den läßt er in Mecklenburg-Strelitz (beileibe nicht in Mecklenburg-Schwerin!) geboren werden, leben und sterben wie die Familie Quarkow... Und man bekommt in dieser aufgeregten Zeit tatsächlich das „große Heimweh" nach dem Frieden, der Stille, der Behaglichkeit solch eines abgegrenzten Daseins. Mit offner Wärme erzählt Marx Möller davon. Er ist diesmal viel glücklicher als in seinem vorhergehenden Roman. Es gelingt ihm, den Atem der Stille um uns zu verbreiten, so daß wir geruhigen Herzens in die idyllische Kleinwelt schauen. Man sitzt unterm Nußbaum oder im gemütlichen Familienhaus, man glaubt förmlich zu hören, wie der kleinblättrige Gummibaum wächst, man ist unter ordentlichen Leuten und hetzt sich nicht ab: das Leben ist keine Hasenjagd. Der alte Professor hat Vossens Luise ins Altgriechische übersetzt, und seit Emanuel Geibel ihn einmal besucht hat, bleibt der Sofaplatz, den der Dichter einnahm, frei: er soll nicht entheiligt werden. Nun ist der Alte tot, aber seine Witwe, die Großmutter, die „Queen" lebt noch, und ihr ältester Sohn unterrichtet wie der Vater. Er kann es Reuter nicht verzeihen, daß er die Gestalt Adolf Friedrichs IV. in „Dörchläuchting" so herabgedrückt hat; er liest niemals den politischen Teil der Zeitungen, weil darin doch nur gelogen wird; er ist glücklich in seiner Heimatstadt und schlägt alle Beförderungen aus, um sie nicht verlassen zu müssen. Seine Frau ist eine Urnichte Schleiermachers, die nicht nur das pietätvoll gehütete Schleiermachersche Schachbrett besitzt, sondern, wie die konservativen Quarkows meinen, in der Wahl „marktschreierisch-liberaler" Krawattenfarben auch Schleiermacherschen (berlinischen) Geschmack betätigt. Und auf das nahe Berlin sind sie alle nicht gut zu sprechen. Diese „hochnäsige" und lärmvolle, im „Polizeistaat Preußen" gelegene Stadt verachten sie gründlich, und der Gedanke, daß ihnen von außen her eine Verfassung aufgedrängt werden könnte, empört sie geradezu. Sie wollen ihr Mecklenburg-Strelitz, das im Dezember dicht bei Bethlehem liegt, mit all seinen patriarchalischen Zuständen, seiner Heimlichkeit, seiner Abgeschlossenheit behalten. Zwar gibt es auch hier schon Autos (obwohl die Raserei damit nach dem alten Quarkow „nicht apollinisch, sondern hephästisch" ist), zwar fordert im Kleinstadtfrieden der Spielteufel seine Opfer, zwar fährt einmal sogar ein Flieger über Userow hinweg, aber eigentlich wird die Stille dadurch nur noch auffälliger.

Nun könnte ein Spötter ja fragen, warum der Homer des Strelitzer Ländchens es selber doch vorzieht, in dem gräßlichen Berlin zu leben anstatt in der herrlichen Heimat. Und der Kritiker könnte die Stirn in Falten legen und die Bemerkung machen, daß der Roman nur Zustände spiegelt, doch so gut wie gar keine Handlung und Entwicklung bringt. Aber die Marx Möllersche Art hat etwas Entwaffnendes. Von der echten Liebenswürdigkeit, dem anmutigen Plauderton und dem Heimatlich-Traulichen läßt man sich gern einspinnen; aus den Menschen und fast noch mehr aus den Dingen wächst uns ein freundliches Behagen zu, und am liebsten packte man den Möbelwagen und zöge mit Kind und Kegel nach Mecklenburg-Strelitz, wo alle Sehnsüchte gestillt werden. Selbst die Sehnsucht des Primaners Wendt, die auf der vorletzten Seite noch völlig in der Luft schwebt, dürfte neuerdings ja befriedigt worden sein: der Jüngling hofft nämlich auf einen Krieg — von wegen des Notexamens...

In das „klare, pflichthaft nüchterne Preußen", von dem der Mecklenburger mit kühl ablehnender Hochachtung spricht, versetzt uns Rudolf Heubner in seinem „fröhlich-ernsten" Roman „Das Wunder des alten Fritz" (Leipzig 1914, L. Staackmann). Am Anfang allerdings umfächelt uns noch die weiche Wiener Luft, Maria Theresia spielt mit Kaunitz und ihren Hofdamen L'Hombre, und in aller Stille wird dabei die große Allianz gegen den „kleinen Baron von Potsdam" zustande gebracht. Schon nach den ersten Kapiteln erkennt man in Rudolf Heubner den guten Fabulierer, dem

Digitized by Google

Die letzten Rosen

Gemälde von Reinhold Max Eichler

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

Digitized by Google

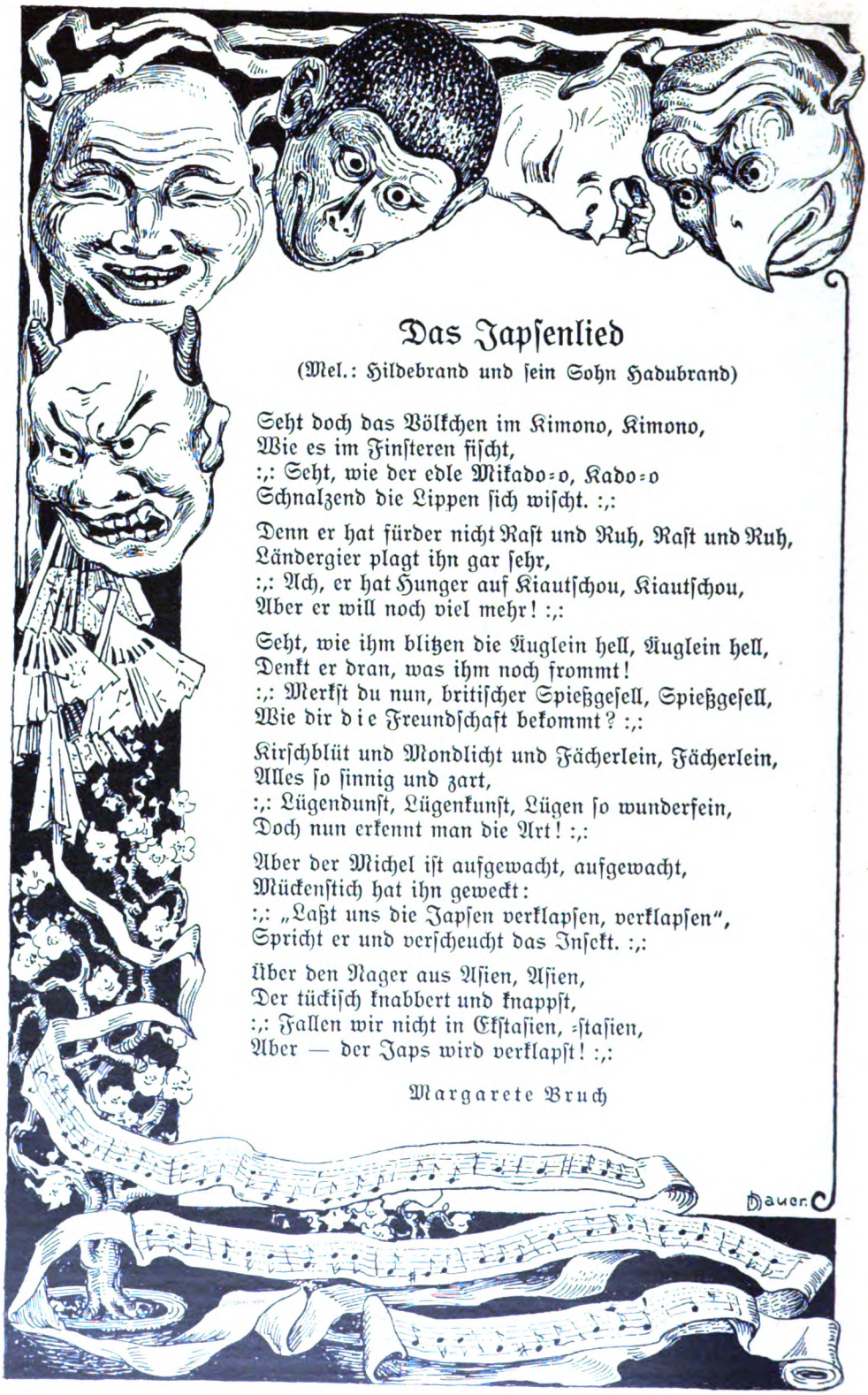
man sich willig in die Hand gibt. Er führt seinen Helden, den Kandidaten Heinrich Lindenschmidt, auf abenteuerlichen Wegen vorwärts; er empfängt ihn als schwärmerischen Jüngling und entläßt ihn als kernfesten Mann; er geleitet ihn aus Gefühlsverwirrung zur Tat, aus Herzenshätschelei zur Hingabe an die Zeit und ihr Genie; aus der Enge eines nur mit sich beschäftigten Daseins in den furchtbaren Ernst des Völkerschicksals. Und dieser Weg führt den schlesischen Kandidaten naturgemäß von Wien nach Potsdam, von Maria Theresia zu König Friedrich, von den Büchern zu den Waffen. Die krankhafte phantastische Leidenschaft für die Kaiserin fällt unter dem Anhauch einer stärkeren Wirklichkeit von ihm ab, und was der Anblick Friedrichs des Großen in die Wege leitet, das bringt das weitere Schicksal, das bringt nicht zuletzt die gut brandenburgische Jungfer Lowise zum Ziele: wie ein scharfer Säbelhieb geht es durch das Leben des Phantasten, sein innerer Mensch kriegt stärkere Knochen und faßt sich tüchtig zusammen. Durch die Soldatentochter, die seine Frau wird, gewinnt er nicht nur ein Vaterland, sondern auch das Glück, dem bedrängten Vaterland zu dienen und opferfreudig zu seinem Teile zu geben, „wie alle hier im Land". Unter den Kürassieren von Driesen kämpft er in blutigen Schlachten für Preußen und seinen großen König. Der lustige Sieg von Roßbach, der herrliche von Leuthen, der düstere von Zorndorf ziehen vorüber, und als Frieden wird, darf der Hartgehämmerte im Potsdamer Soldatenwaisenhause eine neue preußische Jugend für die Aufgaben der Zukunft drillen.

Man könnte vielleicht von diesem „fröhlichernsten" Buche sagen, es wäre ein Roman im alten Stil. Denn offenbar hat Rudolf Heubner mehr von Willibald Alexis gelernt als etwa von den modernen Psychologen. Das soll aber beileibe kein Vorwurf sein. Man vermißt die fehlenden Kniffligkeiten durchaus nicht, sondern ergötzt sich an der immer munter bleibenden Erzählung, die eine feste Führung bei dennoch leichter Hand zeigt. Und wenn es noch Häuser gibt, in denen abends am Familientisch einer vorliest, während draußen der Wintersturm weht und die Damen Liebesgaben stricken, so möchte ich den Vorschlag machen, daß es dort mit dem „Wunder des alten Fritz" versucht wird. Nicht nur die erzählerischen, sondern auch die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Eigenschaften Rudolf Heubners dürften im Kreis des deutschen Hauses einen rechten Widerhall finden. Wir horchen auf, wenn das Wunder der Tat gepriesen wird; wir hören den großen Friedrich sagen: „Mein lieber Keith! Glauben Sie mir: aus der Not wird die Größe und Freiheit, wird das Glück der Völker geboren, nicht aus Genuß und Überfluß!" Wir erleben die stolze Gewißheit und Zukunftshoffnung des preußischen Soldatenvolkes mit. Und wir sehen als Wirklichkeit, was der stille, ohnmächtige Kaiser Franz nur heimlich erträumen kann: die „Zeit, wo der doppelte Adler und der Adler von Brandenburg nebeneinander zum Streite fliegen, wo die Völker desselben deutschen Blutes in Brudertreue zusammenstehen, zum Schrecken aller Widersacher ringsum". Möge es dann auch geschehen, daß wir einst freudig bewegt die Schlußworte des weiland Kandidaten Heinrich Lindenschmidt nachsprechen können: „Neues Leben überall, als hätte das große Völkerringen erst alles aufgeweckt und das Dasein wert gemacht. Nicht umsonst die Opfer hüben und drüben. Glückzu auf solchem Wege und mutig weiter zum Segen des Vaterlandes!"

Über das nächste Buch kann ich nicht Richter sein: „es ist ein Pferd aus eigenem Stall." Deshalb nur so viel, daß es „Flugbeute" heißt (Stuttgart 1914, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.) und eine Reihe von Erzählungen, die im letzten Jahrzehnt entstanden sind, vereinigt. Seiner Mühe darf man sich wohl rühmen: viel Mühe steht auch hinter diesem Werke. Es geht ja jedem so, daß man mit zwanzig Jahren leichtsinnig und unbekümmert seine Bücher hinauswirft, die späteren aber immer zögernder entläßt und immer tiefer die Verantwortung fühlt.

Zuletzt noch der Hinweis auf ein Werk, das in eine andre Kerbe schlägt. Der jüngst verstorbene Vorstand der Bibliothek der Kriegsakademie, Hauptmann v. Scharfenort, hat sehr unterhaltende „Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreußischen Heeres" veröffentlicht (Berlin 1914, E. S. Mittler & Sohn) — Kulturbilder, die schon um ihres Gegenstandes willen unsrem „Volk in Waffen" sehr lieb sein werden. In volkstümlicher, fesselnder Darstellung erzählt der Verfasser, wie die Werber die Trommel rührten, wie der Bursch „Laufgeld" erhielt und wie sich in der Garnison sein Leben nun gestaltete. Über Dienst und Löhnung, Essen und Trinken, Rauchen und Nebenerwerb, über die Soldatenweiber und -kinder wird man in Kapiteln belehrt, die sich oft zu hübschen Skizzen auswachsen. Erziehung und Laufbahn der Offiziere, gesellschaftliches und kameradschaftliches Leben in der Garnison, das Verhältnis zu den Bürgern werden beleuchtet, und ein reicher Strom kennzeichnender Aussprüche, Erzählungen und Anekdoten wird aus der Memoirenliteratur in die Darstellung geleitet. Da neben Bekanntem auch viel Neues geboten wird, so legt man diese erste zusammenhängende „Kulturgeschichte" des altpreußischen Heeres mit Gewinn und Dank aus der Hand. Sie findet ihren gegebenen Abschluß mit dem Zusammenbruch von 1806 — ein neues nationales Heer entstand, ein Volk in Waffen, das 1813 zum erstenmal sich erhob und dessen klirrenden Gang wir auch heute erschauernd vernehmen.

Digitized by Google



Das Japsenlied

(Mel.: Hildebrand und sein Sohn Hadubrand)

Seht doch das Völkchen im Kimono, Kimono,
Wie es im Finsteren fischt,
:,: Seht, wie der edle Mikado=o, Kado=o
Schnalzend die Lippen sich wischt. :,:

Denn er hat fürder nicht Rast und Ruh, Rast und Ruh,
Ländergier plagt ihn gar sehr,
:,: Ach, er hat Hunger auf Kiautschou, Kiautschou,
Aber er will noch viel mehr! :,:

Seht, wie ihm blitzen die Äuglein hell, Äuglein hell,
Denkt er dran, was ihm noch frommt!
:,: Merkst du nun, britischer Spießgesell, Spießgesell,
Wie dir die Freundschaft bekommt? :,:

Kirschblüt und Mondlicht und Fächerlein, Fächerlein,
Alles so sinnig und zart,
:,: Lügendunst, Lügenkunst, Lügen so wunderfein,
Doch nun erkennt man die Art! :,:

Aber der Michel ist aufgewacht, aufgewacht,
Mückenstich hat ihn geweckt:
:,: „Laßt uns die Japsen verklapsen, verklapsen",
Spricht er und verscheucht das Insekt. :,:

Über den Nager aus Asien, Asien,
Der tückisch knabbert und knappst,
:,: Fallen wir nicht in Ekstasien, =stasien,
Aber — der Japs wird verklapst! :,:

Margarete Bruch

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 2. November 1914

Wenn in Friedenszeiten nach einer größeren Gefechtsübung die Kritik stattfand, dann wurde dabei seit Jahren immer aller Nachdruck darauf gelegt: in vielem können wir in den Friedensübungen an das Bild des Ernstfalls herankommen, in einem aber sicher nicht: in der außerordentlichen Länge der Schlachten. Mit welchem Rechte unsere Heeresleitung gegen falsche Vorstellungen in dieser Richtung immer ankämpfte, das sehen wir jetzt an der Aisne und am Kanal, an der Weichsel und am San. Aber nicht jedermann im Volke ist sich darüber klar, und die „Zivilstrategen", denen es schon zu lange dauert, orakeln, daß man bei Verdun nicht recht vorankomme und daß es an der Weichsel doch gar nicht günstig stehe. Man sollte darum eigentlich die Ausführungen etwa des Grafen Schlieffen oder des Generals von Blume über die moderne Schlacht in Flugblättern in die Massen verteilen, um sie zu überzeugen: diese langen Schlachtdauern, eine so harte Geduldsprobe sie darstellen, sind bei heutigen Feuerwaffen, Heeresmassen, Schlachtfronten, Eisenbahnsystemen nur das Normale und müssen einfach überstanden und durchgehalten werden. Aber sie sind an sich in keiner Weise Zeichen der Schwäche und des Unvermögens zum Sieg, und auf unserer Seite nun gewißlich ganz und gar nicht, vollends nicht, wenn sich die Schlachtlinie in solchem Maße gedehnt hat wie im Westen.

Auf einem gewaltigen Kriegstheater von Belfort durch Frankreich bis hinauf zum Kanal spielt sich jetzt diese Schlacht in einer Front von 350 Kilometern (das ist beinah die Eisenbahnstrecken-Entfernung zwischen Berlin und Bielefeld) ab. Aber das Stück, das auf diesem Theater vor sich geht, ist von grandioser Einfachheit, in Gang und Ziel leicht verständlich. Immer weiter nach Norden (nördlich etwa von Noyon in der Picardie) hat sich die Linie gezogen. Suchten bisher in weit ausholenden Umfassungsversuchen die Franzosen den rechten deutschen Flügel im Rücken zu fassen, so floß nach und infolge der Eroberung Antwerpens ihre Aufstellung mit der Küstenverteidigung, an der sich auch England stärker beteiligt, zusammen. Ebenso aber schlossen sich auch zusammen die deutsche Okkupationsarmee in Belgien, die von Antwerpen nach Dünkirchen strebt, und der immer mehr verstärkte rechte Flügel der deutschen Hauptarmee, so daß beide jetzt eine ununterbrochene Linie bilden: Nieuport—Ypern—vorwärts Lille—Noyon—Reims—Verdun—Belfort. Alle Teile haben dabei ihre Aufgaben glänzend gelöst: die Armee Beseler mit der Eroberung Antwerpens (9. Oktober) und dem Vormarsch auf Dünkirchen, der rechte Flügel mit der Abwehr aller Umfassungsversuche, Zentrum und linker Flügel mit der Abwehr aller frontalen Durchstoßversuche, ja mit dem erfolgreichen Gegenangriff (südlich Verdun und östlich Soissons). Spürt man da nicht die einheitliche Leitung der deutschen Feldherrenkunst? Und was erreicht ist, wiegt um so schwerer, als die gesamte feindliche Linie durch ihren Widerstand zeigt, daß sie sich der entscheidenden Bedeutung dieser Kämpfe bewußt ist. Während die Belgier, unterstützt durch das schwierige Kanalgelände und die englischen Schiffsgeschütze, sich verzweifelt auf der Linie Nieuport—Dixmuiden—Ypern vor dem unaufhaltsam sich vorarbeitenden deutschen Vormarsch wehren, sekundieren ihnen die Franzosen aufs kräftigste mit ihren Angriffen; am 13., 15., 16., 20., 22., 31. Oktober wurde das im deutschen Generalstabsbericht besonders gemeldet. Weder sie noch die Belgier sind verächtliche Gegner, aber jene bleiben in die Verteidigung gedrängt wie bisher, und diese werden immer weiter zurückgeworfen. Hierhin, nach Norden, hat sich der Entscheidungspunkt immer mehr gezogen. Nicht daß, wie die Gegner höhnen, Paris aufgegeben sei, aber der deutsche Generalstab wußte, daß, wenn er mit England und Frankreich zu kämpfen habe, nicht im Besitz von Paris die Hauptentscheidung für ihn liegt. Auf sie, auf Dünkirchen, Calais, Boulogne drängen darum die deutschen Heere, vom 10. Oktober an vereinigt, vom 20. in der Schlacht an der Yser stehend, seit 29. im starken Vordringen. Hat England den Krieg allmählich so nach Norden gespielt, so wird es nun von Deutschland dort festgehalten bis zur Entscheidung dieser Kanalschlacht, in der auch die englischen Kriegsschiffe mittämpfen.

Auf lang hingezogene Kämpfe schauen wir daher im Westen zurück, aus denen freilich eine Tat, Vorbedingung zu allem Weiteren, was eben angedeutet wurde, leuchtend hervorstrahlt: am 9. und 10. Oktober fiel Antwerpen. Eine der stärksten Festungen der Welt erlag der deutschen Artillerie in nicht 14 Tagen, für deren Einnahme man ein Belagerungsheer von einer Viertel Million und die auszuhungern man ein volles Jahr rechnete. Wie dieser Krieg doch alles umwirft: Hans von Beseler, eine unserer größten Autoritäten im Festungswesen, der als Generalinspekteur der Festungen lange

Digitized by Google

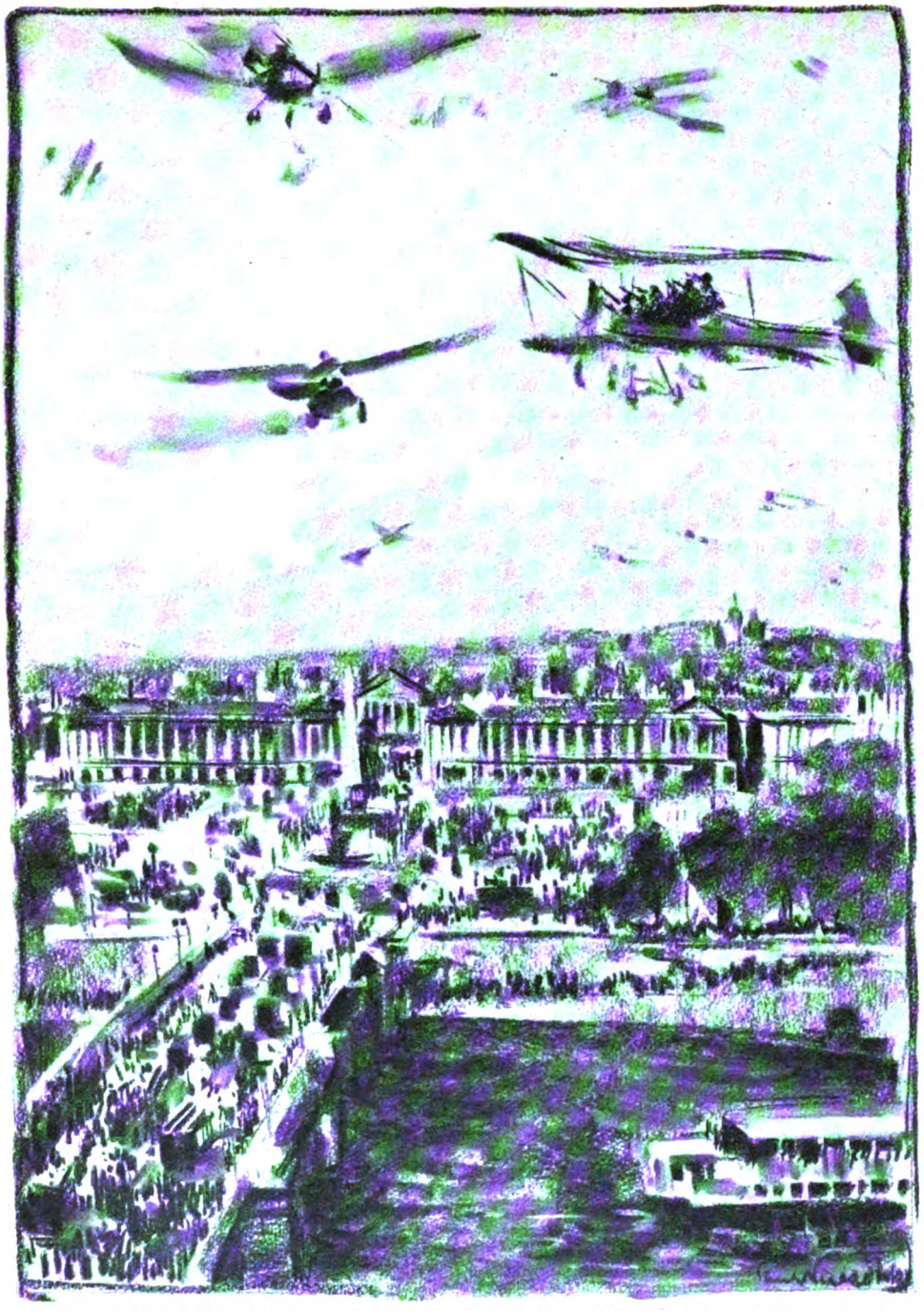
Jahre gerade die dauernde Bedeutung des Festungswesens betonte und förderte, wirft eine der mächtigsten Festungen beinahe im Ansturm über den Haufen — und gerade darum wird man später noch mehr als heute diesen hochbedeutenden, diesen genialen Offizier preisen. Drüben in Frankreich ging von Tag zu Tag mehr der Feldkrieg in den Stellungs-, den Festungskrieg über — hier standen Forts reihenweise, ein starker Hauptwall sollte die Stadt verteidigen, die Überschwemmung des Vorgeländes sie vollends schützen, und wie im Feldkrieg wird sie durch die Überlegenheit der Artillerie, die Genialität der Angriffsanlage und die Kühnheit der Stürmenden überrannt. Aus tiefstem Herzen freuten wir uns dieses glänzenden Waffenerfolges, und um so mehr, weil es ein Erfolg über England unmittelbar ist. Denn mit Antwerpen haben die deutschen Granaten den Brückenkopf der Machtstellung Englands auf dem Kontinent, um deswillen das ganze widerwärtige Gaukelspiel der belgischen Neutralität Europa seit Jahrzehnten vorgespielt wurde, in Trümmer geschossen — mit vollem Bewußtsein dessen, was wir damit sagen, empfinden wir die welthistorische Bedeutung dieses großen deutschen Sieges.

Vielleicht hat das unsre öffentliche Meinung — ich weiß nicht, ob ich mich täusche — noch gar nicht so ganz erfaßt. Sie blickt eher auf die Schlachtfelder an der Aisne und an der Weichsel, Belgien gilt, galt uns wenigstens als ein Nebenkriegsschauplatz, der nicht zu umgehen war. Aber hätte England wirklich den Krieg für die belgische Neutralität begonnen, wenn Belgien und Antwerpen nur eine Nebensache waren? In allen englischen Zeitungen und durch sie über die ganze Welt hallt es jetzt wider, daß Deutschland frevelhaft Belgiens Neutralität gebrochen, einen geheiligten Vertrag des Völkerrechts als einen „Fetzen Papier" zerrissen habe, deshalb sei England in diesen Krieg hereingegangen, das ja immer Verträge hoch und heilig halte. Schon der erste Satz stimmt nicht. Wir brauchten gar nicht die peinlich genaue Begründung des Reichskanzlers, den Hinweis, daß, wer in der Notwehr ist, nicht zu fragen braucht, ob er des Nachbarn Gittertor zerschlägt. Belgien war längst nicht mehr neutral, sondern sein König war als Trabant Englands unser politischer und militärischer Feind, noch ehe ein Schuß gefallen war. Die Stellen, denen bei uns die militärische Vorbereitung des Krieges oblag, haben damit auch seit Jahren gerechnet. Darum läßt uns das Gezeter über den Bruch der Neutralität durch Deutschland ganz kalt. Nicht wir haben diese Neutralität gebrochen, sondern, und dafür haben wir ja nun auch die aktenmäßigen Beweise, unter dem Drucke Englands Belgien selbst. Deshalb bricht mit dem Fall Antwerpens nicht nur Belgien zusammen, sondern die ganze Politik, die England seit einem Jahrhundert mit Belgien, mit seiner Neutralität und mit der Befestigung Antwerpens verfolgt hat. Auch Luxemburgs Neutralität ist gebrochen worden, auch sie hatte England mitverbürgt, wie die Belgiens. Aber Luxemburg blieb seinem Schicksal überlassen, denn, so sagte eine englische Zeitschrift, „der Unterschied zwischen beiden Verträgen (dem über die luxemburgische und dem über die belgische Neutralität) ist für England mehr einer der Geographie und des Lebensinteresses, als der moralischen Verpflichtung". Das ist, mit anderen Worten gesagt, genau dasselbe, was wir von Englands Haltung meinen. In Belgien, in Antwerpen wird es nämlich unmittelbar getroffen. Antwerpen ist der zweitgrößte Seehafen des Kontinents, und von seinem Schiffsverkehr gehörte bisher über die Hälfte des gesamten Tonnengehalts englischen Schiffen. Jeder Mächtigere, der darauf seine Hand legt, rührt auf das gefährlichste an eine Hauptader des englischen Wirtschaftslebens. Denn dieser Mächtigere ist dann ein Kontinentalstaat, der über ein großes Hinterland frei zu gefährlichem Wettbewerb verfügt. Strategisch aber liegt Antwerpens Hafen gegenüber der Themsemündung, er ist der Schlüssel zur Beherrschung der belgischen Nordseeküste am Kanal und in unmittelbarer Nachbarschaft englischer Häfen. Darum stets die Hetzerei gegen die holländische Befestigung von Vlissingen, darum die scheinheilige Sorge um Belgiens Neutralität, denn, so sagt sich jeder Engländer, die Deutschen dürfen nicht an den Kanal, diese gefährlichen Nebenbuhler dürfen nicht unsere unmittelbaren Nachbarn werden, sonst ist der Kanal keine rein englische Flutrinne mehr, sonst ist England nicht mehr die Beherrscherin der Meere. Was nützt es ihm dann, den Weg nach Amerika, nach Afrika, nach Indien noch frei zu haben, wenn hier, an seiner eigentlichen Lebens- und Verkehrsader, eine fremde, starke Macht sitzt?

Rauscht es nicht — darum sei diese Abschweifung über Antwerpens Fall gestattet — wie weltgeschichtliches Werden um uns, wenn wir diese Fragen so auf ihrem großen, weltpolitischen Hintergrunde sehen?

Wir haben es nicht gewollt, daß gerade an diesem Punkte Englands Anspruch, die Beherrscherin der Meere zu sein, von uns gebrochen wurde, daß gerade hier der tausendjährige Kampf zwischen Germanen und Romanen um das Zwischenreich Lotharingien wieder einen gewaltigen Ruck vorwärts kommt, wie vor 44 Jahren mit der Entscheidung über Elsaß und Lothringen. Jetzt wehen die deutschen Farben über diesem flämischen Land, das sich auch über Belgiens Grenzen hinaus ins Welschflandern und ins Pas de Calais Nordfrankreichs streckt, in dem unsere niederdeutschen Soldaten Blut von ihrem Blut spüren, und das von England im Frieden so schmählich um seine politische Ehre gebracht, im Krieg so elend verteidigt wurde, daß sich heute England selbst des dilettantischen Schaumschlägers Winston Churchill schämt. Weiter, weiter jetzt, ihr deutschen

Digitized by Google



Fliegerkampf über der Place de la Concorde in Paris
Zeichnung von Paul Paeschke

Digitized by Google

Stürmer, nach Dünkirchen, nach Gravelingen, — wie heißt's im „Egmont", gleich in der ersten Szene beim Armbrustschießen der flämischen Männer: „Gravelingen! Freunde! Da ging's frisch! Den Sieg haben wir allein! Brannten und sengten die welschen Hunde nicht durch ganz Flandern?... Und wir stritten lange hinüber, herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Haufe mit Haufe, auf dem breiten, flachen Sand an der See hin. Aber ich mein', wir trafen sie!" —

Auf dem Kriegsschauplatz im Osten unterscheiden wir deutlich vier Abschnitte des Riesenringens. Im Norden zunächst der der ganzen ostpreußischen Grenze: hier werden mit dem Mittelpunkt der Kämpfe um Augustow die russischen Streitkräfte der Njemen-, Grodno- und Narewarmee mehr defensiv (im strategischen Sinne natürlich) zurückgehalten. Das ist geglückt. Südlich davon ist der Schwerpunkt der Kämpfe gegen die russischen Absichten verschoben worden. Denn nach der Einnahme von Lemberg gingen diese darauf, die große Feldschlacht in der Gegend von Krakau zu suchen. Aber der deutsche Vormarsch, obwohl gegen gewaltige Kräfte angehend, hat das Schlachtfeld in den Westen Russisch-Polens bis an die Weichsel geschoben, und der österreichische die Russen gezwungen, ihre Front erheblich nach Nordosten zurückzubiegen. So ist der zweite und in jeder Hinsicht wichtigste Abschnitt das Gelände vorwärts der Weichsellinie geworden: Nowo-Georgiewsk — Warschau — Iwangorod bis zum Brückenkopf Sandomir (Mündung des San in die Weichsel), dessen Eroberung den Österreichern gelang. Das Kampfziel ist hier klar: das berühmte Festungsdreieck und die Eroberung Warschaus, der Hauptstadt Kongreßpolens. Auf diesem polnischen Boden, an diesen polnischen Flüssen, an den Hängen der „Lysa Góra", des „Kahlen Berges", wogte die Schlacht hin und her, in der Deutsche und Österreicher vereint unter General Hindenburgs Oberbefehl kämpften. Am 29. September begann die Vorwärtsbewegung, die am 10. Oktober bis zur Weichsel kam. Gar nicht weit westlich ihres Laufes, zwischen Radom und Skiernewice (dem Ort der Dreikaiserzusammenkunft von 1884) entbrannte vom 15. ab die Schlacht. Aber ihre gewaltige Zahlenübermacht gestattete den Russen, die sich zuerst der drohenden deutsch-österreichischen Umklammerung entzogen hatten, mit großen Verstärkungen (am 27. Oktober gemeldet) wieder vorzugehen. Vor diesem Angriff von der Pilica her und vor der drohenden Umfassung des eigenen linken Flügels von Nowo-Georgiewsk und Plozk her nahm vom 28. Oktober ab die deutsche Heeresleitung ihre Kräfte zu neuer Gruppierung zurück, in der sie, der eigenen Rückwärtsverbindungen ganz sicher, erneut die Schlacht vorbereitet.

Den dritten Abschnitt bildet sodann der galizische Kriegsschauplatz, auf dem es gelungen ist, den russischen Vormarsch, der schon hundert Kilometer östlich Krakau, bis an die Wisloka, gedrungen war, vom 7. Oktober an zurückzuwerfen: Wiedereroberung von Rzeszów, Entsatz (11. Oktober) des heldenmütig von General Kusmanek verteidigten Przemysl, Einnahme von Jaroslaw und Lezajsk. Damit war die Stellung für eine große nach Osten und Südosten gerichtete Schlachtfront geschaffen, die längs des San über Przemysl nach Sambor und in die Täler des Stryj und der Swica zieht und gegen die russische Przemyslarmee ficht. In schwersten Kämpfen strebt die österreich-ungarische Armee, auch Lemberg wieder zu gewinnen, ohne dabei die Fühlung nach Nordwesten und Westen mit der zweiten Gruppe zu verlieren, damit jeder Durchbruchsversuch der russischen Lublin- und Cholmarmee nach Südwesten verhindert bleibt.

In den südlichen Ausläufern, die schon wieder um Kolomea herum erfolgreich vorgehen, schließen sich dieser dritte und der vierte und letzte Abschnitt, der Karpathenkampf, zusammen. Auf Wegen, die lange vorbereitete Verräterei gewiesen hatte, waren die Russen von Südgalizien über die Karpathen schon nach Ungarn eingedrungen. Natürlich war es kein Zufall, daß ihre Haupteinbruchsstelle genau in dem Komitat Marmaros lag, in dessen Hauptstadt Marmaros-Sziget im Anfang des Jahres 1914 jener große Hochverratsprozeß stattfinden mußte, der bereits das russische Treiben zum Kriege deutlichst enthüllte. Der ungarischen Landwehr (Honveds), dem ungarischen und ruthenischen Landsturm (in Nordungarn wohnen eine halbe Million Ruthenen) gelang es aber, die Russen wieder aus Ungarn herauszuwerfen: am 20. Oktober war Ungarn ganz vom Feinde gesäubert, am 22. Oktober rückten die österreich-ungarischen Truppen wieder im befreiten Czernowitz ein. Damit droht der russischen Karpathenarmee von hier die Umfassung ihres linken Flügels.

Vier Millionen Streiter stehen sich auf dieser endlosen Schlachtlinie gegenüber. Noch ist der Kampf nirgends entschieden. Wegelosigkeit, Sümpfe, Armut des Landes und seiner Bewohner hindern überall seine regelrechte, methodische Entfaltung. Verrat in Galizien (von Ruthenen und von Polen geübt) bestimmt ihn vielfach zugunsten Rußlands, und die Erwartung, eine Erhebung Russisch-Polens würde den deutsch-österreichischen Vormarsch auf Warschau wesentlich erleichtern, hat sich ganz und gar nicht erfüllt. Aber zu Kleinmut ist kein Anlaß. Die große Zahl macht es im Kriege nicht allein, vor allem nicht, wenn sie durch ungeheuren Materialverlust und durch erstaunlich rasche und große Kapitulationen der Infanterie so geschwächt wird wie die des russischen Heeres. Auch Rußlands Kraft ist nicht unerschöpflich, seinen Häfen ist fremde Zufuhr von Kriegsmaterial verschlossen, an seiner vorderen Front kämpfen bereits die

Digitized by Google

Korps von Sibirien und Turkestan, und selbst im fernsten Amurgebiet ist sein Landsturm schon aufgeboten. Und unsre Hauptkraft steht im Westen, da die erste Aufgabe, die Niederringung Frankreichs und die Einnahme der Kanalstellung gegen England, zu erfüllen. Wer geglaubt hat, daß die Siege gegen Rußland im ersten Ansturm zu erringen seien, ist ebenso ein Tor wie der, der meinte, alle die unterjochten, sich nach Befreiung sehnenden Völkerschaften dieses ausgesprochenen Nationalitätenstaats würden sich gegen den Zaren erheben, während es auf dem Boden Litauens, Polens, Kleinrußlands von Hunderttausenden seiner Soldaten wimmelt. Nur nach großen Niederlagen in der Feldschlacht wird die Revolution im Zarenreich ihr Haupt erheben. Erst dann wird Gärung und Haß, die heute noch unter der Oberfläche nur wühlen, frei zum Befreiungskampf. Wir bauen unsre Hoffnung in diesem Kampfe nicht auf die revolutionären Möglichkeiten, die hier ruhen, sondern wir bauen sie auf die Kraft unserer Waffen. Aber vielleicht sprengen diese Waffen Fesseln, die ein ungeheurer politischer Wille angelegt hatte, und helfen dann die von den Fesseln Befreiten erfolgreich mit zum endgültigen siegreichen Ausgange für uns.

An der serbischen Grenze begann der Krieg überhaupt. Aber die österreichische Offensive, die schon zu siegreichen Kämpfen jenseits des serbisch-bosnischen Grenzflusses, der Drina, und zur Einnahme von Schabatz in Serbiens Nordwestecke geführt hatte, mußte abgebrochen werden, weil der galizische Kriegsschauplatz die Hauptmacht Österreich-Ungarns erforderte. So mußte man sich hier auf die Defensive gegen serbische Einbrüche nach Norden, nach Syrmien (Ostkroatien), und Westen, nach Bosnien, beschränken. Auch gegen Montenegro behielt der Krieg nur den Charakter des Grenzkampfes, im ganzen weit noch entfernt von Nisch, das allein das Ziel eines österreichischen Krieges gegen Serbien sein kann. Aber seit dem 28. Oktober rückt das alles in ein ganz anderes Licht.

Langsam mußten die Dinge in Konstantinopel reifen, langsam wie sie immer reifen in der orientalischen Welt. Endlich, am 28. und 29., haben die Fluten und die Küsten des Schwarzen Meeres den Donner türkischer Schiffsgeschütze gehört, und deutsche Blaujacken standen an den Rohren, die einen neuen Akt der ganzen orientalischen Frage einleiteten. Am 31. Oktober sind die Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei abgebrochen worden, und alle Fragen: Rumänien und Bulgarien, Mazedonien und Albanien, Italien und Nordafrika, Vorderasien und der Islam kommen in stärkste Bewegung. Hart davor, am 10. Oktober, ist König Karol, der Hohenzoller auf Rumäniens Königsthron, abberufen worden, wie wenn das Schicksal selbst alte und neue Zeit scheiden wollte. Wird König Karols Reich seine unklare Stellung aufrecht erhalten können, weil ihm hier die südliche Bukowina und das rumänische Transsylvanien, dort das russische Bessarabien winkt? Wird Italien den Entschluß zum Handeln finden in seinem Ausguck auf das Trentino und die Italiener in Dalmatien und Istrien, auf Tripolis und Albanien zugleich? Wird sich das immer noch todesmüde Bulgarien zur entschiedenen Stützung der Türkei entschließen? Wird Griechenland an Serbiens Seite seinen großhellenischen Zielen zustreben? Das sind nur die Fragen, die sofort in Europa auftauchen. Aber diese rätselhafte orientalische Frage hat ja auch ein asiatisches und ein afrikanisches Antlitz. Türkische Truppen marschieren auf den Kaukasus, türkische Schiffe fahren gegen Batum, und ihre Geschosse treffen überall in ein Pulverfaß, rufen langjährigen Haß unterdrückter Völkerschaften zur Befreiung. Noch mehr: jetzt erweist die von deutscher Intelligenz und Kapitalkraft erbaute Bagdadbahn ihren Wert für das osmanische Reich. Auf ihr fährt, unerreichbar für feindliche Geschütze, fuhr, müssen wir sagen, die Armee, welche

Eroberte Französische Fahne. Zeichnung von Walter Püttner

Digitized by Google

die Türken für Syrien und Palästina aufstellten. Und an sie knüpft jene Hedschas- oder Mekkabahn an, die, unter Auler Paschas Leitung gebaut, die heiligen Stätten des Islam fester und besser verbinden sollte. Auf ihr gingen die Transporte nach dem Norden Arabiens, mit dem großen und gewaltigen Ziel, über den Kanal von Suez die Verbindung von Ägypten bis Westmarokko mit der islamischen Welt Nordafrikas zu gewinnen, die im Osmanen-Sultan den Nachfolger Mohammeds, den Kalifen des Gesamtislams erblickt. Mühsamste langjährige Arbeit deutscher Diplomaten und Offiziere soll nun ihre Frucht tragen. Zur gleichen Zeit streben die Deutschen an den Kanal im Norden, die ihnen verbündeten, von ihnen gerüsteten Türken nach der Meerenge im Süden: die Lebensadern Englands werden nun entscheidend bedroht, mit furchtbarem Ernst wird jetzt den Drahtziehern in London der eiserne Wille der Deutschen, der dem Gegner aufs ganze geht, klar. Groß und gewaltig schon war dieser Krieg, größer und gewaltiger noch werden die Ausblicke, die sich jetzt in ihm eröffnen. Was diese neue Zeit der alten orientalischen Frage zwischen Czernowitz und Triest, Suez und Bagdad nun auch bringen möge, sicher ist, daß der Dreiverband die Herrschaft über diese Bewegungen, die er entfesselt hat, nicht in der Hand behält, nicht behalten kann. Wir aber können alldem gegenüber ruhig sagen: Wir sind bereit.

⁂ ⁂ ⁂

Noch weiter dehnt sich der Plan: am 18. Oktober verlangte England von Portugal die Erfüllung der Vasallenpflicht, denn nur ein Vasall, kein unabhängiges Reich mehr ist dieser in sich zermorschte Staat. Und am 14. erklärte es in ganz Südafrika den Kriegszustand: die Buren wollen nicht gegen die Deutschen Südwestafrikas kämpfen, die auch ihrerseits erklären, Krieg nur gegen die Engländer Südafrikas zu führen. Sollen die Buren nicht im Frieden bleiben können, so erheben sie gegen England die Waffen, die Jünglinge, die, heute erwachsen, als Knaben ihre Mütter in den englischen Konzentrationslagern sterben sahen. Nochmals: wir erwarten nicht allzuviel von Aufständen und Erhebungen, denn wir wissen, daß nur der Sieg unserer Waffen den Gegner wirklich trifft. Aber schwere Wolken sind es, die sich auf die stolze britische Insel schon senken. Die deutschen Kreuzer, die „Emden" allen voran, schädigen seinen Handel um Millionen, in Lancashire feiern Fabriken und Arbeiter, weil die Baumwolle aus Nordamerika und die Farbstoffe aus Deutschland fehlen, in Nordamerika dringen die deutschen Erfolge doch durch das Lügengewölk der feindlichen Presse, richtet sich immer lauter der Widerspruch gegen die brutale Behandlung der neutralen Schiffahrt durch England, und am Kanal fahren immer mehr deutsche Geschütze auf. Darum erhebt sich in sinnloser Wut die englische Nervosität gegen die Deutschen im eigenen Lande, sogar der vornehme Richterstand Altenglands wird in diese Flut von Haß und Roheit hereingezogen, wenn er über Gewalttaten gegen wehrlose Deutsche richten soll. Nur immer stärker treibt das bei uns die Überzeugung heraus, daß dieses alle Würde, allen Halt verlierende England der Haupt- und Erzfeind ist, gegen den sich unser Kämpfen vorerst richtet: wie helles Fanfarensignal klang das aus dem Tagesbefehl, mit dem Kronprinz Rupprecht von Bayern seine Armee gegen die englischen Truppen führte. Und in der Heimat die gleiche Entschlossenheit und die gleiche Sicherheit: in wenig Minuten bewilligte das preußische Abgeordnetenhaus $1^1/_2$ Milliarden Kriegsausgaben, von $4^1/_2$ Milliarden gezeichneter Kriegsanleihe sind in 17 Tagen 3,2 Milliarden eingezahlt, während in Frankreich der „Temps" mit Stolz berichtete, daß in 21 Tagen auf die französische Nationalanleihe (noch dazu kurzfristiges Darlehn) ganze 217,7 Millionen Francs eingezahlt seien. Und während die Exerzierplätze widerhallen vom Tritt der sich Übenden, die hinaus in die Feuerlinie drängen, während die Werkstätten fieberhaft arbeiten an Kleidung und Rüstung für sie und die andern, die hinter ihnen noch warten, da — öffnet in Frankfurt a. M. eine neue Universität ihre Tore, deren Gründungstag genau der Tag der Mobilmachung zu diesem großen Kriege ist. „Ruhmvoll verödet" hat der Kultusminister die Hörsäle der hohen Schulen Deutschlands genannt. Aber leer sind sie nicht, und wie im Frieden wird auch in dieser eisernen Kriegszeit in ihnen das Feuer des deutschen Idealismus genährt, der in aller Not und allem Leid rauschend seine Schwingen über Deutschland regt. Doch durch unser Arbeiten, durch Lehren und Lernen geht ununterbrochen das Denken an die, die draußen stehen, wie es der Berliner Theologe Adolf Deißmann so schön in Worte gegossen hat: „Ihr Kämpfenden draußen, in Nässe und Kälte und Granatfeuer, ihr wisset, wofür ihr streitet in Ost und West. Aber wisset auch, daß wir in der Heimat euch kennen, den Wert eurer Persönlichkeit, eurer opferbereiten Hingabe. Wisset, daß hinter euch euer Land steht, euer Volk, euer Deutschland, heute und immerdar, in Zeit und Ewigkeit."

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Heft 4
XXIX. Jahrgang
Dezember 1914
(Erster Band Heft 4)

THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
12 APR 1915

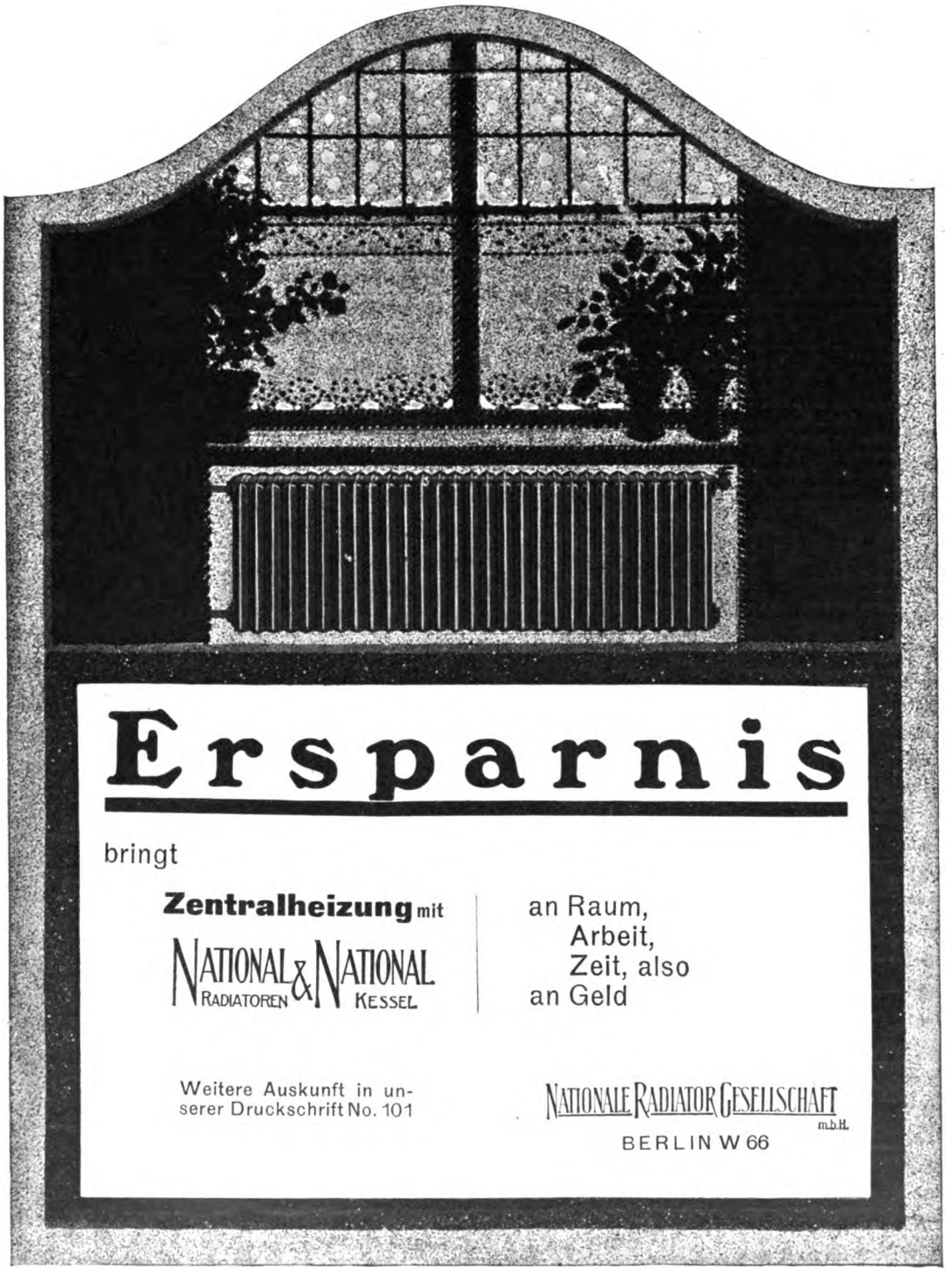
Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Digitized by Google



Lieferung durch Heizungsfirmen

Digitized by Google

STRASSBURGER

PASTETE

Verlangen Sie die neueste **illustrierte Preisliste** der

Gänseleberpasteten-Fabrik

Albert Henry, M. Schott Nachfolger,

Königlicher Hoflieferant,

Strassburg i. E. 16.

Gänseleber-Pasteten sowie Wildpret-Pasteten. Gänseleber- u. Wildpret-Pain. **Parfait** u. **Suprême** von Gänseleber. Gänseleberwurst u. Galantine.

WELTAUSSTELLUNG BRÜSSEL 1910
„HORS-CONCOURS"
MITGLIED DER INTERNATION. JURY.

WELTAUSSTELLUNG TURIN 1911
„GRAND-PRIX"
WELTAUSSTELLUNG TURIN 1911

Echter

Friedrichsdorfer Zwieback

Probedose M. 2.80,
Bisquits und Mandelbrot
— vornehmstes Tafelgebäck —
Louis Bonn, Friedrichsdorf i. Ts.

Viele wissen es nicht,

dass die allein echte

Dr. Lahmann-Unterkleidung

die einzig gesunde, angenehmste Wäsche für Damen, Herren und Kinder ist!

Verlangen Sie umsonst Katalog mit Originalpreisen auch über die weltberühmt.

Bleyle's Knaben-Anzüge.

Fertige Leibwäsche, Inletts, schlesische Wäschetuche, Bettfedern, Taschentücher, Garantie-Strümpfe und Socken vom

Spezial-Depot und Versandhaus

Johannes Jaenisch,
Schönau a. Katzbach 63, i. Riesengeb.
Gegründet 1873.

Dr. Ernst Sandow's Salze

Künstliche Brunnensalze und medizinische Brausesalze.
Man achte auf meine Firma! Nachahmungen meiner Salze sind oft minderwertig u. dabei nicht billiger.

MAX SELLGE, Spezialgeschäft für

Baumkuchen

Makronen,
Baumkuchenspitzen mit Schokoladenüberzug.
BERLIN W. 62, Kurfürstenstrasse 71 F.

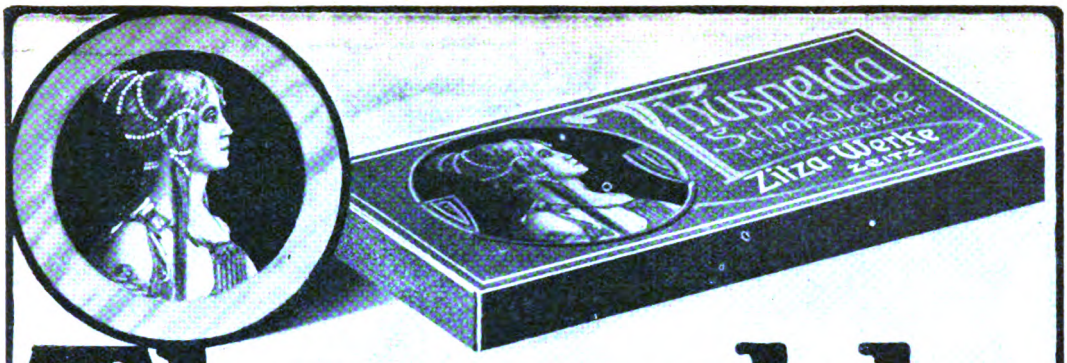
J. A. Henckels Zwillingswerk, Solingen

empfiehlt als **Feldpostbrief:**

Armeemesser, Jagdmesser,
Rasiermesser u. Rasierapparate.

Hauptniederlage: BERLIN W. 66, Leipziger Strasse 118.

Digitized by Google



Thusnelda

Kakao·Schokolade

Vornehme Qualitäts-Marke

Fabrik: **Zitza·Werke**, Zeitz.

„Agfa"-Photoartikel

sind seit vielen Jahren das praktischste

Weihnachts-Geschenk für Amateure.

„Agfa"-

Platten,
Filmpacks,
Belichtungs-tabellen.

Entwickler,
Hilfsmittel,
Blitzlicht-artikel.

Durch Photohändler.

Zur Orientierung **gratis „Agfa"-Literatur** (reich illustr.) durch

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO. 36.

Digitized by Google

Herz

SPECIAL-STIEFEL

HERREN DAMEN

17·50 ‖ 16·50

HERZ ♡ SPECIAL

auf der Sohle erkenntlich

NEUE • BROSCHÜRE • ÜBER

FAMILIEN-WAPPEN

VERSENDET • KOSTENLOS

HEINRICH PFANNSTIEL

GROSSH. S. HOFLIEFERANT

WEIMAR

THEATERPLATZ

Kgr. Sachsen.

Technikum Mittweida.

Direktor: Professor Holzt.

Höheres techn. Institut

f. Elektro-u. Maschinentechnik.

Sonderabteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.

El. u. Maschinen-Laboratorien.

Lehrfabrikwerkstätten.

Aelteste u. besuchteste Anstalt.

Progr. etc. gratis v. Sekretariat.

Seltene Briefmarken!

100 von China, Haïti, Kongo usw. usw. nur 2.00 M. — **500 Europa** nur 5.00 M. — **100 Afrika** nur 2.75 M. — **150 Amerika** nur 3.00 M. **200 Südamerika** nur 6.50 M. — **100 Asien** nur 2.50 M. — **60 Australien** nur 1.75 M. **100 französ. Kolonien,** nur gebrauchte, nur 3.40 M. — **50 deutsche Kolonien,** alt u. neu, nur 4,50 M. usw. usw. Alle versch. Gar. echt. Illustr. Preisl. grat.

Ernst Hayn, Naumburg (Saale) 19

Chemnitzer Möbelstoffe

(für Möbelbezug und Dekorationen) versendet **meterweise in nur soliden Qualitäten**

Richard Zieger, Chemnitz

Grösste Auswahl. — Vielseitige Empfehlungen. — Muster umgehend.

Rud. Amsinck, Kiel-N

Spezial-Versand von

Orig. Matrosen-Anzügen für Knaben u. Mädchen

Eigene Anfertigung.

Marine Cheviot für Damenkleider u. Herren-Anzüge

Damentuche.

Preisliste u. Muster franko zu Diensten!

Wiesbadener Gesellschaft für

Grabmal-Kunst

(früher Wiesb. Ges. f. bild. Kunst)

Leiter Dr. v. Grolman, Wiesb., Kapellenstr. 41,

versend. geg. Portoersatz unverbindl. f. d. Empfänger **Auswahl-Kollektionen v. Grabmalentwürfen** unserer besten Künstler (1100 Nummern, desh. ungef. Preisl. angeb.), **besorgt neue Entwürfe** nach spes. Angaben gleichf. ohne Verbindlichkeit der Abnahme u. vermittelt tadellose Ausführung. Man bestelle zur Orientierung das reich illustr. Flugbl. „Winke f. d. Besch. ein. Grabmals". (Frei geg. 30 Pfg. in Briefm.)

Lager fertiger Grabsteine, nach Entwürfen der Gesellschaft ausgeführt:

Bautzen: Joh. Petschke. **Berlin:** K. Schwarz, Berlin-Weissensee, Lothringerstr. 6. **Bremen:** Berger & Traupe. **Breslau:** P. Kamm, Matthiasstr. 3. **Brünn:** Alfred Dressler, Ugartesstr. **Cassel:** G. Holtzmann, Holl. Str. 55. **Coblenz:** Heinrich Pabst, Cusanusstr. 28. **Cöln:** Heinrich Pabst, Aachenerstr. 126. **Dresden-Tolkewitz:** Chr. Göbel & Co. **Duisburg:** H. Kleinholz, Am Friedhof. **Düsseldorf:** P. Haake. **Eltville** a. Rh.: F. Seidel. **Emmerich** a. Rh.: Gebr. Kratz. **Essen:** Joh. Goldkuhle, Nikolausstr. 8. **Flensburg:** A. Treede. Eckenh. Landstr. 184. **Fürth:** Sigm. Löwensohn, **Greiz:** E. Hörig. **Halle** a. S.: Em. Schober, Mansfelderstr. 52. **Hamburg-Ohlsdorf:** F. H. W. Witte. **Hildesheim:** E. Zöpfchen, Bahnhofsallee 4. **Karlsruhe:** Rupp & Möller. **Kiel:** Thomas Ingwersen, Eichhofstr. 38. **Königsberg** i. P.-**Rothenstein:** K. Schwarz. **Leipzig:** F. G. Damm, Ostplatz. **Leutkirch:** A. Joser. **Lüdenscheid** i. W.: Neufeld & Kattwinkel. **Mannheim:** Fr. Kurz, Käfertalerstr. 35. **Meiningen:** Adolf Gögel. **München:** Aschenbrenner & Körnlein, Werkst. für Grabmalkunst, Ungererstr. 129; Emil Grötsch (für die jüd. Friedhöfe). **Oldenburg:** B. Neumann. **Osnabrück:** H. Vogt, Süsterstr., an der Johanniskirche. **Pforzheim:** J. Wielandt. **Stuttgart:** Rich. Schönfeld. **Wiesbaden:** C. Roth, Plattenstr. 81. **Zürich:** A. Schuppisser, Dufourstr. 45.

DIALON

der seit Jahrzehnten bewährte, ärztlich glänzend begutachtete antiseptische Puder, an dessen Gebrauch zahlreiche Offiziere und Mannschaften von Friedenszeiten her gewöhnt sind, wird allen im Felde Stehenden

eine überaus willkommene Liebesgabe

sein. Es gibt nichts Besseres, um Wundlaufen, Wundsein jeder Art und die nachteiligen Folgen der Transpiration zu beseitigen.

Erhältlich in den Apotheken.

Digitized by Google

WERKSTÄTTEN
J. STOCK · COBLENZ
WOHNUNGS-AUSSTATTUNG
in neuzeitlichem Stil, nach Entwürfen von
August Lichtenhahn D. W. B.

Ausstellungen und Verkauf:
COBLENZ: Göbenplatz | PFORZHEIM: Westliche 65
HAMBURG I: Möncke-bergstr. 11 | TRIER a. M.: Simeonstr. 19

Man verlange Preisbuch
mit Text gegen Einsendung von Mk. 1.50 (Betrag wird bei Kauf oder Rückgabe des Buches vergütet)

Nebenstehende Abbildung:
Speisezimmer, besteh. aus: 200 cm breit. Geschirrschrank, Anrichte, Ausziehtisch, 6 Stühle in massiv Eiche Mk. 759.—, in gebürstetem Pitchpine Mk. 685.— (mit kleinem Schrank Mk. 917.— bezw. Mk. 805.—)

Verband Deutscher Centralheizungs-Industrieller

Eingetragener Verein

Geschäftsstelle: **BERLIN W 9,** Linkstrasse 29

Der Verband bezweckt neben der Förderung der wirtschaftlichen und Standesinteressen seiner Mitglieder auch die Vermeidung **unsachgemässer** Ausführungen von

Centralheizungs- und Lüftungs-Anlagen

Die von den Mitgliedern unseres Verbandes angebotenen Centralheizungs-Anlagen

unterliegen bezüglich ihrer technischen Berechnung den Vorschriften des Verbandes und gewährleisten dadurch in erhöhtem Masse die Sicherstellung der geforderten Leistung

Mitgliederverzeichnis kostenfrei auf Anfordern durch die Geschäftsstelle

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Detmold Töchterheim Benzler.
Evang., durchaus erstklass. Pensionat auf christlich. Grundlage für Töchter gebildeter Stände zu bester hauswirtschaftl. Ausbildung u. wissenschaftl. Weiterführung. Vorzüglich empfohlen. I. Referenzen von Eltern. Prospekt. Frau **Dr. med. Benzler.**

Dresden-A. Töchterpensionat Küster-Bertram.
Villa Kaltzerstr. 18a. Schweizerviertel. o
Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. **J. Kiessling** u. **C. Jäckel,** staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. zeitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Dresden-A. Pensionat für Töchter gebildeter Stände
Elisenstr. 7a. von Frau **Emma Mundinger.**
Villa im Garten gelegen. Erste Lehrkräfte für Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen, Handarbeit usw. Sorgfältige Erziehung, gesellschaftliche Ausbildung u. gewissenhafte Körperpflege. Tennisplatz. Tägliches Turnen. Beste Referenzen.

Dresden Töchterpensionat Willrich
Eisenstuckstr. 44. Vorsteherin: **Dora Henning**
bietet in ihrer gesund u. frei geleg. Villa j. Mädchen aus guten Familien ein gemütl. Heim, in dem sie durch Unterr. in d. Wissensch., Sprachen, Kunstgewerbe, Musik, Turnen, Sport, im Häuslichen u. in guten Lebensformen weiter gebildet werden. Vorzügl. Empfehl. Prosp.

Friedrichshafen am Bodensee.
Königl. Paulinenstift,
Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.
Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Töchterheim Heidelberg-Neuenheim
u. Lyzeum
von Herrn und Frau Direktor **Steinkellner.**
Wissenschaften und Haushalt. Eigenes Haus Weberstr. 15. 5 Morgen grosses Spielfeld mit Obstgarten und Tennisplatz.

Ilmenau i. Thür. *Villa Mahr* ≡ *Pensionat* ≡
verbunden mit 10klassiger höherer Mädchenschule. Aufnahme finden schulpflichtige Mädchen jeden Alters. Beschr. Anzahl. Ausländ. im Hause.
Prospekte durch die Vorsteherinnen M. Fischer und A. Pooch.

Lugano Töchterinstitut Helvetia.
Schweiz. Südl. Lage. Grosser Garten. Weite Fernsicht. **Vier** moderne Sprachen. Beste Referenzen in Deutschland. Man verlange illustrierte Prospekte.
Adresse: Institut Helvetia, Lugano-Viganello.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. Sprach- und Handels-Lehrinstitut f. Damen
Potsdamerstr. 90. von Frau **Elise Brewitz.**
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für techn. Lehrerinnen für Handelsschulen.

Rackows Handels-Akademien
Berlin W., Berlin C., Berlin-Charlottenburg, Dresden-A., Dresden-N., Frankfurt a. M., Hamburg, Hamburg-Eimsbüttel, Hannover, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Stettin.
Handelskurse von $^1/_1$-, $^1/_2$-, $^1/_4$-jähriger Dauer zur praktischen Vorbereitung und Fortbildung von Herren und Damen jeden Alters für den kaufmännischen Beruf.
Auskunft u. Prospekt kostenlos. Pensionsnachweis.
Adresse in Dresden: **Rackows,** in Leipzig: **Rackow & Schmidts Unterrichtsanstalten.**

Berlin SW. 11 Chemie-Schule für Damen von **Dr. M. Vogtherr.**
Theoret. u. prakt. Ausbildung in technischer u. med.-physiol. Chemie, Bakteriologie, Mikroskopie, Mikrophotographie. Kostenfr. Stellenvermittelg. Prospekte.

Braunschweiger Vorbereit.-anstalt
für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter **Oskar Soff,** Bammelsburgerstr. 12.

Eisenach · Institut Burchardi (Eisenacher Kochschule), Bernstr. 7, II.
Pensionat. Haushaltungsschule. Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde.
Staatl. Prüfung m. Gleichberechtigung i. Preussen.
Alles Nähere ist ersichtlich aus dem ill. Prosp., der auf Verlang. kostenfrei zugesandt wird.
Auch während der Kriegszeit gesicherter Schutz, herzl. Aufnahme und gute Ausbildung in gewohnter Weise.

Falkenberg (Mark) bei Eberswalde. Victoria-Institut.
Der Lehrplan dieser im Jahre 1859 unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedr. Wilh., weiland Kaiser Friedr. III. gegründeten, in schöner u. gesunder Umgebg. auf dem Lande geleg. Erziehungsanstalt für Söhne aus den gebild. Ständ. ist der eines **Realgymnasiums. — Berechtigung zum einj. freiw. Militärdienst.**
Näheres d. d. Leiter der Anstalt Direktor **Hermann Schulz.**

Godesberg a. Rhein Evang. Pädagogium.
Gymnasium, Realgymnasium, Realschule, Einjähr.-Berechtigung. Kleine Klassen. Internat in Familienhäusern für je 10—15 Knaben, persönl. Behandlung, viel Sport u. Spiel u. entsprech. Ernährung, körperl. Fürsorge. **Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauer's ärztlich-pädagogischem Institut.** Zweiganstalt in **Herchen a. d. Sieg.** Prospekte durch Direktor **Prof. O. Kühne** in Godesberg a. Rh.

Schloss Löbichau bei Nöbdenitz, S.-A., 1½ Std. von Leipzig.
Wirtschaftliche Frauenschule. Für Töchter u. Frauen der gebildeten Stände im Alter von 18—30 Jahren. Gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft, in Gartenbau, Geflügelzucht, Milchverwertung. Beginn der Kurse im April u. Oktober. Der Lehrgang ist einjährig mit abschl. Prüfung. Anfragen wegen Zusendung von Prospekt u. Anmeldungen an die Vorsteherin Frl. **Helene Cooler,** Löbichau b. Nöbdenitz, S.-A.

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Kleine Gymnasial-Realklassen Sexta—Prima (8 Kl.). **Ausländerklassen. Modern** bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. Gr. eigenes Spielfeld. Wandern. Fluss- und **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohl. **Familienheim** in eigener Villa. **Keine** Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperlich Schwacher** und **Zurückgebliebener.** Aufgaben unter Anleitung in tägl. **Arbeitsstunden. Anstaltsarzt.** Prüfungsergebnisse-Prospekt d. d. Direktion. — Seit 1900: **247 Einjährige; 165 Primaner** (7./8. Klasse). —

Weimar — Grossherzogl. Sächs. Hochschule für bildende Konst.

Ausbildung in den Fächern der bildenden Kunst einschl. Plastik. Eintritt jederzeit. Wintersemester vom 3. Montag im Oktober an. **Sommersemester** von Ostern an. **Damen** als Studierende u. Hospitanten zugelassen. — Lehrer für Figurenmalerei: Professoren Fritz Mackensen, Max Thedy, Ludwig von Hofmann, Gari Melchers, Walter Klemm, Robert Weise. Landschaftsmalerei: Prof. Th. Hagen. Schule für Radieren, Lithographieren u. Holzschnitt: Prof. Walter Klemm. Anatomisches Zeichnen: Prof. Otto Rasch. Perspektive: Prof. Berthold Paul Förster. — **Bildhauerei:** Prof. Richard Engelmann. (Freie Wahl des Lehrers.) — Kunstgeschichtl. Vorlesungen, Aesthetik: Dr. Anton Mayer. Plastische Anatomie: Geh. Med.-Rat. Dr. Knopf. Einzelvorträge von Verschiedenen. — Näheres durch das Sekretariat. Der Direktor: **Prof. Fritz Mackensen.**

Die nach den Kriegszeiten mächtig einsetzende Entwicklung von Industrie, Handel und Gewerbe sowie die kräftige Neubelebung der Bautätigkeit verspricht tüchtigen Ingenieuren und Architekten eine sehr gute Zukunft. Es darf indes nicht verkannt werden, dass es nach wie vor für ein Weiterkommen über das Durchschnittsmass hinaus notwendig sein wird, das technische Können durch kaufmännisches Wissen zu unterstützen bezw. auszunützen.

Die Städtische Polytechnische Lehranstalt Friedberg

bei Frankfurt a/M. ist diejenige Bildungsstätte, die auf eine gleichzeitig kaufmännisch-technische Schulung ihrer Studierenden den grössten Wert legt. — Ausbildungsprogramme für künftige Maschineningenieure, Elektroingenieure, Bauingenieure oder Architekten sind kostenlos von der Direktion einzufordern.

Schnepfenthal — Erziehungs- und Unterrichtsanstalt f. Knaben

(Herzogtum Gotha). im Alter von 8—15 Jahren, am Fusse des Thür. Waldes gelegen, gegr. i. J. 1784 von **Christian Gotthilf Salzmann.** Über die Erziehungsgrundsätze, die Unterrichtsziele u. die Aufnahmebedingungen enthält der Prospekt genaue Angaben. Der Direktor: **Geh. Schulrat Dr. W. Ausfeld.**

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.

Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Heilanstalten

Aflenz am Hofacker, Steiermark. 820 m

Sanatorium für Leicht-Lungenkranke.

Leitender Arzt: **Dr. Josef Mayer.** — Prospekte.

Bendorf bei Coblenz

Dr. Erlenmeyersche Anstalt für Gemüts- u. Nervenkranke.

Prospekte auf Wunsch.
Leitender Arzt: Geheimrat **Dr. Erlenmeyer.**

St. Blasien

im südlichen Schwarzwald, 800 m über dem Meere.

Sanatorium für Lungenkranke.

Besonders geeignet für Winterkuren. Herrl., sonnige Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Illustr. Prospekte frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Bacmeister.**

DAVOS 1560 M. Ü. M. SCHWEIZ.

HOCHALPINER KURORT UND SPORTPLATZ. NORMALE LAGE. PROSPEKTE: VERKEHRSVEREIN.

Ebersteinburg bei Baden-Baden

Sanatorium nur für Damen,

zu vorbeugenden und Erholungskuren bei **leichten** Lungenerkrankungen, zur Rekonvaleszenz nach Influenza, Lungen- und Rippenfellentzündungen.

Essen-Ruhr-Süd — Johannastr. 12. Dr. phil. Bartsch. Prospekte frei.

Seelenkonflikte, Stottern, Angst- u. Zwangsgedanken sind keine körperlichen Krankheiten, sondern die Folge eines falschen Empfindens, naturwidrigen Denkens, sowie einer ungesunden Weltanschauung. **Individuelle seelische Behandlung** löst alles Nervöse aus und schafft **ganze Männer, ganze Frauen.**

Gries b. Bozen (Südtirol).

Sanatorium für Kranke der Atmungsorgane.

Leit. Arzt: **Dr. V. Malfér.**

Hedemünden — Sanatorium für Nervenleidende.

a. d. Werra. Südhannover.

Unmittelbar am Kaufunger Wald gelegen, mit ca. 400 Morgen grossem Waldpark. Vornehm und behaglich eingerichtet. Alle modernen Heilfaktoren. Näheres durch Prospekte.

Prof. Dr. Eichelberg. **Dr. med. Grahl.**

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

Meran Sanatorium Martinsbrunn.

Klimatisch-diätetische Kuranstalt unter ärztlicher Leitung. — Prospekte.

Partenkirchen Dr. WIGGER's Kurheim (Sanatorium).

Modernste, komfortabelste Kuranstalt für Leidende aller Art. 5 Ärzte. Prospekte.

Sülzhayn im Südharz. Sanatorium Erholung

Privatheilanstalt für

Leichtlungenkranke und Erholungsbedürftige.

Herrliche, sehr sonnige Lage. Mässige Preise. 2 Ärzte. — **Prospekt frei durch die Verwaltung.**

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.

Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Empfohlene Hotels

Basel

Hotels I. Ranges, neuester Komfort, Privatbäder und Toilette:

Hotel Drei Könige am Rhein.

Am Zentralbahnhof:

Hotel Viktoria und **National, Grand Hotel** und **Hotel Euler, Hotel Schweizerhof.**

Berühmt: Holbein-, Böcklin-Saal usw.

Berchtesgaden Pension Geiger, Bischofswiesen.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Bordighera (Ital. Riviera).

Ideal. Winteraufenthalt für Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten.

Victoria-Hotel u. Deutscher Hof.

Deutsches Familienhotel I. Ranges. Prachtvoller moderner **Neubau** mit jedem Komfort. **Haus des Deutschen Offiziersvereins** und von dessen Mitgliedern **ganz besonders empfohlen.** Reduzierte Preise im Herbst. **C. W. Seeger,** deutscher Besitzer.

Konstanz am Bodensee u. Rhein

Das ganze Jahr geöffnet:

Insel-Hotel im See (ehemaliges Dominikanerkloster).

Menton HOTEL de Venise & Continental.

Vornehmsten Ranges. Inmitten grossartiger Parkanlagen. — Zentrale u. ruhige Lage. — **Umgebaut und vergrössert in 1913.**

Prospekt frei. A. Somazzi, Besitzer.

Wiesbaden Nassauerhof.

Hotel — Badhaus.

Vornehmstes Haus. — **In freier Südlage der Stadt,** gegenüber dem neuerbauten Kurhaus u. Königl. Theater. Badhaus mit direkter Thermalquelle. Man verlange Prospekte von der Direktion: **Fritz Bieger.**

LUGANO

Der schönste Kurort der Südschweiz.

Grösstes Exkursionsgebiet. Mildes Klima.

KURSAAL. GOLF. TENNIS.

70 Hotels und Pensionen mit 4500 Betten. Südliche Flora. Herrlichster Aufenthaltsort fürs ganze Jahr, **am See.**

Verlangen Sie den Illustrierten Reiseführer No. 11 vom

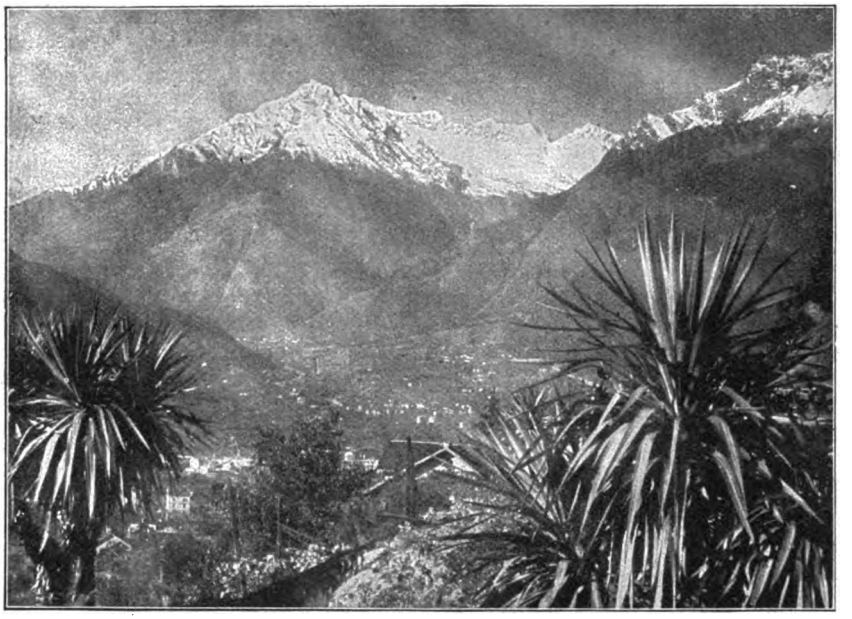
Off. Verkehrsbureau Lugano oder vom **Internat. Verkehrsbureau Berlin W., Unter den Linden 14.**

Digitized by Google

MERAN

Klimatischer Kurort in Südtirol

Saison: September—Juni. 40.000 Kurgäste. **Trauben-, Terrain-, Freiluftliegekuren, Mineralwassertrinkkuren.**



Bäder, Zandersaal, Kaltwasseranstalten, Inhalationen. Alle Hotels und Pensionen stehen in vollem Betrieb. Sämtliche Kurmittel und Kureinrichtungen werden unverkürzt weitergeführt. — Prospekte gratis durch die **Kurvorstehung.**

Verlangen Sie den Prospekt

Gräfl. Stahlbad Liebenstein

Herzheilbad · Thür. Wald.

GOSSMANN'S SANATORIUM WILHELMSHÖHE-CASSEL

Erstkl. Kuranstalt für natürl. Heilweise. Während des Krieges ermässigte Preise von 6 ℳ an. Unvergleichl. Lage. **Arzt u. Aerztin.** (Frau Dr. Fischer-Dückelmann, Verf. v. „Die Frau als Hausärztin".) Prosp frei.

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

(Besitzer: Sanitätsrat Dr. Wiedeburg)

für Kranke und Erholungsbedürftige, ist auch ***während des Krieges*** *geöffnet und besucht!*

Ausführliche bildergeschmückte Prospekte werden kostenlos verschickt.

Dr. Teuschers Sanatorium

Oberloschwitz-Weisser Hirsch

f. Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürft. b. Dresden.

Wasserbehandlg., Massage, kohlens., aromat., elektr. Bäder u. Behandlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié. **Eingeh. Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harnsaurer Diathese, chron. Magen- u. Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw.** Streng individ. Pflege. **Während des Krieges offen.**

Bordighera

(Ital. Riviera)

Seeger's Victoria-Hotel

(C. W. Seeger, Besitzer).

Moderner Neubau. Deutsches Fam.-Hotel in zentr., ruh. Lage an der Viale Imperatrice Federico, umgeben von reizenden Gärten, bietet es bei mässig. Preisen jegl. Komfort u. vorzügl. Verpfleg. Elektr. Licht u. Zentr.-Heiz. überall, Damensalon, Rauchzimmer, Halle, Wohnungen mit Privatbad u. Toilette, Garten, Terrasse, franz. Restaurant. Anerkannt ausgezeichnete Küche u. Keller. Ausser den bereits vereinbarten Rabattsätzen geniessen deutsche Offiziere einen weiteren Sonder-Rabatt von 5%. **Haus des deutschen Offizier- u. Beamtenvereins** u. von deren Mitgl. ganz speziell empfohlen. **NB.** *Vom 1. Okt. bis 15. Jan. u. wiederum ab 16. April Pension zu bedeut. ermäss. Preisen.* Tarif in jedem Zimmer.

St. Blasien (Baden).

Pension Felix Schmidt für Leichtlungenkranke. Bestens eingerichtet. Balkons für Liegekuren. Gute Küche. Pr. von Mk. 6.— an.

Poetko's alkoholfreien Aepfelsaft

naturrein, aus edlem frischen Obst, unbegrenzt haltbar, **ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende,** versendet pro Flasche 50 Pfg., Auslese 60 Pfg., exkl. Glas u. Kiste, von 30 Flasch. aufwärts geg. Kasse

Ferd. Poetko, Guben 22.

Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Digitized by Google

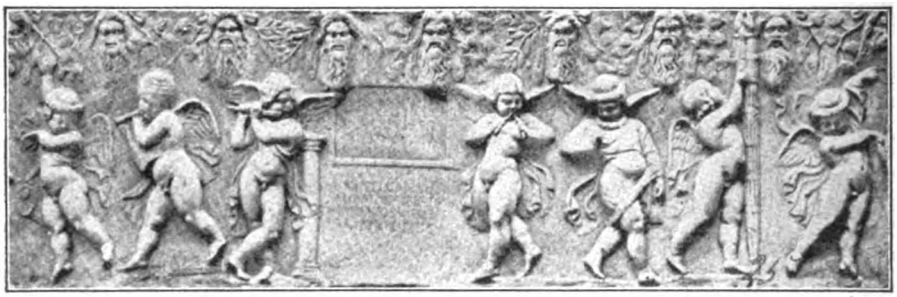
MÜNCHENER KUNST U. KUNSTGEWERBE

B. KUNSTGEWERBEVEREIN MÜNCHEN, Pfandhausstr. 7.

Ständ. Ausstellung kunstgewerbl. Erzeugnisse tägl. von 8–7 Uhr. :: Eintritt frei.

Die Ausstellung bleibt auch während des Krieges wie bisher geöffnet. Dagegen musste die Abteilung des Vereins auf der Werkbundausstellung in Cöln geschlossen werden. Die von Cöln zurückkommenden Gegenstände werden in München zur Ausstellung kommen.

Plastische Kunstgegenstände



in nur künstlerischen Imitationen von Elfenbein, Stein, Terrakotta, Holz, Bronze, Polychrom, Majolika usw. — Ausführung in Gips, Hartmasse und Galvano-Bronze.

Neuester illustrierter Katalog gegen Einsendung von M 1.70, bei Nachnahme 20 Pf. mehr. — Bei Aufträgen von M 20.— wird auf Wunsch Katalogpreis vergütet.

Kunstwerkstätten von Hans Weinknecht, München, Theresienstr. 66.

Baumkuchen

u. Baumkuchen-Zacken m. Schokol. Qual. u. Geschmack unübertroffen. Pfd. 2 Mk., von 5 Pfd. ab franko p. Nachn.

Baumkuchen-Knappe, Görlitz.

Vertreterinnen überall gesucht.

Briefmarken

echt und verschieden.

1000 versch. 12.—, 100 Übersee 1.35, 40 deut. Kol. 2.75, 200 engl. Kol. 4.50.

Albert Friedemann
LEIPZIG, Härtelstr. 23/51.

Zeitung und Liste gratis. **Briefm.-Katalog Europa** 1 Mark.

Deutsche Kriegsmarken

in **Belgien** verausgabt, 3, 5, 10, 25 C. **75 Pf.**, gestempelt **1 Mark.**

Österr. Kriegsmarken

5, 10 Heller **25 Pf.**, gestempelt **35 Pf.**

beseitigt **Müdigkeit** und **Schmerzen** in Füssen und Beinen. Ärztl. empfohlen. Tausende Anerkenn. Prospekte Nr. 27 gratis von der Supinator-Co. m. b. H., Frankfurt a. M.

Dr. Springer's vorzügl. wirkende

Sommersprossen-Salbe

Preis 2 M., portofrei. Versand durch

Apotheke zum Greif, Stettin I.

❖ Schlafzimmer ❖

Feinste abgesperrte Arbeit, Spessarteiche mit Intarsien geräuchert

2 Betten, 1×2 m lichten, 2 Nachtspinde mit Marmor, 1 Waschkommode mit 110×63 cm Marmoraufsatz und Kristallfacettespiegel, 1,80 m breiter 3türiger Spiegelschrank — 1/3 Wäsche, 2/3 Kleider — 2 Stühle und Handtuchhalter

525 Mk. frachtfrei

Lieferbar auch in Mahagoni, Nußbaum und Birke

Bielefelder Werkstätten für Möbel u. Innenbau

Ed. Essen, Bielefeld N.,

Gütersloherstraße 1—3

Digitized by Google

LINDT & SPRÜNGLI · A·G · FABRIKEN IN BERN UND ZÜRICH

Die echte **Lindt-Chocolade** trägt

Marke **Rod. Lindt fils** nebenstehende

Schutzmarke Lindwurm

Bewährt als vorzügl. linderndes Mittel bei catarrhal. Affectionen u. chron. Brustleiden

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

80 PFENNIGE.

• Neuigkeit! •

Lustige Bilder-Geschichten für Kinder

von Wilhelm Busch.

Ein stattlicher Band mit 185 farb. u. 278 schwarzen Abbildungen.

Preis in Leinwand gebunden M. 10.—, in Pappband M. 9.—.

Was das „Busch-Album" dem Erwachsenen ist, sollen die „Lustigen Bilder-Geschichten" dem Kinde werden: eine nie versiegende und veraltende Quelle frohen gesunden Genusses.

Wilhelm Busch-Album

Humoristischer Hausschatz mit 1500 Bildern.

Preis in Dürerleinwand mit Kopfgoldschnitt M. 20.—.

Fr. Bassermannsche Verlagsbuchhandlung, München.

FISCHER & WITTIG

Buchdruckerei, Leipzig

empfehlen ihre in feinster Tiefdruckausführung hergestellten Postkartenserien.

Es sind bisher erschienen:

Serie 001: **Berner Oberland,** 10 Karten in Umschlag, Ladenpreis 80 Pf.

Serie 002: **Walliser Alpen,** 10 Karten in Umschlag, Ladenpreis 80 Pf.

Serie 003: **Zwölf Landschaftskünstlerkarten** in Umschlag, Ladenpreis Mk. 1.—.

Serie 004: **Riviera di Levante,** 12 Karten in Umschlag, Mk. 1.—.

Serie 005: **Leipzigs Denkmäler der Völkerschlacht 1813,** 12 Karten in Umschlag, Mk. 1.—.

Serie 006: **Fünf Winterlandschaften,** in Umschlag, Ladenpreis 50 Pf.

Grossisten und Wiederverkäufer gesucht.

Muster und Offerten bitten unter Aufgabe von 1a Referenzen zu verlangen.

Die Reform des möblierten Zimmers

Jetziger Preis 60 Mark.

„Reformator" das unsichtbare Bett

„Probat" der unsichtbare Waschtisch

Mieten Sie kein Zimmer ohne Jaekel's neue Reform-Möbel

Preisliste 15 gratis und franko

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik

Berlin SW., Markgrafenstr., Ecke Kochstr.

München, Dionerstr. 6.

MACHT DAS LEDER GESCHMEIDIG! GIBT WASSERDICHTEN HOCHGLANZ!

Kavalier ist das beste Schuhputzmittel der Welt!

Union Augsburg.

FÄRBT NICHT AB! OHNE KONKURRENZ!

Garantol-Eier

Konservierungsmittel

1000fach empfohlen! Ein Versuch überzeugt.

Packung A für 120 Eier 25 Pfg. Packung C für 400 Eier 50 Pfg.
„ B „ 300 „ 40 „ „ D „ 600 „ 75 „ usw.

Erhältlich in Apotheken, Drogen- und Kolonialwarenhandlungen. Bezugsquellen durch Garantol-Gesellschaft m. b. H., Dresden-19

Treu-Bank Aktien-Gesellschaft Eisenach

Spezial-Institut für Privat-Kredite gewährt

Darlehen

vertrauenswerten Privat-Personen. Gesuche nur schriftlich erbeten. Dieselben sind als abgelehnt zu betrachten, wenn innerhalb 3 Tagen nicht beantwortet.

Digitized by Google

Schwerter-Schokolade

„Deutschland"

„Mein Geschmack"

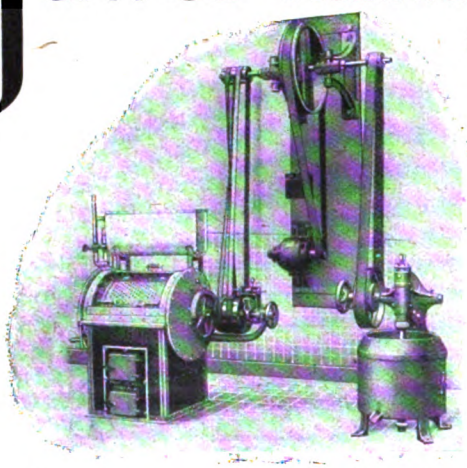
Riedel & Engelmann
Dresden

Eine vorzügliche, in Anlage und Betrieb billige
Heizung für das **Einfamilienhaus**
ist die Frischluft-Ventilations-Heizung
In jedes auch alte Haus leicht einzubauen. — Man verlange Prospekt. C
Schwarzhaupt, Spiecker & Co Nachf. GmbH. Frankfurt a. M.
Für Oesterreich und Ungarn Lieferung ab Wien.

„Juwel" Elektrisch betriebene Heimwäscherei

für Privathäuser, Hotels, Anstalten.

Broschüre kostenlos.



Maschinenbau-Gesellschaft m. b. H., Frankfurt a. M.

Müller & Wetzig, Dresden-A.
Spezial-Fabrik für
Projektions- u. Vergrösserungs-Apparate

KATALOG Nº 111 gratis.

Nordische Blockhäuser

liefern
Christoph & Unmack
Actiengesellsch.
Abteilung Blockhausbau
Niesky O/L.-Prov. Schles.
Preis jedes Cataloges 1. M

Deutsche Holzhäuser.

Charakter-Beurteilung aus Handschrift 1—5 Mk. Prospekt über **Graphologie** frei.
G. F. Busse, Hannover, Rautenstr. 25.

Musik-Instrumente für Orchester, Schule und Haus.

Spezialität: Geigen. Saiteninstrumente. Eigene Ateliers.

Preisliste Nr. 1 frei!

Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig, Querstr. 26/28.

Digitized by Google

Feldpost!

Rheumatismus

Die **Schmerz**-stillende, ableitende Einreibung (patentiert), von Ärzten und Kliniken als hervorragend begutachtet bei

Rheumasan
Dr. Reiss

In Apotheken Tuben Mk. 2,10 u. 1,30.

Eigene Fabrikation.

Versende **gratis und franko** mein praktisch geordnetes **Preisbuch** über

Spielwaren **Meccano, Flugmaschinen, Lehrmittel** usw.

Dasselbe ist **reich illustriert** und mit genauen Grössenangaben versehen.

A. Wahnschaffe, Königl. Bayr. Hoflieferant, **Nürnberg.**

Billige Preise lohnen jeden Bezug. **Alle Spielwaren** und stets erscheinende Neuheiten von mir erhältlich.

Viele Spezialitäten.

Unsern Ringnur frinnnn!

Taschenglühofen „Karat"
im Feldpostbrief versendbar

ist die willkommenste Liebesgabe. Tausendf. im Felde erprobt. Bester Leib-, Taschen- u. Handwärmer mit vielstündiger Brenndauer, Kosten der Wärmstunde ca. 1/9 Pfg. Vollkommen gefahrlos. Bequem in der Waffenrocktasche zu tragen. Gewicht nur ca. 150 Gr. Feldpostmäss-ig verpackt inkl. 10 Wärme-Glühstoffpatronen Modell A (rund) M. 1.50, bessere Ausführung Modell B M. 2.50, Doppelmodell C (flach) M. 4.50 franko. (Ersatz-Glühstoffpatronen jederzeit nachlieferbar 10 Stück 50 Pfg.) Wird direkter Versand ins Feld gewünscht, genaue Adresse angeben und Betrag vorher einsenden.

„Respira" Sanitäts-Compagnie
Abt. Militärbedarf ~ Cassel II/V

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Batzer, Maria. Aus Dorf und Stadt. Kindergeschichten. E. Nister, Verlag, Nürnberg.

Becker, C. H. Deutschland und der Islam. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Becker, Reinhold. Der Choral von Leuthen. Komponiert für eine Singstimme, für Männerchor und gemischten Chor. J. Schuberth & Co., Leipzig.

von Bergmann, Ernst. Kriegsbriefe 1866, 1870/71 und 1877. F. C. W. Vogel, Leipzig.

Berliner Kalender 1915. Martin Oldenbourg, Berlin.

Bischoff, Diedrich. Wie kam's und wohin geht's. Kriegsbetrachtungen. Bruno Zechel, Leipzig.

Brandstaedter, Otto. Der Weltkrieg 1914. Heft 1 und 2. Levy & Müller, Stuttgart.

Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. 1914. Ausgewählt von Julius Bab. Morawe & Scheffelt, Berlin.

Die belgischen Greueltaten gegen die Deutschen, der Franktireurkrieg und die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen im Kriege 1914. Otto Gustav Zehrfeld, Leipzig-R.

Manuskripte

jeglicher Art für Buchpublikation erbeten. Rückporto **Robert Markiewicz Verlag, Berlin SW.,** Kochstr. 53.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Werkstätten Bernard Stadler, Paderborn

Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche.

Besonders preiswert: Bürgermöbel.

Vollständige Zimmer für etwa 500 bis 1000 Mark.

Teppiche, Bezugstoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät.

Lieferung frei in die Wohnung.

Neues Preisbuch M 1 . . . . . 1 Mark.

Berlin W. 30, Traunsteinerstr. 6,
Bremen, Georgstr. 64, **Düsseldorf,** Bleichstr. 6, **Hamburg,** Bergstr. 14, **Leipzig,** i. H. Aug. Polich

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Eder-Loben, Hans. Der Bau einer autographischen Presse usw. E. Nister, Verlag, Nürnberg.

— Der wandernde Amateurphotograph. Ebenda.

— Praktische Arbeiten auf Ausflügen. Ebenda.

— Welches Wetter ist morgen? Anleitung zur Voraussbestimmung des Wetters und zum Bau der dazu notwendigen Apparate. Ebenda.

Selbo, Bruno. Bacons entdeckte Urkunden. H. A. Ludwig Degener, Leipzig.

Falke, R. Unserer Kaiserin. Festspiel für vaterländische Frauen- und Jungfrauenvereine. Friedrich Emil Perthes, Gotha.

Findeis, Richard. Geschichte der deutschen Lyrik. 2 Bde. G. J. Göschensche Verlagshhdlg. m. b. H., Berlin.

Floericke, Curt, und F. Heckrodt, Jugend und Vogelschutz. Anleitung zur Selbstherstellung von Futterhäusern und Vogelschutzgeräten. E. Nister, Verlag, Nürnberg.

Fürst-Flatau. Leitfaden der weiblichen Gesundheitspflege. Curt Kabitzsch, Verlag, Würzburg.

Einmal erprobt, immer verlangt

Für Feinschmecker:

Lobeck's

Firma gegr. 1838

Marke: Dreiring

CHOCOLADE CACAO DESSERT

Hofl. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen

Christofle & Cie.

Schwer versilberte :: Tafelgeräte ::

Karlsruhe und Wien

Höchste Auszeichnungen C C auf allen Weltausstellungen

Vertreter überall

Für unsere Krieger

ist der Gebrauch eines **guten** Gummischwammes im Felde und in den Lazaretten von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der

„GLORIA"-Gummi-Schwamm

ein hervorragendes, **deutsches** Erzeugnis, ist sterilisierbar, absolut **widerstandsfähig** gegen Soda und noch stärkere Alkalien; ist **angenehm** und **sauber** im Gebrauch, **erfrischt** die Haut durch seine hervorragende Frottierwirkung und **eignet** sich vor allen Dingen zur **Wundbehandlung. Ärztlich empfohlen.**

Man achte genau auf die Schutzmarke „Gloria".

GLORIA

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.

Hannov. Gummiwerke „Excelsior" A.-G.
Hannover-Linden.

Digitized by Google

Natürliches **Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz**

Unentbehrlich für **Magenkranke** *Natürl. Nährsalz f. Kranke u. Gesunde*

Hebt **Appetit, Verdauung** und **Körpergewicht**, nährt **Nerven** u. **Muskeln**, verbess. **Blut** u. **Säfte**. Als Naturschatz weltbekannt u. im tägl. Gebrauche unzähliger Familien u. Aerzte. Depot à 2.50 M. direkt 3 Fl. 7.50 M. fr. Unt. amtl. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden. Kurschrift über d. **hohe Bedeutung** d. **Salzes** m. begeist. ärztl. Heilbericht. grat. Brunnen-Contor, Wiesbaden C

Eugen Gärtner, Stuttgart II,

Kgl. Hof-Geigenbaumeister.
Fürstl. Hohenzoll. Hoflief.
Inh. d. gold. Med. f. Kunst u. Wissensch.

Anerkannt grösstes Lager in ausgesucht schönen, gut erhaltenen

alten Geigen.

Hervorrag. *ital., französ.* u. *deutsch.* Meister. Weitgeh. Garantie. — Für absol. Reellität bürg. feinste Refer. Berühmt. Repar.-Atelier. Selbstgefertigte Meistergeigen. — Glänzende Anerkennungen.

Die fast nikotinfreien Zigarren

fast Nicotinfrei

(Patent Schliebs & Co., Breslau) sind deshalb die wohlschmeckendsten, weil die Tabake nicht mit Chemikalien präpariert werden.

Preisliste frei. **C. W. Schliebs & Co., Breslau Nord.**

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Hirschfeld, Alice. Kochbüchlein für Wanderlustige. Anleitung zur Herstellung von einfachen und schmackhaften Gerichten. E. Nister, Verlag, Nürnberg.

Kaiser-Worte. Eine Auswahl von Ansprüchen, Reden und Erlassen Kaiser Wilhelms II. Emil Müllers Verlag, Barmen.

Kirn, Bernhard. Acht Dorf-Kriegspredigten. Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung, Reutlingen.

Konwiczka, Hans. Der Jugend Arbeitsbuch. Arbeiten im Freien, Arbeiten im Zimmer. Herstellung nützlicher Apparate. E. Nister, Verlag, Nürnberg.

— Wie helfe ich mir selbst. Praktische Winke auf Ausflügen und zu Hause. Ebenda.

Kriegskarten. Deutsch-Französische Grenzlande. — Deutsch-Russische Grenzlande. — Deutschland, England und die Nordsee. — Österreichisch-ungarisch-Serbischer Kriegsschauplatz. Velhagen & Klasing, Leipzig und Bielefeld.

Kriegspostkarten, Vaterländische. Meißner & Buch, Leipzig.

Kutzer, Ernst. Eingestiegen alle Mann, wir fahren mit der Eisenbahn. Mit Versen von Hans Heller. E. Nister, Verlag, Nürnberg.

— Sonne, Sonne scheine. Verse von Hans Heller. Ebenda.

Meyers historisch-geographischer Kalender für 1915. Bibliograph. Institut, Leipzig.

Naumann, Friedrich. Deutschland und Frankreich. (Der deutsche Krieg, 2. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Rathgen, Karl. Deutschland, die Weltmächte und der Krieg. 18. Sept. 1914. Vortrag. L. Friederichsen & Co., Hamburg.

Soldatenlieder und Märsche. Ullstein & Co., Berlin.

Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen.
In Apotheken:
Fl. M 1,40; Doppelfl. M 2,40.

Digitized by Google

Stavenhagen, W. Grundriß der Befestigungslehre sowie des Verkehrs- und Nachrichtenwesens. E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Steiner, Rudolf. Die Rätsel der Philosophie in ihrer Geschichte als Umriß dargestellt Siegfried Cronbach, Berlin.

Thoma, Hans. Festkalender. E. A. Seemann, Leipzig.

„In jedem besseren Haushalt sollte der **Tancré-Inhalator** in der Hausapotheke sein," schreibt Herr Sattlermstr. G. Heinze, Dresden-A., der einen veralteten Luftröhrenkatarrh, welcher allen möglichen Mitteln getrotzt hatte, bei Benutzung des Tancré-Inhalators in 8 Tagen los wurde. Und von 17000 Ärzten und Patienten liegen gleichartig begeisterte Äußerungen vor. Eine Postkarte genügt, um Ihnen außer belehrenden Drucksachen 100 Zeugnisse mit genauen Adressen von Leuten zu verschaffen, die der Tancré-Inhalator von schweren Katarrhleiden geheilt hat. Sie können sich also selbst bei den Benutzern erkundigen. Preis gebrauchsfertig unter Nachnahme 8.85 M. Näheres beim Fabrikanten **Carl A. Tancré, Wiesbaden 16 H.**

MAX ERLER

Königlich Sächs. Hoflieferant

Leipzig, Brühl 34-40

liefert feldpostmäßig verpackt

pelzgefütterte Unterzieh-Westen mit Ärmel

für Offiziere und Mannschaften zu M. **30.— 35.— 40.—**

Als Grössenmass genügt: Einsendung einer Zivilweste (die frei zurückfolgt) oder Angabe von Brust- und Leibweite.

Fertige Pelzfutter mit Ärmeln unter dem Uniform-Mantel zu tragen, von M. **150.**— an.

„STARIBUS"

Gesundheits-Federhalter

geg. schlechte Schreibhaltung u. Schrift; Krampf, Ermüdung u. Nervosität, Kurzsichtigwerden. Franko geg. Eins. v. M. 1.80 von **A. Neumann, Frankfurt a. M. 8,** Weserstrasse 33.

Jede **Handarbeiten liebende** Dame sollte sich den prachtvoll ausgestatteten **Handarbeits-Katalog** mit ca. 1000 Abbildungen der Fa. **M. Kuppin, Charlottenburg 5,** kommen lassen, der auf Wunsch gratis u. franko zugesandt wird.

Für die Anzeigen verantwortlich: **G. Schräpler** in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.

Hierzu Extra-Beilagen von: Bibliographisches Institut in Leipzig, Grethlein & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung in Leipzig und von F. Soennecken in Bonn.

Digitized by Google

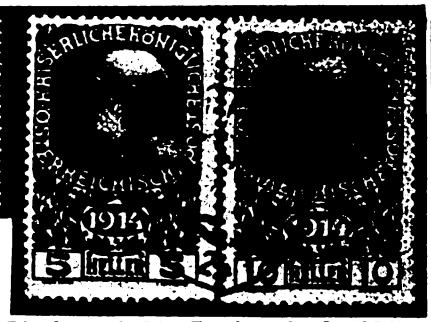
Kriegsmarken.

Die soeben herausgekommenen Marken der Deutschen Post in Belgien
Jetzt lieferbar!

Satz 4 Werte 3, 5, 10 und 25 Cts.

ungebr. . . . . M. —.50
auf Brief . . . . . „ —.60

Porto extra!



Kriegsfürsorge der österr. Verwaltung. Satz 5 u. 10 Heller ungebr. M. —.25, auf Brief M. —.35.

Porto extra unter Mk. 10.—.

Für Anfänger empfehlen wir die nachstehenden Sortimente als Spezialität unseres Hauses:

500 Stück	Mk.	4.50	Durchaus verschiedene, garantiert echte Briefmarken, die von 1000 Stück ab sortiert auf Bögchen aufgeklebt geliefert werden.
1000 „	„	12.—	
1500 „	„	24.—	
2000 „	„	40.—	
2500 „	„	72.—	
3000 „	„	105.—	
4000 „	„	220.—	
5000 „	„	350.—	
6000 „	„	520.—	
7000 „	„	800.—	
8000 „	„	1200.—	
10000 „	„	2600.—	
12000 „	„	5000.—	

75 Stück	verschiedene deutsche Marken bis 1875	Mk.	12.50
75 „	„ gebrauchte deutsche Kolonien	„	12.50
100 „	„ „ „ „	„	20.—
600 „	„ Europa diverser Staaten	„	7.50
1000 „	„ „ „ „	„	25.—
100 „	„ englische Kolonien . .	„	2.—
200 „	„ „ . . .	„	6.—
500 „	„ „ . . .	„	30.—
200 „	„ französische Kolonien .	„	8.—
200 „	„ Asien	„	7.50
200 „	„ Afrika	„	9.—
500 „	„ Amerika	„	18.—
150 „	„ Australien	„	9.—

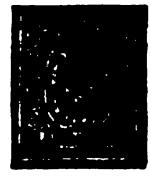
Carl Willadt & Co., Pforzheim 25.

Briefmarken-Albums aller Systeme in der Preislage von Mk. 3.—, 4.—, 5.—, 6.—, 8.—, 10.—, 12.—, 15.—, 20.—, 30.—, 35.— bis 210.—.

Alle Lieferungen im Werte von Mk. 10.— ab erfolgen franko. — Anfragen erfordern Rückporto.

128 Seiten starke Europa-Preisliste mit vielen Abbildungen wird gegen Einsendung von 30 Pfg. franko versandt.

Eine Spezialität unserer Firma ist



die Lieferung der alten klassischen Seltenheiten der

Marken Europas von 1840—1870, von denen wir obenstehend einige Marken der schweizerischen Kantonalpost abbilden.

Sendet jedem Krieger

als Kräftigungsmittel sowie zur Linderung bei Magen- und Darmerkrankungen, insbesondere Durchfall den tausendfach bewährten und ärztlich empfohlenen

Kasseler Hafer-Kakao

(Nur echt in blauen Schachteln für 1 Mark, nie lose!)

Digitized by Google

DÜRKOPP

V.O. VERSENKMASCHINE V.O.

kostet nur wenig mehr als eine Tretmaschine mit Verschlusskasten. Prospekte gratis..

bildet in geschlossenem Zustand einen vollständig ebenen Tisch zu allen Zwecken gebrauchbar.

Sämtliche Dürkopp-Nähmaschinen sind zum STICKEN und STOPFEN vorzüglich geeignet: Fordern Sie die Broschüre: Anleitung zum Sticken auf der Dürkopp-Nähmaschine.

DÜRKOPPWERKE·AKTIENGESELLSCHAFT·BIELEFELD

Pfaff-Nähmaschinen

für Familiengebrauch, Näherinnen, Handwerker und Fabriken. Anerkannt mustergültiges Fabrikat in feinster Ausführung mit allen Verbesserungen u. den neuesten Apparaten versehen. Zum Nähen, Sticken u. Stopfen vorzüglich geeignet. Niederlagen in allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern

Gegründet 1862

Digitized by Google

Käthe Kruse-Puppen, für Weihnachten 1914

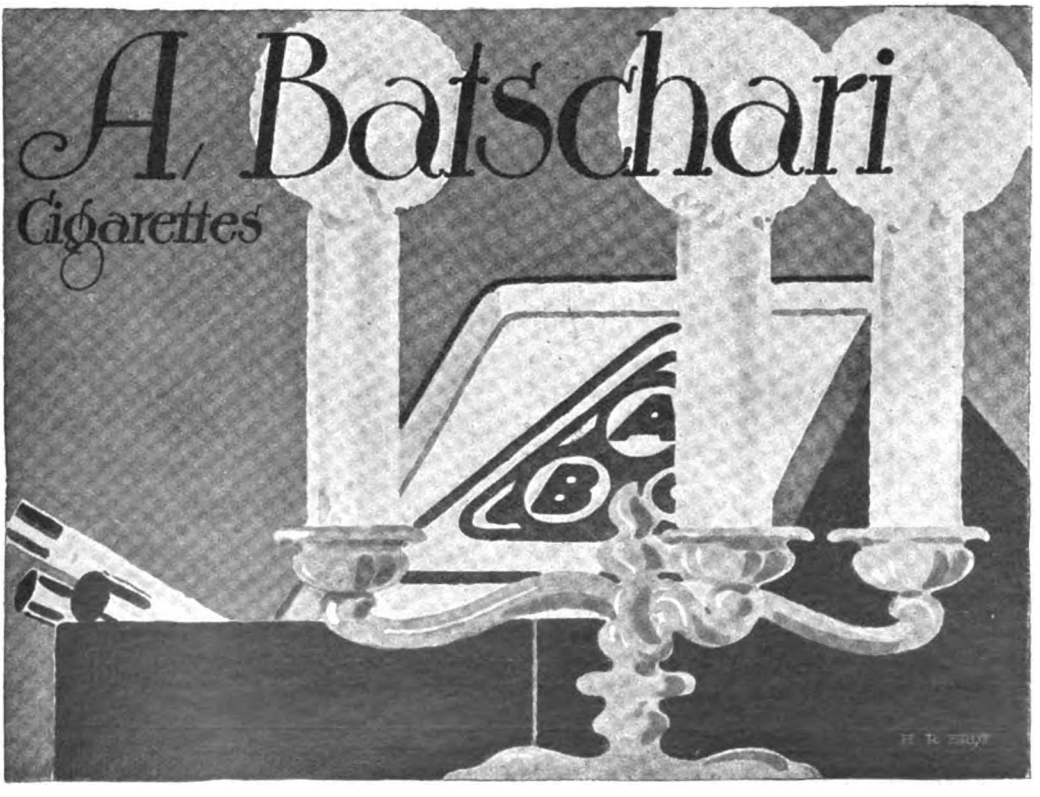
eine bleibende Erinnerung für die Kinderherzen.

Als Hemdmatz 25 Mk., gekleidet zwischen 33 und 40 Mk.

Zu beziehen durch einschlägige Geschäfte oder direkt von der

Werkstätte der Käthe Kruse-Puppen, Bad Kösen, Saale 8.

Bilderbuchkatalog über gekleidete Puppen gegen Einsendung von 30 Pfg. (40 Heller) in Marken.



Digitized by Google

Während der Kriegswirren

wird wohl den wenigsten Kranken heute eine Badekur an Ort und Stelle möglich sein. Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallenleiden, sowie alle Erkrankungen der Atmungs- und Verdauungsorgane weisen wir als vollwertigen Ersatz auf eine intensive Trinkkur im Hause hin und empfehlen dafür unsere millionenfach bewährte

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle

Literatur auf Wunsch

Depot in ***Berlin:*** *LOUIS QUENSEL, SW., Schönebergerstr. 19. Tel. Amt Lützow Nr. 669*
Dresden-A.: *H. FICINUS Wwe., Mohren-Apotheke, Johannesstr. 23. Tel. 3216*
Hamburg: *W. HOMANN, Altona, Wohlers-Allee 36, Tel. Gruppe I Nr. 2281*
München: *GEORG FETSCHELE, Perhamer Str. 1. Tel. 11353.*

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. Postkarten, Marken, Statius:

Schleussner-
Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Preisliste und Lieferung durch alle Photo-Händler.

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 60.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. **3. Auflage.** Anleitung zur fehlerfreien Plattenverarbeitung und künstlerischen Porträt- u. Landschafts-Photographie. **Preis 50 Pfg.** od. gegen 60 Pfg. portofrei.

Digitized by Google

Gute und nützliche Bücher von dauerndem Wert

aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Das neueste und beste Nachschlagewerk mittleren Umfangs ist

Meyers Kleines Konversations-Lexikon

Siebente Auflage, durch einen Ergänzungsband erneuerte Ausgabe

Mehr als 155000 Artikel und Nachweise auf 6813 Seiten Text mit über 7000 Abbildungen im Text und auf 680 Illustrationstafeln (darunter 90 Farbendrucktafeln und 154 Karten und Pläne) und 135 selbständige Textbeilagen

7 Bände in Liebhaber-Halbledereinband 100 Mark

Mit dem im Herbst 1914 zur Ausgabe gelangten Ergänzungsband ist Meyers Kleines Konversations-Lexikon zum neuesten und modernsten Nachschlagewerk geworden; denn dieser siebente Band modernisiert nicht nur alle Artikel der sechs vorhergehenden Bände, sondern er trägt auch alles Neue nach und berichtet über moderne Errungenschaften und Forschungen, moderne Geschehnisse und Taten, Verschiebungen im Länder- und Völkergetriebe, im Vordergrund des Interesses stehende Persönlichkeiten, Handel und Wandel hier und dort, Ringen und Werden auf allen Gebieten. Die sonstigen Vorzüge des „Kleinen Meyer" sind allbekannt: Er ist allgemeinverständlich, gründlich und sorgsam den weitestgehenden Bedürfnissen angepaßt; er bringt das Wesentliche der Dinge, den Extrakt, den jedermann braucht; er ist in allen Stücken, inhaltlich und in der Ausführung der bunten und schwarzen Tafeln und Beilagen, ganz auf der Höhe der Zeit. Seine Gediegenheit macht Meyers Kleines Konversations-Lexikon zum unentbehrlichsten Hausschatz des Wissens für alle Stände, seine Ausstattung zu einem Schmuckstück für jedes Haus und jede Bibliothek!

Meyers Klassiker-Ausgaben

Arnim	1 Band	2 M.	Jean Paul	4 Bände	8 M.
Brentano	3 Bände	6 „	Kleist	5 „	10 „
Bürger	1 Band	2 „	Körner	2 „	4 „
Byron	4 Bände	8 „	Lenau	2 „	4 „
Chamisso	3 „	6 „	Lessing	7 „	14 „
Eichendorff	2 „	4 „	Ludwig	3 „	6 „
Freiligrath	2 „	4 „	Mörike	3 „	6 „
Gellert	1 Band	2 „	Nibelungenlied	1 Band	2 „
Goethe	15 Bände	30 „	Novalis u. Fouqué	1 „	2 „
Goethe	30 „	60 „	Platen	2 Bände	4 „
Grabbe	3 „	6 „	Reuter	5 „	10 „
Grillparzer	5 „	10 „	Reuter	7 „	14 „
Gutzkow	4 „	8 „	Rückert	2 „	4 „
Hauff	4 „	8 „	Schiller	8 „	16 „
Hebbel	6 „	12 „	Schiller	14 „	28 „
Heine	7 „	16 „	Shakespeare	10 „	20 „
Herder	5 „	10 „	Tieck	3 „	6 „
Hoffmann	4 „	8 „	Uhland	2 „	4 „
Immermann	5 „	10 „	Wieland	4 „	8 „

Die Preise gelten für eleganten **Leinenband**; für **Halblederband** mit Goldschnitt sind sie um die Hälfte höher.

Theodor Körner

Meyers Klassiker-Ausgaben verdanken ihre Beliebtheit und ihre allgemeine Wertschätzung der mustergültigen kritischen Bearbeitung. Strenge Genauigkeit des Textes, treffliche biographisch-ästhetische Einleitungen, erklärende Anmerkungen und (bei den meisten Autoren) Verzeichnisse sämtlicher Lesarten stellen Meyers Klassiker-Bibliothek in die Reihe der vorzüglichsten Leistungen auf diesem Gebiete. Jedem Klassiker sind ein oder mehrere Bildnisse und Handschriftenproben des Dichters beigegeben.

Prospekte über alle angezeigten Werke kostenfrei. Text- und Bilderproben zur Ansicht.

Digitized by Google

Helmolts Weltgeschichte

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage unter Mitarbeit hervorragender Historiker herausgegeben von Dr. **Armin Tille**

Mit etwa 1200 Abbildungen im Text, 300 Tafeln in Farbendruck, Ätzung usw. sowie 60 Karten

10 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 Mark 50 Pfennig (Im Erscheinen)

Unsere „Weltgeschichte", die eine Geschichte der gesamten Menschheit bietet, hat in der zweiten Auflage durch gründliche Umarbeitung unter sorgfältiger Berücksichtigung der neueren Literatur eine erheblich veränderte Gestalt erhalten. Ein äußerlicher Unterschied im Vergleich zur ersten Auflage besteht darin, daß in Übereinstimmung mit den üblichen Anschauungen Ostasien an den Anfang gesetzt, Amerika zuletzt behandelt wird. Eine Betrachtung des geistigen Lebens der Kulturvölker beschließt das Werk. Natürlich wird auch der Weltkrieg 1914 zur Darstellung kommen.

Meyers Historischer Handatlas Mit 62 Hauptkarten, vielen Nebenkärtchen, einem tabellarischen Geschichtsabriß und 10 Registerblättern. In Leinen gebunden 6 Mark

Das Deutsche Volkstum Unter Mitarbeit mehrerer Gelehrter herausg. von Prof. Dr. **Hans Meyer**. Zweite Aufl. Mit 1 Karte und 43 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt. 2 Bände in Leinen geb. zu je 9 M. 50 Pf.

Urgeschichte der Kultur Von Dr. **Heinrich Schurtz**. Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Kartenbeilage und 23 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung usw. In Leinen geb. 17 Mark

Geschichte der Deutschen Kultur Von Professor Dr. **Georg Steinhausen**. Zweite Auflage. Mit 213 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck usw. 2 Bände in Leinen gebunden zu je 10 Mark

Kunstformen der Natur Von Prof. Dr. **Ernst Haeckel**. 100 Foliotafeln in Farbendruck und Ätzung mit beschreibendem Text. In Leinen gebunden 35 Mark oder in 2 eleganten Sammelkasten 37 Mark 50 Pfennig

Kunstformen der Natur Kleine Ausgabe. Bearbeitet v. Prof. Dr. **Ernst Haeckel**. 22 farbige und 8 schwarze Bildertafeln nebst erläuterndem Text. In Leinenmappe 6 Mark

Handwörterbuch der Deutschen Sprache Von Dr. **Daniel Sanders**. Achte, neubearbeitete Auflage von Dr. **J. Ernst Wülfing**. In Leinen gebunden 10 Mark

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Professor Dr. **Karl Woermann**. Mit 1361 Abbildungen (1527 Einzeldarstellungen) im Text und 162 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt. 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 17 Mark

Geschichte der Deutschen Literatur Dritte, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. **Fr. Vogt** und Prof. Dr. **M. Koch**. Mit 173 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck usw. sowie 45 Faksimile-Beilagen. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark

Geschichte der Englischen Literatur Zweite, neubearbeitete Aufl. Von Prof. Dr. **R. Wülker**. Mit 229 Abbildungen im Text, 30 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich, Tonätzung usw. sowie 15 Faksimile-Beilagen. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark

Geschichte der Französischen Literatur Zweite, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. **Herm. Suchier** und Prof. Dr. **Adolf Birch-Hirschfeld**. Mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung usw. sowie 13 Faksimile-Beilagen. 2 Bände in Halbleder geb. zu je 10 M.

Geschichte der Italienischen Literatur Von Prof. Dr. **Berthold Wiese** und Prof. Dr. **Erasmo Pèrcopo**. Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung usw. sowie 8 Faksimile-Beilagen. In Halbleder gebunden 16 M.

Weltgeschichte der Literatur Von **Otto Hauser**. Mit 62 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. 2 Bände in Leinen gebunden zu je 10 M.

Moderne Technik Die wichtigsten Gebiete der Maschinentechnik und Verkehrstechnik allgemeinverständlich dargestellt und erläutert durch zerlegbare Modelle. Herausgegeben von **H. Blücher**. 2 Bände in Leinen gebunden 40 Mark

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1915. Mit 365 Bildern, einer Gedenktagerubrik, einer Jahresübersicht mit astronomischen Notizen, Register und Kalendarium. Als Abreißkalender eingerichtet. 1 M. 85 Pf.

Atlas zum Kriegsschauplatz 1914 18 Kartenblätter (26 Haupt- und 19 Nebenkarten) aus Meyers Konversations-Lexikon. In Umschlag zusammengeheftet . . . . . 1 Mark 50 Pfennig

Krauß, Der Europäische Kriegsschauplatz in 2 Karten im Maßstab 1:1500000. **Westlicher Teil**, Größe 76×62 cm. Mit der Nebenkarte: Elsaß-Lothringen, 1:850000. — **Östlicher Teil**, Größe 76×71 cm. Mit den Nebenkarten: Russische Ostseeküste, 1:3700000. — Der österreichisch-serbische Kriegsschauplatz 1:1170000. Jede Karte in Umschlag gefalzt . . . . 80 Pfennig

---

Krauß, Franz.-belg. Kriegsschauplatz Maßstab 1:2250000. Größe 48½×36 cm. In Umschlag gefalzt . . . . . 40 Pfennig

Krauß, Russischer Kriegsschauplatz Maßstab 1:3700000. Größe 48½×31½ cm. In Umschlag gefalzt . . . . . 40 Pfennig

Diese beiden Karten, in fünffarbigem Steindruck ausgeführt, sind in Rocktaschenformat gefalzt. In dieser Form empfehlen sie sich auch zur Versendung in Feldpostbrief an die Truppen im Felde.

Digitized by Google

In vierter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage liegt demnächst abgeschlossen vor:

Brehms Tierleben

Unter Mitarbeit von Dr. **Victor Franz**, Professor Dr. **Ludwig Heck**, Dr. **Friedrich Hempelmann**, Professor Dr. **Richard Heymons**, Dr. **Max Hilzheimer**, Professor Dr. **William Marshall**, Dr. **Ludwig Nick**, Professor Dr. **H. Simroth**, Dr. **Otto Steche** und Professor Dr. **Franz Werner** herausgegeben von Professor Dr. **Otto zur Strassen**

Mit über 2000 Abbildungen im Text und auf mehr als 500 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt sowie 13 Karten

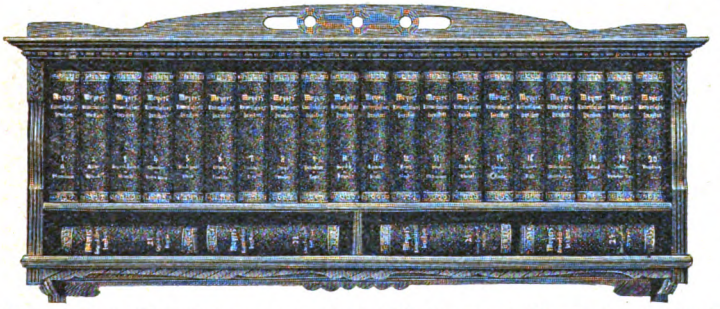
13 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 Mark

Einteilung: **Band I**: Wirbellose, **Band II**: Insekten, **Band III**: Fische, **Band IV** und **V**: Lurche und Kriechtiere, **Band VI—IX**: Vögel, **Band X—XIII**: Säugetiere.

Dieses klassische, in alle Kultursprachen übersetzte und bereits in mehr als 225000 Exemplaren verbreitete Werk hat wie kein anderes dazu beigetragen, die Kenntnis der Tierwelt und die Liebe zu ihr in weiteste Kreise zu tragen. Die neue Bearbeitung, die die einzigartige Schöpfung des unerreichten Meisters der Tierschilderung nach Möglichkeit unangetastet ließ und die Volkstümlichkeit der Darstellung sorgfältig wahrte, trägt den unaufhaltsamen Fortschritten der Wissenschaft in jeder Beziehung Rechnung und berücksichtigt dementsprechend mehr als früher die Entwickelung der Geschöpfe, ihren anatomischen Bau und die Tierpsychologie. Eine wesentliche Vervollkommnung hat die Illustrierung durch Aufnahme neuer ebenso naturgetreuer wie künstlerischer Text- und Tafelabbildungen erfahren, die nach den modernsten Verfahren wiedergegeben sind. Schrift, Druck, Papier und der dauerhafte, ansprechende Einband befriedigen auch die höchsten Ansprüche.

Der beste Ratgeber für Beruf und Haus ist das in sechster, neubearbeiteter Auflage erschienene

Meyers Großes Konversations-Lexikon



Mehr als 150000 Artikel und Verweisungen auf 18593 Seiten Text mit 16831 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1522 Illustrationstafeln (darunter 180 Farbendrucktafeln u. 343 selbständige Kartenbeilagen und Stadtpläne) sowie 160 wertvolle Textbeilagen

20 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mark oder in Prachtband mit Goldschnitt zu je 12 Mark

Klare, leichtfaßliche und allgemeinverständliche Stoffbehandlung zeichnet diesen für jedermann unentbehrlichen Hausschatz aus, der in jeder Beziehung dem Stande der Gegenwart entspricht. Er faßt ihren gesamten Kulturbesitz zusammen und spiegelt die herrschende Zeitströmung, namentlich auch in sozialer Beziehung, in musterhaft klarer, gewissenhafter und gemeinverständlicher Darstellung wider. Was Vollständigkeit, Ausführlichkeit im einzelnen, Objektivität, gleichmäßige Behandlung der einzelnen Fächer, mögen sie der Natur- und Geisteswissenschaft oder der Technik angehören, praktische Verwendbarkeit sowie die unerreichte Ausstattung mit bunten und schwarzen Tafeln, Textillustrationen, Karten, Plänen sowie Sonderbeilagen anlangt, steht Meyers Großes Konversations-Lexikon an erster Stelle vor allen ähnlichen Unternehmungen und kann mit Recht

das neueste und reichhaltigste Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens

genannt werden. Dabei ist diese Enzyklopädie unter den größeren Werken ihrer Art auch noch die wohlfeilste. Ein Ergänzungsband (Bd. XXI) und drei Jahres-Supplemente (Bd. XXII—XXIV) schützen das Werk auf Jahre hinaus vor dem Veralten. Preis der Bände wie beim Hauptwerk.

Digitized by Google

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk u. Schule

Dritte, völlig neubearbeitete Auflage von Dr. **Walther Kahle**

Mit etwa 500 Abbildungen im Text und 150 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt

4 Bände in Leinen geb. zu je 12 Mark. (Die Bände I, II u. IV befinden sich noch in Vorbereitung.)

Afrika Zweite Auflage. Von Prof. Dr. **Friedr. Hahn.** Mit 173 Textbildern, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck usw. In Halbleder gebunden 17 Mark

Nordamerika Dritte Auflage. Von Prof. Dr. **E. Deckert.** Mit 85 Textbildern, 13 Karten u. 37 Tafeln in Farbendruck usw. In Halbl. geb. 16 M.

Süd- und Mittelamerika Dritte Auflage. Von Prof. Dr. **W. Sievers.** Mit 54 Textbildern, 9 Karten und 26 Tafeln in Farbendruck usw. In Halbleder gebunden 18 Mark

Asien Zweite Auflage. Von Prof. Dr. **Wilh. Sievers.** Mit 167 Textbildern, 16 Karten und 20 Tafeln in Farbendruck usw. In Halbleder gebunden 17 Mark

Australien, Ozeanien und Polarländer Zweite Auflage. Von Prof. Dr. **W. Sievers** und Prof. Dr. **W. Kükenthal.** Mit 198 Textbildern, 14 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck usw. In Halbleder gebunden 17 Mark

Europa Zweite Aufl. Von Prof. Dr. **A. Philippson.** Mit 144 Textbildern, 14 Karten und 22 Tafeln in Farbendruck usw. In Halbleder gebunden 17 Mark

Allgem. Länderkunde Kleine Ausg. Von Prof. Dr. **W. Sievers.** Mit 62 Textkarten, 33 Kartenbeilagen und 30 Tafeln in Farbendruck usw. 2 Bände in Leinen zu je 10 M.

Die Erde und das Leben Von Prof. Dr. **Friedr. Ratzel.** Eine vergleichende Erdkunde. Mit 487 Abbildungen und Karten im Text, 21 Kartenbeilagen und 46 Tafeln in Farbendruck usw. 2 Bände in Halbleder geb. zu je 17 M.

Meyers Geograph. Handatlas 121 Haupt- und 128 Nebenkarten, 5 Textbeilagen und Register. Vierte, revidierte Auflage. In Leinen geb. 15 M.

Meyers Deutscher Städteatlas 50 Stadtpläne mit 34 Umgebungskarten, vielen Nebenplänen und vollständigen Straßenverzeichnissen. In Leinen gebunden 8 Mark

Geograph. Bilderatlas aller Länder der Erde. Herausg. von Prof. Dr. **Hans Meyer** und Dr. **W. Gerbing.** I. Teil: **Deutschland** in 250 **Bildern** zusammengestellt u. erläutert von Dr. **W. Gerbing.** In Leinen 2 M. 75 Pf.

Meyers Orts- u. Verkehrs-Lexikon des Deutschen Reichs. Fünfte Auflage. Mit 52 Stadtplänen, 19 Umgebungs- und Übersichtskarten, 1 Verkehrskarte usw. 2 Bände in Leinen gebunden zu je 18 Mark

Ritters Geograph.-Statistisches Lexikon über die Erdteile, Länder, Meere, Häfen, Seen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Bäder, Kanäle, Eisenbahnen, Post- und Telegraphenämter usw. Neunte Auflage. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 25 Mark

Das Deutsche Kolonialreich Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Unter Mitarbeit hervorragender Gelehrter hrsg. von Prof. Dr. **Hans Meyer.** Mit 72 Tafeln in Farbendruck usw., 54 Kartenbeilagen, 159 Textkarten usw. 2 Bde. in Leinen geb. zu je 15 M.

Der Mensch Von Prof. Dr. **Joh. Ranke.** Dritte Auflage. Mit 695 Textbildern (1714 Einzeldarstellungen), 7 Karten und 64 Tafeln in Farbendruck usw. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 15 M.

Völkerkunde Von Prof. Dr. **Friedrich Ratzel.** Zweite Auflage. Mit 1103 Textbildern, 6 Karten und 56 Tafeln in Farbendruck usw. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mark

Pflanzenleben Von Prof. Dr. **K. von Marilaun.** Dritte Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. **Adolf Hansen.** Mit etwa 600 Textbildern und etwa 80 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 14 Mark

Die Pflanzenwelt Von Prof. Dr. **O. Warburg.** Mit etwa 900 Textbildern u. 85 Tafeln in Farbendruck und Ätzung. 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 17 Mark (Im Erscheinen.)

Erdgeschichte Von Prof. Dr. **Melchior Neumayr.** Zweite Auflage. Mit 873 Textbildern, 4 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck usw. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mark

Das Weltgebäude Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. **M. W. Meyer.** Zweite Aufl. Mit 291 Textbildern, 9 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck usw. In Halbl. geb. 16 M.

Die Naturkräfte Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen von Dr. **M. W. Meyer.** Mit 474 Textbildern und 29 Tafeln in Farbendruck usw. In Halbl. geb. 17 M.

Leitfaden der Völkerkunde Von Prof. Dr. **Karl Weule.** Mit einem Bilderatlas von 120 Tafeln und einer Karte der Verbreitung der Menschenrassen. In Leinen gebunden 4 Mark 50 Pfennig

Brehms Tierbilder Zweiter Teil: **Die Vögel.** 60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierleben" von **Wilhelm Kuhnert** und **Walter Heubach.** Mit Text von Dr. **Victor Franz.** In Leinenmappe 12 Mark. — In Vorbereitung befindet sich: Dritter Teil: **Die Säugetiere.** 60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierleben" von **W. Kuhnert, W. Heubach, W. Friese, K. L. Hartig** u. a. Mit Text von Dr. **Victor Franz.** In Leinenmappe 10 Mark

Brehms Tierbilder Kleine Ausgabe. Zweiter Teil: **Die Vögel.** Erste Hälfte: **Einheimische Vögel.** 21 farbige und 15 schwarze Tafeln aus „Brehms Tierleben". Zweite Hälfte: **Ausländische Vögel.** 21 farbige und 15 schwarze Tafeln aus „Brehms Tierleben". 2 Leinenmappen zu je 2 Mark 50 Pfennig

---

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens

Sechste, völlig veränderte und neubearbeitete Auflage

Annähernd 100000 Artikel und Verweisungen auf 1612 Seiten Text mit 1220 Abbildungen auf 80 Illustrationstafeln (davon 7 Farbendrucktafeln), 32 Haupt- und 40 Nebenkarten, 35 selbständigen Textbeilagen und 30 statistischen Übersichten

2 Bände in Liebhaber-Halbleder gebunden zu je 12 Mark oder 1 Halblederband zu 20 Mark

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Digitized by Google

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Wie das Daheim 1864, 1866, 1870 die besten Berichterstatter, die besten Zeichner ins Feld sandte, so wird es auch diesmal sein: mit den veränderten und bereicherten Mitteln der Gegenwart wird das Daheim in seiner Kriegs-Chronik eine fortlaufende, eingehende

zeitgenössische Geschichte dieses Krieges

geben. Unsere Kriegs-Chronik soll den Mitlebenden ein lebendes Bild großer Zeit, kommenden Geschlechtern ein Bronnen der Erinnerung sein. Schon das reiche erste Heft zeigt, was wir wollen und können, welche Kräfte uns willig zur Verfügung stehen.

Aber nicht nur unserem deutschen Heere gilt unser Unternehmen, unsere Kriegs-Chronik wird auch den tapferen, treuen Bundesgenossen, wird der Armee der Österreichisch-ungarischen Monarchie gerecht werden.

Ganz besonders möchten wir noch auf eins aufmerksam machen. Die Erfahrung aller Kriege der Gegenwart lehrt, daß der Soldat im Felde, Offiziere und Mannschaften, fast wie nach dem lieben Brot, nach Nachrichten von den ihm fernen Kriegsschauplätzen, nach Nachrichten aus der Heimat verlangt. Wer 1870/71 mitmachte, wird sich erinnern, wie jedes Zeitungsblatt in den Quartieren, im Biwak von Hand zu Hand ging, bis es völlig zerschlissen war. Unsere Kriegs-Chronik wird daher unseren Kriegern doppelt, dreifach willkommen sein. Wer liebe Angehörige im Felde hat — und wer hätte sie nicht — kann ihnen keine bessere Gabe mit der Feldpost senden als die Kriegs-Chronik des Daheim.

Die einzelnen Lieferungen werden zwanglos in Zwischenräumen von etwa 2 Wochen zum Preise von 60 Pfg. für jede Lieferung erscheinen. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Velhagen & Klasing,
Verlagsbuchhandlung in Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

Das Deutsche Hausgerät unser preiswertes Möbel

Flugblatt 7 mit 4 Bildern einer unserer preiswerten Wohnungseinrichtung umsonst
Preisbücher: D 7 mit 110 Bildseiten nach Photographien Mk. 1.80, L 7 mit 240 Bildseiten in Steinzeichnungen Mk. 2.50 (bei Auftrag erfolgt Gutschrift)
Unsere künstlerischen Mitarbeiter sind: Behrens, Bernhard, Bertsch, Jos. Hoffmann, Gußmann, Niemeyer, Riemerschmid, von Salzmann, Walther und andere

Deutsche Werkstätten

Hellerau bei Dresden * München, Wittelsbacherplatz 1
Ausstellungen und Verkaufsstellen: Berlin, Bellevuestraße 10, Königgrätzer Straße 22 * Dresden, Ringstraße 14 u. 15 * Hannover, Königstraße 37A

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 058527596

Digitized by Google